This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

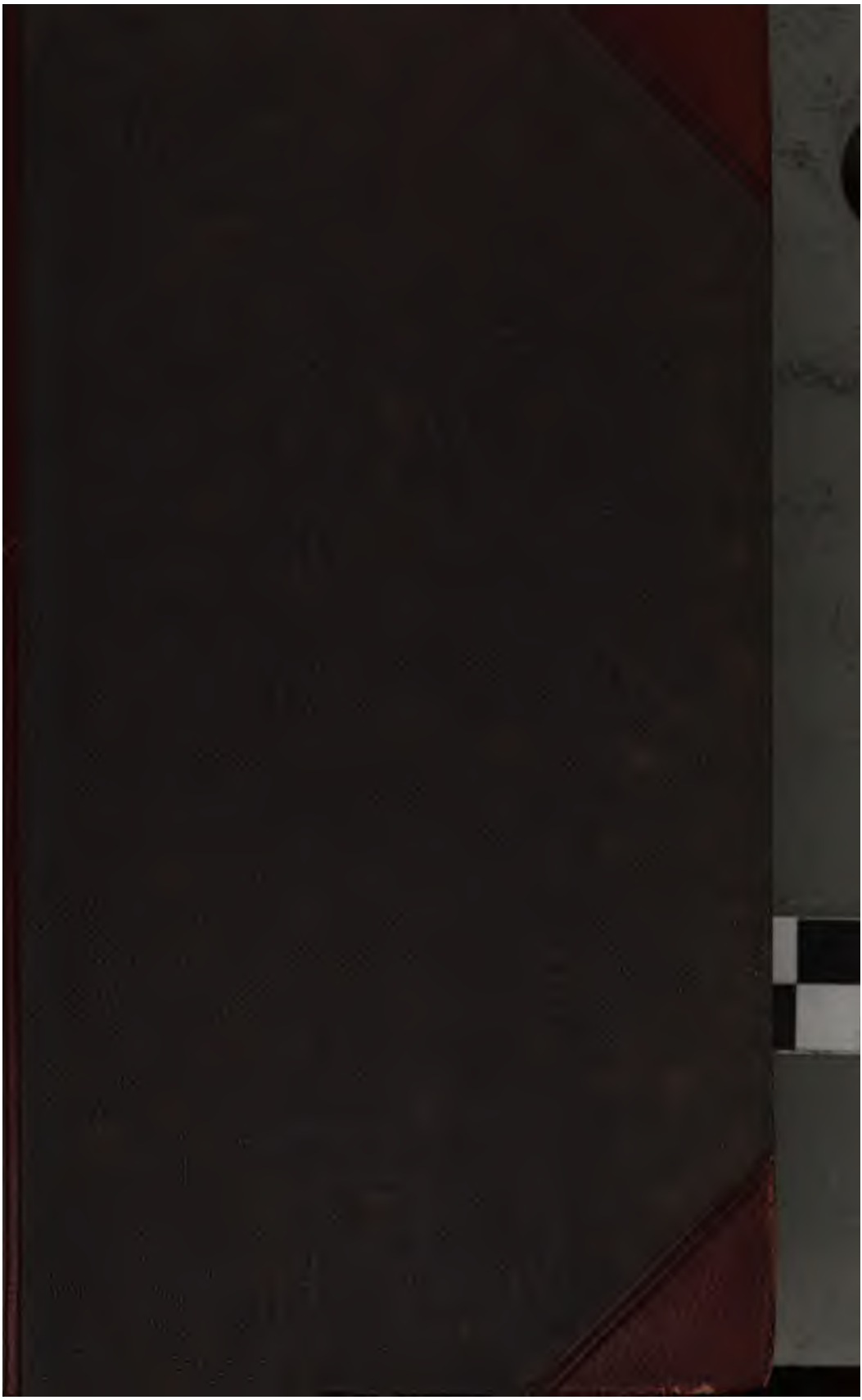
+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`



6000818572

Ferdinand Freiligrath.

Ein Dichterleben in Briefen.

Von

Wilhelm Buchner.

Erste Lieferung.

Lahr.
Druck und Verlag von Moritz Schauenburg.
1881.

Prospektus.

Ferdinand Freiligrath.

Ein Dichterleben in Briefen

von

Wilhelm Buchner.

Etwa 60 Bogen gr. 8°. Zwei Bände, mit dem Portrait Freiligraths aus seinen Jugendjahren nach dem Ölgemälde von Hasenclever, gestochen von W. Krauskopf und gedruckt von F. Felsing in München.

Erscheint in 12 Lieferungen à 1,25 M. Alle 14 Tage erscheint eine Lieferung.

Die erste eingehende Darlegung des Lebensganges Ferdinand Freiligraths, eines der Lieblinge und hervorragendsten Lyriker der deutschen Nation, auf Grund seines Briefwechsels, welchen die Wittwe des Dichters dem Verfasser, dem Sohn eines Freiligrath lange Jahre hindurch befreundeten Hauses, zum Zwecke dieser Arbeit übergab.

Gerade die mitgeteilten Briefe und BriefFragmente Freiligraths verleihen dem Werke seinen Hauptreiz, indem sie ein getreues Seelen- und Lebensbild des Dichters dem Leser vorführen; seine Briefe sind — abgesehen von kurzen geschäftlichen Mitteilungen, — stets ein voller Erguß seines Gemütes oder der ihn bewegenden Gedankenwelt. Der Brief war ihm nicht eine Pflicht, die abgethan werden muß, sondern ein wahrer Seelentausch, eine Stimmungssache. Der edle Gemütsmensch, der in Freiligraths Poesie nicht selten hinter dem phantasievollen Dichter zurücktritt, entfaltet sich nirgends schöner als in den Briefen; durch seinen vielbewegten Lebensgang, häufigen Wechsel des Aufenthalts fand sich Freiligrath auch stets aufs neue zum brieflichen Herzenserguß den fernerwohnenden Freunden gegenüber gedrängt, und darum sind diese Briefe so außerordentlich liebenswürdig in Scherz und Ernst, in den Mitteilungen über seine Poesie und seine Familie, in seinem Zorn über die Zeitverhältnisse wie in der Liebe zum Vaterlande, überall der volle warme Mensch, so daß der geistige Werdeproceß uns kaum bei irgend einem anderen Dichter so klar vor Augen liegt wie bei Ferdinand Freiligrath.

Prospektus.

Ferdinand Freiligrath.

Ein Dichterleben in Briefen

von

Wilhelm Buchner.

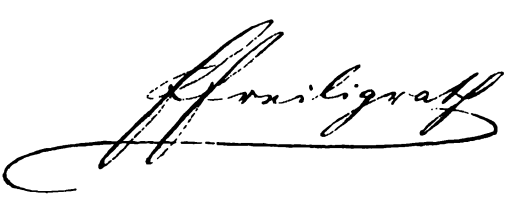
Etwa 60 Bogen gr. 8°. Zwei Bände, mit dem Portrait Freiligraths aus seinen Jugendjahren nach dem Ölgemälde von Hasenclever, gestochen von W. Krauskopf und gedruckt von F. Felsing in München.

Erscheint in 12 Lieferungen à 1.25 M. Alle 14 Tage erscheint eine Lieferung.

Die erste eingehende Darlegung des Lebensganges Ferdinand Freiligraths, eines der Lieblinge und hervorragendsten Lyriker der deutschen Nation, auf Grund seines Briefwechsels, welchen die Wittwe des Dichters dem Verfasser, dem Sohn eines Freiligrath lange Jahre hindurch befreundeten Hauses, zum Zwecke dieser Arbeit übergab.

Gerade die mitgeteilten Briefe und Bruchstücke Freiligraths verleihen dem Werke seinen Hauptreiz, indem sie ein getreues Seelen- und Lebensbild des Dichters dem Leser vorführen; seine Briefe sind — abgesehen von kurzen geschäftlichen Mitteilungen, — stets ein voller Erguß seines Gemütes oder der ihn bewegenden Gedankenwelt. Der Brief war ihm nicht eine Pflicht, die abgethan werden muß, sondern ein wahrer Seelentausch, eine Stimmungssache. Der edle Gemütsmensch, der in Freiligraths Poesie nicht selten hinter dem phantasievollen Dichter zurücktritt, entfaltet sich nirgends schöner als in den Briefen; durch seinen vielbewegten Lebensgang, häufigen Wechsel des Aufenthalts fand sich Freiligrath auch stets aufs neue zum brieflichen Herzenserguß den fernewohnenden Freunden gegenüber gedrängt, und darum sind diese Briefe so außerordentlich liebenswürdig in Scherz und Ernst, in den Mitteilungen über seine Poesie und seine Familie, in seinem Zorn über die Zeitverhältnisse wie in der Liebe zum Vaterlande, überall der volle warme Mensch, so daß der geistige Werdeproceß uns kaum bei irgend einem anderen Dichter so klar vor Augen liegt wie bei Ferdinand Freiligrath.

J. L. Hasenclever pinx W. Krauskopf sc



Verlag v. Moritz Schauenburg in Lahr

Ferdinand Freiligrath.

Ein Dichterleben in Briefen.

Von

Wilhelm Buchner.

Erſter Band.

Lahr.
Druck und Verlag von Moritz Schauenburg.
1882.

Alle Rechte vorbehalten.

Vorwort.

Der Verſuch, Ferdinand Freiligrath ein biographiſches Denkmal zu ſetzen, dem bedeutendſten Lyriker, welcher in den letzten fünfzig Jahren aufgetreten, bedarf wohl keiner Entſchuldigung. Zwar ſind vor und nach ſeinem Scheiden eine Reihe von kürzeren Lebensbildern des Dichters veröffentlicht worden; eine eingehende Darlegung ſeines Lebensganges iſt noch nicht vorhanden, weil ſie überhaupt nur auf Grund des Briefwechſels möglich war. Dieſes Werk will eine ſolche verſuchen.

Wie es mir gerade beſchieden war, mit einem Lebensbilde Ferdinand Freiligraths hervorzutreten, bedarf kurzer Erläuterung. Als der Dichter im Frühling 1841 für ein Jahr nach Darmſtadt überſiedelte, fand das junge Ehepaar an meinen Eltern verſtehende und ſtützende Freunde, und wir heranwachſenden Söhne verehrten und liebten den gefeierten Dichter, der uns zugleich ſo heiter und menſchlich liebenswürdig entgegenkam. So gehört die nun vierzigjährige Erinnerung an Ferdinand Freiligrath zu jenen Jugenderinnerungen, welche fähig ſind, auf ein ganzes weiteres Leben einen roſigen Schein zu werfen. Dreißig Jahre lang dauerte, wenn auch bisweilen durch Pauſen unterbrochen oder durch politiſche Meinungsverſchiedenheit geſtört, der Briefwechſel zwiſchen den beiden Häuſern; als die Kunde von Freiligraths Tod durch das Land ging, da war es mir, als ſei uns ein lieber älterer Freund geſtorben, und ich gab dieſer Empfindung Sommer 1876 in einem Aufſatze Ausdruck, welchen die Augsb. Allg. Zeitung brachte. Derſelbe führte eine erneute Berührung mit der Witwe des Entſchlafenen herbei, welcher ich den Vorſchlag machte, mir das vorhandene briefliche Material zum Zweck einer biographiſchen Arbeit anzuvertrauen. Zunächſt war Ludwig Walesrode, welcher dem Dichter während ſeines Aufenthaltes in Schwaben als Freund nahe geſtanden, zum Biographen auserſehen; als dann Kränklichkeit die Übernahme einer ſo umfaſſenden Arbeit zu verbieten ſchien und Herr Walesrode zu meinen Gunſten verzichtete, ſtellte mir Frau Ida Freiligrath

die unterdes gesammelten und geordneten Briefe zur Verfügung; es gelang mir durch eigene Bemühung noch zahlreiches Weitere aufzufinden; die Briefe an mein elterliches Haus boten vielfach willkommene Ergänzung. Aus diesem Material erwuchs das nachfolgende Werk; der biographische Teil ruht im wesentlichen auf Mitteilungen der Witwe, wie naher Freunde des Dichters, so daß er wohl auf Zuverlässigkeit Anspruch erheben darf.

Ihren Hauptwert besitzt meine Arbeit in den mitgeteilten Briefen und Brieffragmenten, welche uns ein getreues Seelen- und Lebensbild des herrlichen Mannes geben. Ferdinand Freiligraths Briefe sind, abgesehen von kurzen geschäftlichen Mitteilungen, stets ein voller Erguß seines Gemütes oder der ihn bewegenden Gedankenwelt. Der Brief war ihm nicht eine Pflicht, die abgethan werden muß, sondern ein wahrer Seelentausch, reine Stimmungssache; der edle Gemütsmensch, der in Freiligraths Poesie nicht selten hinter dem phantasievollen Dichter zurücktritt, entfaltet sich nirgends schöner als in den Briefen. Zu Zeiten ergießt er sich in einer Reihenfolge umfassender Schreiben; findet er die Stimmung nicht, so verschiebt er und erscheint den Freunden nicht selten gewaltig säumig. Aber wenn er schreibt, so ist es ihm Herzensbedürfnis, und darum sind diese Briefe so außerordentlich liebenswürdig in Scherz und Ernst, in den Mitteilungen über seine Poesie und seine Familie, in seinem Zorn über die Zeitverhältnisse wie in der Liebe zum Vaterland, überall der volle warme Mensch. Dabei ist es eigentümlich zu beobachten, wie Freiligrath gerade durch seinen vielbewegten Lebensgang, durch sein Verschlagenwerden nach Soest, Amsterdam, St. Goar, Brüssel, der Schweiz, London stets aufs neue zum brieflichen Herzenserguß den fernewohnenden Freunden gegenüber gedrängt wird, so daß der geistige Werdeprozeß uns kaum bei irgend einem andern Dichter so klar vor Augen liegt, wie bei Ferdinand Freiligrath.

Eine vollständige Sammlung der Briefe des Dichters, etwa in der Weise wie Strodtmanns Sammlung von Bürgers Briefen, oder auch nur eine vollständige Mitteilung der nicht ohne Mühe zusammengetragenen, habe ich mir nicht zum Ziel gesetzt; mannigfache Streichungen waren schon durch die Rücksicht auf den beschränkten Umfang des Werkes wie auf zahlreiche noch lebende Persönlichkeiten geboten. Bibliographische Vollständigkeit, z. B. der Nachweis, wann und wo Freiligraths Dichtungen zuerst erschienen, umfassende ästhetische Beurteilungen ꝛc. liegen dem Plane eines Buches fern, welches nur das erste abgerundete zuverlässige Lebensbild des Dichters geben wollte. Ich beschränke

mich auf die ſchlichte Mitteilung der Thatſachen aus Freiligraths Leben, auf eine kurze Beſprechung ſeiner Dichtungen, betrachte die letzteren, ſoweit ſie Zeitgedichte ſind, nur als Kunſtwerke, nicht vom Standpunkte irgend einer politiſchen Partei; vor allem aber laſſe ich die Briefe ſprechen, welche in ihrer Reihenfolge eine Autobiographie bilden, die an Unmittelbarkeit und Friſche eine moſaikartige Verarbeitung in meine Darſtellung bei weitem überbietet. Möchte das Werk von dem tiefen Gefühle liebender Verehrung, welche ich einſt als Knabe dem Dichter entgegentrug und lebenslang bewahrt habe, Zeugnis ablegen.

Crefeld, den 22. Sept. 1881.

Wilhelm Buchner.

Inhalt des ersten Bandes.

Erstes Buch.

F. Freiligraths Jugendjahre. 1810—1832.

Erster Abschnitt. Kinder- und Knabenjahre. Detmold, Sommer 1810 — Sommer 1825. . . . . Seite 3

Freiligraths Großvater und Vater. Joh. Herm. Tops und Luise Tops zu Mülheim am Rhein. Verheiratung der Eltern 1808. Detmold. Des Dichters Geburt, Kinder- und Schuljahre. Mitteilungen von Doris Sagel und Ludwig Merckel. Dichterische Anfänge. Onkel Hermann in Edinburg. Getäuschte Hoffnungen. Archivrat Clostermeier. Weggang von Detmold.

Zweiter Abschnitt. Jünglingsjahre. Soest, Juli 1825 — Januar 1832. 34

Freiligrath Lehrling in Soest. Wissenschaftliche Weiterarbeit, besonders in den neueren Sprachen. Beginn der Übersetzerthätigkeit. Brustleiden und Moosthee. Überzug des Vaters nach Soest. Dessen Tod 1829. Tod des Brüderchens Otto. Gedichte der Soester Zeit. Zweierlei Strömungen, die sentimentale und die kraftgeniale. Erstlinge im Soester Wochenblatt seit 1829, im Mindener Sonntagsblatt seit 1830. Dritte noch unbekannte Fundstätte. Verlobung mit Lina Schwollmann. Briefe an Fr. und L. Merckel, an L. Closterneier.

Zweites Buch.

F. Freiligraths Mannesjahre. 1832 — 1842.

Dritter Abschnitt. Amsterdam. Januar 1832 — Juni 1836. 91

Eintritt in Amsterdam. Einsamkeit. Das Haus Joh. Müller. Mitteilungen von Frederik Müller. Briefe an die Familie, L. Schwoll-

Seite

mann, H. v. d. Heydt, L. Clostermeier, L. Merckel, H. Jerrentrup. Briefwechsel mit Chamisso und Schwab. Beziehungen zum Musenalmanach und Morgenblatt. Verdeutschung des Viktor Hugo. Eigene Dichtungen.

Vierter Abschnitt. Soest. Juni 1836. Barmen. Mai 1837 bis August 1839. 174

Stillleben in Soest. Arbeit an V. Hugo und den Gedichten. Rheinisches Odeon. Rückkehr zur kaufmännischen Thätigkeit in Barmen. Neue Freundschaften, vergnügtes geselliges Leben. Mitteilungen von H. Zulauff. Besuche in Düsseldorf, Köln und Bonn. Briefwechsel mit Chamisso, Schwab und Immermann. Briefe an A. Schnezler, O. L. B. Wolff, H. Neumann, H. v. d. Heydt, A. Boelling, H. Jerrentrup, W. Müller, H. Koester, L. Merckel, E. Kapp, H. Zulauff, H. Künzel, M. Carriere ꝛc. Freiligraths 1838 erschienene Gedichte. Das malerische und romantische Westfalen. Fußwanderung durch Westfalen Sommer 1839. Bekanntschaft mit L. Schücking. Scheiden von Barmen.

Fünfter Abschnitt. Unkel. September 1839 — Frühling 1841. 324

Wanderfahrt am Rhein nach Unkel. Briefe an die Mutter, L. Schwellmann, L. Schücking, H. Zulauff, H. v. d. Heydt, W. Müller u. a. Fröhlicher Herbst. Bildnisse. Literarische Arbeiten. Rheinisches Jahrbuch I. Das malerische und romantische Westfalen. Der Rolandsbogen und das Rolandsalbum. Rheinisches Jahrbuch II. Heiteres Jahr 1840. Briefe aus demselben. Brief von Cl. Brentano. Ida Melos. Liebesfrühling und Verlobung. Brieftagebuch für Ida. Herbstreise nach Schwaben. Besuch bei Just. Kerner. Liebesidyll zu Monra. Winteraufenthalt zu Weimar. Verschiedene Zukunftspläne. Das Goethehaus, die Handelsakademie, die Britannia. Aufbruch von Unkel. Verheiratung 20. Mai 1841.

Sechster Abschnitt. Darmstadt. Mai 1841 — Mai 1842 . . 396

Ankunft in Darmstadt. Verhältnis zu K. Buchner u. a. Freunden. Dichtungen dieses Jahres. Scheitern der Britannia. Die preußische Pension. Freimaurerei. Briefe an L. Schücking, Ad. v. Stolterfoth, K. Buchner, K. Krah, K. Simrock. Dichterfehde mit Herwegh. Dessen Brief. Übersiedelung nach St. Goar.

Anhang 434

I. Quellen.
II. F. Freiligraths Werke.
III. Stammbaum der Familie Freiligrath.

———— —

Erſtes Buch.

Ferdinand Freiligraths Jugendjahre.

1810—1832.

Erſter Abſchnitt.

F. Freiligraths Kinder- und Knabenjahre.

Detmold, Sommer 1810 bis Sommer 1825.

Es iſt eine alte Wahrnehmung, daß glänzende Talente weniger auf den Höhen der Menſchheit erwachſen, als, um ein Wort Arndts des Bauernſohnes zu gebrauchen, unter dem „niederen Menſchengeſträuch", welches unter der Laſt der täglichen Arbeit ſeufzt, aber aus dieſem ſteten Kampf ums Daſein auch die Kraft gewinnt zu rüſtigem Vorwärtsſtreben, wenn eine außergewöhnliche Begabung vorhanden iſt. Zu dieſem „niederen Menſchengeſträuch" gehörte auch Ferd. Freiligraths Großvater, Johann Peter Freiligrath, geboren im Juli 1755 zu Kettwig, Meiſter an der Loh- und Farbmühle des Herrn Ernſt Scheidt in dem gewerbreichen Städtlein Kettwig im unteren Ruhrthale. In der Familie ging die Ueberlieferung, die Freiligrath ſeien eingewanderte Salzburger, jedoch fehlt jeder äußere Anhalt dafür; der Name klingt im Gegenteil entſchieden niederrheiniſch, wenn wir uns der Beckerath, Matzerath, Faſtenrath ꝛc. erinnern. Der Name ſelbſt iſt wandelbar; das Kettwiger Kirchenbuch ſchreibt 1755 Frielichrath, ſeit 1778 Freilingrath; des Dichters Vater ſcheint den Namen in die jetzt allbekannte Geſtalt umgewandelt zu haben. Die Kettwiger Familie ſcheint übrigens die einzige Trägerin des Namens geweſen zu ſein; derſelbe kommt wohl ſchwerlich anderwärts in Deutſchland vor; klang er doch bei des Dichters erſtem Auftreten manchem ſo abſonderlich, daß Freiligrath hier und da für ein Pſeudonym gehalten ward.

Meiſter Johann Peter Freiligrath ſtarb am 3. Februar 1816. Ueber ſein Leben und Weſen fehlt uns jede nähere Kunde. Er hatte aus ſeiner Ehe mit Maria Eliſabeth vom Bruck (Brock, Broick) aus Kettwig ſieben Kinder, die aber alle mit Ausnahme eines Sohnes und einer an den Schuhmacher Wilh. Lohrmann zu Kettwig verheirateten Tochter Katharina früh geſtorben ſind; die letztere ſtarb 6. Dezember 1833. Dieſer Sohn Johann Wilhelm Freiligrath, oder mit ſeinem Rufnamen Wilhelm, war geboren am

18. Dezember 1784. Aus den zahlreichen hinterlassenen Briefen desselben läßt sich herauslesen, daß er von dem Vater bei aller Einfachheit der Verhältnisse eine ernste gewissenhafte Erziehung empfing. „Lieber Ferdinand," schreibt er 1825 dem Sohne, „Du bist ein Freiligrath, und das waren immer kraftvolle, mitunter auch wohl eigensinnige Patrone. Das Letztere brauchst Du nun nicht zu werden; aber das Erstere wünsche ich Dir von ganzem Herzen. Du weißt, ich habe außer der Erziehung von meinem seligen Vater wenig erhalten; aber durch diese Erziehung gab er mir Kraft und einen Willen, durch den es mir oft möglich geworden ist, mein Begehrungsvermögen zu beherrschen. Es ist dies das köstlichste Gut, das er mir hinterlassen hat; ich achte es aber auch höher als Tonnen Goldes. Also noch einmal, lieber Ferdinand, handle kraftvoll und sei immer thätig!"

Johann Wilhelm Freiligrath ward von dem Pfarrer Ferd. Weerth zu Kettwig, einem ausgezeichneten Schulmann, als ein begabter Schüler erkannt und veranlaßt sich zum Lehrer auszubilden. Er war eine Zeit lang zu Kettwig als Gehilfe bei dem Lehrer Forwick, sowie in Rittershausen thätig, ward dann nach Rade vorm Wald gewählt (die Reihenfolge und Dauer dieser Stellungen ist nicht genau zu ermitteln) und endlich 1806, wahrscheinlich auf Verwenden des Pfarrers Weerth, welcher unterdes General-Superintendent zu Detmold geworden, als Lehrer an die dortige Bürgerschule berufen; in Detmold schenkte ihm seine Frau Luise, geborene Tops aus Mülheim am Rhein, am 17. Juni 1810 einen Sohn, den nachmals so gefeierten Dichter. Derselbe hat, um dieses gleich hier anzuschließen, nachmals öfter seine Verwandten in Kettwig besucht; „zwischen Werden und Kettwig," schreibt er selbst, „bin ich als Knabe manchmal an und in der Ruhr gewesen." Gegenwärtig ist der Name Freiligrath zu Kettwig und überhaupt im Ruhrthale nicht mehr vorhanden; er lebt nur noch in des Dichters Söhnen jenseits des Meeres und in seinen beiden Schwestern zu Soest.

Des Dichters Großvater von mütterlicher Seite war Johann Hermann Tops zu Mülheim am Rhein, geb. am 18. Januar 1743, verheiratet mit Anna Katharina Stürmer. Sohn eines Schullehrers zu Styrum bei Mülheim an der Ruhr, ward er, nachdem er vorher Schullehrer in Meiersberg bei Ratingen gewesen, 1768 Schullehrer der reformirten Gemeinde zu Mülheim am Rhein, ein Amt, das er 37 Jahre lang treu bekleidete. Jedoch war J. H. Tops nicht bloßer Elementarlehrer im Sinne der Gegenwart, sondern er bemühte sich, seine Gemeindeschule höher zu heben, indem an derselben auch Geschichte, Erdbeschreibung, sogar Französisch gelehrt ward, so daß wir sie wohl einer gegenwärtigen Bürgerschule vergleichen dürfen; darum ward sie auch von Lutherischen und Katholiken besucht, sogar vielfach von

Auswärtigen, so daß Tops in seiner geräumigen Dienstwohnung zu Zeiten bis neunzehn Zöglinge dauernd aufnahm. Auch als Schriftsteller trat er auf mit einem vielfach neu aufgelegten Lesebuch, genoß eines so trefflichen Rufes als Lehrmeister, daß junge Leute, welche sich dem gleichen Berufe widmen wollten, nach dem Brauche der Zeit bei ihm als Untermeister oder Gehilfen eintraten, zugleich lehrend und lernend.

Von den Kindern des Hauses, soweit sie nicht früh starben, wurden die beiden Söhne, der 1771 geborene Wilhelm und der 1781 geborene Hermann, Kaufleute; von den beiden Töchtern verheiratete sich die ältere, Elise, 1798 an den Zuckerbäcker Abraham Wilhelm von der Heydt zu Elberfeld; es ist ein Beweis ehrwürdigen Familiensinnes, daß in dem Hause von der Heydt eine beträchtliche Anzahl Briefe der Schwiegereltern Tops, der jüngeren Tochter Luise und ihres nachmaligen Gatten Wilhelm Freiligrath aufbewahrt worden sind, welche uns, obwohl mit manchen Lücken, einen Blick in die Schicksale der Familie zwischen den Jahren 1800 und 1827 gewähren. Es ist eine wahre Freude, diese vergilbten Blätter durchzulesen. Zwar die Menschen, deren auf denselben gedacht wird, sind längst geschieden und vergessen; keiner von ihnen, mit Ausnahme des kleinen Enkels Ferdinand in Detmold, gewann je Bedeutung und Ruf; ihre Freuden waren klein und dürftig, ihre Leiden oft recht schwer und bitter; aber es geht durch die Briefe jener in unserer athemlosen aufgeregten Zeit mehr und mehr schwindende Zug des echtesten Familiensinnes, treuester gegenseitiger Zuneigung, lebendigster Teilnahme an der Lieben Leid und Lust, jener Zufriedenheit in beschränktesten Verhältnissen, die für jede Freude dankbar ist, weil sie als eine Gnade Gottes hingenommen, und die jedes Herzeleid stark erträgt, weil es als Gottes Wille erkannt wird; kurz jener wahrhaft herzerhebenden duldsamen liebenden mannhaften Frömmigkeit, die uns heutzutage fast verklungen erscheint. Durch diese vermorschten Blätter weht ein Hauch vom Geiste Jung-Stillings, der Hauch, welcher durch einige der schönsten Dichtungen Freiligraths, durch „Nebo" und die „Bilderbibel" hindurchzieht.

Johann Hermann Tops starb am 8. April 1805. Er hinterließ die Wittwe in nicht glänzenden, aber auch nicht dürftigen Verhältnissen und eine jüngere Tochter Anna-Luise Wilhelmine, oder mit Rufnamen Luise, geb. am 31. August 1783. Luise Tops war gerade sechs Monate alt, als jenes Ereignis eintrat, dessen die Mülheimer noch jetzt, nach nahezu hundert Jahren, mit Schrecken gedenken, die entsetzliche Eisflut vom 26.—28. Februar 1784. Das fürchterlich hoch aufgestaute Rheinwasser, mächtige Schollen wälzend, ergoß sich über die unglückliche Stadt; nur mit unglaublichen Anstrengungen ward Johann Hermann Tops mit den Seinen aus dem von der Eisflut

umspülten Hause gerettet; als alle geborgen waren, stürzte Wohnung, Schule und die ganze Straße ein. Die aufeinander geschobenen Eisschollen waren bis zu 15 Fuß hoch; eine Scholle blieb auf der Kanzel der reformirten Kirche liegen. Es wird jener furchtbaren Februartage vornehmlich deshalb hier gedacht, weil Freiligrath in dem prächtigen Gedichte „Hohes Wasser" des Glaubensbekenntnisses jener Eisflut vor 60 Jahren Erwähnung thut, welche seine Mutter „als Kind in ihrer Wiege mitgerissen."

Von Luisens Jugend wissen wir nichts Näheres, oder richtiger, nichts Wichtiges; ein kluges, lebhaftes, thätiges, warmherziges und frommes Mädchen erscheint sie in ihren Briefen. Die beiden Frauen blieben zunächst in Mülheim; Wilhelm Freiligrath, welcher bereits seit einigen Jahren dieses und jenes Lehramt im bergischen Lande bekleidete, traf gelegentlich einer Postwagenfahrt nach Elberfeld mit Luise Tops zusammen; muntere Unterhaltung und Gesang knüpften rasch die Bekanntschaft; alsbald darnach folgte die Verlobung der beiden; am 21. Juni 1808 verheiratete sich zu Mülheim die nahezu fünfundzwanzigjährige Luise Tops mit dem ein Jahr jüngeren Johann Wilhelm Freiligrath. Eingang Juli traf das junge Paar in Detmold ein, die erste größere Reise Luisens, über welche sie hocherfreut berichtet.

In der neuen Heimat gefiel es der jungen Rheinländerin sehr gut. Zwar machte Detmold sicherlich damals durchaus den Eindruck einer Landstadt, die nicht einmal den romantischen Reiz des besonders Altertümlichen besitzt; an den Hauptstraßen höhere Giebelhäuser, an den Nebengassen einfache Gebäude aus Fachwerk, die Außenwände zum Schutz gegen die Witterung mit Schiefer oder rothen Sandsteinplatten verschalt; aber Detmold besaß damals wie heute die kristallklare Werre und Berlebecke, das anmutige Grün seiner Umgebungen, die herrlichen Waldungen bis hinauf zur Grotenburg und dem gewaltigen Höhenzuge des lippischen Waldes. Die hochherzige und hochbegabte Fürstin Pauline, welche für ihren minderjährigen Sohn die Regierung des lippischen Ländchens führte, bewies sich, ohne Zweifel wieder auf Fürsprache des trefflichen Weerth, gleich anfangs der jungen Frau sehr geneigt, indem sie derselben eine Lehrstelle, und zwar der Handarbeiten, an der mit der Mädchenklasse der Bürgerschule verbundenen Industrieschule übertrug. So konnte Luise alsbald zu den Kosten der Haushaltung beitragen. Und auch im Hause war Glück. „Nun bin ich," schreibt sie Ende August, „schon acht Wochen mit meinem mir täglich lieber werdenden herzensguten Manne hier. Wir haben in den acht Wochen manche Freuden und auch schon Leiden mit einander getheilt, und lieben uns täglich mehr, wenn nur noch ein höherer Grad von Liebe möglich ist, welches ich jedoch nicht glaube. Ich hätte nie und nimmer nur von Ferne geahnt, daß ich hier auf Erden

so glücklich werden könnte, als ich's jetzt durch die treue, noch immer heißer werdende Liebe meines Wilhelm bin."

Luisens Briefe an die Schwester geben ein gar reizendes und anschauliches Bild von dem engen, aber thätigen und beglückten Leben des jungen Paares in der anmutigen kleinen Residenzstadt des lippischen Landes, dessen Schulwesen im übrigen durch die Fürsorge der Fürstin ganz vortrefflich eingerichtet war. In Wilhelm Freiligrath war eine neue tüchtige Lehrkraft gewonnen; er war ein Mann eigentümlichen Geistes, von tüchtiger Bildung, tiefgegründeter Religiosität und festem Willen, meist ernst, aber zugleich mit einer humoristischen Ader, sehr musikalisch, dabei redegewandt, ein vorzüglicher, bei seinen Schülern beliebter Lehrer, ein von den Mitbürgern hochgeachteter Mann, von kräftiger, schließlich etwas starker Statur, wie nachmals der Sohn. Luise war, nach ihren Briefen zu schließen, eine ganz vorzügliche Frau, von Herzen fromm und gottergeben, aber auch allezeit guter Laune, allezeit thätig, eine tüchtige Wirtin, durch den ernsten, gewissenhaften Vater über das Maß der Zeit und des Standes gebildet. Ihre Handschrift ist, im Anfange der Briefe wenigstens, sehr schön, der Ausdruck richtig und fließend. Sie war empfänglich für die Dichtung und hatte sich Hefte angelegt, in die sie ihre Lieblingsdichtungen hineinschrieb; sie zeichnete mit Geschick und war ebenso sehr musikalisch, doch auch in weiblichen Arbeiten von wunderbarer Fertigkeit, von den Schülerinnen um ihrer Liebenswürdigkeit und feinen Bildung willen hochverehrt. Der Sohn bewahrte lebenslang als köstliches Andenken ein von der Mutter gestricktes Stückchen feiner Spitze, wie er sich überhaupt ein Reliquienschränkchen eingerichtet hatte; da sind die Bücher, die sie gelesen, ihre Musikalien und Zeichnungen, die kleinen Kupferstiche ihres Zimmers aufbewahrt; Ferdinand Freiligrath stand oft mit Thränen der Rührung vor dem kleinen Schrein und betrachtete die Erinnerungszeichen an die längst geschiedene Mutter. Von ihrer Erscheinung spricht uns nur ein Schattenriß, wie sie damals üblich waren; darnach besaß sie freilich kein klassisches Profil; die Nase ist stark und stumpf, sehr ähnlich derjenigen des Sohnes. Besonders schön war ihr prachtvolles Haar, das ihr bis auf die Füße niederfiel und sie wie ein Mantel einhüllte. Wie der Sohn in seinem Aeußeren der Mutter Ebenbild war, so scheint auch die Dichtergabe ihm mehr von ihr, der lebhaften, beweglichen Frau, gekommen zu sein, als von dem bei aller Tüchtigkeit geistig minder regsamen Vater. Und so käme auch hier das Wort des großen Alten zur Geltung:

Vom Vater hab' ich die Statur,
Des Lebens ernstes Führen,
Vom Mütterchen die Frohnatur
Und Lust zu fabulieren.

Am 17. Juni 1810, abends neun Uhr, erschien das erste Kind, der einzige Sohn der Ehe, „ein so lieber, schöner, dicker, starker Junge, daß es eine Freude ist ihn anzusehen", wie die gute Großmama Tops schreibt, welche seit Frühling 1809 bei den Kindern in Detmold wohnte. Der Knabe ward am 11. Juli getauft auf die Namen Hermann Ferdinand; als Paten sind eingeschrieben des Vaters Gönner, Generalsuperintendent Ferdinand Weerth zu Detmold, der Oheim Abraham Wilhelm von der Heydt zu Elberfeld und der Großvater Johann Peter Freiligrath zu Kettwig. Des Dichters Geburtshaus in der Wehmstraße Nr. 5. nahe dem Marktplatze ist jetzt durch den Gesangverein Arion zu Bielefeld mit einer Denktafel geziert; es liegt unmittelbar neben dem im gleicher Weise bezeichneten Sterbehause Grabbes.[1]) Im übrigen ist Freiligrath, obwohl in Detmold geboren, von Vater und Mutter her eigentlich ein Kind des bergischen Landes gewesen; er war, wie wir sahen, eines Schulmeisters Sohn, Enkel und Urenkel.

Wer je Briefe einer glücklichen Mutter und Großmutter gelesen, kann sich die Berichte von Luise Freiligrath und Großmama Tops über den „un-

[1]) Freiligraths Geburtshaus ist lange Zeit Gegenstand des Zweifels gewesen. Der Dichter selbst bezeichnete auf die Mitteilung der Stiefmutter und auf seine Jugenderinnerungen hin das Haus unter der Wehme, (Widum, nd. Wedem, geschenktes, der Kirche angehöriges Grundstück), als sein Geburtshaus. Aber schon beim ersten Auftauchen der Frage wurde die Ansicht laut, daß F. Freiligrath in einem andern Hause, dem ganz in der Nähe am Ausgange der Wehme nach dem Markte zu gelegenen Hölzermann'schen Hause, Bruchstraße Nr. 11, kenntlich an dem davor stehenden Lindenbaume und der Inschrift vom Jahre 1717 über der Thür, geboren sei; diese Ueberlieferung fand Ausdruck in der Gartenlaube 1868, Nr. 10; noch bei meinem Besuche zu Detmold, Herbst 1879, versicherte mich die greise Frau Menke, geb. Begemann — ihr Vater, Lehrer Begemann, war dem Hause Freiligrath nahe befreundet — daß sie als heranwachsendes Mädchen den Kleinen im Hölzermann'schen Hause gewiegt habe, daß aber die Eltern alsbald nach Ferdinands Geburt unter die Wehme gezogen seien. Die Streitfrage wird zweifellos entschieden durch die von der Heydt'schen Briefe; es erhellt aus denselben, daß das Ehepaar Freiligrath zwar die Monate Juli — September 1808 im Hölzermann'schen Hause wohnte, aber etwa im Oktober unter die Wehme zog, gegenüber dem Weerth'schen Baumhof und Hause. Am 6. November 1808 schreibt Luise Freiligrath: „Ich lebe jetzt erst in Detmold recht auf, seit der Zeit, daß wir allein wohnen. Mit Weerth's halten wir gute Nachbarschaft; ich kann, wenn ich hier — d. h. im Oberstock — sitze, in ihren Baumhof und ihr Haus sehen." Ebenso Großmutter Tops am 5. Juli 1809: „Luise hat ein sehr nettes neues Haus; Weerth's Baumhof liegt gegen dem Hause über." Nach diesen Briefstellen ist das als Freiligraths Geburtshaus bezeichnete zweifellos das richtige, im übrigen ist die Straße Unter der Wehme eine der unansehnlichsten in dem bescheidenen Detmold, das Haus selbst einfach bürgerlich, zweistöckig, aber bevorzugt durch den freien Blick auf die Bäume des vormals Weerth'schen Gartens.

bändigen Jungen", den „lieben süßen Ferdinand" denken. „Er ist so dick und so schwer wie ein Bleiklotz; das liebe Kind ist aus lauter Fröhlichkeit und Zufriedenheit zusammengesetzt; er thut fast nichts wie lachen und fängt nun an zu schlagen mit seinen Fäusten, so recht nach Jungenart. Wenn man ihm etwas vorhält, greift er mit seinem Munde und beiden Händchen darnach; er exerzirt sich auch jetzt und wirft die Zunge im Mäulchen herum, als wenn er sprechen wollte — da da sagt er schon —. Ich kann dir nicht sagen, welche unaussprechliche, ich möchte sagen demüthige Freude mir das Kind macht; so abhängig vom lieben Gott, wie ich mich jetzt fühle, fühlte ich mich noch nie, denn Er ja allein hat es uns geschenkt und kann es uns auch erhalten, wie ich zu seiner Güte hoffe, denn für Ihn allein wollen wir es auferziehen", so schreibt Frau Luise am 3. Dezember 1810. Und ebenso Ausgang 1811: „An unserm lieben muntern Ferdinand haben wir unaussprechliches Vergnügen. Er läuft jetzt ganz allein und spricht fast alles, freilich auf seine Weise, was wir ihm vorsagen." „Der liebe Ferdinand", schreibt die Großmama am 19. Januar 1812, „ist ein sehr gesundes und munteres Kind; er hat zwölf Zähncher; er läuft und spricht fast alles: der gute Gott erhalte den lieben Jungen!" — „Der Ferdinand", heißt es am 2. Oktober 1814, „singt mir immer von der Minka vor, und ich kann fast keinen Gedanken festhalten; doch freue ich mich, daß er munter ist." „Ferdinand," schreibt die Mutter am 4. Dezember 1814, „ist recht wohl, voller Kraft und Leben und in einer ununterbrochenen Thätigkeit; den ganzen Tag ihn jetzt, da es Winter ist, im Hause zu beschäftigen, würde bei seinem muntern unsteten Charakter für mich das schwerste Geschäft sein, und wir schicken ihn jeden Morgen und Nachmittag eine Stunde in die Schule zum Herrn Begemann, welches er auch so gerne thut, daß er kaum die Zeit erwarten kann, und sobald der erste Glockenschlag ertönt, mit seinem Buch unterm Arm wie ein Pfeil aus dem Hause ist. Es ist uns noch nicht viel ums Lernen zu thun, nur daß er in Gesellschaft und gut aufgehoben ist; doch wie er anfangs in die Schule ging, hat er doch in vier Stunden das ganze ABC gelernt. Den größten Theil des Tages bringt er fast bei seiner lieben Mamsell Closstermeier zu, in deren Hause der gute Junge selige Stunden hat, weil sie ihn da so lieb haben und er ihnen auch aufs Wort gehorsam ist; mir ist's auch in der Hinsicht lieb, weil er da so fein gebildet wird, und so rein und so deutlich das lippische Deutsch sprechen lernt, welches ich an dem Kinde so gern höre. Der Junge hat gottlob eine selige Kindheit. Ist mein Mann hier im Hause, so sind alle seine Stunden besetzt, und er sitzt dann mitten unter den Privatschülern und schreibt und rechnet so gut wie der beste, oder bildet sich doch ein, es zu thun. Der

guten Mutter ihre größte Freude erlebt sie jetzt an ihren Enkeln: Ferdinand versüßt ihr ihr Alter und ist ihr ins Herz gewachsen."

Und am 1. März 1815: „Der liebe Ferdinand ist freudetrunken, daß er nun seine Kräfte im Freien üben kann; der Genuß der frischen Luft hat ihm wieder rothe Backen verschafft. Er ist gottlob recht gesund, aber den größten Theil des Tages an Clostermeiers; der alte Herr Rath schneidet ihm alle Tage allerhand Thiere von Karten, deren er schon eine ganze Sammlung hat und sich oft daran amüsirt, wenn er sie auf den Tisch hinstellt."

Zu des Dichters frühesten Jugenderinnerungen gehörte sein Verkehr mit der im Kriegsjahre 1815 durchziehenden Reiterei der Preußen und Kosacken, die zu zwanzig bis dreißig mit ihren Pferden in der Scheune des Hauses einquartiert wurden. Zum Schrecken seiner Eltern fühlte sich der lebhafte Knabe sehr zu den Soldaten hingezogen, schloß namentlich mit den bärtigen Söhnen des Urals und der Wolga Freundschaft und ließ sich gern von ihnen auf ihre kleinen struppigen Rosse heben.

Dem einzigen Sohne folgte am 2. Mai 1813 ein Töchterchen Emma, welches aber, eben dreijährig, am 13. Mai 1816 starb. Am 20. Sept. 1815 wurde ein zweites Töchterchen Luise geboren, das Wochenbett aber und das Nähren des Kindes griff die ohnehin nicht starke Mutter allzusehr an. Sie litt das Jahr 1816 an schwerem Husten und stets zunehmender Entkräftung: am 24. Januar 1817 ward Luise Freiligrath durch den Tod hinweg genommen; ihr folgte am 10. Februar die letztgeborene Tochter Luise nach. Der trauernde Mann verkündet am 26. Januar 1817 dem treuen Hause von der Heydt sein Unglück mit den Worten, welche, um den Geist des Hauses zu kennzeichnen, hier folgen mögen:

„Gott ist ein Gott der Lebendigen, Er ist ein Gott der Todten, ein Gott der Todten, die in ihm dem Herrn sterben, um in unverwelklicher Schönheit, in ewiger Herrlichkeit, angethan mit der Gerechtigkeit Christi, dort wieder zu erwachen, um auch dort das große Erlösungswerk zu preisen, dem sie hier glaubten und trauten, und dort schauen werden.

Meine innigstgeliebte Louise, die schon fast seit einem Jahre unaussprechlich leiden mußte, wurde den 24. dieses, früh gegen halb 4 Uhr morgens, aller ihrer irdischen Leiden entrückt, indem sie so sanft entschlummerte, daß ihr Einschlafen zur Ewigkeit fast nicht bemerkt wurde. Ich allein war bei ihr, und sie starb so sanft, so süß, voller Glauben an das vollgültige Verdienst unseres Erlösers. Wie wird sich die Vollendete jetzt in Gegenwart ihrer geliebten Emma der unverwelklichen Herrlichkeit freuen; wie wird sie staunen ob allen Wundern und wunderbaren Führungen aller Geliebten Gottes, wenn ihr so innigst geliebter Vater, ihr erster Lehrer des

Erlöſungswerkes hienieden im Staube, ſie dort herumführt, ihr die Geheimniſſe des ganzen Erlöſungswerkes verkündigend. Morgen früh, gegen 8 Uhr, wird die verblichene Hülle eines frommen Geiſtes dem Schooße der Erde anvertraut werden. Mehr kann ich nicht, den nächſten Poſttag ausführlicher. Die Mutter leidet ſehr, und wir alle haben das Heimweh."

Nicht allein die vergilbten Blätter jenes Briefwechſels liegen vor mir, auch das Gebetbüchlein der Frau Luiſe Freiligrath, welches öfter in den Briefen erwähnt wird. Wie mancher Gebetsſeufzer mag aus demſelben emporgeſtiegen ſein in frohen und trüben Tagen! Dieſes Buch wurde gleich einer Familien-Bibel zur Aufzeichnung der Geburtstage der Kinder, wie auch der Tage benutzt, an denen der Todesengel an der Pforte des Detmolder Hauſes anklopfte. So finden wir in der klaren, feſten Handſchrift Wilhelm Freiligraths folgende, für die Biographie des Dichters wichtige Daten verzeichnet:

„Am 21. Juni 1808 wurden Joh. W. Freiligrath und Anna Luiſe Wilhelmine Tops im Glauben und Hoffen auf Gott verehlicht."

„Am 17. Juni 1810 wurde unſer erſter Sohn geboren. Er erhielt in der Taufe am 11. Juli die Namen Hermann Ferdinand.

(Hebräer 13. Vers 8.)

Jeſus Chriſtus geſtern und heute und derſelbe auch in alle Ewigkeit Dir und deinen Dich herzlich liebenden Eltern."

„Den 24. Januar 1817, morgens halb 4 Uhr, endete meine unvergeßliche, fromme Gattin ihre irdiſche Laufbahn, nachdem ſie faſt ein Jahr langſam hinſchwand. — Wie wird die fromme gottergebene Dulderin jetzt Ruhe ernten von ihrem, oft mühevollen Tagewerk — ſie genießt gewiß eine ſtolze Ruhe. — 33 Jahr 4 Monat 23 Tage."

So ſtand denn der beklagenswerte Mann, nachdem er das Glück der Ehe nicht neun Jahre lang genoſſen, allein, der Gattin und der beiden Töchterchen beraubt; der kleine Ferdinand war, nächſt Gott, ſein einziger Troſt; die greiſe Schwiegermutter führte, ſo gut es ging, den Haushalt weiter. So wird denn der gebeugte Vater fortan über den Knaben berichten. „Ferdinand ſchläft", ſo ſchreibt er am 16. Februar 1817, „er iſt das Ebenbild ſeiner Mutter. Wenn es Ihnen möglich iſt, ſo lieben Sie dieſen folgſamen guten Jungen, liebe Schweſter, wie Sie ſeine Mutter liebten." Und am 20. Juli 1817: „Wie ſehr wir uns auf Ihre Hierherkunft freuen, das kann ich Ihnen nicht ſagen. Ferdinand jubelt deshalb und trägt mir eigens auf, Ihnen zu ſagen, wenn Sie Ihre Kinder nicht mitbrächten, ſo wolle er Sie kitzeln, bis Sie lachten — ein joviaiſcher Junge, der viel lernt und jetzt ſtark wächſt. Von Oſtern bis hierher hat er 10½ Pfund gewonnen.

Er hat in den Zeichenstunden, deren er wöchentlich zwei hat, schon recht nette Sachen machen lernen." „Nichts bindet mich", schreibt die Großmutter am 25. März 1818, „hier in Detmold, als hier dies Haus, mein Sohn Freiligrath und der liebe Ferdinand; ich habe das Kind so unbeschreiblich lieb, er hat mich auch so lieb! Wie ich vorigen Posttag Eure lieben Briefe erhielt, war er an Closterneiers Hause; wie er wiederkam, gab ich ihm deinen lieben Brief; wie er ihn gelesen, fing er an laut zu weinen, fiel mir um den Hals: du sollst nicht weg, du sollst nicht weg!"

Der kleine Ferdinand hatte die alte Großmutter Tops außerordentlich lieb. Das früheste Blatt von seiner Hand, welches die von der Heydt'schen Papiere aufbewahren, sind drei Briefe, welche das siebenjährige Kind der Großmutter zu demselben Geburtstage schreibt, ganz flott, wenn auch nicht schön geschrieben, rührend und zugleich eigenartig; das warme kleine Herz that sich nicht Genüge, ehe es seinen Glückwunsch dreimal zu Papiere gebracht. So mögen die drei Briefchen hier eine Stelle finden:

An die Liebe Großmutter
zu ihrem
geburtagstage
1. Brief

Liebe Großmuter du hast mich am meisten versorgt Morgen am = 8 = ten Merz ist dein Gebutag es ist nur eine Kleinigkeit ich habe Spendeln gekauft diessen Brief solst du verwaren bis an dein Ende es ist ein Wahrzeigen der Liebe die ich zu dir beweise denn du hast mich zuerst gelibt drum gebe ich dir denn Brief.

Detmold
am = 7 = ten
März
1818.

An die biebe Großmutter
zu ihrem
geburtagstag.
2. Brief.

Gott erhalte Dich noch lange die am 8 = ten März = 73igrige

liebe Großmutter denn ich bin nur deinn Enkel du liebenswürdige ich will dir auch noch 2 Briefe geben damit du erst recht meine Biebe kenst

Detmold
am 7 = ten
Mertz
1818.

An die liebe Großmutter zum geburtag.

3. Brif

Liebe Großmuter ich Freue mich recht sehr das Du dis Alter Erlebt hast ich hoffe auch Gott wird dich Ferner erhalten Du bist nun 73 Jahr alt und ich Freue mich recht das du dis Alter noch Erlebt hast.

Anderthalb Jahre darnach, am 11. Dezember 1819, ist Schrift und Sprache schon ganz korrekt; der Knabe schreibt an die inzwischen zu den Elberfelder Kindern Uebergesiedelte: „Meine liebe Großmutter! Mein lieber Vater schreibt Dir, und da glaube ich nun Dir gleichfalls sagen zu müssen, daß ich Dich recht lieb habe und deshalb sehr oft an Dich denke. Am letzten Markttage war hier vieles zu sehen, mein lieber Vater erlaubte mir aber nur, die ausländischen Thiere zu sehen; er meinte, Narrheiten könne ich noch genug in der Welt zu sehen bekommen; dafür brauche ich jetzt kein Geld auszugeben. Ueber die Thiere habe ich mich aber recht gefreut; da gab es Affen und Kameele, Papagaien und Antilopen, auch war ein Eisbär dabei. Letzterer war ein grimmiges Thier, du wärest wohl bange geworden, wenn du ihn gesehen hättest, aber es hätte nichts zu sagen gehabt, denn er konnte mit seinem Springen und Brüllen doch nicht durch den wohlverwahrten Käfig kommen. Grüße von mir den lieben Onkel und die Tante und alle Lieben und sei immer versichert der immer fortwährenden Liebe deines Ferdinands!"

Wunderlich! Alexander von Humboldt empfing die erste Anregung zu seiner großen wissenschaftlichen Reise in die Tropen beim Anblick einer Fächerpalme und eines alten Drachenbaumes im Berliner Pflanzengarten; sollte der Dichter des Löwenritts den ersten Funken der Poesie in einer dürftigen Detmolder Tierbude empfangen haben?

Schon um dem Knaben wieder eine Mutter zu geben, verheiratete

Wilhelm Freiligrath ſich am 8. April 1819 zum zweiten Male, und zwar zu Soeſt, mit Klara Wilhelmine, Tochter des Predigers Chriſtoph Gottlieb Schwollmann zu Aplerbeck. Aus dieſer Ehe entſproſſen vier Stiefgeſchwiſter Ferdinand Freiligraths, ein Bruder Karl, zwei Schweſtern Karoline und Gisberta, ſowie ein frühgeſtorbenes Brüderchen Otto. Näheres über dieſelben im Anhang.

Die zweite Mutter nahm ſich des Stiefſohnes in treueſter Weiſe an, und er bewies ſich ihr dankbar durch die lebenslang bewahrte herzlichſte Anhänglichkeit. Auch die anderen Verwandten, welche ſich Wilhelm Freiligrath durch ſeine zweite Heirat erwarb, wandten dem hochbegabten Knaben mit den blitzenden dunkeln Augen, den ſie bei ihren Beſuchen in Detmold kennen lernten, herzliche Liebe zu. Es kam Tante Lina, die jüngere Schweſter von Wilhelmine Freiligrath; es kam deren Bruder, Onkel Moritz Schwollmann aus Soeſt, nur zwölf Jahre älter als der Neffe, mit dem er in heitrer Laune Briefe wechſelte und Silbenrätſel austauſchte. Mit beiden ſtand Ferdinand auf dem beſten Fuße.

Ferdinand Freiligrath war, wie aus früher mitgeteilten Briefſtellen erhellt, ein höchſt aufgeweckter und wißbegieriger Knabe, welcher ſchon vor Beginn der eigentlichen Schulzeit gleichſam ſpielend leſen und ſchreiben lernte. Frühzeitig beſuchte er die Bürgerſchule, ſodann das Detmolder Gymnaſium, deſſen Scholarch oder Schulpfleger der väterliche Gönner des Freiligrath'ſchen Hauſes, der würdige Generalſuperintendent Weerth war. Der Knabe zeichnete ſich durch vorzügliche Leiſtungen aus und war der Liebling ſeiner Lehrer. Bei den Prüfungen, denen die Fürſtin Pauline gern beiwohnte, ſtreichelte ſie oftmals ſeine dunkeln Locken und ſpornte ihn an mit freundlichen Anerkennungsworten.

Den glücklichen Einwirkungen einer wohl verbrachten Schulzeit geſellte ſich als wertvolles erziehliches Moment der Segen eines nicht reichen aber auch nicht dürftigen, von der innigſten gegenſeitigen Liebe aller Angehörigen belebten, durch und durch frommen Hauſes zu. Der ernſtfreundliche Vater, die heitere allezeit thätige Mutter, die Bibel Bilder- und Erzählungsbuch der Kinderjahre, das alles mußte auf des Knaben empfänglichen Sinn aufs Tiefſte wirken. Freiligrath war bis in ſein Alter bibelfeſt; wie ſehr ihn ſchon in jungen Jahren beſonders das alte Teſtament beſchäftigte, zeigen uns einige ſeiner herrlichſten Gedichte; noch in Amſterdam geht er auf der Düne umher „die Lieder Davids in der Hand," und ſchöpft daraus die Anregung zum Leviathan.

Es mögen hier über Freiligraths Jugend- und Schuljahre zwei Berichte von Jugendgenoſſen beigefügt werden, welche als ſeine Spiel- und

Schulkameraden aufwuchsen und die Erinnerung an jene Zeit in einem treuen Herzen bewahrt haben. Zunächst mag reden Freiligraths gleichalterige Jugendfreundin, Frl. Doris Sagel, welche in rüstigem Greisenalter zu Detmold lebt: „Ferdinand Freiligraths Vater war hier Lehrer an der Mädchenschule; ich selbst habe bei ihm Schreib- und Rechenstunde gehabt; es war ein herzensguter Mann und hatte seinem Kinde, dem Ferdinand, auch schon früh gute Grundsätze beigebracht. Ich bin mit Ferdinand im nämlichen Jahre 1810 geboren, nur einen Monat jünger als er. Ferdinand war im zarten Alter ein reizend schöner Knabe mit braunen Augen und braunem Haar. Mein Schulweg — es mochte in meinem fünften bis siebenten Jahre sein — führte mich an seiner Eltern Wohnung vorüber; so kam es denn, da auch unsere Eltern befreundet waren, daß wir sehr viel zusammen spielten. Sein liebstes Kinderspiel war es, aus einem Sandhaufen, wie ihn Rath Klostermeier oft in den Zwischenraum zwischen den beiden Häusern fahren ließ, allerlei Figuren, Berge, Höhlen ꝛc. zu machen, wobei ich ihm helfen mußte; über meinen Fuß formte er Backöfen; das fertige Bauwerk ward dann mit allerlei Zweigen und Gras besteckt, und seine rege Phantasie sah dann in diesen kindlichen Kunstwerken Berg und Strom, mit allerlei Thieren bevölkert, die er gleichfalls aus Sand zu bilden versuchte. Wenn wir in der Stube zusammen spielten, hatten wir Bauklötze, von welchen wir allerlei Bauten und Figuren zusammenstellten; erschienen ihm diese Tempel und Hallen nicht schön genug, so warf er das Ganze über den Haufen; war aber nach seiner Einbildung das Werk gut gelungen, dann lief er nach seiner guten Mutter oder dem Vater, holte diese herbei und freute sich seiner Kunst."

„Ferdinand war allezeit heiterer Laune, sehr freundlich und gutmüthig und daher von jedermann gerne gesehen. Einstmals hatten wir beide auch wieder mit Sand gespielt, als sich ein kleiner Knabe aus der Nachbarschaft zu uns gesellte; selbiger hatte einen Schmetterling gefangen und riß dem Thierchen einen Flügel nach dem andern aus; das kleine Geschöpf zappelte jämmerlich. Als Ferdinand das häßliche Spiel gewahrte, sprang er hinzu und schlug dem Kind das Thierchen aus der Hand mit den Worten: Du dummer schlechter Junge, ich sage dies meinem Vater, der hat gesagt:

Quäle nie ein Thier zum Scherz,
Denn es fühlt wie Du den Schmerz.

Doris, der böse Junge soll nicht mehr mit uns spielen!"

„Bisweilen lief er in die Küche, holte sich eine Schürze, band sie um seinen Hals auf dem Rücken fest, stieg auf einen Stuhl und fing an zu predigen, allerlei Zeug, was ich heute nicht mehr weiß, aber soviel kann

ich mich noch erinnern, daß seine Eltern und ich sehr darüber lachen mußten, denn er phantasirte allerlei zusammen, unsinniges Zeug, das sich aber reimte. Wenn ich ihn dann fragte, meinte er: Ich will einmal Prediger werden! Er hatte ein schönes Bilderbuch, in welchem vielerlei ausländische Thiere abgebildet waren; dies beschäftigte seinen Geist so sehr, daß er stundenlang bei dem Buche zubrachte; dasselbe mag wohl manchen Stoff zu seinen späteren Gedichten geliefert haben."

„Als Ferdinand größer wurde, spielten wir diese Kinderspiele nicht mehr, da er sich viel mit Lesen beschäftigte; als er das Gymnasium besuchte, war er stets der beste Schüler. Alljährlich haben hier die Schulen Aktus, wo jeder Schüler ein Gedicht öffentlich vorzutragen hat. Ferdinand habe, so hörte ich noch jetzt, seine Gedichte zum Deklamiren mit einer Lebendigkeit und richtigen Betonung vorgetragen, daß es eine Lust gewesen sei, ihm zuzuhören. Einstmals hatte der Schulrath Falkmann den Schülern ein Thema aufgegeben, über welches dieselben ein Gedicht machen sollten. Als sie es dem Lehrer vorzeigen, ist Ferdinands Gedicht das beste, und der Schulrath belobt ihn mit den Worten: Ferdinand, wenn Sie so fortfahren, kann noch einmal ein Dichter aus Ihnen werden."

Im übrigen erfreute Freiligrath seine Lehrer nicht blos durch Gedichte in seinem eigenen Namen; hilfreich wie er war, stellte er wohl auch den Freunden Dichtungen zur Verfügung, und mancher von ihnen hat damals mit Freiligraths Versen geglänzt.

Derjenige Jugendfreund, welcher F. Freiligrath am nächsten stand, war ohne Zweifel Ludwig Merckel; auch blieben die beiden Jugendgenossen durch einen zwar oft und lange unterbrochenen aber fünfzigjährigen Briefwechsel verbunden. L. Merckel hat für dieses Werk „Memorabilien aus Freiligraths Jugendzeit" aufgezeichnet, von denen das Wesentliche nachfolgend mitgeteilt wird.

„Ferdinand Freiligrath oder nach der vulgären Detmolder Ausdrucksweise „Freiligraths Ferdinand" war als Knabe seiner äußeren Erscheinung nach, im Vergleich mit andern Altersgenossen, zwar von etwas zarterer und feinerer Konstitution, aber darum doch nicht kränklich und schwächlich zu nennen. Die ihm eigene blasse Gesichtsfarbe war wohl nebst den großen ausdrucksvollen Augen ein Erbtheil von der Mutter, die mir als eine ernste und doch milde und sanft blickende Frau im einfachen häuslichen Gewande, mit einer sauberen weißen Mütze auf dem Haupte, von meinen Besuchen im Freiligrath'schen Hause her noch heute so vorschwebt. Das blasse Aussehen Freiligraths mochte indes auch vielleicht mit davon herrühren, daß er als Kind von den um seine Gesundheit besorgten Eltern zu viel im Hause

gehalten wurde, wozu dann noch das seiner großen schon früh sich zeigenden Lern- und Wißbegierde ganz entsprechende freiwillige Sitzen hinter den Büchern gekommen sein wird. So oft übrigens „der spielvergeßne Knabe", wie er sich in seiner köstlichen Bilderbibel selbst nennt, heraus und unter uns trat, war er auch jugendlich fröhlich mit uns, und der Munterſten, Aufgeweckteſten, ja Muthwilligſten einer."

„Ein Hauptſchauplatz unſerer Jugendſpiele lag uns beiden ganz nahe, nämlich der freie Platz zunächſt der reformirten Kirche, kurzweg der Kirchhof genannt. Meine Eltern beſaßen ein Haus, welches mit dem kleinen Garten dahinter an dieſen Platz ſtieß, nach vorn der Straße Unter der Wehme, in welcher Freiligraths Geburtshaus ſich befindet, ſo ziemlich gegenüber lag. Nach wenigen Schritten von ſeiner Seite konnten wir alſo beiſammen ſein; andere Nachbarskinder, darunter auch einige Mädchen, fanden ſich in der Regel bald mit uns zuſammen; es wurden dann je nach der Jahreszeit allerlei Spiele gemacht. Im Winter lockte der nahe Schloßgraben uns wie die ganze Detmolder Jugend durch ſeine ausgedehnte Eisbahn. Ein anderer Schauplatz unſerer wie der geſammten Nachbarjugend Thaten war das damals nur als Kuhweide dienende ſtädtiſche Bruch, auf dem jetzt ein ganz neuer Stadttheil entſtanden iſt. Wir verſammelten uns dort beſonders gern unter den ſchönen ſchattigen Linden des Rondels oder lagerten uns an dem Ufer der ſilberhellen Berlebecke; bisweilen gingen wir beide auch nach dem Rittergute Braunenbruch, der Beſitzung eines Oheims von mir, wo ſelbſtverſtändlich mancherlei ländliche Freuden gab, und das ſchöne eigenhändig gepflückte Obſt uns Stadtkindern beſonders gut mundete. Daß die ſtigen Umgebungen unſerer Vaterſtadt, der Büchen- und Weinberg, die Allee Schanze, und weiterhin der Teutoburger Wald ſelbſt ebenfalls häufige e unſerer Wanderungen geweſen ſind, braucht kaum geſagt zu werden; r nach dem Jagdſchloſſe Lopshorn hat mich einmal Freiligrath begleitet, en greiſen Großvater, den Oberförſter, dort zu beſuchen. Die Nacht dem einſamen Forſthauſe im tiefen Wald, die rauſchenden rieſigen Tannen dem Schlafzimmer machten auf Freiligraths jugendliche Phantaſie ganz deren Eindruck."

„Aus alle dem möchte hinreichend hervorgehen, daß Freiligraths Jugendine ſo dürftige geweſen, und ich kann im Gegentheil nur verſichern, ir eine reiche und fröhliche Jugend mit einander verlebt haben. Sein hatte zwar meines Wiſſens ebenſowenig wie der meinige Vermögen; s Einkommen ſeiner Lehrſtelle iſt ohne Zweifel bei beſcheidenen An, beſonders in der damaligen wohlfeilen Zeit, zur Ernährung der ausreichend geweſen. Ferdinand war ſtets ſauber und anſtändig

gekleidet, und wenn ihm aus des Vaters abgelegter Kleidung auch wohl einmal ein Anzug gemacht sein wird, so war das bei uns allen, sogar bei des General-Superintendenten Kindern, durchaus nichts Ungewohntes; Ausgaben hatten wir dagegen kaum andere zu machen, als einen Groschen für Obst oder Stuten, da wir kein Wirthshaus besuchten."

„F. Freiligraths Vater war Lehrer an der Bürgerschule zu Detmold. Dieselbe rekrutirte sich aus der Küsterschule, so genannt, weil der Küster an der reformirten Kirche, hier zu Lande immer ein Lehrer, darin unterrichtete, und zwar Knaben und Mädchen zusammen bis zum 9. oder 10. Jahre. In solchem Alter traten dann diejenigen Knaben, die nur bis zu ihrer Konfirmation die Schule besuchen wollten, in die Bürgerschule über, während die zum Studiren oder dem Kaufmannsfache bestimmten in die unterste Klasse des Gymnasiums kamen; in einzelnen Fächern hatten beide Klassen gemeinschaftlichen Unterricht. Die beiden Lehrer der Bürgerschule waren Kantor Pustkuchen und Wilh. Freiligrath. Seinem Aeußeren nach war dieser von kräftigem, untersetztem Körperbau, hatte ein freies offenes Gesicht mit klugen, freundlichen Augen und dem unverkennbaren Gepräge großer Bonhommie. Von Haus aus sehr geschickt und begabt, hatte er sich mehr als die gewöhnlichen Kenntnisse eines Elementarlehrers angeeignet und sich eine allgemeinere Bildung erworben; so trug denn auch der Eindruck eines gebildeten Mannes, den er alsbald machte, nicht unwesentlich dazu bei, daß die Knaben höherer Stände vor ihm mehr Respekt hatten, als vor manchen seiner Berufsgenossen. Was ihn bei allen seinen Schülern jedes Standes so sehr beliebt machte, das war sein humanes, durch und durch wohlwollendes Wesen und die demselben gemäße Behandlung seiner Schüler. Wilh. Freiligrath unterrichtete übrigens nicht allein an der Bürgerschule, sondern auch am Seminar und an der Judenschule."

„Wilhelm Freiligrath lebte mit seiner Familie sehr eingezogen und hatte wohl, außer mit den nächsten Kollegen und mit meinem Vater, nur wenig Verkehr. Zu dem letzteren kam er abends recht oft zu einem Plauderstündchen herüber. Was den so allgemein beliebten und geachteten Mann bewogen hat, seine Lehrerstelle aufzugeben, und das ihm zur zweiten Heimat gewordene Detmold zu verlassen, habe ich entweder seiner Zeit nicht näher erfahren, oder es ist mir entfallen. Ich weiß nur soviel, daß ihm seine dortige Stellung irgendwie verleidet worden, wohl hauptsächlich dadurch, daß zwischen ihm und seinem obersten Vorgesetzten, demselben General-Superintendenten Weerth, der ihn berufen, das bisherige gute Einvernehmen in den letzten Jahren nicht mehr stattfand; er scheint die Anstellung eines jüngeren Mannes am Gymnasium als eine Zurücksetzung betrachtet zu haben. Das Scheiden von

Detmold wurde ihm trotzdem ungemein ſchwer. Am Morgen ſeiner Abreiſe war ich mit einer Anzahl Mitſchüler in den an die Straße nach Paderborn ſtoßenden Theil des Büchenberges vorausgegangen, um dem lieben ſcheidenden Lehrer noch ein letztes Lebewohl zuzurufen. Als der Reiſewagen, in dem Freiligrath mit ſeiner Familie ſaß, herankam, traten wir unter den Bäumen hervor und überraſchten ihn durch unſer vielſtimmiges Adieu, Herr Freiligrath! Gute Reiſe, und grüßen Sie doch Ferdinand vielmals von uns! Er ließ halten, winkte uns heran, reichte jedem Einzelnen, unter herzlichen Worten, mit Thränen in den Augen, die Hand, nahm dann zum letzten Gruße ſein grünes Samtkäppchen ab, und der Wagen fuhr weiter. Ich habe den theuern Jugendlehrer und Vater meines liebſten Freundes nie wieder geſehen."

„Welch ein gutes Andenken Wilhelm Freiligrath bei ſeinen Schülern hinterlaſſen hat, davon habe ich mich noch in den letzten Jahren überzeugen können. Ich traf eines Tages mit einem lange nicht geſehenen Jugendgenoſſen, einem Detmolder Bürger, zuſammen, und als wir auf unſere Schulzeit, dabei auch auf Freiligrath zu ſprechen kamen, da wurde der ſonſt mehr ſchweigſame Mann ganz lebendig und rief aus: Freiligrath, ja, das war ein prächtiger Mann; das war ein Lehrer, wie er nachher nicht wieder da geweſen iſt. Dem bin ich noch heute von Herzen dankbar für Alles, was ich bei ihm gelernt, und ehre ihn noch in ſeinem Grabe!"

„Aus der Küſterſchule des „lieben Herrn Begemann" traten wir beide, Ferdinand und ich, gemeinſchaftlich in das Gymnaſium, welches ſich in dem ehemaligen nun längſt abgebrochenen Kloſter der grauen Schweſtern auf der Schülerſtraße befand. Da wir beide, ich mit Hilfe meines Vaters, Ferdinand mit der des Nachbars Cloſtermeier, ſchon einen gewiſſen Vorrath von lateiniſchen Vokabeln mitbrachten, ſo wurden wir die beiden Oberſten zunächſt der Neueingetretenen, ſpäter auch der ganzen Klaſſe; dieſe Ehrenplätze — Freiligrath war Klaſſenoberſter — haben wir denn auch ſtets bis zu ſeinem Abgange von der Schule miteinander inne gehabt und behauptet. Wir beſaßen beide, wenn Ferdinand auch noch in höherem Maße als ich, ein angeborenes Talent für Sprachen, und brachten es zunächſt im Lateiniſchen, dann aber auch im Griechiſchen, nicht minder im Deutſchen, bald viel weiter als alle unſere Mitſchüler, zumal wir auch fleißiger waren als die meiſten von dieſen. Daher geſchah es, daß wir mehr und mehr die Nachhelfer der letzteren wurden; dem einen ſollten wir eine ſchwere Konſtruktion erklären, dem andern das Penſum vorüberſetzen, dem dritten Worte diktiren oder abſchreiben laſſen. Wir ſaßen dabei auf der den Platz begrenzenden niedrigen Mauer oder auf zufällig daliegenden Steinen oder Baumſtämmen; über die vielen Quälereien wurden wir zuweilen ärgerlich, und namentlich der lebhafte

Freiligrath machte seinem Aerger in kräftigen Worten Luft; wenn dann aber die armen Schelme in ihrer Angst wiederkamen, so ließ er sich regelmäßig wieder erbitten. Daß wir um dieser Dienstleistungen willen bei unsern Mitschülern ein gewisses Ansehen hatten und wohlgelitten waren, läßt sich leicht denken; ebenso waren wir wegen unseres Fleißes und unserer Befähigung, in welcher letzteren mich übrigens Freiligrath, dem alles nur so zuflog, weit übertraf, bei unseren Lehrern auf das Beste angeschrieben. Doch konnten wir auch gelegentlich gewaltig muthwillig sein."

„Im Griechischen gewann Ferdinand eine tüchtige Grundlage durch den Unterricht des Professors Siebert, während es dem grundgelehrten Möbius an Lehrgabe wie Disziplin gebrach. Daß Freiligrath die deutsche Sprache als Dichter so meisterhaft zu handhaben verstand, dazu hat ohne allen Zweifel vornehmlich der Unterricht beigetragen, den er bei dem Rath Falkmann gehabt. Dieser war ein ganz ausgezeichneter Lehrer, wie in Latein, Geschichte ꝛc., so auch in der deutschen Sprache, in deren Geist und Reichthum er seine Schüler so recht einzuführen verstand. Mit den Aufsätzen nahm er es in jeder Hinsicht äußerst genau, suchte uns zugleich durch genaue Anweisungen und strenge Anforderungen an die größte Ordnung und Sauberkeit zu gewöhnen. Ein „Gut, Fleißig, Löblich" galt als eine hohe Ehre; das Gegentheil haben wir, Freiligrath und ich, soviel ich mich erinnere, niemals zu bedauern gehabt. Falkmann, der in jungen Jahren selbst einen Band Gedichte herausgegeben und darin eine schöne poetische Begabung gezeigt hatte, sah es gern, wenn auch seine Schüler, sofern sie Anlage dazu besaßen, sich zuweilen in kleinen Gedichten versuchten; poetischer Versuche von Freiligrath erinnere ich mich übrigens nicht; seinem hochgeschätzten Lehrer Falkmann hat er, wie das aus seinen Briefen erhellt, stets die größte Pietät bewahrt. Als andere Lehrer Freiligraths will ich noch Schierenberg, Rohdewald und Preuß nennen."

„Endlich zur Beantwortung der Frage, wann sich das Dichtertalent Freiligraths wohl zuerst gezeigt habe. Wenigstens durch einen Reim hat er sich schon in seinem 10. Jahre bemerklich gemacht. Bei der allgemeinen Illumination nämlich, welche im Jahre 1820 zu Ehren des neuvermählten fürstlichen Paares, Paul Alexander Leopold und der Prinzessin Emilie von Schwarzburg-Sondershausen, stattfand, hatte der schelmische Knabe sich auch einen kleinen Beitrag zum Feste ausgedacht; er hatte vor einem Fenster der elterlichen Wohnung als Transparent auf einem großen Papierbogen ein von ihm selbst entworfenes Bild ausgestellt, auf dem ein Lehrer mit dem Stocke in der Hand vor einer Anzahl Knaben mit dem Zurufe stand:

Jungens, ich will euch mores lehren,
Ihr sollt dem Fürsten das Land vermehren!

Ein zweites, schon längeres poetisches Produkt, ohne Zweifel erst aus dem 12. oder 13. Jahre, war ein in Hexametern abgefaßtes Lobgedicht auf Schweizer, einen in der Nähe der Schule hausenden Metzgerhund; dasselbe wurde von der ganzen Klasse mit großem Beifall aufgenommen. Ein dritter ebenfalls humoristisch gehaltener Versuch war ein in Gemeinschaft mit mir verfaßtes Heldengedicht, die Stegevirias, beginnend:

Nenne mir, Muse, den Mann,
Auf dessen Lob ich längst schon sann,
Bei dem ich St. Omer, Rapé
Und andres Nasenfutter seh'.

Der Held derselben war ein Tabaksfabrikant und Händler Stegemann, welcher gleich seiner Frau durch eine etwas sonderbare Persönlichkeit unsern harmlosen Muthwillen geweckt hatte. Das Gedicht ist längst verloren gegangen; soviel ist übrigens nach diesen Proben gewiß, daß Freiligraths dichterische Anfänge humoristischer Art gewesen sind."

„Von jeher waren Bücher F. Freiligraths Hauptliebhaberei, wie sie das bis an sein Ende geblieben sind. Diese machten ihm unter den Geburtstags- oder Weihnachtsangebinden der Eltern ersichtlich die meiste Freude und wurden von ihm mit dem größten Eifer durchgelesen, sorgsam vor jeder Beschädigung oder Beschmutzung verwahrt. Geschichtsbücher und Reisebeschreibungen, Campes Robinson an der Spitze, interessirten ihn vorzugsweise. Ebenso hatte er Bilder besonders gern und übte sich nach Knabenart im Kopiren der Ritter und Damen auf den Bilderbogen um so lieber, als er Anlage zum Zeichnen hatte, vermöge dessen es ihm auch leicht wurde, allerlei komische Figuren und Karikaturen, oft mit Portraitähnlichkeit, zu entwerfen. Einer hübschen Mineraliensammlung, die er sich angelegt, sowie eines Herbariums, beides Frucht des ebenso lehrreichen als anziehenden naturgeschichtlichen Unterrichts beim Rath Falkmann, der uns namentlich auch zum Botanisiren die beste Anleitung gab, glaube ich mich bestimmt zu erinnern."

„Wie sehr Ferd. Freiligrath schon in seiner Jugendzeit in seinen Gedanken mit der fernen Welt sich beschäftigte, das zeigte sich auch damals, als sein Lebensgang an einem so entschiedenen Wendepunkte angekommen war, wie er mit der Veränderung seiner bisherigen Berufsabsicht eintrat. Die letztere war ganz entschieden die, daß er studiren sollte und wollte, ohne daß bereits ein bestimmtes Fach in Aussicht genommen war, und wir beide hatten uns oft genug im Geiste in die Zeit versetzt, wo wir zusammen zur Universität abgehen würden. Da kam auf einmal jenes verlockende Begehren des reichen kinderlosen Onkels in Edinburg nach einem befähigten Knaben aus

seiner Verwandtschaft zur Adoption und demnächstigen Succession in dem glänzenden Geschäfte nach Detmold, indem Ferdinand als der Geeignetste dazu erschienen war. Und siehe, es hieß auch bei ihm: „Halb zog es ihn, halb sank er hin, so war's um ihn geschehn." Er beklagte es zwar mit mir, daß nun unser schöner Zukunftstraum zerrann; aber er tröstete sich und mich auch damit, daß er demnächst für seinen Onkel weite Reisen zu machen und die herrlichste Gelegenheit haben werde, Länder und Völker zu sehen. Ach, er ahnte zu der Zeit noch nicht im entferntesten, wie bald auch dieser schöne Traum zerrinnen und als ein Luftschloß zusammenfallen würde! Ich habe oft daran denken müssen, wie ganz anders das äußere Loos Freiligraths sich doch gestaltet haben möchte, wenn dieser trügerische Sirenenruf ihn nicht aus seiner Bahn gelockt hätte. Er meldete mir den plötzlichen Umschwung der Dinge betrübten Herzens nach Marburg; meine Aufforderung, das verlassene Studium doch jetzt noch wieder aufzunehmen, was ihm ja bei der stattgehabten Fortbildung und seinen Fähigkeiten nicht schwer fallen könnte, lehnte er jedoch unter der Motivirung ab, daß er jetzt erst im Stande sei, seinem Onkel Schwollmann sich nützlich und durch die That dankbar zu erweisen, ein Grund, welcher dem pietätvollen Herzen Freiligraths ein neues Zeugnis geben würde, wenn es dessen noch bedürfte."

Es ist ein Beweis altehrwürdigen Familiensinnes, daß die Schulbücher und Schulhefte des heranwachsenden Knaben sorgfältig aufbewahrt wurden und noch jetzt erhalten sind. Aus allen Fächern des Unterrichts, Geschichte, Erdbeschreibung, Naturgeschichte, Religion, Fremdsprachen, dem deutschen Aufsatz ꝛc. liegen Freiligraths Schulhefte vor, alle aufs Sorgfältigste gehalten. Ueberhaupt ist diese Sauberkeit und Sorgfalt in der Behandlung seiner Bücher ein Charakterzug, der sehr früh entwickelt gewesen sein muß, denn die noch vorhandenen Schulbücher legen davon ein sprechendes Zeugnis ab. Da ist trotz alles Gebrauches der Einband wohlerhalten, kein Fleckchen, kein Eselsohr zu sehen; jedes enthält in saubersten Schrift den Namen des Besitzers, Jahreszahl und Preis. Es liegen einige der Knabenhefte vor mir, deutsche Aufsätze in Unrein- und Reinschrift, Uebersetzungen aus Curtius und Henriade, Vorbereitungen zur Odyssee und Ovids Trauergedichten ꝛc., alles in des Knaben kräftiger Handschrift, in unbewachten Augenblicken wohl auch eine scherzhafte Zeichnung dazwischen. In einem dieser Aufsatzhefte beschreibt Ferdinand — es mag Neujahr 1823 sein — seine Winterfreuden. Er schildert die Lust des Eislaufs, des Vogelfangs, des Weihnachtsabends. „Da liegen für die kleineren Kinder Puppen, Säbel, Steckenpferde ꝛc., für die größeren aber Bücher, Kleider und dergleichen. Für mich lag da eine neue Weste, ein Halstuch, John Turnbulls Reise um die Welt mit 2 Kupfern,

und Denons nach Aegypten mit einem. Nun Schlittſchuhe, bleibt nur an der Wand hangen! Jetzt wird geleſen!"

Dieſes jauchzende „Jetzt wird geleſen!" erinnert uns daran, daß der Knabe mit ganz beſonderer Vorliebe Reiſebeſchreibungen las, während ſeiner Gymnaſialzeit wie ſpäter in Soeſt. Wohl nach einer Mitteilung Freiligraths ſelbſt bemerkt ſein Freund Schnezler in einer Beurteilung der Gedichte: „Als Knabe ſchon verſchlang unſer Poet mehrere tauſend Robinſonaden, Länderſchilderungen und Reiſebücher;" oft bis in die tiefe Nacht ſaß er in ſeiner kleinen Kammer und folgte mit geſpannter Teilnahme den Abenteuern des Marco Polo, des Vasco de Gama, den Entdeckern und Reiſenden; er drang mit ihnen zu unbekannten Völkern, in ſagenhafte Länder vor, er nahm an den Gefahren und dem Ruhme ſeiner Helden Teil. Gleichzeitig beſchäftigte er ſich eifrig mit Studien der Naturgeſchichte; noch mehrere Jahrzehnte ſpäter finden wir in dem Briefwechſel mit Freund Weerth, welchem er von London Tierbälge und ausgeſtopfte Tiere beſorgt, den Beweis für eine ganz außergewöhnliche Kenntnis der Zoologie. Durch dieſe Richtung ſeiner geiſtigen Arbeit gewann Freiligrath ſchon als Knabe jene reiche Kenntnis fremder Länder und fremder Tierwelt, welche nachmals durch eine wunderbar kräftige Phantaſie in die lebendigſte, farbenprächtigſte Poeſie umgeſetzt ward.

Ueber die Anfänge von Freiligraths dichteriſcher Thätigkeit haben wir keine nähere Kunde. Als älteſte poetiſche Produktion des Knaben, etwa aus ſeinem 10. oder 11. Lebensjahr, gilt eine Fortſetzung von des alten Claudius Urians Reiſe, ganz in demſelben Versmaß, derſelben humoriſtiſchen Weiſe. Das Gedicht iſt natürlich unſelbſtändig und ſchwach, wie von einem Kind nicht anders zu erwarten; aber es dient doch zugleich als Beweis, daß damals ſchon die Phantaſie des jungen Poeten ſich ihre Stoffe auf dem Meer und in fernen Zonen ſuchte. Es lautet:

Neuholland wollt' ich nun beſehn
Und dort der Britten Ehren,
Denn nichts laß ich vorübergehn,
Was ich thät rühmen hören.

Die blauen Berge ſind ſehr hoch!
Ich wollt' ſie nicht beſteigen,
Drum ging ich lieber in ein Loch
Der Wilden und thät geigen.

Als ich Neuholland nun beſehn,
Da ging ich an den Hafen
Und wollte dort ein Schiff erſpähn,
Das ging' zu den Schlaraffen.

Zum Feuerlande kam ich nu,
Da froren ich und meine (Frau);
Denk' ich noch dran, so läuft's mir, hu,
Durch Kreuz und Mark und Beine.

Mein Weibchen starb nach kurzer Frist,
Es konnt' die Kält' nicht tragen;
Doch wenn man mal auf Reisen ist,
Hat das nicht viel zu sagen.

Von da ging es nach Quito hin,
Ist's angenehm zu leben;
Doch störte oft den ruhigen Sinn
Ein starkes Erdenbeben.

Da ließ ich Quito Quito sein
Und ging mit Wind gleich weiter,
Schnurstracks nach Afrika hinein,
Doch da gab's Bärenhäuter.

Die wollten mich lebendig fahn.
Weil ich war weiß von Farbe,
Sahn sie mich für den Teufel an,
Da dacht' ich: Gott erbarme!

Da macht' ich schnell mich aus dem Staub
Und segelte zurücke,
Sah endlich Deutschlands Bäum' und Laub
Und freu mich Eurer Blicke.

Tutti:
Da hat er gar nicht übel angethan,
Auf'n andermal erzähl' Er weiter, Herr Urian.

Ferner liegt mir vor eine Anzahl gereimter Glückwünsche für den Geburtstag des Vaters oder der Mutter aus den Jahren 1821—30, die früheren von kindlicher Unbeholfenheit und Schalkhaftigkeit, dann zunehmend in der Form sicherer, im Ausdruck reifer und ernster, in der Schrift männlicher, alle von herzlicher Liebe eingegeben, aber keines, auch die späteren nicht, hervorragende dichterische Begabung verratend; immerhin Beweise dichterischen Dranges.

Eingang 1823 kam eine freudig bewegte Zeit über das Freiligrath'sche Haus. Ein älterer Bruder der verstorbenen Luise, Johann Hermann Tops, welcher vor Jahren von dannen gegangen und geraume Zeit verschollen gewesen, schrieb am 6. Februar 1823 von Edinburg an Wilhelm Freiligrath, den Vater des einzig überlebenden Kindes von Luise Tops: „Daß dieser Knabe

mich äußerſt intereſſirt, brauche ich Sie hoffentlich nicht zu verſichern. Demzufolge wäre es mir ſehr angenehm, wenn Sie die Güte haben wollten, mir baldigſt, wo thunlich, umſtändliche Nachrichten über ihn mitzutheilen; was er macht, verſpricht, lernt; wie weit er es in jeder unter Händen habenden Wiſſenſchaft, Rechnen, Klavier, Franzöſiſch ꝛc. bereits gebracht hat; wozu er wohl Luſt äußert, was er werden will, und was Sie aus ihm zu machen gedenken oder wenigſtens vorhaben zu machen. Die Liebe, die ich Ferdinands ſeliger Mutter in ihrem Leben nicht erzeigen konnte, habe ich auf ihr Kind übertragen; und da Mutterſtelle nicht vertreten werden kann, ſo will ich doch wenigſtens verſuchen mit Rath und, wenn's mir möglich iſt, mit That, mit Ihnen Vaterſtelle an ihm zu beweiſen, und ſehr würde es mich freuen, wenn ich jemals im Stande wäre, dieſes mit mehr als leeren Worten bezeugen zu können."

„Es war einmal eine Zeit, doch dies iſt lange her, wo ich geſund und ſtark war, und vieles ſtehen und ertragen konnte, welches jetzt nicht mehr der Fall iſt. Daher werden Sie, lieber Herr Schwager, es hoffentlich nicht als Affektation von meiner Seite anſehen, wenn ich Sie bitte, mir von Ferdinands ſeliger Mutter nicht das Mindeſte zu erwähnen, bis ich Sie darum erſuche. Von dem Knaben ſelbſt, an dem mein Herze hängt, ſagen Sie mir aber deſto mehr; beſchreiben Sie mir ihn ſo recht con amore, Körper und Geiſt, wie er ſo leibt und lebt, Größe, Augen, Haare, Farbe, kurz alles, was Sie nur glauben, das mich intereſſiren könnte. Ich wünſchte, Ferdinand ſchriebe unter Ihren lieben Brief einige wenige Zeilen in deutſchen und lateiniſchen Buchſtaben, damit ich ſeine Handſchrift ſehe."

Man kann ſich vorſtellen, welche unendliche Freude dieſer Brief dem Vater machte, deſſen liebſte Hoffnungen auf dem begabten Sohne ruhten, und der doch nicht die Mittel beſaß, ihm eine höhere Ausbildung erteilen zu laſſen. Wilhelm Freiligraths Antwort iſt erhalten und bietet uns den willkommenſten Aufſchluß über des Knaben Weſen und Wünſche. Er ſchreibt:

Detmold, am 23. Februar 1823.

Mein lieber Herr Bruder!

Ihre gütige Zuſchrift vom 6. dieſes habe ich vorgeſtern erhalten, und habe ich mich, ſowie ebenfalls die Meinigen, über den Inhalt derſelben, ſowie über Ihr geneigtes Wohlwollen, und über die Anhänglichkeit, die Sie in demſelben für meinen Ferdinand ausſprechen, von ganzem Herzen gefreut; haben Sie herzlichen Dank für Ihren inhaltſchweren Brief. — Nun zur Beantwortung desſelben. —

Sie ſind von unſern lieben Geſchwiſtern nicht unrecht berichtet, daß

unſer lieber Ferdinand am nächſten 17. Juni, Abends 9 Uhr, 13 Jahre alt wird. — Sie wünſchen zu wiſſen, was der liebe Knabe mache: ich will ſehen, Ihnen von ſeinem ganzen Sein, ſo viel es mir möglich iſt, eine kurze Ueberſicht zu geben. Einliegend erhalten Sie einige ſeiner Haare, aus deren Farbe Sie gütigſt auf die ſeiner Augen ſchließen wollen, zugleich kann ich Ihnen ſagen, daß er ein großes, Blitze ſprühendes, oft recht ernſtes, vorzüglich bei ſeinen Arbeiten, aber auch, und oft bei Kleinigkeiten, bei vorkommenden Witzen recht ſchalkhaft ſpürendes Auge hat. Sein ganzes Geſicht ſpricht von großer Treue, wie ſich überhaupt ſein ganzes Verhalten gegen andere ausſpricht. Er erfreut ſich eines geſunden und geraden Körpers und hat letzteren ſchon zu einer Größe von 2 7/16 Ellen cölniſch gebracht. Das wäre dann das Vorzüglichſte ſeiner äußern Geſtaltung, die mir, ſeinem Vater, ſchon große Freude gewährt. Aber noch größere Wonne wird mir, und tiefern Dank gegen Gott empfinde ich, wenn ich auf die, ihm vom Schöpfer verliehenen großen Geiſtesanlagen Rückſicht nehme. Er iſt den ganzen Tag beſchäftigt, treibt ſeine Arbeiten mit Luſt und Liebe, und iſt, in Hinſicht derſelben, faſt nicht zu ermüden. Ich fühle mich verpflichtet, Ihnen auf Ihre theilnehmenden Fragen ein vollſtändiges Verzeichnis ſeiner Arbeiten, ſowie ſeiner Lehrer, die ſeinen Unterricht leiten, mitzutheilen. — Mathematik, Geometrie, Geographie und Kalligraphie — Hr. Legationsrath Preuß; Geſchichte, Naturgeſchichte, lateiniſches Ueberſetzen, deutſcher Stil und deutſche Sprache — Hr. Rath Falkmann; Religion und lateiniſche Grammatik — Hr. Profeſſor Siebert. Zu dem hat er Privatunterricht im Franzöſiſchen beim Rath Falkmann.

In der Muſik habe ich ihm noch keinen Unterricht geben laſſen, weil ich, ſelbſt Schulmann, den Grundſatz hege, daß nicht auf einmal zu viel angefangen werden darf. Sobald indeſſen die Oſterferien beendigt ſein werden, wird er den Anfang auf dem Klaviere machen, da er wohl muſikaliſches Gefühl hat.

Der Delikateſſe würde ich ganz entgegen handeln, wenn ich, der Arbeiten wegen, meinen lieben Ferdinand gegen Sie loben würde. Aber ſagen darf ich es Ihnen, daß ich am Ende eines jeden Quartals, wenn hier, an unſerm Gymnaſio, jeder Schüler über Verhalten und Fleiß eine Cenſur erhält, die den Eltern gezeigt und von denſelben unterſchrieben wieder zurückgeliefert werden muß, die hohe, ſo wohlthuende Freude genoß, daß mir der brave Junge jedesmal eine Cenſur zur Unterſchrift brachte, auf der nichts Unangenehmes verzeichnet ſtand, und im Gegentheil von allen Lehrern ſein Fleiß in der Schule und zu Hauſe immer als rühmlich angemerkt waren. Er iſt jetzt noch in Tertia, würde aber ſchon vorigen Michaelis in Secunda

gekommen ſein, wenn man auf ſein zartes Alter nicht hätte Rückſicht nehmen müſſen. Um Ihnen ein Uebriges über ſeinen Fleiß zu ſagen, erlauben Sie mir, daß ich Ihnen die Worte eines ſeiner Lehrer, des Herrn Rath Falkmann anführe: — „Beſtände meine Klaſſe aus lauter ſolchen Schülern, wie Ihr Sohn iſt, ſo wollte ich auftreten, und fragen, ob in ganz Deutſchland eine beſſere Schule ſey!“ —

Einliegend erhalten Sie zugleich ſeine eigenen Gedanken, die gerade ſo ſind, wie er ſie als Concept in meiner Gegenwart entworfen hat; ich kann Ihnen vor Gott die Verſicherung geben, daß ihm kein Buchſtabe geholfen iſt.

Die zweite Frage Ihres freundlichen Briefes, was er, der gute Junge, zu werden gedächte? kann ich mit einer allgemeinen erwiedern, nämlich mit dieſer: was wird noch aus dem Kindlein werden? Früherhin, lieber Herr Bruder, nachdem er einmal in Elberfeld, und nachher öfterer in Soeſt im Schwollmann'ſchen Hauſe dem kaufmänniſchen Verkehr zugeſehen hatte, ſagte er immer, er wolle Kaufmann werden. — Ich ſchwieg, obgleich mich der Entſchluß und die Kraft des kleinen Schelmen freuete, in der Hoffnung: kömmt Zeit, kömmt auch Rath. Seit einem halben Jahre hat er den Wiſſenſchaften aber ſo gehuldigt und ſo vielen Geſchmack abgewonnen, daß er jetzt Theologie ſtudiren will. Ich gehe von dem Grundſatze aus, meine Kinder zu keinem Geſchäfte und zu keinem Amte zwingen zu wollen, nur abhalten von ſolchen, die ihrer Würde entgegen ſind, das kann und ſoll ein Vater, und da Sie, nach Ihrem Briefe, Vaterſtelle mit mir vertreten wollen, ſo glaube ich, daß der Bruder meiner verklärten frommen Louiſe hierüber mit mir einſtimmen werde. Wenn Ferdinand Theologie ſtudirt, ſo muß er freilich drei Jahre auf eine Univerſität, was mir, als Schulmann, ſchwer werden dürfte. Deshalb bin ich Ihnen um ſo unendlich dankbarer, wenn Sie, Ihrem Verſprechen zufolge, ſich des hoffnungsvollen, braven Jungen auch mit der That annehmen würden. — Ich kann Ihnen, lieber Bruder, hierüber weiter nichts ſagen, als daß ich, bei Durchleſung Ihres Briefes, und bei der meinem Ferdinand ausgeſprochenen Liebe, Dank- und Freudenthränen zu Gott geweint habe. Ich darf Ihnen, guter Bruder, nach der Ausſage Ihres Briefes nichts weiter ſagen, und das ſoll auch nicht; aber wir verehren Sie. Mein gutes Weib ſteht oft ſeit der Ankunft Ihres l. Briefes ſinnend vor mir, und dann ausrufend: „Das iſt ein braver Bruder!“ Ihnen geſagt, weil ſie ſelbſt einen ſolchen braven Bruder hat, der, ohne es zu ſcheinen, dem lieben Ferdinand ſchon große Freude bereitete.

Auch ich bin ſeit Ende 1817 und Anfang 1818 nicht mehr feſt, und

Anfangs 1818, wie jeder glaubte, es ginge mit mir auf die Neige, da hielt die treue Mutter allein bei mir aus, — doch es ist über, und Gott wird der Guten dafür gewiß Freude die Fülle geben. Wir leben und wollen wirken. Es wird freilich im Mittage des Lebens oft schwül; aber ein kühler Abend erfrischt uns, und dann gehen wir zur sanften Ruhe und singen mit Klopstock:

Die früher sich verloren hatten,
Die finden sich im Abendschatten
Und gehen Hand in Hand zur Ruh!

Behalten Sie lieb und recht unwandelbar lieb Ihren

Sie innigst liebenden Bruder
Joh. Wilh. Freiligrath.

N. S. Ferdinand lernt auch Zeichnen beim Herrn Hofmaler von Valentini. —

Das dem Briefe beiliegende Schriftstück ist verloren gegangen. Onkel Hermann, auch nach anderen Anzeichen ein sehr wunderlicher Mann, erbot sich, so lautet die Ueberlieferung der Familie, den Sohn der verstorbenen Schwester an Kindesstatt anzunehmen und zum Erben seines Geschäftes einzusetzen, unter der Bedingung, daß dieser für die kaufmännische Laufbahn erzogen werde. Er verlangte zunächst in einem noch vorliegenden Briefe vom 1. März 1823, daß Ferdinand alsbald der Anstalt der Brüdergemeinde in Neuwied zur Erziehung anvertraut werde, wobei er selbst die Kosten zu decken versprach. Wilhelm Freiligrath scheint dieses Anerbieten, um den einzigen Sohn in seiner Nähe zu behalten und selbst zu erziehen, abgelehnt zu haben, und der Oheim darüber ungehalten gewesen zu sein.

Die erbetene Vermittelung der Elberfelder Verwandten blieb erfolglos. Der tiefgekränkte Vater schreibt am 16. Januar 1825:

Ferdinand ist noch immer recht fleißig. Bei dem letzten Austheilen der Censuren hatte er von den Schülern der Secunda eine ganz makelfreie Censur, wodurch der Scholarch veranlaßt wurde ihm zu sagen: das ist brav, Ferdinand, nur immer so fort gefahren! — Gerne würde ich ihn studiren lassen; da sich aber Bruder Hermann so stillschweigend zurückzieht, so sehe ich noch nicht ein, auf welche Weise ich 800—850 preuß. Thaler für seine drei Studienjahre aufbringen will. Schon gegen Michaelis vorigen Jahres bewarb ich mich für Ferdinand um die Stipendien für unvermögende Studirende, mußte aber zu meiner Betrübnis hören, daß selbige schon bis 1830 vergeben seien. Zugleich wurde mir die Bemerkung gemacht, daß Ferdinand wohl kein Stipendium erlangen würde, weil ihn sein Onkel

wolle ſtudiren laſſen. Dieſes Gerücht hat ſich hier im Herbſte 1823 durch Herrn L. aus Vierſſen verbreitet, der damals hier zum Beſuche war, und der ausgeſagt haben ſoll: Ferdinands Onkel würde ihn ſicher ſtudiren laſſen, er ſei ein reicher Mann, der dem Bruder oft etwas ſchicke, aber nie unter 20 Guineen.

Man kann keinen Menſchen zum Wohlthätigſein zwingen; wer es aber nicht ſein will oder nicht ſein kann, o, der brüſte ſich doch auch vorher nicht. Alles, auch das Unangenehme und das Unfreundliche, dient in Gottes Hand zu unſerm Beſten, und auch dieſes wird zu Ferdinands Beſtem dienen, ſei es, auf welchem Wege es wolle, denn mit denen, die der Herr zu ſich ziehen will, geht Er Seinen eigenen Weg. Nun wollen Sie, lieber Herr Bruder, es mir nicht übel denken, daß ich Sie von dieſer Angelegenheit ſo lange unterhalten habe; hier kann ich mit Niemanden darüber ſprechen, und da dachte ich, am beſten könnte ich's, und auch am leichteſten würde es mir von Ihnen vergönnt werden. Hätten Bruder Hermann und Bruder Wilhelm mich und meinen Ferdinand nicht als Klötze, nein, hätten dieſe uns nur halb ſo gut behandelt, als Ihre werthe Behandlungsart mir zu Theil geworden iſt, — denn Sie, ein reicher Mann, haben mir doch gezeigt, daß Sie ſich Ihres Schwagers, eines armen Schulmeiſters, nicht ſchämten, — ſo hätte ich ſicher kein Wort darüber verloren; aber jetzt bin ich von Beiden, vorzüglich von Bruder Hermann, am Narrenſeile herumgeführt worden. Das ſey das Ende. —

So waren denn die ſchönen Hoffnungen, welche ſich an des reichen Onkels Eingreifen in Ferdinands Schickſal knüpften, zu nichte geworden; der Erbonkel Hermann in England aber machte Bankrott und ſtarb, wann iſt unbekannt, zu Brüſſel in Dürftigkeit.

Eines Hauſes in Detmold muß hier zum Schluſſe der Darſtellung von Freiligraths Jugendjahren gedacht werden, welches auf die geiſtige Entwickelung des hochbegabten Knaben den reichſten und förderlichſten Einfluß übte; es war das bereits mehrfach erwähnte Haus des Archivrats Cloſtermeier. Derſelbe war ein tüchtiger Gelehrter, welcher beſonders auch um die Ermittelung der Oertlichkeit der Hermannsſchlacht ſich Verdienſte erworben hat. Cloſtermeiers Haus, der väterlichen Wohnung hart anſtoßend, war dem Knaben ein zweites Elternhaus, und namentlich in den beiden Jahren nach dem Tode ſeiner Mutter, welche der Wiederverheiratung des Vaters vorausgingen, brachte er faſt alle freie Zeit dort zu. Der Archivrat liebte den fähigen und muntern Knaben wie ſein eigenes Kind und beſchäftigte ſich gern mit ihm. So wurde ein für allemal am Mittwoch Nachmittag Latein getrieben und namentlich lateiniſche Sprichwörter

und kurze Dichterworte diktirt, welche der Knabe dann auswendig lernen mußte, jedenfalls eine gute Schule des Denkens und Lateinsprechens. Mehrere Hefte derart liegen mir vor, das früheste begonnen 1821, das dritte und letzte noch 1836. Clostermeier erkannte Ferdinands Liebhaberei für Bücher und konnte ihn sehr bald als seinen „Bibliothek-Pagen" benutzen. Doch auch ins Freie nahm der gelehrte Herr seinen kleinen Liebling mit, führte ihn auf die Höhe des Teutberges, deutete ihm Ort und Gang der Hermannsschlacht und ließ ihn hinausblicken in die weite norddeutsche Ebene. Noch fünfzig Jahre darnach, bei der Enthüllung des Hermannsdenkmales 1875, legt Ferdinand Freiligrath in dem warmherzigen waldesfrischen Gedichte „Lang, lang ist's her" als dankbartreuer Schüler dem geliebten Lehrer den Kranz von Eichenlaub auf die Gruft. Er befand sich bereits in Soest, als der verehrte Mann am 10. September 1829 starb; der neunzehnjährige Dichter weihte seinem Gedächtnis ein Gedicht [1]) im asklepiadeischen Maß, welches um seines Inhaltes willen, wie um Freiligraths selten geübte Gewandtheit auch in der Bewältigung antiker Maße zu zeigen, hier eine Stelle finden mag; eine gewisse Abhängigkeit von Höltys und Matthissons Empfindungs- und Ausdrucksweise ist in dem Gedichte nicht zu verkennen, und wohl deshalb hat es der Dichter nachmals in seine Werke nicht aufgenommen. Das Gedicht lautet:

Den Manen Christian Gottlieb Clostermeiers.

Clostermeier ist todt! So wie der Wetterstrahl,
Der aus heiterer Luft plötzlich herniederfährt,
Und mit bangem Entsetzen
Die Bewohner der Flur erfüllt,

Trifft mich Fernen das Wort. Zweifelnd vernehm' ich es;
Kann nicht glauben, daß ihm, den ich als Knabe einst
Froh umspielte, die Fackel
Schon sein Genius senkete;

Kann nicht glauben, daß ihn nimmer mein Aug' mehr schaut,
Nie sein silbernes Haar, nie mehr sein Lächeln sieht,
Nie vom Munde des Greises
Lob und tadelndes Wort vernimmt;

Daß im traulichen Kreis seiner Geliebten er
Nicht mehr weilet, geliebt, liebend mit Vaterhuld;
Daß des letzten, des langen
Schlummers Fessel ihn bindend hält.

[1]) Dasselbe steht im Lippischen Intelligenzblatt 1830, als entlehnt „aus den zu Hamm erscheinenden Unterhaltungsblättern vom 30. Nov. 1829."

Und doch iſt es kein Traum! o, ſo beweinet ihn,
Thränen! fließet um ihn, netzet die Wange mir,
Und beträufelt die Urne,
Die des Edeln Gebein umfängt;

Die vom Mondſtrahl umglänzt, von der Cypreſſ' umrauſcht,
Dort im Thal ſich erhebt! Clio, die Hohe, ſtützt
Ernſt ihr Haupt auf die Urne,
Birgt im Schleier ihr Angeſicht.

Denn ſie trauert um ihn, der ſie ſo treu verehrt,
Der ihr Schüler und Freund, opfernder Prieſter war,
Der ihr Jugend und Alter,
Ihr, der Wahrheit, dem Recht geweiht.

Ihn betrauert voll Gram Teutoburgs Waldgebirg,
Dem er bleibenden Ruhm, ewige Kränze gab;
Dem der Sieg des Cheruskers,
Romas Fall er gerettet hat.

Sieh! vom Herbſtſturm entlaubt, trauert ſein Eichenhain;
Klagend ſäuſelt der Wind durch den entblätterten;
Trauernd ſtehen die Berge,
Steht der mächtige Hünenring;

Und wie Harfengetön klingt es, wie Bardenſang
Durch das Rauſchen des Sturmes, Barden, Druiden ziehn
Auf den Nebeln des Herbſtes,
Und beweinen des Mannes Tod,

Der mit prüfendem Blick allen die Stätte wies,
Und des Felſengeklipps ſchäumenden Sprudelquell,
Wo die Harfe der Barden
Und ihr Schlachtlied den Helden ſcholl.

Aus den Hügeln hervor, und aus den mooſigen
Gründen ſchwebet ihr Zug: Krieger und Barden ſind's.
Unter Waffengeklirre
Ziehn ſie, unter der Schwerter Klang,

Zu den Eichen des Thals; unter den rauſchenden,
Die hochſchwebend der Aar Wodans im Flug umkreiſt,
Hohe Nebelgeſtalten,
Tanzt der nächtige Trauerzug.

Ihn betrauert das Land, dem er die Manneskraft,
Treu des Herrſchers Geſchlecht, bieder und gut geweiht.
Sieh wie Lippias Roſe
Ernſt den Purpur der Blätter ſenkt!

Ihn betrauert, beweint würdiger Männer Schaar.
Deutſchland trauert um ihn; weinend des Ruhmes Kranz
Für die Schläfe des Greiſes
Flicht die trauernde Wiſſenſchaft.

Und die feſter an ihn knüpfendes Schickſal ſchloß,
Gattin, Tochter, ſie ſtehn über ſein Grab gebeugt,
Träufeln Thränen der Liebe
Auf des Gatten, des Vaters Grab.

Auch ich weine Dir nach, der ich Dir ferne war,
Als zu lichteren Höh'n Deine Seele flog,
Der ſo gern Dich noch einmal,
Du Geliebter! ſo gern geſehn.

Als das Knabengewand mir um die Schulter flog,
Als noch helles Gelock ſich mir um Schläf' und Stirn
Krümmte, als ich noch jauchzend
Durch den Hain, durch die Wieſe ſprang:

Da war ich ſtets Dir nah! eilte zur Seite Dir
Nach des Gartens Bezirk; pflückte Dir Blumen ab;
Hüpfte fröhlich zurücke,
Trug Dir fröhlich den duft'gen Strauß.

Und dann zeigteſt Du mir, wie man der Tugend lebt;
Hobſt den Schleier mir auf, welcher die Vorzeit deckt,
Und die Helden der Vorwelt:
Lehrteſt Sprüche der Weisheit mich!

Ach! verſtummt iſt der Mund, welcher mich einſt belehrt,
Kalt die Hand, die mich wies, wie man durch's Leben wallt.
Unter grünendem Hügel
Ruht der theure, der edle Mann.

O, vermöcht' ich es jetzt mit des Venuſiſchen
Schwanes Flug Dir ein Lied über den tönenden
Steg der Leier zu rauſchen,
Voll von Klage, voll Schmerzgefühl.

Doch zu ſchwach iſt mein Mund, daß er Dich würdig ſingt!
Thränen ſind es allein, die ich Dir weihen kann,
Thränen innigen Dankes,
Den im Tode mein Herz Dir bringt.

O, ſo ruhe denn ſanft! Ewiger Frühlingsduft
Soll die Gruft Dir umwehn, füllen die Urne Dir!
Bis die Rechte des Richters
Dir den Kranz der Vergeltung reicht!

Aus dem Briefwechsel mit Closterмeier und seinen Hinterbliebenen, besonders mit dessen Tochter Christiane Luise, nachmals Grabbes Gattin, wird in der Folge noch manches Blatt mitgeteilt werden.

Am 29. Mai 1825 ward Ferdinand Freiligrath konfirmirt. Der Vater besaß die Mittel nicht, den Sohn drei Jahre lang auf der Hochschule zu erhalten; auf ein Stipendium war keine Aussicht vorhanden. Wilhelm Freiligrath bestimmte daher den Knaben für den kaufmännischen Beruf; ob er an eine dereinstige sichere Versorgung Ferdinands im Soester Geschäft dachte, oder ob die Hoffnung auf den reichen Erbonkel in Edinburg noch nicht völlig entschlafen war, ist nicht mehr zu entscheiden; jedenfalls war Ferdinand über diese Entscheidung keineswegs unglücklich; bei dem mutigen Drang ins Weite, der ihn beseelte, war ihm die Aussicht, vielleicht als Kaufmann dereinst Schottland, das Land der Walter Scott'schen Helden zu sehen, sehr willkommen. Zum Eintritt in die kaufmännische Lehre bot sich in dem Schwollmann'schen Geschäft zu Soest, welchem Onkel Moritz als Teilhaber und bald darnach als Eigentümer vorstand, die beste Gelegenheit. Ferdinand Freiligrath verließ Johannis 1825 das Detmolder Gymnasium, nachdem er dasselbe mehr als sieben Jahre lang besucht und bis zum Aufsteigen in die Prima durchlaufen hatte. In dem Abgangszeugnis wird er vom Direktor Professor Möbius und dem ehrwürdigen Schulpfleger Weerth bezeichnet als ein juvenis et morum probitate et summa diligentia conspicuus. War des Jünglings Gymnasialbildung auch nicht ganz vollständig, so war sie doch gediegen und derjenigen des allergrößten Teiles seiner dereinstigen Standesgenossen weit überlegen. Ferdinand Freiligrath würde ohne diese gediegene Grundlage einer klassischen Bildung, auf welche sich alsbald als jüngere Schicht eine ebenso tüchtige Ausbildung in den modernen Sprachen lagerte, nie und nimmer auch als Dichter geleistet haben, was er leistete. Die ernste fromme Zucht des väterlichen Hauses, die Ernte fleißig benutzter Gymnasialjahre sind ihm für seine spätere vielbewegte Lebensbahn die trefflichste Mitgabe gewesen.

Zweiter Abschnitt.

Jünglingsjahre.

Soest, Juli 1825 — Januar 1832.

So war denn Ferdinands Schicksal besiegelt; er sollte Kaufmann werden. Den 15. Geburtstag, 17. Juni 1825, verweilte er noch in Detmold, wie ein mir vorliegender lateinischer Geburtstagswunsch an Clostermeier beweist, ein Versuch in Distichen, welcher allerdings in Beobachtung der Länge und Kürze der Silben eine schülerhafte Unbekümmertheit zeigt. Eingang Juli reiste der Vater mit dem Knaben nach Soest, wo die Firma Gebrüder Schwollmann ein Großhandlungsgeschäft in Kolonialwaaren, mit Kleinverkauf verbunden, Tabak- und Essigfabrik, Webereien und eine Zwirnspinnerei besaß. In dieses mannigfache Getriebe kaufmännischer Thätigkeit trat nun Ferdinand Freiligrath als Lehrling ein. Dem heimkehrenden Vater gab er einen Brief mit an Archivrat Clostermeier, aus welchem das Wesentliche hier mitgeteilt werden mag.

Soest, den 16. Juli 1825.

Wir kamen heute vor 14 Tagen hier an, und wurden von unsern Verwandten mit vieler Liebe empfangen. Ich glaube, daß ich mich in mein jetziges Geschäft leicht finden werde, da ich ganz und gar nicht den ganzen Tag im Laden zu stehen brauche, sondern auch Zeit genug habe, mich mit der französischen und englischen Sprache, mit der Mathematik, Geographie ꝛc. zu beschäftigen. Auch habe ich mir vorgenommen, das Lateinische nicht ganz zu vernachlässigen, sondern von Zeit zu Zeit noch einen lateinischen Autor zu lesen. Wenn ich dies ordentlich treibe (und das hängt lediglich von meinem Willen ab), so hoffe ich, als Kaufmann dereinst eben so viel Nutzen stiften zu können, als als Jurist. Vorigen Mittwoch bin ich von einer Reise nach Cölln zurückgekommen, welche ich in Gesellschaft meines Vaters, der beiden Tanten, und meines Onkels machte, welcher dort Geschäfte hatte. Diese Reise hat mir vorzüglich deßwegen sehr viele Freude verursacht, weil ich auf ihr zuerst den Rhein sah, der bei Cölln sehr breit ist. Während unseres Aufenthaltes in

der alten Colonia Agrippina kam dort gerade ein Rotterdamer Dampfschiff an, welches wir von innen und außen besahen und dessen Einrichtung das Angenehme mit dem Nützlichen verband. Es fiel mir dabei der Denkspruch ein, den Sie, verehrtester Herr Rath, mir einst sagten: „Omne tulit punctum, qui miscuit utile dulci.“

Im Hafen von Cölln lagen wohl an 150 Handelsschiffe, von denen die Namen einiger Bezug auf die Geschichte Cölns hatten, eines hieß Agrippina, ein anderes Julius Cäsar ꝛc. Auf unserer Rückreise besahen wir in Düsseldorf die Gemäldegallerie, und bei Iserlohn die, wohl eine halbe Stunde lange, Sundwicher Höhle, und das sogenannte Felsenmeer: eine Menge hoher Kalkfelsen, ungefähr von der halben Höhe unsers Eggesternsteines, in deren Nähe sich Eisenbergwerke befinden. In Elberfeld sagten meine Verwandten, daß mein Onkel nicht in London, sondern in Edinburg wohnte, und zeigten uns seinen letzten Brief, worin wörtlich stand, daß er mich adoptiren wolle.

Als Gegenstück mag ein Schreiben an Mutter und Tante, vom 16. August 1825, folgen:

Liebe Mutter! Deinen l. Brief vom 9. d. M. habe ich gestern empfangen und mich sehr darüber gefreut, weil ich daraus sah, daß du mich noch immer lieb hast. Daß du, wie mir der liebe Vater schreibt, einige Tage unwohl gewesen bist, thut mir recht leid; ich hoffe aber, daß es nichts zu bedeuten gehabt hat, und daß es jetzt schon längst wieder weg ist. Ich bin noch immer recht gesund, und hoffe, daß ich auch hier, wie bisher in Detmold, recht „kontant“ sein werde. Was du mir in Hinsicht meiner Kleidung räthst, will ich befolgen, und mich, wenn es das Wetter erfordert, recht warm halten. Es ist hier seit einigen Tagen recht regnerisches und kühles Wetter gewesen, und ich habe deshalb meinen Biberrock (der nun wieder recht stark ist, nun ihn Hr. Schröder, den ich nebst Frau und Kindern zu grüßen bitte, umgewandt hat) angezogen, da mir mein alter Frack zu kalt, und mein neuer Sommerrock zu leicht zu beflecken war. Das frische Gemüse, d. h. Erbsen und Bohnen, sind hier schon lange auf, und an ihre Stelle sind die Kohlraben, der Kappus ꝛc. getreten, worin ich auch ordentlich mit einhaue. — Daß die lieben Kinderchen noch recht wohl sind, freut mich sehr; über ihre kleinen Briefe habe ich mich recht gefreut. Ich konnte mir so recht vorstellen, wie sie auf Vaters Schooße saßen, und er ihnen die kleinen Hände führte, und sie, besonders Carlchen, vor Freude immer lachten. Deine Grüße an alle Lieben habe ich ausgerichtet, und sie lassen Dich alle wieder grüßen. Die Zeit erlaubt mir nicht, weiter zu schreiben, und ich muß daher abbrechen. Lebe wohl, liebe Mutter, und behalte lieb deinen dich stets herzlich liebenden Ferdinand.

Liebe Tante!

Obgleich ich bis jetzt noch nicht an Dich aus Soeſt geſchrieben habe, ſo kannſt Du doch verſichert ſein, daß ich immer mit Liebe an Dich gedacht habe. Allein, wenn ich Dir gar nicht ſchriebe, ſo könnte es doch den Anſchein haben, als wäre es nicht ſo, und man muß auch den böſen Schein meiden. Es iſt hier ſeit einigen Tagen recht unruhig geweſen, da alles wegen der Lippſtädter Revue in Bewegung iſt. Heute Morgen kam hier ein Infanterieregiment an, um Raſttag zu halten. Da hätteſt Du die Muſik hören ſollen, die von 24 Hautboiſten, 28 Trommelſchlägern und 6 Horniſten, ſchöner Janitſcharenmuſik u. ſ. w. gemacht wurde. Dieſes Regiment bleibt hier bis morgen liegen, und ſeine Offiziere geben heute Abend in der neuen Reſſource einen Ball, wo es gewiß recht brilliant hergehen wird. Im Weſtph. Anzeiger las ich vor einiger Zeit, daß unter den vielen großen Herren, die dem König von Preußen dann in Lippſtadt ihre Aufwartung machen, auch der Fürſt von der Lippe ſein wird. Bitte ihn, daß er Dich mit nimmt, dann kannſt Du bald bis Soeſt zu Deinem Geliebten hinkommen; er wird es gewiß thun, und ſeiner Vetterſchaft von der Roſe her ſo bald nicht vergeſſen. In der Hoffnung, daß Du dieß thun wirſt, bleibe ich, da ich keine Zeit habe, viel mehr zu ſchreiben, Dein Dich ſtets liebender Ferdinand.

Vom 29. Juli 1825 liegt ein Brief W. Freiligraths vor. Er ermahnt den Sohn, das ihn bisweilen überfallende Heimweh zu bekämpfen und knüpft daran die bereits S. 4. mitgeteilte Stelle, worin er den feſten Willen der Freiligrathe rühmt. Er fährt dann fort: Was du mir in Betreff deines Thuns und deines Lernens mittheilſt, ſo kann ich nur über das letztere ein Urtheil fällen; über dein Treiben als Lehrling würde ſchon um deshalb meine Ausſage null und nichtig ſcheinen, weil ich wohl weiß, wozu Kaffee und Zucker gebraucht werden, aber durchaus nicht darüber Rede und Antwort ſtehen kann, auf welchem Platze, nach welchem Preis-Courant, mit welchen Speſen, und was weiter dazu gehört, gekauft werden muß, um mit den Kaufleuten desſelben Ortes in Concurrenz zu bleiben, und dennoch die gehörigen und ſogar nöthigen Prozente zu gewinnen. Das ſind Sachen, die ich ganz unbedingt deinen beiden lieben Oheimen überlaſſe. Nach dem, was du mir über des theuern Onkels M. Anſichten über deine wiſſenſchaftliche Bildung mittheilſt, kann ich nicht anders, als mich freuen; und werde ich alſo auch in dieſer Hinſicht mich beruhigen können, da es ein großer Vortheil für dich iſt, daß deine beiden Onkels ſelbſt literariſch gebildet ſind, und bis jetzt in den Stunden ihrer Erholung ſo gerne den Muſen und Grazien huldigen. Ahme du dieſen beiden, lieber Ferdinand,

nach, ſei nach den Stunden der Arbeit nie zu müde, dich wenigſtens einer der vorhergenannten Göttinnen auf eine Stunde als eifriger Ritter zu zeigen, und thuſt du das, ſo werden ſie allein dich beglücken, wenn auch alles Andere wanken ſollte.

N. S. Trachte auch vorzüglich nach einer ſchönen Handſchrift, ſie darf dir, als Kaufmann, durchaus nicht fehlen, und ſie dürfte in Zukunft zu deinem Fortkommen und Beſtehen vielleicht ein nicht Geringes in die Wagſchale deines Glückes legen. Adieu, mein lieber Junge.

Hier gelegentlich eine Bemerkung. Den dringenden Rat, ſich eine ſchöne Handſchrift anzugewöhnen, hat Freiligrath ebenſogut beherzigt, wie Goethe und Gneiſenau, welchen derſelbe Rat in jungen Jahren gegeben worden. Freiligraths Eltern ſchreiben beide ſchön, der Vater ſogar mit tadelloſer Regelmäßigkeit und Sorgſamkeit der Züge, während die Schrift bei der Mutter in der Regel ſehr bald durch die Unraſt eines überaus lebendigen Geiſtes flüchtig wird. Des Sohnes klare, aber bisher noch unfreie Knabenhand entwickelte ſich in der Soeſter Zeit zu jener großen freien ſchönen kaufmänniſchen Handſchrift, welcher der Dichter lebenslang getreu blieb, die lebenslang den Kaufmann verriet und die zu leſen eine wahre Freude iſt. Erſt ſpät, nach der letzten Heimkehr ins Vaterland, unter dem Druck eines laſtenden Briefwechſels, welcher doch zugleich nicht mehr kaufmänniſche Regelmäßigkeit forderte, wird die Hand minder korrekt und klar.

Mit fünfzehn Jahren alſo zog Ferdinand Freiligrath nach Soeſt; er verweilte daſelbſt bis Eingang 1832. Soeſt hat ſein altertümliches Gepräge, ſeine ländliche Stille wohl ungleich mehr bewahrt als Detmold; krumme Straßen, Giebelhäuſer, prachtvolle alte Kirchen, baumgeſchmückte Stadtwälle, alles in zahlreiche Gärten eingebettet. Von den altertümlichen Gebäuden der weſtfäliſchen Hanſeſtadt war das Haus, in welchem ſeines Oheims Geſchäft betrieben wurde, wohl eines der merkwürdigſten, ein vielſtöckiges Giebelhaus in Holzbau auf dem kleinen Platz an der Ecke der Marktſtraße, der Roſe; jetzt iſt das alte Haus in unſchöner Weiſe moderniſirt; es trägt die Nr. 1167. In der Eckſtube des Erdgeſchoſſes befand ſich der Laden, in welchem Ferdinand in die Geheimniſſe von Handel und Wandel eingeweiht ward; ebenſo war er während der beiden erſten Jahre des Soeſter Aufenthaltes der Hausgenoſſe der Familie Schwollmann.

Schwer genug mag es dem hochbegabten Knaben anfangs geworden ſein, ſich den zahlreichen kleinen und kleinlichen Pflichten ſeiner kaufmänniſchen Lehrzeit zu widmen; mit ſehnſüchtigen Augen blickte er den Altersgenoſſen nach, die mit ihren Heften unter dem Arm am Hauſe vorbei zur Schule gingen. Aber die Jugend, ein glückliches Temperament, ein fröhlicher

Humor, vor allem die einsamen Studien, sobald die Geschäfte beendet waren, halfen ihm darüber hinweg. Allerdings hat Freiligrath sein ganzes Leben lang eine gewisse Bitterkeit darüber nicht verwinden können, daß er mit seinen Anlagen diese Jahre, in denen das rechte Lernen erst anfängt, mit Beschäftigungen verbringen mußte, die für seinen spätern Lebensgang wertlos waren. Er hat sich nie recht darüber trösten können, obwohl er eine wahrhaft erstaunliche Fülle von Kenntnissen besaß und die Vorzüge klassischer und moderner Bildung in seltener Weise vereinigte. Onkel Moritz Schwollmann — er ist am 29. Januar 1880 hochbetagt zu Soest gestorben — gewann den frischen gutwilligen fleißigen Knaben, den er bereits seit Jahren kannte und gern hatte, sehr lieb und behandelte ihn wie einen Sohn. Selbst wider seine Neigung in die kaufmännische Laufbahn eingetreten, war er ein wohl unterrichteter, gebildeter, höher strebender Mann, der seines Neffen Talente wohl zu würdigen wußte, wenn er auch die poetischen Versuche des Lehrlings nicht gern sah und nach Freiligraths eigenen Worten, noch 1836, dessen „Poetisiren mit der schärfsten Lauge begoß." Auch Christian Schwollmann, der andere der beiden Häupter des Geschäfts, Moritz Schwollmanns Vetter und Schwager, machte seinem Unmut über des jungen Mannes Dichten nicht selten in scharfen Worten Luft, so daß Ferdinand seine Reimerei heimlich betreiben, die Soester Wochenblätter, welche die Erstlinge seiner gedruckten Dichtungen brachten, verstecken mußte. Er hat dem Groll über dieses Mißverstehen seiner Dichterkraft in dem Gedicht „Am Birkenbaum" Ausdruck gegeben; noch 1840 in der Unkeler Zeit sprach er zu Freund C. Stumpf, welcher damals Lehrer in Remagen war: „Hast du dich wohl jemals schon so geärgert, daß es dir war, als ob sich dir alles im Leibe umdrehte und du Bauchgrimmen bekämst? So war es mir, wenn mich mein Onkel Christian beim Versemachen ertappte und mich darüber, als über eine brotlose Kunst, ausschalt."

Außer einer bescheidenen Zahl von Briefen sind die noch erhaltenen Arbeitshefte F. Freiligraths wichtige Urkunden über den Soester Zeitraum. Die Sammlung lateinischer Sprichwörter und Denksprüche setzte er treulich fort, ein Beweis, daß er seine Klassiker weiterhin las; wichtiger sind die Studien in den neueren Sprachen, welche mit um so größerem Eifer betrieben wurden, weil die Hoffnung auf eine zukünftige Stellvertretung des Oheims in Schottland noch nicht ganz aufgegeben war. Freiligrath erzählte manchmal im häuslichen Kreise, wie er als Lehrling in Soest an frostigen Wintermorgen über knisternden Schnee, mit Paradise lost und dem Vicar of Wakefield unter dem Arm, durch die Straßen der altertümlichen Stadt gewandert sei und gewöhnlich den Lehrer um sechs Uhr erst habe aus den

Federn holen müssen. Diese Sprachkenntnis war denn auch der einzige Gewinn, der ihm aus der Edinburger Fata Morgana verblieb.

Es liegen vor mir zwei Hefte derart, englische Exercitia, begonnen am 19. Juli 1825 alsbald nach dem Eintritt in Soest, sowie italienische, begonnen im Oktober 1826; die letzteren zeigen bereits eine völlig veränderte Handschrift. Unterstützt durch ein glänzendes Sprachtalent, durch die gute Gymnasialvorbereitung und nicht zum Wenigsten durch ein bis in sein Alter ungeschwächtes riesiges Gedächtnis, machte sich Ferdinand bald zum Meister dieser Sprachen, vornehmlich der französischen und englischen. Alsbald legte er sich auch ein Heft an: Sammlung von Gedichten aus verschiedenen Sprachen, angefangen im Winter 1826—27. Es enthält eine Anzahl französischer, englischer, italienischer Gedichte, teilweise mit deutscher metrischer Uebersetzung, aber wohl nicht von Freiligrath selbst, ebensowenig die Uebertragung etlicher deutscher Poesien ins Englische. Doch köstlichere Früchte sollte diese ernste Beschäftigung mit den neueren Sprachen nicht bloß dem Kaufmann, sondern auch dem Dichter tragen, das beweisen uns die gleich mit der ersten Sammlung der Gedichte veröffentlichten meisterhaften Uebersetzungen aus dem Französischen, Englischen und Italienischen, sowie die bereits früher erschienene Uebertragung des Victor Hugo. Die frühesten dieser Arbeiten rühren, wie es scheint, aus dem Jahre 1829 her, zu schließen nach einem handschriftlichen Hefte „Gedichte aus fremden Sprachen, im Versmaße des Originals übertragen, mit Ausnahme der horazischen Oden, die ich in gereimten Versen übersetzt habe." Die letzteren haben eigentlich nur den Wert, daß wir sehen, wie Freiligrath auch noch Jahre lang nach dem Verlassen des Gymnasiums die Beschäftigung mit den alten Sprachen — auch eine Uebersetzung nach Anakreon ist dabei — keineswegs verabsäumte; wichtiger sind die Uebersetzungen aus dem Englischen, vornehmlich nach Walter Scott. Dieselben sind so meisterlich in der Behandlung der Sprache und dichterischen Form, daß der Dichter, welcher mit seinen Jugendarbeiten so streng ins Gericht ging, acht derselben, alle im Jahre 1829 entstanden, mit geringen Aenderungen nachmals der ersten Sammlung seiner Uebersetzungen einverleiben konnte. Sie zeigen uns zugleich, wie Freiligrath, welcher in seinen eigenen Hervorbringungen, wie das wohl jedem jungen Dichter begegnet, zunächst auf den Pfaden eines verehrten Vorbildes ging und dabei die subjektive Empfindung vorwalten ließ, durch diese Uebersetzungen auf den Weg jenes objektiven Schaffens geführt ward, welches gleich den Erstlingsdichtungen Ferd. Freiligraths ein so eigenartiges Gepräge giebt. Er selbst sandte im Februar 1841 von Unkel aus der Braut die beiden letzterwähnten Hefte — er hätte ihnen noch eine

1830 entstandene poetische Uebertragung des ersten Gesanges von W. Scotts Letztem Minstrel beifügen können — mit folgenden Worten zu: „Die beiden geschriebenen Hefte, die ich dieser Tage beim Ordnen meiner Bücher fand, mögen Dich in die ersten Epochen meiner erwachenden Liebe zur Poesie und meiner fortgeschrittenen selbständigen Beschäftigung mit ihr versetzen. Es ist an beiden wenig gelegen, doch wird es Dich freuen, in die Seele des Sechszehn- und Neunzehnjährigen zu blicken, soweit es solche Sammlungen und Nachbildungen zulassen. Auch die närrische Knabenhand des ältesten Heftes wird Dich ergötzen. Von den Uebersetzungen sind die aus dem Lateinischen sehr schlecht; wie sehr ich an denen aus dem Englischen später noch gefeilt habe, möge Dir ein Blick in meine Gedichte darthun. Du siehst daraus, was man zu thun hat, eh' man's nur einigermaßen gut macht, und daß ich meine gegenwärtige Leichtigkeit und Sicherheit in der Form nicht gleich anfangs besessen habe, sondern erst durch Fleiß und Studium vor und nach dazu gekommen bin."

Freiligrath war noch nicht lange in Soest, als ihn infolge eines verschleppten Keuchhustens ein Brustleiden befiel, das in Schwindsucht auszuarten drohte und um so bedenklicher erschien, als die Mutter einer Brustkrankheit erlegen war. Der junge Mann verbrachte fast den ganzen Sommer 1826 in dem großen Garten vor dem Thore, welcher dem Oheim gehörte; an einem Stock schlich er langsam zwischen den Blumenbeeten einher, über die er sonst mit ein paar Sätzen hinweggesprungen, und der alte Arzt der Familie sprach im schönsten Platt zu ihm: Nu Ferdinand, du speist ja wie ein Oller! Damals war es, als der würdige Dr. Gauwerky jenen bitteren Trank verschrieb, der Ferdinand zu seinem Gedicht Moosthee anregte, jenem Gedicht, mit welchem der sechszehnjährige Poet in so glänzender und eigenartiger Weise seine Dichterlaufbahn begann. Es erscheint uns schier unbegreiflich, wie ein Knabe solche Fülle des Gedankens und des Gedankenausdrucks, solche Macht der Empfindung entwickeln konnte; es ist dieser vulkanische Ausbruch dichterischen Feuers aus einer kranken Brust mit dadurch zu erklären, daß der junge Dichter in seiner gezwungenen Ruhe und Einsamkeit Muße zur Einkehr und Vertiefung in sich selbst fand.

Während Ferdinand langsam der Genesung zuschritt, bereitete sich in Detmold eine Entscheidung vor, welche auch für ihn von großer Wichtigkeit war. Vater Freiligrath fühlte sich zurückgesetzt, blieb auf sein ursprüngliches schmales Gehalt angewiesen, während andere vorrückten; wir ersehen aus seinen Briefen, daß er, um mit der Familie durchzukommen, außer seinen zahlreichen Unterrichtsstunden auch noch eine beträchtliche Zahl von Privatstunden geben mußte. Unter diesen Umständen zündete ein Wort des Schwagers Schwoll-

mann, als dieſer zum Beſuch in Detmold war und auf die Gehaltsverhältniſſe die Rede kam: „Da bekommt ja mein Buchhalter mehr!“ vielleicht mehr als dieſer beabſichtigt hatte. Genug, Wilhelm Freiligrath, der undankbaren Schulmeiſterei müde, ergriff den Vorſchlag des Schwagers mit großem Eifer und beſchloß die Ueberſiedelung nach Soeſt. Dieſelbe erfolgte Oſtern 1827. Er übernahm daſelbſt die Leitung der verſchiedenen Fabriken des Schwagers und die Führung der Hauptbücher; ſein Einkommen war dabei beſſer, als er trotz aller Privatſtunden es je in Detmold erzielen konnte; im Falle des Todes wußte er Frau und Kinder im Kreiſe der Verwandten ſicher verſorgt.

So gewagt dieſe gänzliche Umwälzung in der Thätigkeit des Vaters auch ſein mochte, ſo ging für den Jüngling doch der Vorteil daraus hervor, daß er wieder ein innigeres Familienleben führen durfte. Er wohnte von da an mit ſeinen Eltern, denen am Steingraben 9. ein beſonderes Haus nebſt Garten eingeräumt ward, zuſammen und brachte den jüngern Halbgeſchwiſtern die zärtlichſte Bruderliebe entgegen. Auch ſeine jugendliche Fröhlichkeit und ſein guter Humor gewannen mit der erſtarkenden Geſundheit und unter der liebevollen Pflege der zweiten Mutter wieder die Oberhand. Dem Vater ſelbſt war nur noch eine kurze Lebensfriſt beſchieden; der rüſtige Mann, welcher kaum zwei Jahre ſeine neue Thätigkeit in Soeſt ausgeübt hatte, wobei er große Thatkraft und lebhaften Eifer entwickelte, begann zu kränkeln. Oft fand ihn der Sohn ſchwermütig auf ſeinem Zimmer; lange bevor jemand eine Ahnung hatte, daß der Zuſtand bedenklich war, ſagte er öfter zu ſeinem Sohne: Ferdinand, du wirſt ſehen, ich ſterbe bald. Dieſer ſuchte es ihm dann auszureden und wies auf des Vaters rüſtiges Alter hin. Als Wilhelm Freiligrath wieder einmal dieſe trübe Ahnung ausgeſprochen hatte, fragte ihn Ferdinand, warum er ſich das ſo feſt einbilde. Das will ich dir ſagen, Ferdinand, antwortete er, es wird mir durch eine Vorgeſchichte verkündigt. Wenn alles ſtill im Hauſe iſt und ich allein auf meinem Zimmer bin, ſo beginnt es in dem großen Kachelofen der Stube zu raſſeln und zu wirtſchaften, als wenn alle Kochtöpfe und Pfannen in Gebrauch genommen würden. Ferdinand, der ſo etwas von ſeinem frommgläubigen klarblickenden Vater nicht erwartet hätte, lachte darüber und ſuchte es ihm als ein Spiel ſeiner trüben Stimmung auszulegen. Ganz beſtimmt und ruhig erwiderte der Vater: Nein, es iſt ſo, wie ich dir ſage, und du wirſt dich vielleicht ſelbſt einmal davon überzeugen — und zuſammenſchreckend fuhr er fort: Hörſt du's nun? Und wirklich begann ein Getöſe, Geſchiebe und Geſtoße in dem Ofen, als wenn blechernes und eiſernes Geſchirr darin gehandhabt würde. Wie dem nun auch ſei; des Vaters Ahnung ward Wahrheit; Wilhelm Freiligrath ſtarb am 23. November

1829 zu Soeſt, nahezu 45 Jahre alt, alſo noch in rüſtigſter Manneskraft. Wer gedenkt hier nicht der ergreifenden Worte am Schluſſe der bald darnach gedichteten Bilderbibel: Mir iſt,

Als trät' ich wie vor Zeiten
Zur Mutter bittend hin,
Daß ſie mir ſollte deuten
Jedweden Bildes Sinn,
Als lehrte zu jedem Bilde
Sie Sprüche mich und Lieder,
Als ſchaute ſanft und milde
Der Vater auf uns nieder.

O Zeit, du biſt vergangen!
Ein Märchen ſcheinſt du mir!
Der Bilderbibel Prangen,
Das gläub'ge Aug' dafür,
Die theuern Eltern beide,
Der ſtill zufriedne Sinn,
Der Kindheit Luſt und Freude —
Alles dahin, dahin!

Der neunzehnjährige Jüngling ward durch den Tod des Vaters tief niedergebeugt; wohl umgab ihn die ſorgende Liebe treuer Verwandten, aber er war jetzt vater- und mutterlos! Unter dieſen Eindrücken entſtand noch im ſelben Jahre 1829, im Entwurfe wenigſtens, in der Barmer Zeit vollendet, jenes Gedicht, welches zu dem Schönſten gehört, das Freiligrath je gedichtet, das unvergleichliche „O lieb, ſo lang du lieben kannſt." Ein Lied, das ſchon den Text zu Predigten auf der Kanzel, am Grabe und vor dem Traualtar geliefert, das Aufnahme in dem St. Galler und Appenzeller Geſangbuch gefunden, das ſchon Hunderttauſende von Seelen aufs tiefſte gerührt, zu Liebe und Reue zurückgeführt hat. Freiligrath hat mit dieſem Gedicht mehr Gutes geſtiftet, die Gewiſſen mehr aufgeweckt, als zu ſagen iſt. „Vor Kurzem noch", ſo ſchreibt die Wittwe des Dichters, „erzählte mir ein junger Geiſtlicher, daß nach einem begangenen Fehler als kleiner Knabe ſeine Mutter ihn vor das Gedicht geführt habe, welches ſauber abgeſchrieben nnd eingerahmt an der Wand hing. Sie habe ihm geboten, es ihr vorzuleſen und die Worte ſtets zu beherzigen, und nie habe er den Eindruck vergeſſen können, den dieſer Vorfall auf ihn gemacht habe." Und doch nahm der Dichter das wundervolle Lied nicht in ſeine erſte Sammlung auf, weil er damals eine unüberwindliche Scheu empfand, ſeine tiefſten und innigſten Gefühle der Welt preiszugeben, leider, denn dieſe Scheu gab der Meinung kurzſichtiger Leſer und Kritiker Nahrung, daß der junge Poet wohl viel Phantaſie,

aber eigentlich kein Herz habe. Freiligrath gab das Lied erſt in „Zwiſchen den Garben“ an das Licht.

Brachte dem jungen Manne das Jahr 1829 mit dem Tode des Vaters einen tiefen Schmerz, ſo das Jahr 1830 einen neuen mit dem Tode ſeines jüngſten Brüderchens Otto, welches am 23. Juli 1830, vierzehn Monate alt, ſtarb. Wir können oft bemerken, daß zum völligen Empfinden eines ſchweren Verluſtes ebenſowohl ein reiferes Alter gehört, wie zum völligen Empfinden einer hohen Freude. Der Tod des kleinen Brüderchens, das er mit größter Zärtlichkeit liebte und das oft ſtundenlang zu ſeinen Füßen im Zimmer geſpielt hatte, bewegte das Gemüt des Jünglings aufs tiefſte. Zwölf Jahre darnach ſchreibt er an den durch den Tod ſeines jüngſten Knaben niedergebeugten Freund Karl Buchner: „Ich war ein Zwanziger, als ich ein Brüderchen verlor, das etwas jünger als Ihr Ludwig ſein mochte, auch einen herzigen Jungen mit rührendguten, liebeſtrahlenden Augen. Mir iſt es noch wie heute, als ich ihn zuletzt im Sarge küßte — das bleiche blumenbekränzte Bild kommt mir nicht aus dem Sinn, ſeit ich Ludwigs Tod weiß, und wenn ich an Ludwig denke, ſo iſt mir unwillkürlich wieder, als ſäh' ich Otto im Sarge vor mir.“ In jener Zeit entſtand auch ein Gedicht auf des kleinen Bruders Tod, welches zwar immer noch die Abhängigkeit von einem Vorbilde, ſagen wir Hölty, bekundet, aber in ſeiner Weiſe doch ſchön iſt, wenn gleich der ſtrenge Dichter es aus der Sammlung ausſchloß. Er ſchickte es ſchon am 24. Juli an Ludwig Merckel. Das übrigens in der Lipp. Landeszeitung vom 3. Febr. 1880, ſowie ſpäter in Nr. 7 der Gegenwart 1880 bereits mitgeteilte Gedicht lautet:

Gefühle

bei der Leiche meines lieben Brüderchens Otto, der am 23. Juli 1830, gerade 8 Monate nach dem Tode ſeines Vaters, an der Bräune verſchied.

O, ſo haſt Du ſie nun ausgelitten,
Kleiner Dulder, Deine letzte Nacht?
Haſt den Todeskampf nun ausgeſtritten?
Trägſt den Kranz, den Engel Dir gebracht?
Ja, Gott, ja! da liegſt Du in der Wiege,
Bleich und ſtarr, und biſt ſo kalt, biſt todt,
Und um Deine blaſſen, lieben Züge
Spielt mit Purpurſchein das Morgenroth!

Lieber Otto, lieber, lieber Knabe!
Ach, Du hörſt mich, hörſt den Bruder nicht!
Morgen ruhſt Du ſchon im dunkeln Grabe!
Nimmer hörſt Du, was Dein Bruder ſpricht!

Wie ich Dich mit Küſſen auch bedecken,
Wie ich Deinen Namen rufen mag! —
Nimmer, nimmer kann ich Dich erwecken!
Nimmer, nimmer, nimmer wirſt Du wach!

Ach, da liegſt Du mit ſo bleichen Wangen,
Ihre Röthe, ihre Farbe wich;
Deine rabenſchwarzen Wimpern hangen
Tief herab, ſie heben nimmer ſich!
Deine Händchen, ach! ſo kalt, ſie liegen
Auf der Bruſt — jetzt iſt ſie frei von Schmerz!
Deine blonden, glatten Härchen ſchmiegen
An die Stirne ſich, — o brich, mein Herz!

Wie ein Engel ſchlummerſt Du; ein Lächeln
Spielt um Deinen blaſſen theuern Mund!
Schmerzvoll floh Dein Leben unter Röcheln —
Doch kein Zug macht jene Schmerzen kund!
Otto, Bruder! Knabe, den voll Wonne,
Den voll Luſt des Bruders Auge ſah,
Nimmer lacht Dir mehr die ſchöne Sonne,
Nimmer ſtammelſt Du Dein kindiſch: „Da!“

Nimmer ſtreckſt Du mehr die kleinen Hände
Nach des Bruders offnen Armen aus!
Schwankſt nicht mehr um dieſes Stuhls Geländer,
Zauſeſt mir nicht mehr die Haare kraus!
Nimmer ſehen mich mit treuem Blicke
Deine großen braunen Augen an!
Deine warme, kleine Hand, ich drücke
Nie ſie mehr! — Die ſchöne Zeit verrann!

Sie verrann! — Des theuern Vaters Rufen
Hörteſt Du, und folgteſt bald ihm nach!
Spieleſt jetzt an Gottes Thronesſtufen;
Trinkſt aus lautrer, ew'ger Freude Bach! —
Doch wir jammern, Engel! — Gottes Wille,
Herbe, herbe trifft er unſer Herz,
Und an Deiner lieben, bleichen Hülle
Klaget Mutter-, Bruder-, Schweſterſchmerz!

O leb' wohl! ins Händchen dieſe Blume
Drück' ich Dir von Vaters Grab gepflückt,
Schwinge ſie in Gottes Heiligthume,
Wenn Dein Aug' den Vater dort erblickt!
Grüß' den Vater, Otto! beim Empfange,
Bring' ihm Ferdinands, des Bruders, Gruß!
Küſſe jubelnd ihm auf Mund und Wange
Dieſen heißen, heißen letzten Kuß!

Otto! Bruder! lebe wohl, wir glauben
An ein Dort — das macht die Trennung leicht!
Dieſe Locke laß mich Dir noch rauben,
Dieſe Locke, ach! von Thränen feucht!
Lebe wohl! und ſterb' ich einſt, dann gleite
An mein Sterbebett im Lichtgewand!
Und zu allen Lieben dort geleite,
Engelchen! mich Deine Bruderhand!

Hart trifft uns das Schickſal, lieber Ludwig! Schreibſt Du nach Detmold, ſo ſchreibe Deinen Eltern den unſäglich ſchweren Verluſt; ich kann's nicht. Nur Dir konnte ich dieſe Zeilen mittheilen! Dein F.

Es wird uns übrigens aus dieſem Jugendgedichte erklärlich, wenn Grabbe, welcher des jungen Dichters Leiſtungen mit landsmannſchaftlicher Teilnahme verfolgte, denſelben als einen Nachkömmling der Matthiſſon'ſchen Schule betrachtete.

Leider iſt den Gedichten, auch in der neuen ſechsbändigen Ausgabe der Geſammelten Dichtungen von 1877, das Jahr der Entſtehung nur ausnahmsweiſe beigeſetzt, ohne Zweifel, weil die Zeit der Entſtehung derſelben nur in ſeltenen Fällen nachweisbar iſt. Es iſt merkwürdig, die zwei Strömungen zu verfolgen, welche während ſeiner Soeſter Zeit nebeneinander in der Seele des jungen Dichters fluteten. Hier die ruhige, leiſe dahin fließende Strömung des Dichtens nach liebgewonnenen Vorbildern; dieſer Richtung danken jene Dichtungen ihre Entſtehung, deren mehrere im Anhang zum 1. Band der Geſammelten Dichtungen veröffentlicht, wie diejenigen, die hier zum erſten Male aus der Handſchrift oder verſchollenen Lokalblättern mitgeteilt ſind, Gedichte, welche den Einfluß der Jugendlektüre, der im väterlichen Hauſe herrſchenden religiöſen Empfindung und gemütlichen Ergießung, der tiefen Betrübnis über den frühen Tod des Vaters und des Bruders offenbaren; dann ſpringt wieder der eigenartige Dichter, der echte Freiligrath, mit ſeiner genialen Bilderpracht, ſeiner glühenden Phantaſie, wie ein Füllen zwiſchen die akademiſche Regelrechtigkeit und die anerzogene Weichmütigkeit hinein. Das früheſte vom ihm ſelbſt der Veröffentlichung in der Sammlung würdig erkannte Gedicht iſt ohne Zweifel „Moosthee" von 1826. Der bruſtkranke Jüngling muß Thee von isländiſchem Mooſe trinken, wie Hunderttauſende vor und nach ihm, die nichts dabei dachten und denken, als daß das Getränk recht bitter ſchmeckt. Der junge Poet denkt dabei an den Geiſer und den Hekla, die ihm dieſen Trank geſandt, an die übereiſte Inſel, aus welcher die Feuersglut der Vulkane zum Himmel aufſprüht, an das ſchäumende Eismeer und den Nordlichtſchein der Polarnacht, und ſchließt mit den großartig prophetiſchen Worten:

Ha! Wenn dieſer Inſel Pflanzen
Mir den Lebensbecher reichen,
Mög' ich dann in meinem ganzen
Leben dieſer Inſel gleichen!

Feuer lodre, Feuer zucke
Durch mich hin mit wildem Kochen;
Selbſt der Schnee, in deſſen Schmucke
Einſt mein Haupt prangt, ſei durchbrochen

Von der Flamme, die von innen
Mich verzehrt, wie raſch und heiß
Hekla Steine von den Zinnen
Wirft nach der Faröer Eis.

So aus meinem Haupt, ihr Kerzen
Wilder Lieder, ſprühn und wallen
Sollt ihr und in fernen Herzen
Siedend, ziſchend niederfallen!

Das iſt der echte Freiligrath, der geniale Lyriker, der Entdecker ganz neuer Stoffe, der in Gedanken und Wort durchaus originelle Dichter. Mit derartigen Dingen wagte er damals freilich nicht in die Oeffentlichkeit hinauszutreten, ſie in die Spalten kleiner weſtfäliſcher Blätter einzurücken; noch 1832 will dem doch ſelbſt genialen Grabbe das Gedicht „Barbaroſſas Erwachen" um ſeiner Wunderlichkeit willen nicht zuſagen, und er nennt den jungen Mann, welcher bereits den Nebo gedichtet, noch immer „unſern Matthiſſon," wie er 1831 an Luiſe Cloſtermeier ſchrieb: Freiligrath iſt wirklich ein guter Junge; er iſt aus der Matthiſſon'ſchen Schule — überflügelt uns vielleicht bald, denn er iſt jünger." Die Jugend freilich thut es nicht, ebenſowenig der Genius, ſondern die Zügelung des Genius durch das Maß und die Arbeit. Und darin iſt F. Freiligrath wahrhaft muſtergültig; die Vergleichung des Druckes mit der Handſchrift z. B. der Lieder nach Walter Scott zeigt uns, mit welcher ſtrengen Selbſtzucht er ſichtete und nachbeſſerte.

Im Uebrigen würden wir uns ſehr irren, wollten wir uns Freiligrath während dieſer Soeſter Jahre als einen „bleichen hohlwangigen Werther" denken; dafür war er tiefinnen viel zu geſund und geiſtesfriſch; durch die Proſa des täglichen Geſchäftslebens ließ er ſich ebenſowenig unterkriegen, wie durch die Trübſal. Onkel Moritz hielt ein Reitpferd, und Ferdinand durfte es häufig benutzen; dann machte er auf ſeiner ſchönen Stute Horſa manchen wilden Ritt, wenn dieſe auch anfangs ſcheute, ihn wohl auch abwarf. Das düſtere Gedicht „Der Reiter" mag in der Erinnerung an dieſe Ausritte entſtanden ſein, und ebenſo fand Freiligrath, ſagte er ſpäter einem Freunde, auf

ſeinen Ausritten zu den Kleinhändlern des benachbarten Weſtfalenlandes und durch die Senner Haide die Anregung zu manchem ſeiner Wüſtengedichte. Auch die Jagd machte er bisweilen mit, obgleich er kein leidenſchaftlicher Jäger war; gegen Immermann rühmt er ſich einmal einen Fuchs geſchoſſen zu haben. Meiſtenteils mochte er es aber wohl machen, wie er es ſelbſt im erſten Theile des Gedichtes „Am Birkenbaum" ſo unvergleichlich ſchildert: ſtatt der Jagd zu folgen, ſtreckt ſich der „lateiniſche Jägersmann" am Wachholderſtrauch auf den grauen mooſigen Stein, um ungeſtört Byrons Mazeppa zu überſetzen:

Er lieſt — er ſinnt — nun ſchreibt er ſich's auf;
Nun ſcheint er ſo recht im Fluß —
Da nimmt er vor Freuden den Doppellauf
Und thut in die Luft einen Schuß.
So hat er es lange Stunden getrieben,
Ein närriſcher Kauz, ein Stück Poet,
Bis ihm, mit Bleiſtift flott geſchrieben,
Ein ſauberer Anfang im Taſchenbuch ſteht.

Er reibt ſich die Hände: — Und nun nach Haus!
Zwei Stunden noch hab' ich zu gehn;
Nur ein einzig Mal noch hinab und hinaus
In die Ebene will ich ſpähn;
Will mir Schimmer und Duft in die Seele ſaugen,
Daß ſie Freude noch und zu zehren hat,
Wenn mir wieder die fernedurſtigen Augen
Auf Wochen einengt die graue Stadt.

Da liegt ſie finſter mit Thürmen und Wall,
Die mich lehren ſoll den Erwerb,
Die mich grämlich ſperrt in der Proſa Stall
Und Dichten heißt Zeitverderb!
Wenn ich manchmal nicht auf den Rappen müßte,
Hätt' ich manchmal nicht einen Jagdtag frei,
Einen Tag wie heut — Schwerenoth, ich wüßte
Keinen Rath meiner heimlichen Reimerei!

Da liegt ſie — herbſtlicher Duft ihr Kleid —
In der Abendſonne Brand!
Und hinter ihr endlos, meilenweit,
Das leuchtende Münſterland!
Ein Blitz, wie Silber — das iſt die Lippe!
Links hier des Hellwegs goldene Au!
Und dort zur Rechten, überm Geſtrüppe,
Das iſt meines Osnings dämmerndes Blau!

Und wie er hier neben der eigenen Gemütsstimmung die ernste Poesie des westfälischen Landes meisterhaft schildert, so ist eine durchaus westfälische Gestalt der Kuhhirt, welcher sich dem einsamen Jäger und Dichter gesellt, ein Mann mit stechendem blauen Auge, ein „Spökenkieker", d. h. ein Mensch, der die unheimliche Gabe des zweiten Gesichts hat; als Modell mag ein Tagelöhner des Onkels gedient haben, welcher es den Leuten, deren Tod bevorstand, ansah.

Also Reiter, Jäger, und wohl auch zu Zeiten tapferer Zecher! Als Tänzer dagegen mangelte Freiligrath des Ruhmes; sein Lehrer in der edeln Kunst, der Tanzmeister Amor, war mit dem jungen Mann gar nicht zufrieden und rief ihm öfter ärgerlich zu: „Stolzirt er einmal wieder herum wie ein Pfau?" und setzte ihm die Füße mit dem Fiedelbogen in die richtige Stellung. Man wird darnach den köstlichen Humor des Amsterdamer Briefes vom 21. März 1835 an die Geschwister verstehen. Freiligrath hat später nie getanzt.

Von den Gedichten der Soester Zeit sind, soweit die mangelhafte Datirung einen Schluß gestattet, von Freiligrath selbst in die Sammlung nur wenige aufgenommen, das geniale „Moosthee," das anmutige „Heiligenschrein, Vogel und Wandersmann," die grandiosen „Wetterleuchten in der Pfingstnacht," „Nebo" und „Barbarossas Erwachen" die tiefernste „Bilderbibel," und eine Anzahl Uebersetzungen nach Walter Scott ꝛc.; anderes ist neuerdings im Anhang zum ersten Bande der Gesammelten Dichtungen abgedruckt worden. Manches ist verloren, wieder anderes, mehr gelegentlicher Art, hat immerhin zur Kennzeichnung des jungen Dichters seinen Wert. Manche festliche Gelegenheit in Soest, wie z. B. das Schützenfest, forderte ihn zu poetischer Produktion heraus. So z. B. ein Gedicht Flaschenkrieg vom Jahre 1831, mit seiner Hindeutung auf Polens und Belgiens Erhebung, auf die Julirevolution, ein äußerst merkwürdiges Vorspiel der späteren politischen Dichtung, auch in der Form für einen 21jährigen Poeten ein Meisterstück. Einige Strophen desselben mögen hier mitgeteilt sein:

„Sturmgeläut und Pulverdampf,
Krieg auf allen Seiten!
Renner schnauben in den Kampf,
Blut'ge Heere streiten!
Schlachtgesang,
Schwerterklang
Tönen bang die Welt entlang."

„Manches Staatenroß wird scheu
Und zertritt die Deichsel,

Freiheit! iſt der Welt Geſchrei.
Zürnend grollt's die Weichſel.
Ihr Gebraus,
Dumpf und graus,
Donnert laut zum Freiheitsſtrauß."

„Um den Baum der Freiheit tanzt
Brabant auf dem Kopfe;
Frankreichs Lilie wird verpflanzt
Aus dem alten Topfe.
Gluterhellt
Sah's die Welt —
Ob der neue Topf auch hält?"

„Bebend zuckt der Oſt, der Weſt!
Trübe, ſchwere Zeiten!
Nichts iſt heilig, nichts iſt feſt!
Selbſt an des geweihten
Papſtes Thron
Spielte ſchon
Rom ein wenig Rebellion!"

So ſpricht mancher weiſe Mann
Klagend jetzt zur Stunde. —
Was gehn uns die Türken an?
Laut ſingt in die Runde:
Glanzerhellt,
Iſt das Zelt!
Sagt, was kümmert uns die Welt?
u. ſ. w.

Von beſonderer Bedeutſamkeit für die Kenntnis von Freiligraths Jugenddichtung [1]) iſt das Soeſter Wochenblatt, in welchem der junge Poet, jedoch ohne ſeinen Namen zu nennen, einen Theil ſeiner Erſtlinge veröffentlichte. Es liegen mir die Jahrgänge 1828—1837 dieſes äußerſt beſcheidenen, vornehmlich Anzeigen, dann naturwiſſenſchaftliche und geſchichtliche Leſefrüchte, nur ab und zu auch Gedichte bringenden Blattes vor, und zwar der wichtigſte derſelben, der Jahrgang 1830, durch die Gefälligkeit des Herrn Karl Stumpf zu Köln, welcher ſelbſt Soeſter von Geburt, ſieben Jahre jünger als der Dichter, mit demſelben zwar damals noch keinen freundſchaftlichen Umgang haben konnte, ſich aber noch gut erinnert, wie ihm „Schwollmanns Ferdinand" manches Pfund Kaffee oder Zucker abgewogen; Freunde wurden ſie erſt 1840, als Freiligrath in Unkel, Stumpf in dem nahen Remagen wohnte. Die

[1]) Der Verfaſſer hat bereits Dez. 1879 in der „Gegenwart" einen Aufſatz über Freiligraths Erſtlinge veröffentlicht, welcher die Hauptſache des Nachfolgenden mitteilt.

Einsicht der übrigen Jahrgänge verdanke ich der Freundlichkeit des Herrn Bürgermeisters Coester in Soest.

Diese Gedichte des Soester Wochenblattes machen einigermaßen den Eindruck, als ob der junge Mann nicht recht wage, sein Innerstes der Welt, in welcher er täglich verkehrte, zu zeigen; es findet sich darunter kein Gedicht, welches das eigentümliche Gepräge voll an sich trüge; der Dichter feiert mit Vorliebe, bald ernst bald scherzend, verschiedene Oertlichkeiten von Soest; es sind das Poesien, welche im übrigen in ihrem kecken Wurf, der lebendigen Phantasie, der frischen Behandlung eines sonst nicht gerade bedeutenden Stoffes von hervorragender dichterischer Begabung Zeugnis geben. Dazu kommen einige Uebersetzungen aus dem Englischen, einige Lieder, auch ein paar Balladen, die letzteren teilweise unbedeutend oder unselbständig, die Form ist allezeit keck und gewandt, wenn auch der Daktylus etwas gewaltthätig behandelt.

Eine kurze Mitteilung über den Inhalt der verschiedenen Jahrgänge ist hier wohl am Platze. Das Jahr 1828 zunächst enthält kein Gedicht, welches von Freiligrath herrühren könnte. Nr. 11 des Jahrganges 1829, vom 14. März, bringt, wie mir scheint, das erste Gedicht des jungen Poeten, „Todes Wiegenlied," eine Dichtung etwa den ersten Liedern im Anhang des ersten Bandes der Gesammelten Dichtungen vergleichbar. Der Tod spricht:

Ich hab' eine Wiege so schmuck und nett
Und drinnen so weich und so warm ein Bett;
Ich wiege Groß, ich wiege Klein,
Und was ich wiege, schlummert ein.

Ich hab' eine Weise mir ausgedacht;
Es horchet wohl gerne, was weint und lacht;
Sie trällert Kind und Greis zur Ruh,
Das Auge fällt von selber zu.

Ich hab' ein gar liebliches Glockenspiel,
Das wohl auch dem Könige selbst gefiel;
Es klingelt, klingelt leise kaum,
Und was da weh thut, ist ein Traum.

So kommt denn, ihr Kindlein, Hand in Hand,
Was Kronen getragen und Besen band;
In meine Wiege, gleich bequem
Für Bettelstab und Diadem.

Was steht da die blühende Braut so fern?
Ich habe die blühenden Bräute gern;
Der Rosen achte nicht, mein Kind,
Die Lilien viel schöner sind.

Was hat er die Krücke so lieb, der Greis?
Was will er auf Erden? Sein Haar ist weiß.
Komm her, vergiß es, daß du bist;
Es ist nur glücklich, wer vergißt.

Wohl steht er dir stattlich, der Doktorhut,
Doch irdische Weisheit macht schweres Blut!
Das Kopfweh und den kranken Wahn
Verschaukelt dir mein leichter Kahn.

Laß, arme Verlorne, dir nimmer graun:
Hier ist noch ein Plätzchen, du darfst vertraun;
Die Tugend und das Glas zerbricht,
Ich wiege nur und richte nicht.

Ehrwürdiger Bürger, gestreng und fromm,
Verschmähe die Nachbarin nicht und komm;
Ob man die Münze lobt und schilt,
Mich kümmert's wenig, was sie gilt.

Was, schöne Prinzessin, ist Hermelin?
Ich habe Cypressen und Rosmarin;
Die stehn bei weißer Tracht wohl fein. —
Nun stille, Kindlein, schlaft mir ein!

Das Gedicht ist eigenartig genug, um für mich Freiligraths Autorschaft völlig zweifellos zu machen.

Sehr inhaltreich ist der Jahrgang 1830 des Soester Wochenblattes. In Nr. 6 vom 6. Februar wird der Große Teich in Soest besungen, etwas ang, aber die Schilderung des in seiner Tiefe ruhenden Nixenschlosses ist vortrefflich.

Von Gold sind seine Zinnen,
Die Mauern von Krystall;
Von Schmelz das Dach, und drinnen
Glänzt funkelnd mancher Saal.
Die stolzen Pforten strahlen
Von Lahn und Diamant,
Und bunte Muschelschalen
Bedecken rings die Wand.

Hier ist es, wo im kühlen
Gemach die Nixe ruht;
Auf weichen Seetangpfühlen,
Umspielt von blauer Fluth.
Hier thront, vom lauten Strande
Entfernt, das Wasserweib,
Und grüne Prachtgewande
Umschließen ihren Leib.

Des Haares dichte Flechten
Berühren weich den Pfühl;
In ihrer feuchten Rechten
Hält sie den Lilienstiel;
Und schmucke Wasserdirnen
Umstehn sie Paar bei Paar,
Umwallt die hohen Stirnen
Vom dunkelblauen Haar. — —

Und im krystallnen Hause,
In seiner Mitte, fest
Verwahrt, ist eine Klause;
Von Blättern, wie ein Nest
Umwölbt, von schwanken Zweigen
Und Knospen leis umspielt;
Die heben sich und neigen,
Gleich wie vom West gekühlt.

Und tritt man an die Schwelle,
Die ernſt ein Storch bewacht,
Und blickt hinein zur Zelle,
Der grünen, — welche Pracht!
Da ſieht man, von dem Spiele
Der Zweige halb verdeckt,
Ganz kleiner Kinder viele
Auf Muſcheln ausgeſtreckt.

Und oftmals ſpricht die Nymphe
Des dunkeln Wogenblaus:
„Flieg' aus, du Herr der Sümpfe!
Getreuer Storch! flieg aus!
Nimm eins der kleinen Kräutchen,
Die warm mein Hauch beſeelt,
Und brings den jungen Leutchen,
Die neulich ſich vermählt!"

Drum rath' ich jedem Paare,
Das jüngſt ſich erſt verband:
Stracks, kommt ihr vom Altare,
Geht zu des Teiches Strand;
Und naht mit frommen Sinne
Der Nixe goldnem Thron,
Dann ſchenkt ſie eurer Minne
Gewiß den ſchönſten Lohn!

Nr. 7 vom 13. Februar bringt eine „Ballade", welche den jähen Tod von 30 Knaben beim Eislauf kurz und friſch erzählt, Nr. 8 vom 20. Februar das Gedicht „das Wall-Rondel am Grandwegs-Thore zu Soeſt", wieder abgedruckt unter den Jugendgedichten im erſten Bande der Geſammelten Dichtungen von 1877. In Nr. 10 vom 6. März feiert ein langes, „den ſchönen Bewohnerinnen Soeſts und dem Domküſter zu Piſa" gewidmetes Gedicht in humoriſtiſcher Weiſe den Turm der Soeſter Thomaskirche, welcher aus Sehnſucht nach den auf dem nahen Walle luſtwandelnden Jungfrauen ſchief geworden. Nr. 11 vom 13. März enthält das Gedicht „der Mauerthurm auf dem Ulrichswalle zu Soeſt", ein wahres Genrebild, welches um ſeiner friſchen Kürze und kräftigen plaſtiſchen Darſtellungsweiſe willen nicht vergeſſen zu werden verdient. Es lautet:

Sieh! Purpur ſchimmert im Oſten!
Es dämmert! Der Morgen graut!
Schrill tönet im grün bemoosten
Geſteine des Käuzchens Laut.

Ich nahe dem Thurm; ich ſchaue
Hinein — mein Wunſch iſt erfüllt!
Ich ſeh' in dem alten Baue
Aus alten Zeiten ein Bild.

Hoch oben auf Thurmes Zinne,
Da flattert der Stadt Panier,
Und ſchaut mit trotzigem Sinne
Nach Feindes Zelte-Revier.

Gelehnt auf die Hellebarte,
Steht dort ein rüſtiger Mann,
Und blickt durch die Mauerſcharte,
Und ſieht die Belagrer an.

Ein Jüngling mit blauen ſtolzen
Glutaugen, harniſchumhüllt,
Mit Bogen und Spieß und Bolzen,
Sitzt dort auf buckligem Schild.

Dort ſchlummern, in düſtrer Ecke,
Von nächtlicher Wache matt,
Auf wärmenden Mantels Decke,
Zwei alte Hüter der Stadt.

Da wiehern der Feinde Roſſe,
Da tönet der Hörner Schall;
Befiedert ſchwirren Geſchoſſe
Herüber zum feſten Wall.

Da greifen ſie All' zum Bogen,
Betreten des Walles Saum: —
Hell ſtrahlet die Sonn'! entflogen,
Verſchwunden iſt, ach! mein Traum.

Nr. 14 vom 3. April bringt das bereits unter den Jugendgedichten wieder abgedruckte „Nöttenthor", die bedeutendſte der auf Soeſt bezüglichen Dichtungen; die folgenden Nummern eine Anzahl Ueberſetzungen aus dem Engliſchen. In Nr. 28 vom 10. Juli finden wir ein zwar nicht gerade eigenartiges, aber ſehr anmutiges „Sommerlied", welches als einzig erhaltenes Beiſpiel derartiger Dichtung Freiligraths hier mitgeteilt werden mag.

Ein ſchöner, braungelockter Knabe,
So naht der Sommer unſern Höhn;
Er naht mit goldnem Zauberſtabe,
Umſäuſelt von des Weſtes Wehn.

Die Stirn bekränzt mit bärt'gen Aehren,
Umſchwirrt, umgirrt von Vögelein,
Im Binſenkörbchen ſaft'ge Beeren,
So zieht er froh durch Flur und Hain.

Er winkt, und warme Strahlen ſendet
Die Sonne von des Aethers Blau;
Wohin er ſeine Schritte wendet,
Da grünt, da prangt, da lacht die Au.

Er winkt, und ſchwarze Wolken ziehen,
Gehorſam ſeinem Zauberſtab;
Dumpf murmeln Donner, Blitze glühen,
Und milder Regen rauſcht herab.

Er winkt, und Segen träuft aus Wettern;
Sie fliehn, verjüngt ſteht rings die Au,
Und auf den Halmen, auf den Blättern
Perlt ſilberhell des Regens Thau.

Am kräuterreichen Bergeshange,
Mit Glöckleinſchall und Brüllen, irrt
Die Heerde weidend; mit Geſange
Folgt ſorgſam ihr der treue Hirt.

Geſchwätzig murmelnd eilt die Welle
Des Bächleins rauſchend durch das Thal;
Den Kieſelgrund flieht die Forelle
Und ſchnellt empor im Sonnenſtrahl.

Rings steht das Korn in grünen Streifen,
So weit mein spähend Aug' nur sieht;
Es wogt und wallt, bald wird es reifen,
Und drüber singt die Lerch' ihr Lied.

Die Vögel zwitschern in den Büschen;
Sie singen all des Sommers Preis;
Sie baden sich im Thau, dem frischen,
Und wiegen sich auf schwankem Reis.

Dir Dank, du holder brauner Knabe!
Ach bald, schon bald wirst du entfliehn!
Wich doch der Frühling deinem Stabe,
Dich wird uns bald der Herbst entziehn.

Noch prangt durch dich in Sommerschöne
Die große, herrliche Natur;
Auf denn! mein Sommerlied, so töne,
Noch ist es Zeit, der Sommerflur!

Als Gegenstück zu dieser zierlichen Einfachheit bringt Nr. 33 vom 14. August eine Ballade „Marcus Curtius," stattliche Strophen in Schiller'scher oder besser Körner'scher Diction; dagegen ist das in Nr. 47 vom 20. November abgedruckte Gedicht „der Handschuh des Fürsten Blücher von Wahlstatt" so geschickt im Volkstone gehalten, daß man darüber zweifelhaft sein könnte, ob es von Freiligrath verfaßt sei; da es indes gut gearbeitet ist, auch keinen Namen trägt, während die andern poetischen Mitarbeiter des Soester Wochenblattes den ihrigen angeben oder doch andeuten, so ist es dennoch wahrscheinlich, daß das Gedicht von Freiligrath herrührt.

Karl Stumpf lieh den Band dem alternden Dichter, und dieser antwortete am 3. Juli 1871: „Vielen Dank für die freundliche Mittheilung des Soester Wochenblattes vom Jahre 1830! Der erneuerte Anblick dieser alten, zum Theil ganz von mir vergessenen Sachen hat mich, ich kann es dir wohl gestehen, ganz eigenthümlich ergriffen. Doch dürfte kaum Eines dieser Poemata der Erhaltung werth sein. Es sind eben Anfänge, Schüler-Arbeiten, Exercitien, schwankend, unselbständig, nachahmend. Wie sieht man es z. B. dem Curtius an, daß die Schiller'schen Balladen ihn gezeugt haben! Sprache und Form hab' ich freilich schon damals, zu meiner eigenen Verwunderung heute nach mehr als 40 Jahren, leidlich genug beherrscht. Aber sonst, — nein, lieber Freund, wir wollen diese Knabenwerke ruhig modern lassen!"

Auf Stumpfs erneuertes Andringen, wenigstens das eine oder andere

dieſer Gedichte der Sammlung einzuverleiben, erwiderte Freiligrath am 30. September 1872: „Wegen der Poemata aus 1830 kann ich nur bei meiner frühern Meinung beharren. Es ſind Vorübungen, Exercitien, die nicht werth ſind, aus ihrem Dunkel herausgezogen zu werden. Laſſen wir ſie ruhig darin fortſchlafen. Das Wochenblatt ſchicke ich dir bald mit Dank zurück, du mußt mir aber dein Wort geben, daß du jene Puerilia Niemanden verrathen oder vollends gar abſchreiben laſſen willſt. Ich verlaſſe mich dieſerhalb feſt auf dich und deine alte Freundſchaft.“ Nachdem bereits mehrere der von Freiligrath ſelbſt als Puerilia verurteilten Erſtlingsarbeiten in die Geſammelten Dichtungen aufgenommen worden, kann es nicht wohl als ein Mangel an Pietät betrachtet werden, wenn in einem Werke, welches eine Darſtellung von des Dichters geiſtiger und künſtleriſcher Entwickelung geben will, noch einige andere, keineswegs ſo unbedeutende Dichtungen jener Zeit hervorgezogen werden. Hat Freiligrath, ſo lange er lebte, dieſe Jugendarbeiten nicht der Wiedererweckung wert gehalten, ſo haben ſie doch für uns die hohe Bedeutung, auf ſeine bisher ſo gut wie gänzlich unbekannten poetiſchen Anfänge ein helles Licht zu werfen. Und warum ſollte nicht auch ein Freiligrath jung, unreif, ein Werdender geweſen ſein?

Die Ausbeute aus dem Jahre 1831 iſt weit weniger reich. Gleich in Nr. 1 vom 1. Januar lernen wir den Dichter von einer ganz neuen Seite kennen; er dichtet für die Weihnachtsbeſcherung der Waiſenkinder zwei einfach ſchöne geiſtliche Lieder, in welchen der Schmerz um die eigene Verwaiſung nachzittert. An eine Reihe von Gedichten des vorhergehenden Jahrganges erinnert in Nr. 26 vom 25. Juni „Sonſt und jetzt oder Adler und Schlüſſel;“ es preiſt die große Vergangenheit der alten Hanſeſtadt. Das Gedicht erinnert in der Geſammthaltung noch an Schenkendorfs Lied von den deutſchen Städten, der Strophenbau iſt deſſen Lied vom Rhein nachgebildet; auch iſt es etwas lang. Dennoch verdient es, um ſeiner kernhaften Gediegenheit und vaterländiſchen Geſinnung willen, und weil Freiligrath desſelben noch in einem Briefe an Immermann mit einem gewiſſen väterlichen Wohlgefallen gedenkt, an dieſer Stelle einen Platz:

Dir tönt des Sängers Lob,
Du Zeit des alten Ruhms,
Als ſchlank und ſtolz ſich hob
Der Baum des Bürgerthums!
O laß ihn durch der Jahre Grauen
Zurück in deine Hallen ſchauen,
Daß er von dir ein ſchwaches Bild
Dem Auge ſeiner Zeit enthüllt!

Sei herzlich mir gegrüßt,
Du Zeit des alten Ruhms!
Wie herrlich ſchießt und ſprießt
Der Baum des Bürgerthums;
Gebräunt iſt ſeine narb'ge Rinde,
Sein grünes Laub durchwehn die Winde,
Und tauſend Städte lind und kühl
Beſchattet ſeiner Blätter Spiel.

Und in den Städten ſitzt
Der guten Bürger Zahl,
Daß ſie den Baum beſchützt
Vor fremder Beile Stahl,
Sie pflegen ſein mit treuem Fleiße,
Begießen ihn mit ihrem Schweiße,
Und, ſind die Wipfel in Gefahr,
Mit ihrem eignen Blute gar.

Da muß ja wohl gedeihn
Der Baum, ſo hoch, ſo ſtark.
Er iſt allein ein Hain,
Und kräftig rinnt ſein Mark:
Und feſt zu einer eh'rnen Kette
Verbinden ſich des Baumes Städte.
Das iſt ein mächt'ger, großer Bund:
Die Hanſa nennt ihn unſer Mund.

O Soeſt, du alte Stadt,
Wie reich, wie groß warſt du!
Dich deckte auch ein Blatt
Von jenem Baume zu.
Wie ſchafften deine Waffenſchmiede,
Wie klang der Laute Ton zum Liede,
Wie ſah man Mauern, hoch und kühn,
Und Krieger drauf, dich rings umziehn!

Du ſandteſt Wagen aus,
Beſchwert mit reicher Fracht;
Du kämpfteſt manchen Strauß
Und manche blut'ge Schlacht.
Du bauteſt ſtattliche Gebäude,
Am Webſtuhl glänzten Woll' und Seide.
Und ſtaunend wurdeſt du genannt
Bis an des Meeres kies'gen Strand!

Dich ehrte fern und nah
Der Ritter wild Geſchlecht,
Und deine weiſe Schrae [1])
Sprach weit und breit das Recht;

[1]) Die Schrae, das uralte Soeſter Geſetzbuch.

Und trat ein Mächt'ger dir entgegen,
So zogſt du ſieghaft deinen Degen
Und warſt im Frieden ſelbſt bedacht,
Dich abzuhärten für die Schlacht.

Das ſeid'ne Banner ſchwoll,
Gebläht vom lauen Weſt;
Der Klang der Hörner ſcholl —
Es war das Bürgerfeſt!
Das erſte Feſt der Soeſter Schützen!
Wie funkelten der Pfeile Spitzen,
Wie dröhnten Pauk' und Hackebrett,
Wie flog die Feder ums Barett!

Wie flog mit luſt'gem Wehn
Das weiße Stadtpanier!
Wie blitzte drin ſo ſchön
Des Purpurſchlüſſels Zier!
Wie folgte jubelnd ſeinem Banner
Der Zug der kecken Bogenſpanner,
Die krummen Bogen in der Hand;
Ein Panzerrock war ihr Gewand.

Sie warfen kühn und wild
Den freien Blick umher,
Und hoben ihren Schild
Und klirrten mit der Wehr;
Und höher ſchlug ihr Herz und ſtärker,
Sahn ſie am grün umrankten Erker
Des Zuges Schauerinnen ſtehn,
Die Frau'n und Jungfrau'n, licht und ſchön.

Geöffnet war das Thor,
Es ließ ſie willig ziehn.
Aus Luſt und Spiel hervor
Sah es ja Ernſt erblühn.
Beim Wettkampf, wo die Hörner gellten,
Beim Ringeltanze in den Zelten,
Da ward der Muth, der Trotz erzeugt,
Der Fürſtenhochmuth ſelbſt gebeugt.

Da ſtrömte hohe Kraft
Selbſt in der Frauen Bruſt,
Da ward die Bürgerſchaft
Sich ihres Werths bewußt. —
Der alte Ruhm, die alten Hallen,
Die Mauerthürme ſind gefallen,
Und mit der großen, alten Zeit
Entfloh auch ihre Herrlichkeit.

Die feſte Kette ſprang,
Die rings, ein eh'rner Saum,
Den Städtebund umſchlang,
Welk ward der Bürgerbaum.
Doch, zagt nicht! eine neue Kette
Vereinigt jetzt die alten Städte,
Und ihrer güldnen Glieder Glanz
Beſtrahlt auch unſrer Mauern Kranz.

Und friſchen Laubes Grün
Umfängt des Baumes Haupt;
Des Schlüſſels Purpurglühn
Ward nimmer ihm geraubt.
Ein Adler hält ihn in den Krallen,
Da kann der Schlüſſel ja nicht fallen!
Horcht, wie ſo hell ſein Erz noch klingt!
Das Thor, das er berührt, zerſpringt.

Der ſchwarze Adler ſitzt
Auf unſers Königs Hand;
Sein Flammenauge blitzt
Und wacht für Stadt und Land.
Sein weiter Flügel weht uns Kühle,
Ihm gelten unſre Waffenſpiele!
Ihm ſtählen wir die Männerbruſt
Und waffnen uns zum Ernſt durch Luſt.

Ihm riefen wir zurück
Des alten Ruhmes Zeit!
O, ſeht mit frohem Blick,
Wie ſchön ſie ſich erneut!
Ihm wehn die Fahnen all' im Winde,
Ihm trägt aufs Neu' der Führer Binde
Die alten Farben: Weiß und Roth,
Die oft dem Feinde Tod gedroht.

Ihm ziehn die Hofen [1]) aus
Mit Waffen und mit Wehr;
Ihm ſendet jedes Haus
Die rüſt'gen Söhne her.
Ihm ſchmücken Roſen, voll und blühend,
Auch ſie in Soeſter Farben glühend,
Den Schlund der Büchſen roth und weiß,
Und draußen winkt der Zelte Kreis.

---

[1]) Hofen, Einzahl die Hofe, Stadtbezirk nach der alten Einteilung von Soeſt.

Ha! Graut vielleicht der Tag,
Und fliegt der Adler aus,
Dann folgen wir ihm nach
Zum wilden blut'gen Strauß!
Für ihn dann siegen wir und schlagen,
Daß noch in später Zukunft Tagen
Auch unsre Nachwelt im Gedicht
Von ihren Ahnen preisend spricht.

Der Jahrgang 1831 des Soester Wochenblattes schließt, wie er begonnen, in Nr. 53 vom 31. Dezember mit zwei Weihnachtsliedern für die Waisenkinder, von denen das erste so zweifellos Freiligraths Dichtereigentümlichkeit bekundet, daß es des dabei ausgesprochenen Dankes des Waisenvaters an den mit Namen bezeichneten Verfasser nicht bedürfte, um denselben zu erraten; der junge Mann war im Begriffe Soest zu verlassen und hatte keinen Grund mehr seinen Namen als Dichter zu verschweigen. Das allerliebste Gedicht ist bereits im Anhange des ersten Bandes der Ausgabe von 1877 wieder abgedruckt. Das Schlußlied ist kurz, reimlos, freigebaut, allem Anschein nach einer Weise untergelegt. Damit endet, soweit mir erfindlich, für eine Reihe von Jahren Freiligraths Mitarbeit am Soester Wochenblatt; er hatte mittlerweile eine andere würdigere Heimstätte für seine Erstlinge gefunden. Erst im Jahrgang 1836, zur Zeit von des Dichters zweitem Aufenthalt in Soest, wendet er dem Wochenblatt wieder etliche Gedichte zu; Nr. 40 vom 1. Oktober 1836 bringt den „Scheik am Sinai," Nr. 51 vom 17. Dezember die herrliche Verdeutschung von Rebouls „Der Engel und das Kind," ersteres mit dem vollen Namen, letzteres nur mit F. unterzeichnet. Der Jahrgang 1837 enthält nichts; die folgenden habe ich nicht eingesehen, da nach dem Erscheinen seiner Sammlung der Dichter dem Blatte sicherlich keine ferneren Beiträge sandte.

Die erwähnte zweite Heimstätte für Freiligraths Erstlinge ist das „Mindener Sonntagsblatt, eine vaterländische Zeitschrift zur Belehrung und Unterhaltung aus dem Gebiete des Schönen und Nützlichen," herausgegeben von Dr. Nicolaus Meyer. Es liegen mir die Jahrgänge 1827—38 des Blattes vor, und mit ihnen eine Reihe wichtiger Zeugnisse für die Entwickelungsgeschichte des jungen, damals noch ganz namenlosen Dichters, dessen Poesien sich neben den wohlgemeinten geistesarmen Reimereien der übrigen Mitarbeiter, zwischen den dürftigen Novellen, geschichtlichen Aufsätzen und Lokalkorrespondenzen gar wunderlich ausnehmen. Da Freiligrath seinen Namen unterſetzt, so ist auch ein Zweifel hier nicht möglich.

Zunächst die Jahrgänge 1827—29 des Mindener Sonntagsblattes

enthalten keine Beiträge von Freiligrath. Nr. 26 vom 27. Juni 1830 bringt von ihm das erste Gedicht „Das arabische Roß in der Fremde," sieben achtzeilige Strophen, noch etwas willkürlich im Gebrauche der Daktylen, aber als ältestes Zeugnis der fremdländischen Stoffe heranholenden Richtung des Dichters von Bedeutung. Hier die erste Strophe:

Fern auf dem gelblichen Sande der Wüste,
Unter des Arabers wanderndem Zelt,
War's wo den freundlichen Tag ich begrüßte,
Ihn und die schöne, die lachende Welt.
Voll von der Ahnen, der feurigen, Muthe,
Grüßte ich wiehernd des Hüttenbaus Rund,
Und meine Mutter, die bräunliche Stute,
Leckte mir kosend den röthlichen Mund
u. s. w.

In Nr. 37 vom 12. Sept. 1830 wird mitgeteilt, daß Herr Freiligtag (!) in Soest eine Uebersetzung von Coleridges Ancient mariner übersandt habe, welche aber trotz mancher Schönheiten wegen ihrer Länge nicht mitgeteilt werden könne; Nr. 43 vom 24. Oktober 1830 bringt eine Verdeutschung von Lord Ronalds Kind nach John Wilson, ein vortreffliches Stück Arbeit, Nr. 46 ein kurzes Gedicht „Des ewigen Juden Lied," nach Wordsworth, Nr. 48 eine Uebersetzung von zwei Strophen aus Byrons Hebrew Melodies

Dann große Pause. Erst Nr. 48 vom 27. November 1831 enthält abermals ein bisher nicht wieder veröffentlichtes Gedicht „Das Nordlicht," ein vortreffliches Gegenstück zum Moosthee. Es sei hier deshalb ganz mitgeteilt.

Hell glänzt, besä't mit Sternen,
Des Winterhimmels Blau,
Doch der nördlichen Veste Fernen
Umdüstert dämmernd Grau.

Und wölbende Bogen umfließen
Das Grau, so weiß wie Schnee,
Und leuchtende Strahlen schießen
Aus den Bogen in die Höh.

Rothglühender Streifen Blitzen
Zuckt wie Schwerter hindurch,
Als wollt' es flammend beschützen
Die güldne Sternenburg.

Und Säulen, feuerfarben,
Reihen zu Hallen sich schlank;
Und ährenstarrende Garben
Wogen den Duft entlang.

Von Licht gezimmerte Kähne
Durchfahren die Feuerfluth;
Und spitzige Drachenzähne
Umtröpfelt rauchendes Blut.

Als blitzten tausend Gewitter,
So flammt das Nachtgesicht;
Und durch das lohende Gitter
Lächelt der Sterne Licht.

Jetzt regt sich auf seinem Throne
Am Pol der Winter und schnaubt,
Und flicht die Strahlen als Krone
Um sein bereiftes Haupt.

Des nordischen Reiters Rappe
Wiehert hinauf im Lauf;
Das Rennthier und der Lappe
Schlagen die Augen auf.

Da draußen auf den Gaſſen,
Wie das murrt und ſummt und raunt!
Das Volk in dichten Maſſen
Sieht zagend empor und ſtaunt.

Die garnumwundne Spule
Verläßt das Mütterlein,
Erhebt ſich von dem Stuhle
Und ſtarrt in den glühen Schein;

Mag gern im blutigen Meere
Eine blutige Zukunft ſehn;
Sieht ſtreitende Kriegesheere
Und trotziger Banner Wehn.

Der Sänger in ſtiller Freude
Verläßt das dunkle Haus,
Sieht den Himmel im Strahlenkleide,
Breitet ſehnend die Arme aus:

O, könnt' ich Lüfte durcheilen,
Ich ſchwänge mich auf, empor!
Ich träte durch die Säulen
Hinein zu der Halle Thor!

Beſchiffen des Aethers Weiten
Wollt' ich auf leichtem Kahn!
Auf den Bogen wollt' ich reiten
Den Himmel hinab, hinan!

Die Schwerter wollt' ich ſchwingen,
Die Aehren wollt' ich mähn,
Die Drachen wollt' ich bezwingen,
In Flammen mich ergehn!

Der Leute Murmeln und Summen
Tönte herauf zu mir,
Der ich auf leuchtenden ſtummen
Froſtſchwangern Wolken führ'!

O, könnt' ich Lüfte durcheilen,
Ich ſchwänge mich auf, empor!
Erklömme die ſchlanken Säulen,
Sprengte das feurige Thor!

In Nr. 49 vom 4. Dez. 1831 erſcheint dann „Der Blumen Rache," in Nr. 50 „Die Schreinergeſellen," daneben in Nr. 52 ein ſchwer- und weichmütiges „matthiſſoniſch" gefärbtes Gedicht „Die Leiche." Es wird im folgenden Abſchnitt mitgeteilt werden.

Auch in dem Jahrgang 1832 iſt Freiligraths Name mehrfach vertreten. Nr. 2 und 3 vom 8. und 15. Januar bringen Verdeutſchungen von Abſchnitten aus Byrons Giaour, unterzeichnet nur mit Ferdinand, Nr. 5 einen kleinen Aufſatz, worin „Ferdinand F." eine Stelle des Homer, Il. VI. 146. mit einer Stelle desſelben Inhalts bei Oſſian vergleicht; Freiligrath hat, unterſtützt durch eine außerordentliche Beleſenheit und ein unglaubliches Gedächtnis, mehrfach derartige Aehnlichkeiten aufgefunden. Nr. 6 vom 5. Febr. enthält ein bisher nicht wieder gedrucktes, gar anmutiges Gedicht, welches wegen ſeiner vollendeten Form und weil es den Dichter von einer neuen Seite zeigt, hier eine Stelle verdient:

Schneeball und Froſtblumen.

Wenn der Froſt, der kluge Gärtner,
Kommt, die Scheiben zu bekränzen,
Und am Fenſter, kraus und ſeltſam,
Die gefrornen Blumen glänzen,

Strömt dann nicht ein wonnig Wehen
Und ein lindes laues Locken
Und ein warmer Frühlingsodem
Aus den kalten Blumenglocken?

Werden die phantaſt'ſchen Formen
Nicht zu Roſen, Hyazinthen?
Uebergießt die weißen Kelche
Nicht der Zauber bunter Tinten?

Scheucht ein mildes, duft'ges Hauchen
Nicht des Winters bitt're Kälte?
Wird des Zimmers weiße Decke
Nicht zum blauen Himmelszelte?

Wird die kleine, traute Stube
Nicht ein weiter Frühlingsgarten,
Reich an Blumen, reich an Mädchen,
Die der Blumen ſorgſam warten?

Tönt es nicht, als rauſchten Blätter,
Tönt es nicht, als ſurrten Immen?
Tönt es nicht, wie das Geſchmetter
Von zehntauſend Vogelſtimmen?

Alſo wie dem frommen Dichter
Mitten in des Winters Schweigen
Aus den ſtarren Froſtgebilden
Blumen, ſchön und bunt, erſteigen;

Wie die Vöglein ihn umſingen,
Wie die Falter ihn umgaukeln,
Wie die kleinen Elfenkinder
Sich in ſeinen Locken ſchaukeln,

Alſo mag im luſt'gen Lenze
Auch der Winter ihn umfrieren,
Und der grüne Glanz der Fluren
Sich in Flockenſturm verlieren.

Träumend lieg' ich auf dem Rücken
Unterm grünen Schneeballſtrauche,
Und die weißen Blumenbälle
Schwanken in der Lüfte Hauche.

Froſtgeborne Fenſterblumen
Senden leiſes Frühlingsahnen,
Und ein duft'ger Blüthenſchneeball
Mag an Sturm und Winter mahnen.

Wahrlich! ſchon erblick' ich Flocken!
Traun! es ſtarren ſchon die Bäche!
Glitzernd in dem Strahl des Mondes
Ruht die weite, weiße Fläche.

Und beſchneit ſind alle Dächer;
Alles iſt ſo licht, ſo helle!
Auf dem Eiſe tönt der Schlittſchuh,
Sauſend fliegen Flockenbälle.

Pelzverhüllte, rüſt'ge Männer
Wandeln raſch, mit weiten Schritten,
Und ich ſpanne meinen Renner
Vor den leichten, flücht'gen Schlitten.

Seinen Hals, den ſchön gekrümmten,
Hebt er, daß der Mähne Ringeln
Flattern; daß die rein geſtimmten
Glöcklein hell wie Silber klingeln.

Willig läßt er mir die Zügel,
Und gehorſam meinem Rufe
Auf dem glatten Schollenſpiegel
Tanzt das Doppelpaar der Hufe.

Schneidend wehn des Winters Winde
Um uns her im Vorwärtseilen;
Aus des Roſſes weiten Nüſtern
Steigen blaue Dampfesſäulen.

Meinen jungen Schnurrbart zieren
Reif und winterliche Zacken;
Doch ein ew'ger Frühling lächelt
Vor mir auf dem ſchönſten Nacken.

Denn im Schlitten, weich auf Polſtern,
Sitzt die Schönſte aller Schönen,
Der die Glocken meines Herzens
Und des Schlittens Glocken tönen.

Wonne, Wonne! meine Hände,
Die des Renners Wildheit zähmen,
Ruhn auf ihren weißen Schultern,
Die den weißen Schnee beſchämen.

Wonne, Wonne, oft berühr' ich,
Wie durch Zufall ihre Wangen,
Zwiſchen meinen Zügeln ſitzt ſie,
Wie in einem Netz, gefangen;

Wendet jetzt das Haupt zurücke
Mit der Freude lichten Blicken,
Nickt und lächelt, daß die Federn
Ihres Hutes schwankend nicken;

Horcht errötend meinen Bitten —
Niemand lauscht zu dieser Stunde! —
Und das süße Recht der Schlitten
Üb' ich aus auf ihrem Munde.

Und der Schlitten wird zum Tempel,
Wird zum stillen Heiligtume —
Wär's doch Wahrheit, weißer Schneeball,
Winterliche Sommerblume!

In Nr. 10 vom 4. März 1832 erscheint „der Mohrenfürst", in Nr. 11 „die Bilderbibel" — hier ist zum ersten Mal als Wohnort des Dichters, statt wie bisher Soest, Amsterdam angegeben; Nr. 24 vom 10. Juni bringt das pompöse „Wetterleuchten in der Pfingstnacht", Nr. 37 vom 9. Sept. „Vier Roßschweife", nach der Überschrift gedichtet am 15. Juli 1832, „als den Verfasser eine Reise in Militärangelegenheiten in die westphälische Heimath zurückrief."

Der Jahrgang 1833 beginnt gleich in Nr. 1 vom 6. Januar mit „Donald Dhus Kriegsgesang"; in Nr. 10 vom 10. März erscheint der herrliche „Nebo", in Nr. 11 „die Auswanderer", als Probe aus der Gunloda für 1833.

Es macht einen merkwürdigen Eindruck, diesen teilweise unvergänglichen Gedichten im Mindener Sonntagsblatt zum ersten Male zu begegnen; zwischen herzlich altväterischen Aufsätzen über Beleuchtung, Obstkultur, Cholera-mittel, Maitrankrecepten ꝛc., zu sehen, wie der junge Riese so bescheidentlich in die Zwergengesellschaft hereintritt, und daß der Herausgeber in keiner Weise zur Erkenntnis von der Bedeutung und Eigentümlichkeit des jungen Poeten gekommen zu sein scheint, dem er seine Spalten öffnete; nicht minder freilich überrascht es uns, zu sehen, wie der beispiellos gewissenhafte junge Dichter so vorzügliche Poesien, wie das Nordlicht, nachmals nicht der Aufnahme in seine Gesammelten Dichtungen würdigte. Noch sonderbarer aber erscheint es uns, wenn wir Freiligrath hier, wohl zum ersten und einzigen Mal in seinem Leben, als Novellisten begegnen. In Nr. 46 nämlich vom 13. November 1831 beginnt „der Eggesterstein. Erzählung von Ferdinand F." mit der Bemerkung: Zur Preisbewerbung eingesandt. Die Novelle geht durch fünf Nummern, eine ins Breite gemalte Behandlung der Volkssage, wie der Teufel den Meister des berühmten uralten Bildwerkes an der Stein-

gruppe, eine Kreuzabnahme darstellend, um deren Vollendung zu verhindern, mannigfach versuchte, aber schließlich an Walthers und seiner schönen Braut Kunigunde Frömmigkeit zu Schanden ward. Es ist eine Arbeit, welche in ihrer phantastisch-romantischen Färbung, der blumenreichen Darstellung ganz entschieden den jungen Dilettanten verrät; dennoch ward für die Erzählung, wie uns Nr. 1 des folgenden Jahrganges 1832 berichtet, der erste Preis, bestehend in einer goldenen Brustnadel von getriebener Arbeit mit dem Kopfe Aristipps, dem Verfasser Herrn Ferdinand Freiligrath zu Soest zuerkannt. Der Dichter gedenkt dieser novellistischen Jugendarbeit, soweit mir erfindlich, nur in einem Briefe an L. Merckel, und zwar mit verwerfendem Achselzucken; er hat, wie es scheint, nachmals über jene Novelle nie gesprochen, derselben jedenfalls keine zweite folgen lassen.

Um F. Freiligraths Verhältnis zum Mindener Sonntagsblatt ein für allemal abzuschließen, so seien hier noch die folgenden Jahrgänge desselben betrachtet. Alte Liebe rostet nicht, und so blieb der Dichter, auch nachdem er bereits durch Chamisso und Schwab in einen weiteren Kreis eingeführt worden, jenem altväterischen Blatte getreu, teilte ihm ab und zu Übersetzungen mit, weil diese der Musenalmanach nicht aufnahm, von eigenen Gedichten nur eines, ohne Zweifel deshalb, weil dasselbe um seines grausigen Inhalts willen Chamissos Billigung nicht fand.

Der Jahrgang 1834 enthält keinen Beitrag von F. Freiligrath. Im Sommer und Herbst 1835 erschienen dann wieder einige Übertragungen englischer und französischer Gedichte, schließlich in Nr. 45—47, Oktober 1835, ein längeres Gedicht, überschrieben „Tiger und Wärter". Es gehört allem Anschein nach zu jenen, von dem feinsinnigen Chamisso ob ihrer Blutmalerei getadelten und zurückgewiesenen Dichtungen; es hat dann in dem Mindener Sonntagsblatt eine Zufluchtstätte, in den Gedichten keine Aufnahme gefunden; trotz seiner Mängel scheint es immerhin würdig, als Markstein einer durch Beharrlichkeit und zunehmende Klarheit überwundenen Richtung in des Dichters Laufbahn hier eine Stelle zu erhalten.

Ali, du liebst mich noch; bei Tigern nur wohnt Liebe!
Laß' ich dich los, so springst du schmeichelnd auf mich zu;
Und wenn ich meinen Kopf in deinen Rachen schiebe,
So brüllst vor Freude du.

Denn du gedenkst der Zeit, da freundlich aus dem Schilfe
Des Dschumnastromes dich empor hob diese Hand;
Drei Tage warst du alt; du winseltest um Hilfe.
Mein zorn'ger Elephant

Warf deine Mutter hoch empor; er ſchrie und ſchnaubte;
Todt fiel zu Boden ſie, blutig — o, welch' ein Thier!
Fünf Ellen war ſie lang vom Schweife bis zum Haupte.
Ali, wie gleichſt du ihr!

Ich band ihr zottig Fell ans Dach des Baldachines,
Den auf dem Rücken ſtolz ihr Überwinder trug.
Der Rajah, der uns ſah vom Sitz des Palankines,
Der Landmann, der den Pflug

An uns vorübertrieb, vor Agra's Thor die Wache —
Wie zornig machte ſie mein Glück; ihr Neid war groß.
„Das Fell der Tigerin weht an des Zeltes Dache,
Auf ihres Mörders Schooß

Lebendig liegt ihr Sohn!" — Von eines Käfigs Gittern
Umſchloſſen, wuchſeſt du heran, wie Bambusrohr.
Dein Ruhm und dein Gebrüll, bei dem die Cockney's zittern,
Drang zu des Rajahs Ohr.

Er kaufte dich von mir; er gab mir ſeinen falt'gen
Turban, ſein Schwert, ſein Kleid — er gab mir königlich,
Zu Schiff an ſeines Reiches Schutzherrn, an den gewalt'gen
Herrn Englands, ſandt' er dich.

Den Königstiger gab der fürſtliche Vaſalle
Dem großen Könige, deß Thron vom Fluſſe Thames
Beſpült wird. Ich betrat mit dir die Marmorhalle
Des Schloſſes von St. James.

In dieſer prächt'gen Stadt, die auf den grünen Auen
Altenglands märchenhaft mit ihren Wundern blitzt,
Bunt, wie ein Schmetterling Oſtindiens anzuſchauen,
Der auf dem Graſe ſitzt, —

Der reiche Farbenſchmelz der ſchöngezackten Schwingen
Wird von dem friſchen Grün der Wieſe ſcharf begrenzt, —
In dieſer Zauberſtadt, die nachts von Feuerringen
Und Feuerfurchen glänzt, —

Die Straßen Furchen, die Marktplätze Feuerkreiſe —
Saht ihr bei Nacht das Glühn des kieldurchziſchten Meers? —
So funkelt London nachts von Gaslicht: Feuergleiſe
Die Straßen und die Squares;

In dieſer Stadt verlieh der König dieſen Garten,
Verlieh er dieſes Haus und dieſe Bäume mir.
Hier muß der Indier des Königstigers warten,
Ali, mit dir und ihr

Bewohn' ich — ha, mit ihr — treuloſe Bajadere!
Ali, du liebſt mich noch! wild grüßt mich dein Gebrüll.
Einſt liebte ſie mich auch! — ſie hat mit mir die Meere
Durchkreuzt — jetzt! — Ali, ſtill!

Ali, betritt mit mir den Hof! ſiehſt du die Mauer,
Die unſer enges Reich, die dieſen Park umzäunt?
Siehſt du geſenkten Haupts, voll Heimwehs und voll Trauer
Die Treibhauspalme ſtehn? fühlſt du den Frühlingsſchauer?
Er tropft von ihrem Laub herab; die Palme weint.

Mit der Geliebten ſaß ich oft an ihrem Stamme;
Wir lauſchten auf ihr Wehn, die Heimat war uns nah.
Gleich wie ein Zauberer beſpricht die wilde Flamme,
So zähmte dich ihr Blick, ihr Wort; gleich einem Lamme
Lagſt du, Blutgieriger, zu ihren Füßen da.

Dein lechzend, rollend Aug' hing an des Mädchens Blicken.
Im indiſchen Gewand, das ſchwarze Haar durchblitzt
Von Perlen, ruhte ſie auf deinem bunten Rücken.
Sie ritt auf dir, ſie glich — ſo ſagte mit Entzücken
Das Volk — dem Liebesgott, der auf dem Löwen ſitzt.

Ali, dein Nacken iſt nicht mehr ihr Ruhebette;
Sie ſprengt nicht mehr auf dir durch dieſe Stauden hin.
Am Abend legt ſie dich nicht mehr an deine Kette,
Seit Monden ſchwand der Tag, da mir gelächelt hätte
Ihr Aug'! — Ein andrer füllt das Herz der Indierin.

Du ſchnaubſt nach Blut, und ich nach Rache.
Im dichten Buſchwerk hier laß Wache
Uns halten! In die Gräſer kau're
Dich nieder! lechzend, gähnend lau're,
Bis — wie dein borſtig Haar dem Winde
Entgegenſtarrt! wie peitſcht die Rinde
Von dieſem Baum dein prächt'ger Schweif!
Wie ſcharrſt du mit den Klau'n! — der Greif
Hat ſchärfre nicht! — Ja, wälze dich,
Du Sohn des Dſchumna! königlich
Bewirthet heut dein Wärter dich!
Kein Wildpret, das im Forſte dir
Ein Jäger ſchoß, mein ſchlankes Thier,
Soll heute deine Lippen röthen;
Heut ſollſt du ſelbſt ein Wild dir tödten! —
Schon dunkelt es! bald muß er kommen!
Ha! ſiehſt du ſein Gewand! — erklommen
Hat er die Mauer; dunkel weht
Sein Reitermantel; — wie er ſpäht!

Er lauſcht — ein raſcher Sprung! — der Garten
Empfängt ihn. Des Tollkühnen warten
Die Arme, die einſt mich umfingen,
Sie ſingt — ſo klang einſt mir dein Singen
Zu Agra, Schlange! — Sieh' die Hand
Legt er ans Schwert: leis knirſcht der Sand
Des Weges unter ſeinen Sohlen.
Er blickt ins Holz; zwei rothe Kohlen,
Glühn deine Augen ihm entgegen.
Brich los, gehungert und gelegen
Haſt du genug! — Dein Wild, das! — ha, —
Starr, wie ein Steinbild ſteht er da!
Bleich, zitternd, ſeine Kniee ſchlottern;
Er ſtöhnt, wie einer, der von Ottern
Gebiſſen ward; ſein nutzlos Eiſen
Klirrt auf dem Grund; in weiten Kreiſen
Wird er — ja, Ali! — von dem Wilden
Umſprengt; des Tigers Haar fliegt gülden.
Er nähert ſich; ſein durſtig Aug'
Durchbohrt ihn; brüllend auf den Bauch
Legt er ſich nieder; — bleich und trübe
Flammt dort ihr Licht; — weh', meiner Liebe
Duftreiche Blum' hat er gebrochen! —
Da! — welch' ein Satz! — ich bin gerochen!
Stolz wie der Geier auf der Taube,
Sitzt brüllend er auf ſeinem Raube.
Ja, brülle! — wie der Leoparde,
Der Leu, der einen von der Garde
Des mächt'gen Inſelherrn zerriß?
Sein Blut umtröpfelt dein Gebiß;
Es rinnt und raucht von ihm der Plan —
Sie? — weh' mir, was hab' ich gethan! —

Jahrgang 1836 des Mindener Sonntagsblattes bringt aus Freiligraths Feder nur noch Überſetzungen. Seine Beiträge zum Mindener Blatt ſchließen in Nr. 9. vom 26. Febr. 1837 mit einer Überſetzung nach Coleridge „Inſchrift auf eine Quelle auf der Heide." 1838 bringt nichts mehr.

Noch an einer dritten Stelle hat Freiligrath Ende der zwanziger Jahre Erſtlinge veröffentlicht. Er ſchreibt nämlich den 27. Juli 1829 an Freund Merckel, drei Gedichte nach Walter Scott ſeien bereits in einer „in Hamm erſcheinenden Zeitſchrift" abgedruckt worden; er überſendet das Heft, worin ſie ſtehen, bittet um ein Urteil über dieſe erſten Erzeugniſſe ſeiner Muſe, und erbietet ſich, auch Dichtungen des Freundes an die genannte Zeitſchrift zu beſorgen. Das S. 30. mitgeteilte Gedicht auf Cloſtermeiers Tod iſt Aus-

gang 1829 in den „zu Hamm erscheinenden Unterhaltungsblättern" zuerst abgedruckt worden; 4. Nov. 1830 schreibt, wie wir alsbald sehen werden, Freiligrath an L. Grabbe: „Die Münster'schen Unterhaltungsblätter haben seit kurzem mehreres von mir aufgenommen." Diese demzufolge 1829 zu Hamm heftweise erscheinende Zeitschrift, diese Münster'schen Unterhaltungsblätter von Ausgang 1830, konnten trotz emsigster Bemühung, besonders des Herrn Justizrats Rauschenbusch zu Hamm, weder zu Hamm, noch zu Münster und Arnsberg aufgefunden werden; ein Aufruf im Westfälischen Merkur Ende 1880 ist erfolglos gewesen. Es ist wahrscheinlich oder möglich, daß diese beiden Blätter, das von Hamm und das von Münster, dieselben sind; wer kann das, bei der Eintagsnatur schöngeistiger Blätter, besonders jener Zeit, entscheiden?

Nun befindet sich unter den hinterlassenen Papieren des Dichters ein Doppelquartblatt, S. 95—98 paginirt, zweispaltig, welches mit dem Soester Wochenblatt und Mindener Sonntagsblatt große Ähnlichkeit hat, aber nicht dazu gehört; die Zeitschrift, aus welcher die Blätter herstammen, erschien heftweise, denn S. 97 bringt die „Auflösung der Charade im vorigen Hefte"; leider aber fehlen sowohl Anfang wie Schluß und damit jede Hindeutung auf Titel, Verleger und Druckort des Blattes. Dasselbe enthält 4½ Spalten eines mit Freiligraths Namen unterschriebenen Gedichtes; eine Anzahl Druckfehler sind von seiner zierlichen Hand verbessert. Wir können den Anfang nur erraten: der Teufel kommt zum Dichter mit einem Höllenroß und erklärt sich bereit, ihm dasselbe zu einem Ritt in weite Ferne zu leihen; das Bruchstück beginnt mitten in des Dichters Antwort:

„Auch wünscht' ich nicht, zu eilen um die ganze Kugel im Flug!
Nein, ein paar hundert Meilen sind schon für mich genug!
So schnell, es wäre Schade! Nein, im gemäßigten, sachten
Galopp will mit Pomade die Welt ich mir betrachten!"

„„Auch das! nur mußt du sagen, in welcherlei Revier,
Poet! soll dich denn tragen mein schnaubend Höllenthier?
Nach des Südens prangenden Auen, wo die Sonne prallend sengt,
Wo liebend mit dunkelblauem Gewölb' der Himmel die Erd' umfängt;

Wo rings im Heiligthume der üppigen reichen Natur,
Wo im Feuerkelch der Blume, in des Himmels tiefem Azur,
Wo in allem die Wollust lächelt, wo Wollust dir entgegenbebt,
Wo Wollust dich umfächelt im Lüftchen, das dich lau umschwebt;

Wo dürr und heiß die Wüste sich ausdehnt, hügelumsäumt,
Von des Meeres feuchter Küste, von kühlen Wellen träumt;
Wo im gift'gen Samum ich fahre, den Reisenden zum Fluch:
Sand ist der Erstickten Bahre, und Sand auch ihr Leichentuch.

Wo Straußfederfächer dir wedeln, wo Vulkane kniſtern und knaſtern,
Wo die Fürſten mit Menſchenſchädeln der Schlöſſer Vorhof bepflaſtern;
Wo der Feldherr auf blutiger Schüſſel dem König das Haupt des Feindes bringt,
Wo der Elephant den Rüſſel um Palmenbäume ſchlingt;

Wo zum Geklirr der Becken man Neger tanzen ſieht;
Wo Araber dich wecken, eh' noch der Morgen glüht;
Wo Mahoms grüne Fahne keck in den Lüften wallt,
Wo laut der Karavane, der Pilger Loblied ſchallt;

Wo ſchüchtern die Gazelle bei dir vorüberſchießt,
Wo ſäugende Kameele dein ſtaunend Auge grüßt;
Wo kühn ſein wandernd Lager der Beduine hütet;
Wo ſonnenbraun und hager ein Scheik die Hand dir bietet;

Wo im Auge des Malaien verrätheriſch Feuer glüht;
Wo mit ſpitzigen Haſſagaien der Kaffern Schaar zum Kampfe zieht;
Wo der braune Indianer mit Gift die Pfeile tränkt;
Wo, ein ſäuſelnder Schöpfungsmahner, der Urwald mit ewiger Nacht dich umfängt;

Wo im ellenhohen Graſe der Leu zum Sprunge kauert;
Wo die Schlange, meine Baſe, auf Lebensbäumen lauert;
Wo Tiger mit blutigen Zähnen, wo Panther den Forſt durcheilen;
Wo gierige Hyänen bei Nacht auf Gräbern heulen;

Wo auf Indias reichem Strande ſtets Wohlgeruch die Lüfte würzt;
Wo die fliegenden Gewande die Tänzerin zum Tanze ſchürzt;
Es tönen Zauberlieder; ihr Spruch vermag dich zu lenken;
Schon ſeh' ich dich hernieder den Flug des Roſſes ſenken;

Seh', wie am rauſchenden Wehre du Ganges Fluthen trinkſt,
Der winkenden Bajadere an den ſchwellenden Buſen ſinkſt;
Im Schatten von Mimoſen hält ſie dich brünſtig umſchlungen;
Von ihrer Lippen Roſen trinkſt du Beſeligungen,

Die Erd' iſt euer Bette! das Brautlied plätſchert der Fluß!
Es feiern um die Wette der Vögel Lieder euern Kuß!
Der Feuerwurm, die Sterne ſind die Ampeln! wie hell ſie glühn!
Auf! nach des Südens Ferne! gen Süden mußt du ziehn!""

„Nein!" rief ich aus, „gen Norden! das haſt du fein erdacht!
Mich hier ohne Grund zu morden, dazu fehlt dir die Macht!
Gen Süden willſt du mich kirren, daß meine lodernde Bruſt,
Bethört von Liebesgirren, erläge böſer Luſt.

Drum willſt du mit üppigen Bildern des Südens Pracht und Glanz
Und ſeine Luſt mir ſchildern; doch ich durchſchau' dich ganz.
Ich kann die Schlange ſpüren; gern hätteſt du den Ritt
Bezahlt, willſt mich verführen! nein! ſo ſind wir nicht quitt!

Nein! nach des Nordens Wäldern zieht mich ein innrer Drang,
Nach seinen bereiften Feldern, nach seiner Hügel schnee'gem Hang;
Wo von tobenden, kalten Stürmen der Erde Angeln zittern,
Wo Berge von Eis sich thürmen, und Schiffe wie Schachteln zerknittern;

Wo versunkne Runensteine des Epheus Blatt umschlingt;
Wo dem kahlen, entblätterten Haine sein Schlachtlied Odin singt:
Er sitzt auf eisigem Throne, läßt die Asen vor sich knien:
Das Nordlicht ist seine Krone und Schnee sein Hermelin;

Wo an schwachen, zerbrechlichen Seilen der Insulaner hangt,
An Klippenwänden, steilen, nach Vogelnestern langt.
Nicht schreckt ihn die Tiefe, die grausende! ihn lohnt der Eidergans Brut!
Tief unter ihm die brausende, die brandende, heulende Flut!

Dort, wo auf mächtigen Schollen der grimme Eisbär brüllt;
Wo Schneegestöber tollen; wo der Himmel die Erde schilt;
Dort auf den fernsten Marken der Erde will ich gehn,
Will die Mannschaft scheiternder Barken mit dem Tode ringen sehn!

Dort, wo der Hekla zischend, von Dampf umwirbelt, dräut;
Und, Schnee mit Feuer mischend, bis zu den grauen Wolken speit;
Wo Glut sich und Kälte vermählen, dort will ich jauchzen vor Lust,
Dort will ich den Willen stählen, dort soll erstarken meine Brust!"

„„So zieh' denn hin! verachte des Südens reizend Loos!""
Er sprang aus dem Fenster, lachte und band den Rappen los.
Er hielt mir selbst die Bügel, und sagte: „„Halt dich fest!""
Und reichte mir auch den Zügel, wie sich das denken läßt.

„„So mögest du denn besteigen dies muth'ge, edle Thier!
Heut' Nacht sei es dein eigen mit Sattel und Zaumeszier!
In seinen Adern wallt heiße, infernalisch-dämonische Glut;
Die theilt sich deinem Steiße mit, sowie deinem ganzen Blut,

Und wärmt dich am Pol!"" — Ich staunte, und blickte schwindelnd empor;
Er aber pfiff und raunte dem Rosse was ins Ohr.
Und schnell, wie Blitzes Schimmer, fuhr aufwärts es im Nu,
Er aber fuhr ins Zimmer, und schlug das Fenster zu.

Was weiter sich begeben, und mit mir zugetragen,
Will ich, bei Lust und Leben, im zweiten Liede sagen! –
Dies erste? — nur beklommen hab' ich es euch beschcert!
Darf ich auch wiederkommen? habt ihr mich gern gehört?

Wir brauchen das Bruchstück nur zu überlesen, um zu erkennen, daß wir es hier mit einem nächsten Zeitgenossen des „Moosthee," mit einem Gedicht Freiligraths zu thun haben, welches deutlich die Spuren einer Erstlingsarbeit an sich trägt in der Überfülle der aneinander gereihten Scenerien aus der Tropen- und Polarwelt, in dem bisweilen dreisten

Ausdruck, unregelmäßigen Versbau, zugleich aber eine überreiche Phantasie, eine merkwürdige Sprachgewalt bekundet; Freiligrath hat hier offenbar alle Farben seiner Palette gleichzeitig auftragen wollen. Möge es einem Glücklicheren beschieden sein, das unbekannte Blatt und damit vielleicht noch andere verschollene Jugenddichtungen Freiligraths aufzufinden!

Es muß hier eines Verhältnisses gedacht werden, welches für Freiligraths Leben und Dichten ein Jahrzehnt hindurch von höchster Bedeutung war, der Neigung des Dichters zu Caroline Schwollmann, der Schwester seiner Stiefmutter. Caroline war ein gutes liebenswürdiges Mädchen, von hellem Verstand und warmem Herzen. Sie hatte zwar keine vorzügliche Schulbildung genossen, sprach keine Fremdsprachen, wie das zu jener Zeit in kleineren Städten selbstverständlich war; dagegen besaß sie eine gute musikalische Bildung, war voll lebhaften Interesses nicht nur für schöngeistige, sondern auch für manche Gebiete wissenschaftlicher Literatur; eine gediegene Lektüre gehörte zu ihren täglichen Bedürfnissen. Caroline Schwollmann war verlobt gewesen, hatte aber den Bräutigam durch den Tod verloren. Ihre Gefühle für den jungen Dichter, den sie seit seinen Knabenjahren kannte, mit dem sie nunmehr täglich verkehrte, waren schon mit Rücksicht auf den Altersunterschied von zehn Jahren mehr freundschaftliche, geschwisterliche, während Freiligrath, wie bedeutende junge Männer mehrfach ihre erste Liebe älteren Frauen zugewandt haben, ihr schon seit Jahren in schwärmerischer Verehrung zugethan war; nennt er sich doch schon in einem Briefe vom 16. August 1825 ihren „Geliebten". Da der junge Mann damals sehr ernst war, und Caroline sich eine jugendliche Frische und Elasticität bewahrt hatte, so war auch in jener Zeit der Altersunterschied kaum bemerkbar. Uebrigens war Caroline damals, wie Freiligrath selbst später einem Freunde mitteilte, eigentlich das einzige weibliche Wesen, das er näher kannte, da er von früh bis zum Abend an das Geschäft gebannt war und wegen seiner einsiedlerischen Stimmung kaum in Gesellschaft kam.

Zu der Neigung, die ihn zu Caroline zog, gesellte sich ein anderes mächtiges Gefühl, die Dankbarkeit. Wilhelm Freiligrath kränkelte bereits im Sommer 1829, und Caroline Schwollmann war die treue liebevolle Pflegerin des kranken Mannes.

Gegen Ende November 1829 starb Wilhelm Freiligrath; der Anfang des folgenden Monats sah Ferdinand und Lina als Verlobte. So wahrhaft zweifellos beide einander liebten, das Verhältnis trug doch im Grunde, mit Rücksicht auf den verschiedenen Bildungsgang der Beiden wie auf den mit jedem Jahre mehr hervortretenden Altersunterschied, den Keim des Todes in sich. Dafür spricht auch, daß es in Freiligraths Dichtung kaum sichtbare

Spuren hinterließ; wenigstens ist nur Ein auf Caroline bezügliches Gedicht erhalten, das anmutige Lied „der Zauberspiegel", welches mit der Jahreszahl 1830 im ersten Bande der Gesammelten Dichtungen, Anhang, neuerdings veröffentlicht worden ist. So sinnig das Lied des zwanzigjährigen Bräutigams erscheint, so wenig entspricht es dem, was wir von dem Liebeslied eines jungen glänzend begabten Dichters erwarten, eine glühende verzehrende Poesie, eine concentrirte Leidenschaft; dagegen tritt uns in dem Gedichte der reinigende Segen einer edeln Herzensneigung entgegen. Es zeigt uns bei aller Schönheit das innerlich Ungesunde des Verhältnisses; es läßt uns die Gefeierte nicht sowol als Geliebte, denn als mahnende und warnende Freundin sehen.

In diesem Sinne erfüllte die Liebe zu Caroline eine gar herrliche Mission. Sie war der Talisman, der während des Aufenthalts zu Amsterdam den heißblütigen jungen Dichter vor den Gefahren und Versuchungen der Weltstadt behütete. Freiligrath fand keinen Gefallen an den leeren Zerstreuungen seiner Altersgenossen; er lebte ganz der gewissenhaften Erfüllung seines Berufes; in den Freistunden las er im Kaffeehause die Zeitungen, oder er wanderte einsam hinaus den Strand entlang, auf die Düne, „die Lieder Davids in der Hand" — und welch' köstliche Früchte trugen die einsamen Stunden! Aber die Liebe zu Caroline war doch nur ein schöner Jünglingstraum gewesen, schon verglommen als Freiligrath in die Mannesjahre trat. Die Fessel, die er sich angelegt hatte, verschwand nicht mit dem Traume; sie rieb ihm manche schmerzende Wunde. So wirkte dieses Verhältnis, so sehr es den Dichter aus der Alltäglichkeit seiner Umgebung erhob, auch wieder hemmend und niederdrückend; er sah sich in der Mitte der Zwanziger verlobt, ohne Vermögen, ohne auskömmlichen Gehalt, ohne Aussicht, gekettet an einen Beruf, der seinen Neigungen widersprach, unerkannt von seiner Umgebung; müssen wir uns wundern, wenn er einsam und schweigend durch die Welt geht, und nicht selten ein verzweifelter Trübsinn in heller Flamme aus Gedichten wie „der Reiter," „der ausgewanderte Dichter" und andern poetischen Ergüssen der Amsterdamer und folgenden Zeit hervorlodert?

Treu seinem gegebenen Worte hielt Freiligrath das Verhältnis noch jahrelang fest. Wohl konnte sich Caroline nicht verhehlen, daß die Flamme der Liebe auf seiner Seite verloschen war; Klagen und Vorwürfe, zeitweilige Entzweiungen änderten auch nichts daran. Sie gab dem Verlobten zu verschiedenen Malen sein Wort zurück, welches ohne sein Herz ja doch keinen Wert für sie haben konnte; aber Freiligrath nahm das Anerbieten seiner Freiheit nicht an; er wußte, daß er dennoch der geliebten Freundin damit weh thun würde; er war zu weichen Gemütes, um ein unhaltbar gewor-

denes Verhältnis mit kräftigem Entschlusse zu lösen. So spann sich dasselbe weiter, unerquicklich für beide Teile; die letzten Jahre seines Bestehens lagen wie ein schwerer Druck auf der ganzen Familie. Erst im Sommer 1840 führte eine mächtig erwachende Leidenschaft ein naturgemäßes Ende des zehnjährigen Brautstandes herbei. Caroline litt schwer unter dieser lange vorausgesehenen, öfter herbeigerufenen, aber bei ihrem schließlichen Eintreten doch tief schmerzlichen Entscheidung; sie blieb, obwol ihr nach Lösung des Verhältnisses wiederholt die Gelegenheit zu ehrenvollen Verbindungen geboten war, unvermählt und ihr ganzes Leben hindurch die treue Freundin, die zweite Mutter von F. Freiligraths jüngeren Geschwistern; sie bewahrte zugleich lebenslang das hohe und warme Interesse für den Dichter und seine Familie. Lina Schwollmann ist Ausgang 1878 hochbetagt zu Soest gestorben.

So wenig für des Dichters als Carolinens Andenken ist das hellere Licht nachteilig, welches zum ersten Male, da sich das Grab über beiden geschlossen, auf dieses Band von Freud und Leid fällt; das Verhältnis durfte nicht ganz übergangen werden, wenn wir so manche Dichtung Freiligraths von innen heraus verstehen, wenn wir erklären wollten, weshalb das gemeiniglich erste und bevorzugte Produkt jedes jungen Poeten, das Liebeslied, bei Freiligrath so karg an Zahl und dann erst später vertreten ist.

Eines Freundes aus dem Schlusse der Soester Zeit soll hier noch gedacht werden, weil derselbe auch nachmals noch mit F. Freiligrath in herzlichstem brieflichen Verkehre blieb, besonders auch weil er so gut wie der einzige wirkliche Vertraute von Freiligraths Verlobung mit Caroline war und die schwierige Aufgabe hatte, bei mehrfach eintretenden Zerwürfnissen die Vermittelung zu übernehmen. Es ist das Heinrich Jerrentrup, welcher nach mathematischen Studien in Berlin, wo wir ihn als Boten Freiligraths an Chamisso kennen lernen werden, eine Zeit lang in Frankreich verweilte, dann Lehrerstellen in Soest und Herford bekleidete, bis im Frühling 1839 ein schweres Brustleiden bei ihm zum Ausbruch kam, welches ihn im Spätjahr 1839, während Freiligrath zu Unkel verweilte, hinwegnahm. Jerrentrup war, nach allem zu schließen, ein wohl unterrichteter liebenswürdiger junger Mann, an welchem Freiligrath mit ganzer Seele hing, wie ihn auch des Dichters Geschwister sehr ins Herz geschlossen hatten.

Wir besitzen aus den sechs Jahren des Soester Zeitraumes, außer den bereits Eingangs mitgeteilten, nur wenige Briefe. Es ist das sehr zu bedauern; denn gerade diese Lehrlingsjahre waren eine Zeit ganz eigentümlicher Weiterentwickelung; die wenigen vorhandenen Briefe an L. Clostermeier und

Ludwig Merckel — diejenigen an des letzteren Vater Friedrich Merckel sind mehr conventionellen Inhaltes — zeigen uns den warmfühlenden strebenden, rastlos vorwärts arbeitenden Jüngling in der Enge seines bürgerlichen Berufes; des jungen Mannes Schreiben an den Vater, an andere Jugendfreunde sind, so scheint es, vernichtet oder spurlos verloren.

An Ludwig Merckel.

Soest, den 8. April 1826.

Edler Freund!

ich kann nicht unterlassen,
Und sollte ich auch darüber erblassen,
Dir eine kleine Epistel zu schreiben
Und mir damit jetzt die Zeit zu vertreiben.

Zuerst soll ich Dich grüßen in allen Gnaden
Von Hieronimus Jobs dem Kandidaten,
Des Name berühmt ist in aller Welt
Und der seinem Vater schrieb um Geld,

Wie Du ja neulich mit mir gelesen,
Als ich bei Dir in Detmold gewesen.
Das Liedlein thät uns ergötzen sehr,
Ich wollte wir hätten dergleichen mehr.

Doch dieweil es uns fehlt an solchen Sachen,
So müssen wir selber wohl etwas machen.
Und fehlt es an Kraft sowohl Dir wie mir,
So hilft auch zuweilen wohl ein Klystir.

Wünschte also von Grund meiner Seelen,
(Warum sollte ich Dir es verhehlen)
Wir begönnen eine politische Correspondenz
Und das, mein Kind, mit großer Vehemenz,

Worin wir von Staats- und gelehrten Sachen
Kannegießern, bald weinen, bald lachen,
Auch in schönem poetischen Styl
Erzählen der Neuigkeiten viel;

Und wie es wohl sonst die Dichter treiben:
Wenig denken und doch viel schreiben —
Das Versmaaß ist mir dann einerlei,
Ich für mein Theil bleibe bei der Knüttelei.

Sehe also bald einer Antwort entgegen,
Die vielen poetischen Witz thut hegen,
Worin, mein Theurer, wie sonst noch nie,
Du entfaltest Dein dichterisches Genie.

Doch für heute muß ich wirklich schließen,
Sollte es Dich auch sehr verdrießen.
Bleibe daher stets mit Rath und That
Dein treuer Freund

Ferdinand Freiligrath.

* * *

An Ludwig Merckel.

(Undatirtes Fragment, beschädigt, aus dem Beginn der Soester Zeit.)

— Vorzüglich ist es mit dem der Fall, was ich gleich zuerst nennen will. Es heißt: Die Familien Walseth und Leith. Ein Cyclus von Novellen von H. Steffens. Dieser Steffens, Professor in Breslau und bekannt durch mehre wissenschaftliche Schriften, ein Norweger von Geburt, läßt es sich in diesem Buche recht angelegen seyn, uns die hohe, hehre Nordlandsnatur mit ihren starken Söhnen vor Augen zu führen. Doch da die Helden der Geschichte wild ins Leben herausgerissen werden, so bleibt die Scene nicht immer dieselbe, sondern wir erblicken die handelnden Personen, bald in der ultima Thule, bald an den Ufern der bergigten Corsica, bald unter den sengenden Strahlen der afrikanischen Sonne, und bald im Feldlager des großen Friedrich. Wie gesagt, gefällt mir, die durchaus anziehende Fabel des Stückes abgerechnet, der gewisse Anflug von Philosophie, der durchs Ganze weht, und ich empfehle Dir in dieser Hinsicht besonders im ersten Bande das Gespräch des alten Obersten mit dem Norweger Lögh, und im zweiten die Anrede Walseths an das Meer, die wahrhaft dichterisch ist, und bei deren Lesung ich in den dritten Himmel versetzt zu werden glaubte.

Das zweite der zu nennenden Bücher heißt: Die Inseln im Südmeer. Ein Roman von Oehlenschläger. Dieses Buch behandelt ein schon altes Sujet, die ehemals viel gelesene Robinsonade: Die Insel Felsenburg, indeß das Gewand, das ihr Oehlenschläger, der berühmte dänische Dichter, umgehangen, steht ihr ganz gut, und ich kann sagen, daß mir die Lesung davon ein wahrer Genuß gewesen ist. Da die Zeit der Handlung gewiß einen Raum von 150 Jahren, ohne eine Episode zu rechnen, einschließt, so braucht der Verfasser diese Gelegenheit, die gerade — — — doch ich verweise Dich auf das Buch selbst, und Du wirst gewiß meiner Meinung, daß es sehr unterhaltend ist, beipflichten. Sollte es in der Lesegesellschaft nicht seyn, so leiht es Dir, sowie das vorherbenannte, gewiß gern Dein theurer Freund und Gönner, Herr Rath Falkmann, in dessen Lesegesellschaft es vielleicht circulirt.

Doch, theurer Ludwig, es ist 10 Uhr. Um mich schlummert die edle Mannschaft des Schwollmann'schen Ladens, Pieler der liebenswürdige Altgeselle, und R. vulgo Aal, Satan, Rabattenträmpler ꝛc. mein devotester Schuhputzer. Dazu

mmt noch, daß mein Licht abgelaufen iſt. Lebe alſo wohl, biedere Seele, ıb ſey meiner ſtets gedenk; grüße deine verehrungswürdigen Eltern von einer Wenigkeit, item, wenn Du es gerne thuſt, Rohdewald und Falk-ann. Den ſaumſeligen Seiff rüttele, kraft Deines (künftigen) geiſtlichen mts, aus ſeinem Schlafe auf, damit ſeine wohlbekannten, mir ſo theuern chriftzüge ſich wieder zeigen vor meinen Augen. Sey auch Du gedenk der reue, ſo Du mir gelobet, und laß Dich durch keine Bannbulle zum bal-gen Schreiben ermuntern. Ich bin ſtets Dein ingenium mercantile

F. F.

* * *

An Ludwig Merckel.

Soeſt, den 27. July 1829.

Schon ſind beinahe drei Monate verfloſſen, lieber Ludwig, ohne daß h Deinen, mir bei Deiner Abreiſe aus Detmold zugerufenen, herzlichen cheidegruß erwidert und Dich als nunmehrigen akademiſchen Bürger in em alten Marburg willkommen geheißen hätte. Allein Du mußt dieß auf echnung meiner vielen Geſchäfte, und der, mir zu eignen Studien und zur bfaſſung freundſchaftlicher Briefe ſo äußerſt knapp zugemeſſenen Zeit, nicht ber auf Abnahme meiner Freundſchaft ſetzen; denn dieſe, hoffe ich, wird nmal in unſern froh verlebten Knabenjahren, wo uns beiden noch ein leiches Ziel vorſchwebte, geknüpft, nie abnehmen noch erkalten, ſondern, wie e uns in jener, mir noch in der Erinnerung theuern Zeit verband, uns uch als Jünglinge und, wills Gott, auch dereinſt als Männer und Greiſe, ets vereinigen. Alſo, lieber Ludwig, meinen herzlichen Glückwunſch dazu, aß Du, auf Deiner Dir bezeichneten Bahn den jetzigen Standpunkt erreicht aſt, und gebe Gott, daß Du Dein nächſtes Ziel (wahrſcheinlich doch wohl ne hübſche Pfarrerwohnung, mit einem noch hübſcheren Weibchen darin?) hnell und glücklich erlangen mögeſt! —

So weit der erſte Theil meiner Epiſtel, im jetzt beginnenden zweiten erde ich Dich von meinem literariſchen und poetiſchen Beſtrebungen unter-alten. Wie? höre ich Dich rufen, ein Kübioſaktes [1]) und Literatur? Ein n Oel-, Thran-, Härings-, Stockfiſch-, Kaffee- ꝛc. Duft verſauerter Laden-unge, und Poeſie? Ei nun, Freund! war nicht Bretzner, der außer vielen ndern Operntexten auch den zu Belmonte und Conſtanze dichtete, ein Kauf-ann? Iſt nicht W. Gerhard, deſſen Gedichte (vorzüglich ſeine Wila oder ıberſetzung Serbiſcher Volkslieder) in den beſten kritiſchen Inſtituten ver-

[1]) Κυβισσάκτης Händler mit Salzfiſch.

diente Anerkennung finden, ein Kaufmann? War nicht Nicolai, der berühmte Nicolai, ein (freilich Buch-) Händler? Alſo, ich dichte! und nun höre, was?

Daß es für einen

. . . . . téméraire auteur,
(Qui) pense de l'art des vers atteindre la hauteur (Boileau, Art Poétique)

natürlich ſehr bildend iſt, wenn er, ehe er ſelbſt genugſame Selbſtſtändigkeit beſitzt, die Erzeugniſſe der Dichtkunſt fremder Zungen treu, und doch den Anſprüchen des Schönheitsgefühls genügend, metriſch überſetzt, wirſt Du mir zugeſtehen. Dieß thue ich denn pro primo, und habe ſchon ſeit einiger Zeit begonnen, Walter Scotts kleinere vermiſchte Gedichte (miscellaneous poems) unter der eben angegebenen Bedingung zu übertragen, von welchen drei (die anderen werden folgen) bereits in einer, in Hamm erſcheinenden Zeitſchrift abgedruckt ſind. Beiliegend bin ich ſo frei, Dir das Heft, worin ſie ſtehen, als einen kleinen Beweis meiner Freundſchaft zu ſenden und mir in Deinem, hoffentlich bald zu erwartenden Antwortſchreiben Dein Urtheil über dieſe erſten Erzeugniſſe meiner Muſe auszubitten. —

Außerdem habe ich noch mehreres Andere aus engliſchen Klaſſikern, und auch mehrere Oden aus Horaz (in gereimten Verſen) überſetzt. Zuweilen, wenn ich gut bei Laune bin, ſattele ich mir auch wohl den Pegaſus im eigenen Stalle und gerade jetzt bin ich mit einem größeren Gedichte in italieniſchen Stanzen (ottave rime) betitelt: „Die Zerſtörung von Perſepolis“ beſchäftigt, welches mit einer Apoſtrophe an Helios, den Beſchützer, den Gott des Perſerreiches folgendermaßen beginnt:

Was iſt es, Helios! daß Du die Zügel
Der Sonnenroſſe zögernd abwärts lenkſt,
Daß in der Meeresfluth kryſtallnem Spiegel
Noch nicht der raſchen ſcheu Geſpann Du tränkſt?
Was iſt es, daß Du noch von jenem Hügel
Den Blick ſtill trauernd hin zur Ebne ſenkſt,
Als ob er ſie das letztemal begrüßte,
Perſepolis, die Königin der Wüſte?

Noch ſteht ſie ja, des Cyrus alte Veſte,
In ihrer ganzen königlichen Pracht!
Noch ſchimmern ihre Thürme und Paläſte!
Was ſo gebaut iſt, ſchwindet nicht in Nacht!
Noch füllen ihre Mauern frohe Gäſte,
Und ihrer Tempel goldne Menge lacht;
Noch ſpiegeln ſich der Thore ſtolze Bogen
In des Araxes dunkelblauen Wogen ꝛc.

Doch, jam satis est!
Sollten Dich auch einmal die Kamönen inſpiriren, und Du ihre, durch Deine Fingerſpitzen dem Papiere anvertrauten Geſänge gern gedruckt ſehen, ſo ſchicke ſie mir nur. Ich werde ſie mit Vergnügen der Redaktion der genannten Zeitſchrift beſorgen. Antworte bald

Deinem treuen Freund

Ferdinand Freiligrath.

* * *

An Friedrich Merckel.

Soeſt, den 13. Juni 1830.

Verehrter Herr Hofrichter!

Auf die Gefahr hin, von Ihnen wegen der ſchweren Beilage ausgelacht zu werden, wage ich's, Ihnen einen ächten Weſtphäliſchen Pumpernickel zu überſenden. Ich hoffe, um mich der alten Redensart zu bedienen, daß Sie denſelben in beſter Geſundheit verzehren mögen, ſowie, daß Ihre Geſundheit durch den Genuß des derben Confects nicht leiden möge, ſintemal ein an daſſelbe nicht gewöhnter Magen dadurch leicht verdorben werden kann. Indeß hat das doch ſo leicht nichts zu ſagen, und Sie können daher nur ruhig eſſen, und werden gewiß finden, daß ein Schnittchen Pumpernickel benebſt einem Schnittchen Weißbrod darauf, dem Schiller'ſchen Recept zufolge:

Wo das Strenge mit dem Zarten,
Wo Starkes ſich und Mildes paarten,
Da gibt es einen guten Klang,

wenn auch keinen guten Klang, doch einen guten Geſchmack gibt. Hoffentlich wird der beikommende Weſtphälinger gut gerathen ſeyn. Wegen des vorjährigen naſſen Sommers und deſſen nachtheiligen Einfluſſes auf das Korn, haben wir zwar einigemal ſehr feuchtes Brod gehabt, indeß habe ich es dem jungen Soeſter eingeſchärft, daß Detmold eine Reſidenz iſt und daß er ſich dort auf eine angenehme Weiſe produciren muß, und ſo wird er es auch wohl thun. Meine Mutter iſt in großer Angſt, daß ſie keine Ehre mit dem jungen Menſchen einlegt, und bittet daher, falls ſich derſelbe wider Erwarten blamiren ſollte, im voraus um Entſchuldigung.

Freund Ludchen iſt jetzt gewiß wieder in Marburg, und werde ich jetzt wohl bald mein Verſprechen, ihm zuerſt ſchreiben zu wollen, erfüllen müſſen. Ihre übrige werthe Familie iſt doch hoffentlich noch recht geſund?

Was uns anbelangt, ſo ſind wir ſämmtlich noch Alle wohlauf; künftigen Freitag, Sonnabend und Sonntag wird hier das Schützen- und

Bürgerfeſt gefeiert. Mein Oheim M. Schwollmann iſt dies Jahr zum Obriſten des Corps erwählt, und meine Wenigkeit figurirt als einer der 24 Sänger der Schützencompagnie, wozu man mich meiner heiſern Stimme wegen gewählt hat, die gewiß nicht ermangeln wird, in denen Straßen unſrer vielgeliebten alten Stadt auf eine melodiſche Weiſe das Echo zu erwecken. Einige Stunden ſpäter werde ich dann die Ehre haben, mit noch 12 andern jungen Leuten die Karoſſen der Königin und ihrer Hofdamen aus der Stadt nach dem Schützenhofe als chapeau d'honneur zu Roß zu begleiten. Wie bedauern wir Alle, daß Sie mit den werthen Ihrigen an dieſen Tagen nicht hier ſind. Wenn Sie auch in Detmold vielleicht glänzendere Feſte in glänzenderen Sälen haben, ſo würde Ihnen doch das frohe Treiben, der Tanz, der Jubel im Grünen, unter geräumigen Zelten, das Wogen der Menge, verbunden mit Vogel- und Sternſchießen, Feuerwerk u. ſ. w. eine angenehme Erſcheinung ſeyn. Indeß iſt ja übers Jahr wieder Schützenfeſt!

* * *

Daran ſchließen ſich einige, an das Cloſtermeier'ſche Haus, beſonders an Grabbes Braut Luiſe gerichtete Briefe. Zunächſt der nachfolgende war beſtimmt, an des geſtorbenen väterlichen Gönners Geburtstag, dem 17. Juni, welcher auch des Dichters Geburtstag war, die Hinterbliebenen zu erfreuen.

Soeſt, den 13. Juni 1830.

Dieſe Zeilen werden wahrſcheinlich an einem Tage in Ihre Hände kommen, den Sie, und ich mit Ihnen, früher freudig und feſtlich begingen: — er war ja der Tag, an welchem ein nun ſchon entſchlafener, mir ewig unvergeßlicher, noch in der Aſche von mir verehrter theurer Mann einſt boren ward. Wie iſt das dieſes Jahr anders! O ich will, ich kann Sie nicht tröſten! Leide, fühle ich doch tief mit Ihnen! Habe ich doch doppelten herben Schmerz gelitten! Auch mein Vater iſt nicht mehr, mein guter, guter, lieber Vater! Aber meiner herzlichen Theilnahme will ich Sie verſichern! Seyn Sie gewiß, daß ich am 17. Juni Ihnen gewiß im Geiſte trauernd nahe bin!

Da Sie doch immer ſo großen Antheil an meinem Thun und Treiben genommen haben, ſo bin ich ſo frei, Ihnen einige Soeſter Wochenblätter beizulegen, in welche ich Gedichte habe einrücken laſſen. Zwei derſelben ſind freilich local, und dürften ſomit wenig Intereſſe für Sie haben, indeß das eine derſelben: „Das Nötten-Thor" macht Ihnen vielleicht Vergnügen, weil Ihnen daraus die Sage bekannt wird, daß die Nibelungen einſt Soeſt beſucht haben; und das andere: „Der große Teich" mag Ihnen zeigen, daß unſere Stadt auch einen Verwandten des Detmolder Lünsborns

in ihren Mauern beſitzt. Das aus dem Engliſchen überſetzte Gedicht wird Sie vielleicht auf eine andere Weiſe anſprechen. Sollte Herr Auditeur Grabbe, dem ich mich freundlichſt zu empfehlen bitte, dieſe metriſchen Verſuche zu Geſicht bekommen, ſo erſuchen Sie ihn doch, ja nicht zu ſcharf zu kritiſiren, denn ich weiß nur zu gut, wie wenig meine Reimereien eine ſcharfe Kritik zu beſtehen vermögen. Iſt Herrn Grabbe's Heinrich VI. noch nicht erſchienen, und hat er den Napoleon ſchon vollendet?

Doch ich ſehe wirklich, daß ich ſchon auf der vierten Seite bin, und muß Sie um Verzeihung bitten, daß ich Sie ſo lange gelangweilt habe. Doch noch eine Frage, ehe ich ſchließe, und zwar an Sie, verehrte Mademoiſelle! Ich wünſchte nämlich gern zu wiſſen, wer im Jahr 1448 Graf zur Lippe geweſen ſei; vielleicht können Sie mir darüber Auskunft geben. Sie würden mich unendlich durch Ihre Güte verbinden!

Am 4. November 1830 ſchreibt Freiligrath an dieſelbe:

Geehrteſte Demoiſelle!

Wie bald würde ich mich Ihrer erneuerten, gütigen Erlaubniß, mich Ihnen zuweilen ſchriftlich mitzutheilen, bedient, wie ſehr mich beeilt haben, Ihnen meinen wärmſten Dank für Ihr mir ſo äußerſt angenehmes Schreiben darzubringen; wenn mich nicht in dem nämlichen Augenblicke, der mich in Beſitz Ihres Briefes ſetzte, ein neuer Schlag des Schickſals getroffen hätte, der es mir bis jetzt unmöglich machte, meiner Pflicht, Ihr Schreiben zu beantworten, nachzukommen: ich erhielt Ihre Zeilen am Begräbnißtage meines Brüderchens Otto; Sie ſchrieben dieſelben am Vortage ſeines Todes!! — Ich weiß, dieſe wenigen Worte ſind hinreichend, Ihnen und Ihrer verehrten Frau Mutter das zu ſchildern, was ich von jener Zeit an gelitten habe; und eben ſo gewiß weiß ich, daß Sie mir, daß Sie meiner unausſprechlich leidenden Mutter, daß Sie unſerer ganzen, den verklärten Liebling betrauernden Familie Ihr Mitleid ſchenken werden. — O! der Schmerz um den Kleinen iſt gerecht! Er war zwar erſt fünfviertel Jahr alt, aber darum doch ſchon ſo herzig, ſo lieb, ſo anſchmiegend; konnte mich mit den großen ſchwarzen Augen ſo treu anſehn, fing ſchon an, der Mutter und meinen Namen zu lallen, konnte ſchon bald laufen, war bis auf ſeine letzte Krankheit, die Bräune, immer ſo geſund — und nun? o! es iſt ſchrecklich, und es gibt Augenblicke, wo ich — — doch, dann geh' ich an ſein Grab, das ſich neben dem des Vaters, dem er hier das letzte halbe Jahr ſeines Lebens noch erheiterte, den er auch jetzt wohl umſpielen wird, erhebt; und weine, und finde nur darin Troſt. —

Ihre gefällige Mittheilung über den Grafen Bernhard VII. bewegt

mich zum lebhafteſten Danke. Den Zweck, wozu ich dieſe Nachricht wünſchte, haben Sie errathen; jedoch fragt es ſich, ob ich jenes Gedicht, wozu ſchon Manches, als einzuſchiebende Lieder u. ſ. w. fertig vorliegt, je vollenden werde. Meine Zeit iſt zu beſchränkt zu ſolchen Allotrien; und dann erkenne ich auch nur zu gut, daß mir Viel, Viel fehlt, um je ein großer Dichter zu werden. Eine nothdürftige Kenntniß der Metrik, einzelne, von Lektüre noch im Kopf herumſchwirrende Phraſen ꝛc. machen noch keinen Dichter! Und doch kann ich nicht vom Reimen laſſen! Die Münſter'ſchen Unterhaltungsblätter haben ſeit Kurzem wieder Mehres von mir aufgenommen, und es werden auch, einem Schreiben der Redaction nach, noch mehre Gedichte von mir darin abgedruckt werden. Auch das dürre Sonntagsblatt hat Ballaſt von mir aufgeladen, jedoch durch einzelne Veränderungen entſtellt.

Sollte ich 'mal was recht Eclatantes zu Tage fördern, ſo wünſchte ich wohl, es in eine geleſenere Zeitſchrift, z. B. das Morgenblatt, einzurücken, bin aber, ich Namenloſer! zu blöde, es ſelbſt einzuſenden. Würde vielleicht Herr Auditeur Grabbe, wenn es anders ſein Gewiſſen erlaubte, meine, jedoch von ihm vorher zu prüfende, Waare einzuſchwärzen, die Güte haben, dergleichen zu ſpediren? natürlich, zum erſten Male nur?

Aus dem Schreiben an L. Cloſtermeier vom Grünen Donnerstag 1831 läßt ſich Folgendes herausheben:

Sie ließen mir ſagen, daß Herr Auditeur Grabbe die Güte haben wollte, einige Gedichte von mir mit einem Begleitſchreiben an die Redaction des Morgenblattes zu verſehen. Ich bin deshalb ſo frei, Ihnen in dem beikommenden Packete einige meiner jüngſten Verſuche mit der Bitte zuzuſtellen, dieſelben dem Herrn Auditeur zur gefälligen Durchſicht und Prüfung zu übergeben. Ich erſuche jedoch ſowohl den Herrn Auditeur, wie auch Sie, ja recht ſtrenge zu Werke zu gehn; ſollte das, was ich Ihnen ſende, nicht werth ſein, einem größern Publikum vor die Augen zu treten, ſo verhehlen Sie es mir ja nicht, und verbrennen es lieber, als daß ich mich dadurch lächerlich mache. Sollte jedoch das eine oder andere Gedicht es wagen dürfen, die Reiſe nach Stuttgart anzutreten, ſo haben Sie wohl gelegentlich die Güte, mich wiſſen zu laſſen, ob der Herr Auditeur daſſelbe ſeinen eigenen, der Redaction des Morgenblattes einzuſendenden Poeſien beilegen will, oder ob ich die Einſendung ſelbſt beſorgen muß.

Sie wünſchen zu wiſſen, wie es mit meinem Militärdienſt ausſieht! Ich ſchrieb Ihnen zuletzt, daß ich wahrſcheinlich ſchon im verwichenen December oder Januar zur Conſcription herangezogen werden würde. Dieß iſt jedoch nicht der Fall geweſen, ſondern in den benannten Monaten wurde

hier nur eine Reserve von den in den Jahren 1805—9 geborenen und bei frühern Conscriptionen berücksichtigten Militärpflichtigen gebildet. Im nächsten Juni werde ich jedoch unfehlbar herangezogen werden, habe jedoch Hoffnung, berücksichtigt zu werden, da ich, seit dem Tode meines Vaters, als ältester erwachsener Sohn, für den Ernährer der Familie angesehen werde. —

Am 13. Juli 1831 schreibt Freiligrath der Freundin:

Obschon ich fürchten muß, mir durch mein häufiges Schreiben Ihr Mißfallen zuzuziehen, wage ich es dennoch, Sie wieder mit einigen Zeilen zu behelligen. Es ist ja gerade Mittwoch Nachmittag, wo es mir sonst vergönnt war, unangemeldet, meine lateinischen Hefte unter dem Arme, bei Ihnen einzutreten, um mich der Belehrung eines mir ewig unvergeßlichen Mannes zu erfreuen; und da hoffe ich, daß Sie es mir schon des Tages und der Tageszeit wegen verzeihen werden, wenn ich auch heute, die alte Gewohnheit erneuernd, zu Ihnen komme.

Der Zweck dieser wenigen Worte (lachen Sie mich nicht aus!) ist, Ihnen einige Bagatellen mitzutheilen, die ich vor Kurzem gelegentlich gemacht habe, und die Ihnen beweisen mögen, daß ich leider, zu meinem eignen Leidwesen, noch immer an der unleidlichen Manie leide, Reime zu schmieden. Wir haben hier nämlich am 24., 25. und 26. v. M. unser jährliches Volksfest, das Soester Schützen- und Bürgerfest, gefeiert, welches an den genannten Tagen von den Corporationen der Schützen und Bürger in einem, eigens zu diesem Zwecke im Freien aufgeschlagenen Lager mit Vogelschießen, Tanz und Trinkgelagen begangen wird, uud in diesem Jahre meiner poetischen Ader vier Blutstrahlen entlockt hat. Den einen derselben (das im anliegenden Wochenblatte enthaltene Gedicht: Sonst und Jetzt) ließ ich mir selbst heiß aus dem Herzen hervorspringen, und ich glaube, daß er deßhalb auch wärmer und klarer hervorgequollen ist, als die drei andern, die im beikommenden Heftchen: Lieder ꝛc. befindlichen, von mir herrührenden Dinger, welche, durch die Lanzetten anderer Leute hervorgerufen, nach den Ansichten und dem Gefallen derselben, in einzelnen Hinsichten wenigstens springen und rieseln mußten, und deren Blut daher mit etwas Wasser versetzt sein mag, vielleicht auch nur Wasser ist. Damit Sie übrigens eins dieser Dinger, das Johanniskuchen-Lied, besser verstehen, lege ich ein Exemplar des besungenen Gegenstandes, welcher während des Festes zur allgemeinen Ergötzlichkeit ausgewürfelt wurde, bei, hoffend, daß Sie sich den Magen nicht damit verderben mögen. Verübeln Sie mir den Scherz nicht!

Das erwähnte Johanniskuchen-Lied mag als ein Prachtstück humoristischer Gelegenheitspoesie hier eine Stelle finden:

Die ihr des Weines Naß verſchmäht,
Solide Männer ihr!
Ein Loblied der Solidität
Sing' ich euch heute für!
Soliden Pfefferkuchens voll,
Will ich ihm Ruhm verleihn!
Solide, wie ſein Backwerk, ſoll
Auch dieſes Loblied ſein.

Die ihr an Krampf und Magenweh
Und Darmgicht laborirt,
Hier findet ihr die Panacee,
Die euch alsbald curirt!
Friſch auf! macht den Verſuch ſogleich!
Setzt eure Groſchen ein!
Gewiß, Fortuna lächelt euch;
Es ſoll euch nicht gereun!

Ein ſchöner Backwerk ſaht ihr nie!
Wie knuppert es, wie brennt's!
Es duftet ſüß, und hat auch die
Gehör'ge Conſiſtenz.
Johannes prangt im Taufornat
Darauf, im Haargewand;
Mit Kreuz und Becken, accurat,
Wie er am Jordan ſtand.

Sein Abbild, wie es ſchön und hell
Den braunen Kuchen ziert,
Ward nach dem großen Raphael
Mit vielem Fleiß copirt.
Das iſt der ehrenfeſte Mann,
Der in der Wüſte ſaß.
Man ſieht es ſeiner Farbe an,
Daß er viel Honig aß.

Schon dieſes Heil'gen Bildniß muß
Dem Kuchen Kraft verleihn;
Selbſt, lockten auch nicht zum Genuß
Die edlen Specerei'n,
Die durch und durch, ein duft'ger Kern,
In ſeinem Innern braun!
Drum auf, und ſchenkt dem heil'gen Herrn
Ein ehrendes Vertraun!

Der Würfel klirrt, der Würfel fiel!
Bald ſeht ihr nur den Reſt!
Drum auf, und ehrt durch flottes Spiel
Das St. Johannisfeſt!

Frisch auf! noch sind die Kuchen weich!
Setzt eure Groschen ein!
Gewiß, Fortuna lächelt euch;
Es wird euch nicht gereun!

Im Sommer 1831 starb Luisens Mutter. Freiligrath nahm daraus nlaß, ihr am 25. September zu schreiben:

Tief bewegt ergreife ich die Feder, um Ihnen aus vollem Herzen einige orte inniger Theilnahme an einem Ereignisse zuzurufen, dessen Kunde mir st vor einigen Tagen wurde, und mich ebenso unerwartet, eben so schmerz- h berührte, wie vor nun beinahe zwei Jahren eine ähnliche, mir Thränen r Liebe und Wehmuth entlockende Trauerpost. Worte der Theilnahme ill ich Ihnen zurufen, aber nicht Worte des Trostes. Wie wäre es mir ch möglich, Sie zu trösten? wie wäre es mir möglich, dem Schmerze ner Tochter Linderung zu bringen, die, nachdem die Wunde kaum ver- rbt ist, welche das Scheiden eines heißgeliebten Vaters ihrem Herzen ge- jlagen, jetzt auch die Mutter von ihrer Seite gerissen sieht? — O, wie nz fühle ich mich in Ihre Lage hinein! wie ganz kann ich mir Ihren ram vergegenwärtigen, und wie gerecht muß ich ihn finden, da er der sten der Mütter gilt; da er einer Frau gilt, die auch mir Viel, Viel ar, die auch meine Kindheit mit ihrer Liebe schmückte, und deren Andenken ir stets heilig und theuer sein wird.

Ja, auch ich habe Viel in der Geschiedenen verloren! O, möchte, enn auch nichts sonst, Sie doch der Gedanke trösten, daß Sie nicht allein n Grabe der Vollendeten trauern, daß auch Andere mit stillem Schmerze h ihrer erinnern. Möchte das schöne Wort des Dichters:

„Getheilte Freud' ist doppelt Freude,
Getheilter Schmerz ist halber Schmerz!"

h auch bei Ihnen bewähren; möchte mein Schmerz dazu beitragen, den hrigen zu lindern! möchte endlich die Alles heilende Zeit auch Ihren unden ihren Balsam nicht versagen, und Ihr Herz mit jener süßen, stillen ehmuth erfüllen, die, wie der Regen dem Gewitter, dem ersten heftigen chmerze folgt, den Leidenden zu erquicken.

An Herrn Auditeur Grabbe haben Sie wohl die Güte, meine höfliche mpfehlung auszurichten. Hat er meine Gedichte für würdig befunden, nach übingen gesandt zu werden? Ich fürchte das Gegentheil, da ich mich schon it einiger Zeit vergeblich im Morgenblatte danach umsehe.

Auf diesen letzteren Brief antwortete Luise Clostermeier am 27. Januar 832 u. A. „Ihre trefflichen, für das Morgenblatt bestimmten Dichtungen

haben Grabbe ganz entzückt. Allein der Barbaroſſa wollte ihm bei ſeiner Wunderlichkeit nicht zuſagen, in den übrigen aber hat er Ihr Talent bewundert. Die Erinnerung an den unglücklichen Luftballonführer hat ihn ganz bezaubert; er ſpricht noch immer davon. Er hat ſämmtliche acht Gedichte bei ſeiner Erholungsreiſe am 5. Auguſt von hier mit nach Frankfurt genommen und ſeinem Verleger Kettembeil mit der allerbeſten Empfehlung zu weiterer Beförderung an den Hofrath Wolfgang Menzel, mit dem jener in näherer Verbindung ſteht, übergeben. Und nachdem er zurückgekehrt, hat er denſelben im September nachgeforſcht und erfahren, daß ſie ſich wirklich in Menzels Händen befinden. In dieſem Monat hat er wiederholt Kettembeil um eine Erinnerung bei Menzel erſucht und erwartet nun täglich die Antwort."

„Ihr Wintermärchen hat mich mit Grabbe ſo innig erfreut. Grabbe hat es ſchon mehreremal von mir geliehen und ſelbſt noch in dieſen Tagen einen Freund, den er zu mir geführt, bei mir leſen laſſen. Sie haben ihn durch Ihre Gedichte ganz für ſich gewonnen, er läßt Sie aufs beſte grüßen und Ihnen für Ihr Andenken innigſt danken. Der „blaſſe Tonſor Schmerz" hat ihn gar ſehr amüſirt. Bleiben Sie ja beim Dichten, mein lieber Ferdinand. Wer ein Licht hat, der laſſe es leuchten! ſo ſprach einſt der arme Papa. Durch Sie lebt, wenn Sie wollen, Matthiſſon noch ein Erdenleben. Mit Grabbe nenne ich Sie immer unſern Matthiſſon."

Die erwähnten Gedichte wurden übrigens nicht in dem Morgenblatt abgedruckt; ſie ſcheinen bis auf den Barbaroſſa verloren zu ſein; dem Luftballonfahrer und dem Wintermärchen begegnen wir in den Gedichten nicht.

Man hat wohl aus Freiligraths ſchönem Gedicht auf Grabbe's Tod geſchloſſen, die beiden Dichter ſeien einander befreundet geweſen. Das iſt nicht richtig. Grabbe war neun Jahre älter als Freiligrath, welcher ja ſelbſt ſpricht:

Ich habe Dich gekannt als Jüngling; braun
Und kräftig gingſt dem Knaben Du vorüber.
Nach Jahren drauf erſchaut' ich Dich als Mann,
Da warſt Du bleich, die hohe Stirne ſann,
Nur Deine Schläfe pochten wie im Fieber.

So trat auch Freiligrath, ſeinem Weſen gemäß, dem älteren Landsmann mit beſcheidener Unterordnung gegenüber, vertraute Grabbe's Empfehlung ſeine erſten für die Verbreitung in weiteren Kreiſen würdig erkannten Gedichte an. Und als dann Luiſe Cloſtermeier des genialen aber haltloſen Dichters Gattin ward, noch mehr als ſie denſelben durch den Tod verloren hatte und die auf Luiſens ohne Zweifel ſehr einſeitigen Mitteilungen ruhende Grabbe-Biographie von Eduard Duller, deſſen Arbeit Freiligrath vermittelt hatte, eine ganze Wetter-

wolke von Gehässigkeiten gegen die Witwe entfesselte, da war Ferdinand Freiligrath derjenige, dem sie ihr volles Herz aussprach, wie eine erhebliche Zahl von weiteren Schreiben Luisens und des Freundes zeigt, die aber, weil ausschließlich persönliche Interessen der Frau berührend, nicht mitgeteilt zu werden brauchen, wenn sie auch Freiligraths allezeit hülfsbereiten Freundschaftssinn im schönsten Lichte zeigen. Nur mag zum Schluß noch eine Äußerung Luisens aus dem Frühling 1837 erwähnt werden: „Grabbe sprach oft von Ihnen, und selbst noch in den letzten Lebenstagen. Er äußerte, ich möchte Ihnen schreiben, Sie möchten doch Ihre Gedichte nicht aus der Ferne holen, Sie möchten hier bleiben. Das waren seine eigenen Worte. Auch wünschte er sehr etwas Ausführliches, etwas Großes von Ihnen zu lesen; das würde Ihnen sehr gelingen.“ So gehört auch Grabbe zu jenen Tadlern, denen der Dichter zuruft:

Wächst in der Wüste nicht die Palme?

* * *

An Friedrich Merckel.

Soest, 12. Januar 1832.

Geschätzter Herr Richter!

Eingedenk des Versprechens, welches ich Ihnen in meinem letzten Briefe gab, Ihnen, ehe ich Soest verließe, noch einmal Nachricht von mir zu geben, bin ich so frei, mich heute zum letzten Male schriftlich von Soest aus an Sie zu wenden. Kurz nach dem Abgange jenes Schreibens nämlich erhielt ich schon von einem angesehenen Amsterdamer Handlungshause ein vortheilhaftes Anerbieten, und werde bereits künftigen Dienstag über Elberfeld, Düsseldorf, Nymwegen und Utrecht nach meinem neuen Bestimmungsorte abgehen.

So angenehm mir nun auch einen Theils diese äußerst vortheilhafte Veränderung meiner Lage ist, so unangenehm ist mir auch andern Theils der Umstand, daß die größere Entfernung vielleicht Anlaß zu einem minder lebhaften Verkehr zwischen mir und Ihnen mit Ihrer verehrten Familie geben wird. Besonders schmerzlich ist es mir, daß ich den Genuß entbehren muß, zu Ostern meinen lieben Ludwig wiederzusehen, der ja, Ihrem gütigen Versprechen zufolge, als wohlconditionirter candidatus theologiae nach Soest herüberstiefeln, und sich auf der hiesigen Domkanzel die Hände wund pauken sollte. Kommen muß er auf jeden Fall, meiner Abwesenheit ungeachtet! Die Meinigen werden ihn, wie Jeden der Ihrigen, der, ein längst gegebenes Versprechen zu lösen, einmal das alte Soest zu besuchen nicht verschmähen sollte, mit herzlicher Liebe aufnehmen und ihm die Zeit seines Hierseins so angenehm wie möglich zu machen suchen.

Wie ſich doch die Bahnen trennen! Wenn ich an die Zeit denke, wo ich mit Ludwig auf derſelben Bank ſaß, und mir dann vorſtelle, wie er in der Folge in poetiſcher Abgeſchiedenheit einem ſo ſchönen heiligen Zwecke leben wird; wie ich dahingegen, weit von ihm entfernt, im Getümmel der Börſe, des Hafens mich umhertreiben werde, ſo wird mir ſeltſam zu Muthe, und ich möchte in manchem Augenblicke wohl mit ihm tauſchen. Doch auch meine Empfindungsweiſe wird ſich ändern, und es kann ſeyn, daß auch ich einmal Bürgers Worte:

„Ich rühme mir
Mein Dörfchen hier"

mit komiſchem Pathos am Amſterdamer Hafen ſprechen werde, wie es einſt ein Freund meines Oheims Schwollmann ironiſch that. —

So wünſchen wir unſerm 21jährigen Freunde alles Glück zu ſeinem erſten Eintritt in das bewegte Treiben der großen Welt!

Zweites Buch.

Ferdinand Freiligraths Mannesjahre.

1832—1844.

Dritter Abſchnitt.

Amſterdam. Januar 1832—Juni 1836.

Mitte Januar 1832 verließ Ferdinand Freiligrath, durch die Soeſter Lehrzeit trefflich vorbereitet, die damals noch herzlich einſam liegende weſtfäliſche Landſtadt. „Der junge Mann hatte," ſo ſchrieb mir ſein betagter Stiefoheim Moritz Schwollmann, „dem Hauſe treu und redlich gedient und ſich die herzliche Liebe der Seinen erworben."

Freiligrath trat zu Amſterdam in das Wechſelgeſchäft und Großhandlungshaus von Jacob Sigriſt ein und verweilte in dieſer Stellung bis zum Sommer 1836, alſo vier und ein halbes Jahr lang. Über die Lebensverhältniſſe des Dichters während dieſer Zeit ſind wir faſt allein beſchränkt auf dieſe und jene Äußerungen in den Gedichten, ſowie auf die nicht gerade reichlichen Mitteilungen der Briefe. Er lebte ſtill und einſiedleriſch; das Verhältnis zu ſeinen ihm an Geiſt und Bildung weit nachſtehenden Standesgenoſſen ging nur ausnahmsweiſe über eine oberflächliche Bekanntſchaft hinaus. Er ſelbſt giebt ſeiner Stimmung über die laute Einſamkeit dieſer Tage Ausdruck in den ſchwermütigen Strophen der 1835 geſchriebenen Landrinette:

Kennt ihr die Leere, kennt den Ekel ihr? —
Verdroſſen durch die Gaſſen gingen wir;
Das Wort ließ ich die andern führen.
Bei Gott, es war ein wichtiges Geſpräch;
Sie unterhielten ſich den ganzen Weg
Von Dirnen und von Staatspapieren.

Von dem Heimweh, welches in dieſen Jahren bisweilen den Dichter übermannte, giebt Zeugnis das nicht in die Gedichte aufgenommene, zuerſt von Adolf Strodtmann in Nr. 2. der Illuſtr. Frauenzeitung 1878, nun auch im 1. Band der Dichterprofile mitgeteilte Sonett:

Nachtfahrt.

Es braust die Flut, der Schiffe Maſten krachen;
Es iſt die finſtre ſchwarze Mitternacht;
In fremder Zunge kündet ſie die Wacht.
Fluch dem Gewelſch! Es wird mich toll noch machen!

O meine Heimat! Streckt euch, meine Drachen!
Reißt aus! dahinten laſſet Moor und Gracht!
Mein Vaterland, die Thore aufgemacht!
Nach deinen Bergen zieht mich's aus dem Flachen!

Lang miß' ich dich, oft unter ſtillen Thränen!
Doch jetzt — ja, das iſt deiner Sprache Tönen!
Das iſt dein Volk! Vorwärts, mein nächt'ger Ritt!

Ich ſeh dich wieder! Auf des Geiſtes Schwingen
Durchſchweif' ich dich, dem meine Lieder klingen, —
O hörteſt du, ſtatt ihrer, meinen Tritt!

Als ein Haus, in welchem während des letzten Jahres ſeines Amſterdamer Aufenthaltes Freiligrath geiſtigen Verkehr fand, iſt hervorzuheben dasjenige des deutſchen Buchhändlers Johannes Müller. Freiligrath war, ſo ſchildert ihn eine Genoſſin des Müller'ſchen Hauſes, ein ſchmächtiger junger Mann von blaſſem Angeſicht, mit blitzenden dunkeln Augen und ſchwarzem Haar. In ſeinem Benehmen ſchüchtern und faſt unbeholfen, ſaß er in ihm nicht völlig vertrauter Geſellſchaft ſtumm da oder er machte ſich ſtillſchweigend davon. Er fand in dem Müller'ſchen Hauſe, was er während des größeren Teiles des Aufenthaltes in Amſterdam ſo ſehr vermißt hatte, ein ſtillbehagliches Heim; er verbrachte dort regelmäßig die Sonntagnachmittage; aber auch hier, im engſten Familienkreiſe, war er meiſtens ſchweigſam, ſah neuerſchienene Bücher an, ſchnitt den Kindern des Hauſes, die ſich ſehr an ihn anſchloſſen, Bilder aus; von ſeinen Dichtungen ſprach er nie, es ſei denn, daß er zum Vorleſen eines derſelben aufgefordert worden. Aus einem Briefe Müllers geht hervor, „daß Freiligrath ſich in Amſterdam allein fühlte, ganz abgeſondert ſtand und nur in der Erfüllung einer trockenen Comptoirarbeit unter Menſchen lebte." Im Müller'ſchen Hauſe machte der junge Dichter auch die Bekanntſchaft des stud. theol. Iſaak Molenaar. Die beiden Jünglinge waren während der letzten Zeit von Freiligraths Aufenthalt in Amſterdam nahe befreundet, und der greiſe Pastor emeritus zu Zwolle gedenkt mit Freude noch der gemütlichen Samstag-Abende, da ſie auf der einen oder andern Stube zuſammen ſaßen, deutſche oder engliſche Klaſſiker leſend, über ſie ſprechend, wobei denn auch der ſonſt ſo verſchloſſene Dichter ſein Neueſtes zum Beſten gab. Noch nach langen Jahren gedachte Freiligrath durch Überſendung ſeiner Werke jener Jugendfreundſchaft; der folgende Abſchnitt bringt einige anziehende Briefe des Dichters an Molenaar.

Zu dem kleinen Kreiſe von Freiligraths Freunden aus der Amſterdamer Zeit gehörte ferner Johannes Müllers Neffe Frederick, jetzt Buchhändler und

gelehrter Antiquar daſelbſt. Aus den Aufzeichnungen des verehrten Mannes ei das Bedeutſamſte hier mitgeteilt:

„Die Jahre, die Freiligrath hier zubrachte, gehören durch ſeine Freundſchaft zu den ſchönſten meiner Jugendjahre. Er war damals ein ſtiller rnſter junger Mann, voll Begeiſterung aber, wenn er einen poetiſchen Gegenſtand fand oder den mit uns beſprach. Unſere Freiheitskriege waren, bei meinem Hange für Geſchichte, oft das Thema unſerer Geſpräche, und dann ganz beſonders Burns und Scotts Gedichte. Er war ein ſo vollſtändiger Fremdling n den Comptoirkreiſen, daß er faſt immer mit Widerwillen davon ſprach, auch habe ich nie geſehen oder gehört, daß er in Kaffeehäuſer kam, Billard oder Karte ſpielte. Auch damals war er eine fromme, doch keineswegs kirchliche Perſon, und alle die Elemente, welche in ſeinen ſpäteren Gedichten zum Vorſchein kamen, waren damals ſchon im Keime anweſend, z. B. Haß gegen llen Zwang, aufgeſtachelt durch das ſchroffe Benehmen ſeines Kaufherrn. Dieſer fand im Pulte Freiligraths oft Gedichte oder Verſuche dazu, und ließ hn ſolche „Dummheiten," wie er es nannte, unſanft büßen."

„Im ganzen lebte Freiligrath in jener Zeit eigentlich nur körperlich mit der Geſellſchaft; ſeine Gedanken waren meiſt entweder in der Vergangenheit oder in der Heimat oder wohin ein anregendes Buch ihn verſetzte. Auch rinnere ich mich nicht, daß je auf unſeren Spaziergängen die Begebenheiten des Tages beſprochen wurden, meiſtens die Dichtungen von Herder oder Follens Bilderſaal deutſcher Dichtung, welcher immer und immer die Quelle und Stoff unſerer Geſpräche bildete. Freiligrath wohnte damals auf de Oudezyds-Voorburgwal, jetzt A. 308, gerade gegenüber dem ſchönen alterümlichen Pförtchen des Athenaeum illustre, jetzt Univerſität."

„Freiligrath fühlte ſich beim Onkel Johannes ganz zu Hauſe; dort hat r uns viele ſeiner ſchönen Gedichte, wie Bilderbibel, Löwenritt u. ſ. w. vorgetragen mit ſeiner ſchönen vollen und doch weichen Stimme."

„Soeben empfange ich einen Beſuch von Herrn Laarmann (dem Buchhändler, an welchen Freiligrath ſeine Briefe adreſſiren ließ), der mir ſagt, daß Freiligrath nicht bei ihm gewohnt hat, daß er denſelben aber gut gekannt und ihm ganz hübſche Beträge an Honorar für Weidmann, Cotta ꝛc. gezahlt hat. Auch war er noch ergriffen von dem Ernſt und der ſittlichen Aufführung Freiligraths während ſeines Hierſeins."

Verbrachte Freiligrath die erſten Jahre des Amſterdamer Aufenthaltes in tiefer Einſamkeit, völlig unbeachtet, ſo ward das anders, ſeitdem etwa ſeit 1834 ſein Name bekannt ward und ſein Ruf ſich mit Blitzesſchnelle verbreitete. Auch in Amſterdam fingen ſeine Genoſſen an inne zu werden, daß ſie einen Dichter unter ſich hatten. Er ſelbſt erzählte ſpäter gern mit Lachen,

wie er anfangs bei den großen Essen, die einer der drei Häupter des Sigrist'schen Geschäftes gab, seinen Platz am unteren Ende der Tafel unter andrem jungen Volke fand, wo sich die Jünglinge unbeachtet um so behaglicher fühlten. Seitdem aber der Name Freiligrath rühmend genannt wurde, rückte er an den Ehrenplatz zur Seite der Hausfrau, die sich mit ihm über Jean Paul und das „Immergrün der Gefühle" unterhielt. Zu dieser Schattenseite der Berühmtheit gesellten sich andere. Er hatte es übernommen, für Sauerländer den Victor Hugo zu übersetzen. Er nahm sich das Unerhörte vor, jeden Abend eines der Gedichte zu übertragen, weil die Zeit des Erscheinens der verschiedenen Bände fest bestimmt war; nach abgethanen Geschäften setzte er sich auf seine Stube, braute einen starken Kaffee und ging nicht eher zu Bette, bis eine der Übersetzungen fertig war, mochte auch der Morgen darüber anbrechen. Er sagte später oft, mit dieser Übersetzertagelöhnerei habe er seiner Gesundheit sehr geschadet und seine Kräfte aufgerieben; er werde nie wieder eine solche Arbeit auf Bestellung übernehmen.

Die Zahl der vorhandenen oder doch der mir zugänglichen Briefe Freiligraths aus der Amsterdamer Zeit ist leider keineswegs bedeutend. Den hauptsächlichen Bestandteil derselben bildet eine nur sehr lückenhafte Reihe von Briefen oder Briefbruchstücken, geschrieben an die Lieben in Soest. Teilen sie uns über Freiligrath den Dichter wenig mit, so sind sie um so schätzenswerter für die Erfassung seines Gemütslebens. Wir ersehen aus denselben seine wahrhaft kindliche Liebe zu der Stiefmutter, welche dem verwaisten Knaben eine zweite Mutter geworden und uns aus jeder Äußerung des Sohnes als eine vortreffliche Frau entgegentritt; die innige Zuneigung zu den Halbgeschwistern, zu dem einzigen 1820 geborenen Bruder Karl, zu den Schwestern Karoline, geb. 1821, und zu der jüngsten 1826 geborenen Schwester Gisberta, als Kind gewöhnlich Benda oder Bendcken genannt. Es ist rührend und wunderhübsch, wie er in diesen Briefen an die Kinder auf ihren geistigen Standpunkt herniedersteigt und wie väterlich er sich derselben annimmt. Sein erstes Honorar vom Musen-Almanach, in drei Friedrichsdor bestehend, wurde voller Glückseligkeit den drei Geschwistern geschenkt und jedes Goldstück besonders auf ein Kärtchen gesteckt. Diese herzliche Liebe Freiligraths zu Kindern überhaupt, diese wunderbare Fähigkeit, ernst oder humoristisch zu ihnen hinunterzusteigen, können wir durch des Dichters ganzes Leben verfolgen. Ein kurz zusammenfassender Blick darf hier wohl auf das fernere Schicksal der Geschwister unseres Dichters geworfen werden. Karl Freiligrath, dem nach einer schweren Kopfkrankheit das Studieren ärztlicherseits untersagt wurde, stand einer Fabrik des Oheims vor; er starb noch in jungen Jahren Frühling 1846 infolge eines unglücklichen Sturzes

von der Leiter, zu des Dichters tiefſter Betrübnis. So leben von Ferdinand Freiligraths Geſchwiſtern gegenwärtig nur noch Lina und Gisberta, beide in Soeſt. Lina bekleidete bis zum Herbſt 1879 ein Lehramt an der ſtädtiſchen höheren Töchterſchule; Gisberta, muſikaliſch ſehr begabt, bildete ſich unter Liſzt in Weimar aus, war viele Jahre hindurch Muſiklehrerin, iſt aber daran ſeit einigen Jahren durch zunehmende Kränklichkeit verhindert. Beide ſind talentvoll und hochgebildet.

Eine wertvolle Ergänzung der an die Familie in Soeſt gerichteten Schreiben bilden einige durch glückliche Fügung erhaltene Briefe an Vetter Hermann von der Heydt in Elberfeld, an Luiſe Cloſtermeier in Detmold, an H. Jerrentrup, vornehmlich an den treuen Ludwig Merckel, deſſen Briefwechſel von Freiligraths Lehrlingszeit bis zu ſeinem letzten Lebensjahre eine zwar nur tropfenweis fließende, aber allezeit lautere Quelle iſt. Die Briefe an Ed. Duller ſind leider vernichtet, die an O. L. B. Wolff zerſtreut. Nachdem wir des jungen Dichters Äußerungen an die Nächſtſtehenden — einen weiteren brieflichen Verkehr ſcheint er in jenen Jahren kaum geſucht zu haben — buntgemiſcht in zeitlicher Reihenfolge vernommen, ſchließen wir in zwei geſonderten Gruppen die beiden Briefwechſel an, welche in den folgenden Zeitraum hinüberleiten, diejenigen mit den beiden trefflichen Männern, welche den jungen Dichter in die deutſche Literatur einführten, mit Chamiſſo und Schwab.

An die Mutter.

Amſterdam, 31. Januar 1832.

— Umſomehr wünſche ich mich in ſtillen ruhigen Stunden zu Euch zurück, als ich hier bis jetzt eigentlich noch Niemanden habe, an den ich mich ſo recht von Herzen anſchließen könnte. Wie ich auch dem Onkel geſchrieben habe, herrſcht hier eine Etikette, die mir die Herzlichkeit, die Liebe, das ungezwungene Weſen, an welche ich in Soeſt gewöhnt war, ſchlecht erſetzt. Herr Frank, ſo gut und edel er iſt, ſcheint einen großen Werth auf dieſe ſteife Convenienz zu legen. Meine Mitcommis ſind zum Theil Bonvivants, deren Art mir auch nicht recht behagt. Sonſt gefällt es mir hier ganz wohl.

* * *

An Ludwig Merckel.

Amſterdam, 8. Februar 1832.

Theuerſter Ludwig!

Nun ſind es geſtern ſchon drei Wochen, ſeit Dein letzter, mir eine ſo angenehme Ueberraſchung bereitender Brief in meinen Händen iſt, und es wird alſo nachgerade Zeit, Dir durch eine Antwort meinen herzlichen Dank dafür

abzuſtatten. Längſt würde ich es bereits gethan haben, wenn meine Reiſe, meine erſte Einrichtung hier, die neue Art meiner Beſchäftigung, die Menge Zerſtreuungen, in deren Strudel man, faſt wider Willen, hineingeriſſen wird, und manches Andre, mich nicht bis jetzt davon abgehalten hätte. Dafür ſoll dieſes Schreiben aber auch deſto länger ſeyn!

Im nämlichen Augenblicke, als ich am 17. v. M. in das Poſtbüreau zu Soeſt trat, um zweien mir bekannten Poſtſecretairen unter den Klängen des zur Abfahrt auffordernden Hornes Lebewohl zu ſagen, überreichte mir einer derſelben Deine ſoeben, mit demſelben Wagen, welcher mich forttragen ſollte, eingegangene Zuſchrift. Stelle Dir meine Freude vor! Seit Jahren hatte ich, wenige Nachrichten aus Detmold ausgenommen, nichts von Dir erfahren, glaubte Dich zu „Halle an der Saale Strande", und nun ſo unerwartet, ſo plötzlich, in einer Minute, wo der Schmerz der Trennung von meinen Lieben mich tief bewegte, kam dieſer Brief an, deſſen im Fahren freilich ſchwer zu bewerkſtelligende Lectüre mir die Abſchiedsgedanken auf eine wohlthätig zerſtreuende Weiſe flugs aus dem Kopfe zauberte und mich von dem Wohlſeyn und der fortdauernden Liebe meines Ludwigs überzeugte. Nochmals meinen innigen Dank für die Freude, lieber Junge!

Du verdienſt aber doch Tadel, daß Du mich von deiner Anweſenheit in Detmold nicht eher in Kenntniß geſetzt haſt. Hätte ich es gewußt, ſo würde ich Dich auf die Weihnachtsfeiertage nach Soeſt eingeladen haben, und, nicht wahr? Du hätteſt mich und die Meinigen dann gewiß durch Deinen Beſuch erfreut. Viele und rauſchende Vergnügungen würde ich Dir freilich nicht haben darbieten können, aber ich hoffe, daß ein herzliches Willkommenheißen von meiner ganzen Familie, ein biederer Händedruck von mir, und ein freundſchaftliches Geſpräch über gemeinſchaftliche Intereſſen Dir jene gewiß erſetzt haben würden. Am Abend wären wir dann auf mein Stübchen gegangen, das ich mir im letzten Jahre meines Dortſeyns ganz wohnlich gemacht hatte, auf welchem ich mich nach vollbrachtem Tagewerk meinen Studien und Träumereien hingab, und deſſen freundliche Stille ich jetzt im bewegten Leben der großen Handelsſtadt oft ſo ſehr, ſo ſehr vermiſſe. Laß dir das trauliche Oertchen einmal beſchreiben! Zürne mir deshalb nicht! es thut mir einmal wohl, mich in der Erinnerung an eine Stelle zu verſetzen, wo ich oft ſo glücklich war — durch Träume!!

Denke Dir alſo ein nicht zu großes Zimmer im 2. Stockwerke eines von der Straße ganz abgelegenen, rings von Gärten umgebenen Hauſes: des Wohnhauſes meiner Mutter. Die zwei Fenſter gewähren die Ausſicht in einen großen Obſtgarten, und die Spiegelwand, welche ſich zwiſchen ihnen befindet, iſt von zu beträchtlicher Höhe und Breite, als daß ich der Ver-

chung, ſie mit Kupferſtichen zu ſchmücken, widerſtehen könnte. Ueber dem Spiegel blickt Byron, der herrliche unübertreffliche Britte, ſinnend auf das bende Meer, unter dem Spiegel erblickſt Du ein allerliebſtes Bildchen, eine cene aus Hebels alemanniſchem Gedicht „die Wieſe“. Zu beiden Seiten hauen Uhland, Goethe, Scott, Tieck, Ernſt Schulze und andere Dich mit llen Dichteraugen an. An der Seitenwand hängt die Anſicht von Detmold, n liebes Andenken von Dir, außerdem eine Karte vom Lippiſchen Lande, n Shakeſpeareskopf u. ſ. w. Vor dem Spiegel ſteht mein Arbeitstiſch, it einer kleinen Bibliothek (die meiſtentheils aus Deutſchen, Engliſchen, talieniſchen und Franzöſiſchen Poeten beſteht) beladen, und links von demſelben ein Pult, welches meine Reimereien, nebſt noch andern Büchern, die mir icht immer zur Hand zu ſeyn brauchen, aufbewahrt. Grüne Zweige wiegen ch vor den Scheiben — kurz! eine Sommerſtube, wie ſie ſeyn muß. Links, enn ich zum Fenſter hinausſchaue, ſehe ich ein Haus, und in dem Hauſe – ach, Ludwig! mir träumte einmal, ich wäre bei einer Schlittenparthie eweſen, und in dem Gedicht, welches ich auf dieſen Traum machte, kommen lgende Reime vor:

Meinen jungen Schnurrbart zieren
Reif und winterliche Zacken;
Doch ein ew'ger Frühling lächelt
Vor mir auf den ſchönſten Nacken;

Denn im Schlitten, weich auf Polſtern,
Sitzt die Schönſte aller Schönen,
Der die Glocken meines Herzens
Und des Schlittens Glocken tönen!

Nun weißt Du, wer in dem Hauſe iſt! — Lache mich nur recht aus! ielleicht könnte ich, wenn Du mir Deine Herzensgeheimniſſe auftiſchteſt, auch it Auslachen aufwarten. — Doch genug von dem dummen Zeuge!

Auf jenes Stübchen hätten wir uns alſo geſetzt, und uns 'mal recht usgeplaudert. Wann wird das jetzt wohl der Fall ſeyn? Vielleicht erſt ach Jahren! Wenn Du, ſtatt nach Göttingen, zu Oſtern nach Bonn gingſt, o wollte ich Dich freundlichſt erſucht haben, mit dem Dampfſchiff nach Voll= ndung deiner Studien hierher zu kommen. Der Aufenthalt hier ſollte ich nicht viel koſten. Du könnteſt mit mir in ein Bett kriechen, in einer eſtauration wohlfeil zu Mittag ſpeiſen, brauchſt vielleicht bei achttägigem erweilen nur ca. 3 Piſtolen, und hätteſt dabei doch den Vortheil, daß Du ie ledernen Holländer einmal ſäheſt, wie ich den, Dich einmal wiederzuſehen. leberleg's. —

Du biſt alſo jetzt in Detmold, und mit Dir eine Menge unſerer ehemaligen Schulkameraden: Oltendorf, Becker, Seiff, Weerth u. a. Wie gern ſähe ich vor Allen meinen lieben Dietrich Adolph und den dicken Michel wieder, um mich zu überzeugen, ob ſie meiner noch gedächten. Grüße Alle, Alle herzlich von mir und verſichere ſie meiner Liebe.

Daß Herr Rath Falkmann ſich nach mir und meinem poetiſchen Treiben erkundigt hat, hat mich mit lebhafter Freude erfüllt. Vor ungefähr einem Jahre ſandte ich ihm die Ueberſetzung des Byron'ſchen Gedichtes Mazeppa mit der Bitte, mir ſein Urtheil darüber gütigſt bei Gelegenheit mittheilen zu wollen. Mangel an Zeit, und die Unbedeutendheit meines Verſuchs werden ihn abgehalten haben, dieſe Bitte zu erfüllen, und ich erſuche Dich deßhalb, ihn bei paſſender Gelegenheit um ſeine Meinung über jene Bearbeitung zu befragen, und mir dieſelbe in deinem nächſten Briefe mitzutheilen. Du mußt mir aber reinen Wein einſchenken! Ich bin mehr auf Tadel, als Lob gefaßt. Meine freundliche Empfehlung an den Herrn Rath!

In Soeſt habe ich ſtark gedichtet (wenn Du ſo mein Reimen nennen willſt!). Außer eigenen Verſuchen habe ich auch viel aus dem Engliſchen, vorzüglich aus Byron, überſetzt. Sein „Giaur" iſt in der Handſchrift beinahe fertig übertragen. Hier wird die Sache nicht ſo coulant gehen. Denn wenn ich auch viele Zeit für mich habe (ich arbeite täglich nur 8—9 Stunden), ſo iſt meine Stimmung hier doch nicht ſo, daß ich meinen poetiſchen Duſeleien ſtark nachhängen könnte. In dem ewigen Lärmen gehen die beſten Gedanken zum Teufel! Und dann das ewige, verfluchte Rechnen!

Im Sonntagsblatte haben kürzlich wieder einige, mit Ferdinand unterzeichnete Beiträge von mir geſtanden. Wahrſcheinlich wird auch bald im Morgenblatt etwas von mir zu leſen ſeyn. — —

Da bin ich denn nun weit, weit von dir verſchlagen, mein Lieber! Wer hätte gedacht, daß wir ſo auseinanderfliegen würden?

Ich befinde mich hier übrigens ganz à mon aise! Wenn der Bogen nicht bald zu Ende wäre, ſo wollte ich Dir eine Menge Sachen über Amſterdam ſchreiben: vom Hafen, von Schiffen, vom Enthuſiasmus der Holländer, vom Theater, von hübſchen Mädchen u. ſ. w., ich würde dann aber ſchwerlich mit dem Papier ausreichen, und theile Dir daher nur Folgendes, zunächſt mich betreffend, mit:

Das Handlungshaus, in welchem ich jetzt als Commis arbeite, iſt eines der renommirteſten in ganz Amſterdam. Auf unſerm Comptoir ſind 14 junge Leute beſchäftigt. Morgens neun Uhr gehe ich ans Pult, arbeite bis 3—4 Uhr, und ſpeiſe dann beim Reſtaurateur Peter in der Kalverſtraat zu Mittag, ſpaziere bis 5—½ 6 und arbeite dann noch bis 8—9 Uhr. Wenn ich

fleißig bin, hoffe ich, mir ein ziemliches Gehalt zu verdienen. Für den Anfang gibt's wenig. Unſer erſter Comptoiriſt erhält 1500 Gulden. —

NS. Was für ein Flegel ich doch bin! Da habe ich Dir von meinen alten Soeſter Geſchichten ſoviel und hingegen von meinem neuen Amſterdamer Leben, was Dich gewiß mehr intereſſirt haben würde, faſt gar nichts geſchrieben. Halt's zu gute bis nächſtens. Meine Adreſſe iſt: F. F. Adr. Jacob Sigriſt.

* * *

An Luiſe Cloſtermeier.

Amſterdam, 10. Februar 1832.

Die Gefühle zu beſchreiben, welche ich beim Empfange Ihres mich auf ſo unerwartete Weiſe überraſchenden Briefes empfand, iſt unmöglich. Freude bei der nunmehrigen Gewißheit, daß Sie meiner noch mit freundlicher Erinnerung gedächten, Trauer bei der Nachricht von dem, was das Schickſal im Laufe des letztverfloſſenen Jahres wieder über Sie verhängt hat, und noch über Sie verhängt, machten ſich wechſelsweiſe in meiner Bruſt Raum. O, was haben Sie leiden müſſen! Glauben Sie nicht, daß ich mir die ganze Größe Ihres Verluſtes, das namenlos Schmerzliche Ihrer jetzigen Lage nicht vorzuſtellen vermöchte! Hat doch auch mir das Grab ſchon ſo vieles Theure geraubt; ſtand ich doch ſchon als Kind neben der Bahre meiner lieben, lieben Mutter und zweier Schweſtern; beugte ich mich doch vor wenigen Jahren erſt weinend über die Leiche des beſten der Väter, und wenige Monate ſpäter über die meines jüngſten Brüderchens, meines unvergeßlichen Otto! Ja, gewiß kann nur der, welcher ſelbſt Schmerz empfunden hat, den Schmerz eines Andern ganz mitfühlen!

Ich fühle den Ihrigen mit! O, könnten Sie ſich von der Aufrichtigkeit meiner Geſinnungen überzeugen, Ihre Trauer würde ſich dadurch, daß Sie ſähen, wie ich mit Ihnen trauerte, mildern! Verargen Sie es mir nicht, daß ich Ihnen ein Lied beilege, welches ich einſt in einem, dem Ihrigen ähnlichen Gemüthszuſtande machte. Möchte Ihnen die Leſung desſelben die Ruhe zu Theil werden laſſen, welche mir bei ſeiner Verfertigung wurde! —

Durch das längere Verweilen bei den letzten Lebensmonaten Ihrer theuern Frau Mutter verpflichten Sie mich zum heißeſten Danke! O, mit welcher ſüßen Wehmuth erfüllten mich dieſe Nachrichten! Alſo hat ſie auch meiner in ihren letzten Tagen noch ſich erinnert? O, daß es mir nicht vergönnt war, ſie noch einmal vor ihrem Scheiden zu ſehen, ihr noch einmal zu ſagen, wie ich ſie liebte, wie ich ſie verehrte. Sie wird ewig in meinem Herzen fortleben!

Wie gut ſind Sie! Der Ring von Ihrer verſtorbenen Frau Mutter wird mir ſtets ein heiliges Andenken an ſie, und ein Beweis von Ihrer

Güte, welche mir dieſes Andenken zukommen ließ, ſein, und mit dem Fernrohr, welches Sie mir aus dem Nachlaſſe des Herrn Archivraths ſchenkten, das koſtbarſte Stück meines kleinen Beſitzthums ausmachen! Empfangen Sie meinen innigſten, herzlichſten Dank für dieſes Zeichen Ihrer Freundſchaft!

Sie glauben, ich zürne Ihnen, wegen Ihres längern Schweigens? O, wie könnte ich das? Ich betrachte es als eine unverdiente Güte, daß Sie meine Briefe mir beantworten, und wenn Sie je einer Entſchuldigung bedürften, ſo wäre ja das viele Schmerzliche, was Sie im letzten Jahre erlitten, eine mehr als hinreichende. Nein, ſo dürfen Sie nicht zu mir ſprechen! Sie beſchämen mich, Sie ſind zu gütig! —

So weit hatte ich vorgeſtern und geſtern in einigen freien Augenblicken geſchrieben, und benütze jetzt den ſtillen Sonntagabend, um dieſen Brief fortzuſetzen. Ich komme ſo eben vom Y, auf welchem ich mich, trotz des ziemlich ſtarken Windes, welcher die See ziemlich hoch gehen ließ, durch einen rüſtigen Schiffer ein Stündchen im Mondenſcheine habe herum rudern laſſen. Es war ein herrlicher Abend! Der Himmel klar und heiter, wie ſelten in dem nebeligen Holland, überall mächtige Dreimaſter vor Anker liegend, und unter ihnen hin und wieder ein zierlich gebautes Dampfboot; auf den beſchäumten Wellen das Bild des Mondes, und dicht drüber hin ſchwirrend die weißgrauen Möven!

Wie ſehr bin ich Herrn Auditeur Grabbe für die gütige Beſorgung meiner geringfügigen Verſuche an die Redaction des Morgenblattes verpflichtet! Haben Sie die Güte, mich ihm freundſchaftlichſt zu empfehlen und ihn meines Dankes für ſeine große Gefälligkeit zu verſichern. Daß ihm, wie Ihnen, die fraglichen Reimereien nicht ganz mißfallen haben, hat mich innig erfreut, jedoch glaube ich, daß Sie dieſelben entweder zu günſtig beurtheilt, oder mir in Ihrem Briefe dasjenige, was Sie daran zu tadeln fanden, verſchwiegen haben.

Sogar hier in dem proſaiſchen Amſterdam wird Herrn Grabbe's Genius verehrt. In einer Buchhandlung, wo ich mir vor 8 Tagen ſeinen Napoleon kaufte, um ihn gleich darauf im Café français zu verſchlingen, wurde mir geſagt, daß Alles, was aus Herrn Grabbe's Feder käme, reißend abginge. Was haben wir denn zunächſt von ihm zu erwarten?

Ehe Sie weiter leſen, muß ich Sie bitten, mich nicht auszulachen. Sie werden nämlich anliegend ein leeres Stammblatt finden, welches ich gern von Herrn Auditeur Grabbe's Hand beſchrieben hätte. Ich habe noch keinen einzigen Dichter in meinem Stammbuche, und würde mich glücklich ſchätzen, wenn der erſte, der ſich darin einſchriebe, ein ſo eminenter wäre, wie Herr Grabbe iſt. Sollte er's aber auch wohl thun? —

Nun bin ich schon beinahe vier Wochen hier. Meine Lage ist sehr nehm. Ich habe bloß Comptoirarbeit zu verrichten, die freilich nicht ı sehr trocken ist, und habe einen Prinzipal, der nicht nur als Kaufmann, ern auch als Mensch ausgezeichnet zu nennen ist. Unser Haus ist eines ersten Amsterdams, befaßt sich mit Wechsel- und Waarengeschäften, hat eigene Rechnung ein Schiff in See, welches jetzt in Bahia ist, und gibt ehn Comptoiristen Arbeit. Ich denke hier in der Folge, wenn ich erst : eingerichtet bin, sehr angenehm zu leben, und wünsche nur, daß ich eine sse Abneigung gegen den Kaufmannsstand, die mir noch immer anklebt, npft hätte. —

Das dem Briefe beiliegende Gedicht, mit der Überschrift „Die Leiche", t abgedruckt im Mindener Sonntagsblatt vom 25. Dezember 1831, dings in Nr. 3 der Gegenwart von 1878, mag als letztes Muster von igraths religiös-sentimentaler Jugenddichtung hier Aufnahme finden:

Da liegst du, still und ernst und kalt,
Du bleiche, schlummernde Gestalt!
Auf schlechten Hobelspänen.
Ich seh' dich an, und küsse dich,
Und weine laut und bitterlich
Dir meine heißen Thränen.

Wie blaß, wie blaß dein Angesicht!
Wie deine Haare, dicht und schlicht,
Sich an die Stirne schmiegen!
Wie hangt die Wimper, schwarz und lang,
Hernieder auf die welke Wang'!
Welche Ruh' in deinen Zügen!

Wie weiß, wie weiß dein Grabgewand!
Wie fromm gefaltet Hand in Hand!
Wie fest der Mund geschlossen!
Und welcher Friede, still und mild
Ist über dich, du bleiches Bild,
Vom Tode ausgegossen.

Dein Kampf war kurz, dein Friede währt!
Gar süße Ruh' wird dir beschert
Unter kühlen Trauerbäumen!
Im trauten Schrein, im Kämmerlein,
Gedeckt vom leichten Blumenrain,
Da magst du schlafen und träumen.

Der Leib zerstäubt, sein Wohner bleibt:
Der Keim verwes't, die Ähre treibt;
Aus enger, dunkler Hülle

Ringt ſtrahlend ſich der Falter los,
Und trinkt aus duft'ger Kelche Schoß
Der Seligkeiten Fülle.

So ſprengſt auch du die Hülle bald,
Du bleiche, ſchlummernde Geſtalt,
Und ſchwelgſt in Himmelshainen.
Doch erſt mußt du hinab, hinab;
Hinab ins kalte, dunkle Grab,
Und darum muß ich weinen.

Ich kann, ich kann nicht von dir gehn!
O, könnt' ich immer bei dir ſtehn,
Hier neben deinem Schragen!
O, könnt' ich ſtets im Leichenſchmuck
Dich ſchaun, mit Kuß und Händedruck
Dir meine Liebe ſagen.

Doch weh! — Die Todtenglocke ſchallt! —
Noch einen Kuß! wie eiſig kalt! —
Seine Kält' kann mich nicht ſchrecken!
Zum letzten Mal küß' ich dich,
Und weine laut und bitterlich,
Und möchte gern dich wecken!

* * *

An Gisberta.

Ohne Datum, wohl Frühling 1832.

Liebe Benda!

Zu meiner großen Freude habe ich gehört, daß Du, meine Charmanteſte, jetzt in die Strickſchule gehſt. Ich habe nicht verfehlen wollen, Dir dieſe Freude in wenigen Worten an den Tag zu legen, und Dich zu bitten, mir ein Paar ſchöne Socken zu ſtricken. Wenn Du das thuſt und mich bald wieder Dein Pfötchen ſehen läßt, will ich auch Dein Dich liebender Bruder Nando bleiben. —

* * *

An Lina Schwollmann.

8. April 1832.

— Was hältſt Du davon, wenn ich meine Reimereien ſammelte und ſie einem Buchhändler in Verlag gäbe? So ein paar hundert Gulden extra zu verdienen, wäre nicht übel, und Zeit habe ich Sonntags genug. Anonym müßte ich's freilich thun, denn was würde Hr. Franck ſagen, wenn er ſähe, daß er einen Poeten auf dem Comptoir hätte? —

* * *

An Lina Schwollmann.

5. Auguſt 1832.

— Ich leſe jetzt fleißig ſpät abends im Jean Paul. Dieſen Herbſt ſchicke ich den Feldkoffer, wenn es ſein muß, an Euch zurück und packe alsdann diejenigen Bände, die ich geleſen habe, hinein. Solltet Ihr mir Aepfel ſchicken wollen, ſo kannſt Du dagegen den Hesperus und den Quintus Fixlein mit ins Faß praktiziren; künftigen Sommer bringe ich ſie wieder mit.

Die Dichterin Eliſe von Hohenhauſen hat mich kürzlich wieder mit einem Briefe beehrt. Sie will mich durchaus ans Novellenſchreiben haben, was ich aber höflich abgelehnt habe. Die gnädige Frau habe ich mit meinen Reimereien ganz auf meine Seite gebracht. Es iſt übrigens eine verſtändige Dame, die mir auch den Rath gibt, mich durch die Poeſie nicht von meinen Berufsarbeiten abhalten zu laſſen. Den Rath hätte ich übrigens nicht bedurft. —

* * *

An Luiſe Cloſtermeier.

Amſterdam, 20. September 1832.

Im Februar dieſes Jahres hatte ich zuletzt das Vergnügen, an Sie zu ſchreiben, und ich hoffe, auf Ihre Verzeihung rechnen zu dürfen, wenn ich heute neuerdings ſo frei bin, Ihnen einmal wieder Nachricht von mir zu geben. Seit jener Zeit bin ich dem Lippiſchen Lande inzwiſchen näher geweſen, als Sie vielleicht glauben: ich mußte nämlich vor ungefähr acht Wochen meiner Militärangelegenheiten wegen eine Reiſe nach Soeſt machen, konnte mich aber meiner beſchränkten Zeit wegen nur zwei Tage daſelbſt aufhalten, und ſo meiner frühern Abſicht, bei dem Beſuche auch eben Detmold zu berühren, leider nicht treu bleiben. Ungefähr eine halbe Stunde von Soeſt, auf dem Wege nach Arnsberg, kann man die Lippiſchen Berge ſehen; auf dieſen Punkt ritt ich hinaus, und verſetzte mich im Geiſt hinter den fernen Höhenzug, an Orte, welche mir durch ſo manche frohe und trübe Erinnerung ſtets werth bleiben werden.

Ich habe mich jetzt hier ſo ziemlich eingebürgert; meine Beſchäftigungen ſind mir lieb geworden, und das Leben in der großen Stadt gefällt mir jetzt, nachdem die erſte Periode des Heimwehs und mancher anderen Erinnerungen überſtanden iſt, ſehr gut. An das Comptoir bin ich zwar den größten Theil des Tages gefeſſelt, außer demſelben bin ich aber ſo unabhängig, als ich es nur wünſchen kann. Ich wohne, wie alle meine Collegen, außer dem Hauſe des Prinzipals. Mein Logis liegt in einem der ſchönſten Theile der Stadt, und gewährt eine herrliche Ausſicht auf die Amſtel. Zu Mittag

eſſe ich beim Reſtaurateur, trinke meinen Kaffee auf dem Kaffeehauſe, und bin wirklich auf gutem Wege ein — wenn ich das Wort gebrauchen kann — Wirthshausmenſch zu werden, wie ich hingegen zu Soeſt ein wahrer Einſiedler geworden war, der die vier Pfähle höchſtens zu einem Spaziergange verließ. Zwiſchen beiden Extremen werde ich jetzt ſchon die Mitte zu halten wiſſen.

In der Poeſie bin ich jetzt ziemlich unthätig, und muß es auch ſeyn, wenn ich mich nicht der Gefahr ausſetzen will, aufs Neue den Geſchmack an den Beſchäftigungen zu verlieren, welche mir nun einmal angewieſen ſind. Ich habe kürzlich Goethe's Wilhelm Meiſter wieder geleſen, und neben Manchem, was Zweifel und Fragen in mir aufregen wollte, auch Vieles gefunden, was mir zur wahren Belehrung und Beruhigung gedient hat.

Der Rath Bachmann in Paderborn forderte mich kürzlich zu Beiträgen für ein von ihm projectirtes Taſchenbuch auf. Ich habe ihm Einiges geſandt, und zugleich den Auftrag gegeben, Ihnen, werthe Freundin, zwei Exemplare des Buches zuzuſchicken. Eins davon wollen Sie, das andere Herr Auditeur Grabbe nicht verſchmähen! Ich weiß zwar nicht, ob das, was ich Ihnen biete, Ihren Beifall erhalten wird, wünſche aber von Herzen, daß es beſſer ſeyn möge, als ſo Manches, was ich ſchon habe drucken laſſen, und deſſen ich mich faſt ſchäme, umſomehr, da ich denken muß, daß Viele, beſonders ſolche, die mich früher kannten, mich deßwegen für albern und närriſch halten müſſen. — —

Die „Gunloda, Weſtfäliſches Taſchenbuch für 1833", herausgegeben zu Paderborn von Moritz Bachmann, bringt folgende in die „Gedichte" aufgenommene Gedichte von F. Freiligrath: Im Walde, Die Tanne, Die Amphitrite, Der Falk, Die Auswanderer, Schwalbenmärchen, Prinz Eugen, Piratenromanze. Später unterdrückt, erſt wieder abgedruckt Gſ. Dichtungen 1877. I. wurden: An Afrika, Der Tod, Das kranke Kind, Die Blüte, Hafengang. Auch zu der von demſelben M. Bachmann herausgegebenen Sammlung „Kränze", Rinteln 1834, hat Freiligrath dreizehn Gedichte oder Überſetzungen geſteuert, die erſteren Der Schlittſchuh laufende Neger, Zwei Feldherrngräber, Florida of Boston, Barbaroſſas erſtes Erwachen, Der Schwertfeger von Damascus, der Scheik am Sinai, Meerfabel, Audubon, Die Griechin auf der Meſſe, Der Divan der Ereigniſſe.

* * *

An Ludwig Merckel.

Amſterdam, 3. Octbr. 1832.

Liebſter Ludwig!

Endlich muß ich meinen längſt gehegten Vorſatz, Deinen letzten Brief vom 15. März dieſes Jahres zu beantworten, wohl einmal verwirklichen,

wenn ich mich in Deinen Augen nicht dem Verdachte einer Abnahme meiner Freundschaft zu Dir aussetzen will. Sey überzeugt, daß nur eine Unzahl von Geschäften und Zerstreuungen (welchen letzteren man auch bei dem besten Willen nicht ganz aus dem Weg gehen kann) mich bisher vermochten, ein Stillschweigen gegen Dich zu beobachten, welches je länger, desto drückender für mich wird, und dem ich daher endlich heute durch einige eng geschriebene Seiten Luft zu machen gedenke. Ich habe ohnehin so viel und Mancherlei mit Dir zu besprechen, daß ich im Voraus weiß, daß ich am Schluß des Bogens im besten Plaudern aufhören muß, und den Brief mit einer Wiederholung einer schon oft geäußerten, aber leider nichts fruchtenden Klage: „ein wie schlechtes Surrogat nämlich für die mündliche Unterhaltung die schriftliche sey" siegeln werde.

Mit dem tiefsten Schmerze und der innigsten, aufrichtigsten Theilnahme habe ich die betrübende Nachricht von dem Tode Deines Schwesterchens Elise vernommen. Also auch Euerm stillen, frohen Kreise ist auf eine solche harte Weise eine blutige Wunde geschlagen, auch Euch hat der Tod unerbittlich einen heiß geliebten Gegenstand geraubt, und Ihr blickt weinend auf das Grab eines Kindes, dessen leidendes, stilles Wesen und große Lieblichkeit mich noch bei meinem letzten Dortseyn so freundlich und doch auch so wehmüthig ansprachen. Schon damals war es mir in einzelnen Augenblicken, als ob diese zarte, kränkelnde Blume bald in einen andern Boden verpflanzt werden würde — sie ist es jetzt! Doch Ludwig! Dieser Boden ist gewiß ein schönerer, besserer, als der, in welchem sie hier stand — dort wird sie sich gewiß zur herrlichsten Blüthe entfalten, und der schwache, sieche Körper wird dort auf ihr fröhliches Emporkeimen nicht mehr hemmend einwirken können. Bei keiner andern Gelegenheit werden wir wohl mehr in dem Glauben an die Unsterblichkeit befestigt, als bei dem Scheiden unserer Geliebten, und die christliche Religion weiß uns diesen Glauben auf eine so erhebende und tröstliche Weise darzustellen, daß er unsern Schmerz wohl in stille Wehmuth, in ein hoffendes Trauern zu verwandeln vermag. Möchte doch auch Dir und Deinen verehrten Eltern und Geschwistern die Zeit ihren Balsam nicht versagt haben, und Ihr jetzt, wenn auch nicht ohne Trauer — denn die verliert sich nie! — doch wenigstens mit Ruhe der theuren früh Hinübergegangenen gedenken können. Habe die Güte, die Deinigen meines wärmsten Mitgefühls bei diesem harten Falle zu versichern.

Deine übrigen Mittheilungen über Dein damaliges Leben, wie die verschiedenen Notizen über manche unsrer gemeinschaftlichen Freunde haben mich angenehm angesprochen, und mich zum lebhaftesten Dank verpflichtet. Als Gegenstück will ich versuchen, Dir meine eigne augenblickliche Lage in der

Kürze darzustellen. Im Allgemeinen befinde ich mich jetzt in ganz angenehmen Verhältnissen. Ein Comptoirist in einer Handelsstadt wie Amsterdam befindet sich, die Art der Beschäftigung natürlich abgerechnet, fast ganz in derselben Lage, wie in Deutschland ein junger Jurist, Secretär u. dgl., der seine bestimmte Zeit auf dem Bureau arbeitet, übrigens aber von seiner Behörde durchaus unabhängig ist. Ich wohne, wie meine sämmtlichen Collegen, außer dem Hause des Prinzipals und habe mir mit einem jungen Württemberger, einem sebaten, frommen Kerl, der freilich in mancher Hinsicht ganz mein Antipode ist, ein paar Zimmer in einem der schönsten Stadttheile gemiethet, wo wir eine wahre Junggesellenwirthschaft führen, und wenn wir anders den Comment loshätten, wohl eine Art Studentenkneipe etabliren könnten. Meine Arbeit besteht in Correspondenz, Buchführung, Facturen aufnehmen ꝛc. — lauter trockne Dinge freilich; — indeß, Ludwig, welcher Mensch möchte sich wohl rühmen können, ganz so zu leben, wie er es wohl wünschte, und einzig solchen Beschäftigungen obzuliegen, welche seinen Neigungen durchaus entsprechen? Ich glaube, keiner! Und warum wollte man sich um die Arbeit, die einem nun mal angewiesen ist, und welcher man durch Uebung und Gewohnheit, wenn eben auch nicht durch ausgezeichnetes Talent gewachsen ist, durch beständiges Murren und Hinüberwünschen in einen andern Zustand, verbittern? Ich glaube wenigstens, daß dies eine große Thorheit ist, und suche meiner Arbeit durch Ordnung, Accuratesse ꝛc. die angenehmste Seite abzugewinnen. Dies gelingt mir auch trefflich, und ich muß Dir aufrichtig gestehen, daß mich eine schön geschriebene und genau gerechnete Seite in meinen dicken Factur- und Contocorrentbüchern ebenso amüsirt, als meine beste Reimerei. Dabei habe ich noch den Vortheil, zu wissen, daß jene einen reellen Nutzen stiftet, und mir solide Zufriedenheit meines Alten erwirkt, während diese mir nach kurzer Zeit nicht mehr gefällt, und mir vielleicht bei vernünftigen Leuten den Namen eines Narren auswirkt. — Mein Gehalt ist noch nicht festgesetzt; Herr Franck schrieb mir, als er mich hierherzog, daß ich fürs Erste ein mäßiges Salair erhalten würde, ohne die Summe anzugeben. Auf dieses „mäßige Salair" lasse ich mir jetzt von unserm Kassier zahlen, was ich brauche, und weiß nur, daß das zu erwartende Fixum fürs erste Jahr nicht unter 600, und nicht über 700 Gulden seyn wird. Das erste sind ungefähr 340, das letzte 396 Preußische Thaler.

„Das heißt doch nicht um Katzendreck
Sich müd und lahm casteien!
Soll denn so viel gebratner Speck
Umsonst ins Maul mir schneien?" Bürger.

Uebrigens muß ich Dir auch unverhohlen sagen, daß ich bei dem theuern

Pflaſter hier auch nur eben, eben mit dieſem gebratenen Speck ausreiche und kein Stückchen davon in den Rauch hängen, d. h. auf die Seite legen kann. Indeſſen brauche ich doch auch keine Schulden zu machen, und für die Zukunft wird Gott ſorgen.

Mein Prinzipal iſt ſehr freundſchaftlich gegen mich geſinnt. Mit ſeiner Familie komme ich nur zuweilen alle 2—4 Wochen in Berührung, wo ich um Diner geladen werde. Ein ſolcher Fraß iſt äußerſt brillant und nicht zu verachten, wenn es dabei auch zuweilen etwas ſteif hergeht, und ich mir nicht ſelten Zwang anthun muß, beſonders wenn es mit den Tiſchnachbarinnen an eine holländiſche Converſation geht. Jedoch wiederhole ich dann bloß im Stillen den obigen Bürger'ſchen Vers, ſchenke meiner Schönen und mir ſelber aus der neben mir aufgepflanzten Flaſche tapfer ein, und bringe die lange Zeit von 5—12 oder 1 Uhr vergnügt genug hin. Hoffentlich wird ich durch dieſe Schule auch die mir angeborne Schüchternheit und Schweigſamkeit in Geſellſchaften ſo ziemlich verlieren.

Die angeregten Skizzen aus der Amſterdamer Bildergallerie halte ich übrigens für überflüſſig Dir zu geben. Du findeſt das Einſchlagende in jeder guten Geographie und Reiſebeſchreibung; von letzteren empfehle ich Dir beſonders die Reiſe des ſeligen Kanzler Niemeyer. Ich bemerke Dir bloß noch, daß wir ein holländiſches, deutſches und franzöſiſches Theater haben, und daß ich alle drei zuweilen beſuche. Das letztere gibt die Vaudevilles von Scribe und Conſorten faſt gleich nach dem Erſcheinen in Paris, und wenn es dieſen leichten Dingern auch an innerer Tiefe gebricht, ſo amüſiren ſie doch ein paar Stunden recht gut, und ſind als Practikum der franzöſiſchen Sprache ſehr anzuempfehlen.

Um doch auch ein Wort von meiner Poeterei zu ſagen, bemerke ich Dir, daß ich dieſelbe faſt ganz an den Nagel gehängt habe. Ganz habe ich's freilich noch nicht gekonnt, und ſehe auch nicht ein, warum ich's ſollte, wenn ich mich dadurch nicht in meine alte Schlenderei hinreißen laſſe. Auf die meiſten meiner bisher gedruckten Sachen, beſonders auf einen Verſuch in der Novelle, ſehe ich jetzt herzlich beſchämt zurück, und wünſchte, ſie wären ins zehnte Jahr premirt worden, wo ſie dann ſicher einem Auto-da-fé ausgeſetzt geweſen wären. Ich begreife wirklich nicht, wie manches derſelben noch Beifall gefunden hat. Die Regierungsräthin E. v. Hohenhauſen wirft in ihren Briefen an mich (eine Ehre, zu der ich komme, ohne zu wiſſen wie?) mit heuchelmörderiſchen Redensarten um ſich, und von dem Gerichtsrath Bachmann in Paderborn wurde ich noch kürzlich zu Beiträgen für ein von ihm zu edirendes Taſchenbuch auf 1833 aufgefordert. Da ich gerade noch einige Bagatellen liegen hatte, ſo ſchickte ich ſie ihm zu, und trug ihm zugleich auf,

Dir und dem Cand. theol. Ad. Seiff, vulgo Tippo, ein Exemplar des Buches zuzuſtellen. Ihr wollt die Lappalie nicht verſchmähen, und bei der Beurtheilung der von mir herrührenden Poeſien einigen derſelben es nicht übelnehmen, daß ſie noch an einer gewiſſen Sentimentalität kränkeln.

Die Cholera hätte ich beinahe vergeſſen zu erwähnen. Sie iſt ſtark in Abnahme begriffen, und hat mir während ihres ganzen Hierſeins auch nicht die Probe Furcht abgezwungen.

Durch eine baldige Antwort wirſt Du „feurige Kohlen" auf mein Haupt ſammeln, was Dir als reformirtem Candidaten wohl zukäme.

Dieſe beiden Fettflecken willſt Du entſchuldigen und keineswegs als Mangel an Reſpect anſehen.

* * *

An Lina Schwollmann.

21. Januar 1833.

— Ach hätte ich auf Weihnachten doch bei Euch ſeyn können! Wie leer iſt doch die Welt, wenn man an einem Orte ſo ganz ohne Liebe daſteht und ſich nur wehmüthig in Gedanken an die Plätze verſetzen kann, wo man geliebt wird. Am Abend des zweiten Weihnachtstages habe ich einen einſamen Spaziergang an der Amſtel gemacht und dabei gedacht, daß nun der Baum zuletzt brennen würde. Vorher war das Wetter ſo ſchlecht, daß ich zu Haus bleiben mußte. Da kramte ich denn in meinen Briefen, blätterte im Stammbuche und wollte aus der Haut fahren, wenn es mir beifiel, wie froh ich ſonſt an dieſem Tage in eigener und fremder Freude geweſen — und nun? —

* * *

An dieſelbe. 18. Februar 1833.

— Doch was nützt das Raiſonniren? Sind es doch auch nur einzelne Augenblicke, wo ich alles ſchwarz ſehe und mich, wenn ich in Rechnungen, Büchern, Briefen vergraben bin, für jene unglückliche Prinzeſſin halte, die in der und der Zeit ſo und ſo viel Erbſen oder Federn zu leſen, oder einen ungeheuern Garnknäuel zu entwirren von einer böſen Fee verurtheilt wurde. So ſchlimm iſt es nun freilich nicht. Geduld überwindet alles, und ich muß mich oft ſelbſt über mein raſches und flinkes Arbeiten freuen. Ach, wenn ich nur mehr Erbſenzähler wäre, dann ſollte es wohl gehen. Aber der Stuhl wird mir gar zu leicht heiß. Mit ſteter Liebe

Dein F. Freilig
Rath.

Was ſagſt Du zu meiner obigen Unterſchrift?
Es iſt doch ein Glück, wenn man ein geborener Rath iſt.

* * *

An die Mutter.

28. Mai 1833.

Da ich vorgestern und gestern doch die Tour nach dem Haag gemacht abe und vermuthe, daß Dir eine kurze Beschreibung davon nicht unangenehm :yn wird, so will ich Dir dieselbe sobald wie möglich geben, um so mehr, a heute, als am blauen Dienstag-Morgen, doch wenig gearbeitet wird, und h, wenn ich länger damit warten wollte, Vieles vergessen würde. Voll-tändig und ausführlich kann meine Beschreibung natürlich nicht seyn, und ie soll Dich ja auch nicht sowohl von Gegenständen unterhalten, die Dir anz fremd sind, als vielmehr nur an solche erinnern, die Dir bekannt und n einer Reihe von Jahren lieb geworden sind.

Ich fuhr also vorgestern Morgen mit der Diligence von hier ab und angte nach einer sechsstündigen Fahrt auf der Route über Haarlem in der Residenz an, wo ich mich mit meinem Reisegefährten von Jan [1]) im Hotel e Bellevue, welches, wie Dir bekannt sein wird, vor der Stadt an dem ach dem Bosch führenden Wege liegt, einquartirte.

Hierauf ging ich nach dem königlichen Lustschlosse Huis in Bosch, um essen Merkwürdigkeiten in Augenschein zu nehmen. Der große Saal, dessen rächtige Wandgemälde durch die Fenster der Kuppel erleuchtet werden, gefiel nir am Besten. Aus dem Huis in Bosch ging's in den Bosch mit seinen errlichen Promenaden selbst, auf denen ich mich besser amüsirte, als in den rachtvollen Schloßzimmern. Wenn man, wie in Amsterdam, fast ganz und ar auf schöne Natur verzichten muß, und sich höchstens auf einigen steifen lleen vollstauben lassen kann, thut es doppelt wohl, einmal wieder in ein rdentliches Gehölz zu kommen. Ich wurde hier lebhaft an den Detmolder üchenberg erinnert, der, wenn man sich die Teiche des Haager Holzes hin-ıdenkt, wohl so schön ist, wie dieses. Vom Bosch begab ich mich nach dem ebäude, in welchem der Saal der Staten-Generaal befindlich ist, und ging in demselben die Frechheit, mich auf den Thron des Königs zu setzen, nd den Tischen und Bänken vor mir einige verbindliche Worte zu sagen, orüber sich die herumführende Frau nicht genug wundern konnte.

Der übrige Theil des Tages wurde nun auf die Besichtigung der Straßen nd Plätze verwandt. Ich fand, daß dieselben mit denen Düsseldorfs viele ehnlichkeit haben: freundlich, hübsch, mehr deutsche, als holländische Bauart, nd ohne die solide Pracht, welche den Häusern der Amsterdamer Millionärs us den Fenstern herausguckt. Der königliche Palast ist von Außen ein-

[1]) Dem im Briefe an Merckel vom 3. Okt. 1832 erwähnten Kollegen und Stuben-enossen Freiligraths.

facher, als manches hiesige Privathaus auf der Herren- und Kaisersgracht, wenn auch in Hinsicht des von ihm eingenommenen Raumes großartiger. Er hat nur zwei Etagen.

Da mein Zimmer in der Bellevue wirklich eine belle vue hatte, und ich aus meinem Bette über Wiesen und Weiden nach dem Dorfe Voorburg schauen konnte, so wurde ich am Pfingstmontag zeitig wach, und ging um 7 Uhr gestiefelt und gespornt im Bosch herum, wo ich von Jan, dessen Vater Forstmeister beim mediatisirten Duodezfürsten von Hohenlohe-Oehringen ist, und der folglich, um so mehr, da er adlig ist, einen furchtbaren Aristokratismus im Leibe hat, damit ärgerte, daß ich Blätter von den Hecken und Bäumen riß, um darauf zu pfeifen. Hier sieht man doch, daß es Herrschaftlich ist! sagte er, als die Rasenstücke alle scharf abgesteckt waren, und etliche große Tafeln das Verbot enthielten, darauf herumzuspringen; die Freudenthränen standen ihm dabei in den Augen. Merkwürdig, daß solche Leute kein Paradies genießen können, wenn es darin nicht derartige verbotene Aepfel gibt, die sie n. b. mit allem Respect an den Bäumen hängen lassen, und jeden lumpigen herrschaftlichen Promenaden-Aufseher mit einer Schüppe in der Hand für den Engel Gabriel mit einem feurigen Schwert ansehen. Die Detmolder Pedanterien kamen mir dabei recht ins Gedächtniß.

Um 10 Uhr ins Museum! Im untern Stock desselben befinden sich die chinesischen, japanesischen, afrikanischen, amerikanischen und australischen Merkwürdigkeiten, nebst allerlei andern kostbaren Raritäten. Im obern die herrliche Gemäldesammlung, meist aus Stücken älterer und neuerer niederländischer Meister bestehend, aber auch solche von Altdeutschen, Italienischen, Französischen und Spanischen enthaltend. Jammerschade, daß man solche Sachen im Fluge, in 3 Stunden höchstens, abfertigen muß. Was ich davon behalten habe, und mir aus den Catalogen, die ich mitbringen werde, vergegenwärtigen kann, erzähle ich den Kindern beim Wiedersehen mündlich. Was hätte ich darum gegeben, wenn ich wenigstens Karl und Lina hätte bei mir haben können!

Um 1 Uhr wurde der Weg nach Scheveningen angetreten, den ich besonders angenehm fand. Eine nicht zu zählende Menschenmenge strömte zu Fuß, zu Roß, und zu Wagen — es gehen sogar regelmäßig Diligencen dahin ab — hinaus. In Scheveningen war Kirmeß, die jedoch bloß aus einigen Honigkuchenbuden bestand. Da Ebbe war, so habe ich die meiste Zeit am Strande promenirt, wo sich überhaupt eine große Anzahl Spaziergänger herumtrieben. Der Wind wehte ziemlich frisch, und das Meer schäumte und brummte, daß es eine Freude war. Die hübschen Bäuerinnen stellten sich ganz dicht ans Wasser, und wenn die Brandung dann die hohen Wellen

hinantrieb, daß ſie, wären ſie ſtehen geblieben, über und über naß geworden wären, ſo liefen ſie kreiſchend und lachend den Strand hinauf, daß ihnen die goldenen Zierrathen, die wie Ohrringe in den Spitzen ihrer Mützen hingen, an die Naſe ſchlugen. Im Badehauſe une tartine avec de la angue fumée gegeſſen, zurückgegangen, in die Diligence geſtiegen, und um 11 Uhr geſtern Abend hier angekommen! — Finis coronat opus! —

* * *

An Ludwig Merckel.

Amſterdam, 29. Octbr. 1833.

Theurer Ludwig!

Da Dein letzter Brief an mich vom 16. Februar datirt, der heutige Tag aber, an welchem ich mich endlich daran mache, ihn zu beantworten, dem Feſte aller Heiligen nicht allzufern iſt, ſo wäre es eigentlich wohl billig, mein langes Schweigen einigermaßen bei Dir zu entſchuldigen. Da ich indeſſen ein ſo abgeſagter Feind aller Entſchuldigungen bin, daß es mich ſogar ärgert, wenn ich Jemanden, den ich im Gedränge der Börſe, des Theaters oder der Straße mit aller Grazie, deren ich fähig bin, über den Haufen gerannt habe, ein „Pardon, Monsieur!“ zurufen muß, ſo wirſt Du es ſchon entſchuldigen, wenn ich, auf die Gefahr hin, von Dir der Grobheit beſchuldigt zu werden, ohne Entſchuldigung, obgleich ſchuldiger Maßen gern eingeſtehend, daß ich in dieſem Falle nicht unſchuldig bin, ſondern viel gegen Dich verſchuldet habe, auf Deine Kneipe trete, und Dir, durch die verfluchte Periode, welche aber gleich zu Ende ſein ſoll, ganz außer Athem gekommen, die Hand biete. — So! — Da wäre ich denn endlich im Heiligthum der Muſen und Grazien angelangt! Dem merkantiliſchen Treiben auf Augenblicke entronnen, und nur wie im Traum noch das Brauſen der Ebbe und Fluth des finanziellen Oceans, das Steigen und Fallen der Staatspapiere und Wechſelcourſe vernehmend, ſitze ich an der Seite meines ci-devant Unzertrennlichen.

Eigentlich iſt freilich Alles, was ich Dir über mich mitzutheilen im Stande bin, in dem kurzen, alten Spruch: „barba crescit, tunica vilescit, ex — warum ſoll ich's nicht ausſchreiben? — asino nil fit!“ enthalten; es würde aber wenig Lebensart verrathen, Dich mit einer ſolchen allgemeinen Phraſe abſpeiſen zu wollen, und es iſt daher wohl erforderlich, ſie Dir mit einigen Worten zu commentiren. Ich werde Dich alſo nach Anleitung derſelben in den Guckkaſten meines letzten Lebensjahres hineinſchauen laſſen, und im erſten Theile des Dir mitzutheilenden phyſiſchmoraliſchen Tableaus auf Veranlaſſung der Worte: „barba crescit“, und geführt durch die damit ſich verbindenden Ideenaſſociationen, ein wahrhaftiges Bild nicht nur meines

Bartes, ſondern auch der übrigen Theile meines Körpers, und ihres Befindens vor Deine Seele ſtellen. Im zweiten Theil wird die „tunica“ ſchon dafür ſorgen, daß die Details des erſten ohne Verletzung des Decorums und unter gehöriger Beobachtung der Decenz vorgetragen werden, und Dir außerdem eine getreue Darſtellung meiner äußeren und namentlich geſellſchaftlichen Verhältniſſe verſchaffen, welche ja, wie das Sprichwort: „Kleider machen Leute!“ zur Genüge darthut, mit der tunica im engſten nexus ſtehen. Gleich wie nun aber dieſe beiden erſten Abſchnitte mein leibliches Ich behandeln ſollen, ſo wird endlich der dritte und letzte mein geiſtiges Ich, meine unſterbliche Seele, über welche ich zu meinem nicht geringen Ergötzen zuweilen ebenſo tiefſinnig philoſophiren kann, wie Ritter Simon in Tiecks Blaubart, in nähern Rapport mit Dir bringen. Er wird Dir ihr Inneres, dieſe terra incognita, ſo gut es geht, zu entſchleiern ſuchen, und Dir beweiſen, daß ſie, wenn auch wahrſcheinlich unſterblich, doch nur eine asina iſt, woraus denn natürlich folgt, daß ich ſelbſt ein asinus bin, und — doch die Nutzanwendung wird nicht ausbleiben! —

Alſo: barba crescit! — Wenn auch meine Wangen und diejenigen Regionen meines Antlitzes, welche unmittelbar das Ohr berühren, noch ſo kahl ſind, daß Sir John, wenn er noch lebte, eben ſo gut von mir, wie von Prinz Hal ſagen könnte: I will sooner have a beard grow in the palm of my hand, than he shall get one on his cheek!“ — ſo beweiſt doch mein Kinn —

Claudite jam rivos, pueri! sat prata biberunt! höre ich Dich rufen, und Du haſt Recht, Alter! Was ſoll das dumme Zeug? Laß mich die ohnehin nur kurze Zeit meines Beſuches beſſer benutzen! Schiebe mir, da mich das lange Sprechen etwas echauffirt, und Dein Candidaten-Lehnſtuhl doch zu weich für mich profanen Menſchen iſt, Deine biblia sacra unter das os sacrum, laß mich dieſe Taſſe Thee gemüthlich ſchlürfen, und vernimm, daß, was mein phyſiſches und pſychiſches Befinden anbetrifft, der mir vor längerer Zeit von einem älteren Freunde auf den Lebensweg nachgerufene Wunſch: „ut tibi sit semper mens sana in corpore sano!“ bis jetzt, wenn ich anders nicht in einer argen Selbſttäuſchung befangen bin, ſo ziemlich in Erfüllung gegangen iſt. Mein äußeres Leben im letzten Jahre hat an der, allem ruhigen, bürgerlichen Treiben eigenthümlichen Einförmigkeit laborirt. Meine Beſchäftigungen, Einkünfte, Ausſichten oder vielmehr Nicht-Ausſichten ſind keiner Veränderung unterworfen geweſen, und wenn ich Dich von einer freiwilligen Pfingſtreiſe nach dem Haag, und einer unfreiwilligen in militaribus nach Soeſt, welche im Auguſt vor ſich ging, in Kenntniß ſetze, ſo haſt Du omnia mea scil. fata in nuce vor Dir.

Du wirſt inzwiſchen nach glücklich beſtandenem Examen, wozu ich Dir von Herzen gratulire, auf der zum Biſchof oder Probſt führenden Stufenleiter eine oder einige Stufen höher geſtiegen ſein, und vielleicht für den Augenblick irgend einem pastori fideli animarum fidelium, deſſen Kräfte im Abnehmen begriffen ſind, die Laſten ſeines Amtes tragen helfen, in welchem Falle ich die fehlerhafte Aufſchrift dieſes Briefes zu verzeihen, und mich außerdem zu belehren bitte, ob ein Cand. theol. auch ſchon „Hochehrwürden" geſchimpft werden muß. Da ich das deutſche Titulaturweſen gar nicht mehr im Kopfe habe, ſo bin ich ungewiß, ob ich Dir auf der Adreſſe jenes, oder das ſchlichte Laienprädicat „Wohlgeboren" geben ſoll, werde aber wahrſcheinlich das letzte vorziehen, da mir — nichts für ungut! — Deine Hochehrwürdigkeit noch gar nicht recht einleuchten will.

Die Nachricht, daß Du noch das Engliſche angefangen haſt, war mir ſo unerwartet, als angenehm, und ich bin überzeugt, daß Dich dieſer Schritt nicht gereuen wird. Ich wüßte, unſre eigene ausgenommen, keine neuere Sprache, deren Literatur mich ſo mannigfach angeſprochen und angeregt hätte, als gerade die Engliſche. Die Franzoſen haben mich von jeher kalt gelaſſen, und erſt, ſeitdem Feuerköpfe, wie Victor Hugo, Alph. de Lamartine Beranger, Balzac, Jules Janin, Alfr. de Vigny, Eugene Sue (Verf. von Atar Gull) und Andere die Feſſeln geſprengt haben, mit welchen die Allongeperücken des siècle de Louis XIV. Sprache und Geſchmack ihrer Nation gebunden hatten, bin ich mächtig von dem Genius galliſcher Poeſie ergriffen, und namentlich von Hugo's unvergleichlicher Lyrik hingeriſſen worden. — Von den Italienern haben, die Epiker Dante, Arioſt und Taſſo ausgenommen, hauptſächlich nur der feurige Ugo Foscolo (durch ſeine ultime lettere di Jacopo Ortis), Alfieri und einige Andere Einfluß auf mich ausgeübt. Die Dichtungen der Uebrigen, eines Metaſtaſio, Ceſarotti, Filicaja und wie ſie alle heißen mögen, ſelbſt Petrarca's gefeierte Sonette, haben mich nie recht anſprechen wollen. — Was endlich die Holländer anbetrifft, die ich, wie Du vermuthen wirſt, ſeit meinem Hierſein auch ſtudirt habe, ſo haben ſie, vornehmlich die alten Hähne, die aber alle lateiniſch geſchrieben haben, in den Fächern der Philologie, Geſchichte u. ſ. w. Ehrenwerthes geleiſtet, was aber ihre Dichtkunſt anbetrifft, ſo kann ich faſt nicht umhin, Wolfgang Menzels keck hingeworfenes Paradoxon: „holländiſche Poeſie iſt eine contradictio in adjecto!" zu unterſchreiben. Die Holländer ſind gute Reimſchmiede und Sylbenzähler, haben aber keine Phantaſie, und ſuchen den Mangel derſelben durch Schwulſt und Bombaſt zu erſetzen. Sollten für Dich nähere Nachrichten über die Muſen und Grazien — nicht in der Mark, ſondern in Oud Nederland, von Intereſſe ſein, ſo werde ich mir

ein Vergnügen daraus machen, Dir des allerdings für die Holländer etwas eingenommenen Engländers John Bowring Sketch of the language and literature of Holland zu ſchicken, ein Büchlein, welches auf wenig Seiten das Wichtigſte des Gegenſtandes, den es ſich zum Vorwurf gemacht hat, mittheilt. Du wirſt aber wohl wenig Luſt zu einem ſolchen Studium haben, da man in Deutſchland gewohnt iſt, die armen, freilich etwas maſſiven und tölpelhaften Dutchmen mit wegwerfender Verachtung zu behandeln, welche Verachtung ſich wohl nie witziger ausgeſprochen hat, als in Lichtenbergs Worten: „Der Eſel iſt ein Pferd, ins Holländiſche überſetzt.“

Wie ganz anders als die Stuben- und Sumpfpoeſie der Batavier ſchreitet dagegen die Muſe des benachbarten Albion einher! Zwiſchen Shakeſpeare und Byron, dieſen A und O Engliſcher Poeſie, welch ein reiches glänzendes Dichteralphabet (dieß iſt übrigens ein ſchiefes Gleichniß!) — Wie hat namentlich die neuere Zeit Männer hervorgebracht, die nicht nur mit den Heroen früherer Dichterperioden Englands auf gleicher, ſondern einige ſelbſt auf höherer Stufe ſtehen, als ſie! Der ruhige, fromme Cowper, der bilderreiche Moore, der Ettrickſchäfer Hoggs, der ſanfte Wilſon, der phantaſiereiche Coleridge, der correcte Campbell (der freilich ohnlängſt im Kunſtblatte zum Morgenblatte bei Gelegenheit der Beurtheilung eines in Wien nach ſeinem Gedichte The last man angefertigten Gemäldes hart mitgenommen wurde), und, um der allerdings noch weit größerer Ausdehnung fähigen Liſte ſchnell ein Ende zu machen, unter den Novelliſten neben dem uns ſchon als Quartaner begeiſternden W. Scott der geiſtreiche Bulwer, der Verfaſſer des Pelham, Devereux, Eugen Aram u. ſ. w. — wer nennt ihre Namen nicht mit Achtung gegen ſie ſelbſt, und das Land, welchem ſie angehören? Und nun die Hiſtoriker und Philoſophen! — Nein es geht Nichts über England! Mit Goldſmith's lahmgeſchoſſenem Matroſen werfe ich die Mütze in die Höhe und rufe: Old England for ever! huzza! Meine Hauptlectüre iſt jetzt Robertſons History of America, und außerdem nehme ich noch von den meiſten neueren Dichtern jede freie Stunde einen Eßlöffel voll. Eine ſeltſame Mixtur! Wenn ich das: non multa, sed multum, nur beſſer zu beherzigen im Stande wäre!

Die reiche humoriſtiſche Ader der Engländer zeigt ſich, wie der Reichthum und die Geſchwindigkeit ihrer Sprache, beſonders auch in der Leichtigkeit, womit ſie Calembourgs, Wortſpiele u. ſ. w. machen, und liefern die Londoner Caricaturplatten, mögen ſie nun politiſche, oder allgemein menſchliche Thorheiten und Gebrechen züchtigen, oder bloß der Luſt des Zeichners an dergleichen whims and oddities ihr Entſtehen zu verdanken haben, einen ſchlagenden Beweis zu dieſer meiner Behauptung. Cruikſhank iſt unſtreitig

der geiſtreichſte der jetzt lebenden Caricaturzeichner, und möchte ihm allenfalls nur der Herausgeber des Pariſer Journals la Caricature-Philippon — oder Philippeau heißt er, glaub ich, — der vorzüglich die birnförmige Geſtalt des Hauptes, welches jetzt die Krone Frankreichs drückt, zum Vorwurf ſeines Crayons macht, an die Seite zu ſtellen ſein [1]). Auf einer der neueren Platten Cruikſhanks, welche ich kürzlich am Fenſter eines Buchladens ausgeſtellt ſah, hat er die Redensart all the world, welche der Engländer bekanntlich, wie der Franzoſe ſein tout le monde, für unſer Jedermann gebraucht, zu folgendem artigen Witze benutzt:

All the world and his wife were there.

Dieſe Redensart wird zweifelsohne jedesmal gebraucht, wenn man ſagen will, daß es irgendwo recht voll geweſen ſei, und darauf hat Cr. nun gefußt und effectiv die Welt, oder vielmehr Erde, mit dem Monde, als wife, hingeſtellt. Ich habe übrigens mit einer miſerablen Feder nur aus dem Gedächtniſſe ſkizzirt, und muß Dich, wenn Du Cruikſhank näher kennen lernen willſt, auf die 2. Ausgabe von A. von Chamiſſo's phantaſtiſchem Peter Schlemihl verweiſen, zu welcher er einige Blätter geliefert hat.

Ich erwähnte eben des Pariſer, mit den Waffen des Scherzes und der Satire kämpfenden Oppoſitionsblattes la caricature. König und Miniſter werden fameus in ihm hergenommen. Neulich las ich darin einen Aufſatz sur le nez de Mr. d'Argout, des Miniſters des Handels und der öffentlichen Arbeiten. Dieſer nez, mußt Du wiſſen, iſt von enormer Ausdehnung und ſtreckt ſich über faſt jedes Caricaturblatt mit gleich drohender Länge

[1]) Ich ſchließe aus dieſer Stelle, daß der in den Geſam. Dichtungen mit der Jahreszahl 1830 bezeichnete „Scheik am Sinai" um jene Zeit, Ende 1833, entſtand. Das Gedicht erſcheint zuerſt in Moritz Bachmanns Kränzen 1834, und zwar mit der Überſchrift „Der Sch. a. S. im Spätjahr 1830." So lautet die Überſchrift auch in der 6. Auflage, 1843. Der Zuſatz ſoll, ſcheint mir, nicht ſowohl die Zeit der Entſtehung bezeichnen als den Zeitpunkt, in welchem das Gedicht ſpielt. Es deutet ſichtlich auf Freiligraths damalige Beſchäftigung mit Victor Hugo hin.

aus, wie ſich der Schwanz jenes Kometen über den nächtlichen Sommerhimmel des Jahres 1811 legte. Geburts- und Lebenslauf der Naſe werden treu beſchrieben. Bei jener fragt die Mutter, eben aus ihrer Betäubung erwachend, die Hebamme, was ſie denn zur Welt gebracht habe. „Est-ce que c'est un garçon ou une fille?“ — „C'est un nez, Madame!“ lautet die fürchterliche Antwort. Un nez! ohne Kopf, Arme, Beine und ſonſtigem zum Leben erforderlichen Fleiſch- und Knochenapparat, der erſt nachher durch ſorgfältige von Medicinern beaufſichtigte Pflege anſchießt, und ſich nach und nach entwickelt. — Der Aufſatz iſt übrigens H. H. unterzeichnet, und da Heine ſich in Paris jetzt aufhält, und daſelbſt in zweier Völker Zungen redet und ſchreibt, ſo vermuthe ich, daß er der Verfaſſer jenes Stückes iſt, worin ich mich um ſo weniger zu irren glaube, da mir aus dem Gedicht, worin er Hamburg verläßt, ſeine Averſion gegen lange Naſen bekannt iſt:

„Lange Naſen, noch langweilig
Werden ſie, wie ſonſt, geſchneuzet,
Und das duckt ſich noch ſcheinheilig,
Oder bläht ſich ſtolz geſpreizet.“

Gott ſei Dank, daß ich eine ſtumpfe habe! —

Die Verheirathung Grabbe's erfuhr ich durch eine einem Soeſter Verwandten eingeſchickte Karte. Du ſchreibſt mir wohl Näheres über dieſes Kapitel. Ich bitte Dich darum. —

Dabei fällt mir ein, daß ich bald vergeſſen hätte, Dir zu melden, daß Klemmen Fritze vor beinahe einem Jahre mich bekneipt hat. Ich gehe auf der Straße bei einem ziemlich pauvre ausſehenden Gnoten vorbei und höre plötzlich ein: „Sieh, Fernand!“ hinter mir herrufen. Ich drehe mich um und betrachte den Rufer. „Kennen Sie mir nicht mehr, Fernand?“ — „„Klemmen Fritze?““ — „Allemal derjenigte! Ach, Fernand, ſehen Sie meine Stiebeln mal an! Haben Sie nich en paar alte abgebragene vor mich? Sie ſind mich immer gut zu geweſen! wiſſen Sie wohl, als wir noch bei Bägemann zuſammen ins Leſebuch gingen, und als Sie zuletzt in Detmold waren, in der Amei, als Sie mit Merckels Louis in die Komedie gingen, da gaben Sie mich auch noch drei Margengroſchen! Ach, Fernand, haben Sie keine alte Weſte, oder können Sie mich nich ein paar Gulden vorſchießen?“ Que faire? Mein Herz wurde weit, die Erinnerung der alten Zeit wurde wach in mir, ich nahm ihn mit auf meine Kneipe, entkorkte eine Flaſche Bordeaux und ließ mir, wie Alkinoos von Odyſſeus, oder Dido von Aeneas, wenn auch nicht toro ab alto Fritze's Abenteuer erzählen. Beim Abſchied verſprach er mir, Dich zu grüßen. Hat er es, Dir zum Mißvergnügen, auch gethan? —

Es ist Mitternacht! Mein Thee ist ausgetrunken, und ich muß Dich, wie ungern! — ver- und Deinen einsamen Nachtgedanken überlassen. Leb wohl, Du Theurer!

* * *

An Lina Schwollmann.

2. Januar 1834.

— Nun spitze die Ohren und habe Respect vor mir! Wolfgang Menzel, der ästhetische Papst zu Stuttgart, hat mich gelobt und meinen Namen mit gesperrter Schrift drucken lassen, wie Du in der, am 21. Oktober herausgekommenen 107. Nummer des Stuttgarter Literaturblattes, welches das Morgenblatt begleitet, lesen kannst. Der Kerl läßt sonst keinem Reimschmied ein gutes Haar, sagt aber doch bei Gelegenheit der Beurtheilung des Taschenbuches „Lies mich“ [1]), nachdem er den übrigen Inhalt desselben ziemlich geringschätzig besprochen hat, daß meine darin befindlichen Gedichte „durch reiche Phantasie ausgezeichnet“ wären. Da sonst alles an mir arm ist, so freut es mich doch, daß wenigstens meine Phantasie reich sein soll. Leider kann man von solchem Reichthum nicht leben! —

In Amsterdam bleibe ich nicht, und wenn die Welt darüber vergehen sollte! Wie? wo? und wann? wird vielleicht dieses Jahr entscheiden, zu dessen Beginn ich Dir und mir alles wünsche, was zu unserm wahren Wohle gereicht. —

* * *

An dieselbe.

26. Mai 1834.

— Berge! Berge! Kornfelder und Hölzer — kurz: Deutschland! — O Gott, was habe ich oft das Heimweh! — Wie will ich aber aus diesem vermaledeiten philiströsen Irdischenpfeifenlande so schnell loskommen, da ich, wenn ich meine Stelle aufgebe, nicht einmal Reisegeld habe, um anderswohin zu gehen? Es gefällt mir hier gar nicht mehr! Nein, kein Mensch, zu dem ich in einem vertraut freundschaftlichen Verhältnisse stünde! Es muß anders werden, ich will weg! Hier blühen mir keine Rosen! —

---

[1]) Das Taschenbuch „Lies mich“, Jahrgang 1834, Iserlohn Langewiesche, enthält, neben manchem sehr dürftigen, sechs Gedichte von Freiligrath: Afrikanische Huldigung, Die Todten im Meere, Der Wecker in der Wüste, Heiligenschrein, Vögel und Wandersmann, Der Mann im Walde, Des Räubers Begräbnis.

An die Geſchwiſter.

Amſterdam, 10. Nov. 1834.

Lieber Karl, Lina und Benda!

Zuerſt danke ich Dir, liebe Lina, für Dein Briefchen vom 19. Oct., worin Du mir von Deinem Beſuch des Naturalienkabinets ſchreibſt. Leider habe ich ſeitdem nichts Neues hier geſehen, und da ich Dir alſo nicht eine Beſchreibung mit der andern vergelten kann, ſo will ich Dir ſtatt deſſen eine hübſche Geſchichte erzählen. Nun paßt auf, Ihr drei, und ſpitzt die Ohren!

Knauſt un ſine drie Sühne [1]).

Twisken Wiärl und Sauſt, do wuhnde 'n Mann, und dei hede Knauſt, dei hadde drie Sühne, de eene was blind, de annre was lahm, un de drübde was ſplenternaket. Do gingen ſe mohl öwwer Feld, do ſögen ſe 'n Haſen. De blinne de ſchot en, de lahme de fienk en, der naaklige de ſtack en in de Taſken. Do kwämen ſe vör en gräut allmächtig Waater, do wören drie Schippe uppe, bat eene bat rann, bat annre bat ſank, bat drübde do was keen Buom inne. Wo kean Buom inne was, do gingen ſe alle drie inne; do kwämen ſe an en allmächtig grauten Wold, do was en graut allmächtig Boom inne, in den Boom was eene allmächtig graute Capelle, in de Capelle was een hageböken Köſter und een bußboomen Paſtäur, de beelden bat Wiggewaater mit Knüppeln iut.

Sielig is dei Mann,
dei den Wiggewaater entlaupen kann!

Nun iſt die Geſchichte aus! War ſie wohl nicht hübſch? Ob aber der Knauſt in Ampen, Oſt- oder Weſtönnen gewohnt hat, weiß ich nicht.

Wie geht es Dir denn auf Quarta, lieber Karl? Ich denke gut! — Was macht denn mein Schatz Bendeken? — Grüßt Eliſe, Nando und Gisbert von mir, und behaltet lieb Euren Euch mit der herzlichſten Liebe zugethanen Bruder Ferdinand.

* * *

An Lina Schwollmann.

2. Dez. 1834.

— Ich und Kaufmann! ach Du mein Göttchen!

Nun lies aber mal die Einlage! iſt das auf all den Jammer nicht ein Gaudium? Nun merke Du nur hübſch auf die Blätter für literariſche Unterhaltung, den Kometen, den Planeten, die Halle'ſche Literaturzeitung u. ſ. w.

[1]) Das Märchen ſteht, im Dialekt wenig anders, auch in Grimms Kinder- und Hausmärchen, 10. Aufl. 1872, Seite 534.

Morgenblatt, Abendzeitung u. ſ. w. habe ich hier. Ihr ſollt noch Euer aues Wunder an meiner Berühmtheit erleben! —

* * *

An die Mutter.

Amſterdam, 28. Dez. 1834.

Liebe, gute Mutter!

Dieſe Zeilen werden am Neujahrstage in Deine Hände gelangen. Wie rn möchte ich, ſtatt ihrer, ſelbſt hinüberkommen, und Dir mündlich ſagen nnen, was ſich auf dem Papiere zwar ebenſowohl ausſprechen, aber weder n einem treuen Druck der Hand, noch von einem freudigen In's Auge ehen begleiten läßt: mir auch in dem anzutretenden neuen Jahre, das der mmel Dir und Euch Allen ein geſegnetes ſein laſſen möge, Deine Liebe erhalten, wie Dir, theure Mutter, die meinige mit unwandelbarer Innig- t zugewandt bleibt.

Mögen dann auch die Looſe, welche uns das Schickſal in dem noch nkel vor uns liegenden Zeitabſchnitte beſtimmt hat, heiter oder trübe ſein das Bewußtſein deſſen, was wir einander auch in der Entfernung ſind, rd uns die Freude verklären und den Schmerz lindern — und mit dieſem danken, liebe Mutter, werde ich Dir, wie am erſten, ſo auch am elften ge des neuen Jahres im Geiſte nahe ſein.

Ich weiß nicht, wie es zugeht, aber indem ich dies ſchreibe, will es mir t naß in den Augen werden. In den Augen mag das angehen, auf n Papier aber ſieht es ſchlecht aus, und ich will Dir daher, um dem rwiſchen der Dinte durch ein herabpurzelndes Waſſerkügelchen vorzubeugen, r ſchnell Adieu ſagen. Adieu, liebe Mutter! — Alle Jahre wie im alten! in Ferdinand.

* * *

An die Geſchwiſter.

Amſterdam, 28. Januar 1835.

Meine Lieben!

Nun iſt es ſchon recht lange, daß ich Euch nicht mit der Ausführlich- t geſchrieben habe, mit welcher ich mich ſo gern mit Euch unterhalte. Die le Arbeit, mit welcher ich mich in dieſer Jahreszeit überhäuft ſehe, iſt uld daran geweſen; nun aber, da ich wieder mehr mein eigner Herr bin, ll ich auch nicht länger warten, ſondern meine Schulden Euch mit vollen ei Seiten abtragen.

Daß Ihr am Weihnachtsfeſte ſo reichlich vom Chriſtkindchen bedacht

worden ſeid, und die beiden Tage ſo froh und glücklich zugebracht habt, habe ich mit herzlicher Freude geleſen. Was hätte ich darum gegeben, wenn ich an Eurer Luſt hätte Theil nehmen, und unter den andern ſchönen Sachen auch Karls Uhr, Lina's Spinnrädchen und Bertinens Geſchichtenbuch und Gliederpüppchen bewundern können!

Nun, ich hoffe, daß Ihr alle drei der guten Meinung, welche das Chriſtkindchen von Euch zu haben ſcheint, Ehre, und ſeinen Euch ſo ſehr liebenden Stellvertretern, Mutter, Onkel und Tante, durch Fleiß und Folgſamkeit Freude machen werdet. Nicht wahr, das wollt Ihr thun? Es iſt mir in dieſem Augenblick, als ſähe ich Euch vor mir ſtehen, und hörte Euch alle, wie aus einem Munde: Ja! ſagen. —

Ueber Dein Zeugniß, lieber Karl, habe ich mich auch dieſes Mal recht gefreut! Wenn es auch nicht ſo gut ausgefallen iſt, wie das vorige, ſo thut dieß doch aus dem Grunde nichts, weil Du in den Dir fremden Gegenſtänden natürlich nicht gleich ſo zu Hauſe ſein kannſt, wie in denjenigen, welche auf der verlaſſenen Klaſſe getrieben wurden.

Aus dem ganzen Zeugniß leuchtet Dein guter Wille hervor, mit Deinen übrigen Mitſchülern Schritt zu halten, und wenn Du dabei bleibſt, ſo wird Deine Anſtrengung auch gewiß nicht unbelohnt bleiben. Kannſt Du auch noch immer mit dem kleinen lateiniſchen Wörterbuch fertig werden, oder mußt Du vielleicht ein größeres (etwa den Scheller), wie auch ein griechiſches Wörterbuch haben? Schreibe mir doch darüber. Bei den hieſigen Antiquaren ſind dieſe Lexica ſehr billig, für den vierten oder fünften Theil des Ladenpreiſes zu haben, und ich könnte ſie Dir gut beſorgen. Im Griechiſchen iſt Riemers Wörterbuch wohl das Beſte?

Weil Dir die vorige Geſchichte von Knauſt ſo gut gefallen hat, liebe Lina, ſo will ich Dir nächſtens auch mal eine von „ick no Walpe, du no Walpe, min Mann Cham, din Mann Cham, min Kind Grind, din Kind Grind, mine Weige Hippodeige, dine Weige Hippodeige, min Knecht Mach' mir's recht, din Knecht Mach' mir's recht u. ſ. w." erzählen, die Du dann auch dem Roſenblättchen wieder ſagen mußt. [1])

Und nun, mein herzliebes Bendeken, muß ich abſolut auch noch ein klein Stündchen mit Dir plaudern. Aus Lina's Brief habe ich geſehen, daß Du Oſtern auf die erſte Klaſſe kommſt, wozu ich Dir von Herzen gratulire, und Dich zugleich bitte, Eliſe, Nando und Gisbert beſtens von mir zu grüßen. Haſt Du auch ſchon viel in Deinem ſchönen Geſchichtenbuche geleſen, und ſind auch hübſche Bilder darin? Denkſt Du Dir auch zuweilen

[1]) Steht unter der Überſchrift „Das Hausgeſinde" a. a. O. S. 535.

noch einen Vers aus, wie: es schimmert noch immer mit lieblichem Schimmer u. s. w.?

Das Blatt ist zu Ende! Lebt recht wohl, mein Herz- und Kleeblatt, bleibt gesund und schreibt bald wieder Eurem Ferdinand.

* * *

An die Geschwister.

Amsterdam, 21. März 1835.

Meine Lieben!

Den schönen Tag, dessen wir uns hier zum Anfange des Frühlings heute zu erfreuen gehabt haben, glaube ich nicht besser beschließen, und die Müdigkeit, die ich mir auf einem tüchtigen Abendspaziergang geholt habe, nicht besser vertreiben zu können, als wenn ich mit Euch, meine Herzblätter, mal wieder ein Stündchen plaudere. Des Sonnabend Abends, wenn ich die Arbeit einer Woche wieder hinter mir habe, denke ich mich doch so gern in Eure Mitte, und so will ich denn auch jetzt ins grüne Stübchen treten, und Euch — denn Karl und Bertinchen treffe ich ja wohl zu Hause? — einen freundlichen guten Abend wünschen. —

Nicht wahr, das heißt schnell gereist? Eben war ich noch in Amsterdam, und jetzt bin ich schon im Steingraben, sitze zwischen Euch im Sopha, und danke Euch für Eure lieben Briefchen vom 28. Februar, in denen Ihr mir so viel Neues erzählt habt. — So, gebt mir Eure Hand, werft Bücher und Strickstrumpf weg, und erzählt mir, was Ihr gemacht habt, seit ich nicht bei Euch gewesen bin. — Wie geht es denn zuerst Dir, mein lieber Karl? Laß sehen, in was für einem Buche Du gelernt hast! — In Seidenstückers Griechischem Elementarbuche? Richtig! — Wenn ich heute Abend nicht durch die Luft gereist wäre, so hätte ich Dir gleich das versprochene Riemer'sche Lexicon mitgebracht; leider darf man sich aber auf solchen Reisen nicht zu schwer bepacken, und Du mußt Dich daher schon so lange behelfen, bis ich mal wieder mit einem vernünftigen Koffer im Schnellwagen herangerutscht komme. — Wie geht es Dir denn sonst mit dem Lernen? Macht Dir Alles noch Freude, und kommst Du gut mit den Andern von der Stelle? — Deklamirst Du auch zuweilen, und wirst Du Dich auch auf dem nächsten Actus hören lassen?

Aber wahrhaftig, ich muß mich auch 'mal auf die andere Seite wenden, und meinem lieben Bendeken zum Geburtstage gratuliren. Also: alles Glück zum neuen Jahre! Wenn es in meiner Macht stünde, so würde ich Dir jetzt für's Erste 'mal die Zeit still stehen, und Dich bis auf Weiteres neun Jahr alt bleiben lassen. „Ach, was dumm Zeug!" sagst Du, aber es ist mir

Ernſt, und ein Geburtstagsgeſchenk, wie dieſes, wäre gar ſo übel nicht. Was Du aber für ein gutes Kind biſt! Haſt mir ein Heißkölschen [1]) aufbewahrt, weil in Amſterdam keine gebacken werden.

Wo iſt aber Lina? — Auf dem Ball? — Ei, da muß ich auch noch hin. — Ich habe zwar meinen Königsberger Schlafrock an, und einen achttägigen Bart im Geſichte, aber das thut nichts. — Ei der Tauſend, was die Jungfer tanzen kann! — Walzer, Galopp, Quadrille — das geht, wie der Teufel, und der alte Amor dirigirt zum Entzücken: jeder Zoll ein Pas! Guten Abend, Lina! — Sie hört mich gar nicht einmal! „Guten Abend, Lina!" — Endlich hörſt Du mich! Wetter, Mädchen, was Du ſpringen kannſt! — Nun mußt Du aber mit mir walzen. Sieh', ich bin köſtlich zum Ball coſtümirt! Die ſchönen Pantoffeln von Dir und Bertine, mein dunkelgrüner, mit zarter Lämmerwolle gefütterter Gottfried, das verſchoſſene ſeidne Halstuch — auf dem ganzen Balle iſt kein ſolcher Anzug mehr, und Du brauchſt Dich nur gar nicht zu ſchämen, einen Ehrenſprung mit mir zu machen, und dem alten Amor dadurch zu beweiſen, daß ſeine Ermahnungen auf dem Schröder'ſchen Saale zu Detmold meinen Füßen noch in gutem Andenken ſind! —

Der Wächter bläſt auf dem Petrithurm elf Uhr. — Jetzt noch geſchwind in den Steingraben, Mutter, Karl und Benda eine gute Nacht und einen vergnügten Sonntag gewünſcht, Grüße an Schwollmann's aufgetragen, und, — da wäre ich wieder in Amſterdam — Gute Nacht, meine Lieben!

* * *

An Heinrich Jerrentrup in Paris.

Amſterdam, 18. April 35.

Mein lieber guter kleiner Kerl!

Dank, herzlichen Dank für Deinen langen letzten Berliner und kurzen erſten Pariſer Brief!

Aus Deiner intereſſanten Reiſebeſchreibung ſehe ich, daß Du nahe bei mir vorbeigedampft biſt! Spiegelberg, Spiegelberg, es iſt zum Raſendwerden! In mehr als drei Jahren haben wir uns nicht geſehen! Ich, und dieſen Sommer nach Paris kommen! Ach, Du lieber Gott! Während meine dichteriſchen Actien von Tag zu Tag ſteigen, iſt mein ſpießbürgerlicher Stern in cadente domo. Geld, Ausſicht, Muth — Alles zum Teufel! — Aber — hier meine Hand, und Du ſchlägſt ein! — wenn ich nächſten Herbſt noch hier, und nicht ſchon todt oder zu Schiffe bin, — ein Schurke, wer nicht mit dem Dünkircher bateau à vapeur nach Rotterdam in See, und

[1]) Heiß- oder Heitkölschen, Soeſter Faſtengebäck.

auf meiner Kneipe, zur Erinnerung an Frankreich, eine Flaſche Bordeaux ausſticht! NB. von dem ausſticht hört blos das ſticht zu dem in See! Dixi!

Die Rechenſchaft, die Du mir von der Anwendung Deines Berliner Aufenthaltes gibſt, hat mich erfreut, und in ihrer aufopfernden Ausführlichkeit ſelbſt gerührt. Du biſt und bleibſt mein kleiner Allerwelts-Heinrich! Beneidet hab ich Dich um das Colleg der Geſchichte der Philoſophie!! Nenne mir ein gutes Handbuch! Himmel und Erde müſſen mein ſein! — NB. NB. und noch einmal NB. ſofern die Mathematik dabei aus dem Spiel bleibt!

Deine Seekrankheit iſt eine gerechte Strafe dafür geweſen, daß Du mich bei Chamiſſo ſo verläſtert haſt, Du ſchwarze Seele! Nicht Pferdemiſt, ſondern Pferdeſchweiß rieche ich gern. Und eine bange Hitte bin ich auch nicht, ſondern gehe eben jetzt mit dem Plane ſchwanger, Schreiber u. d. g. auf einem Holl. Kriegsſchiffe zu werden, und nach Oſt- oder Weſtindien zu gehen. — Wahrhaftig — wenn alle Stränge reißen! —

Mit Schwab bin ich in eine ordentliche Correſpondenz gekommen. Du kannſt Dir nicht denken, wie herzlich und wohlwollend der Mann ſchreibt. Gerade ſo, wie er vor dem Almanach ausſieht. Sein letzter Brief iſt drei enge Seiten lang. Höre, als Commentar von Chamiſſo's Fragen: „Cham. ſchreibt mir in ſeinem letzten Briefe recht herzlich von Ihnen: dem ſollte man die Bruderhand reichen, und ihn warnen vor Manier." — Und das thut Schwab denn auch, ſo bieder und freundſchaftlich, daß ich bei Empfang ſeines Schreibens vor Freude nicht wußte, wohin. Das Morgenblatt hat kürzlich einige Gedichte, welche ich Schwab mitgetheilt, veröffentlicht.

* * *

An die Mutter.

Amſterdam, 8. Mai (1835).

— Iſt L. ſchon fort? — Sein Ziehen hat mich wieder viel an Amerika denken laſſen, und wenn alle Stricke reißen, wird das wohl noch das Beſte ſein, auch Karls wegen, der es in Europa noch weniger zu was bringen wird als ich, und deſſen Sinn und Thun noch bei weitem unweltlicher iſt als das meine.

Als poetiſche Neuigkeit melde ich Dir, daß Schwab ein paar Gedichte von mir im Morgenblatt hat abdrucken laſſen, die bei Francks Senſation gemacht haben. Er (Franck) ſagt aber, ſie ſeien zu düſter. Ich habe ihm auch den Muſenalmanach gegeben. — Sonſt die alte Leier; familiär werde ich mit den Leuten nie werden! —

* * *

An Heinrich Jerrentrup in Paris.

Amſterdam, 1. Juni 1835.

Du fragſt mich nach meiner βαιτ — Ach Du lieber Gott; ich wollte,

ich hätte Dich bei mir, um Dir Alles, was ich in dieſer Hinſicht auf dem Herzen habe, mitzutheilen. Auf dem Papier iſt es nur bitter, ein zum Theil ſelbſt verſchuldetes Unheil weitläufig auseinander zu ſetzen. Wenn ich nicht ſo glücklich ſein ſoll, Dich auf der Rückreiſe hier zu ſehen (auch aus dieſem Grunde wünſche ich es!!), ſo beſchwöre ich Dich, nicht meinet-, ſondern des edelſten und gefühlvollſten Mädchens willen, was je durch knabenhaften Unbedacht gekränkt iſt, bei Deiner nächſten Anweſenheit in Soeſt keine, auch nicht die leiſeſte Anſpielung auf ein, dann vielleicht gelöſtes, Verhältniß Dir zu erlauben, und auf alle Fragen mit einem entſchiedenen Nein zu antworten, — wenn ich Dir vorher nicht ausdrücklich zum Gegentheil Erlaubniß gebe. — Hätte ich mit meinem neunzehnten Jahre meine jetzigen Erfahrungen gehabt, ſo würde ich mich nicht gebunden haben, zumal da L. das Mißverhältniß der Jahre tiefer fühlt, als ich früher glaubte. Sie thut es allerdings mit Unrecht, denn es iſt ja eben ihr Herz und ihr Charakter, was ich an ihr liebe — dabei kommen ein paar laufige Jahre nicht in Betracht. — Jetzt kann ich ihr mein Verſprechen nicht löſen! — Bei einer neulichen Anweſenheit Francks in Soeſt iſt meine Lage zur Sprache gekommen; — Franck iſt ein Mann des Verſtandes; — aus ſeinen Reden glaubt ſie entnehmen zu müſſen, daß eben mein Verhältniß zu ihr meinem Fortkommen, was man nennt: Glückmachen, im Wege ſtehe, und ſchreibt mir mit blutendem Herzen — denn ſie liebt mich unausſprechlich — einen Scheidebrief. — Ich war die erſten Tage wie zerſchlagen! — Beim beſten Willen bloß durch Verhältniſſe einem Herzen, wie es wenige gibt, eine ſolche Wunde ſchlagen — danke Gott, daß Du das nicht kennſt. — Vor anderthalb Wochen habe ich ihr wieder geſchrieben, was ich als ehrlicher Mann thun mußte: — Ich betrachte ihren Brief als nicht geſchrieben, ſähe unſer Verhältniß nicht als gelöſt an, und entdeckte es in einem beigelegten Brief ihrem Bruder. — Glaube ſie, mit mir glücklich werden zu können, ſo ſolle ſie denſelben abgeben; ſeine Mitwirkung könne unſern Wünſchen nur förderlich ſein; — beſtehe ſie aber bei dem einmal Geſagten, ſo werde mir wenigſtens nach dieſem, die Redlichkeit meiner Abſichten genug darthuenden, Schritte, das Tragen einer trüben Erinnerung leichter werden. Ich bin noch ohne Antwort! — Fällt ſie verneinend aus, ſo lehrt Dich Dein eigenes Gefühl die Nothwendigkeit, in Soeſt etwaige Fragen beſtimmt und mit Delicateſſe abzuweiſen! — Anders konnte ich nicht handeln, und ich glaube, daß ich recht gehandelt habe. — Sage mir bald, ob Du es auch glaubſt; an Deinem Urtheil iſt mir viel gelegen.

Wie danke ich Dir für Deine herzlichen Aeußerungen! Ja, Alter, wir ſind wahrhaftig Freunde, in einem beſſern und edlern Sinne, als der, durch

welchen das Wort nur zu oft entweiht wird! — Sollte uns das Schickſal wohl je wieder auf längere Zeit vereinigen? O Gott, wie wünſche ich es! — wie habe ich gerade in der letzten Zeit Dich, Deinen Troſt und Deinen Rath entbehrt! —

Was mich oft mit dem Geſchick hadern läßt, iſt, daß ich den Meinigen noch Nichts thun, noch Nichts ſein kann, daß mein geringer Verdienſt noch zu nichts anderm hinreicht, als eben dieſen miſerabeln Leichnam zu füttern und mit ein paar Modelappen zu behängen. — O Gott, wenn ich an Lina und meine Geſchwiſter denke, vorzüglich an den argloſen unweltlichen Karl denke — ich möchte raſend werden. Wie will dieſes fromme, ſtille Kind durch die Welt kommen, da ich es faſt nicht kann! — Gott erhalte Dich!

Dein

Freiligrath.

Haſt Du Victor Hugo's neues Trauerſpiel Angelo, Tyrann von Padua, geſehen? Iſt Dir Victor Hugo ſelbſt ſchon unter die Augen gekommen? — Oder andere Celebritäten? — Schreibe! Wenn es Deine Caſſe erlaubt, ſo könnteſt Du mir wohl eine, aber doch nicht unelegante, complete Ausgabe des Molière kaufen. Was koſten Racine und Corneille?

Von Schwab wieder einen Brief erhalten, und Ausſicht auf mehrere; er ſchreibt nämlich: Setzen Sie Ihrer Unterſchrift jedesmal die Adreſſe bei, damit meine Briefe Sie nicht verfehlen.

* * *

An Heinrich Jerrentrup.

Amſterdam, 13. Juli 1835.

Ich bin an Geiſt und Körper wohler, als da ich Dir zuletzt ſchrieb. Ich habe kürzlich alle Sonntag das Nordſeebad bei Zandvoort hinter Haarlem gebraucht, was mir ſehr wohlthätig iſt. Auch geſtern war ich dort. Es war gerade ein herrrlicher, gewaltiger Wellenſchlag.

Geſtern vor 8 Tagen (wo ich bereits Sonnabend hinging, den Sonnenuntergang im Meere genoß, bis 12 Uhr am Strande dichtete, und im Badhauſe vom ſeligen Neptun träumte) ſah ich dort auch zuerſt den Componiſten Spohr, der mit ſeinen Frauensleuten die Saiſon in Zandvoort zubringt.

Herr, Reſpect — Durch Schwab habe ich Grüße von Uhland und ſeinen Auftrag erhalten, ihm, der in tiefe Studien über die Volkspoeſie verſenkt iſt, und demnächſt eine Sammlung von Volksliedern herausgeben wird, alte Niederländiſche Stücke dieſes Ca[libers?] einzuſenden. Ich bin jetzt ſtark am Suchen, und werde nächſtens an Uhland ſchreiben. Er iſt jetzt auf einer Reiſe am Niederrhein begriffen, und war vor acht Tagen in Cöln. Möglich, daß er auch Holland beſucht! Herr Gott, wie wollte ich mich freuen!

An Heinrich Jerrentrup.

Amsterdam, 24. Aug. 1835.

Hear, hear! — Respect! — Hut ab! — Silentium! —

Buchhändler Sauerländer in Frankfurt a. M. hat mir vor drei Wochen für eine in seinem Verlage erscheinende Uebersetzung der sämmtlichen Werke Victor Hugo's unter den schmeichelhaftesten Ausdrücken und zu einem Honorar von 22 Friedrichsdor die Odes et Poésies diverses angetragen. Die Arbeit muß Ende Oktober fertig sein. Ich habe zugesagt, arbeite des Nachts wie toll, und ein Theil des Manuscriptes ist schon in Frankfurt. Dr. Eduard Duller, dessen Name Dir, obgleich Du nicht Belletrist bist, auch schon zu Ohren gekommen sein wird, hat bereits Proben meiner Uebersetzung in seiner auch bei Sauerländer erscheinenden Zeitschrift Phönix drucken lassen, und mir einige sehr artige Zeilen geschrieben, worin meinen Sachen, eignen wie übersetzten, einmal über das andere, das Epitheton trefflich ertheilt wird. — Du siehst hieraus, daß mein Licht anfängt, sich durch den Scheffel durchzubrennen. Ohne mich schon jetzt durch all diese Geschichten von meinem Berufe ganz abwenden zu lassen, sage ich doch für Nichts gut, was in der Folge noch geschehen kann. Verschaffen mir meine Lieblingsbeschäftigungen etwas Sicheres, so thäte ich Sünde, wenn ich mich noch länger in dieser leidigen Halbheit herumtreiben wollte.

* * *

An Lina Schwollmann.

Amst., 31. August 1835.

Auch mit Uhland correspondire ich nach Noten. Vorgestern habe ich einen vier große Seiten langen Brief von ihm gekriegt. Die neueste Auflage seiner Gedichte mit seinem Bildniß hat er mir zum Geschenk gemacht, und sie ist jetzt unterwegs und wird wohl bald hier sein. Schwab hat uns aneinandergebracht, und die Veranlassung dazu gab Uhlands jetziges Studium der altdeutschen Volkspoesie, deren Spuren er auch in Holland verfolgt, und wozu ich ihm durch das Aufsuchen alter Lieder, Ankauf von Büchern u. s. w. behülflich sein muß. Es ist wahrlich eine Freude, mit den Männern so genau in Berührung gekommen zu sein. Uhlands Briefe charakterisiren ihn ganz als den innigen tiefen Dichter; Schwab ist die Freundlichkeit und Herzlichkeit selbst.

Uhland wird seine Studien über das deutsche Volkslied bald in einer besonderen Schrift niederlegen. Er will, sagt er mir, „das zerblätterte Liederbuch altdeutschen Volksgesanges, soweit es jetzt noch dem Einzelnen möglich ist, in seiner ächten Gestalt herstellen."

An dieſelbe.

Amſterdam, 27. Okt. 1835.

— Der Muſen-Almanach iſt allerdings für Dich. Der Tod des Führers iſt von mir das Beſte, und vor vierzehn Tagen von der Mamſell Lindner im Muſeum zu Frankfurt deklamirt worden. Von der Familie des hieſigen Buchhändlers Müller habe ich gewaltige Elogen darüber hören müſſen. — Der Sapperments-Hugo, von dem jetzt übrigens ¾ fertig ſind, läßt mich gar nicht zu Athem kommen, und ich will meinem Schöpfer danken, wenn ich dieſe ſataniſche Nachtsarbeiterei erſt hinter mir habe. —

* * *

An Ludwig Merckel.

[Amſterdam], 27. Nov. 1835.

Theurer Merckel!

Wenn ich mich recht erinnere, ſo gab ich Dir in meinem letzten Wiſch das Verſprechen, ganz gewiß zur Andreasmeſſe bei Dir vorzuſprechen; leider habe ich die Zeit dazu aber faſt verdämmert, und wenn der Winter dieſes Jahr ſich an der Werre ebenſo früh einſtellt, als am Y, ſo macht der alte Burſch dem Sprichwort mehr Ehre als ich meinem Verſprechen. — Zwei oder drei Tage werden aber wohl nichts ausmachen, und ein Stück Honigkuchen iſt hoffentlich auch noch für mich übrig geblieben. — Und ſo ziehe ich denn meinen Styl (den ich zu dieſem Zweck, wie Du aus andern Gründen früher einmal den Deinigen, wohl ſo ſtrack und ordentlich wie einen Beſenſtiel wünſchen möchte), aus dem Stall, ſattle und beſteige die buglahme Kracke, und trotte, ſo gut es gehen will, auf ihr ins Lippiſche Land, das gelobte Land der Style.

Eine ſolche Reiterei hat aber doch wahrlich ihr Fatales. — Wenn es noch mit dem ſimpeln Ritt durch die Luft bis vor Deine Kneipe gethan wäre! Wenn ich dann noch, nachdem mein Gaul eine zierliche Capriole geſchnitten, ich aber mit der rechten Hand den erſten freundlichen Gruß ins Fenſter gewinkt hätte, abſpringen und das Weitere an einem knatternden, mit Holz aus den Umgebungen des Kreuzkruges wohl gefüllten Dezemberwindofen verhandeln könnte! — Leider haben aber Beſuche p. Styl das Eigene, daß man, ſo lange ſie eben dauern, zu Gaule bleiben muß; und ſo muß denn auch ich Aermſter, ſo lange ich jetzt mit Dir ſpreche, es vom Rücken des widerſpenſtigen Thieres herabthun, das unter mir herumzuckelt, als hätt' es den Teufel im Leibe. Nimm's ihm nicht übel! Es iſt ſonſt doch ein gutartiger Klepper, willig und demüthig, und ich habe mir noch nie einen geiſtigen Wolf auf ihm geritten.

Brr! Still gestanden! — Hat mich sehr gefreut, Alter (ich meine jetzt Dich und nicht meinen Styl, was ich, da ich auch beide im Verlauf dieses Briefes wahrscheinlich durcheinander anreden werde, zur Vermeidung von Mißverständnissen ein für allemal bemerke), hat mich sehr gefreut, nach vollen dritthalb Jahren mal wieder was von Ew. Liebden zu hören. Habe mit sonderbarem Interesse gelesen, was Ew. Liebden mir über Dero Eigene Person, etwelche Gönner und Freunde, und über die Zustände Detmolds im Allgemeinen mitzutheilen belieben. Dero Relation hat einen armen Poeten, als welcher hiemit pflichtschuldigst seinen gehorsamsten Dank abzustatten nicht verfehlen wollte, über die Maaßen amüsiret und kann derselbe — o Du verfluchte Bestie, aus der ersten in die dritte Person zu setzen! — Ew. Liebden versichern, daß Dero Sendschreiben vierzehn Tage in der Seitentasche seines Rockes hospitirte, nebst dem Victor Hugo seine einzige Lectüre ausgemacht, und ihn wahrhaft erhoben und erbauet hat. Einen nicht minder erheiternden Eindruck haben die gütigst beigelegten Kupferstiche (so nennt ja auch Claudius im Wandsbecker Boten das Rembrandt'sche Conterfei des hebräischen Riesen Goliath) auf Aug' und Geist erwähnten Laurentii (scil. Kindlein) gemacht, namentlich die, mit unverkennbarer Liebe aufgefaßte und ausgeführte Vista eines hochfürstlichen Schlosses cum adjacentibas regionibus, als welche ein Holländer Slotzigt nennen würde. Ich — Aha, Männeken, lenkst Du ein? — muß wirklich gestehen, daß mir gerade dieses Bild sehr werth ist. Es ist ein Commentar zu dem, was Du mir über die fortschreitende Cultur des Lippischen Babylon sagst. Diese Kastanien, diese Fontainen, diese Säulen mit den Schlangen darauf (von denen ich leider nicht weiß, ob sie von der Schlange des Aeskulap oder der Hygiea, oder von Moses kupferner abstammen) — mir legen sie alle Zeugniß ab von dem Geiste, der in Euren Mauern weht! Und nun der Soldat — und der kleine gebrechselte Herr, der mit seinen Damen nach dem Falkenkruge pilgert, und auch das fröhlich mithüpfende Product seiner Nachtwachen — ich meine das zierliche Söhnlein — vom Gausmann-Bayerschen Biere nippen lassen will. Ich habe so als meine Conjecturen angestellt — so als! o Styl, nicht so legèr, wenn ich bitten darf — wer dieser zierliche Herr sein mag. Daß er weder dem Wehr- noch Lehr-, sondern dem Nährstande angehört, sieht man ihm an der Nase an.

Du willst also wissen, was ich anfange, Lieber! — Ach Gott, leider nicht viel Gescheutes! — Erlaß mir alle Referate über mein äußeres Leben. Es ist und bleibt der alte Schlendrian. Uebrigens denke ich, daß ich im nächsten Jahre mal eine Aenderung hineinbringen muß — möge auch draus werden, was da wolle. Ich tauge auf die Dauer nicht in dieß auf Häringen gebaute Nest! Ehe ich wieder auf einer comfortablen poetischen Kneipe sitze,

und in einer Lage bin, wo meine Lieblingsbeſchäftigungen dem, was ich ex officio thue, wenigſtens nicht ſo ſchnurſtracks entgegenlaufen, wie jetzt, wird mir nie wohl! —

Alſo mein inneres Leben, meine Poeterei! — Der Teufel mag wiſſen, woher es kommt, daß ich von den Allotrien nicht laſſen kann, um ſo mehr, als ich Dich — die Hand aufs Herz! — verſichern kann, daß Nichts, was ich bisher gemacht, mir ſelbſt genügt, wenn ich mich freilich auf der andern Seite auch wieder wundern muß, wie ich nur je dazu gelangen konnte, mich ohne Führer durch einen ſolchen Wuſt von Ungeſchmack, wie ich ihn wirklich hinter mir habe, zum Theil aber auch noch mitten drin bin, wenigſtens zu meinem jetzigen Standpunkt durchzuarbeiten. — Eh bien! ich bin, wo ich bin, und will's Gott, ſo werde ich auch noch weiter kommen! Meine Sachen im Muſen-Almanach haben mehr Weſen gemacht, als ich je vermuthet hätte. Sie haben mir Männer zu Freunden gemacht, auf deren nähere Bekanntſchaft ich wahrhaftig pochen könnte, wenn ich nicht ſo demüthig wäre. Mit Schwab und Uhland correſpondire ich und habe beſonders Schwab, der mir mit einer wahren wohlthuenden Herzlichkeit entgegenkam, viel zu danken. Er hat mich auf Klippen aufmerkſam gemacht, an denen ohne ſeinen Rath das Schiff meiner Poeſie ſicher geſtrandet wäre, und daß er mich auch ſonſt zu fördern ſucht, möge Dir u. A. der Umſtand beweiſen, daß, wenn ich eine Auswahl meiner Gedichte veranſtalten will, mir Cotta's Verlag offen ſteht.

Jetzt bin ich mit einer Ueberſetzung von V. Hugo's Odes und Poésies diverses beſchäftigt, welche, wie Dir aus den Dir im October geſandten Proben bekannt iſt, für die deutſche Geſammtausgabe der Hugo'ſchen Werke, welche bei Sauerländer in Frankfurt erſcheint, beſtimmt iſt. S. forderte mich in einem mit Buchhändlerſchmeicheleien wohl geſpickten, ſehr artigen Briefe dazu auf, und da ich die 25 Piſtolen Honorar doch auch gebrauchen konnte, ſo nahm ich's an. Jetzt, wo ich faſt fertig bin, habe ich aber den Moraliſchen. Ich fürchte, daß das ganze Machwerk nichts werth iſt, und daß mich die Recenſenten arg mitnehmen werden. Der eine oder andere wirft mir gewiß den Schlegel-Shakeſpeare'ſchen Vers aus Pyramus und Thisbe im Midsummer Night's Dream:

„Den wohlgehörnten Mond d'Latern z'erkennen giebt"

in die Zähne. Ich habe nämlich auf eine ganz unverantwortliche Weiſe elidirt, auch vor Conſonanten. — Im Februar oder März wird das Bändchen wohl verſandt werden können, und ich ſchicke Dir dann etwelche Exemplare für Dich und zum Vertheilen, wenn Du's erlaubſt. — Nur bitte ich um Deine Nachſicht! — Wenn Du mir, wie ich hoffe, vor der genannten Friſt ſchreibſt, ſo beurtheile doch vorläufig das, was ich Dir ſchon geſchickt.

Daß mich das Lipp. Magazin gnädig beurtheilt, hat mir recht wohl gethan, und wenn Du ohne Mühe und Kosten einmal gelegentlich die betreffende Nummer unter meine Augen bringen könntest, so würde mich das freuen. — Deiner freundlichen Aufforderung zur Mitarbeiterschaft habe ich vorläufig Genüge geleistet, und werde in der Folge gern mehr schicken. [1]) Wie ist denn eigentlich Plan und Tendenz des Blattes? Wahrscheinlich utile dulci? Kartoffeln und Nektar? Du solltest Deine satyrische Ader aber einmal darin springen lassen, Alter! NB. über Eure gesellschaftlichen Zustände; ums Himmels willen nicht über die Mondlaterne Deines Freundes Hermann Ferdinand! Wie ein Traum dämmert es, beim Schreiben dieser beiden Vornamen in mir auf, daß Du Simon Ludwig heißt. [2])

Ach, Alter! nun werde ich in diesem Augenblicke so lyrisch gestimmt, daß ich mich vor Dich hinsetzen und heulen möchte, wie ein Kind. Gott weiß, wie es zugeht, aber es ist wahr! und ich wollte, daß wir in diesem Augenblick bei einander seyn, in der Stegevirias lesen, und allerlei Erbauliches vom jenseitigen Schweizerlande reden könnten. — Ich glaube, ich muß bald sterben, und bitte dann um ein: Have, pia anima! —

Uebrigens muß ich mich fast schämen wegen der Planlosigkeit und des Durcheinanders dieses Geschmiers, halt's mir zu Gute! Mein nächster Brief soll ordentlicher und vernünftiger sein. Ich muß diese Nacht noch ein Packet für Sauerländer zurecht machen, und bin daher so rhapsodisch — überhaupt macht mich der Hugo halb verrückt, d. h. nicht das Uebersetzen, sondern der Inhalt der Oden an und für sich. Man glaubt in einigen die Apokalypse zu lesen — eine entsetzliche Phantasie hat der Kerl, und wenn ihn Tieck auch in seiner Reise ins Blaue gewissermaßen in den Bann thut, so bleibt er doch ein Hauptpoet.

Aber es wird wahrlich Zeit, meinem Brief ein: Monsieur, prenez la poste! zuzurufen. Der Nachtwächter vor meinem Fenster ruft nicht zwölf, sondern Twaalf, draußen friert es, daß es kracht, und

Den Mond durch Nebel scheinen
Hoch überm Thurme sieh
Wie einen
Punkt über einem i!

Mit wieviel kann man in Detmold als Junggesell jährlich auskommen? Warum ich meist Orientalia besinge? — Ich weiß es wahrhaftig nicht

[1]) Jahrgang 1835 des Lipp. Magazins enthält Heinrich den Seefahrer, sowie Den Derwisch und Das Lebewohl der arabischen Wirtin nach Victor Hugo.

[2]) Richtig: Ludwig Adolf.

— „Spiritus flat ubi vult“ hat Hugo dem 4. Buche der Oden als Motto vorgeſetzt.

Geht für die Lyrik in Deutſchland denn wirklich ein neuer Frühling auf, und finden Chamiſſo, Pfizer, Lenau u. a. überall Anklang? — Ich bin in Ponto und weiß von nichts.

Grüße auch H. Ich wollte, ich wäre ein Bäcker. Der hat doch immer ſein Brod, und wenn er auch ſchier dabei verhungern müßte.

Deine Vorliebe für Tieck theile ich. Seine dramatiſchen Märchen ſind köſtlich. — Ich habe kürzlich zwei ältere Proſaiſten, Hippel und Ernſt Wagner, mit wahrem Genuſſe geleſen.

Truely and ever Yours
F. Freiligrath.

* * *

An Bruder Karl.

Amſterdam, 26. Januar 1836.

Mein lieber Bettenhäuſer!

Wie leid hat es mir gethan, aus Deinem letzten lieben Briefe zu ſehen, daß ich die unſchuldige Urſache geweſen bin, Dich auf 14 Tage zum Bürger der langweiligen Stadt Bettenhauſen zu machen! Du armer Junge! hätte ich nicht den unglückſeligen Einfall gehabt, Dich nach A. R. zu ſchicken, ſo hätteſt Du den fatalen Sturz nicht gethan, und wärſt geſund und friſch geweſen, wie immer! Wer konnte aber auch an ſo was denken! Nun, es iſt gut, daß Du jetzt wenigſtens wieder ſo weit biſt, daß Du der Stadt Bettenhauſen Adieu haſt ſagen können, und ich hoffe, aus deinem nächſten Briefe ganz über Dein Befinden beruhigt zu werden.

Dein Zeugniß iſt diesmal ja recht gut ausgefallen, und ich habe mich von Herzen darüber gefreut!

Vorige Nacht träumte mir, daß ich mit Dir und Lina oben auf meiner Stube geweſen ſei. Alles war noch darauf wie ſonſt, nur ſtand der Sekretair nicht mehr darauf, was mich recht wunderte. Uebrigens warſt Du wieder ganz flink auf den Beinen, und ich will dies als ein gutes Omen für Dein Knie anſehen. Wer jetzt Liebhaber von Muſik iſt, hat in Amſterdam reichlich Gelegenheit, ſeine Neigung zu befriedigen. Es ſind dieſen Winter nämlich eine Menge berühmter Virtuoſen hier, die Concert auf Concert geben, ohne daß ich für meine Perſon (auf lat. equidem) bis jetzt ein einziges beſucht hätte. Die berühmteſten jener Muſikanten ſind: Moſcheles, Kalliwoda, Bärmann und die beiden Brüder Eichhorn, welche ſich heute Abend hören laſſen. Von dieſen beiden kleinen Violinvirtuoſen iſt der älteſte

13 und der jüngste 11 Jahre alt, und dabei sind sie solche Meister auf ihrem Instrument, daß alles durch sie bezaubert wird. Sie haben sich schon in beinahe allen Hauptstädten Europas hören lassen.

Da Du mein lieber Bettenhäuser bist, so schreibe ich Dir heut allein. Die andern mußt Du herzlich von mir grüßen; ich werde nächstens allen antworten. Aus Linas und Bendas Briefen habe ich gern gesehen, wie reich Euch das Christkindchen bedacht hat. Lina kannst Du wohl sagen, daß das Bild über dem Briefe allerdings Amsterdam vorstellen soll.

Und nun lebe von Herzen wohl, lieber Karl! Werde bald wieder besser, und behalte lieb deinen treuen Bruder Ferdinand.

* * *

An Hermann von der Heydt.

Amsterdam, 5. Februar 1836.

Sie wünschen etwas Näheres über mich und meine Verhältnisse zu erfahren, ein Wunsch, dem ich leicht genügen kann, da mein Leben, seit wir uns zuletzt sahen, so arm an Ereignissen und Aenderungen gewesen ist, daß sich die Geschichte desselben in den letzten drittehalb Jahren füglich in eben so viele Zeilen zusammenfassen läßt. Meine Stellung bei Sigrist ist dieselbe, die sie vor drei Jahren war; Bekanntschaften suche ich nicht, was freilich für einen Kaufmann immerhin eine falsche Maxime ist, und lebe daher ziemlich eingezogen; mein Umgang beschränkt sich auf wenige Familien, und die Zeit, die ich mir vom Geschäft abmüßigen kann, verwende ich meist auf wissenschaftliche Bestrebungen oder leichtere Lectüre, worin ich immer eine innere und mehr zusagende Erholung finde, als in dem leidigen Kartenspiele, vor dem ich ein innerliches Grauen habe, und, wenn mich mein böses Geschick 'mal an einen Spieltisch führt, nur Langeweile und Abspannung davontrage. Ganz an meinem Platze — das fühle ich wohl! — bin ich hier nicht, und wenn ich einmal Gelegenheit haben sollte, meine jetzige Stellung mit einer solchen zu vertauschen, die mich mein äußeres mehr mit meinem innern Leben in Einklang bringen ließe, so würde ich dieselbe um so weniger unbenutzt vorbeigehen lassen, als auch mein für Amsterdam und sein theueres Pflaster immerhin sehr mäßiges Salair von 800 fl. mir eine Verbesserung meiner Lage wünschenswerth, und sogar nothwendig macht. Eine Erleichterung im vorigen Jahr haben mir allerdings meine literarischen Beschäftigungen verschafft, und da Sie die Güte haben, derselben auf eine so freundliche, freilich nur zu nachsichtsvolle Weise zu gedenken, so hoffe ich, daß Sie es mir nicht für Unbescheidenheit auslegen werden, wenn ich dieselben hier mit kurzen Worten berühre. Die leidige Wuth, Verse zu machen, greift

zu tief in mein Leben ein, als daß ich, wenn ich über mein Thun und Lassen eine vollständige Beichte ablege, ganz darüber schweigen dürfte.

Daß ich schon lange Reime geschmiedet, ist Ihnen vielleicht aus Westphälischen Zeitblättern und Taschenbüchern bekannt; ich glaube aber wohl eine neue Epoche für mein — wenn ich es so nennen darf — Dichten von der Zeit an annehmen zu dürfen, wo ich anfing, meine Versuche in dem Chamisso-Schwab'schen Musen-Almanach mitzutheilen. Sie haben in so glänzender Gesellschaft mehr Glück gemacht, als ich je erwartet hätte, und mir außer der immer zweideutigen Gabe günstiger Recensionen die nähere Bekanntschaft eines Schwab, Uhland, Pfizer u. A., von denen ich namentlich mit Ersterem, der mir auf die wohlwollendste und aufmunterndste Weise entgegenkam, in ununterbrochenem Briefwechsel stehe, erworben. Fast wäre ich auch vorigen Herbst mit dem jungen Deutschland in nähere Verbindung gekommen, mein guter Genius hat mich aber noch glücklich an dieser Klippe vorübergeführt. Gutzkow nämlich, der mich durch die ihm früher befreundeten Stuttgarter Dichter kannte, empfahl mich dem Buchhändler Sauerländer in Frankfurt zur Uebersetzung eines Theiles der von diesem projectirten deutschen Ausgabe des Victor Hugo, und ich, der ich damals die fluchwürdige Tendenz dieser, seitdem von Menzel hinlänglich gebrandmarkten Schule noch nicht so kannte, sagte gern zu. Zum Glück überwarf sich Gutzkow bald darauf mit Sauerländer. Der Hugo wird jetzt nicht von ihm, sondern von Dr. Adrian eingeleitet werden, und die flüchtige Berührung, in die ich mit Gutzkow gerieth, ist, Gott sei Dank, ohne weitere Folgen vorübergegangen. Uebrigens wird meine Uebersetzung der Oden und Vermischten Gedichte, in denen sich Hugo beiläufig nicht nur von einer viel würdigern Seite, als in seinen Dramen, sondern in einigen selbst von echter Religiosität durchdrungen zeigt, noch in diesem oder doch im folgenden Monate erscheinen, und ich werde mir s. Z. erlauben, Ihnen ein Exemplar davon einzusenden. Vielleicht, wenn ich Zeit gewinnen kann, erscheint auch in diesem Jahre noch eine Sammlung meiner Gedichte; Freiherr v. Cotta hat mir unaufgefordert den Verlag seiner Handlung dazu angetragen.

Sie haben freilich Recht, daß der Merkur nicht recht zum Apoll und den Musen paßt. Es ist und bleibt eine Association, wo es immer kleine Reibungen giebt; ich tröste mich aber damit, daß fast alle Poeten, von Hans Sachs an, mehr oder weniger die Poeterei dazu treiben mußten, und daß es am Ende einerlei ist, ob man die Zeit, die man den Musen widmet, dem Merkur, oder der Themis, oder sonst einem Gott, oder einer Göttin, abzieht. Und nun übergenug von einem Gegenstand, über den ich ohnehin schon weitläufiger geworden bin, als ich es gesollt hätte!

An einigen der im Druck erſchienenen Predigten Ihres F. W. Krummacher habe ich mich wahrhaft erbaut! Wenn ſein Vortrag dem Fluge ſeiner Gedanken gleicht, ſo muß er hinreißend ſein!

Ihren lieben Eltern und Geſchwiſtern richten Sie wohl meine herzlichen, freundlichen Grüße aus! Der lieben Nichte Liſette habe ich auch einen Gruß von Frau Müller auszurichten. Ich bin ſeit ungefähr vier Monaten ſehr wohl in der Müller'ſchen Familie (Deutſche Buchhandlung, Firma: J. Müller u. Co.) aufgenommen, und genieße, als wildfremder Menſch, der ich Müller bloß durch ſeine Poeterei bekannt war, viel, ſehr viel Freundſchaft von dieſen guten Leuten.

* * *

An Karl Freiligrath.

Amſterdam, 6. Febr. 1836.

Heute nur zwei Worte herzlichen Dankes für Dein letztes liebes Briefchen, aus dem ich zu meinem herzlichen Bedauern ſehen muß, daß Du armer Junge noch immer nicht recht wieder auf dem Strumpfe biſt, und nur noch an meinem Ziegenhainer herum humpeln kannſt. Möchteſt Du doch bald ganz von den Folgen des böſen Falles befreit ſeyn!

Vorläufig habe ich Dir zur Vertreibung der Langeweile mit der Fahrpoſt von vorgeſtern zwei Bücher, ein Deklamir- und ein Märchenbuch, als Dein, Linas und Bendas gemeinſchaftliches Eigenthum geſchickt. Ich wollte ſie Euch ſchon zu Weihnachten ſchicken, hielt ſie aber zurück, weil Ihr, da ich nicht ganz frankiren kann, immer das theure Porto davon habt. Da Du aber jetzt ſo an's Zimmer gefeſſelt biſt, ſo wollte ich Dir doch in etwa die Langeweile vertreiben helfen, und es ſoll mich freuen, wenn mein Zweck erreicht wird. Aus dem Märchenbuche müßt Ihr Schwollmanns Kindern recht viel erzählen!

Das muß in Soeſt ja eine rechte Rumpelei mit den Wintergewittern ſeyn! — Hier iſt faſt alle Nacht Feuer; wenn es aber auch nur dreißig Schritt von meinem Hauſe iſt, ſo bleibe ich doch ruhig im Bett liegen und laſſe die Nachtwächter „Brand!" rufen und die Spritzen vorbeiraſſeln, ſo viel ſie wollen. —

Die beiden kleinen Gebrüder, welche auf der Violine ſo excelliren, habe ich nun auch gehört. Sie heißen, wie Du weißt, Eichhorn, geriethen in einen entſetzlichen Streichzorn, und ſtrichen die Geige ſo, daß ich meinen Leichdorn (am kleinen Zehen vom linken Fuß) ganz vergaß, ſo malitiös er mich auch peinigt. — Es iſt aber doch etwas Außerordentliches mit den kleinen Kerls, und ich wollte, daß auch Ihr ſie 'mal hörtet.

Grüß Gott, Alter! — Werde bald wieder beſſer und ſchreibe bald wieder

Deinem

treuen Bruder

Ferdinand.

* * *

An Lina Schwollmann.

Amſterdam, 27. Febr. 1836.

Da wäre ich denn endlich frei — frei dieſen Sommer, wie der Vogel in der Luft, aber wahrſcheinlich auch mit nicht viel mehr Moneten verſehen, als es der Vogel iſt! Das macht aber nichts! Etwas im Sack habe ich immer noch, wenn ich zu Euch komme; dann ſammele ich flugs meine Gedichte, wenn Du es erlaubſt, und laſſe mir von Cotta wenigſtens 3—400 Gulden dafür blechen, 200 Gulden werde ich bis Juli auch bei Sauerländer wieder gut haben — kurz, es werden auch in pecuniärer Hinſicht ganz paſſable Zeitläufte ſein. Bin ich dann erſt 'mal dort, ſo wird ſich das Uebrige ſchon finden! Vorläufig wollen wir Gott danken, daß ich hier los und nicht mehr auf die Launen eines Mannes angewieſen bin. Der Teufel hole das Mäcenatenweſen! Noch einmal: Gott ſei Dank, daß ich ſo weit bin! So gut wie hier werde ich's überall finden!

Herr Gott, wie freue ich mich, 'mal wieder nach Soeſt, zu Euch, zu Dir zu kommen! Du biſt gewiß in der letzten Zeit wegen meines Schweigens traurig und böſe über mich geweſen — lies aber nur meinen Brief an die Mutter, und Du wirſt mir verzeihen! — Ich bin noch immer von Herzen unwohl, des Abends legt ſich eine bleierne Schläfrigkeit über mich; Kopf- und Leibweh nehmen kein Ende — ich wollte, es wäre erſt wieder Frühjahr! Ich bin überzeugt, daß ich ganz friſch ſein werde, ſobald ich meine Lebensweiſe ändern kann.

Meine Ueberſetzung der Hugo'ſchen Oden erwarte ich mit jedem Tage von Frankfurt. Sauerländer hat ſie bereits in einer weitläuftigen Anzeige ſeiner Ausgabe des Hugo in der Augsburger Zeitung als meiſterhaft ausposaunt. Es ſoll mich wundern, was die Kritiker damit machen — ich ſelbſt bin am wenigſten zufrieden damit.

In der erſten Nummer des diesjährigen Phönix findeſt Du ein Gedicht von mir, das ich auf Dr. Dullers ausdrücklichen Wunſch für den Beginn des neuen Jahrganges machte.

Nun wundere Dich einmal: Dr. Duller, mit dem ich auf einem ſehr freundſchaftlichen Fuße ſtehe, will für ein Taſchenbuch, das er aufs Jahr

1837 herausgiebt, Gedichte von mir, mein Portrait und mein Facsimile! Ist das nicht stark? Er kriegt aber nur die ersten und das letzte. Malen habe ich mich ja noch nicht lassen, und dann wäre es, glaub' ich, auch Anmaßung, schon jetzt aus einem Kupferstich in die Welt zu gucken!

Und weil ich nun ein Freiherr bin, will ich, nachdem ich Dich um baldige Antwort gebeten, einen entsetzlichen Submissionsstrich machen.

Dein Ferdinand.

* * *

An Hermann von der Heydt.

Amsterdam, 29. März 1836.

Sie sind mir gewiß recht böse, daß ich Ihren freundlichen letzten Brief erst so spät beantworte, und gewissermaßen erst durch die gefällige Einsendung des schönen Krummacher'schen Gedichts, wofür ich Ihnen recht herzlich danke, daran erinnert werden mußte. Ganz von Schuld freisprechen will ich mich nicht, denn, was sollte ich's leugnen, ich habe mich seit einiger Zeit einer sträflichen Trägheit in meiner Correspondenz ergeben; wenn Sie aber erwägen, daß diese Trägheit eine Folge verschiedener äußerer Umstände war, unter welchen ich namentlich hervorhebe: ein fatales, längeres Unwohlsein und — das Nehmen meiner Entlassung aus dem Hause Sigrist, so hoffe ich, wenn auch nicht gerechtfertigt, aber doch entschuldigt bei Ihnen zu sein.

Ueber meinen plötzlichen Austritt bei Sigrist wundern Sie sich gewiß. Im Allgemeinen finden Sie die Motive zu diesem Schritte schon in meinem vorigen Briefe angedeutet. Die unmittelbare Veranlassung, mein schon lange genährtes Vorhaben zu verwirklichen, war kurz folgende. Herr Franck versprach mir vorigen Sommer in den bestimmtesten und wohlwollendsten Ausdrücken, ohne die geringste Bewerbung meinerseits darum, den durch den Austritt seines diesen Frühling nach Baltimore abgehenden Vetters B. zu erledigenden Spediteurposten. Jetzt nun, wo es darauf ankam, sein Wort zu halten, giebt er den Posten einem Andern, und wenn ich auch in anderer Hinsicht nicht böse deßhalb bin, so wurmte mich das Ding doch eben darum, weil es ein miserables Nichtworthalten war. Wenn ich hätte bleiben wollen, so bin ich überzeugt, daß es mir ein Leichtes gewesen wäre, mein Salair durch eine einfache Bitte um ein paar hundert Gulden zu erhöhen. Es wäre dies auch allerdings das Vernünftigste gewesen; leider Gottes bin ich nun aber einmal so constitutionirt, daß ich Inconsequenzen, wie die eben angegebene, nicht wohl verdauen, und es nicht vertragen kann, wenn man mich wie ein Stück Holz nach Belieben hierhin und dorthin schieben will, ohne daß ich das Maul aufthun soll. Ich entschloß mich also kurz, reichte meine

Demiſſion ein, und bin jetzt mit dem Ordnen meiner Bücher und Scripturen beſchäftigt, ſo daß ich binnen Kurzem von hier werde abreiſen können. Den Sommer werde ich bei meiner Mutter in Soeſt zubringen, theils um meine Geſundheit zu befeſtigen, theils um einige ſchriftſtelleriſche Arbeiten zu vollenden, und gegen den Herbſt denke ich, mich nach Frankfurt oder Leipzig zu wenden, wo ich mit Leichtigkeit eine Stelle zu finden hoffe, die wenigſtens ſo gut iſt, wie meine jetzige, beiſeite geſetzt, daß ich mich dann im Mittelpunkt des literariſchen Treibens Deutſchlands befinde.

Meine Ueberſetzung von Hugo's Oden dachte ich ſchon dieſem Briefe beifügen zu können. Obgleich der Verleger aber das Manuſcript ſchon ſeit Mitte Januars in Händen hat, ſo habe ich doch noch bis jetzt vergeblich auf die Erſcheinung des Bändchens warten müſſen. Sobald es heraus iſt, erhalten Sie es, wie ſpäter auch die Chants du Crépuscule, die ich ebenfalls für Sauerländer überſetze. So viel ich weiß, iſt Hugo Katholik. Auf eine der neueſten Erſcheinungen in der franzöſiſchen Literatur, auf Lamartine's Jocelyn kann ich Sie als etwas ſehr Schönes aufmerkſam machen.

* * *

An Caroline Freiligrath.

[Undatirt, Frühling 1836.]

Von Herzen danke ich Dir für Deine letzten lieben Zeilen und für das ſchöne Schneeglöckchen, welches die weite Reiſe glücklich zurückgelegt und mir den Frühling des Jahres 1836 ſo freundlich eingeläutet hat. Du haſt mir eine große Freude dadurch bereitet, liebes Mädchen, und wenn ich dieſen Sommer wieder zu Euch komme, ſollſt Du ſehen, wie ſorgfältig ich das liebe Blümchen in meinem Stammbuche verwahrt habe. Es wird gewiß nicht böſe ſein, wenn es Dich wiederſieht, und ich hoffe, daß wir drei, Du, Schneeglöckchen und ich, ein fröhliches Schützenfeſt mit einander verleben werden.

Von wegen der Kückenſuppe bitte ich Dich, alles aufzubieten, daß Du im Stande biſt, mir bei meinem Kommen eine zu kochen. Sie muß aber lecker ſein, daß die Frikadellen, die Du, wie ich zu meiner Verwunderung und Freude höre, ſchon backen kannſt, gut darin herum ſchwimmen können. Ich freue mich überhaupt recht auf das Schlaraffenleben, was Du mir bereiten willſt, und bei dem ſich beſonders meine Naſe recht wohl befinden wird. Denn denke nur, des Morgens früh hat ſie zuerſt Deinen verſprochenen friſchen Blumenſtrauß zu erwarten, dann, wenn ich herunter komme, duften mir Deine Frikadellen entgegen; darnach, wenn ich in den Garten gehe, ſtrömen mir wieder Blumengerüche zu, und am Ende werde ich wahrhaftig ſelbſt nicht wiſſen, was beſſer riecht, eine Frikadelle oder eine Roſe.

Deine Beſchreibung, wie Alles bei Euch jetzt anfängt zu grünen und zu blühen, hat mich recht erfreut. Hier ſind wir ſoweit noch nicht, und in den engen nebligen Mauern und dem Menſchengetöſe des großen Amſterdams merkt man ohnehin kaum, daß es draußen anfängt Frühling zu werden. Die häßlichen (oder wenigſtens unſchönen) Umgebungen der Stadt locken einen im Winter ſelten ins Freie, und ich glaube, daß ich ſeit dem Oktober erſt vorgeſtern, als am erſten ſchönen, und in der That ſchönen, warmen und ſonnigen Frühlingstage zuerſt wieder vor dem Thore war. Große Städte haben überhaupt den Nachtheil, daß man in ihnen, wenn man den ganzen Tag durch Berufsarbeiten gefeſſelt iſt und die wenigen freien Stunden, die man etwa hat, zu andern Zwecken verwenden muß, der Natur faſt ganz entfremdet wird, und ich freue mich auch darum ſchon auf mein Fortkommen von hier, weil ich dann auch die Schönheiten des Sommers wieder einmal recht genießen werde.

Und nun adieu, meine liebe Blumiſtin! Behalte mich lieb und ſchreibe mir bald wieder!

* * *

An Karl Freiligrath.

Amſterdam, 4. April 1836.

Mein lieber Karl!

Soeben komme ich von einer kleinen Tour nach Leyden zurück, wo ich für den erſten Oſtertag mit einem in Rotterdam wohnenden Freunde eine Zuſammenkunft verabredet hatte, und will den Reſt des zweiten Feiertags jetzt dazu anwenden, Dir Deinen vorgeſtern erhaltenen letzten lieben Brief zu beantworten, um ſo wenigſtens einen Theil des Oſterfeſtes, wenn auch nur in Gedanken, bei Euch zuzubringen.

In Leyden habe ich geſtern auf den verſchiedenen Muſeen höchſt merkwürdige Sachen in Augenſchein genommen, von denen es nur zu bedauern iſt, daß ſie, wie z. B. die Aegyptiſchen, Etruskiſchen, Römiſchen und Griechiſchen Antiquitäten, wegen Mangels an Raum noch nicht ordentlich aufgeſtellt ſind. Wenn dies erſt mal geſchehen iſt, wird die Sammlung, welche namentlich ſehr reich an Mumien iſt, einzig in ihrer Art werden. Das naturhiſtoriſche Cabinet, welches aber auch noch nicht ganz (die Ornithologie noch gar nicht) aufgeſtellt iſt, iſt auch eines der reichhaltigſten in ganz Europa, und da die Regierung fortwährend Reiſende nach allen Weltgegenden ausſchickt, ſo wächſt es noch immer ſehr an. Intereſſant iſt der Saal, wo die Gerippe von Menſchen, vierfüßigen Thieren, Fiſchen, Vögeln, Schlangen u. ſ. w. zu ſehen ſind. So ein Kameel- oder Elephantengeripp ſieht grauſig aus.

Enorm war aber der bloße Kopf eines der größten je gefangenen Wallfische, deſſen ganzes Gerippe aufzuſtellen es an Raum gebrach. Dieſer Kopf war nämlich nur ſo groß, daß man eure große Stube mit Bequemlichkeit hätte hineinſchieben können. Prächtig anzuſehen waren auch die ausgeſtopften Giraffen, Löwen, Tiger, Panther, Kameele, Antilopen und andere Thiere, die ich Dir hier nicht alle nennen kann. Auch das merkwürdige Schnabelthier aus Neuholland war dabei, von dem Du in einem alten geſchriebenen Collectaneenbuche von mir eine Beſchreibung findeſt. Sehr intereſſant war auch eine Sammlung von Neſtern und Eiern ausländiſcher Vögel. So ein Kolibrineſtchen iſt das Subtilſte, was man ſich denken kann. Du haſt doch auch wohl ſchon vom Schneidervogel gehört. Von dieſem war auch ein Neſt dabei, deſſen Bau einen in der That zur Bewunderung hinreißt. Es ſind nämlich zwei einfache Blätter irgend eines in jenen Zonen wachſenden Baumes, etwa ſo groß, wie Kirſchbaumblätter. Dieſe hat der kleine Satan mit einem baumwollenen Faden, den er ſelbſt gedreht hat, aneinandergenäht, doch ſo, daß oben ein Loch bleibt, und das Säckchen, das auf dieſe Weiſe entſteht und das er frei ſchwebend mit einem andern Faden an einen Zweig hängt, hat er mit loſer Baumwolle gefüllt, wohinein er ſeine Eier legt.

Beim Wiederſehen werde ich Euch mehr von dieſen Raritäten erzählen.

* * *

An Hermann von der Heydt.

Amſterdam, 2. Mai 1836.

Meinen letzten Brief vom — werden Sie erhalten haben, und laſſe ich demſelben dieſe wenigen Zeilen eigentlich nur folgen, um Ihnen meine heute per Fahrpoſt an Sie abgehende Ueberſetzung von Hugo's Oden, die ich, was Sie entſchuldigen wollen, nur bis zur Grenze frankiren konnte, zu aviſiren. Möchte Ihnen wenigſtens Einiges in dem Büchlein Freude machen! — Ich ſelbſt bin mit dem Machwerk gar nicht recht zufrieden. Es ſind viele Härten darin, auch nicht wenig Schwulſt, und um dem Ganzen die Krone aufzuſetzen, ſo hat es der Drucker auch nicht an zum Theil ſehr entſtellenden Druckfehlern fehlen laſſen. Das ſind ſo Poetenleiden!

Bis zum 15. Mai denke ich von hier abreiſen zu können, vielleicht auch ſchon eher. Jedenfalls iſt dieſer Monat der letzte von den 52, die ich hier zugebracht. —

* * *

An Ludwig Merckel.

Amſterdam, 30. Mai 1836.

Mein lieber Lewis!

Acht Tage nachdem ich meine Dir inzwiſchen wohl richtig zugekommenen

Hugo'schen Oden expedirt hatte, erfreute mich Deine angenehme Magazin-Sendung, für welche ich der Redaction unter Ausrichtung meiner besten Grüße meinen herzlichen Dank abzustatten bitte. Wie gern ich denselben nun aber auch durch mehr als trockne Worte, nämlich durch das Beilegen etwelcher eigner Poesien bethätigte, so ist mir dies doch im Augenblick reineweg unmöglich. Als Dein Brief ankam, war Alles, was die letzten Wochen in mir hatten aufgehen lassen, bereits an das Morgenblatt, den Phönix, Duller's neues Taschenbuch: „Deutsches Album" und den Musen-Almanach abgegangen, während sich meine neusten Uebersetzungen zum Behuf des „Literarischen Auslandes" bereits in Gust. Pfizers Händen befanden. — Dazu kam der fatale Umstand, daß der junge Mann, welcher mich remplaciren sollte, es am 15. Mai, während der Sonnenfinsterniß in den Kopf kriegte, sich, nachdem er kaum 14 Tage hier gewesen, mit des Seilers Tochter zu copuliren, und daß der Strick, den er mit seiner Kehle in allzu nahen Contact brachte, nun auch leider Gottes die unglückliche Fessel werden mußte, die mich ein paar Wochen länger ans Pult band und jeden anmuthigen Scherz mit denen Musis verhinderte. Bei so bewandten Umständen bleibt mir nun, wenn ich gegenüber der Güte der Redaction nicht ganz als Unwürdiger erscheinen will, nichts anderes übrig, als ein paar alte (ich glaube noch aus 1832 herrührende) Uebersetzungen nach V. Hugo beizufügen, die ich beim Ordnen meiner Papiere noch aufgefunden. Wenn ich erst in Soest bin und Zeit habe, werde ich gern einmal wieder was Eignes folgen lassen, und mich dabei Deiner Winke rücksichtlich der vox populi erinnern. — Das Taschenbuch- und Journalwesen unsrer Tage ist übrigens — entre nous! — das Verderben der jungen Literatoren. Man giebt sich dadurch einer Verzettelung und Versplitterung hin, die am Ende nichts taugt und einem ernsten Streben wenig förderlich ist. — Indeß, was ist dagegen zu machen? Um sich bekannt zu machen, gleichviel von welcher Seite, sind derlei Institute immer die besten Colporteurs.

Um nun vom Allgemeinen aufs Besondere zu kommen, so kann ich Dir die ungeschmeichelte Versicherung geben, daß mir das Lipp. Magazin sehr wohl gefallen hat, und daß es mir seine, im Einleitungsgedicht gut ausgesprochene Tendenz: „im kleinen Kreise nach Kräften Gutes zu stiften" mit Ernst und Würde zu verfolgen scheint. Wie sollte ich's Dir verhehlen, daß mir die Beurtheilung meiner Siebensachen im Musen-Almanach wahre Freude gemacht hat. Den Rügen des Beurtheilers stimme ich von ganzem Herzen bei, und will mich bessern, besonders da er im Scipio die Pointe vom Menschenfleisch getadelt hat, die, zu meiner großen Verwunderung, keine der andern mir zu Gesicht gekommenen Recensionen nach Würde abgefertigt hatte.

Noch eins: Schierenbergs Rec. der Grabbe'schen Dramen wird in Kurzem von einer dito über ein neues Stück Grabbe's: „Die Hermannsschlacht" gefolgt werden können. Das nächstens in Coblenz nach dem ungefähren Zuschnitt eines Mus.-Alm. erscheinende „Rheinische Odeon" wird Proben davon bringen. Besagtes Rhein. Odeon, dessen Mitredaction mir vor einer halben Woche angetragen wurde (ich weiß nicht, ob ich ja oder nein sage), enthält auch von mir Etwas. —

Für die freundliche Einladung nach Detmold Dir und den Deinigen meinen warmen, herzlichen Dank! — Fürs Erste muß ich nun aber in Soest fleißig sein. Ich habe Gust. Pfizer Verschiedenes versprochen. Sauerländer mahnt schon geraume Zeit wegen Hugo's Chants du Crépuscule, die ich für seine Ausgabe übernommen u. s. w. Gegen den Herbst oder gegen das Frühjahr werde ich wieder Banquier, d. h. nicht hier, hoffe aber, daß es mir in Cöln, Frankfurt oder sonst auch an keiner erträglichen Stelle fehlen wird. Das Dichten allein ist eine miserable Sache, und eine prosaische Unterlage thut auch dem Poeten im Leben gut. —

* * *

Nachdem wir so Freiligraths Beziehungen zu der Familie und den Jugendfreunden betrachtet, ist es an der Zeit, der beiden trefflichen Männer zu gedenken, welchen der Ruhm gebührt, zuerst die Genialität des jungen Dichters erkannt, ihm die Pfade allgemeiner Anerkennung eröffnet, ihn zugleich mit väterlicher Mahnung auf die Gefahren aufmerksam gemacht zu haben, die ihm ein überwältigender Gestaltungstrieb drohte. Es sind das Chamisso und Schwab. Wir haben gesehen, wie Freiligraths Bemühen, durch seinen Landsmann Grabbe, dieses geniale Irrlicht, in die Literatur eingeführt zu werden, an der Unordnung Grabbe's oder des Buchhändlers scheiterte; es war dies vielleicht kein Unglück, denn Freiligrath ward dadurch veranlaßt, sich an Adelbert von Chamisso zu wenden, einen Dichter, welcher ganz der Mann dazu war, durch das Gewicht und die Reinheit seines Namens dem jungen Schützling einen ehrenvollen Weg zu bahnen. Die zwischen beiden gewechselten Briefe liegen in der Urschrift vor mir und mögen hier Aufnahme finden; diejenigen Chamisso's sind übrigens bereits früher in die Gesamtausgabe seiner Werke aufgenommen.

Freiligrath schreibt am 9. Dezember 1833:

Euer Hochwohlgeboren

erlaube ich mir in den Anlagen einige poetische Kleinigkeiten zu überreichen, welche in den nächsten Jahrgang des von Ihnen und Herrn Prof. Schwab in Stuttgart herausgegebenen Deutschen Musenalmanachs aufgenommen zu

ſehen mir zur ehrenvollen Aufmunterung gereichen würde. Möge Ihr ermuthigendes Wort:

„Herein, Du Jünger! Zaudre nicht zu neigen
Dein lock'ges Haupt vor Deinem Meiſter hier!"

möge außerdem der Wunſch, allmählich aus dem engen Kreiſe hinauszutreten, in welchem ich bisher meine mangelhaften Verſuche veröffentlichte, die Kühnheit entſchuldigen, mit welcher ich, der Jünger, Ihnen, dem die Palme des Weltumſeglers mit dem Lorbeer des Dichters vereinigenden Meiſter, meine Lieder vorzulegen wage.

Ihre geneigte, ſchriftliche oder mündliche, Entſcheidung wird mein Freund, der Studioſus Jerrentrup, welcher die Ehre hat, Ihnen dieſe Zeilen zuzuſtellen, mir mit Vergnügen mittheilen. Jeder Tadel, jede Zurechtweiſung werden mir, der ich das Gebiet der Poeſie noch mit ſo unſichern Schritten betrete, jedes leitenden Freundes entbehrend, und, durch abweichende Urtheile irre gemacht, ſelbſt meinen Beruf zum Dichter häufig noch in Zweifel ziehen muß, von Ihnen willkommen ſein, und indem ich Ihnen im Voraus meinen wärmſten Dank dafür ausſpreche, bitte ich Sie die Verſicherung der ausgezeichneten Hochachtung zu genehmigen, mit der ich die Ehre habe mich zu nennen

Ew. Hochwohlgeboren

ergebenſter
Ferd. Freiligrath.

Eine Antwort Chamiſſo's liegt nicht vor; dagegen enthält, Antwort genug, der Muſenalmanach für 1835, herausgegeben von Chamiſſo und Schwab, als die erſten Gedichte, welche nicht dem eng begrenzten Leſerkreiſe eines weſtfäliſchen Lokalblattes geboten wurden, Scipio, Löwenritt [1]), Moosthee und Anno Domini, vier Dichtungen, welche Freiligraths machtvolle Eigentümlichkeit in glänzendſter Weiſe darlegen und ſofort ſeinen Namen in die wei-

[1]) Eine Zeitlang hielt man Freiligraths Löwenritt für eine Nachdichtung von des Schotten Thomas Pringle († 1834) The Lion and the Giraffe. Letzteres iſt zuerſt 1827 gedruckt in Thompſons Travels and Adventures in Southern Africa, und ſo wäre eine Entlehnung des Stoffes durch Freiligrath immerhin möglich, wenn eine ſolche auch deſſen Weſen und Brauch völlig widerſprechen würde. Freiligrath ſelbſt erklärte ſeinem Freunde Rodnagel 1842, er habe Pringle nicht gekannt, ſondern ſei durch die kurze Bemerkung eines Reiſenden angeregt worden. Wir dürfen das dem allezeit wahrheitsliebenden Dichter ohne weiteres glauben; bei der mehrfachen brieflichen Aufzählung der von ihm geleſenen oder überſetzten Engländer gedenkt er Pringle's nie, hat auch keines der afrikaniſche Stoffe behandelnden Gedichte desſelben überſetzt. So mag man die Mär von der Entlehnung des Löwenrittſtoffes als abgethan betrachten. Vgl. Pachaly Th. Pringle und F. Freiligrath. Abhandlung der Freiberger Realſchule 1879.

teſten Kreiſe trugen. Am 25. November 1834 richtet Freiligrath ein zweites Schreiben an Chamiſſo:

Hochwohlgeborner Herr!
Hochzuverehrender Herr Profeſſor!

Die Nachſicht, mit welcher Ew. Hochwohlgeboren die Ihnen vor einem Jahre durch meinen Freund Jerrentrup überreichten Gedichte beurtheilten, und die einigen derſelben zu Theil gewordene Ehre der Aufnahme in Ihren Muſenalmanach, haben mir eine Freude bereitet, wie wohl jeder Jünger ſie empfinden wird, welcher zum erſten Male von Meiſterlippen, von Lippen, über die manch herrlicher, in den Herzen des Volkes wider- und forthallender Geſang gefloſſen iſt, ein aufmunterndes, wie Beifall klingendes Wort vernimmt. Mit wenig Worten, aber aus vollem Herzen rufe ich Ihnen meinen wärmſten, innigſten Dank dafür zu, und wünſche Nichts mehr, als daß den Verſuchen, welche ich mich heute neuerdings beehre, Ew. Hochwohlgeboren in den Anlagen zuzuſtellen, ein gleiches Glück, wie ihren Vorgängern werden möge.

Das mir gütigſt beſtimmte Exemplar des Muſenalmanachs habe ich dankbar empfangen. Der „Nachhall" hat mich tief ergriffen. Daß auch ich zu den „jüngern Sangbegabten" mich rechnen darf, welche Adelbert von Chamiſſo ſich um Ihn ſammeln heißt, daß unter Vielen deutſcher Jugend, welche Ihn „nennt und liebt", ich ſo glücklich bin, Ihm dieſe Liebe ausſprechen zu können, das erfüllt mich mit ſtolzer Freude, und iſt, wenn es auch die einzige Frucht meines ſonſt ungehört verhallenden Singens ſein ſollte, ſchon Lohn des Geſanges genug für mich.

Mit unbegrenzter Hochachtung und Verehrung verharre
Ew. Hochwohlgeboren

ganz ergebener
Ferd. Freiligrath.

Eine Antwort iſt nicht vorhanden; Chamiſſo war kein eifriger Briefſchreiber und überließ dieſe Arbeit gern ſeinem federfertigeren Genoſſen G. Schwab. Das erſte Schreiben Chamiſſo's iſt vom 28. April 1836; Freiligrath hatte das ſo freudig geknüpfte Verhältnis zum Muſenalmanach in jugendlicher Aufwallung jener ſchönen Pietät, die ihm lebenslang eigen blieb, in einem Brief an die Reimer'ſche Verlagshandlung jäh gelöſt; wir werden aus dem Briefwechſel mit G. Schwab die wackeren Gründe ſeines raſch auflohenden Grolles kennen lernen. Da endlich nimmt der alte Chamiſſo die Feder zur Hand und ſchreibt:

Lieber Freiligrath! Ich laſſe mich nicht gekränkt ſein, da wo der Wille zu kränken nicht vorausgeſetzt werden kann. Und Ihrerſeits halte ich mich für

ſicher. Es ſoll nun alles nicht geweſen ſein, und da es ſich darum handelt, dem deutſchen Liede eine Freiſtatt zu erhalten, woran auch Sie, wie wir alle, Ihre Luſt hatten, ſo werden Sie, falls Sie noch einlenken können, Ihren Beiſtand dem nicht verſagen, der heuer das lecke Schiff zu ſteuern übernehmen müſſen; wenn nicht, ſo wollen wir darum nicht Feinde werden. Das Neckiſche iſt, daß ich eben, wie der Sturm ſich erhob, bemüht war, Ihnen ein Pfand meiner achtungsvollen Zuneigung zukommen zu laſſen, und anderſeits Sie bitten wollte, der erſten Manuſcriptſendung wo möglich eine zweite folgen zu laſſen, da die Noth um Raum, die gewöhnlich eintritt, ſich in die umgekehrte verwandelt hat.

Aber ich ſchreibe Ihnen noch im Tone, den ich vor drei Jahren anſchlagen wollte, als ich Sie aus Ihren erſten Gedichten erkannte und lieb gewann. Jetzt ziemt es mir wohl kaum gegen einen Dichter, der anerkannt wird und ſich ſelbſt fühlen muß, ſo vertraulich zu thun. Ich ſollte Sie förmlicher anreden, ich ſollte — — aber dann würden Sie keinen Brief von mir bekommen haben.

Damals wollte ich Ihnen die Hand drücken und auf dem Grund einer liebevollen Anerkennung Ihnen manchen Rath, manche Warnung mit Freundesſtrenge zurufen; — Schwab that es, und alſo ſchwieg ich.

Wiſſen Sie wohl, daß Sie ſchon Ihre Nachahmer haben? Die Waſſerflut, welche den äußeren Damm des Muſen-Almanachs beſpült, wirft ſchon Freiligrathereien heraus, worüber Sie lachen würden. Alſo laſſen Sie die Sorge, Sie nachzuahmen, anderen, hüten Sie ſich vor Manier und gehen Sie vorwärts. Ihren vortrefflichen Waſſergenſen nachzuahmen werden ſchon die Modehändler unterlaſſen müſſen. Laſſen Sie mich, dem ſo oft und ſchwer der Vorwurf gemacht worden, laſſen Sie mich Sie vor einer Klippe warnen, der nämlich, die Poeſie im Gräßlichen zu ſuchen.

Dann laſſen Sie mich Ihnen das Geheimniß der Terzinenform verrathen, das auch ein anderer hochbegabter Dichter, Lenau, nicht errathen zu haben ſcheint. Nehmen Sie Dante oder auch Streckfuß zur Hand, und bemerken Sie, daß in der Regel mit jeder Terzine der Sinn abgeſchloſſen iſt, und nur ausnahmsweiſe ein Uebergreifen ſtattfindet.

Noch eins: ich bin ein ſchlechter und träger Briefſteller, und ſchreibe in der Regel keine, als ſolche, wodurch handelnd eingegriffen werden kann und muß. — Rechnen Sie im eintretenden Falle auf die Geſinnung und haben Sie Nachſicht mit der Schwäche.

Ihr letztes Gedicht hat mich wahrhaft ergriffen und bewegt, genehmigen Sie meinen herzigen Dank dafür. Adelbert v. Chamiſſo.

* * *

Des alten Dichters vorsichtig ausgesprochener Tadel bezieht sich wohl auf die irische Witwe. Freiligrath antwortet am 18. Mai 1836 also:

Verehrter würdiger Mann!

Ueberheben Sie auch mich der förmlichen Anreden, des conventionellen Epistolarstyles! Lassen Sie mich in dem Tone zu Ihnen reden, den mir mein Herz, den mir meine, ich möchte sagen, kindliche Ehrfurcht vor Ihnen gebieten.

Ihr freundlicher Brief versichert mich Ihrer Verzeihung einer jugendlichen Raschheit, die Ihnen, obgleich sie aus der lautersten Absicht hervorging, wehe thun konnte, die aber, Gott ist mein Zeuge! Nichts weniger bezweckte als Sie zu verletzen! Ich muß gestehen, daß ich über Heine's freches Herunterreißen des edeln Uhland aufs Höchste indignirt war und bin, und mich, nachdem ich seine Ecole Romantique gelesen, auch jetzt noch nicht recht mit dem Gedanken, sein Bild dem Almanach vorgesetzt zu sehen, versöhnen kann. Was ich Schwab schuldig bin, wissen Sie; daß Sie den Almanach fortsetzten, hatte weder er, noch die Verlagshandlung mir geschrieben und — noch erlassen Sie mir die Worte: Ich kann noch einlenken, und thue es gern, da ich Ihnen dadurch einen Beweis meiner Gesinnungen für Sie geben kann, Schwab und Uhland denken zu edel, als daß ich fürchten müßte, mir durch die Aenderung meines Entschlusses in ihren Augen ein Dementi zu geben, — und oft ist ja eben eine eiserne Consequenz die größte Inconsequenz. Von den inliegenden beiden Gedichten ist wohl nur der „Henry" der Aufnahme in den M.A. nicht ganz unwerth.

Schmerzlich wird wohl jedem Freunde deutscher Dichtung das diesjährige Mißverständniß sein! Möchten die folgenden Almanache dafür eine desto freudigere vereinte Thätigkeit der lyrischen Kräfte des gesammten Deutschlands entfalten!

Dank, herzlichen Dank für Ihre liebevollen Warnungen und freundlichen Mittheilungen! Ob es mir gelungen ist, mir Ihren Wink in Betreff der Terzine zu Nutze zu machen, mögen Ihnen meine demnächstigen Versuche in dieser Form darthun. Es ist freilich gewagt, da versuchen zu wollen, wo Sie unerreicht, und ich möchte wohl sagen: unerreichbar, dastehen! Lächeln Sie nur, wenn Sie wieder einmal Terzinen vom Zuidersee zu Gesicht bekommen! Ich bin jetzt beschäftigt, eine Reihe von Bildern, „Reisende Dichter" überschrieben, zu skizziren, worin ich Chateaubriand, Lamartine, Campbell (in Algier), Washington Irving (in den Prairien), mit Terzinen durch die Wildniß zu begleiten gedenke. Darf ich's wagen, auch Ihnen einen Abschnitt zu widmen, und den Dichter-Weltumsegler, wie ich ihn mir neben einer Kanone des Rurik oder auf einer Insel der Südsee denke, in, wenn auch

unvollkommenen Zügen zu zeichnen? Das Unternehmen wäre allerdings noch vermeſſener als die Nachahmung Ihrer Terzinen!

* * *

Die Weiterführung des Briefwechſels zwiſchen Chamiſſo und Freiligrath wird der nächſte Abſchnitt bringen. Es ſei hier nur kurz bemerkt, daß Jahrgang 1836 des Muſenalmanachs enthält: Am Kongo, Geſicht des Reiſenden, Fieber, der Tod des Führers, der Waſſergeuſe; 1837 Nebel, Leviathan, Odyſſeus, Henry, Ein Flüchtling, Vorgefühl.

In die Amſterdamer Zeit fällt der Beginn einer anderen, für Freiligraths weitere Lebensſchickſale ſehr bedeutſamen Beziehung, derjenigen zu Guſtav Schwab, dem Mitherausgeber des Muſenalmanaches. Man wird in Freiligraths Werken zwei Gedichte als Beiträge zum Schiller-Album bezeichnet finden. Die Aufforderung des Ausſchuſſes für das Schillerdenkmal, Beiträge einzuſenden zu einem Schiller-Album, kam Freiligrath in der Ferne ganz zufällig zur Kunde und gab ihm Anlaß, an Schwab, als eines der Mitglieder jenes Ausſchuſſes, von Amſterdam aus ſeinen Beitrag einzuſchicken, das vortreffliche „Nun kommen ſie aus aller Welt." Er ſchreibt zugleich am 25. Dezember 1834:

Wohlgeborner Herr!

Hochgeehrter Herr Profeſſor!

Die Aufforderung zu Beiträgen für das Schiller-Album iſt mir ſo ſpät zu Geſicht gekommen, daß ich faſt fürchte, derjenige, welchen Euer Wohlgeboren in der Anlage entgegenzunehmen belieben, werde erſt nach geſchloſſenen Schranken bei Ihnen anlangen. Nichtsdeſtoweniger erlaube ich mir noch denſelben an Sie, als Einen der Männer, welche dem „Rieſen von Marbach" ein Denkmal zu errichten beabſichtigen, einzuſenden, und wünſche nichts mehr, als daß einestheils meine eben geäußerte Befürchtung ſich als unwahr erweiſen, und daß anderntheils meine geringe Gabe vor Ihrem Richterſtuhl beſtehen, und nicht unwürdig gefunden werden möge, den Zweck, für welchen ich ſie beſtimmte, zu erfüllen.

Die Gedichte, welche ich Herrn Profeſſor von Chamiſſo durch einen in Berlin ſtudirenden Freund kürzlich wieder für den nächſten Jahrgang des Muſenalmanachs zuſtellen ließ, empfehle ich Ihrer wohlwollenden Nachſicht, und würde mich glücklich ſchätzen, wenn ſie ſich Ihres Beifalls zu erfreuen hätten! —

Adreſſe: F. F. abzugeben bei Herrn Buchhändler J. H. Laarmann.

* * *

Guſtav Schwab giebt am 3. Januar 1835 folgende Antwort:

Nein, ſo ſchöne Gedichte wie das Ihrige können und dürfen nie zu ſpät kommen, für ſolche gibt es immer noch freilich Rath; ſie müßten

ein, und wenn die Sammlung schon geschlossen wäre, was aber keines-
ges der Fall ist. Nur bittet Sie das Comité, uns durch Buchhändler-
legenheit ganz gelegentlich, doch nicht allzuspät, wissen zu lassen, an welchem
g und Jahr und wo Sie geboren sind, wo und in welcher Eigenschaft
e hausen, da diese Bestimmungen dem Album auch einen literar-historischen
erth geben sollen.

Und nun empfangen Sie meinen warmen Dank für die schönen und
enthümlichen Beiträge zum vorigen Musenalmanach, die mich auf die neuen
r lüstern machen, und verschmähen Sie meinen Dichterhandschlag nicht.
n meinem Leben hat mir nichts größere Freude gemacht, als die Begrüßung
d Anerkennung neuer Talente.

Mit herzlicher Verehrung

der Ihrige
Gustav Schwab.

* * *

Noch ehe Freiligrath dieses Schreiben empfangen, sandte er am 15. Januar
335 einen zweiten Beitrag mit folgendem Schreiben:

Als ich am 25. Dezember v. J. so frei war, Euer Wohlgeboren einen
eitrag für das Schiller-Album einzusenden, war mir nicht die Aufforderung
s Löbl. Ausschusses des Schiller-Vereins selbst, sondern bloß ein kurzes
eferat darüber in der Wiener Theaterzeitung zu Gesicht gekommen. Erstere
mmt mir erst heute in Nr. 147 des Morgenblattes vom verflossenen Jahre
Handen, und ich ersehe daraus zu meinem Leidwesen, daß ich den Vor-
riften des Löbl. Ausschusses in Betreff der einzusendenden Beiträge beinahe
inzlich entgegen gehandelt habe. Gern möchte ich nun meinen Fehler wieder gut
achen und erlaube mir daher, Ihnen meinen Spruch, nicht dem Gedanken,
ohl aber der Form nach verändert, nochmals zuzuschicken, und dabei den
rzlichen Wunsch zu äußern, daß der Ablauf des den Einsendern gesetzten
ermines, welchen ich ohne mein Verschulden versäumte, kein Hinderniß für
e Benutzung meiner unbedeutenden Distichen abgeben möge.

Daß ich übrigens auch dießmal mein Blatt nicht an den Löbl. Aus-
huß adressire, sondern wiederum Sie damit behellige, wollen Ew. Wohl-
boren geneigt entschuldigen. Mein erster Brief ging aus Unkunde nicht
uf die vorgeschriebene Weise ab, und da ich mich in dem vorliegenden wegen
s mit jenem begangenen Fehlers zu verantworten habe, so muß ich auch
m — ungern, weil ich fürchte, Ihnen beschwerlich zu fallen, gern, weil ich
em Dichter schreibe, dessen Romanzen mich schon in meinen Knaben-
hren begeisterten; welchem hier meine freudige Verehrung aussprechen zu
nnen mir zur lautersten Genugthuung gereicht! — speciell an Sie richten.

Möge die Sache, um derentwillen ich schreibe, mir zur Fürsprecherin werden. —

* * *

Waren die ersten gewechselten Schreiben mehr Höflichkeitsergüsse gewesen, so ist dagegen Freiligraths undatierter dritter Brief, als Antwort auf G. Schwabs Anfrage im Februar 1835 geschrieben, als eine Zusammenfassung von des Dichters bisherigem Lebensgang von ganz besonderer Bedeutung.

Den mir mit Ihren freundlichen Zeilen vom 3. vorigen Monats gemachten Anfragen bin ich zwar schon, noch ehe ich sie erhielt, durch meinen Brief vom 15. Januar zuvorgekommen, mag es mir jedoch um so weniger versagen, Ihnen noch insbesondere meinen herzlichen Dank für Ihren wohlwollenden Zuruf auszusprechen, als Sie nach Lesung des Folgenden selbst ermessen werden, wie sehr mich derselbe erfreuen mußte. Daß Sie mich wegen der unverlangten Ausführlichkeit meiner Mittheilungen nicht der Unbescheidenheit oder Zudringlichkeit zeihen werden, dafür bürgen mir, wie Ihr Brief, so auch Ihre Lieder und Ihr vor mir liegendes Bildniß.

Aus meinem zweiten Albumblatte wissen Sie, daß ich Kaufmann bin. Ein prosaischer Beruf, und doch ist nur die Poesie Schuld daran, daß ich ihn ergriffen habe! Von unbegüterten Eltern geboren — mein Vater war Lehrer an der Bürgerschule zu Detmold — mit meinem achten Jahre Reime schmiedend; durch treffliche Lehrer (unter ihnen Falkmann und Möbius) und einen väterlichen Freund, den durch eine Schrift über die Hermannsschlacht bekannten Archivrath Clostermeier, mannigfach angeregt und aufgemuntert, Alles, was die Wissenschaft bot, freudig ergreifend; vornehmlich aber, wie Immermanns Hänschen, „von Kindesbeinen auf das Ideal gestellt" — dachte ich nicht daran, daß es mir einmal in den Kopf kommen würde, von den Musen zum Merkur überzulaufen. Ich wollte immer einmal ein tüchtiger Philolog oder Theolog werden, denn zum Juristen, den Clostermeier aus mir ziehen wollte, glaubte ich keinen Beruf in mir zu fühlen. So wurde ich fünfzehn Jahre alt, und war im Begriff die Secunda mit der Prima zu vertauschen, als ein Bruder meiner damals schon verstorbnen Mutter, welcher sich lange als Supercargo auf den Meeren umhergetrieben und zuletzt als Kaufmann in Edinburgh niedergelassen hatte, meinem Vater den Vorschlag machte, mich, nachdem ich mir die ersten merkantilischen Kenntnisse in der Heimath zu eigen gemacht hätte, zu sich zu nehmen, und später zum Theilhaber seiner Handlung zu machen. Mein böser Stern wollte, daß ich zu jener Zeit grade neben meinen Schulstudien Nichts eifriger betrieb, als die Lectüre Walter Scott'scher Romane. Ich dachte an Nichts, als an die Nebelhaiden des Hochlands, und die auf ihnen vagabundirenden Bettler und

igeunerinnen. Was Wunder, wenn ich dem Rufe nach dem Herzen von
idlothian, nach dem Sitze des Wizard of the North nicht widerſtehen
nnte, und, wenn auch keine goldnen, aber doch die haidekrautbewachſenen
rge der Grampiankette ſchon im Geiſte vor mir ſah. Ich wurde freilich
ld enttäuſcht. Als ich nach einigen Jahren meine Lehre in Soeſt bald
ſolvirt hatte, ſah ſich mein Oheim durch Unglücksfälle außer Stand geſetzt,
n früheres Verſprechen zu erfüllen, und die Anſtrengungen, die ich nun
chte, um zu den Studien zurückzukehren, ſcheiterten an mancherlei Klippen.
h blieb Kaufmann, und bin jetzt ſeit drei Jahren als Correſpondent auf
n Büreau eines hieſigen Banquiers beſchäftigt. Zum Beginn eines eignen
ſchäfts fehlen mir die Mittel, und ich glaube auch, daß ich einen ſolchen
hritt, wenn ich ihn thäte, bald würde bereuen müſſen.

Während meines Aufenthalts in Soeſt ſetzte ich die früher lieb ge-
nnenen Beſchäftigungen eifrig fort und trieb vorzüglich neuere Sprachen,
ſchichte und Geographie. Auch die Luſt zum Dichten ſtellte ſich wieder ein.
e Engliſchen Poeten, mit denen ich bald bekannt wurde, veranlaßten metriſche
berſetzungen, und ich habe aus jener Zeit noch Manches nach Byron,
oore, Scott, Hogg, Coleridge, Southey, Wordsworth, Wilſon u. A. liegen,
von Einzelnes damals auch in Weſtphäliſchen Zeitſchriften und Taſchen-
hern gedruckt wurde. Meine Erſtlinge fanden nachſichtige Beurtheiler;
ß ich merkantiliſcher Saul aber einmal ſo glücklich ſein würde, mich den
opheten des Muſenalmanachs anreihen zu dürfen, an Wolfgang Menzel
en milden Richter zu finden, und von Ihnen ſo wohlwollend, ſo herzlich
f dem Parnaß begrüßt zu werden, wie dieß in Ihrem Briefe der Fall iſt,
ran hatte ich auch im Traum nicht gedacht. Meinen wärmſten, innigſten
nk dafür!

Glücklich fühle ich mich in meiner jetzigen Lage nicht. Mein Stand
t dem Dichter mehr Feſſeln an, als jeder andre. Ohne ſeine Lichtſeiten
verkennen, kann ich ihm doch nicht mit ganzer Seele angehören. „Die
en Ideale" kommen mir immer in die Quer, und wenn ich über Spaniſche
aatspapiere ſchreiben ſoll, ſo denke ich an die Bidaſſoabrücke und die „alten
unden", die auf ihr aufbrechen.

Die Ausſicht, mein ganzes Leben als Commis hinvegetiren zu müſſen,
entſetzlich, und doch — was bleibt mir anders übrig? Noch ſtudiren zu
llen fällt mir nicht ein; dazu bin ich zu reich an Jahren und zu arm
Geld. Wohl habe ich aber ſchon daran gedacht, ob ich nicht als Korrektor
einer bedeutenden Offizin, oder als Ueberſetzer an einer Zeitſchrift, wie
B. das Ausland iſt, thätig ſein könnte. Die dazu erforderlichen Kennt-
ſe glaube ich, wenn auch meiſt Autodidakt, zu beſitzen, und würde in einer

ſolchen Stellung der Poeſie, die ich nicht laſſen kann, doch immer mehr leben können, als jetzt, wo ich mit andern Arbeiten ſo überhäuft bin, daß ich noch nicht einmal an das Sammeln meiner Sachen habe denken können, ſo gern ich auch mit meinem fünfundzwanzigſten Jahre ein Bändchen publiziren, und dadurch das erſte Stadium meiner poetiſchen Laufbahn begrenzen möchte. Meine Entfernung von den Hauptſitzen des deutſchen Buchhandels hat mich bis jetzt immer noch abgehalten, etwas in dieſer Beziehung zu thun, und, wenn ich auch dazu überginge, würden die Buchhändler den dichtenden Handlungscommis nicht für einen Narren halten? Würde es Etwas helfen, wenn ich, Romanhelden wie Goethe's Meiſter, Scotts Francis Osbaldiſtone (im Rob Roy), E. T. A. Hoffmanns Traugott (in ſeiner Erzählung: Der Artushof) ganz aus dem Spiele laſſend, mich darauf beriefe, daß, freilich beſſere als ich, ein Juſtinus Kerner, Stephan Schütze, L. Bechſtein u. A. per aspera eines Comptoirs oder einer Apotheke ad astra eines ungeſtörten poetiſchen Wirkens ſich erhoben, daß der wahnſinnige M. E. Kuh bei dem alten Ramler einen Stein im Brette hatte, und daß, um mit Beiſpielen aus verſchiedenen Nationen zu ſchließen, Wilhelm Gerhard (in Leipzig), Samuel Rogers, van der Hoop, Loots und Tollens Kaufleute ſind oder waren?

Amſterdam werde ich übrigens auf jeden Fall verlaſſen. Ich ſtehe hier gar zu einſam, und entbehre, was das Dichten betrifft, alles Rathes und aller Theilnahme. Als ich kürzlich meine im Muſenalmanach mitgetheilten Bilder aus Afrika in verſchiedenen Blättern nicht ungünſtig beurtheilt fand, hatte ich wahrhaftig nicht einmal Jemanden, den ich zu meinem König Cophetua hätte machen, und ihm, minder figürlich, als Piſtol, ein:

„A foutra for the world and all world's baselings!
I speak of Africa and golden joys!“

hätte zurufen können! Im Scherz natürlich, denn ich weiß wohl, an wie vielen Fehlern meine Verſuche leiden.

Werden Sie nach dieſer offenen Beichte (die ich inzwiſchen nur Ihnen mache) meinen Hans-Sachſereien auch fernerhin eine beſcheidne Stelle neben der vollendeten Dichtungen der erſten Lyriker der Nation im Muſenalmanach gönnen?

Darf ich es außerdem wagen, Ihnen die anliegenden Gedichte [1]) mit der Bitte zu überreichen, dieſelben im Morgenblatte abdrucken zu laſſen, wenn ſie anders der Tendenz dieſer, ihrem poetiſchen Theile nach, wenn ich nicht irre, unter Ihrer Leitung ſtehenden Zeitſchrift entſprechen? Wenn meine

[1]) Das Morgenblatt bringt im Jahrgang 1835 von Freiligrath folgende Gedichte: An das Meer, Die iriſche Wittwe, Geiſterſchau, drei Lieder von Burns (Nun holt mir, Die ſüße Dirn, O ſäh' ich), Sandlieder, Einem Ziehenden, Der Alexandriner, Eine Genſenwacht.

Sachen ſonſt was taugen, ſo weiß ich wohl, daß bei Ihnen der Stand zur Sache nichts thut — aber beim Publikum?

Da ich aus Ihrem Briefe ſehe, daß die Länge meines erſten Beitrags zum Album deſſen Aufnahme nicht hinderlich iſt, ſo bitte ich Sie, den zweiten mit ſeinen lahmen Diſtichen — im Techniſchen bin ich überhaupt ſehr zurück, und werde unter anderem einigen Polenliedern, wenn ſie einmal gedruckt werden ſollten, wohl das: Nos Poloni non curamus quantitatem syllabarum als Motto vorſetzen müſſen — zu vernichten. Ich ſandte ihn bloß, weil ich glaubte, der erſte werde im Druck mehr als eine halbe Octavſeite einnehmen.

Und nun bitte ich Sie recht ſehr um Entſchuldigung, daß ich Ihre Geduld auf eine ſo harte Probe geſtellt habe. Ihre herzlichen Worte erwidern mußte ich. Daß ich es aber ſo ausführlich gethan habe, wollen Sie dem Alleinſtehenden, dem es wohlthat, ſich einmal ausſprechen zu können, und der ſich außerdem verantworten zu müſſen glaubte, daß er als Unberufner in die glänzende Geſellſchaft des Almanachs ſich gewagt, verzeihen!

* * *

Damit war alſo die Brücke, wie vorher zum Muſenalmanach, ſo zum Morgenblatt geſchlagen. Der liebenswürdige Guſtav Schwab antwortet am 1. März 1835:

Ihre Nachträge mit dem zweiten und Ihr mir ſehr werther, vertrauensvoller dritter Brief ſammt den Mittheilungen für das Morgenblatt ſind richtig in meine Hände gekommen; empfangen Sie für alles meinen herzlichen Dank, für die in vielen Theilen ausgezeichneten Gedichte, für Ihre Lebens- und Lage-Beſchreibung, die meine ganze innige Theilnahme erregt hat, und für Ihre freundlichen Geſinnungen gegen mich und meine Poeſie.

Chamiſſo ſchreibt mir von Ihnen in ſeinem letzten Briefe recht herzlich: „Dem ſollte man die Bruderhand reichen, und ihn warnen vor Manier.“ Ich antwortete ihm, daß ich das erſte bereits gethan hätte und das zweite von ſelbſt zu thun im Begriffe geweſen. Und dies geſchieht denn auch jetzt. Ihre Beſcheidenheit und Ihre echte Liebe zur Poeſie, die aus Ihren letzten Zeilen ſprechen, bürgen mir dafür, daß Sie — anders als die meiſte dichtende Jugend unſerer Zeit — den Tadel älterer Freunde ertragen können.

Warnen möchte ich Sie alſo einmal mit Chamiſſo vor der unaufhörlichen Wahl allzu ſchauerlicher und phantaſtiſcher Stoffe, vor den Opfern, welche Sie auf Koſten des Rieſenhaften und Abenteuerlichen, des ſchneidenden Contraſtes, dem Geſchmacke vielleicht bringen zu müſſen glauben; und zweitens noch warnen auf eigene Fauſt vor Mißbrauch des glänzenden Gebrauchs von Bouts-rimés, die aus Eigennamen, beſonders geographiſchen und hiſtoriſchen beſtehen, und in welchen Sie ſich mit Originalität und Virtuoſität

bewegen, aber nur bei größerer Mäßigung mit Grazie bewegen können. Erſticken Sie, ich bitte Sie darum, Ihr ſchönes und entſchiedenes Talent nicht unter Spielereien der Form: ſchlagen Sie namentlich Ihre kecke freie Phantaſie, die ſich „im blauen Schoos der Meereswellen großgeſäugt hat," nicht in die ſteten Bande des Alexandriners, ſo eigenthümlich Sie dieſen zu behandeln wiſſen und ſo mächtigſicher Ihre verſchlungenen Perioden einherwandeln. In der erſten Beziehung hat mir der Schluß Ihres ſchwungvollen Gedichtes An das Meer mißfallen, weil er in eine Reimpointe ausgeht, die in keinem Verhältniſſe zu den großartigen Bildern des Gedichtes ſteht und am Ende auf dem prächtigen Klang des Wortes Surabaya allein beruht. Es könnte auch leicht ein Spaßvogel kommen und Ihnen mit einem Epigrammenſchock von Reimen, wie Mindarus, Tyndarus, Pindarus ꝛc. dienen. Um ſo wohlthätiger war es mir, in dem für den Almanach beſtimmten Lied auf den im Schiffe verſtorbenen Auswanderer, das ich faſt in allen Theilen für trefflich halte, jene Eigennamen faſt gar nicht, und auch ein anderes Silbenmaß anzutreffen. Dixi et salvavi animam.

Die weitere Hälfte des Briefes, in welcher Schwab den jungen Dichter vor der Laufbahn des Korrektors warnt und ihn mit dem Kaufmannsſtande zu verſöhnen ſucht, anderſeits, wenn Freiligrath demſelben durchaus entſagen wolle, die buchhändleriſche Laufbahn oder eine Lehrſtelle neuerer Sprachen an einem Handelsinſtitut empfiehlt, bedarf der Mitteilung nicht. Für den erſteren Fall bietet Schwab ſeine Vermittelung an und ſchließt dann: „Ebenſo ſoll es mir Freude machen, wenn Sie dereinſt Ihre Gedichte ſammeln, mit Ihnen auf eine Verlegersjagd auszugehen. Nur jagen Sie nicht zu haſtig dem äußerlichen Dichterrufe nach; wer ſeine amertume bis auf den Bodenſatz gekoſtet hat, wie ich, kann auch in dieſer Beziehung warnen: obgleich mir mein Ruf, qualiscunque, faſt wider Willen gekommen iſt, ſo frißt mich fremder Neid jetzt doch faſt auf."

* * *

Freiligrath antwortet am 23. April 1835:

Für Ihren theilnehmenden Brief vom 1. März, und für alles Herzliche und Wohlwollende, was Sie mir darin ſagen, meinen wärmſten, freundlichſten Dank! Daß Männer, wie Sie und Herr Profeſſor von Chamiſſo (welchem ich Sie ebenfalls meinen innigen Dank zu äußern bitte) es nicht verſchmähen, mir, dem Neuen und Unbedeutenden Aufmunterung und Lehre zukommen zu laſſen, achte ich für den ſchönſten Lohn, der mir für meine bisherigen Verſuche je hätte zufallen können, und ich werde es die ernſte Aufgabe meiner fernern Beſtrebungen ſein laſſen, daß ich die mir dadurch

gewordene, und von mir nach ihrem ganzen Werthe erkannte Auszeichnung, soviel in meinen Kräften steht, zu rechtfertigen suche.

Wie gegründet Ihr Tadel in Betreff der angeregten beiden Punkte ist, fühle ich nur zu sehr. Die fatalen Bouts-rimés! Ich bin eigentlich nur durch das Vermeidenwollen des alltäglichen Geklingels hundert und aber hundert Mal wiederholter Reime dazu gekommen, sehe aber jetzt wohl ein, wie leicht es ist, auf diese Weise aus einem Extrem ins andere zu gerathen. Ach, ich möchte zuweilen verzweifeln, wenn ich die in edler Schlichtheit dastehenden Meisterwerke der Chorführer der neuern Lyrik mit meinem schwülstigen Zeuge vergleiche! Jene Endreime, wie auch meinen schlechtcäsurigen Alexandriner zu vermeiden, wird mir zwar, da sie etwas Aeußerliches und Willkürliches sind, keine besondere Schwierigkeit machen, mehr dagegen werde ich mich schon zusammennehmen müssen, um auch in der Wahl des Stoffes Ihrer freundlichen Warnung Folge zu leisten. Gott mag wissen, wie ich friedfertiger Mensch dazu komme, so viel Blut zu vergießen! Nicht Wahl — eher Wahlverwandtschaft ist es, was mich, und mit mir die meisten Dichter des deutschen Nordens, das Düstre und Gräßliche ergreifen läßt, und mich der Gefahr aussetzt, eine dereinstige Sammlung meiner Gedichte eher zu einem Schlachtfelde oder einem anatomischen Theater, als, nach dem Vorgange der Sänger des Südens, zu einem sonnigen, duft- und farbenreichen Blumengarten zu machen. Was ich thun kann, um nicht zu einseitig in der einmal eingeschlagenen Richtung zu beharren, werde ich gewiß nicht versäumen, und wenn Sie erlauben, daß ich Ihnen von Zeit zu Zeit meine Zusendungen für das Morgenblatt oder den Almanach erneuere, so hoffe ich Ihnen zu beweisen, daß es mir Ernst mit meinem Versprechen ist. Die heute beizulegenden Sachen werden Ihnen freilich zum Theil noch zur Wiederholung jener Rügen Anlaß geben, da sie aber vor dem Empfang Ihres Schreibens entstanden, so glaube ich für dieß Mal noch auf Ihre Nachsicht rechnen zu dürfen. Bei dem Antheil, den man in der letzten Zeit an den irischen Zuständen genommen hat, denke ich, daß man in dem Gedicht: „Die Wittwe" Nichts dunkel finden wird, wenn gleich manches Wesentliche sehr kurz berührt und so namentlich der Umstand, daß die katholische Wittwe dem bischöflichen Priester den Zehnten zu entrichten hatte, bloß mit den Worten: „Nicht uns" angedeutet ist. Das Durchgehen der Russell'schen Motion kam mir erst nach der Vollendung des Liedes zu Ohren, sonst hätte ich vielleicht den Schluß anders sein lassen, der, wie er jetzt ist, durch das plötzliche Zurückversetzen des Lesers in die Umgebungen, unter welchen ich das Factum zuerst las, und aus denen ich mich im Verfolg der Erzählung allmählich entfernt hatte, Anlaß zu gegründetem Tadel geben dürfte, nicht minder

wie die vielleicht zu subjective Haltung des Ganzen. Es ist übrigens kürzlich einer meiner Lieblingspläne gewesen, mehr solcher reinmenschlicher Züge aus dem Strudel der Tagesereignisse herauszufischen, und in einer Reihenfolge kleiner Genrebilder festzuhalten. Der Brief des Polnischen Dichters Niemcewicz an seine Landsleute in Amerika, Lamartine's Besuch bei Esther Stanhope, der Tod der Französin Mercoeur, und hundert andere, unter den Donnern der Geschütze und den Debatten der Häuser und Kammern verhallende Stimmen und Ereignisse der Art sind, dünkt mich, würdige Gedichtstoffe, und würden, vereinigt, gleichsam als eine kleine Chronik, kein unerfreuliches Ganze bilden. —

Und jetzt vom Dichter zum Kaufmann! Wo nehme ich Worte her, um Ihnen auch für Ihre herzlichen Worte in Bezug auf meine Lage meinen Dank auszusprechen? Sie haben mich mit neuem Muthe beseelt, an dem einmal Ergriffenen festzuhalten, und wenn es gleich schwer, so hoffe ich doch, daß es bei ernstem Wollen nicht zu schwer sein wird, das Leben mit dem Liede zu versöhnen. Ganz ohne Hader zwischen den beiden wird's freilich nie abgehen — welchem Poeten aber wäre in dieser Hinsicht wohl je ein dauernder Friedensschluß gelungen? Doch sind auch Waffenstillstände schon etwas Schönes und Erfreuliches! Sollte ich — denn ganz will ich doch nicht für mich gutsagen! — einmal Rückfälle bekommen, so werde ich Ihres freundlichen Versprechens, sich wegen einer Comptoirstelle in einer dortigen Buchhandlung für mich zu erkundigen, gern gedenken. Zum Lehren neuerer Sprachen dürfte mir vornehmlich wohl Methode fehlen.

Was das Sammeln meiner Gedichte betrifft, so glaube ich, daß es nicht schaden kann, wenn ich es damit noch einige Zeit ansehe. Dürfte ich dann aber wohl nach Ihrem gütigen Anerbieten mir im Suchen eines Verlegers behülflich sein zu wollen, die neue Bitte an Sie wagen, Ihnen das Manuscript seiner Zeit zur Durchsicht und Ausscheidung des Matten und Trivialen einschicken zu dürfen? Meinem eignen Urtheil traue ich nicht, und möchte doch gern, daß dereinst an meinen Gedichten Nichts ledern wäre, als etwa der Einband. Von Ihnen im Publikum eingeführt zu werden — den Wunsch äußern — ich möchte es gern — würden Sie mich aber nicht überkühn und unbescheiden nennen? —

* * *

G. Schwab schreibt dagegen am 28. April 1835:

Mit zwei Worten melde ich den Empfang Ihres gütigen Briefes und meine herzliche Freude über die gute Aufnahme meines Ihnen mit einiger Aengstlichkeit ertheilten Rathes. Zählen Sie auf die thätigste Dienstfertigkeit von meiner Seite, wenn Sie etwas Literarisches oder Sonstiges auf dem

Herzen haben. Von Ihren Gedichten werden Sie ſchon die meiſten oder alle im Morgenblatt gefunden haben, und mit Vergnügen melde ich Ihnen, daß ſie viel, recht viel Aufmerkſamkeit erregen.

Von den zwei neuen ſchicke ich den Geuſen, der mir ausnehmend gefällt, an Chamiſſo, um ihn, wenn er ja ſagt, noch dem Almanach einzuverleiben; die Wittwe, welche ich zu leichterem Verſtändnis des größeren Publikums die iriſche Wittwe betiteln will, ſoll, wohin ſie als Zeitgedicht beſonders paßt, alsbald ins Morgenblatt wandern. Der Stoff, als ich ihn ſeiner Zeit in unſern Zeitungen las, hat auch mich poetiſch tief ergriffen; ich geſtehe Ihnen aber, daß es mir mit den Worten der Wittwe ging wie mit dem Evangelium. Sie erſchienen mir zu unmittelbar und naiv groß, um durch Poeſie noch geſteigert werden zukönnen; ein Gefühl, das Ihre ſchönen Terzinen ſelbſt ausdrücken, die mir dennoch viel Freude gemacht haben. —

* * *

Darauf wieder Freiligrath am 1. Juni 1835:

Für Ihre freundliche Zuſchrift vom 28. April und die angenehmen Nachrichten, welche ſie mir bringt, meinen warmen Dank! Daß Ihnen die zuletzt geſandten Gedichte nicht mißfallen haben und Sie eines derſelben noch für den Almanach zu beſtimmen ſo gütig waren, hat mich außerordentlich gefreut, und ich wünſche von Herzen, daß Herr Profeſſor v. Chamiſſo Ihre vielleicht zu nachſichtige Vorliebe für die kleine Piece theilen, und dem unbegrabenen Geuſen dadurch ein ſo ehrenvoller Sarg, wie der M. A. iſt, bereitet werden möchte. Das Morgenblatt kommt immer erſt ſehr ſpät in meine Hände, weshalb ich bis jetzt nur die im Märzheft von mir aufgenommenen Stücke darin gefunden habe. Ich fürchte nur, daß ich mich in der glänzenden Geſellſchaft eben nicht zu meinem Vortheil zeige. Gedruckt kommen mir meine Gedichte erſt vollends toll und nichtswürdig vor; der Fluch des Ungeſchmacks ruht nun einmal auf mir, und es iſt mir oft, als ob ich auch beim redlichſten Willen nie im Stande ſein würde, ihn ganz zu löſen.

In den Anlagen überreiche ich Ihnen neuerdings einige Kleinigkeiten, meiſt Ueberſetzungen aus früherer Zeit. Das Sonett von John Keats — eine Würdigung dieſes früh geſtorbenen Poeten findet ſich in Leigh Hunt's intereſſantem Werke: Lord Byron and some of his Contemporaries — wie auch das dramatiſche Fragment, von dem Edinburgher Wilſon, eignen ſich vielleicht aus dem Grunde für das Morgenblatt, weil ihre Verfaſſer der neueren Aera der Engliſchen Dichtkunſt angehören, und dem größern Publikum nur wenig bekannt ſein dürften. Von meinem Liebling Burns habe ich früher Vieles überſetzt, jedoch Nichts davon drucken laſſen, weil ich dachte, der, wenn ich nicht irre, ſchon in den neunziger Jahren des vorigen Jahr-

hunderts verstorbene wackere Pflüger von Ayrshire müsse schon längst einen nur mir zufällig nicht bekannten Uebersetzer gefunden haben. Ein Prospectus einer in Leipzig zu veranstaltenden neuen Ausgabe seiner Gedichte scheint jene Vermuthung jedoch nicht zu bestätigen, und ich trage daher um so weniger Bedenken, Ihnen die anliegende kleine Probe beizufügen, als das Erscheinen der neuen Ausgabe ohnehin die Aufmerksamkeit der Freunde der Poesie wieder auf Burns hinleiten wird. Glauben Sie wohl, daß ich den naiven, herzigen Ton des Originals getroffen habe? Wenn ich nur nicht zu pretiös übersetzt habe! In der Geisterschau hieße der zweite Vers der letzten Strophe wohl besser: „Schlummrer in dem tiefsten Meere?“ —

Mit wahrer Freude habe ich kürzlich aus einer Annonce der Metzler'schen Buchhandlung ersehen, daß der poetische Theil von Lamartine's Impressions durch Sie dem Deutschen angeeignet worden ist, und hoffe, die Bearbeitung bald in einem hiesigen Laden anzutreffen. Ihre Uebersetzung der Meditationen ist mir vor Jahren ein wahrer Sporn zu eignen Versuchen gewesen; ich erinnere mich noch lebhaft des Vergnügens meiner ersten Bekanntschaft mit derselben, welche durch den Hesperus herbeigeführt wurde, der das schöne: „Der Abend kommt, mit ihm das Schweigen“ mit dem Original en regard mittheilte. Die Abschrift habe ich mir noch gestern in meinen alten Collectaneen angesehen.

Wenn Ihnen hier in Amsterdam meine Dienste in irgend einer Hinsicht von Nutzen sein können, so bitte ich Sie, nur frei über mich zu verfügen. Vielleicht würden Ihnen Cataloge von hier nicht selten stattfindenden großen Bücherauctionen und Aehnliches nicht unwillkommen sein? In England gedruckte Bücher sind hier fast ohne Ausnahme zu den unerhöhten Englischen Preisen anzuschaffen. Wie gern möchte ich einmal Gelegenheit haben, mich Ihnen gefällig zu erzeigen! Lassen Sie mir recht bald eine entstehen!

* * *

Schwab antwortet am 14. Juni 1835 aus Tübingen, Uhlandshouse. Er dankt für die Geisterschau: „Es erwirbt Ihnen weitere Ansprüche auf den Titel eines Meerdichters, der Ihnen vor anderem gebührt, wie ich meinen Freund Lenau den Sänger des Gewitters nennen möchte, und Uhland den der Morgenwonne. Für den letzteren, bei dem ich gerade hause, nehme ich Ihre freundlichen Anerbietungen in soweit in Anspruch, daß ich Sie in seinem Namen und mit seinem Gruße bitte, wenn Ihnen Sammlungen oder fliegende Blätter von echten alten holländischen Volksliedern in die Hände oder in einem Kataloge zu Gesichte kommen, ihn oder auch mich gütigst hievon zu benachrichtigen. Er ist in tiefe Studien über die Volkspoesie versenkt. Von Burns kenne ich keine Uebersetzung; Sie waren berufen sich an eine Auswahl zu machen.

Darauf Freiligrath am 16. Juli 1835:

Ihre letzten von „Uhlandshouse“ an mich erlassenen freundlichen Zeilen habe ich — mit welcher Freude, ist unnöthig zu sagen — an demselben Tage empfangen, wo mir die Cölner Zeitung die Anwesenheit Uhlands in Cöln meldete. Der erste Gedanke, der mich beim Lesen der Nachricht durchfuhr, war: könnte Er nicht auch Holland durchfliegen? Es wird aber wohl nur eine schöne Hoffnung gewesen sein! Weder die Scheveninger Badeliste, noch das hiesige Handelsblad haben bis jetzt den Namen Uhland gebracht, und es scheint, daß seine Wallfahrt sich nicht bis in das Land „des canaux, des canards et des canailles“ erstrecken wird. Meine Freude, ihn zu sehen, würde unaussprechlich gewesen sein.

Nach alten Holländischen Volksliedern habe ich mich bereits eifrig umgesehen, und zu meiner Freude auch nicht ganz ohne Erfolg. Ich bin jetzt noch einigen alten Geusenliedern (die freilich vornehmlich nur historischen Werth haben dürften, obgleich sich einzelnes auch im Munde des Volkes erhalten hat) auf der Spur, und hoffe, recht bald eine nicht ganz uninteressante Sendung, sei es durch Buchhändlergelegenheit, oder durch einen Freund aus Oehringen, der vielleicht im nächsten Monat eine Reise in die Heimath macht, nach Tübingen abgehen lassen zu können. Ich wollte diese vorläufige Anzeige zu machen nicht versäumen, damit Sie nicht glauben, daß ich unthätig sei. Hoffmanns von Fallersleben Horae Belgicae kenne ich zu meinem Bedauern nur aus Recensionen, und weiß also nicht, welche Lieder durch dieselben bei Ihnen schon bekannt geworden sind. Die schönsten und innigsten hat übrigens O. L. B. Wolff schon in seiner, auch Ihnen gewiß bekannten Auswahl, übersetzt mitgetheilt. Er hat übrigens nicht aus den Quellen selbst geschöpft, sondern scheint sich an die von Le Jeune, Archivar im Haag, veranstaltete Sammlung gehalten zu haben, welche vielleicht auch nicht unwillkommen wäre? Ich glaube nicht, daß sie in Deutschland sehr bekannt ist.

Bei Einsendung meiner Blätter werde ich so frei sein, einige Zeilen an Uhland (seinem Namen im Gespräch mit Ihnen Herr und Titel vorzusetzen, kann ich wahrlich nicht übers Herz bringen) beizulegen, und bitte Sie inzwischen, ihm unter gefälliger Mittheilung des Obigen meine warmen Grüße auszurichten.

Beiliegend wieder einige Seelieder, die vorigen Sonntag am Meere entstanden. Ja, wer das Element so festzuhalten verstände wie Lenau den Blitz, die Schwüle und die ersten schweren Tropfen des Gewitters! Ich will aber nicht verzweifeln, und Ihr Beifall, den ich freilich jetzt noch nicht verdient habe, soll mir Sporn sein, Besseres zu leisten. Ich sollte mich eigentlich gar nicht ans Reflectiren geben. Wenn auch Manches in mir dämmert und aufblitzt, so weiß ich doch, da ich eben nie einen philosophischen Cursus

gemacht habe, Alles nicht so darzustellen und zu entwickeln, wie ich es wohl fühle, und daher kommt denn auch so mancher kahle Ausgang. Wird Lenau's Faust noch nicht erscheinen? Ich dachte, daß er schon zur Ostermesse das Licht hätte sehen sollen.

Mit Burns habe ich mich kürzlich wieder viel beschäftigt, und werde Ihnen gelegentlich Einiges beilegen.

Ich füge noch ein kleines Genrebild bei, eine holländische Wirthsstube aus dem 16. Jahrhundert. Ich habe einige Stellen aus dem Wilhelmus van Nassouwen hineingeflickt, fürchte aber, daß das Ganze zu lose aneinanderhängt. Das Metrum in den übersetzten Stellen habe ich absichtlich nicht mißhandelt. Wenn ich das Alter- und Eigenthümliche in der Sprache nur getroffen habe!

* * *

Das erwähnte Genrebild ist natürlich die treffliche Geusenwacht, die Seelieder ohne Zweifel die herrlichen Sandlieder. G. Schwabs Antwort ist flüchtig und kurz, so daß sie übergangen werden mag. Dasselbe muß leider auch mit Uhlands Schreiben vom 10. August 1835 geschehen, weil es mit Freiligrath sich eigentlich gar nicht beschäftigt, sondern uns in des Volksliedforschers stille Werkstatt führt. Es ist zu umfassend, zu ausschließlich gelehrten Inhalts, um hier Aufnahme zu finden. Uhland war für die übersandten Volksliederbücher sehr dankbar und beschenkte den jungen Sangesbruder mit der neuesten Auflage seiner Gedichte. Fernere Beziehungen der beiden Dichter fanden nicht statt.

Freiligraths Antwort an Schwab vom 8. Sept. 1835 lautet:

> Ein freundlich Wort kommt, eines nach dem andern,
> Von Süden her und bringt uns frohe Stunden!

möchte ich Ihnen, hochgeehrter Herr und Freund, mit Goethe's Worten an Byron zurufen. Ihre freundlichen Zeilen vom 29. Juli, Uhlands Brief, Ihr demselben beigestecktes Zettelchen — Alles ist in meinen Händen, und schon zu lange habe ich gewartet, Ihnen meinen Dank dafür auszusprechen.

Daß meine Liedersendung an Uhland, wenn auch im Ganzen nur wenig Ausbeute liefernd, doch im Sinne seiner Studien war, und daß er, der Gefeierte, mir dieß so freundlich und wohlwollend zu erkennen gab, hat mir, — ich kann Ihnen nicht sagen, eine wie große — Freude bereitet. Und nun sogar noch seine Gedichte — ich bin wahrlich ganz beschämt, und weiß nicht, wie ich für so viel Güte danken soll. Fürs Erste glaube ich es nicht besser zu können, als indem ich, seinen mir gegebenen Fingerzeigen folgend, weitere Nachforschungen nach alten Liedern anstelle, welche mich hoffentlich

nicht ganz leer ausgehen laſſen werden. Wie glücklich würde ich mich ſchätzen, wenn es mir gelingen ſollte, dem Herſteller des „zerblätterten Liederbuches altdeutſchen Volksgeſanges“ das eine oder andere hierher verwehte Blatt dieſes Buches zurückzubringen!

Da ich nicht gern eher an Uhland ſchreiben möchte, als bis ich ihm ein beſtimmtes Reſultat meines Suchens mitzutheilen im Stande bin, ſo bitte ich Sie, ihm — dem Sie ja doch wohl häufig ſchreiben, — vorläufig in meinem Namen und mit meinen herzlichſten Grüßen, meinen innigen Dank wie für ſeinen Brief, ſo für die gütige Zuſendung der neuen Ausgabe ſeiner Lieder zu erkennen zu geben. Um eine gleiche Gefälligkeit bittet mein Hauswirth, der, wie ſehr auch Holländer, dennoch die Ankunft der Gedichte kaum erwarten, und es nicht begreifen kann, wie ihm ſeine „oude Prullen“ eine ſo über Alles werthvolle Gabe zuwege bringen konnten.

Lenau's Fauſt habe ich im Frühlingsalmanach geleſen, und mich recht daran erquickt. Er wird hoffentlich nicht ſo lange Fragment bleiben, wie der Goethe'ſche, damit ihm die Kritik wenigſtens in dem Stücke keine Aehnlichkeit mit dieſem vorwerfen kann.

Werden Sie auch ſchelten, wenn Sie hören, daß ich kürzlich einen Antrag von Sauerländer in Frankfurt, ihm für ſeinen deutſchen Victor Hugo die Odes und Poésies diverses zu überſetzen, angenommen habe? Die Ueberſetzung muß bis Ende Oktobers fertig ſein, und ich fürchte daher ſehr, daß ich etwas Uebereiltes und Flüchtiges zu Tage fördern werde. Was gäbe ich darum, wenn ich über das Ganze erſt Ihr Urtheil einholen könnte. Meine Ideen über Freiheit, Treue u. ſ. w. im Ueberſetzen bedürfen, fürcht' ich, noch mancher Berichtigung. Einige Proben meiner Bearbeitung haben Sie vielleicht in Dullers Phönix geleſen, und ich lege als eine weitere noch das Gedicht: La Bande Noire bei, nicht, weil ich daſſelbe für gelungen anſehe, ſondern — weil ich Sie fragen wollte, welchen Bezug die Ueberſchrift zum Gedichte hat, und wie ſie wohl am Beſten zu verdolmetſchen wäre? Dann habe ich noch ein paar Fragen auf dem Herzen, die Sie mir, dem in ſolchen Dingen ſich nirgends Raths erholen Könnenden, und mit literariſchen Hilfsmitteln nur karg Verſehenen gewiß nicht übel deuten? — Hatte man nämlich bei den deutſchen Tournieren ein dem franzöſiſchen Ruf Largesse! entſprechendes beſtimmtes Wort? Hugo hat es in dem Chant du Tournoi. Dann möchte ich das Motto zum Chant de l' Arène aus Homer: „Généreux Grecs, voilà les prix que remporteront les vainqueurs“ gern nach Voß' Ueberſetzung geben, Hugo ſagt aber nicht, wo die Worte im Homer ſtehen. Ebenſo giebt er bei dem Shakeſpeare'ſchen Motto zum Cauchemar: „Oh, j'ai fait un songe!“ nicht das Stück an, dem es entnommen iſt.

Wenn es Ihnen, natürlich, ohne mühſames Suchen, bekannt iſt, ſo würden Sie mich durch gütige Mittheilung überaus verbinden. Lachen Sie nur recht über meine Unwiſſenheit. Klingen aber Stellen meiner Ueberſetzung, wie etwa:

Den Schiffer auf Piräus Wellen
Siehſt, Alexander, auf den Schwellen
Des Parthenons dein Bild zertrümmern Du;
Und, ach! Der Morgenröthe purpurn Schimmern
Blitzt in der Wüſte Memnons ſtummen Trümmern
Vergebens glüh'nde Fragen zu.

nicht ganz prächtig? — Dieſes: prächtig ſoll aber kein Lob ſein.

* * *

Es folgen darauf zwei etwas flüchtige Schreiben Schwabs aus Auguſt und September 1835. In dem einen beantwortet er, ſoweit es ihm möglich, Freiligraths Fragen und dankt für die Sandlieder; in dem anderen überſendet er einige jüngſt für den Almanach verſpätet eingelaufene Gedichte von Eduard Boas, von welchen er nicht weiß, ob dieſelben blinde Nachahmung oder ſcharfſinnige Ironie der Freiligrath'ſchen Muſe ſein ſollen; dies zur Erklärung der „Boasſchlange" in Freiligraths Briefe vom 16. Oktober 1835.

Meine wenigen, Ihnen den Empfang Ihres gütigen Briefes vom 22. Sept. vorläufig meldenden Zeilen vom vorigen Sonnabend werden Sie erhalten haben, und ich danke Ihnen jetzt noch einmal herzlich für die freundliche Erledigung meiner Hugo'ſchen Anfragen, die Sie ſelbſt in Ihren dringenden Berufsgeſchäften kein Hinderniß finden ließen. Ich unnützes Subject mache Ihnen ſo viele Mühe, und Sie überhäufen mich mit ſo vielen Beweiſen Ihrer theilnehmenden Freundſchaft, daß ich, im Gefühl meines Unvermögens, Ihnen nach dem Drange meines Herzens gegenſeitig Freundliches zu erweiſen, oft eher traurig, als froh über Ihre Güte ſein möchte. Ach, daß man ſo oft im Leben, in Augenblicken, wo man die Sterne vom Himmel reißen möchte, um ſie geliebten Häuptern als Krone aufs Haupt zu drücken, eben Nichts hat, als ſein Herz, und ſtumm daſtehen muß!

Wie ſoll ich Ihnen meine Freude über Ihre Nachricht wegen Cotta's Geneigtheit, meine Lieder zu verlegen, zu erkennen geben? Wenn ich die Zeit dazu gewinnen kann, ſo ſchreibe ich das Beſſere meiner Gedichte bis Oſtern zuſammen, und ſchicke Ihnen dann das Manuſcript ein. Machen Sie dann damit, was Ihnen gutdünkt, — in welche Hände legte ich mein poetiſches Geſchick beſſer und lieber, als in die Ihrigen?

Von Burns und andern neuern Engliſchen Dichtern habe ich allerdings noch verſchiedenes liegen, worunter ich namentlich Coleridge's phantaſtiſchen Romanzencyklus: The Rhyme of the ancient mariner hervorheben

öchte. Das Meiſte bedarf aber noch ſehr der Feile, und in der Zahlen-
üſte, die ich dieſen, wie jeden Winter zu durchwandern habe, dürfte mir
werlich vor Februar Zeit werden, an Sammeln, Sichten und Mundiren
denken. Bis dahin wird es hoffentlich ja wohl nicht zu ſpät ſein, die
elegenheit zum Anbringen dieſer Sachen noch zu benutzen? — Hätte ich nur
ehr Zeit! Die neuere Lyrik Englands, wenn ich Moore und Byron aus-
hme, iſt dem nicht Engliſch verſtehenden Theile des deutſchen Leſepublikums
ſt noch eine terra incognita, und doch, wie reich an Schönheiten ſind nicht
mentlich die Lieder der See-Dichter (Lake-Poets), von denen ich freilich
ch wenig überſetzt habe, von denen aber, bei minder gebundnen Flügeln,
ne Auswahl zu geben einer meiner heißeſten Wünſche iſt.

Nach dem, was Sie mir über die Wanderungen des Exemplars von
ugo's Oden, aus dem ich überſetze, mittheilen, glaube ich faſt, daß ich auch
r dieſe Arbeit Ihnen meinen Dank zu zollen habe. Denn unmöglich
nnte Sauerländer, ohne eine beſondere Empfehlung, von ſelbſt auf mich
bſcuren Menſchen gerathen, und ich möchte mein Leben verwetten, daß Sie
n, da Sie ſeinen Antrag ablehnten, auf mich aufmerkſam machten! Rathe
h recht?

In dieſem Augenblicke ſchickt mir Laarman zwei Packete: Ihre Uhlands-
ndung und von Weidmann den Almanach — daneben Ihre Zeilen vom
9. Auguſt, und, in einen Knäuel gerollt, die Boasſchlange! Freude über
reude! Nun muß ich aber auch erſt hineinſchauen!

Reſpect vor der Schlange! Boas beſitzt ein ſchönes Talent, und eine
lühende, wenn auch meiſt ausſchweifende Phantaſie. So habe ich aber doch
ie die Eigenreime gehäuft! Glauben Sie denn aber wirklich, daß Boas,
i es nun als Nachahmer, oder als Satyrikus, mich vor Augen gehabt habe?

Von Gedichten kann ich Ihnen, in dieſen magern Zeiten, heute nur
en beiliegenden Scherz, den Sie gefälligſt nur als ſolchen betrachten wollen.
ilegen, und fürchte noch dazu, daß er für das Morgenblatt zu ſchlecht iſt,

Der Waſſergeuſe hat ja vor Chamiſſo's Augen Gnade gefunden. Gruß
nd Dank an ihn! Bis wie lange hat es mit Einſendung der Gedichte für
837 Zeit?

Claudite jam rivos! Ich ſchreibe, als wüßte ich das Ende nicht zu finden.

Faſt hätte ich einen Hauptpunkt vergeſſen. Weidmann ſchickt mir
Friedrichsd'or als Honorar für Beiträge zum Almanach, worüber ich noch
freuter ſein würde, als ich bin, wenn Weidmann nicht zugleich ſchriebe:
a der Muſen-Almanach kaum 500 Käufer hat, ſo können wir in der
egel nur an die Herren Herausgeber und an etwa zwei andere Mitarbeiter
onorar bezahlen.

Warum bin grade ich denn Einer dieſer zwei Andern? Sicher nicht wegen des Werthes meiner Beiträge, der in ſo glänzender Geſellſchaft = 0 ſein dürfte. Sie haben gewiß auch hier wieder im Stillen ein gutes Wortfür mich geſprochen — und ich kann nur wiederholen, was ich im Anfang meines heutigen Briefes ſagte! Ob aber dies Alles gut für mich iſt? — Es reißt mich täglich mehr aus meiner eigentlichen Sphäre heraus, und das Non ex quovis ligno fit Mercurius ſummt mir täglich mehr im Kopfe herum. — O, dieſe Halbheit!

* * *

In einem Schreiben vom 26. Oktober 1835 beſtätigt der Dichter dankend den Empfang der drei Friedrichsd'or und erklärt ſeine Bereitwilligkeit zu ferneren Beiträgen, ohne Rückſicht darauf, ob der mehr oder minder günſtige Fortgang des Unternehmens Honorierung geſtatte oder nicht. Im erſteren Falle bittet er um Überſendung der früher erſchienenen ſechs Bände des Muſen-Almanachs, mit Anrechnung des Betrages auf das zukünftige Honorar.

Am 15. November 1835 ſendet Freiligrath mit einem flüchtigen Briefe die Verdeutſchung der Ballade an den Mond von Muſſet. Am 18. Nov. 1835 lädt Schwab den jungen Freund ein, mitzuarbeiten an einem von G. Pfizer bei Cotta herauszugebenden Sammelwerke „Literariſches Ausland" und fordert ihn auf, ſeine Überſetzungen nach Burns ꝛc. alsbald zur Auswahl zu überſenden. Freiligrath antwortet am 10. Dezember 1835 alſo:

Für heute, in der Eile des Expedirens von einem Viertelhundert Gedichte fürs Literariſche Ausland, nur wenige hingeworfene Worte herzlichen Dankes für Ihren letzten lieben Brief, und die Freude, die Sie mir durch Ihre Einladung zur thätigen Theilnahme an dem genannten Inſtitut, welches unter der Leitung eines Pfizer (der ja noch kürzlich durch ſeine Byron'ſchen Ueberſetzungen ſeinen Beruf zu einem ſolchen Unternehmen beurkundet) gewiß fröhlich gedeihen wird, bereiteten.

Von Hugo ſind Chants du Crépuscule, von Thom. Moore: The Fudge family in England (eine Fortſetzung der Fudge family in Paris) heraus. Das wäre was fürs Liter. Ausland. Wer nur mehr Zeit hätte!

Specimina Nordamerikaniſcher Lyrik wären vielleicht auch nicht unwillkommen? Bis jetzt iſt aber noch nichts fertig.

Nächſte Woche ſchicke ich Ihnen der Kurioſität wegen den hier erſcheinenden Niederländiſchen Muſenalmanach, der vor Kurzem ſeinen ſieben- oder achtzehnten Geburtstag erlebt hat. Es ließen ſich daran fürs Liter. Ausland erbauliche Betrachtungen über die Holländiſche Poeſie (was, nach Menzel, contradictio in adjecto iſt, worüber Prof. N. G. van Kampen Feuer und Flamme geſpien haben ſoll) knüpfen. Lauter „Spindelmänner"; mit geringen Ausnahmen iſt's eine miſerable Wirthſchaft.

Gestern erhalte ich eine Aufforderung, Beiträge zu dem Rheinischen Musen=anach für 1836 zu liefern, der, von Hub und Schnezler redigirt, Ende uar in Coblenz herauskommt. Aufforderung und Herausgabe kommen e ziemlich spät, ich will aber doch was hinschicken. Uebrigens wird der anach das Bildniß meines närrischen Landsmanns Grabbe, der jetzt Düsseldorf ist, als Schild aushängen. Geht denn wirklich für die Lyrik neues Leben in Deutschland auf? Seit den paar Jahren, die ich in Ponto , scheint ein neuer Odem durch's Land zu wehen und Ihr Musen=Almanach zt gewiß das Meiste dazu bei.

* * *

G. Schwab hatte in einem raschen Briefe vom 1. Januar 1836 Neu=swünsche dargebracht, die Kürze zugleich mit der schweren Erkrankung r Tochter entschuldigend. Freiligrath antwortet am 8. März 1836:

Heute nur mit zwei Worten die Anzeige, daß Ihr freundlicher Neu=swunsch mit der herrlichen „Weissagung des Chiliasten," Pfizers und Cotta's ese richtig bei mir eingetroffen sind, und daß ich auf Alles schon längst ntwortet haben würde, wenn nicht ein, meinen Geist total in Banden endes Unwohlsein (mir war ungefähr so, wie Sie's in Ihrem ersten nett im Musen=Almanach beschreiben), verbunden mit abstumpfender Berufs=eit und dem jetzt zur Reife gediehenen, und nach verschiedenen Debatten den betreffenden Behörden gut geheißenen Entschluß, Amsterdam mit Sommer zu verlassen, seit 2 Monaten lähmend auf meinen Briefwechsel gewirkt hätten. Seien Sie mir nicht böse darum! Meine Gesinnungen en Sie, den Freund nennen zu dürfen einer der wenigen Silberblicke auf nem, vielleicht noch recht wirr und düster werdenden Lebensweg ist, sind bleiben in treuer Dankbarkeit unveränderlich dieselben!

Möge Ihnen das neue Jahr jetzt freundlicher sein, als es begann! ich einsamer Mensch Ihren Brief am 29. Januar erhielt und las, was , als Sie ihn schrieben, für ein Schwert über Ihrem Haupt schweben n — ich kann Ihnen nicht sagen, wie es mir durch die Seele ging! wie soll ich jetzt zu Ihnen treten, trauernd oder heilwünschend? Gott das Letzte! Und wenn es so ist, dann küssen Sie die kleine dem Leben bergegebene, die gerade so alt ist, wie meine jüngste Schwester, auch in nem Namen, und glauben, daß Niemand herzlicher, Niemand aufrichtiger Ihrem Glücke Theil nehmen kann, als ich! Und wenn — ich mag's t aussprechen! — aber, wie es auch gekommen sein mag, wie ich mich en kann, so kann ich auch mit trauern — in Freud' und Leid bin ich Ihrige! Gott mit Ihnen!

* * *

Dazwiſchen kurz die Bemerkung, daß Freiherr Georg von Cotta ſelbſt am 2. Dezember 1835 Freiligrath den Verlag ſeiner Gedichte angeboten hatte, eine nicht geringe Ehre für den jungen Poeten. Jahrgang 1836 des Morgenblattes bringt von Freiligrath das Gedicht In Schillers Album (Nun kommen ſie), Wär' ich im Bann von Mekka's Thoren, ſechs Lieder aus dem Ausgewanderten Dichter, Den Reiter, Bei Grabbe's Tod; 1837 bringt nichts von ihm, 1838 nur drei weitere Lieder aus dem Ausgewanderten Dichter. Nach dem Erſcheinen der „Gedichte" dieſen erſten Drucken weiter nachzugehen iſt kein Grund vorhanden.

Es kommen nun bewegte Zeiten in dem brieflichen Verkehr der beiden Dichter. Schwab teilt am 16. März 1836 dem Freunde mit, daß er für dieſes Jahr auf die Teilnahme an der Redaktion des Muſenalmanachs, ſowie auf die Mitarbeiterſchaft verzichtet habe, weil gegen ſeinen Wunſch dem Buche Heine's Bildnis vorgeſetzt worden, desſelben Heine, welcher eben noch in ſeiner Schrift über die romantiſche Schule Uhland bitter verhöhnt habe. Freiligrath, zu deſſen Seelenzügen auch eine tiefgegründete Hochachtung vor dem Werte älterer Sangesmeiſter gehörte und der eine ebenſo gründliche Abneigung gegen die Dreiſtigkeit Heine's und das vorlaute Abſprechen des Jungen Deutſchland empfand, antwortet am 10. April 1836:

Meinen beſten Dank für Ihre freundlichen, mir vor einer Stunde zugekommenen Zeilen, und meine warmen, herzlichen Glückwünſche zur Geneſung Ihres lieben Töchterleins! Das nahende Frühjahr wird gewiß das Seinige dazu beitragen, dieſelbe raſch zu vollenden. Möchten Ihnen ähnliche Prüfungen lange, lange nicht wiederkehren!

Was Sie mir über die Auflöſung Ihres Verhältniſſes zum Muſen-Almanach ſagen, hat mich, nachdem ich wenige Tage vorher Heine's Romantiſche Schule und Menzels Aufſatz über die Jeune Allemagne im Januarheft des Literatur-Blattes geleſen, nicht überraſcht.

Raſend möchte ich aber werden, daß ich, wie Sie aus den Anlagen ſehen, ſchon im März meine Beiträge an Reimer eingeſandt habe. Heute noch fordere ich ſie zurück, und ich hoffe, daß der Druck noch nicht ſo weit vorgeſchritten iſt, um die Rückſendung unmöglich zu machen. Es iſt dies nun ſchon das zweite Mal, daß ich nicht viel beſſer, denn als miſerabler Parteigänger, vor Ihnen ſtehen muß, voriges Jahr durch Gutzkow's (jetzt doch Gottlob Adrians) Hugo, und nun ſo. Weiß Gott, ich bin nicht Schuld daran. Ich kann Sie auf Ehre verſichern, daß ich vom Phönix, der hier nirgends circulirt, letzten Herbſt ſo wenig, als heute, mehr als die neujährlichen Probenummern geſehen habe, und wie es mir im vorliegenden Falle gegangen iſt, das berichtet Ihnen der Wahrheit gemäß mein Brief an Weib-

mann, von dem ich freilich auch nicht weiß, ob er so ist, wie er sein sollte, da ich in dergleichen Quäſtionen wenig bewandert bin. Möchte Ihnen, und vor Allem Uhland, meine Unſchuld daraus wenigſtens erhellen! Denn wenn es Ihnen und dem Publikum auch gleichgültig ſein kann, zu welcher Fahne ein unbedeutender Wildſänger meinesgleichen ſchwört, ſo würde es mich doch ſchmerzen, die Reinheit meiner Geſinnung von Ihnen in Zweifel geſtellt zu ſehen.

Wird Chamiſſo nun den Almanach allein fortführen? Und wer hat die unglückliche Idee mit dem Heine zuerſt gehabt? Ich hatte mich ſchon auf Kerners, Pfizers oder Lenau's Bild gefreut!

Mit meiner Geſundheit geht es jetzt wieder. Mein Uebel war allerdings zum großen Theil Hypochondrie, und ich bin wochenlang in einer Stimmung geweſen, die es mir durchaus unmöglich machte, zu denken, zu dichten, und andere, als kaufmänniſche Briefe zu ſchreiben. Daher auch mein unter andern Umſtänden unverzeihliches längeres Schweigen, das mich oft, ohne daß ich's zu brechen vermochte, ſchwer drückte. Haben Sie nicht auch zuweilen mit den Worten Ihres ſchönen Liedes von mir gedacht:

Was haſt du gemacht?
Was haſt du gedacht?
Biſt wieder zu jung geweſen?
Haſt wieder du nicht
In einem Geſicht
Zu viel, viel zu Vieles geleſen? ꝛc.

Jetzt wird's aber Lenz, und Alles wird anders. Dieſen Sommer denke ich bei meiner Mutter procul negotiis zu faullenzen, oder auch vielleicht eine Fußreiſe am Rhein zu machen. Jedenfalls hoffe ich Zeit zum Zuſammenſchreiben meiner Ihnen ſchon zu Oſtern verſprochenen Lieder zu gewinnen.

* * *

Dem Briefe liegt eine Abſchrift des an die Weidmann'ſche Verlagshandlung in Leipzig gerichteten Schreibens vom 10. April bei, welches bedeutſam genug iſt, hier gleichfalls eine Stelle zu finden:

Soeben wird mir von Herrn Profeſſor Schwab die Nachricht, daß er ſich, aus Ihnen bekannten Gründen, der Mitherausgabe des nächſten Jahrgangs des Muſen-Almanachs, wie überhaupt aller Theilnahme an dem Inſtitut begeben hat. Letzteres iſt auch mit den übrigen Schwäbiſchen Dichtern der Fall.

Als Sie mich in Ihrem Briefe vom 10. März (angeblich, weil Sie den Almanach dieſes Jahr etwas früher als gewöhnlich in Druck zu geben wünſchten) zur ſchleunigen, directen Einſendung meiner Beiträge aufforderten, bemerkten Sie mir zwar, daß der Almanach das Bildniß von Heine bringen

würde, ſagten mir jedoch kein Wort von der Veränderung, den dieſer Umſtand in der Redaction des Almanachs zuwege gebracht. Heine's Romantiſche Schule war mir derzeit noch nicht bekannt, und obgleich es mich überraſchte, daß gerade ſein Bildniß diesmal die Sammlung begleiten ſollte, ſo ſah ich doch weiter nichts Arges darin. Die Bildniſſe, dachte ich, würden auf Vorſchlag oder doch wenigſtens mit Genehmigung der Redaction gewählt, und ich fand es, wenn auch auffallend, aber doch nicht unnatürlich, Heine'n, als dem Chef einer der Hauptrichtungen neueſter deutſcher Lyrik, eine Stelle in der Bildergalerie des Almanachs, des Repräſentanten dieſer Lyrik, eingeräumt zu ſehen. Dies war meine Anſicht von der Sache, nachdem ich Ihre wenigen, mich über das Eigentliche der Sache ganz im Dunkel laſſenden Zeilen, und ehe ich Heine's Ecole Romantique geleſen hatte, weshalb ich denn auch, in der Meinung, Chamiſſo und Schwab ſtünden nach wie vor vereint an der Spitze des Unternehmens, kein Bedenken trug, Ihnen meine wenigen unbedeutenden Beiträge, die ohne das Eintreffen Ihres Briefes ohnehin um jene Zeit an Herrn Profeſſor Schwab abgegangen ſein würden, alsbald direct zu übermachen. Seitdem iſt mir nun aber vorige Woche jene Heine'ſche Schandſchrift zu Geſicht gekommen, und ich bin empört über die Weiſe, auf die er darin über einen Größern und Reinern, den edeln Uhland, ſich ausſpricht. Schwabs und der übrigen Schwäbiſchen Dichter Zurücktreten iſt dadurch zur Genüge motivirt, und — ich bin ſelbſt Norddeutſcher, meine Dichtweiſe iſt leider von der ſchlichten, einfach reinen jener Sänger des Südens himmelweit verſchieden, aber die Freundlichkeit und Herzlichkeit, mit der mir die Beſten unter ihnen entgegenkamen, läßt mich hoffen, daß ſie mich wenigſtens der Geſinnung nach als den Ihrigen betrachten, und daß ich Uhland mit ihnen als gemeinſames Haupt anſehen darf — ich muß in der That gegen den Abdruck der Ihnen geſandten Sachen proteſtiren, und Sie bitten, mir dieſelben (mit dem beigefügten Billet an Herrn Profeſſor Schwab) umgehend zurückzuſchicken, wenn ich mich nicht ſ. Z. genöthigt ſehen ſoll, die Mittheilung im Muſen-Almanach, als nicht mit meinem Willen geſchehen, öffentlich zu desavouiren.

Ich kann Ihnen nicht ſagen, wie leid es mir iſt, unſre, mir ſonſt ſo ſchätzbare Verbindung gleich anfangs durch einen ſo verdrießlichen Vorfall getrübt zu ſehen. Hätten Sie mir, dem im Auslande Lebenden und mit der deutſchen Literatur nur langſam Schritt halten Könnenden, gleich, als Sie mich um Beiträge erſuchten, offen geſagt, wie die Sache läge, ſo wäre mir der Schmerz, Männern, die ich hochachte, in einem zweideutigen Lichte erſcheinen, und Ihnen Unangenehmes ſagen zu müſſen, erſpart geblieben.

* * *

Durch dieſen Abſagebrief hatte Freiligrath, ohne daran zu denken, den trefflichen Chamiſſo, welchen Heine's Unarten gegen Uhland nicht in gleichem Maße berührten, um ſo ſchwerer gekränkt, weil Chamiſſo auf Freiligrath gar große Stücke hielt. Auch grollte der alte ruhig gewordene Dichter dem jungen heißblütigen Freunde nicht, wie der früher S. 143 mitgeteilte Brief beweiſt. Bei Freiligrath kam die Reue über den raſchen Schritt bald nach; er ſchreibt am 21. April 1836 an Schwab:

Meinen Brief vom 10. April werden Sie erhalten haben, und mit ihm die Copie meines Schreibens vom gleichen Tage an Weidmann, deſſen Antwort darauf mir ſoeben zukommt. Leider muß ich nach Leſung derſelben befürchten, Chamiſſo, in deſſen Händen ſich meine Beiträge ſchon befinden, durch meine Zurückforderung wehe gethan zu haben, was ich wahrlich nicht beabſichtigte. Weidmann legt mir zugleich Ihren Brief vom 20. März an Herrn S. Hirzel bei, worin Sie ihm ſagen: „Schreiben Sie Freiligrath, dem ich die Sache bloß hiſtoriſch gemeldet, daß ich ihm ſage, er ſolle wegen uns Schwaben vom Almanach nicht abſtehen!"

Was ſoll ich nun machen? Meine Geſinnungen in Betreff Heine's ſind unverändert dieſelben, auch bin ich zu weit gegangen, um meine Gedichte, die noch bei Chamiſſo ſind, mit Ehren dem Almanach laſſen zu können; wie fange ich's aber an, um Chamiſſo, dem von mir Hochverehrten, nicht ſo zu erſcheinen, als hätte ich ihn verletzen wollen? Mein Aufbrauſen galt wahrhaftig nur Heine'n; ich wußte ſelbſt nicht, ob Chamiſſo den Almanach fortſetzen würde. Daß ihm mein raſches Zurückfordern kränkend ſein muß, ſehe ich jetzt bei kaltem Blute wohl ein — wer denkt aber auch beim erſten Aufſprudeln an Alles?

Wenn Sie ihm in dieſen Tagen ſchreiben ſollten, ſo machen Sie für mich gut, ſo viel gut zu machen iſt, und — in dieſem Falle wird meine Bitte wohl Entſchuldigung finden? — ſagen Sie mir doch bald, aber mit der Poſt, wie ich's machen muß, um mich bei ihm zu rechtfertigen. An Weidmann ſchreibe ich heute vorläufig, daß es, wie es ja auch aus meinem erſten Briefe hervorging, keineswegs meine Abſicht geweſen ſey, Chamiſſo zu beleidigen, ſondern daß mein Schritt lediglich auf meine Indignation über Heine's Ecole Romantique baſirt geweſen ſey.

G. Schwab ſendet den Brief an Chamiſſo weiter mit den beigefügten Zeilen: Lieber Chamiſſo! Leſen Sie dieſen Brief. Schon vor ſeinem Eintreffen habe ich Freiligrath geſchrieben, daß er ſich durchaus nicht abhalten laſſen ſoll; ſeine Gefühle kann ich freilich ihm nicht verbieten!

Gleichzeitig geht auch ein begütigendes Schreiben an Reimer, den Verleger des Almanachs, ab. „Wenn es jemanden gibt", ſchreibt Freiligrath,

der Chamisso liebt und ehrt, der durch sein Leben, wie durch seine Dichtungen begeistert und zu eignem Schaffen hingerissen worden ist, so bin ich's, und es sollte mich in der Seele schmerzen, wenn mein unbedachtes Aufbrausen, das ich, Gott sei's geklagt, nicht immer bändigen kann, das aber im vorliegenden Fall ja nur Heine'n galt, ihm wehe gethan haben sollte!" Im übrigen fand die unangenehme Sache raschen friedlichen Abschluß; Freiligrath läßt dem Musenalmanach die übersandten Gedichte; durch Schwabs alsbaldigen Wiedereintritt in die Redaktion ward die drohende Spaltung zwischen nord- und süddeutschen Lyrikern beseitigt.

Den Briefwechsel aus diesem Abschnitt in des Dichters Leben mag, allerdings übergreifend, ein Schreiben Freiligraths aus Soest — „denn in Amsterdam bin ich ja nicht mehr" — vom 30. September 1836 abschließen:

Recht von Herzen freue ich mich, daß ich meinen ersten Brief nach einer so langen Pause mit einem warmen Glückwunsche zu einem so frohen Ereignisse, als die mir von Gustav Pfizer gemeldete Verlobung Ihres Fräulein Tochter es ist, beginnen kann, um so mehr, als ich hoffe, daß Sie in der, durch diesen Fall herbeigeführten, freudigen Stimmung allen Sündern, mit denen Sie etwa zu rechten hatten, vergeben, und auch mich, den saumseligen Briefschreiber, der, wenn es ihm wohl geht, seine Freunde, wenn auch nicht vergißt, aber doch nachlässig gegen sie erscheint, und sie nur mit Briefen belästigt, wenn er am Hypochonder laborirt, nicht von der allgemeinen Amnestie ausschließen werden! Nicht wahr, ich hoffe nicht vergebens, und Sie nehmen mein treugemeintes: „Alles Glück!" mit einem nachsichtigen Lächeln freundlich auf?

Nach dem, was Sie mir zuletzt über die leidige Almanachs-Störung mittheilten, habe ich mich denn doch, wie Sie jetzt wohl schon längst von Chamisso oder Reimer erfahren haben, entschlossen, meine paar Lieder in der Sammlung mit abdrucken zu lassen. Ich habe mir bei Reimer durch diese Aenderung freilich gewissermaßen ein Dementi gegeben; — ob bei Ihnen und Uhland auch? Ich glaube kaum! Ich denke nach wie vor gleich über die Sache, und nur Ihre Erlaubniß und der Wunsch, dem edeln, ehrwürdigen Chamisso nicht wehe zu thun, konnten mich anders bestimmen! Der Umstand, daß ich mein: „Leben des Negers" noch nicht im Morgenblatte gefunden, bestärkt mich in der Vermuthung, daß Sie mir meinen Beitritt zum Almanach nicht verargen. Ich denke nämlich, daß Sie's an Chamisso sandten, und wenn dem so ist, so darf ich ja wohl annehmen, daß wir wegen der leidigen Geschichte im Reinen sind.

Mit dem Sammeln meiner Gedichte habe ich nun den Anfang gemacht; aber, aber — ich bin fast mit Nichts zufrieden, und muß die ältern Sachen fast alle über Bord werfen. Es wird, Gott sei's geklagt, nur ein dünnes

ıdchen geben! Das Manuſcript werde ich Ihnen bald ſenden! Bei den Morgenblatt und Almanach abgedruckten Gedichten brauche ich ja wohl bloß Ueberſchrift und Angabe der Nummern und des Jahrgangs zu :n? Ich habe keinen Copiſten, und bin dem langweiligen Selbſt-Mundiren den Tod feind. Was meinen Sie von meinen kleinen Ueberſetzungen, im Morgenblatt und Literariſchen Ausland bisher erſchienen ſind? Sollte ſie wohl ſchon in dieſe Sammlung aufnehmen, oder glauben Sie, daß beſſer iſt, ſie dereinſt, wenn ihrer mehre ſein werden, in einem beſondern ıdchen zu vereinigen?

Für das Morgenblatt lege ich ein Gedicht bei, das minder auf Grabbe's jen Tod ſein, als vielmehr den Eindruck zu ſchildern verſuchen ſoll, den Art und Weiſe, auf welche, und die Umgebungen, unter welchen ich ihn hr, auf mich machten. Grabbe iſt ein zertrümmerter Tempel; er iſt ſtentheils in und durch ſich ſelbſt zu Grunde gegangen!

Von einem „Rheiniſchen Odeon", deſſen Mitredaction ich übernommen, b Ihnen Pfizer ſagen. Könnten vielleicht auch Sie dem beſcheidenen ıblein bei ſeinem zweiten Schritt in die Welt einen freundlichen Spruch auf den Weg geben? Wenn ich, ohne unbeſcheiden zu ſein, darum bitten ſte, ſo thäte ich's gern! Sagen Sie mir, ob ich darf?

Menzel hat mir durch die mich betreffende Stelle in ſeiner „Deutſchen ratur" ordentlich das Blut zum Kopfe getrieben! Ach Gott, wenn ich das ichen könnte, was mir oft vorſchwebt, wozu mir aber, fürcht' ich, die ıſte mangeln! Doch ſporut ſolch ein Zuruf, wenn auch zu ehrend, mächtig Danken Sie Menzeln in meinem Namen!

* * *

Über die Entwickelung von Freiligraths dichteriſcher Thätigkeit während er Zeit haben wir keine weitere Kunde als die Mitteilungen der Briefe. : wiſſen, daß er eine Reihe eigener Dichtungen hier und da veröffentlichte daß er ſich gegen Ende des Amſterdamer Aufenthaltes lebhaft mit Über- ıngen nach Victor Hugo beſchäftigte, deſſen ſtolze Formfülle, ſprühender rl- und Bilderreichtum Freiligraths verwandten Genius anzogen. Es : ſich leicht erkennen, wie der Aufenthalt in einer gewaltigen Seeſtadt in ıberbarer Weiſe auf die Entfeſſelung ſeiner dichteriſchen Eigenart von dem ın kleinſtädtiſcher Anſchauungen und Intereſſen, wie von den Banden der hahmung früherer ſentimentaler Dichter hinwirken mußte. Wir brauchen die Reihenfolge der wenigen datierten Gedichte ſeit 1832 zu durchblättern, dieſer ausſchließlich in einer Seeſtadt wie Amſterdam möglichen Eindrücke ußt zu werden. Gleich das erſte derſelben, die Amphitrite, Mai 1832, durchaus charakteriſtiſch. Unzählige Dichter vor ihm haben die Reize des

Frühlings gepriesen, unzählige werden dieselben in Ewigkeit erheben; bei Freiligrath finden wir kein einziges Frühlingslied im wahren Sinne, wiewohl es im Ausgewanderten Dichter, dem Mann im Walde, dem Rübezahl an Anklängen der Frühlingspoesie nicht fehlt; das einzige Gedicht, welches er jemals zum Preise des Lenzes schrieb, konnte nur er dichten, die Amphitrite. Für den zweiundzwanzigjährigen Poeten ist der Frühling nicht der herkömmliche „schöne Junge" Nicolaus Lenau's; er spricht uns nicht, um mit Uhlands anmutigem Liede zu reden, von Saatengrün, Veilchenduft, Lerchenwirbel, Amselschlag, Sonnenregen, linder Luft; für Freiligrath ist der Frühling ein schöner Knabe Indiens, der im Schatten des Banianenhaines rastete, als das Schiff Amphitrite sich zur Abfahrt bereit machte. Da springt er auf, schwimmt an Bord, fährt ungesehen über das Meer und landet im Norden, um als indischer Zauberer die Bäume mit Grün, die Erde mit Blütenglanz zu schmücken:

Dank, rüstiger Laskar!
Willkommen, lockiger Schwimmer!

Ein solches Frühlingslied kann, ganz abgesehen von der Eigenartigkeit der Sprache und der Bilder, nur entstehen in einer Seestadt, in deren Hafen mit dem Brechen des Eises die Schiffe wieder einlaufen und aus fernen Landen den Frühling bringen. Die Auswanderer, gedichtet Sommer 1832, zeigen sie uns nicht in Lebenswahrheit den Bauer aus der Pfalz oder dem Schwarzwald, indem er seine ärmliche Habe einschifft zur weiten Fahrt über das Meer? Im Jahre 1833 entstanden Der schlittschuhlaufende Neger, Meerfabel, Die Griechin auf der Messe, im Jahre 1835 die Sandlieder und Einem Ziehenden, 1836 Nebel, lauter Dichtungen, welche lediglich den Anregungen des Amsterdamer Hafenlebens oder des holländischen Strandlebens ihre Entstehung danken konnten; der höchst charakteristische, erst nachträglich in den Jugendgedichten mit der Jahreszahl 1832 mitgeteilte Hafengang ist ganz gleicher Art. Unter den nicht datierten Gedichten setzen die in den Auswanderern angeknüpfte Gedankenreihe fort Der Tod des Führers, Der ausgewanderte Dichter; die Heldenzeit Hollands spiegelt sich in den glänzenden Bildern Der Wassergeuse, Eine Geusenwacht, Lieve Heere. Die Stimmung der Sandlieder findet ihre Weiterbildung in dem grandiosen Leviathan, in Meerfahrt, Die Toten im Meere; Florida of Boston, Odysseus, die Schiffe sind Dichtungen, wie sie nur in einem Seehafen entstehen können. Nur Selbsterlebtes schildert er, wenn er auf die Frage, was Poesie sei, antwortet:

Wenn man am Meer, von seinem Schaum benetzt,
Sich einem Fischer auf die Schultern setzt
Und sich hinein läßt tragen in die Wellen,

Die Odyſſee legt auf ſein ſtruppig Haar
Und ſingt und jubelt, daß er denkt: Fürwahr,
Das heiß' ich einen närriſchen Geſellen!

Und Poeſie auch iſt's, wenn wie ein Schwan
Man in der Dämmerung in einem Kahn
Langſam durchfurchet eines Hafens Mitte,
Und es geſtattet, daß der Kahn ſich ſchmiegt
An irgend ein gewaltig Schiff; — ſo liegt
Oft neben einem Palaſt eine Hütte.

Und Poeſie dann, wenn in Gummiſchuh'n
Man einen Neger ſieht im Tauwerk ruh'n,
Des Abends Kühle ſchwebend einzuſaugen;
Er ſchaukelt läſſig ſich und ſingt ein Lied,
Und ſchaut ihr ihm ins Angeſicht, ſo glüht
Euch wie ein Stern das Weiße ſeiner Augen.

So erſcheint es ganz erklärlich, wenn ein Dichter, welcher das Alltäg-
ſo eigenartig aufzufaſſen weiß, ſich vom Fluge der Phantaſie weiter
en läßt über das Meer, in die Wüſten Afrikas, in die Urwälder der
pen, wenn Löwenritt, Geſicht des Reiſenden, Mohrenfürſt, Ammonium,
pio, der Schwertfeger von Damascus, großartige Bilder in märchenhafter
achtung, durch ſein Hirn zucken, zum Staunen der Freunde, welche den
amen verſchloſſenen Menſchen nicht verſtehen und ihm ab und zu den
gemeinten Rat geben, er möge ſeine Stoffe nicht in der Ferne holen.
der unverſtandene Dichter ſpricht nicht leeren Weltſchmerz, ſondern ſein
es Leid aus, wenn er im Reiter in die verzweifelten Worte ausbricht:

— — Gott, warum gabſt du mir Lieder?

Sie ſchliefen jahrelang in meiner Bruſt,
Wie Erz im Schacht; — ich habe nicht gewußt,
Daß Lieder tief mir in der Seele ruhten.
Weh mir, zu öffnen ihr verborgen Thor!
Wie kochend Herzblut brechen ſie hervor,
Unhemmbar! ach, und ich — ich muß verbluten!

Und keiner weiß es! Alle ſtellen ſie
Sich vor mich hin und ſagen lächelnd: Sieh!
Das iſt ein luſtig und ein kräftig Springen!
Das iſt ein friſcher und ein tücht'ger Strahl!
Ein mäß'ger Strom kann dieſer Quell einmal,
So Gott der Herr will, durch die Lande bringen.

Sie aber wiſſen nicht, daß er ſchon bald
Verſiegen muß, daß ebbend ſchon er wallt,
Sie wiſſen nicht, daß vor der Thür mein Sterben!
Daß mit dem Blut nur, das bis jetzt mir quoll,
Wenn in der Gruft ich einen tragen ſoll,
Ich meinen Liederpurpur mir muß färben!

So brachte der Aufenthalt zu Amſterdam dem einſamen, an einen ihm widerwärtigen Beruf feſtgeketteten, durch das Bewußtſein einer hoffnungsloſen Brautſchaft, durch unbefriedigten Thatendurſt und Drang in die Weite gequälten jungen Mann bittere Schmerzen, aber zugleich auch die reichſte dichteriſche Anregung; ohne Zweifel iſt ein erheblicher Teil der in der erſten Sammlung von Freiligraths Gedichten leider ohne Rückſicht auf die Zeitfolge zuſammengeſtellten Lieder und Balladen zu Amſterdam entſtanden, und wir dürfen die Fügung preiſen, welche den jungen Mann aus dem engen Geſichtskreiſe Weſtfalens an das Meer, in das belebte Treiben einer mächtigen Hafenſtadt führte.

Damit mag dieſe Betrachtung der Amſterdamer Jahre unſeres Dichters beſchloſſen ſein. Sie hatten ihn noch mehr als es in Soeſt der Fall geweſen, aus einer belebten geräuſchvollen Umgebung in ſich ſelbſt zurückgeführt, ſeine dichteriſche Eigenart ausgereift. Auch mit einem Erſtlingswerke war der 26jährige Dichter hervorgetreten, allerdings nur mit Überſetzungen, den 1836 erſchienenen Oden von Victor Hugo, einer Arbeit, welche auf ſein eigenes Dichten in mancher Hinſicht förderlich wirkte, anderſeits, wie er ſelbſt anerkennt, ihn wieder in den „rhetoriſchen Wuſt", aus welchem er ſich herauszuarbeiten begonnen, hineingeführt hatte. Zugleich war er als ſelbſtändiger Dichter durch Chamiſſo-Schwabs Muſenalmanach, durch das Morgenblatt in glänzender Weiſe eingeführt worden; ſchon dieſe vereinzelt hier und dort erſchienenen Gedichte hatten durch ihre packende Eigenart, die Fülle der Phantaſie, die Glut des Gefühls, die Pracht der Bilder und der Sprache mächtig gewirkt; Freiligrath war auf dem beſten Wege, ein berühmter Dichter zu werden; der Verleger Goethe's und Schillers, Cotta zu Stuttgart, hatte dem blutjungen Poeten den Verlag der erſten Sammlung der Gedichte in ehrenvollſter Weiſe ſelbſt angetragen. Der Zwieſpalt zwiſchen dem Dienſt der Muſen und Merkurs, zwiſchen der Dichtung und dem Kontokorrent war auf die Dauer unerträglich. Und ſo kam es, daß Freiligrath im Frühling 1836 einen vielleicht nicht eben bedeutenden Anlaß, ein Überſchlagen in der Altersfolge des Sigriſt'ſchen Kontors, ergriff, um ſein Amſterdamer Verhältnis zu kündigen; neben dem Mißvergnügen über die Unvereinbarkeit ſeines geiſtigen Strebens mit ſeiner täglichen Arbeitspflicht mag auch die

aus Überarbeitung hervorgegangene hypochondrische Verstimmung im Frühling 1836, deren er in den Briefen wiederholt gedenkt, zu dem raschen Entschlusse mitgewirkt haben. So schied er denn Ende Mai 1836 aus dem Amsterdamer Verhältnis, ohne Schmerz des Abschieds, so wenig er bereits bestimmt wußte, ob er in der bisherigen Lebensbahn verweilen oder eine neue erwählen sollte. Es mag dieser Amsterdamer Zeitraum beschlossen werden mit dem Zeugnis, mit welchem Jacob Sigrist den Dichter entließ. Dasselbe lautet:

Dem Herrn Ferdinand Freiligrath von Detmold, der vom Jahre 1832 bis 1836 während beinahe fünf Jahren auf meinem Handlungs-Bureau gearbeitet hat, gebe ich mit Vergnügen das Zeugniß, daß derselbe stets zu meiner Zufriedenheit nicht allein seine Pflicht erfüllte, sondern mit ungewöhnlichem Fleiß und besonders freundschaftlicher Anhänglichkeit die schwierigsten Arbeiten vollführte, die ihm vermöge des vollen Vertrauens, das ich in ihn setzte und derselbe stets rechtfertigte, aufgetragen wurden.

Da durch dieses Vertrauen dem Herrn Freiligrath alles offen lag, so fehlte es ihm auch nicht an Gelegenheit, seine kaufmännischen Kenntnisse so auszubilden, daß er in diesem Fache in jede Stellung zu empfehlen ist, und hat es mir sehr leid gethan, den Herrn Freiligrath nicht bewegen zu können, bei mir zu bleiben.

Das moralische Betragen des Herrn Freiligrath ist so allgemein bekannt, daß ich es hier überflüssig finde, etwas weiteres zu seinem Lobe beizufügen.

Amsterdam, den 17. Mai 1839. [1])

Jakob Sigrist.

Es möchte verwunderlich erscheinen, daß die Beleuchtung von Freiligraths triebkräftigster Dichterwerdezeit mit einem nüchternen Zeugnis über seine kaufmännische Gewissenhaftigkeit und Befähigung beschlossen werde. Aber Herrn Jakob Sigrists Zeugnis hat für den Biographen eine tiefere Bedeutung; es zeigt uns, wie der junge Mann, den die glühende Dichterphantasie über Meer und Wüste dahinführt, dessen Namen bereits durch ganz Deutschland gefeiert ist, dem Männer wie Chamisso, Uhland und Schwab mit warmer Freundschaft und ungeheuchelter Anerkennung nahetreten, daß dieser selbe junge Mann die ihm aufgelegte Kontorarbeit, so beschwerliche Fesseln sie seinem aufstrebenden Geiste anlegt, mit jener Selbstverleugnung ausführt, welche er auch weiterhin in seinem Leben aufs Bewunderungswürdigste bekunden sollte; daß derselbe Dichter, den der Genius unwiderstehlich fortreißt, zugleich den Leitstern der Pflicht unwandelbar im Auge hält. Wer das aus diesem Zeugnis heraus lesen will, für den hat dasselbe doppelten Wert.

[1]) 1839 steht zweifellos. Das Zeugnis ist irrig datiert oder ward nachträglich ausgebeten.

Vierter Abſchnitt.

Soeſt Juni 1836. Barmen Mai 1837—Auguſt 1839.

Mitte Juni 1836 traf Ferdinand Freiligrath wieder in Soeſt ein, gerade zeitig genug, um mit den Seinen den 26. Geburtstag feiern zu können. Ein ſtiller wunderlicher Jüngling war er gegangen; er kam wieder, in ſich befeſtigt durch mehrjährigen Aufenthalt in der Fremde, gekräftigt durch die Anerkennung berühmter Dichter, ein gefeierter Dichter ſelbſt, neubelebt durch die Rückkehr in die Heimat, an der ſeine Seele hing. Er gedachte ſich auszuruhen, des langentbehrten Umgangs mit den Lieben froh zu werden, die übernommenen literariſchen Arbeiten zu vollenden und dann wieder ſich nach neuer kaufmänniſcher Thätigkeit umzuſchauen.

Es galt alſo zunächſt, was er bisher gedichtet, was nur handſchriftlich vorlag oder bereits vereinzelt hier und da im Druck erſchienen war, zu ſammeln, zu ſichten, das der Aufnahme würdig Befundene zuſammenzuſtellen, eine bei der ſtrengen Gewiſſenhaftigkeit des jungen Dichters ganz erhebliche Aufgabe. Dazu kam eine andere, minder willkommene. Im Mai 1836 war Freiligrath mit ſeiner erſten poetiſchen Arbeit, der Überſetzung von Victor Hugo's Oden, aufgetreten; nun ſah er ſich in Soeſt feſtgehalten dadurch, daß er auf O. L. B. Wolffs Bitte die Ergänzung derſelben, die Überſetzung von Victor Hugo's Orientalen und Balladen übernommen hatte; es war eine Aufgabe, die ihn zu angeſpannter Thätigkeit aufforderte, ohne daß ſie ihn doch befriedigte; ſo gab er dieſelbe vor der Vollendung auf. Mit dieſen Arbeiten beſchäftigt, blieb Freiligrath elf Monate in ſeiner zweiten Heimat Soeſt, ein amtloſer Dichter. Auch die eigene Poeſie feierte dabei nicht völlig; Im Herbſte, aus jener Soeſter Zeit, zeigt uns, wie er, ohne der Welt ringsum Aufmerkſamkeit zu ſchenken, in Arbeit vergraben ſaß, und wie alle die bunten Stoffe ſeiner Gedichte beim Ordnen und Sichten wieder an ſeiner Seele vorüberzogen; im ſelben Herbſt 1836 entſtand das vortreffliche, freilich noch Spuren der bisherigen Gemütsverdüſterung tragende Gedicht Auf Grabbe's Tod; Freiligrath vernahm die Kunde gelegentlich eines Beſuches im Feldlager bei dem nahen Salzkotten. Im April 1837 ward Mirage gedichtet; die anderen, nicht eben zahlreichen Gedichte, welche in verſchiedenen Taſchen-

büchern der nächsten Jahre erschienen sind, mögen gleichfalls der Soester und Barmer Zeit entstammen.

Überschauen wir den Briefwechsel aus diesen Jahren, so bilden die allgemach verlöschenden älteren Beziehungen zu Chamisso und Schwab, sowie diejenige zu Immermann den festen Grundstock; dazu gesellen sich neue Verhältnisse zu einer Anzahl jüngerer Poeten. Freiligrath war allezeit von einer rührenden Harmlosigkeit und Zutraulichkeit; fremden Leistungen das herzlichste Wohlwollen entgegentragend, trat er in die Literatur mit einer beispiellosen Bescheidenheit ein, verwunderte und freute sich kindlich über die Bewunderung und Verehrung, die ihm allerorten entgegengebracht ward; der Herrscherstellung, die er jetzt bereits unter den Lyrikern der Zeit einnahm, unbewußt, begrüßte er jeden fahrenden Poeten, der sich an ihn drängte, als Geistesgenossen und Freund. So ließ er sich noch in seiner Amsterdamer Einsamkeit bewegen, bei dem von Ignaz Hub und August Schnezler herausgegebenen „Rheinischen Odeon" seinen Namen als Mitherausgeber auf den Titel setzen zu lassen. Bei dem ersten 1836 erschienenen Bande wirkte er nicht einmal bei der Auswahl mit; diese Sammlung lyrischer Gedichte ist derart gehaltlos, daß man, im Hinblick auf die Mehrzahl der Beitragenden zu Freiligrath, welcher seinen Reiter und einen Teil des Ausgewanderten Dichters gesteuert hatte, sagen konnte, wie Gretchen zu Faust:

Mir thut es in der Seele weh,
Wenn ich dich in der Gesellschaft seh!

Bei dem 1838 erschienenen zweiten Bande des Odeon wirkte er selbst werbend und wählend mit, und so ist dieser zweite Band erheblich besser geraten als der frühere; aus Grabbe's Nachlaß war ein Stück der Hermannsschlacht mitgeteilt, wie sein Bildnis den Band eröffnet; unser Freund selbst steuerte die Fortsetzung des Ausgewanderten Dichters, Leben des Negers und die beiden Memnonslieder bei. Doch löste Freiligrath alsbald nach dessen Erscheinen unmutigen Herzens das Verhältnis, weil Hub als Hauptunternehmer seinen Verpflichtungen gegen die Subskribenten nicht nachkam, Unterschriften sammelte, das Geld einstrich und dann keine Exemplare sandte, da der Drucker erst bezahlt sein wollte. Freiligrath als Mitherausgeber hatte damit unglaublichen Ärger; indes war der gutherzige Mann bald wieder begütigt; noch in dem letzten Lebensjahrzehnt werden wir freundschaftlichen Briefen an Hub begegnen.

Eine rascher vorüberrauschende Bekanntschaft war diejenige mit Hermann Neumann. Derselbe begrüßte unsern Dichter Eingang 1837, anknüpfend an das Gedicht auf Grabbe's Tod, brieflich von Wesel aus, und ein Denkmal

des raſch geſchloſſenen, bald genug wieder zerriſſenen Freundſchaftsbundes ſind die hier nach der Deutſchen Revue mit einigen Kürzungen wieder abgedruckten Briefe. Auch mit Profeſſor O. L. B. Wolff in Jena, welcher Herbſt 1836 in ſeiner Encyklopädie der deutſchen Nationalliteratur als einer der erſten den jungen Dichter mit warmer Anerkennung begrüßt hatte, ſtand Freiligrath ſeit dem Schluſſe der Amſterdamer Zeit in lebhafter brieflicher Beziehung. Leider ſind dieſe Briefe, welche ſich ausſchließlich auf Freiligraths eigene Dichtungen, auf die Überſetzung des Victor Hugo, auf die beiden Männern gemeinſame Liebhaberei zur Ausſpürung altniederländiſcher Volksdichtung bezogen zu haben ſcheinen, großenteils vernichtet oder verſtreut, ſo daß nur einige wenige derſelben ſich hier zuſammengefunden haben.

Mitte Mai 1837 ſiedelte Freiligrath nach Barmen über, wo er in dem Großhandlungshauſe J. P. von Eynern & Söhne — Baumwolle und Indigo — eine Kommisſtelle übernommen hatte, allerdings nur auf zwei Jahre. Es ward ihm zwar bitter ſchwer, abermals ſich der nüchternen Kontor-Arbeit zu widmen; aber er konnte ſich, und das war ſehr verſtändig, noch keineswegs entſchließen, ſeine kaufmänniſche Laufbahn völlig aufzugeben und ſich lediglich literariſcher Thätigkeit zu widmen. Goethe meint wohl:

Gebt ihr euch einmal für Poeten,
So kommandiert die Poeſie!

aber Freiligrath war ein viel zu klar denkender, man möchte ſagen, zu ſehr durch ſeinen Lebensgang kaufmänniſch geſchulter Kopf, das Gebiet ſeiner Dichterthätigkeit war viel zu ſcharf umgrenzt, als daß er nicht erkennen ſollte, wie jedes Kommandieren der Poeſie, etwa von der Überſetzerthätigkeit abgeſehen, ihn der Gefahr ausſetzte, in Manier zu verfallen. Was ſollte er auch thun? Einen Muſenalmanach herausgeben? Daß darauf nicht mehr, wie zu Joh. Heinr. Voß' und Erneſtinens Zeiten ein Haushalt zu begründen ſei — und Freiligrath war verlobt, ſeit lange verlobt und daß er ſein Wort nicht halten konnte, war ihm ein bitteres Herzeleid — das wußte er aus ſeinem Verkehr mit Chamiſſo und Schwab oder, um Ungleiches zu vergleichen, mit Hub und Schnezler. Eine Zeitung? Ihm ſummte im Kopfe Chamiſſo's Wort: Lieber ein Handwerk, als ein Tageblatt! Und ſo trug er lieber als die Feſſeln der Sorge ums tägliche Brot die Laſt ſeines nüchternen und unpoetiſchen, aber wenigſtens ihn ſicher ernährenden kaufmänniſchen Berufes ſo lange bis er gewiß ſein durfte, ſich lediglich durch ſeinen Dichterruhm ein neues freies Los zu begründen.

Die Stellung Freiligraths in Barmen war erheblich anders als diejenige in Soeſt. Hatte er in der alten ſtillen weſtfäliſchen Kleinſtadt abgeſchloſſen

n der Welt gelebt, ſo umgab ihn in Barmen, mit welchem das benachbarte berfeld gleichſam eine große Stadt bildet, reges kaufmänniſches und ge-liges Leben. Dem erſteren freilich vermochte der Dichter wenig Reiz ab-gewinnen. Nicht als ob er ein leichtfertiger Arbeiter geweſen wäre; Freilig-th hat ſich in ſeinen verſchiedenen kaufmänniſchen Verhältniſſen auf die renvollſte Weiſe geführt, iſt ſtets unter der Bezeugung der entſchiedenſten ufriedenheit von ſeinen Dienſtherren geſchieden. Wenn er auch mitunter literariſcher Zerſtreuung, wie er ſeinem Freunde Wolfgang Müller erzählte, tt des Kaufmanns Cornelius Schmidt den Cornelius Nepos, ſtatt des obert Becker den Robert Burns ins Hauptbuch eintrug, wenn auch manche ner Briefe, wie er ſelbſt ſchreibt, „zwiſchen Journal und Hauptbuch" hin-worfen ſein mögen, Freiligrath verſtand ſeine Sache und arbeitete ſein blich Teil, wenn er auch ſeinen Schreib- und Rechendienſt als eine ſchwere aſt empfand.

Anders war es mit dem geſelligen Leben. Es fehlte in Barmen nicht n einer anregenden und heiteren Geſelligkeit, wenn auch unter Freiligraths reunden aus jenem Kreiſe nur ein einziger nachmals einen ſchriftſtelleriſchen uf gewann, Friedrich Wilhelm Hackländer, zu jener Zeit ebenfalls Kauf-mann in Elberfeld; das Verhältnis war nicht gerade tief, doch hat Freilig-rath Hackländer noch 1841 das prächtige Gedicht Die Nacht im Hafen gewidmet. Näher ſtanden ihm zahlreiche junge Freunde, meiſt aus dem Kaufmannsſtand, treffliche Leute dabei, wie Heinrich Zulauff und die nach-mals ſo treu bewährten Freunde Auguſt Boelling, Ludwig Elbers, nach einem Lieblingsliede Laudon genannt, und Theodor Eichmann; da war Heinrich Koeſter, der heitere Schulmann und „Kinderfreund," der vortreffliche Vorleſer Freiligrath'ſcher Dichtungen. Aber auch manches leichte Element drängte ſich an den zutraulichen liebebedürftigen Dichter heran, und dieſer, aus Gutherzigkeit oder um nicht hochmütig zu erſcheinen, ließ es ſich ge-fallen. Es bildete ſich aus den ſtrebſamen jungen Verehrern des Dichters ein Kreis, welcher ſich Freiligrath-Verein nannte, mit dem Zwecke, dramatiſche Werke des In- und Auslandes, vom Leichten zum Schweren übergehend, mit ver-teilten Rollen zu leſen, anfangs abwechſelnd in den Wohnungen der Mit-glieder, ſpäter bei wachſender Zahl in einem Gaſthauſe. Es ward vornehm-lich Shakeſpeare geleſen; Freiligrath ſelbſt nahm minder eifrig daran Teil, weil er ſich bewußt war, kein ſonderlicher Vorleſer zu ſein; Hackländer las mit kräftigſtem Humor den Falſtaff und ergötzte den Kreis durch ſein damals ſchon glänzend entwickeltes Erzählertalent. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß in dem heiteren Kreiſe nicht an tapferen Zechabenden fehlte, denen dann nun und wieder ein eben ſo gründlicher Moraliſcher folgte.

Es sei hier gestattet, aus den Aufzeichnungen eines nahen Freundes unseres Dichters während jener Zeit, Heinrich Zulauff, jetzt Farmer zu Industry in Texas, einige Stellen herauszuheben, indem sie, obwohl vierzig Jahre später geschrieben, in ihrer frischen Ursprünglichkeit noch den Abglanz jener goldenen Jugendtage an sich tragen. Er schreibt:

„Als Freiligrath ins Wupperthal kam, war er bald der Gegenstand aller Unterhaltungen der gebildeten Kreise; von Einladungen war er dergestalt überhäuft, daß es ihm unmöglich war, dem größeren Teil derselben zu willfahren. Der Schluß der Kontorzeit war damals sechs Uhr abends; in der Nähe des v. Eynern'schen Kontores wohnte der junge Ingenieur Hugo Dünweg, ein begeisterter Verehrer Freiligraths; derselbe machte es sich zur Aufgabe, abends Freiligrath aufzupassen und mit ihm nach der „Pfalz" zu pilgern; diese Sitzungen verlängerten sich nicht eben selten bis zum Anbruch des Morgens. Mit der Zeit mochte Freiligrath einsehen, daß seine andern zahlreichen Freunde, die förmlich nach ihm hungerten, ebenfalls ein Anrecht auf ihn hätten; er verabredete, wir wollten an feststehenden Abenden, er von Barmen-Wupperfeld, ich von Elberfeld aus, uns zu Fuß entgegenkommen, so daß wir in der Lindenallee aufeinander treffen mußten; dieselbe war Freiligraths Lieblingsspaziergang, zumal um die Zeit der Lindenblüte. Wir gingen dann nach Barmen zurück in den Cleviſchen Hof; um diese Zeit war auch Koester frei, und zu Dritt saßen wir dann im Schatten kühler Denkungsart und ließen uns Wein geben."

„Was uns bei den ersten Begegnungen mit Freiligrath auffiel, Koester wie mir, war sein undefinirbarer Augenaufschlag. Ich sah denselben nie zuvor, auch nie nachher. Waren wir nun gehörig eingeheizt, so kam es wohl vor, aber nur in solchen geweihten Momenten, daß er Koester oder mir vertraulich zuraunte: Nicht wahr, ich bin doch ein großer Dichter? Wir lernten uns über dies Thema bald kennen und antworteten kurz: Ohne Frage! Wer sich hätte herausnehmen wollen, ihm bei solchen Gelegenheiten Elogen zu machen, würde gar bald das Unangenehmste kennen gelernt haben. Für Schmeicheleien war er rein unzugänglich, sie widerten ihn an. Im gewöhnlichen Leben war Freiligrath die Anspruchslosigkeit selbst, mit einem Anstrich von Schüchternheit sogar, der ihm so schön stand; niemand hätte hinter dem befangen scheinenden jungen Manne den allgewaltigen Poeten gesucht. Das Auge natürlich, der Spiegel seiner Seele, verrieth zu Zeiten in raschem, ich möchte sagen majestätischem Aufblitzen dem Kundigen das immer vorhandene ungewöhnliche Verständnis, ein Blick, sanft und mild, aber zugleich Herzen- und Nieren-Prüfer. Ich war mehrmals mit ihm in Familienkreise eingeladen, die eigens seinetwegen veranstaltet waren, habe da

aber nie weder ſeine Poeſien vorleſen hören, noch ihn als Centrum der Geſellſchaft, was er im Stillen und unbewußt doch war, glänzen ſehen. Am liebſten unterhielt er ſich im Zwiegeſpräch oder kleinen Kreiſen; ſein Leibgetränk war ſchon in Barmen der Maitrank."

„Waren wir unter uns und etwas angeheitert, ſo forderte er mich wohl zum Singen auf; meiſt war es der Prinz Eugenius, ſein Lieblingslied. Ich ſang ihn mit all den Schnörkeln, womit das Volk ſeinen Kriegshelden ausgeſchmückt hat. Solchen Volksgeſängen hörte er mit einer geſpannten Aufmerkſamkeit zu, als hätte er nicht nur ſeine Ohren damit delektiren, ſondern noch daran lernen wollen."

„Am liebenswürdigſten und ſo recht in ſeinem Eſſe befand ſich unſer Dichter auf ſeiner Kneipe. Freiligrath wohnte zu Wupperfeld-Barmen zuerſt in der luth. Kirchſtraße [1]) in einem kleinen, doch ziemlich behaglichen Zimmer bei der Wittwe des Barbiers Gaentzſch, ſehr tüchtigen achtungswerthen Bürgersleuten, mit denen er ſich ſtets beſtens vertrug, trotzdem es dort mitunter etwas wild herging. Später zog er zwei Treppen hoch in die Wertherſtraße [2]) in ein nettes dreiſtöckiges Haus, damals von Buchhändler Wilh. Langewieſche bewohnt. Sonntag Morgens gleich nach dem Frühſtück gürtete ich meine Lenden für den Gang zu ihm; gegen zehn Uhr rückten dann die übrigen Freunde in Schaaren ein, wobei dann ſeine Gedichte öfter der Gegenſtand der Verhandlung waren; der Dichter hörte die Bemerkungen gelaſſen an, ließ ſie unbeantwortet und unberückſichtigt. Und wie war er in ſeinen Büchern zu Hauſe! Wenn ihm während des Geſprächs irgend eine einſchlägige Stelle in den Gedanken kam, ſo war ſein Griff des geſuchten Buches gleich der richtige; im Handumdrehen traf er auch die geſuchte Stelle."

Aber auch außerhalb des Wupperthales fand Freiligrath viele neue Freunde. Nicht nur die Poſtſtraße aus dem Oſten nach dem Rhein führte zahlreiche Fremde vorbei, deren mancher bei dem Dichter einſprach; auch Düſſeldorf, wo Immermann und ein heiteres Künſtlervölklein hauſten, lud zur Fahrt nach dem Rhein. Immermann ſelbſt, der Gefeierte, ſuchte den jüngeren Dichter auf und kam ihm in liebenswürdigſter Weiſe entgegen, ſo daß er von da an, ratend und mahnend, an Chamiſſo's und Schwabs Stelle trat, mit denen der Briefwechſel erſtirbt; auch mit dem in Düſſeldorf lebenden dramatiſchen Dichter Friedrich von Uechtritz war Freiligrath befreundet; Heinrich Koeſter ward 1838 nach Düſſeldorf verſetzt; aber der

[1]) Gegenwärtig Nr. 4.

[2]) Gegenwärtig Nr. 21, jetzt von A. W. Demrath bewohnt.

lebendige Verkehr blieb derselbe. Bei den verschiedenen Besuchen in der rheinischen Kunststadt ward auch mit einer Anzahl von Künstlern nähere Beziehung angeknüpft; so mit dem anmutigen Maler und Dichter Robert Reinick, dem Geschichtsmaler Stilke, den Genremalern Sonderland, Karl Hübner und Adolf Schrödter, dem Kupferstecher Jansen und dem Musiker Steifensand; mit ihnen und anderen ward er in der um Immermann gesammelten „Zwecklosen Gesellschaft," in welche auch Freiligrath gezogen war, bekannt und befreundet; was wunder, daß die Besuche in Düsseldorf gemeiniglich recht lustig und „feucht" ausfielen.

Mehrfach dehnte Freiligrath in schönen Frühlings- und Sommertagen seine Ausflüge bis nach Köln und Bonn aus. Die dort hausende Dichtergenossenschaft des Niederrheins, Simrock „der Redliche," Matzerath „der Morgenrötliche," so genannt, weil ihn Freiligrath und Koester einst nach durchschwärmter Nacht am hellen Mittag aus schweren Träumen aufstöberten, Wolfgang Müller „der Gewitterrauschebart" — Freiligrath liebte es sehr sich selbst und den Freunden heitere Spitznamen zu geben, wie er denn den Vertrauten gegenüber in dieser Zeit sich als Alligator oder Rhinoceros unterzeichnet — Gustav Pfarrius, Gottfried Kinkel u. a. feierten dann vergnügte Stunden und Tage; Wolfgang Müller [1]) spielte die Guitarre und sang Volkslieder; an Rüdesheimer und sonst edelm Weine war kein Mangel, wie denn der Dichter die Erinnerung an einen solchen Kneipabend im Marienbildchen zu Deutz lebenslang mit sich trug in einer Narbe am Finger; er schlug auf ein Champagnerglas, um es zum frischen Schäumen zu bringen, schlug dabei mit dem Ring das Glas in Stücke und schnitt sich tüchtig. Indessen ward nicht bloß getollt, sondern diese Zusammenkünfte der niederrheinischen Poeten gaben auch die erste Anregung zu dem Rheinischen Jahrbuch, welches Freiligrath alsbald darnach mit Simrock und Matzerath herausgab.

Freilich nicht jeder Tag der Barmer Jahre brachte diese sprudelnde Jugendlust; gar mancher Brief giebt auch Zeugnis von unseres Freundes tiefer lastender Schwermut, von nagendem Zweifel an seinem Dichterberuf. Er spricht dann in seinen Briefen tief verächtlich über sich selbst, über seine Gedichte, aber nur Vertrautesten gegenüber, vornehmlich im ersten Barmer Jahr während des sehr langsamen Druckes seiner Gedichte. Ich erkenne darin einen sehr charakteristischen Zug, denjenigen des wahren Dichters, der instinktiv schafft und nachher an sich selbst irre wird, so daß er den Freund fragen muß: Nicht wahr, ich bin doch ein Dichter? zugleich jene herrliche

[1]) Anmutige Erinnerungen W. Müllers an Freiligrath finden sich in der Zeitschrift Über Land und Meer 1863, Nr. 45.

Beſcheidenheit Freiligraths, die man nicht allzuoft betonen kann, weil ſie ſonſt nicht allezeit das Erbteil großer Dichter zu ſein pflegt. Das Bewußtſein, an eine ſeinem innerſten Drang feindſelige Stellung geſchmiedet zu ſein, die Erkenntnis, daß er noch immer und noch lange nicht in der Lage ſei, der Braut ſein Wort zu halten, ſie ſteigerten ſich zeitweiſe zu ſchwerem Trübſinn, der ſich gegen die Freunde in grimmigen Worten oder in eiſigem Schweigen Luft machte; in ſolcher Stimmung verabſäumte er die Antwort auf Chamiſſo's freundliche Briefe; und ſo mag auch manche wilde Nacht beim Becher auf die Rechnung dieſes bohrenden Unmutes zu ſetzen ſein, welcher Übertäubung heiſchte. Solche Stimmung war indes vorübergehend; im großen und ganzen betrachtet, ſchüttelte Freiligrath in Barmen jenen trüben Ernſt, jene herbe Schwermut ab, welche nicht ſelten in den Amſterdamer Jahren und in Soeſt auf ihm gelaſtet; er lebte wieder auf, nachdem er durch das Erſcheinen ſeiner erſten Sammlung der Gedichte im Frühling 1838 nicht bloß ein berühmter, ſondern ein hochgefeierter vielumworbener Dichter geworden war; nach den vergrämten Amſterdamer Jahren kam es über ihn wie eine freie glückliche Studentenzeit; ſein bis dahin bedrücktes Gemüt atmete wieder freudig auf; ſeine ſo manches Jahr niedergehaltene, im Grunde ſo heitere und glückliche Natur ſchwamm behaglich im Strome der allgemeinen Bewunderung und Verehrung; er genoß mit vollen Zügen das Leben, deſſen er nun, der allgemeinen Zuneigung bewußt, wieder froh ward; er fand in dem glänzenden Beifall, welcher ſeine Gedichte empfing, den Mut, endlich die kaufmänniſche Laufbahn, die ihm ein Greuel geworden, abzubrechen und zu verſuchen, wie es ſchmecke, einmal ein freier Dichter zu ſein. Wohl ihm, daß es ihm verzönnt war, einige Jahre lang ſich ſelbſt, der freien Entwickelung ſeiner dichteriſchen Eigenart zu leben! Wohl ihm nicht minder, daß er nicht genötigt war, fortan lediglich im Dienſte der launenhaften Muſen zu ſtehen und ſchließlich deren Tagelöhner zu werden, ſondern daß er bei Zeiten den herzhaften Entſchluß fand, wieder in die verlaſſene Bahn einzulenken! Der kaufmänniſche Beruf, den er ſo manchesmal verwünſcht, war ihm nachmals noch der Mutterboden, durch deſſen Berührung er neue Kraft gewann zum Kampfe mit dem Leben; er erſparte ihm das harte Los ſo manches Dichters, der Dichtung Flamme, die nach unſeres Freundes Wort allezeit ein Fluch iſt, zum Herdfeuer herabzuwürdigen, und mit ſinkender Kraft als der Schatten ſeiner Jugenderſcheinung dahinzugehen.

Auch für die Soeſt-Barmer Zeit in unſeres Dichters Leben iſt eine Anordnung der Briefe lediglich nach der Zeitfolge nicht thunlich. Bereits in Amſterdam waren die Verhältniſſe zu Chamiſſo und Guſtav Schwab angeknüpft worden; da dieſelben ſo bedeutſam ſind, daß die gewechſelten Briefe, die wichtigſten wenig-

ſtens, vollſtändig mitgeteilt werden müſſen, ſo laſſen ſie ſich nicht durch das Dazwiſchenſchieben anderer Briefe zerreißen. Und ebenſo iſt es mit einem während Freiligraths erſtem Barmer Jahr geknüpften Verhältniſſe, demjenigen zu Karl Immermann; auch dieſe Briefe der beiden Dichter bilden ein untrennbares Ganze. Eine geſonderte Behandlung dieſer drei Gruppen iſt um ſo thunlicher, weil keines dieſer Verhältniſſe in den folgenden Zeitraum hinübergreift; Chamiſſo ſtarb, die Verbindung mit G. Schwab löſte ſich ſtillſchweigend; diejenige mit Immermann erliſcht alsbald nach Freiligraths Scheiden von Barmen; im Sommer 1840 nahm der Tod auch Immermann hinweg.

So mögen denn die Briefwechſel Freiligraths mit Chamiſſo, Schwab und Immermann den Reigen eröffnen, jeder eine geſonderte Gruppe, die Briefe an die übrigen Freunde ſich dann in zeitlicher Reihenfolge anſchließen.

Freiligraths Briefwechſel mit Chamiſſo ward S. 146 abgebrochen mit unſeres Freundes Schreiben vom 18. Mai 1836. Es folgt darauf eine längere Pauſe, veranlaßt durch Freiligraths Überſiedelung nach Soeſt. Von da aus ſchreibt er am 13. Dezember 1836 an Chamiſſo, welcher dem jungen Freunde die Geſamtausgabe ſeiner Werke geſandt hatte:

Verehrter würdiger Mann!

Erlaſſen Sie mir auch heute das Förmliche der conventionellen Anrede! Ich habe Ihnen einen Dank auszuſprechen und ein Unrecht wieder gut zu machen — laſſen Sie mich drum reden, wie es das Herz gebietet! Laſſen Sie mich den hergebrachten Epiſtolarſtil bei Seite ſetzen, mich ſelbſt aber, herzlich und zutrauensvoll, zu Ihren Füßen, dem er eine Schuld zu geſtehen und ſeine Verzeihung zu erbitten hat!

Könnte ich's Ihnen ſagen, wie Ihr liebes Geſchenk mich beglückt hat! Es traf mich in den letzten Tagen des Mai noch zu Amſterdam, als ich mitten in den Wirren des Abſchiedes und Packens ſtack und, zumal da ich meinen Poſten, der mir bis dahin das tägliche Brot verſchafft hatte, für eine ungewiſſe Zukunft fahren ließ, ſchier nicht wußte, wo mir der Kopf ſtand. Das war die Urſache, weshalb ich Ihnen nicht noch aus Amſterdam ein Wort des Dankes zurief. Dann kam die Reiſe, auf welcher ich auch den wackern Reinick kennen lernte, und nach ihr ein viermonatlicher Zeitraum, den das Ringen, mir eine feſte Stellung im Leben zu gewinnen (ich habe ſie freilich auch noch nicht), Arbeiten, Ueberſetzen und die nie ausgehende Scheidemünze des täglichen Lebens, ungeputzte Stiefeln u. dgl. derart ausfüllten, daß ich, wenn auch oft Zeit, nie aber die heitere, friſche Stimmung hatte, in der ich Ihnen danken wollte! Zürnen Sie mir nun? Gott iſt mein Zeuge, wie ſchwer mir oft ums Herz war, wenn Ihre theure Gabe vor

mir lag; wenn ich auf eine Stelle ſtieß, wie Seite 42: „Das Liegenlaſſen, welches ein treffliches Mittel ſein mag, viele Geſchäfte abzuthun, iſt nicht dem Bedürfniß jeglichen Geſchäftes angemeſſen;“ wie ſchwer mir um's Herz war, wenn ich Ihr Bildniß anſah — aber ich konnte nicht ſchreiben.

Heute aber kann und will ich's! Aus vollem Herzen rufe ich Ihnen meinen Dank für Ihr liebes, mir unſchätzbares Geſchenk zu! Es iſt eines der köſtlichſten Beſitzthümer, deren meine fahrende Habe ſich rühmen kann, und die Worte, die Sie mir liebevoll hineingeſchrieben haben, ſind mir als ein theures Zeichen Ihres Wohlwollens, Ihrer — ich darf es ja ausſprechen, — Freundſchaft heilig. Sie ſind von derſelben Hand geſchrieben, die den Salas y Gomez, die Waſchfrau und den Nachhall zum 1835er Almanach geſchrieben hat, und ſollen mich als Palladium durch's Leben begleiten. Ein Blick darauf ſchon wird mich ſtärken, wenn Widerwärtigkeiten, die nun 'mal nicht ausbleiben, auf mich eindringen! — Zu einem theilweiſe fertigen Gedicht: Die Flaſche, haben ſie mich ſchon begeiſtert. Möchte es nur gut werden, daß ich's Ihnen mit Ehren für den nächſten Muſenalmanach anbieten darf![1])

Welchen Genuß mir nun aber die Lectüre Ihrer Werke verſchafft hat, und wie ich namentlich den erſten Band mit einem wahren Heißhunger verſchlungen habe, brauche ich Sie des noch erſt zu verſichern? Ich ſehe dieſen erſten Band gleichſam als einen Commentar zu vielen Ihrer Gedichte an und bin Ihnen, die Landkarte neben mir, mit fliegenden Pulſen über den Erdball gefolgt. Ach, wer auch ſo reiſen könnte, und wenn's auch mit ungeputzten Stiefeln, und was ſonſt in dieſe Kategorie gehört, wäre! Und dann dieſer köſtliche Humor, der die Erzählung, welche uns ein ſo geliebtes Haupt während eines Zeitraumes von drei Jahren gleichſam Tag für Tag ſchauen läßt, würzt! Der Wink an Novelliſten, von wegen Schaffecha der Sau[2]), iſt das Köſtlichſte, was ich in dieſer Art noch geleſen habe; ich wüßte nicht, daß ich lange ſo gelacht hätte, als da ich die Hiſtorie von der Schaffecha las — ſie hat mir die erfreuliche Ueberzeugung gegeben, daß ich „das Lachen noch nicht verlernt habe.“ Im vierten Bande war mir die herrliche „Adelberts Fabel“ noch ganz neu. Ja θέλειν! das iſt das Wort, dem am Ende ſelbſt die finſtere ἀνάγκη weichen muß.

Der geniale Schrödter hat den Schlemihl auf eine des Gedichts würdige

---

[1]) Bezieht ſich auf eine Stelle in Ch. Reiſebeſchreibung: „Am 26. Mai [1818] ſahen wir eine Flaſche im Meere ſchwimmen, die wir aber nicht aufnahmen. Was mochte die Schrift beſagen, die ſie vermuthlich enthielt?“

[2]) Der gewiſſenhafte Leſer findet die Geſchichte von Schaffecha der Sau im Reiſebericht aus Chile, Anfang März 1816.

Weiſe illuſtrirt, und jedenfalls, was den pſychologiſchen Ausdruck in Geſicht und Geberde des Helden anbetrifft, den (ſonſt von mir für unübertrefflich gehaltenen) Cruikſhank übertroffen.

Halten Sie mich nur nicht für unbeſcheiden, daß ich Ihnen da ſo geſchwätzig ſchülerhaft hererzähle, was mir Alles in Ihrer Gabe erfreulich war und iſt! Ich ſoll freilich wohl aufhören müſſen, denn, wenn ich Alles nennen wollte, ſo würde ich nicht fertig. Erlauben Sie mir aber, daß ich Ihnen noch eine Bemerkung wegen einer Stelle Band I, S. 93 mache. Ich glaube nämlich, daß Molina's Civilgeſchichte von Chile allerdings in's Deutſche überſetzt worden iſt. Ich beſitze wenigſtens ſelbſt ein Buch: „Geſchichte der Eroberung von Chili durch die Spanier. Nach dem Italieniſchen des Herrn Abbé J. J. Molina. Leipzig, Jacobäer 1791." Sollte dieß vielleicht mit der Civilgeſchichte ein und daſſelbe ſein? Wenn es Ihnen Vergnügen macht, ſo ſchicke ich es Ihnen unverzüglich zu. Ich wollte es eigentlich gleich thun, ohne deswegen anzufragen, fürchtete aber, daß Sie mich mit dem etwas zerriſſenen Opus, das ich einmal bei einem Amſterdamer Brückenantiquar für einen Spottpreis erſtand, auslachen würden. Ich bedarf des Buches durchaus nicht mehr; wenn es Ihnen Freude machen ſollte, dieſe von Ihnen mit Recht ſo hochgehaltenen Araukaniſchen Geſchichten in deutſchem Gewande zu ſehen, ſo wiederhole ich meine herzliche Bitte, es mich nur wiſſen zu laſſen!

Von dieſer Bitte gehe ich zu einer andern über, die, ich fühle es nur zu gut, äußerſt kühn iſt, durch deren Erfüllung Sie, dem ich mich ſchon ſo mannichfach verpflichtet fühle, einen neuen Lichtblitz auf meinen wenig hellen Pfad werfen würden! — Darf ich's ſagen: ich wünſchte Ihnen und Schwab ein Heftchen meiner bisherigen Verſuche zuzueignen, welches unter Schwabs Augen wahrſcheinlich bis Oſtern bei Cotta erſcheinen wird! Ich weiß zwar ſehr wohl, daß dieſe Widmung mit zu denen gehören würde, welche in höherem Grade den Widmenden ehren, als ſie im Stande ſind, ſeinen Dank und ſeine Verehrung für den Empfänger ſeiner Zueignung auszudrücken — aber, möge Ihnen grade das offene Ausſprechen dieſes Umſtandes Bürge für die Lauterkeit meiner Geſinnung ſein! Ihnen und Schwab verdanke ich Alles, was ich als Poet habe und bin! Sie nahmen den obſkuren blöden Anfänger nachſichtsvoll und aufmunternd auf, unter Ihrer Aegide trat ich zuerſt vor's größere Publikum, Sie warnten, Sie leiteten mich — ohne Sie tappte ich noch heute im Finſtern und in der Irre — laſſen Sie das, was ich durch Sie habe, Ihnen mich darbringen! Es iſt wohl nur wenig und ſchlecht, aber ein dankbares, warmes Herz bietet es Ihnen!

Werde ich eine Fehlbitte thun? Ich hoffe nicht, und bitte Sie freund-

lich, mir Ihren Entſchluß, wenn auch nur mit zwei Worten, gütigſt bald mitzutheilen. An Schwab habe ich geſtern geſchrieben — das Manuſcript, etwa hundert Gedichte, wird im nächſten Monat an ihn abgehen.

Ihre Gedichte im Muſenalmanach ſind herrlich — aber die Sonette haben mich erſchüttert! Wer Sie liebt, dankt Ihnen dafür, aber mit Thränen.

Und nun noch einmal: Zürnen Sie mir nicht!

* * *

Chamiſſo antwortet am 21. Dezember 1836:

Theurer Freiligrath!

Bedrängt von Arbeiten, krank und umringt von Kranken, eile ich Ihnen zu antworten, ſei es auch nur wenige Worte, um Ihnen nur geantwortet und die Hand gedrückt zu haben.

Ich nehme mit herzigem Dank die Zueignung Ihrer Gedichte an, ſage Ihnen, daß ich mich freue, ein Freundſchaftspfand von Ihnen zu erhalten, und werde anderen ſagen, daß ich ſtolz darauf bin.

Ihr Gedicht auf Grabbe hat Sie mir als Menſch noch lieber gemacht dasſelbe, Ihr Reiter und manches, was Sie ſeither gedichtet, hat Sie wiederholt als Dichter beurkundet.

Werden Sie nicht eitel, liebenswerther Mann, und laſſen Sie uns ſtolz auf Sie ſein.

Es freut mich, daß Ihre Gedichte, und zwar bei Cotta erſcheinen. So ſollte es ſein, ſo werden Sie würdig in die Welt eingeführt, — ſo bin ich eine Befürchtung los.

Bei einer erſten Ausgabe, der hoffentlich bald andere folgen werden, ſeien Sie ſehr vorſichtig, ſehr ſtreng in der Auswahl; gehen Sie nicht darauf aus, das Buch dick zu machen. Bedenken Sie, daß Sie, was einmal da gedruckt iſt, nicht mehr zurücknehmen können. Es iſt Ihnen manchmal geſchehen, ein gutes Gedicht, ohne neue Zeugung, in Gegendruck blaſſer abzuklatſchen. Geben Sie uns nur Urbilder und keine Copien, nicht den zerriſſenen Naturforſcher neben dem Löwenritt. Auch hüten Sie ſich vor gewiſſen geſchmackbeleidigenden Gräßlichkeiten. Der Geſchmack iſt ein empfindlicher großer Herr, den man nicht einmal beleidigt haben darf. Eine gewiſſe Tatarenfürſtin darf nicht — Ich nehme ſelbſt Anſtand niederzuſchreiben, wovon die Rede iſt.

Daß Sie in meine Flaſche gekuckt haben, iſt herrlich! Ich erwarte ſehr Erfreuliches davon.

Sie ſehen, daß ich Sie ſchwer ſchelte, anſtatt Ihnen Complimente zu machen. Das macht, daß ich Sie lieb, ſehr lieb habe. Die Hand darauf!

Adelbert v. Chamiſſo.

Ich würde mich freuen, wenn Sie einmal das Schickſal nach Berlin brächte.

* * *

Freiligrath hat Chamiſſo's Wink nicht beachtet und den zerriſſenen Naturforſcher, ein techniſch meiſterhaftes aber inhaltlich unerquickliches Gedicht, mit dem Titel „Unter den Palmen" in ſeine Sammlung aufgenommen. Die damals vom M. A. zurückgewieſene Tatarenfürſtin hat er im Phönix, aber nicht in ſeinen Gedichten, abdrucken laſſen; das im Stoffe gräßliche Gedicht iſt neuerdings als „Schahingirai" im zweiten Bande der Geſammelten Dichtungen 1877 abgedruckt worden. Auf Chamiſſo's Schreiben antwortete Freiligrath alsbald am 28. Dezember 1836.

Theurer hochverehrter Mann!

Innigen, heißen Dank für Ihre herzlichen Zeilen! Sie trafen am heiligen Abend bei mir ein, und ſind mir das liebſte Chriſtgeſchenk, welches mich neben dem brennenden Baume meiner jüngern Geſchwiſter erfreuen konnte! Sie zürnen mir nicht, Sie nehmen meine Zueignung an — bedurfte es mehr, um mich glücklich zu machen?

Schelten Sie mich immerhin! Tadel iſt mir beſſer, als Lob; und wenn ihn Ihr Mund in dem Tone ausſpricht — ach, Sie wiſſen ja ſelbſt, daß mich das mehr erquickt, und mir förderlicher iſt, als Elogen, die mich nur roth machen! Soll ich's Ihnen geſtehen: ich hatte die beiden Gedichte, deren Sie gedenken, wahrhaftig ſchon im Manuſcript aufgeführt.

Nun habe ich aber durch beide einen dicken Strich gezogen, und Schwab, der die große Güte haben wird, das Manuſcript vor dem Drucke noch einmal durchzugehen, hat außerdem unumſchränkte Vollmacht, alles Schlechte, was ich in meiner Dummheit etwa noch einreihe, auszumerzen, ja ſogar, wenn das Bändchen durch ſolche Ausmerzungen gar zu dünn würde, die Herausgabe für's Erſte noch zu verzögern. Auf dieſe Weiſe ſind auch Sie ſicher, daß Ihr Name nur vor ſolchen meiner Verſuche ſteht, die Sie ſelbſt gutheißen.

Soll ich Ihnen noch mehr geſtehen? Auch in Ihrer Flaſche hatte ich wieder Blut geſehen! Die Blätter flackern jetzt im Ofen. Die Flaſche ſoll wenigſtens ſo gut werden, als ich ſie machen kann, ſonſt lieber gar nicht.

Und nun nur noch einen recht herzlichen Neujahrsglückwunſch! Vor Allem möge Sie mein Brief geſund im Kreiſe von Geſunden treffen!

Sie reichen mir die Hand, und ich drücke ſie im Geiſte warm und innig!

Ob ich einmal nach Berlin komme? Ich weiß es nicht. Das aber weiß ich, daß Sie zu ſehen einer meiner höchſten Wünſche iſt. Meine Beiträge für den Almanach ſollen ſo bald wie möglich folgen.

* * *

Am 4. Mai 1837 antwortet Chamisso, dessen allezeit undeutliche stockende Hand fortan die Spuren ernster Erkrankung trägt. Er schreibt:

Lieber Freiligrath!

Ich habe zur Zeit viel zu leiden, und Mühe die Ohren steif zu halten; ich bin nebenbei, ich habe es Ihnen schon gesagt, ein schlechter Correspondent. Ich habe einen Brief von Ihnen, der nicht sofortige Antwort erheischte, liegen lassen und finde ihn jetzt nicht zur Hand, da ich an Sie schreiben will. Sie haben mir doch mein Schweigen nicht übel genommen?

Sie kündigten mir baldige Einsendung Ihrer Beiträge zum deutschen M. A. an; ich sehe denselben entgegen, aber auch in den Sendungen von Schwab und Leipzig finden sie sich nicht vor. Helfen Sie ein Institut aufrecht halten, das wie ich selbst alt und wacklig zu werden scheint. Lenau zürnt und, ein noch unerhörter Fall, Schwab, der redigiren und abschließen soll, scheint um Manuscript bekümmert zu sein. Es wird ihm doch am Ende über den Kopf wachsen. Ich meinerseits habe eher gewehrt als zusammengeschrieben, um nur den Schwaben Platz zu lassen.

Ich habe mich so herzig auf Ihre liebe Gabe gefreut; nun sind Meßkatalog und Messe vorübergegangen, und noch immer keine „Freiligraths Gedichte." Woran liegt es denn? Ich habe Sie immer fragen wollen: Ihre hübschen Lieder aus dem Englischen („Allerdings, sprach Findlay") werden Sie doch in die Sammlung aufgenommen haben?

Die Muse ist von mir gewichen, der Musen-Almanach wird soviel als gar nichts von mir bringen, ein paar unbedeutende Machwerke, blos um den guten Willen zu beweisen. Ich habe nun seit langer Zeit nur ein einziges Lied gesungen, und zwar wohl durch Ihre Fieberphantasie 1836 veranlaßt, gewissermaßen ein Schwanenlied, das sich nicht eignet, jetzt wenigstens nicht, veröffentlicht zu werden; ich kann es nur Freunden mittheilen.

Was macht die Flasche? Blut mochte immerhin darinnen sein, nur nicht gewaltsam eingefüllt.

Lassen Sie mich als einen Freund von sich selber hören. Wie gestalten sich Ihre Verhältnisse, wie wünschen Sie selber, daß sie sich gestalten? Lassen Sie mich das zur Zeit des Erscheinens Ihres Buches erfahren. Es drängt mich Ihnen zu sagen, wie mich so Vieles in der neuern deutschen Literatur und Journalistik anwidert. Ich habe Sie lieb, persönlich lieb gewonnen, weil ich Sie aus und über diesem Schlamm liebwerth und liebevoll angetroffen habe. O lassen Sie sich nicht hinunterziehen!

Lieber ein Handwerk als ein Tageblatt; ich habe schon manche daran verloren gehen sehen.

Verargen Sie einem alten Mann sein Schwatzen nicht. Wovon das

Herz voll, überſchäumt der Mund; ich werde ſo vielfältig aufgefordert die Materie abzuhandeln, und die Rath begehren, ob ſie wohl alles liegen laſſ ſollen, um ſich der Literatur zu widmen, oder unter die Poeten zu gehe gehören meiſt zu dem Mißwachs der Menſchheit, und rücken wohl am End mit der Erklärung heraus, ſie ſeien dennoch entſchloſſen, ſie ſeien bereits ſowei

Lieber Freiligrath, einen herzlichſten Händedruck!

A. v. Chamiſſo.

* * *

Am 19. Juni 1837 ſchreibt Chamiſſo, da eine Antwort ausblieb, abermals

Ein Brief von Schwab, der freundlich Ihrer erwähnt, und Ihr eigene Stillſchweigen veranlaſſen mich zu vermuthen, daß Sie in einem Abſchni Ihrer Geſchichte begriffen ſind, wo Sie unter manchen Kämpfen Ihr innere und Ihr äußeres Leben in Einklang zu bringen, und Ihre äußeren Ver hältniſſe zu geſtalten geſchäftig ſind — auch wir haben ſolche Zeiten erleb

Da habe ich mir denn als einen nicht unmöglichen Fall gedacht, da Ihnen unter ſolchen Umſtänden eine Reiſe nach Berlin wünſchenswerth er ſcheinen könnte. Ich will nicht in Verhältniſſe, die ich nicht kenne, blin einzugreifen mich vermeſſen, ich will Sie nicht zu einer ſolchen Reiſe ver leiten, Sie nicht dazu einladen — ich will Sie blos wiſſen laſſen, daß falls Sie im Laufe dieſes Sommers nach Berlin kommen, Sie ein für einen anſpruchloſen Studenten paßliches Abſteigequartier und herzliche Aufnahm bei mir erwarten. Ihr alter Freund

Adelbert v. Chamiſſo.

* * *

Freiligrath war damals in tiefer Gemütsbedrängnis und antwortet nicht. Chamiſſo läßt ſich durch ſein Schweigen nicht abſchrecken, ſondern ſchreibt abermals am 28. Mai 1838:

Ob Sie gleich meine letzten Briefe unbeantwortet gelaſſen haben, iſ doch kein Zweifel in mir aufgekommen, Sie könnten ſie mißdeutet und di Freundſchaft mißkannt haben, die ſie mir eingegeben hatte. Auch verbürgen mir Ihre Freunde, daß Ihre Geſinnung gegen mich ſich nicht verändert hat. Ich gebe Ihnen heute einen neuen Beweis meines Zutrauens, indem ich Ihre Freundſchaft in Anſpruch nehme.

Schenken Sie mir eine Nacht, und zwar ungeſäumt, ſuchen Sie Ihren Pult aus, ſchreiben Sie was Sie von Gedichten haben, die Sie für den Druck beſtimmen, ab — Fragmente Ihres größeren Gedichtes — (dem Haß entfloh ich, aber auch der Liebe — ſein Tomahawk iſt würdig eurer Speere — ſind Verſe, die man auswendig behält, wenn man ſie einmal gehört hat) — alles was Sie können, alles was Sie haben, und ſchicken Sie es

mir umgehend für den deutſchen Muſenalmanach. — Kein Brief braucht dabei zu liegen — allenfalls die Bemerkung, ob Sie hoffen noch nachträglich bald einiges hinzufügen zu können — über Productivität läßt ſich nicht gebieten, das weiß ich.

Durch den Rücktritt von Rückert, der (etwas kleinlich) von der Kritik verletzt zu keinem M.-A. mehr beitragen will, durch die Saumſeligkeit mehrerer Dichter und das gänzliche Ausbleiben vieler ſonſt gern aufgenommener Gäſte, wird das Beſtehen des deutſchen M.A. gefährdet, und dennoch möchte es hart ſein, ihn ſofort ausſterben zu laſſen, nachdem die Verleger, die meine Freunde ſind, ihn angekündigt und das dazu gehörige Bild bereits fertig haben. —

Ihre Gedichte ſind als fertig im Meßkatalog aufgeführt, aber noch nicht verſandt — geſchehe dies und das der Cotta'ſchen Buchhandlung! Hätten Sie mich immer Rath gefragt, würden Sie hoffentlich ſchon Ihre zweite Auflage bei Reimer und Hirzel erlebt haben! Kaum mag Sie die Sache mehr verdrießen, als ſie mich ärgert.

Gaudy, der Sie hochſchätzt und liebt, ein wackerer und lieber Mann, trägt mir ausdrücklich auf, Sie herzig von ihm zu grüßen.

In der Noth habe ich mich an Sie, lieber Freiligrath, gewandt, verzeihen Sie die Eile und Flüchtigkeit dieſer Zeilen, und drücken Sie die Hand, die ich Ihnen, der alte Invalide dem jugendlichen Kämpen, freundſchaftlich reiche.

Adelbert v. Chamiſſo.

Ich habe mich an dieſen M.-A. gewöhnt, mit dem ich nach einem tiefen Witz unſerer lieben Sprache meine liebe Noth habe. Wenn Rückert, Sie und Lenau ſich zurückziehen, muß die Bude zugeſchloſſen werden.

* * *

Mit dieſem Schreiben ſchließt der Briefwechſel zwiſchen Chamiſſo und Freiligrath; der letztere hat auf die dringende Bitte ſeines betagten kranken Freundes nicht geantwortet und empfand nachmals die bitterſte Reue ob ſeiner Säumigkeit. Denn am 21. Auguſt 1838 ſtarb der Dichter von Salas y Gomez, der es mit ſeinem jungen Freunde ſo „herzig" wohlgemeint. Noch wenige Wochen vor ſeinem Tode beſprach der kranke Mann die Gedichte des jungen Freundes im Berliner Geſellſchafter mit jenem herzlichen Wohlwollen, welches auch die Briefe durchweht. Er ſchreibt: „Die hier beſprochene Sammlung iſt den Dichtern A. v. Chamiſſo und Schwab gewidmet. Es hat bereits ein Gedicht, in welchem Freiligrath meinen Namen genannt, zu der Bemerkung verleitet, er ſuche auf dieſe Weiſe ſich beliebt zu machen. Ich glaube dieſe Beſchuldigung, zu welcher ich die Veranlaſſung geweſen bin, zurückweiſen zu dürfen. Allerdings hat ſich Freiligrath bei mir beliebt ge-

macht; zuerſt, wie bei allen Freunden der Poeſie, durch den Reichthum und die Fülle ſeiner Ader, durch die Urſprünglichkeit und Gewalt ſeines Geſanges. Alſo nahm ich in den deutſchen M. A. die erſten Gedichte, die ich von Freiligrath ſah, mit einer Freude auf, die mir ſelten in gleichem Maße zu Theil geworden iſt. Ich habe in der Folge aus ſeinen Liedern auch den Sänger perſönlich ſchätzen und lieben gelernt, den liebwerthen beſcheidenen, fremdem Verdienſt begeiſtert huldigenden Sänger, der nicht ſich nur vergöttern will, ſondern unbedingt unbefangen Flammen fängt, ſobald ihm der Funke der Poeſie entgegenſprüht. — Was aber Freiligrath vermocht hat, die Zuneigung, die er mir eingeflößt, zu erwidern, will ich aufdecken. Ich habe mich veranlaßt gefunden, in vertrauter Mittheilung den jungen Dichter auf Abwege aufmerkſam zu machen, welche einzuſchlagen er verleitet werden könnte, und habe gegen ihn über Gedichte, die er ſpäter unterdrückt hat, den ſchärfſten Tadel, den je die Kritik hätte ergießen können, ſchonungslos ausgeſprochen. Daher die gerügte mir ſchmeichelhafte Stelle jenes Gedichts, daher mein Name vor der Sammlung ſeiner Lieder."

Es liegt vor mir ein Heft Briefe eines Freundes von Freiligrath, des gegenwärtigen Juſtizrates Rauſchenbuſch zu Hamm, welcher lebenslang mit Freiligrath in brieflicher Verbindung blieb und auch dem Verfaſſer dieſes Buches mannigfach mit Rat und That förderlich zur Seite ſtand. Rauſchenbuſch genoß herzliche Aufnahme in Chamiſſo's Hauſe, ſo daß auch ſeine Briefe willkommene Ergänzung geben zu den eigenen Äußerungen des alternden Dichters. „So oft ich," ſchreibt Rauſchenbuſch am 23. Mai 1838, „den alten ehrwürdigen lieben Chamiſſo ſehe, ſpricht er von Fräulikrad, und mit ſo inniger Liebe, aber, ich muß es geſtehen, leider auch häufig mit der leiſen Furcht, Du wolleſt ganz und gar nichts mehr mit ihm zu thun haben; aber ſäheſt Du ihn ſo in dieſer warmen Liebe zu Dir nach Gedichten für den Muſenalmanach ſich ſehnen, Du müßteſt ihm ſolche ſchicken." Freiligrath, welcher zu Zeiten in Bezug auf ſeine Briefſchulden außerordentlich ſäumig erſchien, nicht weil er es wirklich war, ſondern weil ihm ein Brief, von unbedeutenden geſchäftlichen Schreiben abgeſehen, immer eine Herzensſache war, zu welcher er die rechte Stimmung abzuwarten gedachte, Freiligrath antwortete weder dem alten noch dem jungen Freunde, worauf Rauſchenbuſch, wie es ſcheint, etwas derb gegen ihn anging. „Du wirſt Dich gewiß wundern," ſchreibt er am 9. Dezember 1838, „von mir noch einmal einen Brief zu bekommen, nachdem Du mir drei Briefe nicht beantwortet haſt. Zwar hoffte ich immer den mehrmaligen Verheißungen der Freunde zufolge noch mit einem Briefe von Dir erfreut zu werden. Da höre ich, Du ſeiſt ſehr böſe auf mich wegen einiger Kraftausdrücke in meinem letzten Briefe, und ſchon dieſes bewegt mich, Dir deßhalb

zu ſchreiben und Dich um Verzeihung deßwegen zu bitten. Aber glaube mir, hätteſt Du unſern ſeligen Freund Chamiſſo geſehen, wie er täglich nach Dir fragte, wie immer die erſte Frage war, wenn ich ins Zimmer trat: Nichts von Freiligrath? Hätteſt Du ſeine Sehnſucht nach Liedern und Briefen von Dir geſehen, Du hätteſt mir nicht zürnen können wegen einiger weſtfäliſcher Kraftausdrücke in einem Briefe, weil ich hoffte dadurch Dich zum Schreiben zu bringen und dem heißgeliebten Chamiſſo die erſehnte Freude zu machen. Jetzt höre ich noch obendrein von Carriere, Du fürchteſt, Chamiſſo ſei mit einem gewiſſen Groll gegen Dich geſtorben, und fühle mich daher, trotz alles Vorgefallenen, doppelt berufen, Dir feierlich zu verſichern, daß das nicht der Fall iſt. Gezürnt hat er Dir nie, nur unbegreiflich warſt Du ihm wegen Deines Schweigens. Nur zuweilen ſtieg eine leiſe Furcht in ihm auf, Du möchteſt ihn nicht mehr lieb haben. Dann pflegte ich ihm aber wohl ein Wort von Dir zu ſagen, das mich vorigen Herbſt ſehr rührte: „Wenn ich an Chamiſſo ſchreibe, ſo iſt mir, als wenn ich zum Abendmahl ginge," und Chamiſſo ergriff mit feuchtem Auge meine Hand und ſagte: Danken Sie unſerm Freunde dafür, wenn Sie ihn wiederſehen! Hätteſt Du ferner gehört, wie er den ganzen Sommer Pläne machte für Dein künftiges Leben, für Dein Beſuchen Berlins u. dgl., Du würdeſt nicht den leiſeſten Zweifel hegen, als ſei er nicht in der alten väterlichen Liebe zu Dir geſtorben. — Ich richte noch einen Auftrag des Verſtorbenen an Dich aus; nämlich Dir herzlich zu danken für Widmung und (etwa vier Wochen vor ſeinem Tode angekommene) Zuſendung Deiner Gedichte, die nicht von ſeinem Tiſche kamen. — Was wir alle an dem Mann verloren haben, darüber keine Worte!"

Auf dieſen Brief antwortete Freiligrath; die Antwort iſt leider verloren. Am 11. Januar 1839 teilt Rauſchenbuſch dem Freunde noch einen Zug aus Chamiſſo's letzten Monaten mit: „Dieſen Sommer kam ich eines Morgens zu ihm. Er ſaß in ſeinem Garten in ſeinem Wämmschen mit der Pfeife in ſeinem mexikaniſchen Lehnſtuhl. Als er mich ſieht, eilt er mir freudig entgegen, und wir ſpazieren in ſeinem ſchönen Garten auf und ab. Bald wird er ſtill, und nur von Zeit zu Zeit ſagt er: Dem Haß entfloh ich, aber auch der Liebe! Er hatte kurz vorher Dein ſchönes Gedicht im Morgenblatt geleſen."

In ſeiner Gedächtnisrede auf Freiligrath erzählt Rauſchenbuſch folgenden höchſt bezeichnenden Zug. Als im Sommer 1838 Freiligraths geſammelte Gedichte erſchienen waren, und ein junger Hallenſer Dichter, Heinrich Beta, bei Chamiſſo erſcheint, um demſelben einen Band „Werbeluſt des Halle'ſchen Dichterbundes" zu überreichen, wirft der alte Herr den Band unwillig hin, reicht Beta Freiligraths Gedichte und ſagt: Seitdem dieſer angefangen zu

ſingen, ſind wir andern alle Spatzen! Leſen Sie, und Sie werden wie ich auf immer von weiterer Verſemacherei geheilt ſein![1])

Der Briefwechſel mit G. Schwab iſt S. 169 abgebrochen worden; er ſei hier wieder aufgenommen mit Schwab's Schreiben vom 18. Oktober 1836:

Lieber Freund!

Ihre Zeilen vom 30. September, die ich nach einer fröhlichen Reiſe in die Schweiz und ins Breisgau hier antreffe, haben mir ſehr wohl gethan. Mit dem Almanach haben Sie gehandelt, wie ich wünſchte. Weiß ich doch, daß Sie das junge Deutſchland und ſeinen eigentlichen Patriarchen verabſcheuen, und das genügt mir.

Mit Freuden erwarte ich Ihr Manuſkript; ſeyen Sie nicht zu ſtreng gegen die Vergangenheit, lieber recht ſtreng für die Zukunft. Je origineller — ohne Complimente — Ihr Talent iſt, je mehr hat es ſich vor Manier zu hüten. Das fiel mir hier und da bei Ihrem übrigens ſchönen Gedicht an Grabbe ein. Nichts für ungut! Nicht wahr?

* * *

Freiligrath antwortet am 12. Dezember 1836:

Meinen herzlichſten Dank für Ihre freundlichen Zeilen vom 18. Okt., die mir die wohlthuende Gewißheit gaben, daß Sie mir verziehen! Edler, herrlicher Mann, wie oft habe ich Ihre Nachſicht nun ſchon auf die Probe geſetzt, und wie oft übten Sie dieſelbe, ohne zu ermüden, erneuert an mir aus. Ich erröthe oft vor Ihren Briefen, ich war Ihnen ja wild fremd, und doch dieſes Wohlwollen, dieſe Herzlichkeit! Künftige Weihnachten werden 's gerade zwei Jahre, daß ich Ihnen zuerſt ſchrieb und dadurch, ohne daß ich's ahnen konnte, den Grund zu einem Verhältniß legte, deſſen tieferes Einwirken auf meinen poetiſchen und — ich kann Sie's verſichern — auch auf meinen moraliſchen Menſchen ich mit gerührtem Herzen anerkenne! Das war ein ſchöner heiliger Chriſt!

Meine geſammelten Gedichte erhalten Sie nun beſtimmt bis ſpäteſtens Ende Januar. Das nascitur ridiculus mus wird daran wohl in Erfüllung gehen. Eigener Gedichte werden es ſiebzig bis achtzig ſein, und von Ueberſetzungen denke ich dann ſo viel beizugeben, daß das Hundert voll wird. Ich denke, daß es ein Bändchen, wie — ich ſpreche hier natürlich bloß vom äußern Umfange — Schenkendorf oder Hölderlin werden wird, vielleicht auch bei dem jetzt beliebten weitern Druck, etwas ſtärker. Was den Verlag betrifft, ſo habe ich Cotta im Mai des Jahres zugeſchrieben; die wider meinen Willen durch Domicilveränderung, Unpäßlichkeit und leidiges Ver-

[1]) Vgl. H. Beta in der Gartenlaube 1876, Nr. 15.

vollmetſchen des Hugo entſtandene Verzögerung wird ſeine Bereitwilligkeit doch wohl nicht lau gemacht haben? Ich kann nicht läugnen, daß mich gerade Cotta's Verlag ſehr freuen würde. Sauerländer in Frankfurt habe ich mir beinahe böſe gemacht, weil ich ihn nicht zum Accoucheur meines kreißenden Berges beſtellen konnte, auch Brodhag und ganz kürzlich Lieſching haben mir ihre Bereitwilligkeit zu erkennen gegeben. Wie geſagt, habe ich aber Cotta ſchon im Mai geſchrieben, daß er ſeiner Zeit das Manuſkript durch Ihre Güte erhalten würde, und ich hoffe, daß ihn der Aufſchub nicht umgeſtimmt haben wird.

Aber nur hundert Gedichte? Und noch dazu dummes, manierirtes Zeug? Die Quantität macht's freilich nicht aus, und man wird's mir ja nicht übel nehmen können, daß ich von meinem fünfzehnten bis zu meinem ſechsundzwanzigſten Jahre, in Schweiß und Staub, mit Kopf und Arm und Hand, mich abgeſchafft habe und oft müde zum Umfallen war, wenn Andre Verſe machen konnten. — Aber das dumme Zeug? Sie machen mir wieder einen verdienten Vorwurf wegen Manier, das iſt, weiß Gott, Niemandes Schuld, als Hugo's! Als ich Ihnen vor 1½ Jahren die Sandlieder ſchickte und das Gedicht Einem Ziehenden und den Waſſergeuſen, da war ich auf gutem Wege, mich aus dem rhetoriſchen Wuſt herauszuarbeiten; durch die Ueberſetzung des Hugo bin ich wieder hineingekommen. Heraus will ich zwar auch wohl wieder kommen; doch das iſt für die Zukunft! Wie iſt's mit dem Vergangenen? Meinen Sie, es wäre beſſer, die Sammlung wartete lieber noch einige Jahre? In Gottes Namen! Das Manuſkript erhalten Sie ſicher im Januar; verfahren Sie dann damit nach Gutdünken! Ich unterwerfe mich ganz Ihrer Meinung!

Für den Fall nun aber, daß Sie die Herausgabe für thunlich halten, habe ich noch eine für mich ſehr wichtige Bitte an Sie auf dem Herzen. Vor anderthalb Jahren ungefähr ließ ich einmal ein Wort von durch Sie Eingeführtwerden gegen Sie fallen, — aber, nicht wahr, bei literariſchen Einführungen iſt's, glaub' ich, üblich, daß der Einführende dem Eingeführten ziemlich das Wort redet, und da könnte es leicht ſein, daß ich beim Aufſchlagen des Büchleins eben ſo erröthen müßte, wie der ehrliche Reboul vielleicht erröthete, als er Lamartine's Brief an Goſſelin, und Dumas' Aufſatz: Une visite à Nimes vor ſeinen Gedichten fand. Nicht wahr, Sie nehmen's mir nicht übel, wenn ich ſpreche, wie ich denke? Wie ehrenvoll mir auch die Einführung durch Sie ſein würde, ſo wäre mir doch die Widmung an Sie lieber! Ihnen und Chamiſſo möchte ich gern dieſes erſte Heftchen zueignen. Sie erlauben's mir, nicht wahr? Laſſen Sie mich keine Fehlbitte thun! Ich möchte Ihnen ſo gern auch öffentlich zeigen, wie ich Sie verehre und liebe;

verſchmähen Sie die, wenn auch geringe, aber doch aus vollem guten Herzen kommende Gabe nicht! Und zürnen Sie mir nicht, daß ich Schächer ſo vermeſſen bin, Ihnen mein ſchlechtes Zeug anzubieten — ich weiß recht gut, daß Ihre Gewährung meiner Bitte mich in höherm Grade ehrt, als Ihnen meine Widmung meine Ergebenheit an den Tag zu legen vermag; wie will man's aber machen, wenn man arm und unbedeutend iſt? An Chamiſſo ſchreibe ich nächſte Poſt.

Uhlands Gruß erwidere ich von ganzem Herzen; daß ich Holland verlaſſen mußte, ohne etwas Gutes für ihn aufgefunden zu haben, wurmt mich noch tagtäglich. Alle meine Bemühungen, jene ihm bekannten alten Liederanfänge irgendwo im Munde des Volks zu erhorchen und ſo zu den Ergänzungen zu gelangen, ſind fruchtlos geblieben, und es ſcheint, als ob Hoffmann von Fallersleben wirklich alles Bedeutende auf dieſem Felde ausgebeutet hätte. Buchhändler Müller ſchreibt mir, daß Hoffmann im September 8 Tage lang in Amſterdam ſich aufgehalten hat — hätte ich das voraus gewußt, ich wäre wahrlich das Vierteljahr länger dort geblieben und hätte mit ihm für Uhland geſucht.

* * *

Darauf Schwab am 7. Januar 1837:

Lieber Freund!

Sie wollen immer ſchamroth werden; machen Sie mich durch Lob und unverdienten Dank nicht ſchamroth. Wir ſtehen nun im Januar des neuen Jahres, und ich ſehe mit Ungeduld Ihren Gedichten entgegen, und erwarte in ihnen weder Mäuſe noch Berge, ſondern die kecken phantaſtiſchen Geſtalten, die mir ſo wohl bekannt ſind, jene dem Meer im Orient und Occident entſtiegenen Wunder, die ſelbſt, wenn ſie, ſtatt wunderbar zu ſein, manchmal ſeltſam werden, doch poetiſch bleiben. Da Cotta ſich ſo beſtimmt erklärt hat, Ihr Verleger werden zu wollen, ſo iſt es recht und billig, daß Sie ihm getreu bleiben. Schreiben Sie nur alle Ihre Bedingungen über Honorar, Form, Zeit des Erſcheinens ꝛc. recht beſtimmt.

Von einem Vorwort durch irgend jemand, geſchweige durch mich, kann bei Ihnen jetzt nicht mehr die Rede ſein. Es wäre eine wahre Lächerlichkeit; auch wußte ich gar nichts mehr von jenem Wunſche. Ihre Widmung Ihrer Gedichte kann mir nur zur großen Ehre gereichen, und ſo wird es auch Chamiſſo anſehen, nur müſſen Sie darauf gefaßt ſein, vom jungen Deutſchland, das im beſten Train war, Sie zum deutſchen Victor Hugo zu kreiren — ein Ehrenname, den Sie ſich aber zu verbitten ſcheinen — um meinetwillen auf einmal angebelfert zu werden. Doch ich traue Ihnen vollkommen, daß Sie ſich darum wenig bekümmern.

Ihren Ziehenden halte ich für Ihr beſtes Gedicht bis hierher. Aber ſo ſehr mich Ihre beſcheidenen Selbſtvorwürfe erfreuen, ſo bin ich weit entfernt, in ſolchen Tadel einzuſtimmen, und meine, Sie ſollen mit Ihrem bisher Gedichteten ganz keck, ohne Selbſtgefälligkeit, aber auch mit Selbſtgefühl, herausrücken.

Daß mir vergönnt worden iſt, Geiſtern, wie Lenau, Sie, Pfizer und mein Autodidakt [1]) ſind, Gevatter ſtehen zu dürfen, iſt mein Stolz und mein Troſt, mein Schild gegen viele Bosheit, die ſich an mir reibt, ich weiß nicht, warum. —

* * *

Freiligrath antwortet:

Soeſt, 6. März 1837.

Hochverehrter Freund!

Endlich erhalten Sie beikommend einen Theil, ungefähr die Hälfte des längſtverſprochenen Manuſkripts. Die leidige Grippe mit ihren Nachwehen hatte mich während der erſten beiden Monate des neuen Jahres allen Arbeiten ſo entfremdet, daß ich beim beſten Willen nicht eher dazu kommen konnte, mein Wort zu löſen, und ich ſchicke dieſe vorläufige Sendung hauptſächlich nur deßwegen einzeln voraus, um nicht gar zu lange in Rückſtand zu bleiben. Der Reſt folgt beſtimmt bis Oſtern!

Und nun, nach dieſen mein Zaubern erklärenden Einleitungsworten, meinen heißen Dank für das Nichtverſchmähen meiner Widmung. Möchte mich der geringe Gehalt des Bändchens in ſeinen Folgen nicht für die Kühnheit beſtrafen, Ihnen und Chamiſſo es dargebracht zu haben! In der That: nun ich das Wenige, was ich allenfalls von dieſen Anfängen gerettet zu ſehen wünſchte, zuſammengeſchrieben vor mir ſehe, kann ich mich eines bänglichen Gefühls und der Meinung, ich hätte doch wohl beſſer gethan, noch ein paar Jahre zu warten, nicht erwehren. Wahrlich, es iſt keine alberne Ziererei! Mir iſt wirklich, als könne eine Sammlung meiner Sachen nur den guten Eindruck zerſtören, den Einzelnes bisher gemacht hat, und ich glaube, daß ich, wenn ich auch ſonſt nicht ſonderlich auf Kritik mich verſtehe, in dieſem Falle doch nicht fehl blicke.

Wie komiſch es bei einer ſo kleinen Anzahl Gedichte auch ſcheinen mag, ſo habe ich das Ganze doch nach Gattungen zu ordnen verſucht, um mir die Zuſammenſtellung zu erleichtern. Meine heutige Sammlung enthält: Tagebuchblätter, Balladen und Romanzen, Terzinen, Alexandriner, und die fol-

[1]) Nicolaus Müller.

gende wird aus vermiſchten Gedichten, Gelegentlichem und Ueberſetzungen beſtehen.

Da die Sonderung nicht auf Einen Eintheilungsgrund geſchehen iſt, ſo ſind allerdings einige Ungleichheiten nicht zu vermeiden geweſen. Einige der Alexandriner könnten eben ſo gut in den Tagebuchblättern ſtehen u. ſ. w. Auch die Aufeinanderfolge der einzelnen Stücke innerhalb der Abtheilungen könnte vielleicht beſſer zu bewerkſtelligen ſein. Manches (ich habe hin und wieder Fragezeichen auf den Rand geſetzt) bliebe wohl ohne Schaden ganz ausgeſchloſſen; alle dieſe Bedenken, alle dieſe Zweifel, darf ich ihre Löſung offen und zutrauensvoll Ihnen an's Herz legen? Ich lege das Schickſal des Manuſkripts ganz in Ihre Hände: ändern Sie die Reihenfolge der Stücke, merzen Sie aus, wo und was Ihnen gut dünkt, und wenn Sie mit mir glauben, daß der Druck des Ganzen vielleicht beſſer unterbliebe, ſo halten Sie in Gottes Namen das Manuſkript bis zu einer ſpätern Zeit zurück. So habe ich auch an Chamiſſo geſchrieben, daß Sie die Sammlung vor dem Druck noch einmal prüfen würden, und daß er auf dieſe Weiſe mit Ihnen ſicher ſein könne, daß wenigſtens nichts ganz Werthloſes ſich einſchleiche.

Sie ſchreiben mir, daß ich Cotta meine Bedingungen über Honorar ꝛc. beſtimmt mittheilen möchte. Das kann ich aber wahrhaftig nicht! Er wird mit meinem dummen Zeuge doch einen ſchlechten Markt machen, und ich ſchäme mich beinahe, Geld dafür zu nehmen. Seit ich Geld für meine Verſe genommen habe, ruht der Fluch darauf — ich wollte, ich ſäße auf einer wüſten Inſel, und verzehrte mich in Klagen nach Gedrucktwerden, Auszeichnung und was ſonſt einen obſkuren Poeten reizt — meine Reime würden dann beſſer klappen, als leider jetzt. Doch das gehört nicht zur Sache; was die aber anbetrifft, ſo wiederhole ich, daß ich in der That keine Bedingungen vorzuſchreiben weiß. Ich kann mir ja nur zu Cotta's Verlag im höchſten Grade Glück wünſchen, und weiß, daß er für das Bändchen geben wird, was es ihm werth iſt. Wenn er aber gewohnt iſt, Nichts ohne förmlichen Contract zu verlegen, ſo hat er mir nur einen zur Unterſchrift zu ſchicken. Ich unterſchreibe Alles, und ſetze nur voraus, daß das Aeußere des Büchleins gefällig, und das Erſcheinen, wenn Sie's beſchließen, nicht zu lange hinausgeſchoben werde.

Recht von Herzen freue ich mich auf die Gedichte des trefflichen Niclas Müller, die, wie ich aus Ihrem Briefe ſchließe, auch Ihnen zugeeignet ſein werden. Das Gedicht: Lebensloos, welches ich kürzlich las, iſt ſo herrlich, daß ich davon hingeriſſen worden bin. Der hat am Ende doch noch mehr zu ringen gehabt, als ich und — hat es männlicher gethan! Grüßen Sie ihn herzlich von mir!

Sie erwähnen in Ihrem Briefe des jungen Deutſchlands, und ſcheinen mich faſt im Verdacht zu haben, als wäre mir an deſſen Urtheil etwas gelegen. Nein, wahrlich, ſo lange mir Kopf und Herz auf der rechten Stelle bleiben, ſo lange werde ich dies Geſchlecht zu verachten wiſſen. Es iſt mir ärgerlich genug, daß Gutzkow mich ſo beſonders ſeiner hohen Protection würdigen zu wollen ſcheint und mir dadurch bei den Gutgeſinnten mehr ſchadet als nützt. Von dieſer Race angebelfert zu werden, kann mir nur eine Ehre ſein.

Wie aber die Blätter für literariſche Unterhaltung dazu gekommen ſind, nicht den Dichter (denn was das betrifft, ſo hatten ſie in dieſem Falle wohl Recht), ſondern den Menſchen auf eine ſo gehäſſige Weiſe in mir anzugreifen, weiß ich wirklich nicht. Ich fühle mich rein, aber dennoch tief gekränkt. Du lieber Gott, wie wird Alles gedeutet und ausgelegt, und wie wird Einem, der das Herz in der Hand unter die Leute tritt, das Leben ſauer!

Ob ich dem nächſten Muſen-Almanach noch vor Ende des Monats Etwas werde ſenden können, weiß ich noch nicht. Kopfweh, Grippe, Ueberſetzen und das Suchen nach einer Comptoirſtelle (denn ich bin feſt entſchloſſen, mit dem Sommer in ein geſchäftliches Verhältniß zurückzutreten), abſorbiren ſeit längerer Zeit meine ganze Thätigkeit, und ich habe lange keine ſo dürre Periode, was das eigentliche Produciren anbelangt, gehabt, als jetzt. Und ohne Inſpiration mag ich nicht dichten, kann's auch nicht. Wenn ich noch zu rechter Zeit etwas Gutes hervorbringe, ſo ſende ich's.

Und nun, für heute Lebewohl! Bewahren Sie mir Ihr freundſchaftliches Wohlwollen!

Ohne Wandel, treu und wahr,

der Ihrige

F. Freiligrath.

* * *

Freiligraths ſcharfe Äußerungen über Gutzkow und das Junge Deutſchland zeigen uns die Befangenheit der Zeitgenoſſen gegenüber jener brauſenden und gährenden Genoſſenſchaft, die mit den Reſten der Romantik unbarmherzig aufräumte. Er hat nachher, ob er gleich Gutzkow nur vorübergehend nahetrat, deſſen Bedeutung und Tüchtigkeit anerkennen gelernt.

Mit dieſem Briefe Freiligraths kreuzte ſich ein wenig erhebliches Schreiben G. Schwabs vom 4. März, in welchem derſelbe um Beſchleunigung des Manuſkriptes, ſowie um fernere Beiträge zum Almanach bittet und Anträge bezüglich der Teilnahme an einer in Stuttgart bei Hoffmann erſcheinenden Übertragung engliſcher Lyriker macht. Freiligrath antwortet von Soeſt am 15. März 1837.

Heute vor acht Tagen gab ich die erſte Sendung meines Manuſkripts zur Poſt, und empfing zwei Tage ſpäter Ihren lieben Brief vom 4. März.

Ich wiederhole hiemit mein Verſprechen, daß der Reſt der Sammlung in ganz kurzer Zeit bei Ihnen ſein ſoll, und ſchreite, nachdem ich den erſten Punkt Ihres Schreibens durch dieſe Verſicherung erledigt habe, gleich zur Beantwortung des dritten.

Wie ich auf Herrn Hoffmanns Antrag geantwortet, ſehen Sie aus der Ihnen unter cachet volant zukommenden Einlage an Herrn Dr. Ortlepp, welche ich Sie nach geſchehener Leſung völlig zu ſchließen und abgeben zu laſſen bitte. Wie ich an Ortlepp geſchrieben: ich konnte und durfte nicht anders! Ihm habe ich natürlich nur im Allgemeinen meine Weigerung motivirt, Sie aber, verehrter Freund, erlauben mir wohl, daß ich, im Vertrauen auf Ihre frühere Theilnahme, mich etwas weitläufiger darüber auslaſſe, und nehmen es mir nicht übel, wenn ich dabei ein wenig weit aushole.

Weniger mein ehemaliger Widerwillen gegen den Kaufmannsſtand, als vielmehr meine täglich zunehmende Abneigung gegen das kalte, neblige Holland und die Ueberzeugung, daß ich meiner krumm geſeſſenen Maſchine eine Ausſpannung ſchuldig ſei, ließen mich ſchon im Winter 35/36 den Entſchluß faſſen, meine Amſterdamer Verhältniſſe aufzulöſen. Häufige Verdrießlichkeiten auf dem Comptoir und eine mir durch die Salairerhöhung eines Collegen widerfahrene perſönliche Zurückſetzung beſchleunigten die Ausführung. Ich hielt um meine Dimiſſion an, machte eine kleine Reiſe am Niederrhein und durchs Bergiſche, und hielt mich dann bis jetzt hier bei meiner Mutter auf. Sauerländers Honorar für die Oden und Dämmerungsgeſänge von Hugo machte mir das Privatiſiren ſo lange möglich.

Jetzt iſt aber auch die ganze Zeit, welche ich auf eine ſolche Weiſe zubringen darf, beinahe verſtrichen; meine Mutter beſitzt kein Vermögen, und ich bin es ihr und meinen drei jüngern Geſchwiſtern ſchuldig, mich bald mit doppelter Anſtrengung in eine Carrière zurückzuwerfen, die mir, wenn auch nicht die Gewißheit, aber doch die Möglichkeit zeigt, ihr mit der Zeit mehr zu ſein, als ich bis jetzt gekonnt habe. Daß ich freilich manchmal in den letzten Monaten gedacht habe, ob ich nicht vielleicht eben ſo gut thäte, wenn ich mich ganz auf die Schriftſtellerei legte, will ich nicht läugnen, aber — ich bin noch bei Zeiten vernünftig geworden. Chamiſſo's herrlicher Epilog tönt mir Tag und Nacht in den Ohren — ich kann, ich darf nicht; und fahre ſicher beſſer, wenn ich der Muſe, wie früher, nur nebenbei huldige. Weiß ich doch ohnehin jetzt aus Erfahrung, daß ſie ſich lieber dem Kaufmann, als dem Ueberſetzer zeigt! Dies literariſche „Handlangen" läßt kein gutes eigenes Gedicht in mir zu Tage kommen — es iſt zum Verzweifeln!

Meine Schritte zur Wiedererlangung einer paſſenden Comptoirſtelle am Niederrhein und in den Hanſeſtädten ſind bis jetzt leider vergeblich geweſen; nichts deſtoweniger darf ich durchaus kein literariſches Engagement jetzt mehr eingehen, um, wenn ſich Etwas findet, ganz frei und ungehindert zu ſein. Sehen Sie, verehrter Freund, warum ich Herrn Hoffmanns Bitte nicht erfüllen kann — ich bin vielleicht unbeſcheiden, daß ich Sie mit einer ſo weitſchweifigen Motivirung meiner Ablehnung beläſtigte. Halten Sie's mir zu Gute; Sie haben mir ja ſchon ſo oft ein nachſichtiges Ohr geliehen, daß ich auch diesmal auf Ihre Verzeihung hoffe, zumal da ich's faſt für Pflicht hielt, Ihnen meine Weigerung umſtändlicher in ihren Gründen darzulegen, als es bei Herrn Hoffmann ſelbſt nöthig war.

Ich kann Ihnen heilig verſichern, daß ich ſchier eine ganze Mappe voll neuer Gedichte liegen habe — aber von jedem nur die erſte, oder die zwei erſten Strophen. Die Ohren meines Geiſtes hängen gewaltig darnieder. Was etwa noch fertig wird, erhalten Sie ſicher — aber nur, wenn es ſo wird, daß ich's Ihnen bieten darf! Bis Ende April müſſen Sie mir ein Eckchen im Almanach aufheben, ich will Alles aufbieten, Ihnen noch was zu ſchicken, verſprechen aber kann ich es nicht, da die Unruhe, in der ich bis zum Wiederantritt eines meine Exiſtenz ſichernden Verhältniſſes bin, mich zu nichts Rechtem kommen läßt.

* * *

Auf einen ſeitdem verloren gegangenen Brief G. Schwabs antwortet Freiligrath von Soeſt, 17. Mai 1837:

Ihren letzten lieben Brief habe ich zu Anfang dieſer Woche erhalten, und bin in mehr als einer Hinſicht überraſcht und erfreut worden durch das, was er mir brachte und ſagte. Ehe ich ſeine einzelnen Punkte aber beantworte, ſage ich Ihrer freundſchaftlichen Theilnahme, daß ich morgen, leider zwar nicht nach Bremen, aber doch nach Barmen, in's Haus des Herrn J. P. von Eynern und Co. abgehen, und dort aller Wahrſcheinlichkeit nach ein in jeder Beziehung angenehmes Verhältniß antreten werde. Die Stelle bringt mir augenblicklich zwar nur 500 Thlr. ein, doch habe ich Ausſicht, mich zu verbeſſern, und, wenn dieß nicht der Fall wäre, ſo liegen Cöln und Elberfeld in nächſter Nähe. Von ganzer Seele freut es mich, daß auch Sie, verehrter Mann, dieſen meinen Schritt nicht nur billigen, ſondern als zu meinem wahren Wohl als durchaus nothwendig betrachten!

Ihr Beifall, die Zufriedenheit der Meinigen und mein eigenes Bewußtſein werden mich tröſten, wenn die Unverſtändigen mich wegen dieſes, wie ſie ſagen werden, philiſtröſen Schrittes verhöhnen.

Endlich erhalten Sie nun auch den Reſt des oft beſprochenen Manuſkriptes.

Ich lege ſein Wohl und Weh wiederholt voll Zutrauens in Ihre Hände! Verändern Sie, ſtreichen Sie, werfen Sie in eine andere Abtheilung — Alles, Alles, wie es Ihrer beſſern Einſicht gut ſcheint! Viel beſſer zu machen wird freilich wohl nicht ſein — ich fürchte, ich fürchte! die Sammlung wird nicht ſo aufgenommen werden, wie das Einzelne, deſſen unverdient günſtige Aufnahme mich jetzt beſchämt, wenn ſie mich früher auch erfreute. Sagen Sie ſelbſt — hatten Sie nicht mehr in meiner Sammlung zu finden geglaubt? Und doch iſt dieß Alles, was ich mit gutem Gewiſſen aufbewahren zu dürfen glaube!

Titel und Widmung folgen in kurzer Zeit, ſobald meine neue Stellung mir nur einige Ruhe gegeben hat! Jedenfalls muß Cotta darauf warten — der Druck des Vorhandenen kann ja ungehindert beginnen!

Aber, theuerſter Freund, wie innig hat des trefflichen Müllers Gedicht an mich mir in's Herz geklungen! Bin ich auch nicht ſo unbeſcheiden, daß ich die Wahrheit der drei letzten Verſe nicht in Zweifel ziehen ſollte, ſo hat er mich doch im Ganzen richtiger charakteriſirt, als zwanzig Recenſenten. Bin ich doch eben nichts weiter, als ein wilder Junge, der ſich sans gêne zur poetiſchen Tafelrunde gedrängt hat! Ich behalte mir eine dichteriſche Antwort auf Müllers Lied vor, und ſende ihm, dem Geiſtes- und Schickſalsverwandten, vorläufig die herzlichſten Grüße, den treueſten, wärmſten Handſchlag! Könnt' ich's hier nur in zwei Worte faſſen, wie das Sonett mich erfreut und ermuthigt hat!

Auch Chamiſſo und Weidmann haben mir wegen des Almanachs geſchrieben — und doch hat ſich in den Wirren dieſer letzten Zeit die Muſe immer noch nicht gemeldet. Ruhe, Ruhe! Innere und äußere! Des Lebens und der Seele! — Was ſich mir noch zur rechten Zeit darbietet, erhalten Sie, darauf geb' ich Ihnen die Hand! Verſäume ich aber wider Willen die Friſt, dann zürnen Sie mir nicht, und ſchieben nicht auf die Abſicht, was die Umſtände mit ſich brachten.

Beim Durchleſen des Geſchriebenen ſehe ich, daß ich nochmals auf mein Manuſkript zurückkommen muß. Sollten nämlich nicht zu viel Ueberſetzungen da ſein, und wäre es nicht namentlich Sache, mit den Gedichten von Alfred von Muſſet, die zum Theil recht frivol ſind, vorſichtig zu ſein? Ich verlaſſe mich gänzlich auf Sie.

Meine Bedingungen habe ich heute an Cotta geſchrieben und dabei Müllers Honorar zum Maßſtabe genommen. Cotta wird es Ihnen wohl ſelbſt ſagen. Daß ich mir ein Exemplar von Herders Werken mit einbedungen habe, wird er mir wohl nicht übel nehmen. Ihm differirt das wenig, mir aber, der ich meine kleine Bibliothek mit ſaurem Schweiß vervollſtändigen muß, iſt es ſchon viel!

* * *

Aus einem Schreiben G. Schwabs vom 5. Ju—, das vornehmlich über den Muſenalmanach handelt, welchem Freiligrath damals ſchon entſagt hatte, iſt nichts mitzuteilen. Um ſo bedeutſamer iſt die im Drange der Arbeiten und gemütlichen Stürme, welche den Dichter in Barmen gefangen hielten, ſehr verſpätete Antwort Freiligraths:

Barmen, 25. März 1838,
erſter Lerchenſchlag.

Lieber verehrter Freund!

Wieder ſind Monate auf Monate verſtrichen, ſeit ich Ihren letzten lieben Brief in Händen habe. Ich will, ich kann mich nicht entſchuldigen! Erlaſſen Sie mir die peinliche Aufzählung alles deſſen, was ſeit meiner Ueberſiedelung an den Rhein hemmend auf meine Correſpondenz, auf mein poetiſches Schaffen, auf mein ganzes inneres Leben eingewirkt hat, und glauben Sie meiner einfachen, aber aus tiefſter Seele kommenden Verſicherung, daß es gewiß nicht Abnahme meiner Liebe und meines Vertrauens zu Ihnen, theurer Mann, geweſen iſt, was mich ſo lange ſchweigen ließ! Ich habe ein wüſtes, trübes Jahr hinter mir, und hoffe nur, daß es in dieſer Art das erſte und letzte iſt und bleiben wird! Der junge Frühling haucht mir friſchen Muth und friſche Stärke in die Seele; auf der Scheide zwiſchen Berg und Weſtphalen hab' ich heute die erſte Lerche gehört; — „Nun muß ſich Alles, Alles wenden!"

Sie ſind inzwiſchen auch übergeſiedelt, von Stuttgart nach Gomaringen, und mit warmer, freudiger Theilnahme hör' ich von G. Pfizer, wie glücklich der Wechſel Sie gemacht hat! Meinen herzlichen, heißen Glückwunſch! Ich kann es mir denken, wie wohl Sie ſich in Ihrer ländlichen Abgeſchiedenheit fühlen, die Sie Uhlanden ſo nahe gerückt, und doch auch nicht ſo weit von Stuttgart entfernt hat, um nicht ebenfalls Ihren dortigen Freunden öfters nahe ſein zu können. Dazu die größere Muße, die Ihnen Ihr jetziger Wirkungskreis gewährt, und der wir ja wohl ſchon die neue Ausgabe Ihrer Gedichte zu danken haben? Ich kann Ihnen nicht ſagen, wie ſehr ich mich an der letztern ergötzt habe. Freilich hab' ich mit Bedauern Verſchiedenes vermißt, was die Edition in zwei Bänden enthält, dafür iſt dieſer Eine Band aber auch ein willkommener Begleiter in Wald und Feld geworden, und bringt ja auch die neueſten Sachen aus den Muſenalmanachen!

Meine Sammlung wird nun, wie ich aus Pfizers letztem Briefe ſchließen darf, ebenfalls recht bald fertig ſein, und ich danke Ihnen wiederholt innigſt für das Verdienſt, das Sie ſich ſo freundlich um dieſe disjecta membra erworben haben. Sie die Anordnung, Pfizer die Reviſion — wie will ich mich Ihnen je ſo erkenntlich zeigen können, wie mein Herz mich drängt? Meine Geſinnung, mein Wille muß Ihnen leider jetzt noch genügen! Ich

habe Cotta aufgetragen, Ihnen gleich beim Erſcheinen des Bändchens ein Widmungs-Exemplar einzuſchicken! Nehmen Sie's freundlich an und bleiben Sie mir gut! Ihre Liebe, Ihr Wohlwollen wird mir ſtets gegenwärtig bleiben! Das Frühjahr und der Sommer 1835, wo wir ſo lebhaft mit einander verkehrten, wird bis zum Tode als ein Lichtpunkt in meinem meiſt trüben Leben vor mir ſtehen. Ach, mir iſt oft, als wäre ich ein ganz Anderer, als damals! Im Muſen-Almanach auf 35 ſteht ein ſchönes Lied von Wm. Wackernagel: Ich bin nicht mehr der frohe Knabe — das will mir nicht aus dem Sinn.

Weidmann ſchrieb mir im vorigen Herbſt, Sie würden jetzt ganz von der Redaction des Almanachs zurücktreten, doch hörte ich kürzlich zu meiner Freude von einem Bekannten, der um Neujahr bei Chamiſſo war, daß Sie doch wahrſcheinlich neuerdings mitwirken würden! Thun Sie's doch, verehrter, würdiger Mann! Laſſen Sie die giftigen Neider, die unſere harmloſe Liederhalle ſo gern untergrüben, ihren Zweck nicht erreichen! Du lieber Gott, welch' ein Treiben iſt das jetzt in der Literatur! Man weiß nicht, ob man ſich vor Ekel oder vor Mitleiden abwenden ſoll, wenn man dieſe ſchnöde Wirthſchaft anſieht! Eine große Freude iſt's mir geweſen, in Cotta's Vierteljahrſchrift eine Vertreterin des Würdigen und Wahren erſtehen zu ſehen. Pfizers Aufſatz gegen Heine iſt ganz vortrefflich, und es iſt poſſierlich anzuſehen, wie man ſich hier und da gebärdet, den Firniß wiederherzuſtellen, den Pfizers gehaltene haarſcharfe Kritik von dem übertünchten Grabe abgeſtreift.

Jedenfalls werd' ich dem Almanach mit Eheſtem einen Beitrag zuſtellen, und hoffe zuverſichlich, daß auch Sie über ihn votiren werden!

Neue Bekanntſchaften hat mir mein Wohnen an der Waſſerſtraße des Rheins überhaupt in Menge gebracht. Die intereſſanteſten ſind jedenfalls die Düſſeldorfer. Immermann und Uechtritz mit den Künſtlern der Akademie, den wackern Reinick nicht zu vergeſſen. Mit Immermann geht es mir, sub rosa rosissima, eigen. Er iſt mir ſo gütig und wohlwollend entgegengekommen (er ſuchte mich zuerſt hier auf), daß ich mich ihm wahrhaft verpflichtet fühle, aber — er ſcheint mir kalt und vornehm, und das iſt für mich plebejen „Comptoiriſten" (wie er mich auf zwei Briefen ſchuldigſt titulirt) abſchreckend. Ich ſehe es ihm an, daß er aufrichtigen Antheil an mir nimmt; er zeichnet mich ſogar aus, aber die Wärme fehlt, er bleibt immer abgemeſſen. Dazu imponirt er mir zu viel, ich bin ein guter dummer Träumer, der in einem ariſtokratiſchen Zirkel = 0 iſt, während er ſprechen kann, wie ein Buch. Er hat mir dringend zugeredet, den Kaufmann zu quittiren, und kann es nicht begreifen, daß ich Nein dazu ſage. Sein Auge iſt voll Seele; — wenn ich in das ſehe, hab' ich ihn lieb — aber die verfl — Vornehmigkeit! Verrathen Sie mich aber nicht! Denn er meint es, glaub' ich, wirklich

gut mit mir, und mein Tadel erſtreckt ſich ja nur auf Aeußerliches. Vor ſeinem Genius hab' ich ungeheuchelten, wahrhaft großen Reſpekt.

Die Düſſeldorfer Maler ſind zumeiſt liebe, prächtige Männer. Leſſing kenne ich noch nicht, wohl aber den herrlichen Hildebrandt (Immermanns vertrauten Freund), Sohn, Schrödter, Stilke, Sonderland u. A. Erfreulich iſt es wahrzunehmen, welch eine reiche Fundgrube für die artiſtiſche Compoſition Uhlands Gedichte bleiben! Was die Düſſeldorfer früher daraus geſchöpft, wiſſen Sie, und erinnere ich nur an Leſſings Trauerndes Königspaar, Uhlands Schloß am Meer. Jetzt ſah ich ganz kürzlich in Sonderlands Atelier ein prächtiges Genrebildchen zu Hans und Grete, das in die nächſte Ausſtellung kommen wird. Und von Schrödter eine ganz wundervolle Handzeichnung zum Schmied: „Ich hör' meinen Schatz!"

Ich hab' Pfizer gebeten, mir Niclas Müllers Adreſſe in London zu ſchreiben, da ich nicht übel Luſt habe, im Sommer einmal in See zu ſtechen. Freilich liegt es bei den vielen Rückſichten, die ich auf Beutel und Comptoir nehmen muß, noch im weiten Felde, aber möglich iſt's doch, und da wollt' ich doch um Alles nicht verſäumen, Müller'n kennen zu lernen. Sollte er aber ſchon bald kehren, ſo muß er mich jedenfalls von Düſſeldorf aus beſuchen — die Poſt bringt ihn in drei Stunden her. Grüßen Sie ihn herzlich von mir, wenn Sie ihm ſchreiben!

Ich fing meinen Brief trübe und beklommen an, bin aber nun über dem Schreiben wieder heiter geworden. Jetzt iſt mir, als wär' ich doch noch der von 35, und ich glaube, daß Sie, was die Geſchwätzigkeit betrifft, Einer Meinung mit mir ſein werden. Ich fange wahrhaftig ſchon den zweiten Bogen an. Halten Sie mir meine Redſeligkeit zu Gute!

Haben Sie in Lewalds Europa Dingelſtedts Aufſatz über Grabbe und mich geleſen? Das iſt auch ſo jungdeutſches Gewäſch, — Perſönlichkeiten ſtatt der Sache! Und noch dazu nur halbwahr, wie fades Stadtgeſchwätz Alles zu entſtellen pflegt, was ihm in die Mache kommt. Mit ihrem Bedauern könnten die Herrlein vor Allem nur zu Hauſe bleiben.

Wie hab' ich mich über Matzerath gefreut, nicht nur wegen ſeiner ſchönen Gedichte, ſondern weil ich nun doch nicht mehr der einzige Poet mit der närriſchen Endſylbe bin! Wo wohnt er denn? Sicher in meiner Nähe irgendwo!

Meine herzlichen Grüße an Uhland! Wird uns nicht bald auch ſeine Sammlung der deutſchen Volkslieder erfreuen?

Und nun das wärmſte Lebewohl! Wenn Sie Böſes mit Gutem vergelten wollen, ſo laſſen Sie mich zu meiner Beruhigung, wenn auch nur mit zwei Worten, wiſſen, daß Sie mir nicht zürnen!

* * *

G. Schwab's letztes Schreiben, 16. April 1838, ist datiert von seinem idyllischen Pfarrhause zu Gomaringen, einem alten Schlößchen im Angesichte des Hohenzollern. Der Brief ist, wenn er auch nichts zu unserer Kenntnis von Freiligraths Leben und Dichten bringt, voll freundschaftlicher Zuneigung. Eine Antwort unseres Dichters, welcher damals, inmitten der Barmer Zeit, in schwersten geistigen und gemütlichen Kämpfen befangen war, ist nicht vorhanden, ward wohl nie geschrieben. So löste sich das Band auf mit dem trefflichen Mann, welcher mit Chamisso als treuer Eckart Freiligrath in die Literatur einführte. Wenn uns im Laufe dieses Briefwechsels Freiligraths Bescheidenheit manchmal das Maß des Zulässigen zu überschreiten scheint, so können wir uns wenigstens dessen versichert halten, daß sie keine falsche, gemachte war, und daß es ihm mit dem „dummen verrückten Zeug," wie er seine Gedichte häufig nennt, bitterer Ernst war. Wir hören es gern, wenn der treffliche Schwab ihn ermahnt, er solle ohne Selbstgefälligkeit, aber mit Selbstgefühl seine Gedichte keck in die Welt hinaus senden. Dieses Selbstgefühl machte sich auch alsbald geltend, als die Gedichte bei ihrem Erscheinen großen einstimmigen Beifall fanden; Freiligrath fühlte sich fortan glücklich als anerkannter Dichter seiner Nation. Seine echte wahrhaftige Bescheidenheit ist ihm aber bei allem natürlichen Selbstbewußtsein bis an sein Lebensende geblieben und sie ist es, die alle im Verkehr mit ihm so wohlthätig berührte.

Eine einigermaßen ähnliche Stellung unserem Dichter gegenüber nahm seit 1837 Karl Immermann ein, welcher trotz seiner mit Gustav Schwabs heiterer Liebenswürdigkeit in entschiedenem Gegensatze stehenden vornehmen Manieren, die Freiligrath anfangs abstießen, es doch mit demselben herzlich gut meinte und wohl geeignet gewesen wäre, ihm noch eine Weile auf dem glatten Pfade der Dichtung Mahner und Führer zu sein. Durch Immermanns frühen Tod ward das Band, welches nicht sowohl eines der Freundschaft als ein Band gegenseitiger hoher Achtung genannt werden kann, für immer zerrissen.

Der Dichter des Andreas Hofer und der Ghismonda, des Merlin und des Münchhausen stand damals auf der Höhe der Manneskraft und der künstlerischen Entwickelung. So wenig er selbst eine lyrische Natur war, so sehr fühlte er sich durch die sprühende Gedanken- und Bilderfülle in Freiligraths Dichtung angezogen und trug, er der Ältere, in hochgeachtetem Staatsamt stehende, kein Bedenken, selbst dem jungen Barmer Kaufmann persönlich entgegenzukommen. Freiligrath fühlte sich, wie erklärlich, durch diese Freundlichkeit des sonst etwas ablehnenden Mannes hochgeehrt, und aus diesem Empfangen und Geben entwickelte sich ein schönes Verhältnis,

welches zwar von Freiligraths Seite, anfangs wenigstens, zu sehr ein empfangendes und verehrendes war, als daß es sich als Freundschaft hätte bezeichnen lassen, aber ohne Zweifel auf unseres Dichters fernere Entwickelung eine förderliche Wirkung ausübte. Freiligrath hat der Empfindung dankbarer Verehrung, welche er Immermann entgegenbrachte und lebenslang bewahrte, in jenem schönen poetischen Nachruf, welcher das Büchlein über Immermann schließt, einen ähnlichen, obwohl bei weitem gemesseneren reiferen Ausdruck gegeben, als es in dem Gedicht auf Grabbe's Tod geschehen; sehr erklärlich, denn hier wehklagt der Dichter, selbst vom tiefsten Weltschmerz zerrissen, über die grause Zerstörung eines hohen Genius durch eigne Maßlosigkeit; dort stellt er uns das Bild des starken willenskräftigen, schon durch sein Vorbild zu Fleiß, Wahrhaftigkeit, Beharren mahnenden Dichters wie ein mächtiges Erzbild auf. Freiligrath hat zwar in dem Buche Immermann's fünf Briefe bereits mitgeteilt, dieselben sind indes zu bedeutsam, als daß sie hier fehlen dürften, zumal da nicht jedem Leser jenes Büchlein zur Hand sein wird; dieselben gewinnen doppeltes Leben dadurch, daß es möglich ist, Freiligraths Antworten, wenigstens die noch erhaltenen bedeutenderen derselben, zur Ergänzung beizufügen.

Immermann eröffnete den Briefwechsel mit Freiligrath, indem er am 22. Oktober 1837 an ihn schrieb:

Wohlgeborner,

Hochgeehrter Herr!

Seit Ihrem Auftreten in der poetischen Welt ist mein Blick mit dem größten Interesse den Entfaltungen Ihres so schönen und frischen Talents gefolgt, und haben sich meine Hoffnungen von Ihrer Zukunft nur gesteigert. Es würde mir daher sehr lieb sein, Ihre persönliche Bekanntschaft zu machen, wozu sich in einigen Tagen die Gelegenheit darbieten kann, indem ich am 26. d. M. auf einige Stunden nach Elberfeld komme.

Ich erlaube mir, bei Ihnen hiedurch anzufragen, ob Ihnen an diesem Tage mein Besuch gelegen sein werde, und zu welcher Stunde Ihre Geschäfte Ihnen gestatten, denselben anzunehmen?

Es freut mich, Sie benachrichtigen zu können, daß ich auf einer Reise durch Franken und Thüringen, von welcher ich vor wenigen Tagen zurückgekommen bin, sehr viele warme Verehrer Ihrer Gedichte gefunden habe. Namentlich war man in Weimar ganz voll von Ihnen; ich hatte die Ehre, bei Hofe Mirage vorzulesen, und es erregte die größte Bewunderung.

In aufrichtiger Hochachtung

ergeben

Immermann.

* * *

Was er antwortete, und welchen Eindruck der Beſuch auf Freiligrath machte, hat er am 26. Oktober nach Soeſt berichtet. Immermann lud den Dichter in eine Sitzung ſeiner Freunde, in die ſogenannte zweckloſe Geſellſchaft oder „Zweckloſe“ (vergl. über dieſelbe Freiligraths Immermann S. 105 Putlitz II. S. 202) ein, und Freiligrath ſagt am 8. Februar 1838 zu mit der Nachſchrift:

Ich habe jetzt ein Lied in der Mache, worin ein gutes Bild vorkommt:

In des ſpaniſchen Himmels prächtig Blau
Mit der Thurmfauſt greift der Alhambra Bau.

Wenn's noch fertig wird, bring' ich Ihnen das Ding mit. Es iſt das erſte, was ich ſeit lange wieder vom Stapel laſſe. Ich bin nachgerade ſo dürr wie meine Wüſten.

Bald darnach — Schluß und Datum des Briefes fehlt — ſandte Freiligrath an Immermann jenes phantaſtiſche, zuerſt Ein Spital und ein Kirchhof, dann Dread Nought überſchriebene, nachmals unter der Überſchrift „Das Hoſpitalſchiff“ in Zwiſchen den Garben mitgeteilte Gedicht, ein Gedicht, wie es nur in Freiligraths Hirn aufſprühen konnte, im Grunde ſehr durchſichtig im Aufbau, nur an einer Stelle, welche Immermanns ſcharfes Auge richtig erkannte, im Weiterverfolgen einer zufällig angeſponnenen Gedankenreihe unklar geworden. Freiligrath ſelbſt erkannte die kranke Stelle ſehr wohl. Er ſchreibt:

Hochgeehrter Herr Landgerichtsrath:

Sie zürnen mir gewiß, daß ich ſeit meinem letzten Beſuche, gegen mein Verſprechen, noch gar Nichts von mir hören ließ, und wenn ich mich nicht hinter den Entſchuldigungsgrund längeren, meine ganze Thätigkeit hemmenden Unwohlſeins verſchanzen könnte, ſo wüßte ich wahrlich nicht, wie ich vor Sie treten ſollte. Gleich nach meiner Rückkehr ward ich von den Blattern heimgeſucht; ſpäter von Hypochonder, Unluſt, Kopfweh! Ich konnte beim beſten Willen zu Nichts kommen und hoffe auf Ihre freundliche Nachſicht.

Das früher beſprochene Gedicht erlaube ich mir, Ihnen beizulegen, und würde Ihr Urtheil über daſſelbe mit Dank erkennen. Es wird Ihnen gewiß zu vielen Ausſtellungen Veranlaſſung geben. Es iſt mir unter den Händen ganz anders geworden, als es erſt im Geiſte vor mir ſtand, und ich fürchte, glaub' ich, mit Grund, daß es bei aller Breite und Gedehntheit doch unklar geblieben iſt. Ob ich mich nicht auch im Stoff vergriffen habe? Sie mögen entſcheiden. Jedenfalls mein' ich, daß ein Britiſches Matroſenſpital ſeine poetiſche Seite hat. Die Repräſentanten aller Zonen, ſterbend, phantaſtiſche Bilder ſchauend, im Raum weniger Quadratſchuhe beieinander — mir iſt wirklich, als ließe ſich was draus machen! Mein Gedicht aber iſt nichts

werth: die Einleitung zu weitschweifig, die Characterisirung der einzelnen Redenden nicht scharf genug, der Schluß überhastet und nicht befriedigend! Ich hatte es vorher, wie gesagt, ganz anders im Kopfe und finde täglich mehr, daß es keine leichte Sache ist, eine geistig angeschaute Situation nun auch so wiederzugeben, daß der Leser ungefähr dasselbe dabei fühlt, was der Autor früher. Für die bevorstehende Zwecklose (der ich als „Ehrenseele" ja manchmal etwas schicken soll) dürfte sich übrigens das Poem wohl kaum eignen?

Im Lauf der nächsten Woche erwarte ich von Cotta die fertigen, — ungefähr 20 — Bogen meiner Sammlung, und werde mit Ihrer Erlaubniß so frei sein, Ihnen dieselben einzuschicken. Das Bändchen wird doch stärker werden, als ich dachte; am Alphabet dürfte nur wenig fehlen!

Wird Ihr neuer Münchhausen (zu dem das treffliche Mährchen im Spessart ja wohl eine Episode bildet?) uns nicht auch bald als Ganzes erfreuen?

* * *

Immermann antwortet:

Düsseldorf, den 8. April 1838.

Recht viel Freude, verehrter Freund, haben Sie mir durch die Zusendung Ihres Gedichts gemacht, da mir nichts lieber ist, als mich mit frischer, werdender Poesie in Contact zu erhalten. Ich würde Ihnen weit früher geantwortet haben, wenn ich Ihnen nicht hätte manche specielle Bemerkung mittheilen wollen. Zu einem ausführlicheren Briefe wollte sich aber in voriger Woche die Zeit nicht finden.

Nun mein Urtheil, welches ich in aller Freimüthigkeit, wie Sie dieselbe wünschen, abgebe.

Die Idee Ihres Gedichts finde ich sehr glücklich und fruchtbar; Englische Matrosen aus allen Zonen und Ländern in den engen Raum eines Hospitalschiffs zusammengepreßt und im Fiebertraum, wie in einer Fata Morgana die mythische Weltmacht Britania abspiegelnd, — das giebt eines jener glänzenden Gemälde, deren Genre Sie bei uns gestiftet und worin Sie schon so manches Schöne geleistet haben. Ich finde auch die Entfaltung und Führung der ganzen Scenerie im Ganzen deutlich und Ihrer früheren Sachen nicht unwürdig. Auch Ihren Einwurf, daß die Charaktere der Redenden nicht genugsam contrastirt seien, halte ich nicht für begründet, da es mir nach der ganzen Anlage des Gedichts auf die Individualisation der Charaktere weniger als auf die Verschiedenheit des Details der Scenerie, von der die Matrosen phantasiren, anzukommen scheint, dieses Detail aber nach meiner

Meinung gehörig auseinander gehalten worden ist. Ueberhaupt aber verschwindet auch in der Fieberphantasie meistens das Individuelle des Charakters.

Dagegen habe ich allerdings über manches Einzelne meine Bedenken.

Die Verse: in die Pulverkammer u. s. w. bis: Sie verglüht mit Zucken und Gestöhn, sollen, wie ich sie verstanden habe, eine Steigerung der Fieberphantasie oder der Betrachtung derselben durch den Dichter andeuten, nach welcher wenigstens in dem Gluthtraume der schwärmenden Matrosen eine Gefahr für den künstlichen Zustand Englands aus der Herrschaft über so viele fremde und verschiedenartige Kräfte vorgebildet wird. Unwillig sind alle diese Kräfte im Dienste der Meerherrscherin, gern möchten sie sich ihre Heimath wieder erobern, das kann aber nur geschehen, wenn die Meerherrscherin selbst bekriegt und besiegt wird. So deute ich mir wenigstens die Verse, die für mich sonst ganz dunkel sind.

Ist der angegebene Sinn der richtige, so fehlt aber der Darstellung Manches an klarer Gestaltung desselben. Die gebrauchten Bilder heben einander zum Theil auf, der Gedanke selbst kommt nicht zu deutlicher Ausprägung, über der ganzen Partie liegt überhaupt eine Art von Nebel.

Hier würde, wie ich glaube, bis dahin, wo man erfährt, daß die Matrosen gestorben sind, eine totale Umarbeitung nöthig sein, wozu aber die günstige Stunde abzuwarten und nicht zu erzwingen sein möchte.

Bei der Betrachtung des Metrischen ist mir aufgefallen, daß regelmäßig mit jedem Verse, oder vielmehr mit jeder Verszeile der Sinn schließt, folglich immer am Schlusse jeder Zeile ein sinnschweres Wort steht, und alles Ueberleiten und Uebergleiten des Sinnes von einem zum andern Verse vermieden worden ist.

Diese Form kann im Einzelnen, wo es darauf ankommt, prägnante Sätze schlagredenartig scharf gegen einander zu contrastiren, praktisch sein. So beharrlich durchgeführt, wie in Ihrem Gedichte, bringt es aber etwas Monotones und Klapperndes hervor, was sich gleich bei lautem Vorlesen (der Feuerprobe jedes Gedichts) unangenehm bemerklich macht. Obgleich die durchgehenden männlichen Ausgänge eine Aenderung in dieser Beziehung erschweren, so müßten Sie doch zusehen, was sich daran thun ließe.

Vers 12. Schußgedröhn. Ist mir zu pretiös. Man fühlt, daß das Gedröhn nur den Reim stellen soll.

Vers 14. Wie vom Schwert zum Schurz der Templer griff. Entlegene und dunkle Vergleichung.

Vers 21—24. Ich würde so umstellen:

Mit des Fiebertraums phantast'schem Flug
In die Ferne schweift ihr farbiger Zug;
Eine trübe Schaar, sie athmen schwer!
Von der Heimat fiebern sie, vom Meer!

weil nämlich so ein Fortschritt der Darstellung von der allgemeineren zu der spezielleren Vorstellung, mithin eine richtige Steigerung eintritt.

Ferne, das Allgemeine.

Heimath, Meer, das Spezielle.

Vers 33. Nach der Reihe dann! Will mir nicht gefallen, der Eingang erscheint mir zu prosaisch und arithmetisch. Ich würde dem Mohren noch Einiges aufpacken, daß er den ganzen Vers füllt.

Vers 46. Wild lechzt er an sein Traumgesicht. Verfehlt wohl im Ausdruck.

Vers 50. Castagnettenschlag und Mädchenlied. Es wird gleich darauf wieder von Russen gesungen. Des Contrastes wegen wäre statt des Mädchenliedes etwas Anderes zu wünschen.

Vers 67. Es durchbohrt die Brust wie Schwertesstich. Moll sticht nicht, ist nicht spitzig.

Vers 117. In der Themse .... Rasenbord. Klingt, als würden sie in die Ufererde begraben, da sie doch in die Wellen versenkt werden.

Vers 118. O ihr Maienglocken, spendet Duft. Scheint mir:

a) müßig,

b) ungehörig zierlich und sentimental für die Nationengruft zu sein.

Wie Sie sehen, beziehen sich meine Ausstellungen nur auf Einzelnes und Metrisches. Benützen Sie, was Ihnen richtig zu sein scheint. Die jetzige Ueberschrift gefällt mir freilich nicht, die neugewählte aber auch nicht, da sie ganz unverständlich ist. Ich würde das Gedicht ganz einfach das Hospitalschiff nennen.

In der nächsten Zwecklosen werde ich das Gedicht vorlesen, und bin neugierig, was es für eine Wirkung thun wird. Wollen Sie nicht zu derselben kommen? Sie wird wahrscheinlich am 2. Ostertage sein. Sie sollen noch nähere Kunde davon haben. Für Ihre Gedichte danke ich Ihnen im Voraus schönstens, lassen Sie mich dieselben gefälligst recht bald haben; außer meinem Verlangen, dieselben sobald als möglich zu lesen, habe ich noch einen speziellen Grund.

Aufrichtig ergeben

Immermann.

* * *

Es ist zu bedauern, daß Freiligrath sich nicht entschließen konnte, dem Gedichte, dessen Unklarheit er selbst bei der Übersendung anerkannt hatte, durch eine leichte Änderung Klarheit und Abrundung zu geben. Immermanns Schreiben beweist jedenfalls, wie auch Freiligrath anerkennt, „aufs schönste, wie lebhaft derselbe für die Bestrebungen Jüngerer sich zu interessiren im Stande war,

und wie er da, wo sein Rat gewünscht ward, auch das Eingehen ins kleinste Detail nicht verschmähte.“ Unser Dichter, wenn gleich, wie wir an anderer Stelle sehen, keineswegs erbaut durch die Bezeichnung als Comptoirist auf den beiden ersten Schreiben Immermanns, — dieselbe fällt bei der Aufschrift der folgenden weg, — antwortet am 14. April 1838 in einem Briefe, welcher nicht bloß für das Verständnis des erwähnten Gedichts von Wert ist, sondern uns auch zugleich zeigt, wie Freiligrath das vortreffliche Fragment „Die Steppe“ weiterzuführen gedachte. Wie viele dieser glänzenden poetischen Entwürfe blieben unvollendet, weil die gute Stunde zur Ausführung nicht kam! Der Brief lautet:

Hochgeehrter Herr und Freund!

Meinen herzlichen Dank für Ihren freundlichen Brief und die ausführliche Mittheilung Ihrer Ansicht über das Hospitalschiff! Ich weiß den Werth eines Urtheils, wie das Ihrige es ist, seinem ganzen Umfange nach zu würdigen, und thu' mir nicht wenig darauf zu gut, daß es mir mit so zuvorkommender Güte von Ihnen geboten wird!

Ihre Ausstellungen haben mich zum größeren Theil vollkommen überzeugt, und ich bin namentlich mit den Bemerkungen, die Sie zu einzelnen Wendungen und Bildern machen, durchaus einverstanden. Da ich das Gedicht inzwischen schon vor Empfang Ihres Briefes an Dr. G. Pfizer für den Poets-Corner des Morgenblattes geschickt hatte, und es jetzt wahrscheinlich bereits abgedruckt sein wird, so war ich, zu meinem Bedauern und des Gedichtes Schaden, leider nicht mehr im Stande, schon jetzt Gebrauch davon zu machen, was unfehlbar bei einem etwaigen spätern Abdruck geschehen soll. — Schußgedröhn — nach der Reihe denn — Maienglocken u. s. w. werf' ich jedenfalls über Bord und setze Besseres an die Stelle. Der Mohrenvers hieß ursprünglich:

„Mit den weißen Zähnen knirscht der Mohr“ und ich traf die nachherige Aenderung bloß, weil mir das „Nach der Reihe dann“ besser an das Vorige anzuknüpfen, einen deutlichern Uebergang zu machen schien. Jetzt seh' ich freilich, daß ich auch in Gedichten manchmal das Addiren nicht lassen kann, und bitte Sie, den Vers entweder durch die ursprüngliche Lesart oder durch:

„Mit den Zähnen knirscht, auf prallt der Mohr“ zu suppliren. Das Letzte soll noch wohl das Lebendigste sein.

Ihre Bemerkung zu Vers 117 „In der Themse schwellenden Rasenbord“ erlaub' ich mir zu widerlegen. Ich wollte nämlich allerdings sagen, daß die Mariniers in die Ufererde begraben würden. Das Versenken in die Fluth geschieht nur auf dem Meere während der Fahrt; im Hafen wird,

was an Bord ſtirbt, wie ein anderer Menſch der Erde übergeben, da die Sanitätsbehörden die Wellenbeſtattung hart am Lande nicht ſtatuiren.

Wegen der Ueberſchrift haben Sie durchaus Recht, und ich werde das Gedicht bei einem zweiten Abdruck nach Ihrem Rathe das Hoſpitalſchiff nennen. Ebenſo erkenne ich das Treffende Ihrer Bemerkung über das Metriſche an, verhehle mir aber auch nicht, daß es ſchwierig ſein wird, eben in dieſer Beziehung eine Aenderung zu treffen, ohne die ganze Form, wie ſie jetzt daſteht, in Stücken zu ſchlagen. Doch will ich nachdenken, ob ſich nicht durch einen leiſen Druck hier oder da ein Ueberleiten des Sinnes erzielen, und dem Stück dadurch wenigſtens Etwas von ſeiner Monotonie benehmen läßt.

Jetzt bin ich aber wirklich in Verlegenheit, wie ich mich wegen der fraglichen Nebelpartie rechtfertigen, und Ihnen das, was ich mit dieſen ominöſen Verſen eigentlich bezweckte, klar und vernünftig auseinander ſetzen ſoll. Ich laſſe mich beim Versmachen mehr von einem dunkeln Gefühl hinreißen, als daß ich mir vom Verſtande — den ich leider Gottes gar nicht habe — einen ordentlichen Plan, nach dem ich verführe, vorzeichnen ließe, und darum wird es mir ſchwer fallen, Ihnen meine Abſicht deutlich zu machen. Vorab muß ich Ihnen bemerken, daß ich keinen politiſchen Zweck hatte, und daß der Sinn, welchen Sie in dieſe Strophen legen, alſo nicht der richtige iſt. Wenn ich mich aus meiner Frenzy recht zu erinnern, und das dumme Zeug, was ſie angeſtiftet hat, recht zu deuten weiß, ſo iſt das ganze Unheil aus dem Bilde: „Die Granate Fieberphantaſie" entſtanden. Mit dem Braſilianer war die Völkergalerie zu Ende; darauf faßte ich in den Strophen: „Bajadere, Steppe, Wogenſchaum" bis: „In den Niger wirf dich, Wüſtenſtaub" die einzelnen Viſionen noch einmal in einem kurzen Reſumé zuſammen, und mußte nun nachgerade bedacht ſein, die Mariniers unter den Raſen und das Ding zu Ende zu bringen. Da kam mir das Bild: Die Fieberphantaſie, eine Granate, die der Sterbende in die Luft ſchleudert, ſich durch ſie ſeine Heimath wieder erobert (in ſie zurückverſetzt), dann aber mit dem Berſten, dem Verglühen der Granate ſelbſt verlodert! Um nun aber die Kerls Granaten ſchleudern zu laſſen, mußt' ich ſie nothwendig in kriegeriſcher Haltung vorführen. Daher plötzlich die Anrede: „In die Pulverkammer, fremd Geſchlecht!" und alles Andere bis „Zucken und Geſtöhn." Ich wollte das Fieber als den Kampf auf Leben und Tod darſtellen, in dem die Kämpfenden ſiegen und fallen. Die Pulverkammer war bloß bildlich, um der Granate ein adäquates Relief zu geben; der Contraſt, der durch „Fremd Geſchlecht" und „Alt Englands Nebel" ausgedrückt wird, ſollte bloß ein geographiſcher ſein u. ſ. w. Ich weiß nicht, ob Sie jetzt die Verſe,

oder wenigſtens meine Intention bei denſelben deutlich finden, gebe Ihnen aber das Verſprechen, daß ich ſie jedenfalls umarbeiten werde. Ihre Meinung über die Umarbeitung werd' ich mir dann ſpäter auszubitten ſo frei ſein.

Das Vorleſen des Dings denk' ich mir ſchwierig und unbelohnend. Die vielen Ausrufe, Anreden, Gedankenſtriche u. ſ. w. eignen es faſt nur für die Lectüre und ich glaube, daß es keinen, oder doch nur ſtellenweis Effekt machen wird. Durch Ihren Vortrag wird es allerdings ſehr gewinnen, und ich danke Ihnen im Voraus herzlich für Ihr Verſprechen, es in der bevorſtehenden Zweckloſen vorleſen zu wollen.

Zu derſelben nach Düſſeldorf zu kommen, bin ich leider durch einen ſeit Jahr und Tag aufgeſchobenen Beſuch im eiſenreckenden Iſerlohn verhindert. Doch werd' ich unfehlbar in 8 oder 14 Tagen wieder einmal bei Ihnen vorſprechen, und dann wo möglich etwas Neues mitbringen.

Ich habe wieder Verſchiedenes auf dem Ambos — ach, wenn ich nur mehr Zeit hätte, ſo ſollt's ſchon gehen!

Ein neues Opusculum beginnt folgendermaßen:

Die Steppe.

Sie dehnt ſich aus von Meer zu Meere,
Wer ſie durchſchritten hat, den grauſt.
Sie liegt vor Gott in ihrer Leere,
Wie eine leere Bettlerfauſt.
Die Ströme, die ſie jach durchrinnen;
Die ausgefahrnen Gleiſe, drinnen
Des Coloniſten Rad ſich wand;
Die Spur, in der die Büffel traben, —
Das ſind, vom Himmel ſelbſt gegraben,
Die Furchen dieſer Rieſenhand!

Aus denen ich dann in den folgenden Strophen Chiromantie treibe! Der Miſſiſippi iſt die Lebenslinie u. ſ. w. — Nachher ein Steppenbrand, reitende Indianer, und was weiß ich mehr. 's iſt aber noch nicht fertig.

* * *

Immermanns nächſter Brief vom 25. Juni 1838 iſt von hoher Bedeutung. Freiligraths Gedichte ſind unterdes eingetroffen, und Immermann giebt ſein Geſamturteil über den jungen Freund mit jener ihm eigenen Gediegenheit; was den Schluß eines von Freiligraths bekannteſten und ſchönſten Gedichten, „Der Blumen Rache" betrifft, ſo mag jeder Leſer ſich darüber ſeine eigene Anſicht bilden. Immermann ſchreibt:

Ich würde Ihnen ſchon weit früher gedankt haben, verehrter Freund, wenn mich nicht die Nachwehen einer ziemlich langwierigen Krankheit bis jetzt zu jeder ausführlicheren Mittheilung unfähig gemacht hätten. Nehmen

Sie denn jetzt meinen verspäteten, doch nicht minder herzlichen Dank für die schöne Gedichtsammlung, deren Lesung mir große Freude gemacht hat.

Ich finde, daß Sie über sich selbst in dem, was Sie von Ihrem Bildungsgange sagen, sehr richtig urtheilen, nachdem ich nun das Ganze Ihrer Poesien übersehen und es mit den zugleich aufgenommenen Uebersetzungen verglichen habe. Er ist ein ganz moderner, oder vielmehr, da dieser Ausdruck mißverstanden werden könnte, indem wir Alle modern sind, ein durch rein moderne Anstöße geleiteter, von dem Rückblick auf die Antike seitab geführter. Diese moderne Stimmung liebt nun, gemäß der ganzen Verfassung unserer heutigen sittlichen und geistigen Welt, das Unfertige oder heftig Contrastirende der Zustände, die Versenkung in, oder vielmehr den Blick auf die fernste Ferne, das weite Meer, die Wüste, die Wälder Amerika's; wie alles wandert und auswandert, so wird auch die Muse zur Auswanderin, ohne gleichwohl weit überm Meere auch etwas anders zu finden, als Schmerz und Dissonanz — während die Alten das Nächste zu ergreifen vorzogen, dieses ganz harmonisch durchdrangen und ausrundeten, und ihre ganze Poesie, wenn sie auch Helden und Götter besang, Haus-, Stadt- und Vaterlandspoesie blieb. Allen denen nun, die sich ernst und treu an ihnen herangebildet, haben sie von dieser ihrer Art etwas mitgetheilt.

Ich will hiemit weder Sie noch die moderne Richtung angreifen, sondern ich will letztere nur dadurch historisch charakterisiren. Es scheint fast, als habe das Alterthum seine Mission erfüllt, als nahe der Zeitpunkt, wo auch poetisch mit neuem Sinne von dem gegenwärtigen Weltgange Besitz genommen werden solle. Ist dem so, so muß die moderne Richtung die junge heißen. In derselben stechen Sie unter den Deutschen bereits sehr hervor, Sie überragen namentlich Lenau und Chamisso (mit denen Sie sonst manche Verwandtschaft zeigen) weit, den Einen durch Dreistigkeit und ausgesprochen Plastisches, den Andern durch Anmuth, Grazie und Präcision, beide durch feines Gefühl für das Metrische. Immer aber kommt es mir vor, als hätten Sie bis jetzt nur Bausteine angefahren, und als würden Sie daraus in Zukunft erst den Tempel einer großen Composition zusammenfügen.

Als das Beste der Sammlung ist mir vorgekommen: Heiligenschrein, Vögel und Wandersmann, Wetterleuchten in der Pfingstnacht, Die Auswanderer, Meerfabel, Die Griechin, Vor einem Gemälde, einige der Sandlieder, Einem Ziehenden, Wär' ich im Bann von Mekka's Thoren, Der Mohrenfürst, zweite Romanze, Der Wecker in der Wüste, Der Blumen Rache, Prinz Eugen, Der Mann im Walde, Banditenbegräbniß, Piratenromanze, Die seidne Schnur, wenn der zu outrirte Schluß der dritten Romanze nicht wäre, Der Tod des Führers, Der Alexandriner, Afrikanische Huldigung, Der Scheik

am Sinai, Scipio, Anno Domini, Im Walde, Die Tanne, Die Bilderbibel, Das Husarenpferd, La vida es suenno, Zwei Feldherrngräber, Ammonium, Meine Stoffe, Löwenritt, Gesicht des Reisenden, Odysseus, Die Schiffe, Der ausgewanderte Dichter, Der Reiter, Bei Grabbe's Tod, Die Gedichte für Schillers Album, Die Phönixgedichte.

In diesen Gedichten finde ich Pracht oder Naivetät der Situation, oder eine glückliche Symbolik der Natur oder des Geistes mit Ihrem besten malerischen Vermögen dargestellt. Es rollt sich in denselben ein wunderbar seltsamer Orbis pictus von Meer, Wüste und Ferne auf und ab; die Seestadt ist der Eigenartigkeit Ihres Talents äußerst günstig gewesen. Die Geusengedichte würde ich dieser Anthologie hinzugefügt haben, wenn mir nicht das Erste durch die Zwiespältigkeit der Situation unruhig, das Zweite in manchen Versen unklar vorgekommen wäre.

Die nicht genannten Gedichte stehen in meinem Gefühle nicht auf gleicher Höhe. Entweder ist die entlegene, frembartige Anschauung mit dem geistigen Gehalte, dessen Gegenbild sie sein soll, nicht in rechtem Zusammenhang, oder die Situationen sind zu crudel oder zu nebulos, oder epigrammatische Pointen wollen nicht recht zutreffen. Einiges, wie das Schwalbenmärchen, leidet an Willkür. Alles dieses drückt nur meine unmaßgebliche Ansicht aus, die ich Ihnen freimüthig schreibe, da Sie mein Urtheil gewünscht haben.

Sehr bin ich überrascht worden von dem Gedicht: Der Blumen Rache. Ich halte dieß für eins der schönsten, was Sie gemacht haben. Es ist Ihnen darin etwas gelungen, was Goethe'n auch nur einmal im Erlkönig glückte, nämlich ein ganz natürliches und schlichtes Ereigniß (daß ein Mädchen von Blumenduft bei verschlossenen Fenstern getödtet wird) in schönster Weise mythisch zu machen. Nur der Schluß büßt meines Ermessens durch eine zu breite und erklären wollende Behandlung an seiner Wirkung etwas ein. Ich habe ihn so für mich umgeschrieben (mit Ihrer Erlaubniß):

Der Gesang verstummt; sie neigen
Sich zu der Entschlafnen nieder;
Wie sie küßt der dunst'ge Reigen,
Zucken ihre weißen Glieder.

Da begrüßt der Sonne Funkeln
Das Gemach; die Schemen weichen.
Auf des Lagers Kissen schlummert
Kalt die lieblichste der Leichen.

Eine welke Blume selber,
Noch die Wange sanft geröthet,
Ruht sie bei den welken Schwestern,
Deren Geister sie getödtet.

Will mir auch noch nicht gefallen. Es wäre gut, wenn zwei Verse gefunden werden könnten, welche sagten, daß der Morgenwind das Fenster aufstößt und daß davon die Geister verschwinden.

Daß die Geister der Blumen ihre Düfte sind, ist recipirt, und so würde die prosaische Schlußzeile vermieden, ohne daß die Deutlichkeit leiden dürfte.

Ihre Befürchtungen wegen des äußern Schicksals der Sammlung sind gewiß nicht gegründet. Für die lyrische Poesie streitet gegenwärtig die Gunst der Meinung, Ihnen ist Letztere schon sehr zugethan; Sie verdienen Lob und Auszeichnung, warum sollte Ihnen also Beides nicht werden? Ich glaube, daß die Auflage bald vergriffen sein wird, und freue mich, daß Sie dann der zweiten noch manches Neue hinzufügen können, namentlich Mirage.

Nochmals dankend und aufrichtig ergeben

Immermann.

* * *

Freiligrath antwortet am 24. Juli 1838, ein höchst bedeutsames Schreiben, wenn wir auch den hohen Genius bedauern müssen, den sein Dienstvertrag und seine Armut an die Scholle fesseln.

Verehrter Freund!

Zuerst meine besten Wünsche für Ihre Genesung, dann meinen herzlichen, aufrichtigen Dank für Ihr eben so wohlwollendes als ausführliches Urtheil über meine poetischen Versuche, und endlich die recht dringende Bitte, mir die Verspätung des Einen wie des Andern freundlich nachsehen zu wollen. Einen schlimmern Procrastinator, als ich bin, kann's wohl nicht geben, und ich werde von Glück sagen können, wenn alle Freunde, bei denen ich mit einem Briefe in Rückstand bin, mir so bereitwillig Verzeihung angedeihen lassen wollten, als ich hoffe, daß Sie, diesmal wenigstens, mir die Ihrige nicht versagen werden.

Ihre Bemerkungen über meine Gedichte haben mir eine große herzliche Freude bereitet! Ihr Wohlwollen leuchtet so sichtlich daraus hervor, und Sie geben mir darin so manchen mich selbst überraschenden Aufschluß über meine poetische Art und Weise, daß ich Ihnen nicht genug dankbar dafür sein kann. Ich habe mich bisher so gehen lassen, habe das, was ich angeschaut und gefühlt habe, ohne großes Nachdenken darüber in Liedern abgeschüttelt, und ich darf mich ja jetzt wohl auch freuen, daß das Resultat dieses träumerischen Schaffens in der Stille ein so schönes ist. Damit meine ich aber natürlich nicht das Bischen löschpapiernen Ruf; auch nicht das, leider! ziemlich laute Rascheln, mit dem die unbeständige aura popularis augenblicklich in meine Blätter haucht! Der schönste Gewinn ist mir die Freundschaft und Theilnahme von Männern, wie Sie einer sind, die mich mit Wohlwollen auf meine Fehler aufmerksam machen, die mich zu Besserm und Größerm anspornen und ermuthigen, die mir überhaupt zu einer richtigen Würdigung meiner

poetiſchen Mittel freundlich die Hand bieten. Daß meine Sachen mir einen ſolchen Vorzug errungen haben, das iſt mir, wie geſagt, der beſte Gewinn, den ſie mir zuwege bringen konnten und es bleibt mir dabei nur der Wunſch, daß meine Freunde kein zu großes Vertrauen in meine Kraft ſetzen, und daß es mir Verhältniſſe, Umgebung und innere Heiterkeit geſtatten mögen, die Erwartungen, welche ſie von meiner poetiſchen Zukunft hegen, wenigſtens nicht ganz zu täuſchen, und mich ihnen für ihre Theilnahme durch ſpätere Leiſtungen erkenntlich beweiſen zu können.

Wenn mich Etwas zu einem größeren Gedichte aufzufriſchen im Stande wäre, ſo wär' es weniger, wie ich glaube, das Nachholen deſſen, was ich früher auf dem Gebiete der Wiſſenſchaft und der Kunſt verſäumt habe, als vielmehr, für ein paar Jahre wenigſtens, ein raſches, in wilden Pulsſchlägen hinſtürmendes Leben, ein glühendes Erfaſſen der Welt und ihrer Erſcheinungen, etwa eine Studienreiſe auf's Mittelmeer oder über den Ocean. Da ließen ſich Stoffe ſammeln, und hinterher am Heerd verarbeiten! Ich trage mich jetzt mit einer närriſchen Idee, an deren Ausführung ſich aber wohl alle die Bleigewichte hängen werden, die ſeit Jahren meine Flügel am Boden gehalten haben, eben wenn ſie die kühnſten Flüge wagen wollten. Ich möchte nämlich, wenn es geht, erſt die Nordſee, auf dem Elemente ſelbſt, kennen lernen, und zu dieſem Zwecke etwa eine Sommerexpedition (von Mai bis Auguſt) auf dem Holländiſchen Kriegskutter mitmachen, der — lachen Sie nicht! — die Häringsflotte nach den Shetländiſchen Inſeln eskortirt, und dort oben, angeweht vom Oſſian'ſchen Hauche der Schottiſchen und vom Edda-Sturm der Skandinaviſchen Küſte, längere Zeit umherkreuzt, manchmal auch im Hafen des Haupt-Eilands vor Anker liegt. Zurückgekehrt, möcht' ich mich dann nach Smyrna, Conſtantinopel und Odeſſa einſchiffen, und mir aus dem Pontus ein goldnes Liedervließ holen. Das Mittelmeer — Natur und Geſchichte! — Und an den Ufern ein kecker, ſchöner, maleriſcher Menſchenſchlag, braune und weiße Geſichter, Dolch, Speer und Kaftan, Guitarrenſchlag und aus düſtrer Lockennacht das Gazellenauge der Natolierin.

Lachen Sie mich nur recht aus! — Ach, was wäre das Leben, wenn man nicht einmal träumen könnte!

Ihre Ausſtellungen an Der Blumen Rache finde ich durchaus treffend und richtig, und Ihre Umſchreibung der letzten Strophen meiner urſprünglichen Einkleidung in jeder Hinſicht vorzuziehen. Würden Sie es als Plagiat anſehen, wenn ich ſie bei einer Umarbeitung dieſer Partie des Gedichtes benutzte?

Meine Ueberſetzungen aus Hugo kennen Sie wohl nicht, und ich erlaube mir daher, ſie beizulegen. Sie ſind nächtlicher Weile in ſehr kurzer Friſt

entstanden, und darum stellenweis etwas sehr ungefüge, rauh und polternd. Vieles ist jedoch auch auf die entsetzliche Correctur zu schieben, namentlich rücksichtlich der Interpunction. In den Dämmerungsgesängen hab' ich einige der mir vorzüglich werthen Gedichte mit Bleistift corrigirt.

Würden Sie das ferner beiliegende Gedicht Adler und Schlüssel (um dessen gelegentliche Remission ich bitte, da ich sonst keine Abschrift mehr habe) zur Aufnahme in meine Sammlung geeignet finden? Es scheint mir zu sehr Schenkendorf nachgeahmt, dabei ist das Fest, für das es gemacht (aber nicht von ihm goutirt) wurde, etwas sehr philiströs, nichts destoweniger aber ist es mir werth, weil es mir die mittelalterlichen Eindrücke bewahrt, die das graue, öde Susatum derzeit auf mich machte. Es wird Ihnen auch zeigen, daß ich einmal „Haus-, Stadt- und Vaterlandspoesie" getrieben. Ich habe noch manches Aeltere liegen, über das ich mir gelegentlich Ihre Ansicht, wegen eines etwaigen spätern Wiederdrucks, erbitten werde.

Meine Briefe an Sie haben den großen Fehler, daß ich fast nur von mir selbst rede. Sehen Sie mir's nach. Ich kann Ihnen gegenüber nur empfangen, nicht geben.

* * *

Ganz vortrefflich ist der nun folgende Brief vom 15. September 1838 [1])

Der wilde Jäger hat den Kopf verloren, das Gewehr liegt in Stücken am Boden, und die blonde Lisbeth sitzt bleich und blutig auf dem Steine des Freistuhls; ich aber, während sie vom Oberhofe den Tragsessel heranholen, greife schnell nach Feder und Papier, um Ihnen, verehrter Freund, nach eben beendigter Lectüre des ersten Theiles Ihres Münchhausen, frischweg von dem wunderbaren Eindruck zu berichten, den vornehmlich der zweite Abschnitt dieses Bandes auf mich gemacht hat. Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie ich davon ergriffen bin! Die Leute sagen immer, ich hätte keinen Vaterlandssinn, ich wär' ein Kosmopolit, ein Vagabund — fast hab' ich's selbst geglaubt! — Der wilde Jäger hat mir's anders gezeigt! — Ihre Schilderung Westphalens ist trefflich — Mensch und Landschaften stehen vor Einem, als lebten sie; — auf dem Haarstrang und im Arnsberger Walde rauschen die Eichen, in der Börde flüstern die Aehren, grün und verwittert erhebt sich die Kirche Mariae zur Wiese, und zwischendurch treiben die seltsamen Gestalten ihr Wesen, die das seltsame Land in seiner Kraft und seiner Beschränktheit hervorbringt: patriarchalische Hofschulzen, pensionirte Obristen, und auf ihren Münsterländischen Gütern zusammengeschnurrte Edelleute! Es ist mir beim Lesen des wilden Jägers Etwas begegnet, was ich schon lange

[1]) Abgedruckt auch in Immermanns Leben und Werke, Hg. v. Putlitz, II. S. 245.

bei keinem Romane mehr zu erleben glaubte: ich habe mich mit Ihrem Helden identifizirt; ich glaubte, als ich den Jäger las, hin und wieder meine eigene Geſchichte zu leſen, wie ſie ſich vor 7 bis 10 Jahren an der nördlichen Abdachung des Haarſtrangs zugetragen. Ich trug wieder meine Lütticher Doppelflinte; auf dem Brandholze und der Günner Haardt wurden die Bracken gelöſt; einſam und träumeriſch ſtand ich auf meinem Stande, ſchoß das Wild vorbei, und ſah ſinnend hinab in die weite endloſe Fläche der Börde und des Münſterlandes, Soeſt, Werl, manchmal auch Dortmund, in duftiger Ferne unter mir — dazu ſchollen dann die Jagdhörner, hier das Soeſter, drüben das Fürſtenberger; Schüſſe fielen; Dirnen, friſch und ſtämmig, ſchritten über den Holzweg — einmal hab' ich auch einen Fuchs geſchoſſen.

Das Alles iſt mir durch Ihr Buch wieder lebendig vor die Seele getreten, und, was ich eben ſagen wollte, ich habe dabei gefunden, daß ich bei aller Kosmopoliterei meine Heimath doch von Herzen lieb habe! Es geht mir mit ihr, wie mit einer Geliebten, die man eine Zeitlang vernachläſſigt hat, und nun, da ein Teufelskerl, der's verſteht, ſie Einem wieder einmal recht reizend vor Augen ſtellt, neuerdings bis über die Ohren drin verſchoſſen wird. Sie aber haben Weſtphalen ganz vortrefflich abgemalt, und ſelbſt der Anflug von Ironie, der ſich manchmal bemerkbar macht, ſchadet dem erquicklichen, behäbigen Eindrucke des Ganzen nicht. Ich muß jedenfalls noch dieſen Herbſt auf rother Erde wandeln, und wenigſtens Eine Brackenjagd am Saume des Arnsberger Waldes mitmachen. Mit den Schulzen will ich plattdeutſch ſprechen, in den Eichenkämpen will ich fehlſchießen, und auf dem ungleichen Pflaſter der grauen, ſtillen, alterthümlichen Städte des platten Landes ſoll es mir noch gegenwärtiger werden, als jetzt, wie ſprechend Sie uns im Münchhauſen aus den einzelnen charakteriſtiſchen Zügen aller dieſer Neſter den Typus einer ächten weſtphäliſchen Stadt hergeſtellt haben.

Sie werden gewiß ſagen, daß ich ein geſchwätziger Enthuſiaſt bin. Aber meine Freude an Ihrem Werke iſt zu groß, als daß ich mich anders drüber ausſprechen könnte, und Sie müſſen mir drum meine ungefüge Art, mich zu freuen, ſchon zu gute halten.

Auf den zweiten Theil und die Abwickelung des Ganzen bin ich ſehr begierig. Die einzelnen Fäden, welche Schrimbs und die blonde Lisbeth aus dem erſten in's zweite Buch führen, laſſen ſchon ahnen, wie ſich's fügen wird; und was Sie mit dem Ganzen eigentlich bezwecken, darauf darf man ja wohl ſchon aus den Perſiflagen des erſten Buchs, aus den Pücklerianis, Ganſianis, Raupachianis ꝛc. und der Buchbindercorreſpondenz ſchließen? Aber das zweite Buch, in dem es ja auch meiſt an Angriffen auf Verkehrtheiten der Zeit fehlt, iſt mir doch das liebſte! Ich kann gar nicht drüber wegkommen!

Aber der Tausend! — Die Hauptsache hätt' ich bald vergessen! — Sie haben mir das Buch ja selbst zugeschickt, und da hätt' ich ja mit dem Dank anfangen sollen. Nun schließ' ich freilich damit, aber das ist Ihre eigene Schuld, denn wenn mich Ihr Buch nicht so wild gemacht hätte, da hätt' ich mich ruhiger an den Schreibtisch gesetzt! Also, nichts für ungut, und von Herzen meinen besten Dank!

Nur noch eine Nachricht, die Sie gewiß auch freuen wird. Löwe in Stettin hat der Blumen Rache und noch zwei andere Romanzen von mir componirt, die nächstens bei Betzhold in Elberfeld herauskommen werden.

* * *

Freiligraths nächster Brief aus dem Spätjahr 1838—Schluß mit Datum fehlt — ist ohne besondere Bedeutung.

Immermann antwortet darauf am 8. Januar 1839 u. A.:

— Für Nisa und die Orientalen meinen besten Dank. Die zierliche Nackte hat mich entzückt, und ich möchte wohl der alte Bock gewesen sein. Das Original kenne ich nicht, die Uebersetzung muß aber meisterhaft sein, denn sie ist ganz reizend. In den Orientalen habe ich fleckerweis (wie man in meiner Heimath sagt) gelesen, jedoch noch zu wenig, um ein Urtheil zu haben. Der Refrain des türkischen Marsches hat mich ganz wunderſam erschüttert; in zwei rheumatischen Nächten, die ich schlaflos zubrachte, murmelte ich beständig für mich:

An meiner Seite trieft der Dolch von schwarzem Blute,
Und meine Streitaxt klirrt am Sattel meiner Stute.

Am Münchhausen bin ich fleißig und habe ein starkes Stück in die Bauernhochzeit hineingeschrieben. Ob er in Deutschland so wirkt, wie in Elberfeld, weiß ich nicht. Das constante Schweigen der Journale möchte dagegen sprechen.

Gott sei mit Ihnen im neuen Jahre, d. h. nicht der Krummacher'sche Garngott von Elberfeld, sondern der Gott, der über der Sahara dahin streicht, in Schiras duftet und auf Yemen mit glühenden Sternenaugen hinabsieht.

* * *

Mittlerweile haben sich Freiligraths Fesseln gelöst; er ist frei von der Knechtschaft des Kontordienstes und rüstet sich, einmal eine Weile ein freies Schriftstellerleben zu führen; das malerische und romantische Westphalen liegt ihm in Gedanken; die Vorbereitungen zum Rheinischen Jahrbuch sind gemacht — er ist seelenvergnügt und schreibt:

Barmen, 16. April 1839.

Verehrter Freund!

Alea jacta est! — Ich setze mich in früher Morgenstunde hin, um

an Sie zu ſchreiben; die Sonne ſcheint hell und freundlich auf mein Zimmer, und ich habe die Fenſter aufgemacht, daß die Blätter meiner Fuchſien und Geranien ihr entgegenlechzen und im erſten Frühlingshauch ſich ſchaukeln laſſen können. Es iſt mir ſo friſch zu Muthe: die Zahlen, zwiſchen denen ich ſaß, wie die Prinzeſſin des Mährchens zwiſchen den Erbſen, ſind gebannt, meine Rechnungsbücher ſind zugeklappt, und mein dreibeiniger Comptoirſtuhl kracht unter der Wucht meines Succeſſors — ich bin frei und über'm Rubicon!

Darf ich Ihnen nun, nachdem ich zuerſt eine recht freundliche Entſchuldigung wegen meines langen Schweigens eingelegt habe, ein paar Augenblicke von meinen Plänen für die nächſte Zukunft erzählen?

So hören Sie denn! Zuerſt wart' ich das Grünwerden der Bäume ab, und dann — etwa auf's Mittelmeer oder nach den Hebriden? Gott bewahre? In Strohhut und Staubmantel, einen Weißdorn in der Fauſt, und einen tüchtigen, zu Berlin gebildeten Landſchafter im Geleite, werd' ich Weſtphalen durchziehen, das rauhe, gebirgige, von der Sieg bis an die Weſer. — Der Maler zeichnet die ſchönſten Punkte, deren zumal an Ruhr und Lenne ſo viele ſind, ich aber gucke in die Flüſſe, klettre auf die Berge, ſetze mich zu den Kohlenbrennern an ihre Meiler, zu den Holzfällern auf ihre Eichen und zu den Hofſchulzen auf ihre Freiſtühle. Was wir aber nach Hauſe bringen, wird als ein „Maleriſches und romantiſches Weſtphalen" (lachen Sie nicht über die ſcheinbare contradictio in adjecto!) ſo Gott will ſchon übers Jahr in acht bis zehn ſaubern, mit Londner Stahlſtichen geſchmückten Heften dem lieben Publikum vorliegen! — Vor der Reiſe treib' ich Kindlinger, Schaten, Hamelmann, Fürſtenberg, v. Steinen u. ſ. w., nach ihr aber laß' ich mich in aller Stille unter Rolandseck und Drachenfels nieder, lebe mir ſelbſt und meiner Muſe (die unterdeſſen auf rother Erde wohl die gelbe vergeſſen haben wird), und hole zwiſchendurch zu Bonn auf Bibliothek und in Vorleſungen nach, was ſich nachholen läßt. Um für die Folge nicht literariſcher Taglöhner werden zu müſſen, denk' ich jedenfalls ein feſtes Studium (natürlich keine eigentliche Facultätsdisciplin) zu tractiren, und werde mich wahrſcheinlich für Naturwiſſenſchaften entſcheiden.

Wie gefällt Ihnen mein Entſchluß, und was ſagen Sie in specie zu meinem Weſtphäliſchen Reiſebuche? Volkmar in Leipzig (Miteigenthümer des „Maleriſchen und romantiſchen Deutſchlands," dem ſich unſer Unternehmen in ganz gleicher Ausſtattung als quasi elfte Section anſchließen wird), und Langewieſche in Barmen haben ſich zur ſplendiden Herſtellung des Werkes zuſammengethan (jede Stahlplatte wird auf 110 Thlr. kommen), und ich kann wohl ſagen, daß ich mit Liebe und Feuer daran gehen werde. Ihr Münchhauſen, auf den ich bei meiner Arbeit vielfach zurückkommen werde,

treibt mich mächtig dazu, und wird mir gewiſſermaſſen Bahn machen: haben Sie weſtphäliſche Art und Geſittung geſchildert, ſo wird man mich entſchuldigen, wenn ich, die Axt in der Fauſt, die Wälder meiner Heimath lichte, und von den Ogiven ihrer Klöſter- und Burgruinen herab die Mährchen und Sagen erzähle, die ſie, bis jetzt ohne Widerhall, durchklingen.

Noch einen andern Plan muß ich Ihnen mittheilen, an den ſich zugleich eine Bitte knüpft. Gemeinſchaftlich mit Simrock und Matzerath hab' ich nämlich vor, ein Rheiniſches Jahrbuch für Kunſt und Literatur (oder wie wir das Unternehmen ſonſt taufen) zu gründen, das Lyrik, Novelle und Kritik in ſich vereinigen, und das geiſtige Leben am Rhein in ſeiner Weiſe repräſentiren helfen ſoll. Darf ich es wagen, Sie, in meinem und meiner Mitarbeiter Namen, freundlich und zutrauensvoll zur Theilnahme an unſerm Werke einzuladen? Da es uns an Lyriſchem eben nicht fehlen, und da die Kritik bereits durch Matzerath (in einer Ueberſicht der Deutſchen Literatur ſeit 1830) vertreten werden wird, ſo würde es uns beſonders werth ſein, wenn Sie uns einen novelliſtiſchen Beitrag beſtimmen könnten. Du Mont in Cöln hat ſich für den Verlag bereitwillig erklärt, und honorirt den Bogen mit drei Friedrichsd'or. Manuſkript wünſcht er inzwiſchen ſchon bis Ende Auguſt vorliegen zu haben, um den Verſandt des Buchs noch zur üblichen Almanachszeit bewerkſtelligen zu können.

Ich habe Ihnen meine Bitte offen und ohne Umſchweife ausgeſprochen, möchte es Ihnen gefallen, ſie zu erfüllen! Was Ihr Beitritt für unſer Unternehmen ſein würde, brauch' ich hier wohl nicht auseinanderzuſetzen; wie ſtolz ich aber ſein würde, wenn es mir gelänge, Sie dem Jahrbuche zuzuführen, das will ich nicht verſchweigen! Simrock und Matzerath hatten mir den ehrenvollen Auftrag gegeben, Ihnen unſre Wünſche zu eröffnen; ich hab' ihm gern entſprochen, und wünſche nun nichts mehr, als daß das Zutrauen, das ſie in mich ſetzten, durch einen günſtigen Erfolg gerechtfertigt werden möchte. Sollten Sie uns keine Novelle ſpenden können, ſo würde auch Dramaturgiſches oder Kunſtkritiſches hochwillkommen ſein; Ihren gütigen Entſchluß wünſchte ich aber bald zu erfahren, um meinen Freunden möglichſt ſchnell Gewiſſes melden zu können.

Der Vollendung des Münchhauſen ſieht alle Welt mit Verlangen entgegen, Niemand aber gewiß mit größerem, als ich. Hoffentlich werden wir ihn bald beſitzen!

* * *

Immermann antwortet von Köln aus am 25. April 1839:

Verehrter Freund!

Recht herzlich wünſche ich Ihnen Glück, daß Sie die Rechenbücher hinter

ſich haben, bei denen Sie doch über Kurz oder Lang hätten verkommen müſſen. Ich kann ganz das Gefühl friſcher muthiger Freiheit mit Ihnen theilen. Nun gebe der Himmel ſeinen Segen der Zukunft.

Es iſt mir aber auch davor nicht bange. Ihre Entſchlüſſe ſind ſehr richtig und gut. Vor allem erfreut es mich, daß Sie Weſtphalen bereiſen und dichteriſch reproduciren und rehabilitiren wollen. Das ſcheint mir eine günſtige Kriſis in Ihrer Natur zu ſein. Statt nach dem Orient ferner zu ſchweifen, den Sie doch nur aus dämmernder Ferne ſehen, wollen Sie es mit einer nahen und gediegenen Realität verſuchen. Dieſe wird Sie chicaniren, aber gewiß ganz neue Saiten in Ihnen auferwecken und Ihnen die Richtung gegen etwas Wirkliches, bis in die individuellſten Beziehungen mit den Augen zu Verfolgendes geben, wobei der Dichter doch nach meiner Anſicht allein ſich recht ausarbeiten kann.

Was für einen Plan haben Sie bei dem Studio der Naturwiſſenſchaften?

Für Ihr Rheiniſches Jahrbuch möchte ich Ihnen gern einen Beitrag geben, ich weiß nur nicht, ob er Ihnen recht ſein wird. Eine Novelle oder etwas Dramaturgiſches kann ich Ihnen nicht liefern.

Sie wiſſen aber (denn ich ſagte es Ihnen, dünkt mich), daß ich ſeit Jahren an dem Gedichte Triſtan und Iſolde ſinne, in welchem ich mich an den alten Triſtan anlehne, jedoch mit ganz freien Abweichungen und Ausſchreitungen, wie ſie mir meine Natur und Anſchauung gebietet.

Davon habe ich den erſten Geſang zum größern Theile fertig und das Fehlende würde bis Ende Auguſt gearbeitet ſein können. Wollen Sie nun dieſen erſten Geſang haben, ſo ſteht er Ihnen zu Dienſten. Lehnen Sie ihn ab, ſo nehme ich es Ihnen nicht übel. Haben Sie die Güte, mich darüber mit Nachricht zu verſehen. Du Mont iſt doch ſicher und prompt mit dem Honorar? Entſchuldigen Sie dieſe Anfrage; ich habe in der Beziehung gar zu ſonderbare Erfahrungen gemacht.

Vorigen Sonnabend habe ich Münchhauſen mit einem tiefen Athemzuge vollendet. Das Werk war mir ſo über den Kopf gewachſen, daß vier Bändchen daraus geworden ſind. Das zweite und dritte ſind fertig gedruckt und werden in den nächſten Wochen ausgegeben werden. Der vierte ſoll dann einige Wochen ſpäter nachfolgen. Mich ſoll wundern, was Sie von der Sache ſagen werden.

Ich ſchreibe von Cöln, wohin ich vorgeſtern reiſte. Morgen kehre ich nach Düſſeldorf zurück, wo mich alſo Ihre Antwort wie immer treffen wird.

* * *

Damit endigen Immermanns Schreiben. Die beiden folgenden Briefe Freiligraths gehören eigentlich nicht mehr dem Barmer Zeitraum an, aber

a mit ihnen der Briefwechsel der beiden Dichter überhaupt abschließt, so rscheint es geraten, sie hier anzureihen. Der erste der beiden Briefe ist eschrieben von der zwar sehr lustigen, sonst aber wenig fruchtbringenden ahrt durch Westfalen, der zweite und letzte aus Freiligraths Unkeler Einamkeit, wenn überhaupt dieser Ausdruck für das rege Leben einer Herberge ür zahlreiche Gäste und fahrende Poeten und Nichtpoeten gerechtfertigt ist. Die Briefe lauten:

Arx speculationis i. e. Schauenburg
an der Weser, den 2. Juni 1839.

Zum ersten Male, verehrter Freund, schreib' ich Ihnen von einem andern Orte, als aus meiner leidigen Wupper-Clausur! Ich sitze oben auf der alten Schauenburg; blitzend im Sonnenschein liegt das Thal des Weserstromes vor mir, von Hameln bis Rinteln, und tret' ich an das Fenster gegenüber, so seh' ich das Gebirge, wie es, mählich vom Flusse aufwärts steigend, eine Laubsphinx, sich gelagert hat, und seine Räthsel gelöst wissen will. Ich hab' es seit Mittwoch, von der Porta ausgehend, tüchtig durchstrichen; am Donnerstag habe ich die arcem speculationis zum Mittelpunkte meiner diesseitigen Excursionen gemacht, und speculire nun die Kreuz und Quer drauf los auf den Bergen und in den Thälern, sub divo und auf dem Papier.

Ihren letzten Brief hätte ich schon längst beantwortet, wenn mich mein Fortgehen von Barmen nicht gar zu sehr in Anspruch genommen hätte. — Auf meiner gegenwärtigen Fußtour ließ sich auch noch kein stilles Viertelstündchen gewinnen, weder zu Münster noch zu Osnabrück, noch zu Minden; bis es endlich heute, am Waldsaume des Süntels, sich mir darbietet, und nun auch, wenigstens für einen flüchtigen Reisegruß, nicht unbenutzt vorübergehen soll!

Durch Ihre gütige Zusage für unser Jahrbuch haben Sie uns Alle, Simrock, Matzerath und mich, ungemein erfreut, und wenn es die beiden Ersten nicht etwa schon auf dem Musikfeste persönlich gethan haben sollten, so dank' ich Ihnen hier in unser Aller Namen recht herzlich für Ihre freundliche Bereitwilligkeit. Der erste Gesang Ihrer Bearbeitung des Tristan wird uns hoch willkommen sein, und es ist uns jetzt fast eben so lieb, eine Arbeit dieses Genres, als etwas Novellistisches, von Ihnen zu erhalten, da wir nunmehr auch eine besondere Rubrik für das Epos zu eröffnen, und somit, das Drama ausgenommen, so ziemlich alle Dichtweisen zu repräsentiren im Stande sind. Wie ich Ihnen früher bemerkte, hat es mit der Einsendung des Manuskripts Zeit bis Ende August (also noch ein volles Vierteljahr), und ich hoffe nur, daß Ihnen mein bisheriges Zaudern mit der Antwort auf Ihren Brief diese Frist nicht zu kurz erscheinen lassen möge. Wegen

Du Mont glaub' ich Ihnen gutſagen zu können; er iſt, beſonders auch durch den überraſchend glücklichen Fortgang ſeiner Zeitung, mit tüchtigen Mitteln ausgerüſtet, und für ſeine Ehrenhaftigkeit bürgt mir Matzeraths und Anderer Wort.

Der Vollendung des Münchhauſen freu' ich mich von ganzem Herzen, und bedaure nur, daß ich die Schlußbände nicht mit auf die Reiſe habe nehmen können. Doch hoff' ich, daß ſie mich bei der Rückkehr an den Rhein begrüßen werden, und verſpreche mir dann doppelten Genuß von der Lectüre der weſtphäliſchen Partie, da ich die Zuſtände, welche ſie zur Anſchauung bringt, in der Zwiſchenzeit großentheils neuerdings ſelbſt werde erlebt haben. Laube und ſeine Frau haben mir kurz vor meiner Abreiſe von Barmen viel Herrliches vom zweiten Theile erzählt. Zu Bodenwerder werd' ich noch in dieſer Woche ſein, und will dort, wo der Alte gelogen hat, des Neuen denken und ihn bei Scharlachberger (wie theuer der auch an der Weſer iſt!) hoch leben laſſen!

In ungefähr vier Wochen hoff' ich wieder am Rheine zu ſeyn, und werde jedenfalls über Düſſeldorf nach dem Siebengebirge gehen. Was ich Ihnen alſo noch über meine Pläne für die Zukunft ꝛc. zu ſagen habe, behalt' ich der mündlichen Beſprechung vor. Die Unruhe der Reiſe ſpukt mir zu ſehr in den Gliedern, als daß ich Ihnen hier auf der Schauenburg viel davon erzählen könnte, und Sie halten mir das, wie überhaupt dieſen Brief, dem Sie die Situation, in der ich ihn ſchrieb, gewiß anſehen können, wohl freundlich zu Gute?

Leben Sie denn für heute recht wohl! Morgen geht's weiter nach Hameln und Pyrmont — dann in's Lippiſche, in die Mark, und in's Sauerland, bis an die Sieg! Das Fußreiſen iſt eine köſtliche Sache!

* * *

Ein Blatt von Freiligraths Hand fehlt dazwiſchen, wie aus dem nachfolgenden letzten Briefe erhellt.

[Undatirt, Unkel Ende 1839.]

Verehrter Freund!

Es iſt lange her, ſeit ich Ihnen zuletzt geſchrieben. Es war zu Cöln, und daß Sie meinen Brief zu Halle richtig erhalten, davon hat mir die Einſendung Ihres trefflichen Jahrbuchbeitrages an Du Mont das beſte Zeugniß gegeben. Empfangen Sie dafür wiederholt meinen und meiner Mitredactoren aufrichtigen Dank, und von mir außerdem auch den wärmſten Glückwunſch zu dem frohen Ereigniſſe, das zunächſt eine ſo prächtige, glühende Erweckung des alten Straßburgers Ihnen eingegeben hat!

Das Buch wird Ihnen inzwiſchen vom Verleger zugeſchickt worden ſein,

es ſollte mich freuen, wenn Sie zufrieden damit wären. Seine Aufgabe, würdige Repräſentation des geiſtigen Lebens am Niederrhein, wird es ich nur vor und nach, in einer Reihenfolge von Jahrgängen, löſen können, hoff' ich, daß der Anfang dazu nicht der ſchlechteſte iſt. Sie, verehrter nd, werden uns auch für den nächſten Jahrgang mit einem neuen Bei- e unterſtützen; wir Redactoren zählen feſt auf Ihre fernere freundliche itwilligkeit, und wollen Ihnen unſre Sache hiemit wiederholt recht drin- an's Herz gelegt haben. Vielleicht könnten Sie uns den Verfolg des tan geben; aber was auch ſonſt, es iſt Alles willkommen, und wir werden er Sorge tragen, daß Sie ſich der Geſellſchaft, in die wir Sie bringen, t zu ſchämen brauchen.

Beiliegend die erſte Lieferung meines Maleriſchen Weſtphalens, um deſſen ahme ich bitte und Ihnen die folgenden Nummern gleich bei Erſcheinen hicke. Dieſe Arbeit, und dann eine vollſtändige Ueberſetzung von Shakeſpeare's us und Adonis, die ich für den zweiten Theil des Jahrbuchs zurechtmache, den mich den Winter hindurch genügend in meiner auch im Winter rei- den Siedelei zu Unkel beſchäftigen. Ich hab' einen köſtlichen Herbſt hier lebt und bereue es nicht, mich an den Rhein gemacht zu haben.

* * *

Damit ſchließt der Briefwechſel der beiden Dichter; Immermann ward bald nach der Vollendung ſeines Münchhauſen, lange vor Beendigung er herrlichen Dichtung Triſtan und Iſolde durch einen raſchen Tod viel, l zu früh hinweg genommen; Freiligrath hatte in ihm einen wohlmeinenden ater verloren.

Da hier die Reihe der älteren Dichter, welche Freiligrath als väterliche unde nahe getreten ſind, abgeſchloſſen erſcheint, ſo ſei es geſtattet, noch en kurzen Brief E. M. Arndts einzuſchieben, mit welchem er die Über- dung ſeiner ſchönen Beiträge zum Rheiniſchen Odeon begleitete; das Schreiben g uns zwiſchenein des herrlichen Alten treues Wohlmeinen und liebevollen en Ernſt zeichnen.

Bonn, 22. Mai 1837.

Sie ſprechen mir, lieber Jüngling, ſo beweglich zu, daß ich Ihnen hiebei ige Verſe ſchicken muß. Ein Mann, der nun Greis iſt, und dem Schickſal d Gemüth nicht vergönnt haben zu werden, was Gott vielleicht mit ihm eint hatte, wünſcht Ihnen günſtigere Sterne. Er weiß leider durch lange d auch durch bittere Erfahrungen zu gut, daß wenige Stimmen, die im gemeinen Lenzesjubel wohl einen Mitklang haben dürfen und einen Wider- ng finden, berechtigt ſind bis in den Mittſommermond hinein zu ſingen, daß wenige Genien überhaupt, zumal nordiſche, zu glücklich ſicherer

Fülle und Reife gelangen. Also den Wunsch noch einmal, und verdoppelt für Sie! Ihr

E. M. Arndt.

* * *

Gehen wir nun zu dem ferneren Briefwechsel Freiligraths aus dieser Soest-Barmer Zeit über, so bemerken wir alsbald, daß aus der zweiten Hälfte des Jahres 1836, abgesehen von den früher mitgeteilten Schreiben an Schwab und Chamisso, nur wenige Briefe vorliegen, ein Beweis, daß Freiligrath in dieser Zeit sich mit vollem Eifer mit der Fertigstellung seiner Gedichte für den Druck beschäftigte; wie er bisweilen im Briefwechsel mit einem Freund lange Pausen machte, so konnte er wohl auch Zeiten haben, wo er, von irgend einer Thätigkeit aufs lebhafteste festgehalten, nach allen Seiten hin schwieg; der Sommer 1844, die zweite Hälfte 1848 entbehren in gleicher Weise fast völlig der brieflichen Mitteilungen. Suchen wir die Briefe aus diesem Soest-Barmer Zeitraume zu gliedern, so legen sie sich von selbst in zwei Gruppen auseinander: einesteils die Mitteilungen an diejenigen, welchen Freiligrath als Verwandter oder Freund nahe stand, also an die Mutter, an Lina, an Vetter Hermann v. d. Heydt, an Isaak Molenaar, Heinrich Jerrentrup, August Boelling, Heinrich Zulauff, Ludwig Merckel, Heinrich Koester, Ernst Kapp. Andere Briefe wieder schreibt mehr der Dichter an den Dichter; so diejenigen an August Schnezler, an Hermann Neumann, an O. L. B. Wolff, an Wolfgang Müller, an Heinrich Künzel, an Moritz Carriere und schließlich an Levin Schücking, welcher dann in der Unkeler Zeit der Vertraute seines Herzens wird.

Es mögen nun die Briefe des Soest-Barmer Zeitraumes, sofern sie nicht bereits, als an Chamisso, Schwab und Immermann gerichtet, mitgeteilt sind, in zeitlicher Reihenfolge erscheinen.

An Isaak Molenaar.

Soest, 10. Sept. 1836.

Mein lieber guter Molenaar!

Es drängt mich, einmal wieder mit Dir zu plaudern, und da Du nach Deinem letzten Briefe Anfang Septembers in Crefeld zu sein gedachtest, so lasse ich diese Zeilen dahin abgehen.

Wie geht's Dir denn, Lieber? — Ach, wie habe ich Dich in Gedanken oft längs dem alten Rheine begleitet und gemurrt, daß es mir nicht vergönnt war, Dich an ihm aufzusuchen und einige frohe Tage in dem ländlichen Priesterhause Deines Bruders mit Dir zu verleben!! — Jetzt wirst Du wohl die Hochzeit Deines Bruders mitfeiern helfen, wozu ich außer Dir auch

ɛem jungen Ehepaare und den Deinigen, wenn auch als ein persönlich Un-
ɛekannter, von ganzem Herzen Glück wünsche! — Das mag in diesen schönen
Herbsttagen eine herrliche Brautfahrt den alten Strom hinauf geben.

Quant à moi — hm, ja — ich sitze, wie Dir das Datum beweist,
wahrlich immer noch in Soest! Das Bekommen einer Stelle geht doch nicht
ganz so leicht, wie ich mir wohl dachte, und die Schritte, die ich bisher
gethan, sind alle vergeblich gewesen! Sauerländer in Frankfurt, an den ich
mich auch in dieser Hinsicht wandte, glaubte, daß er wohl im Stande sein
würde, mir eine meinen Wünschen angemessene Stelle zu verschaffen, nannte
namentlich Rothschild als ein Haus, wo er Etwas für mich würde ausrichten
können; der Wunsch aber, den er am Schlusse seines Briefes aussprach, ich
möchte ihm doch, eh' er Etwas für mich thäte, womöglich ein Conterfei meines
dicken Antlitzes einschicken, da in dergleichen vornehmen Häusern auch sehr
auf's „Extérieur" gesehen würde, machte mich ärgerlich, und ich habe ihm
bis jetzt noch nichts Weiteres geschrieben. Das Beste wird sein, wenn ich,
sobald ich meine Sachen für Cotta mundirt habe, seinen wiederholten Ein-
ladungen, doch einmal nach Frankfurt zu kommen, folge und mich an Ort
und Stelle nach etwas Passendem umsehe, was doch immer besser geht, als
die weitschweifigen brieflichen Unterhandlungen. — Auf der Tour von Rotter-
dam nach Düsseldorf lernte ich einen Londoner Kaufmann kennen, mit dem
ich bald sehr amical wurde, und der mir, für den Fall, daß ich einmal Lust
bekommen möchte, mir die Britische Metropolis anzusehen, seine eigene Adresse
und diejenige verschiedener ihm befreundeter Häuser, bei welchen ich mich auf
ihn beziehen könnte, zurückließ. Was meinst Du, sollte ich's 'mal wagen?
Das Englische Leben und Weben, Volk, Literatur und Handel hat mich immer
mächtig angezogen, und die Thränen standen mir in den Augen, als ich vor
nun 3 Monaten den dickleibigen Batavier mit seiner Fracht bestaubmantelter
Söhne und beschleierter Töchter Albions die Maas hinabdampfen sah. —
Wenn ich hier in Soest bleiben wollte, so böte sich mir dazu vielleicht Gelegen-
heit dar. Mein Onkel nämlich wünscht, was ich bis jetzt zwar nicht aus
seinen eigenen, sondern nur aus den Aeußerungen meiner Mutter weiß, daß
ich bei ihm bleiben und ihn in seinem Geschäfte, was er zu erweitern gedenkt,
unterstützen möchte. Eine Associéschaft würde folgen. Er hat in diesen Tagen
für 8000 Thlr. eins der gelegensten und schönsten Häuser der Stadt gekauft,
und die projectirte Rhein-Wesereisenbahn, die über Soest führen wird, und
deren Ins-Leben-Treten hinsichtlich des von allen Seiten dem Unternehmen
zuströmenden Geldes Nichts im Wege steht, wenn nicht etwa der Staat wegen
der Post Schwierigkeiten, oder auf eine zu große Entschädigungssumme An-
spruch macht, läßt für die Folge auch auf einen lebhafteren (besonders Spedi-

tions=) Verkehr in unſerer alten Hanſaſtadt ſchließen. Alles das kann aber nicht hindern, daß ich der Sache, faſt contre coeur, im höchſten Grade abgeneigt bin und bleibe. — Mein Onkel iſt 14 Jahre älter als ich, ein zwar braver, guter und mich von Herzen lieb habender, aber auch ein Mann, der ſeine großen Eigenheiten hat, und der zumal zuweilen mein Poetiſiren mit der ſchärfſten Lauge begießt. Da er bei ſeiner beßfallſigen Anſicht, ich aber beim Reimen bleiben würde, ſo könnte es, wenn Letzteres (i. e. mein Reimen) auch noch ſo ſehr cum grano salis geſchähe, nicht fehlen, daß Reibungen und Verdrießlichkeiten jeglicher Gattung erfolgten, wie mir denn, aus einer früheren Art von Aſſociéſchaft, die er eingegangen war, manches Entmuthigende noch friſch im Gedächtniß iſt. Dazu hat er zwei geſunde Jungen, die ſchnell herangewachſen ſind und arbeiten können — kurz, ich kann mich auch aus vielen andern Gründen, die ich Dir hier nicht alle darlegen kann, mit dem Gedanken durchaus nicht befreunden. Das alte Neſt ſelbſt iſt mir zuwider; ich muß wieder in eine große Stadt, deren Vorzüge man erſt fühlt, wenn man nicht mehr drin iſt. Soviel hiervon! Der liebe Gott wird mich ja wohl führen, wie es mir gut iſt — für meine Zukunft iſt mir nicht bange!

Nun wirſt Du fragen: wie ſteht's denn mit der edeln Reimerei? — und hierauf kann ich freudigſt: Bene! Optime! erwidern. Die Ueberſetzung der Chants du Crépuscule iſt unter der Preſſe, und ich werde ſie Dir zuſchicken, ſobald ſie heraus iſt. Es iſt zum Theil wieder recht Hugo'ſches Zeug, kraß und grell, aber eine durchaus ehrenhafte Geſinnung leuchtet aus Allem hervor. Ich denke, daß mir die Verdeutſchung beſſer, d. h. ungezwungener, gerathen iſt, als die der Oden. Den Alexandriner habe ich in einigen Nummern beibehalten, ſonſt aber den 5füßigen Jambus gewählt. — Menzel hat bei Gelegenheit der Anzeige der Frankfurter Ueberſetzung bereits auf den armen Hugo und die ganze Neufranzöſiſche Romantik ein entſetzliches (und ich muß es geſtehen, zum Theil wohlverdientes) Anathem herabfulminirt. Doch ſagt er, daß Hugo in ſeiner Lyrik noch am reinſten ſei. — ſchimpft aber am Schluß, daß man all dieſen Galliſchen Wuſt ſo gehäuft überſetze, und Deutſchland — hear! hear! zum Spucknapfe Frankreichs mache! — O weh mir armen Korydon! —

Meine eigenen Sachen ſchreibe ich jetzt für Cotta zuſammen, habe, auf wiederholte dringende Bitten, auch die Mitredaction des nun unfehlbar bald erſcheinenden Rhein. Odeons übernommen, und werde in kurzem auch meinen ſchon vor 6 Jahren überſetzten Mazeppa Byrons emendirt einzeln ans Licht treten laſſen. Ich ſchicke Dir Alles!

Neues producirt habe ich in letzterer Zeit wenig, und nur dem Phönix

und Pfizers Literar. Auslande Einiges bestimmen können. Letzteres soll bald auch was Holländisches von mir bringen. Höre den Anfang von Bilderdyks Ahacha:

Wat ligt ge daar begraven!	Was liegst du da begraben,
Bedolven onder't zand!	Verscharrt in Sand und Kies!
Wat staat uw kroeze schedel	Was schaut dein krauser Schädel
Daar op de spiets geplant!	So grimm vom blut'gen Spieß!

u. s. w.

Was machst Du denn? Hat Dich der Rhein zu Nichts begeistert? Ist das Grab Montgomery's fertig? Schreib doch, schreibe! Mich dürstet nach was Neuem von Dir!

Trifft dieser Brief Dich noch in Crefeld, so grüße namentlich die Familie Müller in der Alleestraße recht herzlich von mir! In Amsterdam weißt Du, wen Du zu grüßen hast! Müllers, beide Familien — Alles, Alles!!! — Vergiß auch den würdigen Professor van Kampen nicht, an den ich noch gestern beim Lesen von Creuzers Selbstbiographie in den Zeitgenossen, wo er seiner mit Andern gedenkt, erinnert wurde! Schreibe mir doch bald, bitte, bitte! — Heute Abend ist Sonnabend Abend. Ich will im Moore, und morgen früh im Knapp und Humphry Davy lesen! Vergewissere mich doch, daß mir Müllers wegen meines ersten Schweigens nicht böse sind! Ich konnte wahrlich nicht!

Anhängend ein nicht besonderes Gedicht über eine schöne Kirche, ein wenig gekanntes, aber herrliches Denkmal der Gothischen Baukunst, die hiesige Wiesenkirche! [1]) Gott mit Dir!!

* * *

An O. L. B. Wolff.

Soest, 22. Sept. 1836.

Mein liebster Herr Professor!

Für heute nur wenige Worte, zunächst in der Absicht, Ihnen meinen herzlichen Dank für Ihren letzten lieben Brief aus vollem Herzen zuzurufen. Womit habe ich denn alle die Freundlichkeit verdient, und womit will und kann ich armer Teufel sie vergelten? Hier ist meine Hand! Ich reiche sie Ihnen wahrlich mit eben der Aufrichtigkeit, mit der Sie mir die Ihrige bieten, die ich ja, will's Gott, auch wohl 'mal in Jena oder sonst wo in natura werde drücken können, wenn ich auch im Augenblick noch nicht bestimmt sagen kann, ob es bald geschieht. Wenn mir nicht Alles quer geht, so spreche ich einmal ganz unvermuthet bei Ihnen vor, und freue mich Ihrer Verwunderung, wie ein so pathetischer Poet so ein ordinärer Gesell sein könne.

[1]) Das Gedicht scheint verloren.

Bis dahin genüge Ihnen die Versicherung, daß ich Ihnen treu und herzlich zugethan bin, und Sie gern und freudig wie einen älteren Bruder betrachte. Sehen Sie, ich bin auch offen und spreche dreist, wie ich's meine — Sie nehmen mir das ja nicht übel. Wenn ich's mit einem Dichter zu thun habe, so kann ich sogar unverschämt sein; — muß man sich ja bei den Nicht-Dichtern genug im Leben geniren und zieren und seine Worte wägen! — Ach, es ist was entsetzlich Prosaisches um das, was Convenienz, Etiquette — oder mit einem Wort, was die Gesellschaft aus der schönen Welt und dem Leben darauf gemacht hat!

Das hat auch wohl der arme Grabbe gefühlt! — Ich sage: hat, denn morgen werden's acht Tage, daß sie ihn begraben haben. — Ich erfuhr's gestern im preußischen Uebungslager bei Salzkotten (bei Paderborn) Nachts 10 Uhr von einem ehemaligen Detmolder Schulkameraden, als im Zelte um mich her grade die Würfel klirrten, die Gläser klangen, und die Champagnerpfropfen flogen; als hier die Lieder der Harfenmädchen, und draußen der Ruf der Wachen, abendliche Trommelwirbel und kecke Trompeterstückchen schallten. — Und in diesem bacchantischen Tumult erzählte mir mein Mitsecundaner Fritz mit der gleichgültigsten Miene von der Welt, daß der unnütze Phantast, der Grabbe, nun doch auch ad patres gegangen sei, nachdem er in den letzten Wochen seines Lebens Nichts als Arak genossen, und ein sehr elendes Ende genommen habe, sintemal er drei Tage mit dem Tode gerungen, und nicht leben und nicht sterben gekonnt habe! — Es ging mir kalt über die Haut, und auf der Streu, die mir ein Vetter Leutnant die Nacht in seinem Zelte bereitet hatte, ist mir der unglückliche Grabbe nicht von der Seite gewichen! — Allmächtiger Gott, was ist es denn am Ende mit Deiner Himmelsgabe, der Poesie, wenn sie einen Mann, dessen Name alle die fünfundzwanzig mal Tausend, die hier unter der Leinwand schlafen, überleben wird, so enden läßt!

Kaum mag ich jetzt noch des Rhein. Odeons, welches ich Ihnen hiebei schicke, gedenken! — Möge Ihnen das Bessere darin gefallen, und wenn Sie wollen, so machen Sie in Ihrem Kreise doch auf das Unternehmen aufmerksam. — Manches Matte, sehe ich, haben Hub und Schnezler stehen lassen! —

Noch Eins. Darf ich Chamisso wohl ein Ex. des Odeons schicken? — Wir wollen, was der 2. Jahrgang freilich erst beweisen wird, mit dem deutschen Musen-Almanach nicht concurriren, aber es könnte doch gemeint werden. Ich kenne all' diese literarischen Herkommen nicht, darum sagen Sie mir doch, ob Chamisso, den ich liebe und mich ihm verpflichtet fühle, dem Institut abhold sein könnte. Ich sollte sagen, daß schon der Beisatz

Rheiniſch jeden Gedanken an ein ungebührliches Concurrirenwollen verſcheuchen müßte! —

* * *

An Auguſt Schnezler.

Soeſt, 22. Sept. 1836.

Mein lieber Herr Schnezler!

Endlich iſt's doch auch wohl 'mal Zeit, daß ich Sie mit einigen Zeilen begrüße, und Ihnen auf das fröhliche Gedeihen unſeres Odeon mit biederm, neu und herzlich gemeintem Handſchlage mein: Glückauf! zurufe! Dr. Hub wird Ihnen melden, wie ſehr mich der erſte Jahrgang überraſcht und erfreut hat, und es bleibt mir nur noch übrig, Ihnen insbeſondere meinen Dank für die Freude auszuſprechen, die mir Ihre Beiträge bereitet haben. Es ſind ganz köſtliche Gaben, und ich kann mich nicht ſatt daran leſen. Sie und Hub ſind Beide ein Paar ganze, echte Dichter, und ich fühle mich Ihnen Beiden geiſtig nahe verwandt! Laſſen Sie uns Freunde ſein und unſer Triumvirat minder auf ein zufällig entſtandenes Mitredactionsverhältniß, als auf treue, redliche Freundſchaft ſich ſtützen!

Ich ſpreche Ihnen, wie Hub, dies offen und grade heraus. Umſtände und Complimente mache ich nicht und kann ich nicht machen. Was mir aber an Etiquette u. dgl. abgeht, das hoffe ich durch Treue und Aufrichtigkeit gut zu machen.

* * *

An Auguſt Schnezler.

Soeſt, 28. Nov. 1836.

— Das Detmolder Gymnaſium mußte ich ſchon mit meinem 15. Jahre verlaſſen, mußte dann in Soeſt, eben dieſer finſtern Hanſaſtadt, die mich in dieſem Augenblick V. Hugo's Orientalen und Balladen verdollmetſchen ſieht, fünf Jahre lang einen Specereyladen hüten helfen, und darnach einen gleichen Zeitraum zu Amſterdam auf einem ſtaubigen Comptoir verhocken. Und immer regte ſich der Drang nach anderem als trockenem merkantiliſchem Wiſſen, und innen vertrockneten Lieder, die, wären ſie ins Leben hinausgetreten, von den nächſten Umgebungen wahrſcheinlich mit dem Hohne eines: „Sieh da, wahrhaftig ein Dichter!" empfangen worden wären. Und dazu dieſer Drang nach Auszeichnung, dieſes Tag und Nacht nicht verſtummende: Anch' io! Dieſes fieberhafte Auffahren, wenn ein Gleichalteriger, von den Göttern in lichtere Bahn Geſchleuderter den Ritterſchlag erhielt, daß die Silberrüſtung des neuen Kämpen klirrend das ganze Deutſchland durchraſſelte! — Sie kennen das! — Und wer will uns deshalb verdammen? Ohne Ehrgeiz iſt

kein Dichter möglich! Und mögen ſie alle kommen, die reinſten, die geprieſenſten Namen — hier ſitzt ihre Achillesferſe! —

* * *

An Iſaak Molenaar.

Soeſt, 17. Dec. 1836.
Samſtag Abend.

Mein theurer Molenaar!

Du biſt ein lieber Junge, und ich bin ein Taugenichts, daß ich Deine und Müllers herzliche Briefe abermals ſo lange unbeantwortet gelaſſen habe. Warum es geſchehen iſt, haſt Du in Deinem letzten Schreiben zum Theil errathen — darum Nichts von Entſchuldigungen, ſo ſehr es mir auch Noth thäte, mich dahinter zu verſchanzen. Für heute Nichts als ein herzliches „Vergib," welches Du in meinem Namen vorläufig auch Müllers zurufen willſt. Herrn Müllers Brief beantworte ich unfehlbar bis Mittwoch — jetzt iſt mir's noch nicht möglich!

Und nun ziehe ich Deine drei lieben Briefe (ich ſpreche ihre Zahl vorſätzlich aus, um Dir zu zeigen, daß ich meine Schuld wohl fühle) aus einem Wuſt anderer, welche ebenfalls auf Antwort harren, hervor, und damit ich Nichts Weſentliches unberührt laſſe, ſo nehme ich den einen nach dem andern ganz ſyſtematiſch zur Hand und ſchreibe alſo:

Dein erſter Brief war aus Crefeld und brachte mir die Nachricht, daß Dir mein, dieſen Sommer nach Monsheim adreſſirter Zuruf nicht zugekommen war. Das iſt mir ganz unerklärlich. Der Verluſt iſt gerade nicht bedeutend; Du haſt eben Nichts eingebüßt, als vielleicht eine vergnügte Viertelſtunde auf Deinem freundlichen Vikariat zu — bald hätte ich Wakefield geſchrieben; — ärgerlich iſt's und bleibt's jedoch für mich!

Dein zweites Sendſchreiben flog mir aus Deinem trauten Tusculum in der Dinger'ſchen Behauſung zu. Die Anſicht, welche Du darin über Sauerländers quäſtionirten Antrag aufſtellſt, theile ich vollkommen, und habe mit Dir über meine projectirte Fahrt ins Land Kanaan von Herzen gelacht. Da ich mit Sauerländer ſeitdem einen bedeutenden Krieg von wegen ſeiner Frechheit, mich quasi dazu zwingen zu wollen, ihm meine Gedichte zu überlaſſen, geführt und ſiegreich durchgefochten habe, ſo hat jenes Project von ſelbſt keinen weitern Anklang gefunden. Ueber jenen Krieg muß ich noch lachen. Nachdem ich S. die ärgſten Grobheiten zu Gemüthe geführt habe, ſagt er mir jetzt in ſeinem letzten Briefe in Einem Athem, daß er mich „verehrt, achtet und liebt!" — O dieſe Deutſchen Verlagshändler! Wehe dem Poeten, der ſich durch Vorſchüſſe o. dgl. zu ihrem Leibeigenen macht! Ich habe mich, Gott

sei Dank, emanzipirt und will eher Steine karren, ehe ich Verse im Taglohn mache!

Meine Gedichte gehen nun im nächsten Monate in einer spärlichen Auswahl — ungefähr hundert Stück — an Schwab für Cotta ab, und ich will mich recht freuen, wenn ich Dir einmal das dünne zierliche Bändchen werde präsentiren können. Ich mußte ein Ende damit machen, da ich von allen Seiten bestürmt wurde, der und der Handlung diese Sammlung in Verlag zu geben. Noch kürzlich erhielt ich von Brodhag und Liesching in Stuttgart Anträge. Der Letztere scheint ein sehr ehrenwerther Mann zu sein, jedoch wundert's mich, daß er nicht wußte, daß Cotta die Gedichte erhält, zumal da er mit Schwab näher liirt ist.

Menzels mich betreffenden Paragraphen in seiner deutschen Literatur habe ich mit Erröthen gelesen. Er streicht mich unverdient heraus, ich muß mich vor Gott und der Welt schämen; — jedenfalls weist er mir einen zu hohen Standpunkt an, auf welchem durch weitere Leistungen mich zu behaupten Mühe kosten wird. Ein Sporn ist solch ein ermunternder Zuruf freilich immer: o wir armen Rosse, die wir uns in der Arena des Ruhmes zu Tode hetzen lassen!

Auch Gutzkow hat diesen Sommer bei Balz in Stuttgart ein Schandbuch über die neueste Literatur herausgegeben, welches, wenn es auch sonst fast nur eine Verneinung der Menzel'schen Schrift ist, und namentlich in der Vorrede auf eine wahrhaft pöbelhafte Weise gegen den Löwen von Stuttgart zu Felde zieht, meiner nichtsdestoweniger rühmend gedenkt. Ich habe mich darüber geärgert. G. scheint mich überhaupt gewaltig in Affection genommen zu haben. Im 8. Hefte von Lewalds Europa recensirt er das Rhein. Odeon im Allgemeinen verdientermaßen beißend (denn Hub hat aus persönlichen Rücksichten manches fade Zeug aufgenommen), mich aber lobt er und heißt mich, während er Hub einen Spatz, und Schnezler einen Finken schimpft, eine Nachtigall. Vermaledeites kritisches Unwesen! — Ich könnte in einen Wald gehen, und Nichts, gar Nichts mehr drucken lassen!

Deine Ausstellungen über meine manchmal etwas freie Behandlung der Form, namentlich des Reimes, finde ich vollkommen begründet, entgegne Dir aber, nicht um mich zu rechtfertigen, sondern bloß um mich einigermaßen zu entschuldigen, Folgendes darauf. Meine eigenen Versuche sind, wie Du selbst sagst, weniger mit den gerügten Fehlern behaftet; was nun aber die Uebersetzungen betrifft, so wünschte ich nur, Du möchtest auch einmal einen Wust von 78 Hugo'schen Oden, beim Schein der mitternächtlichen Lampe, und matt von der Tages Last und Hitze, zu verdollmetschen haben. Es ist wahrlich ein Saugeschäft (sit venia verbo, aber ich weiß kein besseres Wort) und

man dankt ſeinem Schöpfer, wenn man glücklich wieder ein Stück beend und zu Neſte kriechen kann. Was ich aus eigenem freien Antriebe, un ohne durch Buchhändler-Induſtrie an eine gewiſſe Friſt gebunden zu ſei bearbeitet habe, wirſt Du auch durchgängig beſſer gerathen finden, und i erinnere Dich in dieſer Hinſicht nur an Einzelnes von Burns und Moor das im Literar. Auslande geſtanden hat. Auch bei den Chants du Crépuscul bin ich gewiſſenhafter zu Werke gegangen, und ich hoffe, daß Dir Manche darin, namentlich die Ueberſetzung des herrlichen (und Hugo, nach meine Anſicht, auch in religiöſer Hinſicht von manchem Makel, der früher auf ihn zu haften ſchien, reinigenden) Gedichtes: A Louis B. wohl gefallen wird. Ganz kürzlich habe ich Einiges aus des trefflichen Poeten Jean Reboul, Bäcker zu Nimes, Poeſien für das Ausland überſetzt. Eines dieſer Gedichte lie ich im heutigen hieſigen Wochenblatt abdrucken und werde es Dir, wenn ich des Blattes noch habhaft werden kann, beilegen.

Alles Heil zum 23. Oktober! Ich bin am 17. Juni ſchon 26 Jahr alt geworden!! Geſtern war der lieben Frau Müller Geburtstag, und wenn mein guter, nun ſchon ſeit dem 23. November 1829 ſeliger Vater noch lebte, ſo würde er morgen 52 Jahre alt! Bis zur Ankunft meines Briefes gra tulire ihr in meinem Namen aus ganzem vollem Herzen! Geſtern vor einem Jahre ſaßen wir ſo fröhlich beiſammen!

Für Deinen dritten Brief nun aber drücke ich Dich brüderlich an mein Herz und ſage Dir, daß Du ein braver guter Kerl biſt, und daß ich Dich von Herzen liebe und von Deiner und Müllers freundlicher Fürſorge un mich tief ergriffen bin! — Gott Lob, daß ich derſelben mit guten Nach richten begegnen kann!

Dem Rheiniſchen Odeon fügte ich keinen Brief bei, weil es meine Ab ſicht war, Dir gleich nach Abfertigung des Packetchens auf dem gewöhnliche Wege der Briefpoſt zu ſchreiben, was aber leider mit meiner gewöhnliche Saumſeligkeit von Tage zu Tage verſchoben wurde, ſo daß mein Schweige Dir und Müllers zuletzt Beſorgniſſe einflößte, die durch mein Gedicht „Be Grabbe's Tode" nur verſtärkt und hinſichtlich deſſen, was mir zugeſtoßen ſei könne, auf einen beſtimmten Punkt hingewieſen werden konnten. Noch einmal Eure liebevolle Theilnahme hat mich innig gerührt, aber, Gott ſei Dank, Eur Befürchtungen waren ungegründet. Laß mich ein wenig ausführlicher hierüb ſprechen!

Meine Lebensweiſe hier in Soeſt iſt mit wenigen Strichen angedeute Ich wohne im Hauſe meiner Mutter, lebe äußerſt eingezogen und bringe de Tag faſt ausſchließlich mit wiſſenſchaftlichen Beſchäftigungen auf meine Stube zu. Meine einzigen Erholungen ſind bei gutem Wetter kurze Spazier

gänge mit einem guten, kürzlich von der Berliner Universität zurückgekehrten Freunde, der, Mathematiker und Physiker, am hiesigen Gymnasium sein Lehr-Probejahr hält, und außerdem der Umgang mit meinen Geschwistern. Gesellschaften besuche ich fast gar nicht; die Ressource, der Sammelplatz unserer Honoratioren, kriegt mich vielleicht alle acht Tage einmal zu sehen, sintemal ich doch die Augsburger Allgemeine nicht ganz vernachlässigen darf. — Bälle, Concerte, Convivien — apage!

Die Revue mit anzusehen durfte ich nicht versäumen, und wenn sich mein Umgang hier im Nest auch fast ganz auf jenen obengenannten Freund und meine Verwandten beschränkt, so konnte es doch nicht fehlen, daß Bekannte, aber nicht Freunde, die ich hier alle Monat vielleicht einmal sehe, sich dort an mich anschlossen, und daß wir nach Lager-Art uns in den Restaurationszelten herumtrieben. Nun mußt Du aber wissen, daß ich bei solchen rauschenden Vergnügungen, wenn ich sonst auch noch so zufrieden und in meinem Gott vergnügt bin, immer von einem Dämon der finstersten Melancholie ergriffen werde — ein Dämon, der mich schon als Knabe, auf Kirchweihen u. dgl. packen konnte und mir Thränen auspreßte, ich wußte nicht warum. — Nun dieser Dämon schüttelte mich auch eben, als mir Grabbe's Tod auf die beschriebene Weise mitgetheilt wurde, und zwar von Menschen, die im Ganzen doch auch dem „profanum vulgus" angehörten und diese gewaltige, leider in und durch sich selbst zu Grunde gegangene Natur Grabbe's weder zu würdigen, noch zu beklagen wußten. Mich selbst hatten sie auch mit albernen Complimenten geärgert — kurz, ich wurde grimmig, ging hinaus, und was zum Theil noch in dieser schlaflosen Nacht entstand, hast Du gelesen.

Nachher habe ich selbst gefühlt, daß Manches vielleicht wohl zu schroff hingestellt ist, und daß man das, was die Stimmung einer trüben Stunde hervorbrachte, für das Erzeugniß meines anhaltenden Gemüthszustandes ansehen könne! Das ist aber wahrlich nicht der Fall! Im Gegentheil, ich fühle mich seit längerer Zeit heiterer und ruhiger im Gemüthe denn je. — Mein Ringen mit dem leidigen Indifferentismus ist freilich noch nicht zu Ende, ich bekämpfe ihn aber redlich, und so Gott will — (Schluß fehlt.)

* * *

An O. L. B. Wolff.

Soest, 4. Januar 1837.

— — Ich habe Ihnen noch nicht erzählt, wie sehr ich mich am Reboul erquickt habe. Allen Respect! Aber den Bäcker merkt man, meiner einfältigen Meinung nach, zu wenig. Da zeigt sich z. B. Burns in jedem Verse als Ackersmann und ist doch nicht weniger Poet deshalb; ja ich glaube selbst, daß er's mehr drum ist. Das soll aber kein Tadel sein; jeder hat nun

'mal ſeine abſonderliche Weiſe, und wenn man der Reboul's es auch anſehen kann, daß er den Hugo und Lamartine geleſen hat, ſo — ach, ich will nur ſtille ſchweigen. Nosce te ipsum, Ferdinande! — Uebrigens habe ich Einiges aus Reboul überſetzt und an G. Pfizer für ſein Literariſches Ausland geſandt, wo Sie's vielleicht demnächſt leſen werden.

Aber — da wir einmal von Naturdichtern ſprechen und ich doch auch ein halber bin — bei unſerer lieben Frauen von Mont-Aigu, wir müſſen den Regenſchirm ausſpannen, wenn's uns nicht gehen ſoll wie dem Marſchall Clauzel vor Conſtantineh! Die Blätter für Literar. Unterhaltung ſollen uns in dieſen trüben Wintermonaten grauſam mitgenommen und unſer „armes Rühmchen" mit Stumpf und Stiel auszuroden gedräuet haben. Die zarte Pflanze!

Ich werde ſchon wieder geſchwätzig und muß mich ſelbſt an das claudite jam rivos! erinnern.

Leben Sie wohl und behalten Sie mich lieb!

* * *

An Auguſt Schnezler.

Soeſt, 14. Jan. 37.

— Deine Gedichte treffen ſoeben bei mir ein! Wie Du nur wieder mit Entſchuldigungen um Dich werfen magſt!

Bei unſerer lieben Frauen von Mont-Aigu, ich wollte, daß ich mit 18, 19 Jahren ſolche Producte geboren hätte! Daß wir jetzt auf manches jener Periode lächelnd zurückblicken, iſt ganz natürlich; warum denn aber unbedingt es verdammen, und mußten wir nicht eben durch jenes zu unſerm jetzigen Standpunkte uns heraufarbeiten? —

Wie ich ausſehe? Thuſt ja ſchier, als ob ich ein Mägdlein wäre. Ich werde ordentlich ſchamroth, ſchlage die Augen nieder und zupfe — nicht an der Schürze, aber doch am Schlafrock. Nun höre, wenn Du's denn wiſſen willſt, ich bin ein garſtiger Kerl. Mein Haar iſt ſchwarz, auf fünfhundert ſchwarze kommt aber ſchon ein weißes; meine Stirn könnte beſſer ſein; mein Auge ſoll funkeln, wenn ich warm werde; mein ganzes Geſicht aufgedunſen wie meine Verſe — ich möchte mich anſpeien! Wenn das Unſterbliche in mir was werth iſt, ſo muß ich mich mit Quaſimodo in Hugo's neuer Oper Esmeralda tröſten: Noble lame, Vil fourreau, Dans mon âme Je suis beau. — Uebrigens rauch' ich weder, noch, pfui Teufel, ſchnup' ich Tuback. Ad vocem Schnuptuback: meine Naſe iſt ſtumpf! — Doch Du, jezuweilen Bezopfter, wie ſiehſt denn Du aus? Ich bin eigentlich über mich nur ſo ausführlich geweſen, um über Deine Viſage etwas Näheres zu erfahren. Weißt Du was? — Mach's wie Freund Hub und ſchick mir Deine Silhouette,

nn Du's kannſt! — Wie ſieht denn Hub eigentlich aus? Der Silhouette
ch zu urtheilen muß er ein dicker Lümmel ſein; er ſchiebt's aufs Heidel-
ger Bierſaufen. —

Weiter über die Beurtheilung ſeiner Gedichte in Wolffs Encyclopädie:
h du lieber Gott, die Leute ſtellen mich alle auf einen Standpunkt, der
ir nicht zukommt und auf dem ich mich, poetiſche Potenz beiſeite geſetzt,
cht werde behaupten können, ſchon aus dem einfachen Grunde nicht, weil
ich das Leben über kurz oder lang doch wieder der Poeſie entführen wird und
uß. Vom Verſemachen lebt man nicht! — Und dies iſt doch die beſte Welt!! —

* * *

Zur Beruhigung von Freiligraths Freunden ſei hier beigefügt, daß die
orſtehende Selbſtſchilderung durchaus nicht zutreffend, nur ein Produkt ſeiner
amaligen trüben Stimmung iſt. War ſein Angeſicht auch nicht regelmäßig
chön zu nennen, ſo war es doch durchaus nicht häßlich, ſondern durch die
rauf ausgeprägte Miſchung von Genialität und Wohlwollen ſehr gewinnend.

An Hermann Neumann.

Soeſt, 28. Januar 1837.

Meinen warmen Dank für Ihren lieben Brief. Es thut mir wohl,
aß Sie, ein Freund Grabbe's, meinen Nachruf an den Vielverkannten ſo
rmblich ein Echo in Ihrer Bruſt finden ließen. Das Geſchick hat es leider
ir nicht vergönnt, Grabbe auf längere Zeit nahe zu ſtehen. Obgleich im
ämlichen Orte geboren, haben wir uns doch nur einige Mal geſprochen.
urch einen ganzen Gymnaſialcurſus von einander getrennt (er war ungefähr
cht oder neun Jahre älter als ich), konnte es nicht fehlen, daß wir einander
ald aus den Augen verloren, um ſo mehr, als ich Detmold grade um die
eit verließ, als er von ſeinen erſten Irrfahrten in Leipzig, Berlin, Dresden
nd Braunſchweig dahin zurückkehrte. Eigentlich kennen lernte ich ihn erſt
830, im Hauſe ſeiner nachherigen Frau.

Ich war damals ein unbedeutender Burſch von neunzehn Jahren. Was
rabbe von mir geleſen hatte, konnte ihm wahrlich keine beſondere Idee von
ir beibringen, nichtsdeſtoweniger aber kam er mir ſo herzlich entgegen, daß
h noch jetzt mit gerührter Freude daran zurückdenke. Er iſt nun todt! Die
chlacke iſt der Erde zurückgegeben, ſein Unſterbliches aber ſchüttelt jetzt die
chwingen, und lächelt über den Pöbel, der den Titanen mit Koth bewarf,
eil er ihn nicht begriff!

Wie viel hätte auch ich darum gegeben, wenn wir uns im Getümmel des
gers getroffen hätten. Ich muß zwar offen geſtehen, daß ich Ihre Dichtung
es Dichters Herz bis jetzt nur durch Ihre Replik im „Weſtphäliſchen

Anzeiger" kenne; daß aber Grabbe dies Gedicht trefflich fand, daß Chamisso es nicht verschmähte, die Widmung desselben anzunehmen — bedarf's denn mehr, mir zu beweisen, daß Sie ein rechter, echter Dichter sind, daß wir uns verstanden und — wenigstens ich Sie — lieb gewonnen haben würde? Bitte, lassen Sie mich bald Etwas von Ihren Erzeugnissen sehen! Das „Rheinische Odeon", dessen zweiter Jahrgang ohnehin manche Sünden des ersten wieder gut zu machen hat, wird es sich zur Ehre gereichen lassen, Ihnen seine Pforte zu öffnen, und freut sich, einen rüstigen Mitarbeiter in Ihnen begrüßen zu dürfen.

* * *

An Hermann von der Heydt.

Soest, 7. Febr. 1837.

Sie werden neugierig seyn, was ich mache, und was ich seit unserem Scheiden getrieben habe. Daß ich noch in Soest bin, sehen Sie aus der Ueberschrift. Der Mensch denkt und Gott lenkt. Es war ursprünglich meine Absicht, schon im Herbst von hier fortzugehen; als ich aber schon fast auf dem Sprunge war, kam mir wieder eine neue Arbeit dazwischen, die Uebersetzung von Hugo's Orientalen und Balladen nämlich, welche ich nicht wohl abzulehnen im Stande war. Ich bin im Augenblick noch damit beschäftigt; dieß soll aber, für's Erste wenigstens, das Letzte sein, was ich so — gleichsam fabrikmäßig — ableiere, und ich bin fest entschlossen, nach Vollendung dieses Pensums meine, bisher mit einem ungünstigen Erfolge betriebenen Bemühungen um eine tüchtige, ihren Mann nährende Stelle mit größerem Eifer fortzusetzen. Es ist am Ende doch etwas Trauriges um das bloße Schriftstellern. Durch das ganz Geschäftsmäßige, was man im Verkehr mit den Buchhändlern schier gezwungener Weise in die Poesie hineinlegt, würdigt man, glaub' ich, die letztere nur herab, und — sie rächt sich dafür! Ich gestehe offen, daß ich Nichts kenne, was den Geist mehr abstumpft und zu eigenen Productionen unlustiger macht, als dieses fluchwürdige Heloten-werk, das Uebersetzen! Etwas Prosaisches, nun ja, das lasse ich gelten — das geht schon halb im Schlaf; aber Gedichte, bei deren Wiedergebung man mit Vers, Reim und Sprache zu ringen hat; vollends Gedichte von Hugo, die aller Capricen voll sind, und einem mehr zu schaffen machen, als die von hundert andern Poeten — die Geduld geht einem wahrlich auf die Dauer aus! Zu einem eigenen Gedicht dann und wann werde ich immer Zeit behalten, auch als Kaufmann; diesem Uebersetzungshandwerk schwöre ich aber ab, ehe der Sommer in's Land kommt, und dann, hoff' ich, wird es meinen ernsten Bemühungen um eine ordentliche Stelle auch nicht an einem guten Erfolg fehlen!

Daß ich damals Herrn Francks Dienſte verlaſſen habe, gereut mich igens bis dieſe Stunde nicht. Ich ſehe täglich mehr ein, daß es bei ihm i die Dauer nicht mehr gut mit mir gethan haben würde. Verſprechungen n einem Jahre in's andere bei ewigen fl. 800 Gehalt (es macht mir ihrlich noch jetzt das Blut kochen) hätten mich bis jetzt nicht weiter gebracht, s ich bin, und es thut mir ordentlich wohl, daß ich dem gar zu weiſen errn Fr., der am Ende dachte, ich hätte ohne ihn nicht aus noch ein ge= nnt, dieſen kleinen Trumpf draufſetzte.

* * *

An Auguſt Schnezler.

Soeſt, Februar 1837.

Ueber ſeine Ueberſetzung des Victor Hugo: Das Büchlein iſt nun einmal, ie es iſt. Nimm es drum mit ſeinen Ungenauigkeiten, Härten, verſchrobenen ortſtellungen und Konſtruktionen, hochtrabenden Redensarten (die bei Hugo eilich nicht gut zu vermeiden waren) und Ungleichheiten in der Orthographie nd Interpunction nachſichtsvoll auf! — Es iſt ein Kind nächtlicher Wachen, urde von Auguſt bis Dezember 1835 zu Tage gefördert, und ich litt viel= ich am Hypochonder, als ich es ſchrieb. —

An Deinen Liedern habe ich mich gelezt. Komm' an mein Herz! Du iſt auch ein Dichter! —

* * *

An Auguſt Schnezler.

Soeſt, 14. Febr. 37.

— Ich bin mehr Maler als Dichter, ſchildere in meinen Liedern mehr, ls daß ich Gefühl und Reflexion entwickeln und erwecken ſollte, und eben arum werde ich immer wenigſtens einſeitig bleiben. — Jene naturhiſtoriſchen enntniſſe übrigens, die Du mir zutrauſt, ſind nichts als abgeriſſene Notizen, ie mich angeflogen ſind, ohne daß ich ſelbſt wüßte, wie. Seit meinem achten ahre habe ich eine entſetzliche Leſewuth gehabt, die durch meine frühzeitige eſertion vom Gymnaſium, welches mir denn doch einen gewiſſen wiſſen= haftlichen Ernſt beigebracht hatte, nur befördert werden konnte. Gott weiß, as ich nicht ſchon alles verſchlungen habe und jetzt, meiner Ochſennatur treu, in meinen Gedichten wiederkäue. —

An dem Memnonscyklus will ich weiter machen, aber — eine Philo= phie der Geſchichte? Nein, Guſtel, dazu bin ich viel zu dumm, und ich uß Dir in dieſer Beziehung einen Korb geben, trotz Deiner Sophokleiſchen elzweige. — Und dann ſagſt Du: prächtige, klingende Verſe! — Ja ſieh, s iſt eben mein Fehler. Bombaſt, Rhetorik — das iſt meine Force. Ich öchte oft bittere Thränen darüber weinen und könnte das ganze Reimhand=

werk an den Nagel hängen, wenn's mir nicht manchmal auch wieder so zu Muthe wäre, als wäre ich alle dem zum Trotz dennoch ein Dichter! —

* * *

An Auguſt Schnezler.

Soeſt, 20. Febr. 37.

— Eichendorffs Gedichte hatten auch mich beim Eintreffen Deines Briefes ſchon erquickt, und ich theile ganz Deine Anſicht über dieſelben. Es iſt was Köſtliches um das ſie durchwehende Naturgefühl, und wenn ich ſonſt auch eben nicht in Alles einſtimme, was Gutzkow von ſich zu geben beliebt, ſo hat er doch ſicher recht, wenn er von Eichendorff irgendwo ſagt: „Es gibt einige Situationen der Natur, welche Niemand ſo warm empfunden hat als dieſer Preußiſche Regierungsrath.“ — Nur eins meine ich beim Durchblättern des ziemlich beleibten Bandes gefühlt zu haben: Manches der Lieder, welches ich früher ſchon in Novellen Eichendorffs geleſen hatte (und auch manches mir Neue), gefiel mir hier, wo es allein ſtand, nicht ſo gut als in der Erzählung, wo ihm die Schilderung der Umgebungen ꝛc. ein hebendes Relief gibt. Lies nur den Taugenichts, wie er auf der Grenze ſteht und ſein „Vivat Oeſtreich“ hinüberruft; nimmt ſich da das kleine Lied nicht tauſendmal ſchöner aus als in den Gedichten pagina ſo und ſo viel? — Eben ſo manches herrliche Stück aus dem Schloß Durande, und Anderes. Geht's Dir etwa auch ſo? — Aber ein Dichter iſt Eichendorff durch und durch: man hört das Laub, man riecht den Wald und wird warm in ſeiner durch Zweige glitzernden Sonne. —

* * *

An Auguſt Schnezler.

Soeſt, 18. März 1837.

Liebſter Schnezler!

Wenn ich Dir Deinen Brief vom 3. heute nur mit ein paar flüchtigen Zeilen beantworte, ſo nimmſt Du mir das, hoff' ich, nicht übel! Schweinereien aller Art zwingen mich kurz zu ſein!

Kennſt Du die Scherzepiſtel von Voß an Göckingk:

„Welche Hexe, geübt durch Salb' und Räuchwerk ꝛc.?“

Man wird wahrhaftig verſucht, mit einzuſtimmen,

„ . . denn ſo oft des Schreckenhornes
Taratantara tönt, kommt Ode, Volkslied,
Epigramm und Idyll, Epiſtel, Fabel.“

und ſonſtiger Schund für unſer liebes Odeon an mich Unglücklichſten der Redacteure herangeflogen. —

Pflichtſchuldigſt und zur Probe ſchicke ich Dir inliegend eine kleine

miniſcenzen- und Gemeinplätzebrühe! — Wohl bekomm's! — Herr Jeſus riſtus, welch ein Teufel iſt denn in die liebe Jugend gefahren, daß ſie n herrlichen, ſprudelnden Schillerwein nicht mehr vertragen kann, ſondern t im ſchnöden Katzenjammer wieder von ſich rülpſet? — Und doch kann dieſen guten Jungen nicht böſe ſein. Ich möchte ſie an mein Herz drücken, d ihnen bittre Thränen auf den Flausrock ſtürzen, denn ſie meinen's ja gut, und hören das Rauſchen des Windes wohl von ferne, wenn ſie auch cht wiſſen, von wannen er kommt, und wohin er fährt. — Und ein Weib erden ſie auch 'mal glücklich machen, und Kinder zeugen und brave Leute in und Verſe machen bis an ihr ſanftſeliges Ende. — Und ich werde nun ld wieder an einem verfluchten Comptoirpult ſtehen müſſen, und Verſe in ich hineinfreſſen — ich wollte, daß ich todt wäre. —

Liebſter Auguſt, Du biſt ein gelehrtes Haus und ich bin ein dummer unge. — Schreibe mir drum doch bald (aber auch bald), welchen Kreuzzug u Walther von der Vogelweide mitgemacht? und unter welches Fürſten Banner? nd wie alt war er damals? und iſt er zu Lande oder zu Waſſer nach alaſtina gezogen? und welchen Waffenthaten hat er beigewohnt? u. ſ. w. - Nimm's nicht übel! Uhlands Buch fehlt mir, die lit. biogr. Lexika, die h beſitze, ſind äußerſt dürftig, und ich möchte doch gern einmal einen deutſchen ünger unter Syriſchem Himmel ſkizziren. Aber, wie geſagt, was Du weißt, as ſchreib' bald, denn es ſoll noch für den M.-Almanach ſein. Gott mit Dir.

* * *

An Auguſt Schnezler.

Soeſt, 25. März 1837.

— Kurz nach Abgang meines vorigen Briefes erhielt ich auch von Hub as geſammte Odeon-Manuſcript, und habe es vorigen Mittwoch ſammt inem Briefe, der, wie ich glaube, ſaugrob geweſen iſt, dem Ignaz zurück- chickt. — Brr, der überflüſſigen Verſe in der Welt! — Im Ganzen iſt nſer Urtheil zuſammengetroffen, und wo es nicht der Fall war, habe ich eine Meinung auf dem Rande motivirt.

Geärgert aber — und darum war mein letzter Brief an Hub, in Folge er erſten Hitze, auch ein wenig grob — habe ich mich über einige alberne Späſſe von Dir! Wenn Deine eigenen Gedichte, wie ich Dir ohne Hehl ge- ehe, auch im Ganzen ſehr gemiſcht waren und neben ſo Trefflichem, wie B. das Lied iſt, worin Dir „vor den Riffen mehr des Landes als der ee" grauet, auch manches Puerile aus früherer Zeit enthielten, ſo, — ch wozu der lange Nachſatz? Grade heraus, mit der ſogenannten Gnome, in Du Lyra, Kahira, Palmyra reimen läſſeſt, haſt Du meine frühere Bout- més-Sucht perſifliren wollen! Die alberne Charade Balthaſar haſt Du in

's tiefgefühlte Gedichte bloß deswegen hineingeſchoben, um meine Kritik auf die Probe zu ſtellen, — wahrlich, nicht die feinſte Art, um in dieſer Beziehung zu einem Reſultate über mich zu gelangen. — Wenn Ihr mich nicht für befähigt haltet, eine geſunde Kritik auszuüben, ſo ſollt Ihr mich auch nicht zum Mit-Redactor Eures Almanachs machen! Mit meinem Namen als Popanz auf dem Titel zu figuriren, daran iſt mir beim Teufel wenig gelegen, und wenn Ihr mich bloß deswegen beſchwatzt habt, ſo ſcheide ich noch heute aus der Redaction aus! Du kannſt dann Hoff nur augenblicklich ſagen, daß ich Nichts mehr mit dem Unternehmen zu thun habe, und — doch, du lieber Gott, ich werde während des Schreibens ſchon wieder warm und wollte Dir bloß in aller Ruhe die Frage vorlegen, warum Du mich, der ich Dir und Hub mit Herzlichkeit und ohne Rückhalt entgegengekommen bin, auf dieſe Weiſe auf meine Schwächen aufmerkſam machſt? Daß ich ihrer habe, du lieber Gott, das weiß wohl Niemand beſſer, als ich — wozu aber kein freundſchaftliches Hinweiſen darauf, warum dieſe albernen Witze?

Was meine Kritik betrifft, ſo hab' ich Dir, wie ich glaube, ſchon früher offen geſagt, daß ich ſie nicht ſowohl nach Regeln, als nach dem Gefühl ausübe. Wenn Euch das nicht anſteht — eh bien, ich bin tauſendmal lieber ein tüchtiger Chamiſſo-Schwab'ſcher Partiſan, denn ein ſchlechter Condottiere der Rhenanen in Eurer erdrückenden Nähe, meine Lieben!

Und nun: Baſta! — Streiten wir uns am Ende doch nur de lana caprina! — Ich kann nicht hinter dem Berge halten, wenn ich was auf dem Herzen habe; — drum nimm's nicht übel, wenn ich, was vielleicht nur ein unſchuldiger Scherz war, mit einer ſolchen Sauce begieße. Ich mein's nicht böſe, drum —

„vergönne,
daß ich auf meine Weiſe mich betrage.
Rein muß es bleiben zwiſchen Dir und mir!"

So citiren Handlungscommis den Schiller, n. b. die Hand auf der Bruſt, und ein ernſt Geſicht ſchneidend! — Nun gehab' Dich wohl — Apoll nehm' Dich unter ſeine Fittige! —

* * *

An Auguſt Schnezler.

Soeſt, 6. April 37.

— Herzlichen Dank für Deine Notizen über Walther von der Vogelweide. Ich habe das Kreuzheer bereits vorige Nacht zwiſchen 3 und 4 Uhr, als ich gerade nicht ſchlafen konnte, in eine bedenkliche Poſition zwiſchen den Bergen Karmel und Tabor geſchoben; Menſch und Vieh möchte des Teufels werden vor Hitze — und Friedrich II. reißt den bekannten ſchlechten Witz

n der Trockenheit des heiligen Landes.[1]) Heute Nacht wird das
hl fertig werden. Ich kann nur dichten in tiefer ſtiller Nacht.
r' ich aus ſchweren Träumen wie Lenore, lege die heiße Stirn in
hlte Kiſſen, Mann und Roß ſauſen im Dunkeln an mir vorüber,
zerſchlagenen Gliedern ſteh' ich morgens auf. So hab' ich auch
acht von Sonntag auf Montag wieder 14 Strophen, Mirage über-
zuſammen gewacht. — Daß die Erzählung nach Shakeſpeare's
g (Othello Akt I. Sz. 3) dem Mohren von Venedig in ſein Wulſt-
egt iſt, habe ich nur eben in der erſten und letzten Strophe hin-
Es ſpielt freilich wieder im Sande, ich meine aber, es iſt immer
r, den Leuten Sand in die Augen zu ſtreuen, als ihnen Waſſer
n. In einem Dinge, Die Schiffe, das Du bald in Dullers Deutſchem
ch leſen wirſt, habe ich Sand und Waſſer zuſammengeknetet —
n zäher Mörtel! —

* * *

dem oben erwähnten Gedicht über Friedrichs II. Kreuzfahrt —
nicht vollendet worden zu ſein — haben ſich die nachfolgenden
erhalten:

ergewappnet zieht das Kreuzheer durch das lodernde Gefilde.
r Sonne der Kalifen glühn der Ghibellinen Schilde.
an Helme, Fahn' an Fahne, Roß an Roß und Mann an Mann,
die Schar des Bannbeladnen durch das Glutland Soriſtan.

ie raſſelnd jüngſt gelandet, Akka's Veſte liegt im Rücken:
s dröhnt die braune Wildnis als des Fallthors Schwebebrücken.
der Türme, die den Hafen, der ſie aufnahm, ſtattlich gürten,
rſchaut auf ſie der Berghang, drum Elias' Raben ſchwirrten.

lachfarbner Ginſter wuchert um des Karmel Bruſt und Nacken: —
t noch das Blut der Prieſter um die ſchroffen Felſenzacken?
üler Hauch entweht den Schlüften: — kehrte der Prophete wieder?
' er auf die durſt'gen Fluren eine neue Dürre nieder?

An Hermann Neumann.

Soeſt, den 2. Oſtertag 1837.

Lieber Freund!

lich gelange ich zur Beantwortung Ihrer lieben Briefe, durch die
eine große Freude gemacht haben. Namentlich bin ich Ihnen für

[1]) „Friedrich hatte das Land von Syrien nicht angenehm gefunden, und er ſoll
Rückkehr aus dem gelobten Lande die muthwillige Äußerung ſich erlaubt
nn Gott das ſchöne Land von Neapel gekannt hätte, ſo würde er nicht die
Klippen von Judäa zum heiligen Lande gemacht haben." Wilken, Geſch. der
VI. S. 504.

Ihre Mittheilungen über Ihr Leben, Dichten und Treiben recht herzlich verbunden und bitte Sie nur noch, damit ich so ziemlich ganz im Klaren über Sie sei, um die gelegentliche Beantwortung der Doppelfrage: Wo im fernen Preußen sind Sie denn eigentlich zu Hause, und wie heißen Sie, Hermann, Heinrich oder gar Hannibal? Auch unter Ihrem „Nixengesang" im Musen-Almanach finde ich bloß: H. Neumann. Das sind allerdings kleinliche Fragen nach nichtsbedeutenden Nebendingen — bei meinem Freunde weiß ich aber auch gern derlei Nebendinge, und darum lachen Sie mich auch mit meinen dummen Fragen nicht aus! Nicht wahr?

Daß Sie meine neulichen kleinen Ausstellungen an einigen Ihrer Odeons-Beiträge nicht übel genommen haben, freut mich aufrichtig. Legen Sie aber um des Himmels willen nicht zuviel Werth darauf! Ich bin ein schlechter Kritiker, und wenn ich meine: so oder so, so müssen Sie das bei Leibe nicht als ein Evangelium ansehen, lieber Freund! Sie wissen wohl: Nullius in verba jurare magistri, und bei mir findet das zehnfach seine Anwendung, da ich, weiß der liebe Gott, noch weit vom Magister entfernt bin. Darum lassen Sie sich immerhin gehen, wie Gefühl und Stimmung es Ihnen eingiebt, das Herz ist am Ende doch ein besserer Lehrmeister als alle Muster. Nur, wie auch Grabbe Ihnen sagte: Nicht zu schnell — und ich setze hinzu: auch nicht zu Viel! Verschwenden Sie die Kraft, die Sie unleugbar besitzen, nicht an eine Menge kleiner unbedeutender Sujets! Concentriren Sie sie auf einen Punkt. Non multa, sed multum! Ich spreche aus Erfahrung. Sie reden von innerer Unruhe — nicht wahr, da läuft man herum wie besessen? kann nicht schlafen, und drückt die brennende Stirn an die Kissen, bis Verse herausfliegen? Ach ja, es ist ein miserabler Zustand, aber doch ein echt dichterischer! Beim Versemachen muß man immer halb toll sein — ich meine Shakespeare's fine frenzy — das giebt die besten Gedichte! Ich begreife nicht, wie manche Leute das Dichten als eine Operation des Verstandes ansehen können, und — doch ich schweife ab! Bitt' um Vergebung!

* * *

An August Boelling.

Soest, 26. April 37.

Lieber Herr Boelling!

Meinen besten Dank für Ihre freundlichen Zeilen vom 22. ds. Der Entschluß der Herren von Eynern ist mir nun, da ich in Barmen gleich einen mir bei meinem kurzen Dortsein so werth gewordenen Freundeskreis vorfinde, allerdings ein sehr willkommener, und es bleibt mir nur der Wunsch übrig, daß weniger Ihre und der andern Herren wahrscheinliche Verwendung, als die eigene Ueberzeugung der Herren von Eynern jenen Entschluß hervorgerufen

haben möge! Wie ich Ihnen bei meinem Beſuche bemerkte, preſſirte ich durchaus nicht mit einem neuen Placement, und es ſollte mir wirklich leid thun, wenn die Herren v. E., bloß um Ihnen einen, wie es ſcheint, eifrig gehegten, mir aber nichtsdeſtoweniger unerklärlichen Wunſch zu erfüllen, contre coeur dazu übergegangen wären, mich zu engagiren. Doch, dem ſei nun, wie ihm wolle; jedenfalls bin ich Ihnen und den übrigen Herren, deren Bekanntſchaft ich vorige Woche machte, für Ihre mir ſo angenehme als unerwartet an den Tag gelegte Theilnahme zum wärmſten Danke verpflichtet, und werde, wenn ich erſt bei Ihnen bin, natürlich Alles, was in den Kräften eines menſchenſcheuen, hypochondriſchen Poeten ſteht, aufbieten, Ihre freundſchaftlichen Geſinnungen zu erwidern.

Meine Ankunft hab' ich auf morgen in 3 Wochen angeſetzt. Früher kann ich wahrhaftig nicht — fügen Sie ſich daher die kurze Zeit noch in die Ihnen allerdings unangenehme Nothwendigkeit und halten Sie ſich überzeugt, daß ich Ihre Gefälligkeit zu ſchätzen weiß.

Wenn ich Sie nun noch mit der Sorge für das Logis beläſtigen darf, ſo ſage ich Ihnen zu Ihrer gef. Richtſchnur, daß ich am liebſten in der Nähe des Comptoirs, alſo in Wupperfeld, und zwar in dem an der Chauſſee gelegenen Theile, der die freie Ausſicht auf das Thal hat, mein Tabernakel aufſchlagen möchte. Zwei einfache, anſtändig meublirte Zimmer, das größere zum Wohnen, das kleinere zum Schlafen, genügen mir. Ein ordentliches Bett (n. b. ohne Flöhe) müſſen die Hausleute ſchaffen, die, wie ſich verſteht, ordentlich und reinlich ſein müſſen. Uebrigens wünſchte ich, nicht zu theuer zu wohnen, denn wie Sie wiſſen, ich bin ein armer Poet u. ſ. w. u. ſ. w. Sie werden ſelbſt ſchon am Beſten wiſſen, wie der Kram einzurichten iſt; wie Sie's machen, ſo iſt's gut!

* * *

An Auguſt Boelling.

Soeſt, 6. Mai 1837.

Ich habe dieſe Nacht ſchwere Träume gehabt. Des Chirurgen ehrſame Wittib, des Drechslers verblühende Schweſter und des Färbers blaſſes Eheſponſ — wie Macbeths ſchnurrbärtige Schickſalsſchweſtern traten ſie an mein jungfräuliches Lager, riefen, heiſer wie die Primadonna auf dem letzten Dilettantenconcert, dem ich beizuwohnen den Kummer hatte: „Hail, Hail, Hail!" und ließen nicht eher ab, mich zu moleſtiren, bis der Schlag meines Canarienvogels um die vierte Morgenſtunde endlich ſie verſcheuchte.

Liebſter Herr Boelling: — wie Gott will! — Nach ſeinem unerforſchlichen Rathſchluſſe trete ich mit verſchämtem Lächeln vor Sie hin, halte die

Hand vor die Augen, und flöte mit den ſüßeſten Tönen, deren meine ſ
ſprungenen Lippen fähig ſind: die Bartſchererin!

So gehen Sie denn hin, wackerer junger Mann, und machen Si
mit der Alten richtig bis Martini! Der Chirurg, Gott hab' ihn ſelig, wi
ja wohl nicht ſpuken? Das müßte ich mir wirklich verbitten, und erſu
Sie freundlichſt, der Wittwe, was dieſen Punkt anbelangt, einmal auf d
Zahn (einen hat ſie doch wohl noch?) fühlen zu wollen, ſie aber übrige
meiner ſonderbaren Affection und Gewogenheit zu verſichern.

Damit wären wir alſo fertig, und ich kann nun mit erleichtertem Herz
dazu übergehen, Ihnen für die vielen Gefälligkeiten, die Sie mir, ſchon v
meinem Dortſein, ſo freundlich erweiſen, wiederholt meinen Dank aus
ſprechen. Ich weiß wahrhaftig nicht, wie ich mich einmal zu revanchir
habe — vorläufig müſſen Sie mit der bloßen Geſinnung ſich zufrieden ſtelle

Aber, lieber Herr Boelling, machen Sie ſich um des Himmels Will
keine überſpannten Vorſtellungen von meinem poetiſchen Thun und Treib
— **praesentia minuit famam**! Wenn ich, wie die Leute ſagen, ein P
bin, ſo ſind die Poeten, wenn Alle mir gleichen, in der Nähe und in d
Geſellſchaft eine höchſt ordinaire, wenig brillirende Race; da verlaſſen S
ſich drauf!

Meinen Freunden pflege ich wohl gern dann und wann etwas Neu
vorzuſtottern (denn vorleſen kann ich nicht), das iſt aber auch Alles! U
durch mich Andere zu Liedern veranlaſſen? Ach, du lieber Gott! — ;
Satyren allenfalls!

* * *

An Hermann Neumann.

Soeſt, den 17. 5. 1837.

Zürnen Sie mir nicht, daß ich Ihren Brief vom 3. April, der m
außerordentliche Freude gemacht hat, erſt jetzt beantworte, und auch jetzt nur m
zwei Worten. Ich konnte, ich kann nicht anders. Die letzten Monate war
für mich ſo bewegt, daß ich keinen ruhigen Augenblick gewinnen konn
Morgen reiſe ich, vorläufig wenigſtens auf zwei Jahre, nach Barmen (Adreſ
Herren J. P. von Eynern & Söhne) und rücke Ihnen dann ſo nahe, d
ich unſre baldige perſönliche Bekanntſchaft wohl mit froher Zuverſicht zu d
gewiſſen Dingen zählen darf.

Sobald ich in meiner neuen Stellung einige Ruhe gewonnen hab
werde ich mich gern Ihrem Wunſche, Ihre mir eingeſandten Gedichte zu b
urtheilen, fügen. Vorläufig kann ich Sie ohne Schmeichelei verſichern, d
ich ſehr Vieles darin mit Luſt geleſen. Auf Ihr Elfendrama freue ich mi

recht — leſen Sie Shakeſpeare's Sommernachtstraum und Grabbe's Aſchenbrödel, Sie werden mehr daraus lernen, als ich Ihnen ſagen könnte. —

Zwiſchen Werden und Kettwig bin ich als Knabe manchmal an und in der Ruhr geweſen. Es muß da herum ein alter grauer Thurm, ſo eine Art von Ruine, ſtehen — den grüßen Sie von mir.

* * *

An die Mutter.

Barmen, 23. Mai 1837.

Nur mit zwei Worten wollte ich Dir eben meine vorgeſtern Abend glücklich erfolgte Ankunft, mein Wohlſein und meine vorläufige Zufriedenheit mit meinen hieſigen Verhältniſſen anzeigen. Meine früher gemachten Bekanntſchaften empfingen mich, nicht minder wie auch meine neuen Prinzipale, mit Freundlichkeit und Herzlichkeit, und wenn ich auf meinem hübſchen Stübchen mich auch in den Morgen-, Mittag- und Abendſtunden recht einſam fühle, und an das Zuſammenleben mit Euch mit Wehmuth zurückdenke, ſo hoffe ich doch, daß ich mit der Zeit mich ſchicken und finden werde. Die Nothwendigkeit, Soeſt zu verlaſſen, war zu gebietend für mich, und mit Fleiß und Anſtrengung wird doch endlich mein Streben wohl zum Ziele gelangen!

Meine Hauswirthin iſt eine gute alte Frau, mit der ſich ſchon auskommen läßt. Das Eſſen laſſe ich mir zu 5¾ Sgr. aus dem Wirthshauſe zur Pfalz auf mein Zimmer holen. Kaffee und Frühſtück beſorgt mir meine Alte für ein Billiges.

Und nun, liebe Mutter, nochmals herzlichen, heißen Dank für alle, mir beſonders auch noch im letzten Jahre an den Tag gelegte Liebe! Mein heftiges Weſen hat Dich oft verletzt und iſt noch dazu den Kindern ein ſchlechtes Beiſpiel geweſen. Vergieb mir! Du kennſt mich ja, und weißt, daß ich's nicht ſo böſe meine, wie es nach meinem augenblicklichen Aufbrauſen oft ſcheinen ſollte! Wollte Gott, daß ich bald in der Lage wäre, Dir und den Kindern durch mehr als Worte meine Liebe zu beweiſen! Grüße und küſſe Karl, Lina und Gisbertine! Sie ſollen bald einige Zeilen von mir haben.

* * *

An Auguſt Schnezler.

Barmen bei Elberfeld, 26. Mai 1837.

— Die Kunſt geht nach Brot; — meine Hugoniſchen Honorare waren zum Teufel, und mit dem noch zu erwartenden Cotta'ſchen muß ich meine Schulden bezahlen; — wir ſind des Himmels Prinzen und der Erde Lumpen. — Lieber Auguſt, ich bin wieder Comptoiriſt hier im pietiſtiſchen Wuppertale, verdiene jährlich 500 Thaler, und bin betrübt bis in den Tod!

Ich hätte große Luſt, mich todt zu ſchießen. — „Poet" — großer Gott,

was hab' ich verbrochen, daß du mir Verse gegeben haſt und kein Geld dazu? Und doch — dies proſaiſche ſtaubige Arbeiten um's Brot, iſt's nicht immer noch beſſer, als den Buchhändlern ſeine Seele zu verkaufen? — Thränen, blutige Thränen möchte ich weinen, daß es ſo was Miſerables und doch zugleich Schönes um's Leben iſt. — Paſſive Menſchen meines Schlages, deren Activität bloß nach Innen geht, taugen nicht für's Leben. — Ich habe Gefühl, aber keinen Verſtand — hab' eine Braut und arme Geſchwiſter, die ich gern glücklich machen möchte und — gerechter Gott! warum ließeſt du mich geboren werden, oder wenn's einmal gelebt ſein mußte, warum ließeſt du mich keine von dieſen Maſchinen und Comptoirſeelen werden, die des ſchnöden Goldes die Fülle haben, Weib und Kind in Sammet und Seide kleiden, den Muſenalmanach kaufen und die Naſe rümpfen, wenn ein Poet einen abgeſchabten Rock trägt! — Oh!!!

Du biſt nun in Carlsruhe, liebſter Auguſt, und haſt mich trotz Theaters, Weines und Küſſens nicht vergeſſen. — Du biſt ein guter Junge, ich drücke Dich an mein Herz und weine mich daran ſatt. — Pfui Teufel! — weinen! Und doch — die Thränen ſtürzen mir auf's Papier, das zu weiß iſt, als daß ich ihm alle ſchwarzen Gedanken, die mich in dieſen Tagen gequält haben, anvertrauen ſollte! —

Hat Ignaz Dir denn geſchrieben, ich ſei ein Jude? Darüber muß ich doch lachen, wie betrübt ich auch bin. — Ich bin ein guter evangeliſcher Chriſt, mein Vater war Lehrer an der Stadtſchule zu Detmold und hat mich taufen laſſen, als ich vier Wochen alt war. — Nun hör' aber, wie ich dazu kam, dem Hub einen Bären aufzubinden, den er mir, wie ich jetzt wohl einſehe, übel nehmen könnte, wenn er mich nicht ſo lieb hätte. Hub hat die malitiöſe Gewohnheit, mich in ſeinen Briefen auf eine wahrhaft häßliche Weiſe zu lobhudeln. Ich habe ihm mehrmal den Text darüber geleſen, und log ihm zur größern Strafe, und darauf fußend, daß er Braunfels einmal etwas verächtlich einen Juden genannt hatte, vor, ich ſey ſelber einer. Was ich erwartet hatte, traf ein: der nächſte Brief enthielt eine lange Lobrede auf die Toleranz! — Ich hielt's nicht der Mühe werth, in meiner Antwort auf den Gegenſtand zurückzukommen, vergaß ihn, und höre erſt jetzt durch Dich, daß Hub denn doch ſeinem Herzen gegen Dich Luft machen mußte — als ob die wahre Toleranz es nur des Erwähnens werth fände, der und der ſei Jude, Chriſt u. dergl. Ich fiel wie aus den Wolken, als mich neulich Jemand frug, ob Hugo katholiſch oder calviniſtiſch geſinnt ſei. Doch auf Ehre, gewiß und wahrhaftig: ich bin nicht Jude, und muß ſehen, wie ich den Hub beſänftige, wenn er böſe iſt. Hol' der Teufel dieſe barocken Einfälle, die ich unwillkürlich ausführen und nachher dafür büßen muß. —

is dieſe Stunde noch immer kauderwelſch zu Muthe. Meine Prin=
handeln mich allerdings mit einer außerordentlichen Artigkeit und
keit; Bekannte (was man ſo nennt) haben ſich auch ſchon um mich
denn wo ein Adler iſt, da ſammeln ſich die Aeſer; meine Arbeit
rößtentheils ſchon leicht und lieb, und wenn ich erſt ein paar Monate
ſo werd' ich ſie ſchier im Schlaf thun können — nichtsdeſtoweniger
e ich mich oft recht einſam und beklommen. Nun, kommt Zeit,
uth — es wird ſich ſchon geben, und wenn ich augenblicklich noch
je, ſo wird doch auch wohl die Stunde kommen, wo ich wieder
men und geben kann! —

Inlage an Lina beſorge doch noch heute, wenn es Dir möglich, und
nn es nöthig iſt! — Mein Wille, mein Entſchluß, meine Liebe können
urch die Entfernung nicht verringert, ſondern nur vermehrt werden.

* * *

An Heinrich Jerrentrup.

Barmen, 13. Juni 1837.

nen heißen, aus vollem Herzen kommenden Dank für Deine beiden
m 28. Mai und 8. Juni!! — Sehe ich doch daraus, daß Du
vor die alte treue Seele biſt, für die ich Dich ſeit Jahren erkannt
d daß wir, wie Du ſelbſt am Schluſſe Deines erſten Briefes be=
zt einander näher ſtehen, als bei unſerer erſten Trennung vor fünf
— Die Urſache iſt leicht zu finden! — Vereinigen uns doch jetzt
re Intereſſen, als, wie es damals der Fall war, bloß wiſſen=

vermagst! — Was an mir liegt, sie durch Briefe und Zeichen liebevollen Andenkens aus der Ferne aufzurichten, geschieht gewiß, was ich kaum nöthig habe, hier zu erwähnen. — Meine Bestrebungen, sie bald ganz zu der Meinen machen zu können, müssen von Erfolg sein, und Lina thäte darum wahrlich Unrecht, wenn diese nothwendige, jedenfalls nur kurze Zeit dauern könnende Trennung sie auf eine ihrer Gesundheit nachtheilige Weise angriffe. Sie darf ihrem Schmerze sich nicht überlassen, auch meinetwillen nicht! — Sag' ihr das, und was sonst beitragen kann, sie zu erheitern, das versäume nicht! Ich weiß es Dir von ganzer Seele Dank. Und fahre fort, mich von ihrem Befinden, leiblichen, wie geistigen, zu unterrichten. Das Herz ist mir manchmal verzweifelt schwer! —

* * *

An die Mutter.

Barmen, 14. Mai 1837,
ich meine: Juni.

— Nach Kettwig denke ich nächsten Samstag oder Sonntag über acht Tage einmal per pedes apostolorum hinzupilgern; ich habe doch Verlangen, einmal mit meinen Augen zu sehen, wie es jetzt dort steht, und bin gewiß, daß mein Besuch Freude machen wird. Wie ich's gefunden habe, theile ich Dir dann später mit.

Es geht mir wohl. Ich finde täglich mehr, daß meine neuen Chefs treffliche, liebe Leute sind, mit denen sich gut leben läßt. Gestern Abend bin ich mit Einem von ihnen nach Elberfeld in's Concert gefahren, Bücher ꝛc. werden mir fortwährend unverlangt mitgetheilt, und die Behandlung auf dem Comptoir ist die liebevollste und freundlichste. Der Abstand gegen Sigrists Comptoir ist wahrlich groß.

Vorigen Sonntag war ich mit Langewiesche am Schwelmer Brunnen; an Bekannten fehlt es mir nicht; alles kommt mir entgegen, und sieht mich mit Maj' und Mund an — wenn ich nicht so ein vernünftiger Kerl wäre, so könnte die Veneration, die die Leute meinen schlechten Versen erweisen, mir wahrlich schaden. So aber hat's Nichts zu sagen, als daß mir die Sache doch manchmal sehr lästig wird. Grüße alles Grüßbare. Und nun für heute das herzlichste Lebewohl, liebe, gute Mutter! —

* * *

An Heinrich Jerrentrup.

Barmen, 27. Juni 1837.

— Wie es mir geht? — Gut! — Aber Aussichten für die Zukunft kann ich jetzt, nach kaum einem Monat, noch nicht weiter haben! Das kann sich erst nach Verlauf meines ersten Barmer Jahres zeigen! Wenn ich jetzt

ch andere Pläne, und Geld vollauf hätte, dann wirſt Du, nach Leſung
r folgenden Abſchrift von Chamiſſo's letztem Briefe, den ich vorgeſtern erhielt,
cht errathen, was ich thäte:

Ein Brief von Schwab u. ſ. w. (vgl. S. 188.)

Das iſt nun natürlich Nichts, und wäre es auch früher nicht geweſen
- aber Thränen der Rührung ſind mir in's Geſicht geſchoſſen, als ich den
rzlichen Brief des herrlichen Greiſes las. — Sag' mal, Jerrentrup, iſt
an wirklich was an mir, daß ſo viele gute Leute nicht nur, ſondern auch
Männer, die ganz Deutſchland ehrt und achtet, mich lieb haben und mir ſo
ntgegenkommen?

Du ſchreibſt: — — „Dein Name wird von Tage zu Tage bekannter.
lles dieſes ſcheint wie aus den Wolken gefallen zu kommen, indeß habe
h doch wohl näher darüber nachgedacht — der Raum geſtattet es mir aber
icht mehr, mich weitläufiger zu faſſen." — Das thu' doch, wenn Deine
timmung danach iſt, in Deinem Nächſten. Ich verſichere Dich, daß ich
ir blutige Thränen über dieſes verfluchte Bekanntwerden weinen möchte. —
ch bin ein dummer Junge — nichts weiter! — und die Leute machen,
ott weiß was, aus mir! —

Schreib' doch immer richtig auf die Adreſſe: Herren J. P. von Eynern &
öhne, Du vermaledeiter Firmenverhunzer!

* * *

An Iſaak Molenaar.

Barmen 1837. [Poſtſtempel 4. 10.]

Ja wohl hätteſt Du Urſache, mir böſe zu ſein, und nicht nur ein wenig,
ndern recht ordentlich! Um ſo herzlicher, inniger dank' ich Dir für Deine
erſöhnlichkeit, und eile, Deine lieben Zeilen von geſtern, ſo wie ich ſie em-
angen habe, augenblicklich zu beantworten. Entſchuldigen will ich mich
cht — ich verſchiebe Alles bis zum Wiederſehen, und ſage Dir jetzt bloß
it warmem Handdruck, daß ich für Dich und Alle, die mir je im Leben
it Liebe und Freundlichkeit entgegengetreten, noch immer der alte Freiligrath
in, daß aber eine Verkettung von mancherlei Umſtänden, zumal ein großes
ben nach Außen, in das ich trotz der beſten Vorſätze ſeit meinem Hierſein
neingerathen bin, mich bis jetzt abgehalten hat, Dir — und ach, wie vielen
ndern! — zu ſchreiben! — Nochmals vergieb!

Die beſten Freundeswünſche zum Antritt Deiner Frieſiſchen Pfarre! —
ie glücklich biſt Du nicht gegen mich! Du haſt denn doch, wenigſtens für's
rſte, ein Ziel erreicht, während ich fortwährend noch auf's Ungewiſſe in der
elt herumfahren und es zunächſt nur meine Sorge ſein laſſen muß, mich
lbſt nicht zu verlieren. Wenn ich nicht auf Andere Rückſicht nehmen müßte,

ich würde wahrlich Siedler (An- und Ein-) in einem transatlantischen Urwalde! — O, wie widert mich dies moderne Getreibe an! — Dieses Haschen und Rennen nach Geld, Ruhm, Vergnügen — es ist was Trauriges! Eine wahre Parforcejagd — die Dämonen in uns schwingen die Hetzpeitsche — und fort geht's, bis wir am Ende todt hinstürzen, und der Taumel ein Ende hat.

* * *

An Lina Schwollmann.

Barmen, 26. Okt. 1837.

— Obgleich ich diese Woche eigentlich bei Dir entschuldigt bin, und sogar schon im Voraus Deine Absolution wegen etwaigen Nichtschreibens habe, so kann ich's doch unmöglich über's Herz bringen, so ganz und gar zu schweigen.

Soeben — ½2 Uhr Nachmittag — verläßt mich, denk' Dir die Ehre, Immermann. Vorigen Montag erhielt ich einen Brief von ihm, den ich Dir doch des Spasses wegen abschreiben will.

Seit Ihrem Auftreten ꝛc. s. S. 205.

Hierauf nun schrieb ich einige höfliche Zeilen zurück, und hatte dann gleich nach 12 die Ehre, den Herrn Landgerichtsrath in stattlicher Equipage bei mir vorrollen zu sehen. Er mußte noch heute wieder nach Düsseldorf zurück und konnte zu keiner andern Stunde kommen. Ein dicker, vierschrötiger Kerl, bedeutendes Gesicht, Schelm in den Mundwinkeln und im Auge. Im Gespräch die Freundlichkeit und Artigkeit selbst — er schied mit wiederholten Einladungen, ihn doch bald auf seinem Landsitze bei Düsseldorf zu besuchen.

Mein Ruhm frißt überhaupt um sich, wie ein junger Löwe. In einem Aachener Journale ist mir eine Reihe Gedichte pomphaft vom Verfasser dedicirt, wobei es nur schade ist, daß besagter Verfasser, ein Tübinger, selbst noch keinen Ruf hat. In „Westphalen und Rheinland" ist ein Räthsel abgedruckt, dessen Weisheit auf die 3 Silben Freiligrath hinausläuft; die neu erscheinenden Gedichtsammlungen überbieten sich im Abdruck meiner Sachen; ich zwicke mir manchmal selbst in die Waden, ob ich denn ich selbst bin? Die Leute sind doch ungeheuer dumm und lassen sich leicht was vormachen.

Nun aber auch genug von diesen Narrheiten. Daß in der Abendzeitung aber steht, Grabbe habe auf meine dichterische Entwicklung Einfluß gehabt, ist ebenfalls eine Narrheit und zwar eine große! Immermann hat mir viel von Grabbe erzählt und beklagte, daß er durch eigne Schuld so früh gefallen.

* * *

An Hermann Neumann.

Barmen, 26. Okt. 1837.

Ihren Aerger über die Wirthschaft in unsern Blättern theil' ich voll-

men, obgleich ich eigentlich quant à moi keine Urſache habe, mit Dame tik zu ſchmollen! Unrecht aber wär's, wenn wir uns durch das Unweſen lten beirren laſſen! Rüſtig vorangeſchritten, wie der Gott in uns es gebietet, dann weder zur Rechten noch zur Linken geſchaut! Wenn was in und uns iſt, wird es ja doch wohl zu Tage kommen!

Recht intereſſant ſind mir Ihre Erzählungen über die Düſſeldorfer ſtände geweſen. Urtheilen Sie aber nicht zu raſch! Es iſt nicht Jedem eben, das Herz in der Hand zu tragen, und unter einer kalten, weltmänniſchen ßenſeite iſt nichtsdeſtoweniger manchmal ein warmes Gefühl verborgen. ir freilich iſt es auch wohler bei Männern, die ohne Gezier friſch von der er weg reden, und da ich's ſelber ſo mache, ſo glaub' ich wohl, daß Sie bei mir behaglich fühlen würden!

Und doch, du lieber Gott, was gäb' ich nicht drum, wenn ich ge- ſſener, kälter, verſchloſſener, geleckter wäre! — Wie hat mir dieſes Auf- auſen und das Herz „im Maule" führen, beſonders beim Glaſe Wein, ht ſchon geſchadet, ſeit ich in dieſem vertrackten Tractätleinsthale bin! Ich g nicht davon reden, 's iſt aber eine entſetzliche Nation, dieſe Philiſter! enn Ihnen was Böſes über meinen ſittlichen Menſchen zu Ohren kommen llte, ſo glauben Sie's nicht.

Mit Hub iſt es ſeiner Zeit ganz ſo gekommen, wie es ganz richtig von hnen vermuthet wird. Das iſt auch wieder eine Zornruthe des Himmels für ine Dummheit und mein unbedachtes Hingeben! Wann das „Odeon" rauskommt, mag der Himmel wiſſen! Hub iſt Eigenthümer des Unter- chmens, ſcheint beim Drucker keinen Credit zu haben, und ſo wird denn n ſchönſten Schneckenſchritt Bogen für Bogen gedruckt, wie St. Ignaz von n ſelbſterhobenen Subſcriptionsgeldern pränumerando die Druckkoſten gen oblenz ſchickt. Es iſt um ſich todt zu ſchießen! Dieſen Jahrgang muß noch wohl aushalten, da ich Pfizer, Duller, Arndt, Simrock, Wolff, tieglitz und andere Ehrenmänner zur Mittheilung von Beiträgen vermocht abe — dann aber erheiſcht es meine Ehre, mich von Hub zurückzuziehen, enn das von ihm gegründete „Odeon," wie wahrſcheinlich, dann auch drüber ingehen ſollte! Dies vorläufig sub rosa.

* * *

An O. L. B. Wolff.

Barmen, 6. Nov. 1837.

Lieber verehrter Freund!

Entſchuldigen will ich mich nicht! — Ich bin tiefbetrübt, und will Ihnen in kurzen Worten nur melden, wie es mir, ſeit ich Ihnen zuletzt ſchrieben, gegangen! Sie zürnen mir nicht, deß bin ich ſicher! —

Schon zu Ende des vorigen Jahres drängte ſich mir die Nothwendigkeit, wieder zum Pulte zurückzukehren, mit jedem Tage gebieteriſcher auf. — Lyriker, wenig productiv, und mit keiner durchgreifenden Bildung ausgerüſtet — wie hätte ich auch nur daran denken mögen, dem ſchriftſtelleriſchen Stande für immer ausſchließlich anzugehören? — Dazu meine drückende pecuniäre Lage — Sie können ſich's denken, wie es gekommen iſt, daß ich ſchon ſeit dem Frühjahr wieder hier pflüge!

Durch Kränkeln im vorigen Winter und die Reiſen und Correſpondenzen zur Erlangung einer merkantiliſchen Stelle hatte ich von den Orientalen, die ich vor einem Jahre von Ihnen für Sauerländer übernommen, bei meiner Abreiſe von Soeſt, erſt ſehr wenig fertig. Ich hoffte, den Reſt während der Sommernächte hier im Wupperthal nachzuholen, aber, du lieber Gott — wo hätte mir die Zeit, wo die Aufgelegtheit herkommen ſollen? Bei meiner Ankunft gleich hängte ſich eine Menge Geſellen an mich; ich bin gutmüthig und weiß mich nicht zu nehmen — faſt kein Abend den ganzen Sommer iſt mein geweſen, und ich habe erſt Ruhe ſeit einiger Zeit, nachdem ich Laden und Thür geſchloſſen habe.

Nun aber, wo ich alles Ernſtes die Arbeit beginnen will, fängt meine, ſonſt wenigſtens im Punkt des Nachtarbeitens feſte, Natur an zu wanken. Mein Poſten nimmt mir den Tag über 10 Stunden, Allotrien kann ich nur des Nachts vornehmen, und jetzt, wo Ehre und Pflicht mir gebieten, die Aufgabe endlich zu fördern, muß ich Erfahrungen an meinem Körper machen, die mir von Seiten des Arztes die ſtrenge Vorſchrift, auf unbeſtimmte Zeit hinaus allem und jedem Geiſteswerk bei Nacht zu entſagen, zugezogen haben.

Da bin ich miſerables Geſtell nun vollends an den Fels geſchmiedet! Bei Tage pflügen und bei Nacht ſchlafen, das iſt ja ganz allerliebſt, hahaha!

Blutige Thränen möcht' ich weinen! — Wie mir zu Muth iſt, kann keine Feder ſchildern! — Was werden Sie ſagen, was Sauerländer, deſſen Mahnbriefe, immer in der Hoffnung, bald etwas für ihn thun zu können, ich bisher nicht einmal beantwortet habe? — Eine ungelöste Pflicht liegt mir wie die Himmelsdecke auf der Bruſt. Und doch, Sie werden mich nicht verdammen, Sie werden die Folgereihe von Umſtänden, die mich armen gehetzten Menſchen in dieſe trübe Lage gebracht, erkennen und mich danach beurtheilen!

Meine Bitte an Sie, — Gott weiß, wie ſchwer es mir wird, ſie auszuſprechen! — geht nun dahin, mich, wenn nur irgend, irgend möglich, von meinem Verſprechen zu entlaſten. Wenn Sie ſelbſt auch nicht die Arbeit übernehmen — Sie haben ja in ganz Deutſchland ſo ausgebreitete, ſo angeſehene

erariſche Verbindungen, daß es Ihnen gewiß ein Leichtes ſein wird, ſonſt en der Sache gewachſenen Mann zu finden. — Ich beſchwöre Sie: wenn e glauben, daß die Schonung meiner Kräfte für eine Zeitlang ſonſt viel- ht erſprießliche Folgen haben könne; bei Ihrer Freundſchaft beſchwör' Sie: reißen Sie mich aus dieſem Zuſtande! — Sie können, Sie rden es! —

Ich weiß nicht, was ich ſonſt noch ſchreiben und ſagen ſoll. Ich bin nz dumm, ganz apathiſch! Ich habe auch ſeit vorigem März kein Gedicht hr gemacht. Das war das: Mirage, was in Dr. Schütze's Taſchenbuch ſtanden hat. Er will wieder was haben, und ich habe auch halb und lb zugeſagt, wo will mir aber jetzt Freudigkeit herkommen?

Tauſend Dank für Ihre Halle der Völker! Wenn Sie wüßten, wie ie mich damit erfreut haben! Ich leſe täglich während des Eſſens darin - denn das iſt faſt die einzige Zeit, die ich mein nennen kann.

Mein Heftlein Gedichte kommt jedenfalls noch im Winter heraus, und t nur durch die Ihnen vorher genannten Abhaltungen aufgehalten worden. - Neues iſt nichts darin. Ein Exemplar ſoll ſogleich nach dem Erſcheinen ls Pfand herzlichſter Freundſchaft zu Ihnen wandern!

Vor 14 Tagen hat mich Immermann beſucht. Ich kannte ihn noch nicht, weil ich bei meinem zeitweiligen Aufenthalt in Düſſeldorf (immer nur ½ oder 1 Tag) denn doch eine gewiſſe Scheu hatte, zu ihm zu gehen. Seine gewinnende Freundlichkeit hat mir aber gezeigt, wie ſehr ich Unrecht hatte, jene Scheu zu hegen. Ach, er war grade einen Tag vorher bei mir, eh' ich zum Arzt ſchicken mußte! — ich hatte gegen ihn noch mit meinem Nacht- hocken geprahlt! —

Und nun theurer, verehrter Freund, das herzlichſte Lebewohl! Antworten Sie mir bald, und reißen Sie mich bald aus meinen Beklommenheiten. —

Fertig hab' ich leider nur:

Le Derviche,
La Bataille perdue,
Les Adieux de l'Hôtesse Arabe,
Le Poète au Calife,
Buonaberdi,
La Fée et la Péri,

und dies kann, wenn Sie es wünſchen, alsbald mit Ihren mir ſeiner Zeit überſandten Manuſcripten an Sie, oder wen Sie mir ſonſt angeben werden, abgehen. — Nochmals, ich weiß nicht, wie ich Ihnen werde danken können! — Aber helfen werden Sie mir, nicht wahr? —

An die Mutter.

Barmen, 21. Nov. 1837.

Ich bin diesmal wieder recht saumselig im Beantworten Deiner beiden lieben Briefe gewesen, und hätte es, was den letzten anbetrifft, doch um so weniger sein sollen, als mein Schweigen Dich und Euch alle wahrscheinlich nicht wenig beunruhigt hat und noch beunruhigt. Ihr müßt mir indessen schon verzeihen — ich habe mich seither gar zu unwohl gefühlt, und wenn ich vom Comptoir kam, Mittags oder Abends, so war ich so abgespannt, müde und hinfällig, daß ich mich lieber auf's Sopha legte, um zu schlafen, oder im besten Falle, um ein Buch in die Hand zu nehmen, als daß ich noch zur Feder gegriffen hätte, um ein Gesundheitsbulletin an Euch abzufassen. Jetzt geht es aber seit Sonntag wieder so ziemlich, und nun soll es auch meine erste Arbeit sein, ein paar Worte an Dich zu richten.

Der Teufel mag wissen, was mir eigentlich gefehlt hat. Totaler Mangel an Appetit, der schwärzeste Hypochonder, und dazu allerdings auch noch eine hartnäckige Erkältung, die mich eine Zeitlang jeden Abend in ein heftiges Fieber warf und Nacht für Nacht mit den ermattendsten Schweißen quälte; das sollen wohl so ungefähr die Dämonen gewesen sein, die mich in diesen Wochen gezwackt haben. Du weißt aus Erfahrung, daß ich mich so leicht nicht zum Doctor bringen lasse, diesmal aber gab ich doch den Vorstellungen meiner Freunde nach, und bin, wie gesagt, jetzt wieder einigermaßen auf den Strumpf gebracht. Der Hypochonder, meinte der Arzt, käme vom nächtlichen Arbeiten her, was er mir von nun an strenge untersagt hat, und die Erkältung sei eine Art Grippe, die diesen Herbst hier im Wupperthale grassire. Ich habe nun Pulver und Mixturen die schwere Menge geschluckt, und es hat, Gott sei Dank, gute Wirkung geäußert. Vor Allem freue ich mich, daß ich meinen Appetit wieder habe, und ich wollte nur, daß ich einen bessern Mittagstisch hätte, als ich ihn hier auf Wupperfeld haben kann, um mich 'mal so recht voll und satt zu essen, mit Respekt zu melden! —

Das Comptoir habe ich übrigens, so gut es angehen wollte, immer besucht. Da ich Weihnachten Urlaub nehmen muß, so möchte ich nicht gerne auch jetzt schwänzen, zudem wären dann meine Bücher zurückgekommen, und so habe ich mich denn als Tag für Tag die paar Schritte hingeschleppt, was mir jetzt recht lieb ist.

Und nun Adieu, liebe Mutter! Mache Dir keine Sorgen mehr um mich, ich bin wirklich auf der Besserung.

* * *

Besonders frisch und eigenartig spricht sich Freiligraths Wesen aus in den Briefen an Wolfgang Müller von Königswinter. Sechs Jahre jünger

ligrath, war Müller damals seit Herbst 1835 Studiosus der Medizin
ı, hatte zugleich als blutjunger Dichter bereits den Pfad eingeschlagen,
lebenslang getreu blieb, der Verherrlichung des Rheines, der poetischen
ıng seiner Sagenwelt. Freiligrath fühlte sich zu dem jungen Mediziner,
. er öfter in Düsseldorf zusammentraf, lebhaft hingezogen; ihrer beider
:nd lyrische Natur stimmte zusammen, und schon Müllers früheste
ichtungen, wie der Mönch von Heisterbach ꝛc. zeigen bemerkenswerte
in künstlerischem Aufbau, Maß und Schönheit des Gedankens wie
ache. Freiligrath schüttet daher dem Bruder in Apoll mit besonderer
lichkeit sein Herz aus, wenn auch nicht das Tiefste des Herzens, welches
:iserner Beharrlichkeit verschlossen hielt: über die Brautschaft gegen die
en Freunde nie ein Wort! So sprechen diese Briefe wohl von manchem
durchzechten Abend, mehr aber vom Mißbehagen an der kaufmän-
Arbeit, von der Sehnsucht in die Ferne, nach neuen Anschauungen,
rst nach Freiheit; gleich nach dem kläglichen Ausgang des Rheinischen
treten die Vorbereitungen zum Rheinischen Jahrbuch, die neuen
ıgen zu Simrock und Matzerath heran; dies und anderes geht in bunter
n dem Leser vorbei. Es mag das Wesentliche der Briefe hier folgen.

* * *

An Wolfgang Müller.

Barmen, 9. Dez. 1837.

Liebster Müller!

ie sind mir, glaube ich, böse, daß ich erst so spät auf Ihre freund-
riefe antworte. Der erste beginnt mit der traulichen Anrede: „Liebster
ath," und der zweite mit einem malitiösen: „Hochgeehrtester!" Seien
ch nicht närrisch! Ich bin von Ende October bis jetzt im höchsten
unwohl gewesen, und fange erst seit wenigen Tagen an mich wieder
len.

n heftiges Katarrhalfieber, dazu, leider Gottes, ein durch ewiges Sitzen
ichtliches Arbeiten derangirter Unterleib, und vor Allem ein finsterer,
ichts zu bannender Hypochonder machten mich zu vernünftigem, mir
dern Freude machenden Briefwechsel durchaus untauglich.

ürnen Sie mir nun noch? Ich hoffe nicht; — ist ja eigentlich schon
eiter Brief trotz des fatalen: „Hochgeehrtester" Beweis genug, daß
ht unversöhnlich sind, und daß Ihnen eine kleinliche Empfindlichkeit
st. —

b ich, wenn meine Verbindung mit Hub sich aufgelöst hat, ein ähn-
nternehmen auf eigene Faust oder in Gemeinschaft mit einem tüchtigen
gründen (oder eigentlich fortsetzen) werde, steht noch sehr dahin. Meine

Zeit ist beschränkt, und meine Kritik (wenigstens, wenn ich motiviren soll, warum ich so oder so urtheile) nicht weit her. Ich glaube, daß ich besser thue, still für mich fortzuschaffen, und das Sammeln und Sichten Berufenern zu überlassen. — Erwägen Sie überdies noch die Verdrießlichkeiten, die mit der Redaktion eines derartigen Almanachs verbunden sind!

Uebrigens bin ich Ihnen für Ihren Wink wegen Simrock herzlich dankbar. Der wäre allerdings der Mann, einen Rheinischen Musen-Almanach zu leiten, und könnte, wie ich meine, auch allein den Versuch wagen. Reden Sie einmal mit ihm! Es wäre doch Schade, wenn ein Unternehmen, wie dieses, nur in Händen wie Hub's bliebe!

Jetzt komme ich zu Ihrer freundlichen Einladung. Als ich Ihren ersten Brief erhielt, konnte ich wegen Unpäßlichkeit nicht, und jetzt, auf Weihnachten, geh' ich nach Westphalen, meine Familie zu besuchen. Doch geb' ich die Hoffnung nicht auf, Sie und Reinick bald wiederzusehen, und bitte Sie drum, mir in Ihrer baldigen, feurige Kohlen auf mein Haupt sammelnden Antwort zu sagen, bis wie lange Sie in Düsseldorf bleiben. Wahrscheinlich werd' ich nämlich schon Neujahr, oder spätestens doch den Sonntag nach Neujahr, wieder zurück sein, und würde dann um so mehr gern einen Tag mit Ihnen dort verleben, als auch Immermann mich freundlich eingeladen hat, ihn einmal zu besuchen.

Denken Sie sich die Ehre: Immermann hat mich in der zweiten Octoberhälfte selbst in meiner obscuren Behausung in der Kirchstraße zu Wupperfeld aufgesucht. Ich kann nicht läugnen, daß es mich innig gefreut hat! Ich verehre ihn seit lange, und das Wohlwollen, die Herzlichkeit, mit der er mir entgegenkam, hat mich wahrhaft erquickt!

Was hab' ich Ihnen nun sonst noch zu sagen? Ja, richtig — das Refüsiren Ihrer Gedichte von Seiten des Musen-Almanachs möge Sie nicht beirren! Ich bin mit Ihnen der Meinung, daß sich in das ursprünglich so schöne Unternehmen ein Geist der Coterie hineingeschlichen hat, der zu nichts Gutem führen kann! Ja, wenn der herrliche Chamisso und der biedere, herzliche Schwab es allein zu thun hätten! Die Adjutantur des Erstern mag aber freilich Manches auf dem Gewissen haben. Uebrigens wird Chamisso den Almanach von nun allein redigiren; Schwab ist, wie mir Weidmann schreibt, von der Redaktion ganz zurückgetreten, seit er Pfarrer von Gomaringen ist, hat aber, wie die übrigen namhaften Schwaben, fortwährend thätige Mitarbeiterschaft zugesagt.

Und nun, grüßen Sie mir Arndt, Simrock und Reinick auf's herzlichste! Dem Ersten hab' ich auf seine Gedichtsendung für's Odeon immer noch nicht geantwortet, weil ich von Monat zu Monat hoffte, es mit dem

ı ſelbſt thun zu können. Es ſoll nun (ebenſo an Simrock) geſchehen, das Buch fertig iſt! Entſchuldigen Sie mich und ſprechen Sie dem gen Greiſe das Gefühl meiner innigen Verehrung für ihn aus.
Was dichten Sie denn jetzt? Sie Glücklicher, Mußebegabter, ſind gewiß fleißig. Ich bin jetzt mit einem Cyclus: „Dichter“ beſchäftigt, und nur, daß wir einen harten, klingenden Froſt bekämen. Der Nebel Regen verdumpfen Einem den wüſten Schädel nur noch mehr!
Meine Gedichte kommen jedenfalls noch vor Oſtern heraus — üben Nachſicht! Lauter dummes Zeug!

* * *

Der im vorſtehenden Briefe erwähnte Cyclus „Dichter“ kam nicht zur ührung. Das nachfolgende ungedruckte Gedicht iſt, ſelbſt unvollendet, ſtück jener beabſichtigten Reihenfolge von Dichterbildern.

Eine Raſt bei Düſſeldorf.

So ſchreit' ich oſtwärts denn vom Rheine!
Die Sonne ſteigt, die Berge glühn!
Es trifft mein Wanderſtab die Steine
Des Heerwegs, daß ſie Funken ſprühn!
Laſtwagen ziehn, Karoſſen blenden,
Vom Sporn des Reiters tröpfelt Blut!
Hoch auf des Pfades Uferränden
Gehölz, und Farrn, und Fingerhut!

Wie ſtolz und prächtig dein Gefieder,
Du Palmentypus, Farrenkraut!
Wie ſtolz, wer auf die Lande nieder,
Umrauſcht von deinen Blättern, ſchaut!
Hinan, hinan! Mein Haupt umfliegen
Soll deiner Schäfte wirr Gerank!
Am Saum des Weges will ich liegen
Auf krautumfloßner Wurzelbank!

Hinan! Den Strohhut in die Kräuter!
Die heiße Stirn in's friſche Laub!
Vorbei im Trabe, Roß und Reiter!
Vorbei in Wirbeln, Juliſtaub!
Nimm auf und balle dich! — Von hinnen!
Dem Rheine zu mit Sturmeshaſt!
In deiner Wolke will ich ſinnen
Die Dauer dieſer Stundenraſt!

Vorbei! — Was drunten wallt zur Stunde,
Von deinem Tuche ſei's verhüllt!
Ein Viſionair, auf ſeinem Grunde
Raſch laß' ich ſprühn ein ander Bild!

Zu Berg drei Männer ſeh' ich reiten;
Die Tracht veraltet, feierlich!
Das iſt ein Ritt aus alten Zeiten,
Ein Ritt der Jahre Siebenzig!

Ein ſeltner Zug! — Beim Himmel: — Zöpfe!
Von Puder weiß das blonde Haar!
Doch keck und edel ihre Köpfe,
Die Stirnen hoch, das Auge klar!
Ihr Bügel ſtraff, ihr Sitz geſchloſſen —
So ſitzt ein König auf dem Thron!
Und ſtolz herunter von den Roſſen
Brauſt ihres Wortes mächt'ger Ton!

Halt! — Ihr? — Ich weiß von eurem Ritte;
Weiß, wen ihr im Gebirg verließt! —
Zuerſt, du Prächt'ger in der Mitte,
Du Junger, Schlanker, ſei gegrüßt!
Du Zeushaupt, das den Götz geboren,
Und Lamoral, den Grafenſproß: —
Gieb Raſt, o Goethe, deinen Sporen!
Götz, Egmont, Werther, wirf dein Roß!

Von den zahlreichen Briefen an Heinrich Koeſter aus der Barmer Zeit mögen nur einige mitgeteilt werden, weil manche derſelben entweder geſchäftlichen und rein gelegentlichen Inhaltes ſind oder ſich auf uns nicht mehr verſtändliche Vorgänge bei Beſuchen Freiligraths in Düſſeldorf beziehen. Mag er aber übermütig ſcherzen oder ſeine Reue über eine ihm, dem Seelenguten, entſchlüpfte Schroffheit ausſprechen, dieſe Briefe ſind jedenfalls ein Zeugnis der innigen Zuneigung, welche Freiligrath mit ſeinem Heinz, „dem Kindervater," „dem Pädagogen," verband.

Lieber Koeſter!

Barmen 1838 (Poſtſtempel 18. 1.)

In meiner Eigenſchaft als zukünftiger Keim der zweckloſen Geſellſchaft wird es ja wohl nichts machen, wenn ich mitunter auch zweckloſe Briefe ſchreibe, zu deren Kategorie der vorliegende Wiſch jedenfalls zu rechnen ſein wird.

Ohne Zweck alſo meld' ich Dir, daß ich vorgeſtern Morgen mit bereiften Nüſtern zwar, ſonſt aber „trocken und wohlbehalten", wie es in unſern Frachtbriefen heißt, wieder hier angelangt bin.

Unter Briefen, die ich vorfand, war auch einer von G. Pfizer, der, nachdem Schwab Stuttgart verlaſſen, die Reviſion des Drucks meiner Sammlung freundſchaftlich übernommen hat.

Denk' einmal: Bis zum 17. Bogen war der Druck ſchon vorgeſchritten,

) 5—6 Bogen kommen jedenfalls noch hinzu, ſo daß das Bändchen, ner Berechnung ganz zuwider, jetzt doch faſt ein Alphabet ſtark werden d. Es iſt mir ganz recht ſo! — Gibt es nun doch ein paar Carolins hr, und der Band ſieht auch anſtändiger aus ſo, und correſpondirt äußerlich hr mit der Beleibtheit ſeines Urhebers.

Und nun Addio! — und ſei überzeugt von den alligatoriſchen Gemungen

Deines

Freiligrath.

* * *

An Heinrich Koeſter.

Barmen, 12. 2. 38.

Würdiger und unſchädlicher Greis!

Da wir leider sans adieu von einander geſchieden ſind, ſo iſt mir s Vergnügen nicht geworden, die Umärmelungsſcene vor Sonderlands ohnung zu repetiren. Es hat mir wirklich leid gethan, daß Du nicht itgegangen biſt! Den Stummen hab' ich freilich in hohem Grade geſpielt, chts deſtoweniger aber viel Plaiſir ausgeſtanden! Schrödters Humor war nz köſtlich, Immermanns Mährchen im Speſſart hinreißend, und die Verammlung die Crême der Düſſeldorfer Geſellſchaft. Wie ich trübe Chamgnerblaſe drauf herumgeſchwommen bin, kannſt Du Dir denken. Es hat ir gewiß Niemand den feuchten Nachmittag angemerkt und ſchmeichl' ich ir au contraire, verdammt nüchtern ausgeſehen zu haben.

Wir wollen aber doch unſres eignen Beſtens willen in der Folge ähnhe Deſſerts vermeidm! Weiß der Teufel, wie ſich die Geſchichte ſo gemacht t! Einige Schuld ſoll ich wohl haben, und — doch, was iſt denn d'ran legen! Wenn wir nur nicht mehr zu Sonderlands gegangen wären! — achher ging's, wie geſagt, ganz vortrefflich!

Und nun Addio, lieber Koeſter! An Sonderland, Stilke, Reinick und Felſenſand bei Gelegnheit meine beſten Grüße. An andere Freunde trag' ich Dir keine auf, denn es ſteht geſchrieben: Und führe uns nicht in Verſuchung.

* * *

An Heinrich Koeſter.

Barmen, 21. Febr. 1838.

Nun ſitz' ich heute ſchon den achten Tag auf der verfluchten Kneipe, ſlucke Medizin, ſchlae, leſe, und gebe mich in unbewachten Augenblicken it der Cultur meines Bartes ab, der nachgerade ſo lang iſt, wie die Ohren n weiland Bileams Eſel. Unſer Herrgott hat mir nämlich in ſeinem uner-

gründlichen Zorne die Lauspocken (i. e. die modifizirten, sive Variolöden) an den Cadaver geklext; ich sehe aus, wie ein bunter Hund, und wenn mich nicht der Gedanke aufrecht hielte, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen, und daß in specie diese Prüfung wahrscheinlich nur in Folge jüngst begangener Sünden, zur Erweckung und Befestigung meines innern Menschen, über mich ergehet, so wär's zum Teufelholen!

Wenn Du etwa Sonntag kommen solltest, so besuche mich doch ja. Ich denke dann, laut Dr. Fischer, wieder auf dem Strumpfe zu sein, und infizire jedenfalls Niemanden mehr.

NB. Briefe tragen den Infectionsstoff nicht mit sich fort.

* * *

An Lina Schwollmann.

B. 27. Febr. 1838.

— Nun zu etwas anderem! Die Hermannsschlacht (welche Du, beiläufig gesagt, wohl vor Lina's Lesewuth verbergen könntest) wird Dir ebenso wenig wie die vorgedruckte Biographie einen befriedigenden, wohlthuenden Genuß verschaffen. Ich schickte sie Dir einzig wegen des Interesses, das Du doch noch immer an der Christel nimmst. Eine Natur wie Grabbe's kann ein Gemüth wie das Deinige unmöglich ansprechen, ihre Produktionen werden Dich eher abstoßen, und das Gemälde ihrer Verirrungen, Kämpfe und ihres endlichen Untergangs kann Dich zwar mit Schmerz erfüllen, wird Dich aber doch gerne zu erfreulichern Bildern eilen lassen. Mich hat Grabbe, seit ich ihn erkannte, auf eine merkwürdige Weise angezogen, abgestoßen, bewegt und erschüttert! Mein Gedicht auf seinen Tod entsprang dem Schmerze über den Untergang einer ursprünglich gewiß edlen, jedenfalls großen und gewaltigen Natur, und so mußt Du es auch beurtheilen.

* * *

An die Mutter.

Barmen, 28. Febr. 1838.

Auf Deinen theilnehmenden Brief vom 21. dieses kann ich Dir heute zu meinem nicht geringen Vergnügen meine gänzliche Wiederherstellung melden. Ich besuche schon seit vorgestern das Comptoir wieder, spüre nicht die geringsten Nachwehen, und die wenigen Forellenpunkte, die im Gesicht und auf den Händen geblieben waren, sind auch kaum sichtbar mehr. Ich kann von Glück sagen, daß ich so gnädig weggekommen bin. Kurz vor dem Ausbruche und in den ersten Tagen desselben fühlte ich mich aber doch nicht wenig herunter. Heftiges Fieber, ein ganz eigenthümliches Gliederreißen und eine totale Abspannung setzten mir hart genug zu; ich konnte nicht gehen, nicht stehen

und nicht liegen und werde mein Lebenlang an den verfluchten 17. Februar, Samstag vor 8 Tagen, gedenken.

* * *

An Heinrich Zulauff.

Barmen, 9. März 38.

Würdiger Zulauff!

Bei den ſtillen Zeitläuften, welche das Zwiſtgeſchäft weniger in der merkantiliſchen als in der literariſchen Welt aufkommen laſſen, finde ich Zeit, lieber Harry, Dir ſoeben noch vom Comptoir aus die folgende Bitte zutrauensvoll zu Füßen zu legen.

Dingelſtedts Gewäſch über Grabbe und mich in der Lewald'ſchen Europa iſt nun nämlich auch in den vielbeliebten Täglichen Anzeiger übergegangen, und da ich eine liebe Seele jenſeits der Berge, die weder die Europa, noch die Didaskalia, noch den Täglichen je zu Geſichte kriegt, gern einmal jene halbwahren Notizen über ihren Sänger leſen ließe, ſo würde es mir ſehr lieb ſein, wenn ich eines Exemplars der betreffenden beiden Nummern des Anzeigers habhaft werden könnte. Könnteſt Du mir nicht dazu behülflich ſein? Ich würde es Dir herzlich Dank wiſſen.

So wenig authentiſch auch die Data ſind, die der einen Poeten für einen Nachtſack anſehende Berichterſtatter über mich beibringt, ſo hat mich Dingelſtedts Humor doch ſtellenweiſe recht ergötzt. Nur hätte er ſein Bedauern für ſich behalten können. Das gäb' ich ihm gern mit Proteſt zurück! — Bedauern laſſen ſich die Weiber und die Kinder.

Willſt Du Sonntag kein Glas Madeira bei mir ſchlucken? Ich werde dann auch den Cardinal mit Dir verrechnen, der nachgerade ſo alt iſt, daß er wohl ſchon Papſt ſein könnte!

* * *

Franz Dingelſtedt, damals noch ganz am Anfang ſeiner literariſchen Laufbahn, hatte Eingang 1838 in der Europa einen Aufſatz veröffentlicht „Eine Mitternacht in Detmold", und bei dieſer Gelegenheit neben manchem Treffenden und Wohlgemeinten manches Irrige und Unwillkommene über Freiligrath mitgeteilt. L. Merckel ließ im April 1838 in Nr. 3 und 4 des Lippiſchen Magazins eine ſehr ſpöttiſche und abfällige „Beleuchtung der Dingelſtedt'ſchen Mitternacht" erſcheinen.

An Lina Schwollmann.

Barmen, 12. März 1838.

— In Lewalds Europa hat kürzlich ein Aufſatz über mich und Grabbe geſtanden, der aus jenem Journal in verſchiedene andere, u. A. auch in den Elberfelder Tägl. Anzeiger, übergegangen iſt. — Ich ſchick' ihn Dir bei-

liegend, da Du Dich wohl dafür intereſſirſt. — Er iſt nicht ohne Humor geſchrieben, liefert aber einen lebendigen Beweis, wie Thatſachen, wenn ſie ſo ein zehn Jahre im Munde der Leute geweſen ſind, entſtellt und mit einander verwechſelt werden können. So was muß man ſich ſchon gefallen laſſen, wenn man am Wege baut! — Du ſiehſt übrigens hieraus, wie Grabbe und ich bloß deßwegen immer zuſammengekoppelt werden, weil wir aus einem Orte ſind, und wie dieſer Ort auch durch mich Beſcheidenſten aller Federfuchſer mit der Zeit zu einiger Glorie gelangt. Wären Grabbe und ich nicht in dem Neſte geboren, ſo hätte Dingelſtedt gewiß in ſeinem Leben keine „Mitternacht in Detmold" geſchrieben.

* * *

An Hermann Neumann.

Barmen, 13. März 1838.

Meine Poemata müſſen ganz bald herauskommen und ſind im Druck wahrſcheinlich ſchon vollendet. Steht viel mattes und triviales Zeug drin, und da werden denn die Recenſenten grimmig über mich herfallen, und mich zu Tode hetzen.

Machen thu' ich jetzt wenig, ich bin mordfaul und wollte, daß ich auf Navy-Island bei den Canadiſchen Inſurgenten wäre.

Anliegend nun das Odeon! Das letzte, das unter meiner Mitredaction erſcheint! Die Gründe wiſſen Sie. Steht doch manches Gute in dem Büchel, Arndts charakteriſtiſche Beiträge ſind ganz vortrefflich, Simrock, Landfermann, Pfizer, Stieglitz, Duller, Bechſtein, Pfarrius, die Stöber haben Vorzügliches geſteuert. Meine Sachen im Buch ſind nichts werth. Der Ausgewanderte und der Neger gehen an, Memnon aber iſt Schwulſt. Gott beſſer's! Grabbe's Barbaroſſa, eine Reliquie von ihm, die mir die Wittwe mittheilte, wird Ihnen Freude machen.

Wann der unendliche Augenblick (gut, daß Sie nicht endloſe ſchrieben) endlich naht, wo Sie des Glücks theilhaftig werden, meine Stumpfnaſe ſammt Hamſterbacken in natura anſchauen zu können, das, lieber Leutnant, mögen die Götter wiſſen. Ich denke übrigens doch im Frühjahr! Wir können's ja vorher abſprechen, und wenn uns dann der Teufel mal zuſammen hat, dann wollen wir von Poeſie, Poeten, Jean Baptiſten, [1]) Ironie des Lebens und Eiſenbahnen ſprechen, daß die Leute ſich wundern ſollen. Pfingſten wäre die rechte Zeit; da wird der heilige Geiſt ausgegoſſen, da wird er ſich ſetzen auf einen jeglichen unter uns, da werden wir predigen mit anderen Zungen, nach dem der Geiſt uns wird geben auszuſprechen. Da werden die Flämmlein leuchten auf unſern Häuptern, und Jüden und Jüdengenoſſen werden ſagen: ſie ſind voll ſüßen Weins! Sie aber werden auftreten, aufheben Ihre Stimme, und

[1]) Jean Baptiſt Rouſſeau aus Bonn, Literat, 1802—67.

ihnen reden: Lieben Männer und Brüder! Dieſe ſind nicht trunken, emal es iſt die dritte Stunde am Tage! [1])

Bis zu dieſem unendlichen Augenblicke, den ich mir bei einem Glaſe chen Quellwaſſers, einer Gabel Kornſalat und einem weichgeſottenen Eilein s iſt NB. mein ſolitärer Abendſchmaus, in den ich während dem Schreiben zuweilen einhaue) in den bunteſten Farben ſchon jetzt anticipirend vor die ele treten laſſe, hoff' ich jedenfalls noch einen oder ein paar Briefe von nen zu erhalten. Der Himmel ſei mit Ihnen, beſter Neumann!

* * *

An Wolfgang Müller.

Barmen, 20. März 1838.

Wie es mir geht, was ich treibe u. ſ. w., fragen Sie? Ach, darüber wenig Tröſtliches zu melden — krank, unwirſch und die vier Species! en halben Februar und die erſten Tage des März hab' ich — an den lattern zu Sopha liegen müſſen, und fühle mich noch nicht recht wieder ohl. Dann dieſes vermaledeite Neſt, proſaiſch, kleinſtädtiſch, dünkelhaft und rketzernd wie kein anderes. Ich ſehne mich herzlich hinaus, ſoll aber doch ohl meinen Contrakt bis Mai 39 halten müſſen.

Daß ich übrigens geſonnen bin, den Kaufmann zu quittiren, literariſcher venturier zu werden und zunächſt in Düſſeldorf meine Bude aufzuſchlagen, : nur leeres Gerücht. Wahr iſt's allerdings, daß ich inſonderheit von mmermann dringend und auf eine Weiſe, die mir ſein theilnehmendes Wohl= ollen deutlich zu erkennen gab, aufgefordert worden bin, mich meinen jetzigen ngenden Verhältniſſen zu entreißen, noch was Tüchtiges zu lernen und um nach einem feſten Plane einem beſtimmten, poetiſchen Ziele zuzuſteuern! ber es geht beim Teufel nicht, ſo lockend mir auch ſolche Töne in die Seele ingen! Buchhändlerknecht werden, um zu leben! Pfui — da müßt' ich das, as ich mit ſchlagenden Pulſen, ſchier als Viſionär, ſchreibe, eben ſo gut benbei machen, als jetzt! Ueberſetzen oder Buchführen, das ſoll am Ende ohl zu Einem auskommen, und das Letzte ſoll, dünkt mich, doch wohl eben ehrenhaft ſein als das Erſte. — Nein, wenn mir etwas erſprießlich wäre, um wär's Reiſen! Großſtädte, das Meer, die Poeſie der Matroſenjacke — s iſt's, was mir fehlt, und wenn Familien= und andere Verhältniſſe mir ißt Ketten an Hände und Füße geworfen hätten, dann ſollte mich, wahrlich! chts abhalten, um Himmel und Hölle zur Erlangung einer Secretärſtelle f einem Engliſchen oder Holländiſchen Kriegsſchiffe in Bewegung zu ſetzen.

[1]) Zarte Gemüter mögen an dieſen Scherzen keinen Anſtoß nehmen, ſondern das Wetterleuchten in der Pfingſtnacht" zum Troſte leſen. Freiligrath liebte lebenslang ſolche haus harmlos gemeinte Citate aus der Bibel.

Die Welt! Es ist bei den Göttern noch viel Poesie auf dem alten Globen, die noch kein Menschenmund gesungen hat, und die, auch außer Männern wie Cooper, Paulding, Irving, Marryat u. A., ihre Interpreten haben sollte!

Haben Sie Karl Becks Nächte gelesen? Das ist ein Hauptkerl, vor dem man Respekt haben muß — Gesinnung, Gedanke, Sprache und Form, Alles trefflich!

* * *

An August Boelling.

[Barmen], 5. April [1838.]

Lieber August!

Hoffentlich hast Du besser geschlafen, als ich! — Bis drei Uhr ist keine Ruhe in meine Gebeine gekommen, wodurch denn mein neues Gedicht bis zur dritten Strophe gewachsen ist.

Die Steppe.

Sie dehnt sich aus von Meer zu Meere,
Wer sie durchritten hat, den graust.
Sie liegt vor Gott in ihrer Leere,
Wie eine leere Bettlerfaust.
Die Ströme, die sie jach durchrinnen;
Die ausgefahrnen Gleise, drinnen
Des Colonisten Rad sich wand;
Die Spur, in der die Büffel traben, —
Das sind, vom Himmel selbst gegraben,
Die Furchen dieser Riesenhand!

Verworrne Schrift! — ich will sie lesen!
Halt her: ich will dir prophezein!
Ich will dies Furchenräthsel lösen,
Ich will dein Liniendeuter sein!
Hör' zu, willst du dein Schicksal wissen: —
Der Zug der Völker folgt den Flüssen,
Die Pflugschaar folgt der Wagenspur;
Der Bison läßt in's Joch sich spannen;
Den öden Grasplan der Savannen
Erblick' ich schon als Aehrenflur!

Sieh da, die Fährte flücht'ger Wilden!
Und hier, wo Ströme mit Gebraus
Im Lauf ein Giebeldreieck bilden,
Erhebt sich mehr wohl, als ein Haus!
Aufsteigt die Stadt, umblitzt von Villen;
Ich seh' die leere Faust sich füllen —
Halt' ein! ich bin kein Chiromant,
Was steh' ich von der Zukunft Rede?
Ich wollt' Euch zeigen ja die Oede,
Wenn sie durchrollt ein Halmenbrand!

Komme doch nach dem Eſſen zum Spaziergange! Ich will bis 1 warten. Ich möchte gern wieder einmal in die Mark, und zugleich Dein Urtheil über die Deutlichkeit der vorſtehenden Verſe (was die Durchführung des Bildes angeht) hören. — Wundern ſoll's mich, ob Dir die angeſtrichene Stelle grade ſo, wie ich's meinte, klar geworden iſt.

* * *

An Luiſe Grabbe.

Barmen, 8. April 1838.

Ihr letzter Brief iſt vom 19. Auguſt 37! — Wie vor Sie treten, wie mich entſchuldigen?! — Wahr iſt's allerdings, daß ich den ganzen Herbſt und Winter hindurch geiſtig und körperlich krank geweſen bin, daß Hypochonder, Fieber und Blattern mich geſchüttelt, daß der Schlendrian des Geſchäftslebens, daß Zerſtreuungen, Beſuche und kleine Reiſen mich wechſelsweiſe ſo abgeſtumpft und aufgeregt haben, daß ich oft nicht wußte, wo mir der Kopf ſtand, daß Feder und Briefpapier Dinge waren, denen ich außer dem Comptoir meilenweit aus dem Wege ging! — Ich habe ein trübes, verſchleudertes Jahr hinter mir; — bald gehetzt und bald todmüde, hab' ich eben Nichts gethan, als was die dringendſte Nothwendigkeit gebot, als was das triſte Einerlei des Alltagslebens mit ſich brachte! — Ob Sie mich entſchuldigen, ob Sie mir verzeihen werden? — Ich weiß es nicht, kann Sie aber mit gutem Gewiſſen verſichern, daß ich zwar fahrläſſig und ſaumſelig geweſen, in meiner Ergebenheit für Sie aber immer derſelbe geblieben bin! — Gott weiß wie mir meine Schuld an Sie oft auf's Herz fiel — und doch konnte ich nicht zum Schreiben kommen.

Wie ſehr haben Sie mich damals durch Ihren lieben Brief erfreut, und wie iſt er mir noch ſoeben, wo ich ihn noch einmal durchlas, auf's Neue eine Quelle reichen Genuſſes geworden! — Die mannichfachen Notizen, die Sie mir über Detmolder Thun und Treiben, über Jugendgeſpielen und über meine eignen Knabenjahre mittheilen, üben immer einen eignen Zauber auf mich aus. Ich laſſe mich ſo gern an den Ort und in die Zeit zurückverſetzen, wo ich einzig und allein mich glücklich gefühlt habe! O, meine Kindheit! Da hing noch der Heiligenſchein der Hoffnung um meine Zukunft, da baute ich Schlöſſer, da lebte ich Mährchen — ach, und brannte vor Ehrgeiz und Erwartung, wenn Männer, wie Ihr verſtorbener Vater, mich anwackerten, 'mal ein rechter Kerl zu werden! — Ja, was Schönes iſt aus mir geworden! Ein fahrender Comptoiriſt, durchzieh' ich die Welt, mache ſchlechte Verſe, und hadere mit Gott und den Menſchen, daß ich in eine ſo verhunzte Carrière hereingerathen bin. Ich habe oft recht trübe Stunden, und da ſind denn Mittheilungen, wie die Ihrigen, eben recht geeignet, mich wenigſtens auf

Augenblicke meinen Ingrimm vergessen zu lassen. Ueber die Ovid'schen Reimereien: „Hier sieht man mit Bedauern ꝛc.“ [1]) hab' ich recht von Herzen lachen müssen, und ich kann nicht läugnen, daß es mich freuen wird, wenn ich diese Puerilien wieder einmal werde anschauen können.

Die Hermannsschlacht mit Dullers Biographie ist ja nun auch seit einigen Monaten heraus. Schreiner hatte die große Aufmerksamkeit mir gleich nach dem Erscheinen ein Exemplar zu schicken, und ich kann Ihnen nicht sagen, wie ich mich an Beiden, am Stück und an der biogr. Skizze, erbaut habe. Die Schlacht ist köstlich, ganz Grabbisch, kurz, gedrungen, prägnant, schlagend! Und die Biographie scheint mir wenigstens vortrefflich. — Ich glaube mit Grund vermuthen zu dürfen, daß Sie mit Duller zufrieden sind, und freue mich herzlich, daß er die Aufgabe so ganz in unserm Sinne gelöst hat. Und es war auch wirklich an der Zeit, einmal etwas Wahres über Grabbe in die Welt zu schicken. Von Tage zu Tage wird das Geschwätz über ihn größer, und wenn nicht ein authentischer Bericht in Bälde erschienen wäre, so war es gar nicht abzusehen, zu welchen Mythen und Fabeln man nicht noch die Leichtgläubigkeit des Publikums würde mißbraucht haben.

Ewig Schade bleibt es, daß Immermann und Grabbe in kein innigeres Verhältniß zu einander gekommen sind, obgleich es bei den durchaus verschiedenen Naturen Beider von vornherein sich nicht erwarten ließ. Immermann ist gewiß durch Geist und Gesinnung einer der Ersten unsrer jetzt lebenden Dichter, und hätte unter günstigeren Auspicien gewiß den wohlthätigsten Einfluß auf Grabbe ausüben können. Wie ich zu Immermann stehe, weiß ich eigentlich selbst nicht. Im vorigen Herbst besuchte er mich zuerst hier in Barmen, nachdem er sich vorher brieflich mit diplomatischer Genauigkeit angekündigt hatte. Dann bin ich auf seine Einladung ein paarmal bei ihm in Düsseldorf gewesen, und kann nicht anders sagen, als daß er mich mit großem Wohlwollen aufgenommen und auf mannichfache Weise ausgezeichnet hat. Seit meinem letzten Besuche im Februar jedoch hab' ich auf einen Brief noch keine Antwort erhalten, und habe auch Nichts dagegen.

[1]) L. Grabbe gedenkt in dem Briefe, auf welchen Freiligrath hier antwortet, u. a. eines verlorenen Gedichtes „Der Luftschiffer“, welches Grabbe in Entzücken versetzt habe, der an Vater Clostermeier gerichteten lateinischen Gedichte, sowie der noch erhaltenen scherzhaften Zeichnungen über Ovids Mißgeschick, darunter eine mit der Unterschrift:

Hier sieht man mit Bedauern
Den Herrn Ovidium,
Wie man ihn thuet führen
In das Exilium.

wenn er mich (nach seiner Gewohnheit, wie die böse Welt sagt) ebenso wieder fallen läßt, wie er mich ganz ohne mein Zuthun in seine Kreise zog. Ich kann Gottlob auf eigenen Füßen stehen. Dieß übrigens nur als vertrauliche Mittheilung, wenn ich bitten darf.

* * *

An August Boelling.

[Barmen], 24. April 38.

Inliegend der Brief zur beliebigen Vollschreibung der letzten Seite und gef. Zurückstellung bis heute Mittag, damit ich mein Staats- und Cabinetssiegel drauf drücken kann! — Das macht mich unter Anderm auch so trist und melancholisch, daß ich in allen Dingen so wenig Tact habe! — Ich wollte, daß ich todt wäre! —

Heute morgen hab' ich von dem kleinen Goethe-Gesprächler Eckermann in Weimar einen bewundernden, nichtsdestoweniger aber herzlichen und hin und wieder recht gescheidten Brief erhalten. — Ich wollte, daß ich unter der Erde läge, oder Sackträger in Peking wäre! — Ich tauge nicht in die Welt und unter die Menschen. — Ich bin sehr traurig. —

* * *

An August Boelling.

B. 28. Apr. 38.

Monsieur!

Soeben erhalt' ich von Soest einen meiner ersten poetischen Versuche [1]), der sich wahrscheinlich vom Jahre 20 oder höchstens 21 her datiren wird. — Ich schick' ihn Euch inliegend, damit Ihr darüber lacht, bitt' ihn mir aber bis spätestens auf den Abend wieder aus. — Wie mich dieß unschuldige Blatt mit seinen kindischen Schriftzügen gerührt hat, kann ich Euch nicht sagen! — Welch' ein miserabler Kerl bin ich seitdem geworden! —

Maitrank, Bleichart und Punsch sind mir sehr gut bekommen, und ich hoffe, daß auch bei Euch die Prophezeiung des edlen M. nicht in Erfüllung gegangen ist.

Mit vieler Traurigkeit

Euer

F. Freiligrath.

* * *

An Heinrich Koester.

[Barmen], 30. April 1838.

Lieber Koester!

Gott zum Gruß! — Von Iserlohn wieder angelangt! — Viel Plaisir

[1]) Es wird dies wohl das Urians-Lied S. 23 gewesen sein.

ausgeſtanden! — Ungeheure Heiterkeit! — Glück und Champager! — Und doch ſolide! —

Wenn Dir etwa beim Schweizer oder in einem andern literariſch-bibiſtiſchen Inſtitut Düſſeldorfs in dieſen Tagen das ſchon mehr als zu viel beſprochene Dread Nought im Morgenblatt begegnen ſollte, ſo ſei doch ſo gut, es mich wiſſen zu laſſen. Ich bin von Cotta fortwährend ohne Nachricht und könnte durch den Abdruck des Dread Nought wenigſtens über die richtige Ueberkunft meiner letzten Sendung an ihn beruhigt ſein. Thu' mir den Gefallen.

Addio! Il vostro

Rhinoceros.

* * *

An Ludwig Merckel.

Barmen, 8. Mai 1838.

Soeben wird mir von befreundeter Hand Deine Beleuchtung der Dingelſtedt'ſchen Mitternacht zugeſchickt! — Meinen herzlichen, innigen Dank, Du alter Getreuer! — Du haſt dem Heſſen-Kaſſeler wacker heimgeleuchtet; — Dein Wortwitz ſprudelt à la Saphir, daß es eine Luſt iſt; hätt' ich Dich doch gleich hier zur Stelle, daß wir uns die Hand drücken und in duftendem Vierunddreißiger auf die alten Zeiten, den Lippiſchen Wald und treue, dauernde Freundſchaft anklingen könnten!

Dingelſtedts Gewäſch hatte mich wirklich ennuyirt, weniger meiner ſelbſt wegen (denn daß ich als Kaufmann von der Pike an gedient habe, mag und kann wiſſen, wer will), als wegen der albernen, meine Pietät im höchſten Grade verletzenden Weiſe, in der meines Vaters beiläufig Erwähnung geſchieht! — Für den kleinen Denkſtein, den Du ihm in Deinem Aufſatze errichtet, vor Allem meinen warmen Dank! — „Armer Sänger!" mir wurde übel, als ich die ſchnöden Worte in der „Europa" zuerſt las! — Bedauern — Pfui! — Und wenn mir das Herz bärſte, was geht's die Welt an? — Du haſt mir ganz aus der Seele geſprochen, lieber Kerl! Ich drücke Dir im Geiſte die Hand!

Nun hätte ich Dir allerdings Viel zu ſchreiben! — Seit der Walpurgisnacht 1836 hab' ich keine Feder für Dich angeſetzt, und mein Lebenskahn hat ſich ſeitdem in gewohnter Weiſe auf der ſeichten Fluth des Alltagslebens hafenlos umhergetrieben, ſo daß es mir, wollte ich mich an's Schwatzen geben, wenigſtens für ein paar Bogen nicht an Stoff fehlen würde. Ich habe aber keine Ruhe dazu! — Weiß der Teufel wie es zugeht. — Feder und Dinte ſind mir ſeit anderthalb Jahren in den Tod verhaßt, meine Correſpondenz liegt darnieder, und ich möchte oft aus der Haut fahren vor Unraſt,

ſcham und Zorn gegen mich ſelber, wenn ich daran denke, wie ich ſeit jener Zeit ſo manche Verbindung aus ſchwächlicher Schreibfaulheit vernachläſſigt habe! — Habe Du wenigſtens heute Nachſicht mit mir; — in ganz kurzer Zeit werde ich Dir meine ausgewählten Schmieralien, deren Druck jetzt bei Cotta vollendet iſt, zuſchicken, und dann, wenn mir der Dämon nicht wieder Keſſeln unter den Steiß ſchiebt, einen langen ruhigen Brief beilegen. —

Köſtliches Wetter! Wie durch einen Zauberſchlag hat der Winter dem Sommer Platz gemacht. Die Berge grün, platzende Kaſtanienknospen, blauer Himmel, Staub auf den Wegen, Schleier auf den Balkonen, Pferde und Karoſſen, Poſthörner, die vor Hitze heiſer ſind — es iſt, um des Teufels zu werden vor lauter Plaiſir! — Und doch bin ich manchmal ſehr traurig — und das iſt auch eine Wolluſt.

Solch Wetter muß es geweſen ſein, als der ſelige Hölty zu Göttingen ſeine Frühlingslieder losließ. — Bei Euch im Teutoburger Saltus muß es jetzt herrlich ſein! — Ob meine Blicke wohl noch oft mit Sehnſucht nach den Laubkronen ſeiner Berge hinüberſchauen? —

Wenn ich die Nachtigall hören will, muß ich nach Düſſeldorf in den Hofgarten gehen. Juden und Nachtigallen gibt's an der Wupper nicht. Die Toleranz iſt hier nicht weit her.

Ob Hölty auch wohl Mailieder gemacht hätte, wenn Anno 1773 ſieben Profeſſoren par ordre de Mufti exilirt worden wären? — 's iſt eine ſchwüle Zeit; der Poet ſteht vereinſamt in ihr, ein überflüſſiges Geräth! — Wohl ihm, wenn er die Intereſſen der Zeit ſo zu erfaſſen verſteht, wie in neuſter Zeit Grün und Beck. — Des Letzteren Nächte, Gepanzerte Lieder kann ich Dir nicht genug empfehlen! Der edelſte Liberalismus und dabei eine Phantaſie, wie Feuer und Flammen. Bild auf Bild, Blitz auf Blitz, Streich auf Streich. Der Kerl iſt erſt 21 Jahr alt, 1817 geboren. — Gott mit Dir! —

* * *

An Auguſt Boelling.

[Barmen], 16. Mai 38.

Die Meſſe wird heute vier Tage alt! Alles pilgert hinunter, ihre Freuden zu genießen, und es geht ſogar die Rede, daß Paſtor S. ſie morgen in optima forma in Maitrank und Champagner bei Herminghauſen feiern wird. — Nur wir haben uns bisher in ſolideſter Solidität zu Hauſe gehalten, und ſcheinen es nicht zu beachten, daß Abd-el-Kader ſeinen beſten Elephanten, daß Limburg an der Lahn ſeine hundertneunundneunzig Harfeniſtinnen abgeſandt hat, uns würdig zu empfangen und die Traurigkeit, in welcher namentlich mein armes Herze verkehrt, zu verſcheuchen! — Gentlemen! —

Der Elephant ſtreckt ſeinen Rüſſel, die Harfeniſtinnen ſtrecken ihre Arme, und Obermeyers Flaſchen ſtrecken ihre Hälſe nach uns aus! — Wer iſt ein Menſch, und wird davon nicht gerührt? — „Wollen wir?“ — „Warum ſollten wir nicht?“ Ueberlegt's Euch, beſchlaft's Euch, bedenkt's Euch! und dann kommt heute Mittag zwiſchen ein und zwei zu dem lieben John Falſtaff, zu dem dicken John Falſtaff, zu dem ſoliden John Falſtaff, zu dem traurigen John Falſtaff, zu dem durſtigen John Falſtaff, und ſagt ihm, ob und wann Ihr wollt! — John Falſtaff würde zu Euch kommen, aber ſein Bart iſt wieder fingerslang, wie der alte Miller in Kabale und Liebe ſagt, und er muß nothwendiger Weiſe zur bemeldeten Stunde großes Raſement halten! —

Morgen iſt Kindtoofen — aber nicht bei die Jungfer Piffken, ſondern beim alten — wollt ich ſagen: jungen Fritz. — Das wäre wohl eine gelegene Zeit, um bei Obermeyer eenen zu kneifen. —

Und nun Adieu, ihr Trunkenbolde! — Bringt mir doch auch die Europa und meinen Atlanten mit! —

Man grüßt Euch mit Achtung!

con tenerezza

il vostro

John.

Das Petſchaft zeigt ein gothiſches F., daneben iſt geſchrieben: alſtaff.

* * *

An Wolfgang Müller.

Barmen, 22. Mai 38.

Liebſter Müller!

Morgen werden's drei Wochen, als ich bei Ihnen war, und durch Ihre und Reinicks Freundlichkeit einen ſchönen Tag verlebte. Sie haben ſeitdem Düſſeldorf wieder verlaſſen, haben Hochzeit, Carmina, Akademie und Hofgarten hinter ſich, und da wird Ihnen, hoff' ich, ein freundlicher, wenn auch kurzer und flüchtiger Gruß jetzt nicht zur unrechten Zeit kommen. —

Kennen Sie Pfarrius' neu erſchienenes Bändchen Das Nahethal? Friſch und lebendig! Eine ſehr erfreuliche Erſcheinung, die mich über die Maßen angeſprochen hat. —

Sonderlands Hans und Grete, Rattenfänger, Handſchuh, Wilder Jäger ſind ganz köſtliche Bilder, die mich und alle, die ſie geſehen und die ich darüber geſprochen, in hohem Grade erfreut haben. Der Rattenfänger gefällt mir faſt noch beſſer, als Hans und Grete. Am mindeſten hat mir der Handſchuh, trotz meiner bekannten Beſtienliebhabereien, zugeſagt. Der Jäger iſt aber wieder ganz herrlich! Das ganze Blatt lebt. Wenn der arme Bürger doch das noch erlebt hätte, daß man ſeine Riſch-Raſch-Ballade ſo trefflich

illuſtrirte — wie würde das den Siechen, von der Miſere des Alltagslebens zu Tode Gehetzten erquickt haben! Wenn ich einen unſerer älteren Romanciers liebe, ſo iſt es Bürger. —

Ich bin furchtbar faul, ſchwärme in meinen Freiſtunden in der ſchönen Gegend umher und ſuche Waldmeiſter. Bei dem ſchönen Wetter fällt mir auch nicht ein einziger Reim ein; dagegen iſt jeder Spaziergang, den ich mache, ein Gedicht. — Was ſoll man alles ausſprechen? „There have been poets who have never penn'd their inspiration.“ Byron.

* * *

Zu den Freunden Freiligraths während dieſer Barmer Jahre gehörte auch der Oberlehrer am Mindener Gymnaſium, Dr. Ernſt Kapp. Einiges aus den vorliegenden Briefen aus dem Jahre 1838 mag mitgeteilt werden.

Barmen, 24. Juni 1838.

Zu meiner großen Freude bin ich nun endlich auch im Stande, Ihnen ein Exemplar meiner ganz kürzlich im Druck vollendeten, soi-disant Gedichte zu ſchicken. Nehmen Sie das Buch freundlich und mit Nachſicht auf! 's iſt viel ſchlechtes Zeug darin, Puerilia, die eigentlich nur für mich Werth haben, ſei es nun als Erinnerungen an die Situationen, welche ſie hervorriefen, ſei es als Documente meines Entwickelungsganges. Im Ganzen hab' ich Angſt mit dieſer Publication. Das unverdiente Glück, das einzelne meiner Sachen gemacht haben, hat die Anſprüche an eine Sammlung ſehr geſteigert und — nun urtheilen Sie ſelbſt, und wenn Sie einmal Zeit und Luſt haben, ſo ſchreiben Sie mir ohne Rückhalt, was Sie von dem Buche denken. Ich höre nichts lieber als wohlwollenden Tadel!

Immermann hebt an meinen Verſuchen beſonders das Plaſtiſche hervor, und ich glaube ſelbſt, daß ich, wenn ich das Techniſche der Malerei verſtünde und von Jugend auf die erforderliche Fingerfertigkeit mir angeeignet hätte, ein beſſerer Maler als Dichter ſein könnte. Einmal hat er mir auch geſagt, meine Poeſie komme ihm wie ein wunderſchönes Mädchen vor, üppig und voll, aber ſchlafend, das Auge geſchloſſen. Er ſoll wohl Recht haben. — Ich will mich wieder einmal verlieben und Seereiſen machen, wenn ich zu Gelde komme. Ich bin ein Stein, und wenn ich Funken geben ſoll, ſo müſſen dann und wann neue Stähle an mir klirren. —

* * *

An Luiſe Grabbe.

Barmen, 27. Juni 1838.

Die Veilchen, die in der Hermannsſchlacht lagen, ſind alſo vom Grabe meiner Mutter? Kennen Sie es denn noch immer, und iſt es nicht wüſt und

verwildert? Und wiſſen Sie auch Emma's und Louiſen's Grab? Ach, es liegt mir Mancher unter dem Walle, um den mir noch jetzt die Thränen in die Augen ſchießen. Der Lippiſche Wald ſchaut hoch und ernſt auf die Gräber herab, und beſtreut ſie im Herbſt mit gelben Blättern; ich aber bin ihnen fern und kann ſie nicht ſchmücken. Auch meine Soeſter Gräber nicht! — Seien Sie meiner Detmolder Hügel gedenk — laſſen Sie meiner Mutter, laſſen Sie meiner Schweſtern Grab nicht wüſt werden! — Ich bitte Sie drum; — Ach! ich wollte, ich wär' ſelber todt! —

Eine halbe Stunde ſpäter. — Der weiche Moment iſt vorbei. — Ich bin ein närriſcher Kerl und oft zu Tode betrübt. — Warum, das weiß ich ſelber nicht. Ich bin aber nur froh, daß ich wieder ſoweit wenigſtens bin, denn in meiner Amſterdamer Zeit hab' ich Perioden gehabt, wo ich ganz ſtarr und erſtorben war, wo ich nach Thränen lechzte, und ſie nicht vergießen konnte, und wo ich kein ander Lachen als das des Hohns und des Grimms hatte.

Sonntag vor acht Tagen war mein Geburtstag. Da hab' ich denn mit Gram und Sehnſucht in mein vergangenes Leben geſchaut, wie in einen Brunnen, und hätte mich gern hineingeſtürzt. — Auch die Freuden, die ich an dieſem Tage Jahr für Jahr in Ihrem Hauſe genoſſen, wurden mir wieder auf's Neue gegenwärtig! — Ach, ich thue eigentlich Sünde, daß ich mit der Gegenwart habere. — Auch jetzt blüht mir noch manche Freude, und eine Menge guter Menſchen, hier und anderswo, liebt mich und beſtrebt ſich, mir das Leben heiter zu machen. Ich bin aber ein düſterer Menſch, dem es nirgend heimiſch wird. Eine ewige Unraſt peitſcht und verzehrt mich, und wenn ich nicht manchmal die ſchöne, tolle, gläſerzerſchlagende Luſtigkeit hätte, meinen Hypochonder dahinter zu verſtecken, ſo hielten mich die Leute für einen unheilbaren Grämling.

Ob und wann ich einmal zur Ruhe komme und ein geſetzter Philiſter werde, mag der Himmel wiſſen.

* * *

An Ernſt Kapp.

Barmen, 7. Juli 1838.

Poëta vates! — Ich ſprach in meinem letzten Schreiben die Vermuthung aus, daß Sie vielleicht eben jetzt wieder auf einer Reiſe begriffen wären. Und es trifft richtig zu. Während ich dieſe Zeilen zwiſchen Journal und Hauptbuch flüchtig auf's Papier werfe, ſtehen Sie vielleicht mit Ihren Felicibus auf der Spitze des Brockens, oder ein alter Steiger führt Sie durch das Tropfſteinlabyrinth der Baumannshöhle, oder Sie bereiten ſich, unter dem Gelächter Ihrer loſen Jugend, durch das Anlegen eines wohlconditionirten

Hinterschurzes zur Einfahrt in den Rammelsberg würdig vor. Wie gern wär' ich bei Ihnen, das tannige Gebirg zu durchmeistern. Die Lehr- und Wanderjahre sind auch mir ein theures Werk. Die Aehnlichkeit mancher Situationen meines eignen Lebens mit den vom alten Wolfgang geschilderten hat mich von jeher angezogen, und ich erinnere mich noch sehr wohl des Fensterpults auf meinem Amsterdamer Comptoir, wo ich, unter'm Schirm eines mächtigen Rechnungsbuches, den Meister im Jahr 1832 zuerst las. Zu meiner Seite ein breiter Kanal mit Schiffen und Kähnen, um mich herum Summen und Rechnen, vor mir mein Foliant — und im Kopf das Klappern von Philinens Pantoffeln, Mignons Eiertanz und zwischendurch, wie Blitze meinem Schädel entzuckend, eigne Lieder, die dann meist gleich an Ort und Stelle auf zerrissenen Rechnungen oder Briefen niedergeschrieben wurden.

Das Binnenland, Berg und Wald und Fels, zieht mich übrigens nicht so an, wie das Meer, die Küsten. Berge drücken mich, ich muß weite Horizonte haben, die der Sehnsucht, der Phantasie, dem Schweifen des Geistes keine Schranken anlegen. Wenn ich kann, so fang' ich künftigen Sommer mit den Holländern Häringe in der Nordsee, bei den Shetländischen Inseln, sehe den Kraken, und lasse mir Fischermährchen erzählen, angehaucht vom Ossianischen Hauch der Schottischen Küste. Und dann schiff' ich mich nach Smyrna, Constantinopel und Odessa ein, und dann nach dem Jasonischen Kolchis. Ich will das Mittelmeer kennen, das Natur und Geschichte in gleicher Fülle auf den Fahrenden wirken läßt. Ich will mir ein goldenes Vließ von Liedern holen.

Doch ich bin ein armer Teufel, und sitze über's Jahr wohl eben so an's Pult geschmiedet, wie heute.

* * *

An Ernst Kapp.

Barmen, 14. Juli 1838.

Sie werden denken, theurer Freund, daß ich ein närrischer Kerl sei. Erst lass' ich Sie schier so lange Zeit auf Antwort warten, als ein Mensch nöthig hat, um auf die Welt zu kommen, und nun unterhalt' ich ein so lebhaftes Briefkreuzfeuer mit Ihnen, daß Sie bei Ihrer Heimkehr statt eines Schreibens von mir deren zwei vorfinden. Nehmen Sie mir's nicht übel! Ich weiß leider durch widrige Erfahrungen, wie fatal es ist, wenn man sich in der Correspondenz einer gewissen Nachlässigkeit hingibt, und habe mir seit meinem 28. Geburtstage vorgenommen, wie in allen übrigen Punkten, so auch in diesem, ein ordentlicher Mensch zu werden, und lieber zu viel als zu wenig zu thun. Ich räume deßhalb unter dem Tohu Wabohu meiner bisher unerledigten Correspondenz mit Macht auf, und was neu einläuft,

das expedir' ich, wenn ich kann, umgehend. So bleibt man immer au courant mit seinen Freunden, und schreibt man in der Eile des Augenblicks auch nicht just Viel oder Vernünftiges, so wird dieser Uebelstand, denk' ich, durch die Frische und Unmittelbarkeit des Verkehrs wieder in anderer Weise ausgeglichen.

Ihren Brief vom Brockenhause, hinten: Nordhausen und vorn: Blankenburg gestempelt, hab' ich vorgestern erhalten, und mich herzlich an den Mittheilungen über Ihre Bergfahrt gelabt. Heute haben Sie nun wohl Schierke und Elend längst wieder hinter sich, sehen vielleicht meine heimathlichen Schluchten und Gipfel in der Ferne blauen, und zeigen Ihren Knaben morgen oder übermorgen die Stätte, wo das Denkmal des Cheruskers sich erheben wird. Wenn Ihre Jungen dort Heidelbeeren essen, so denken Sie, daß ich's auf der nämlichen Stelle vor 15 Jahren auch gethan habe und oft genug mit blauem Maul und Fingern den Teut hinab nach Detmold zugedämmert bin. — Was sagen Sie denn zu dem Denkmal? Es ist gewiß etwas Schönes drum, und als Lipper nehm' ich zwiefachen Antheil dran, hab' auch etwelche Gelder hier zusammengebracht. Dennoch hab' ich auch meine Bedenken bei der Sache! Ich dächte, in einer Zeit, wo die Göttinger Sieben, und unter ihnen ein Jakob Grimm, Landes verwiesen werden, könnte sich der deutsche Patriotismus auch noch wohl anders und schöner, als durch Errichtung eines Mals für Hermann, bethätigen. Was liegt nicht Alles in unserer Zeit! Wer das Zeug dazu hat, sie recht zu packen, der macht wohl noch Anderes als Denkmäler! Doch, es ist ja auch die Zeit der Monumentomanie, und ich will vor Allem meine guten Landsleute nicht tadeln, daß sie auch dem Hermann ein Denkmal setzen wollen. Laß' ich selbst doch vielleicht nächstens ein Gedicht für die neue Irmensul los. Nur, um des Himmels Willen, sollte je einmal eine Zeit wiederkehren, wie die von 13, 14 und 15, und lodert dann Alles wild und kühn und groß auf, wie damals — um des Himmels willen laßt uns dann nicht sagen: Das hat der kupferne Hermann auf der Grotenburg gethan!

Kennen Sie Karl Becks Nächte, Gepanzerte Lieder? — Das ist ein Gewaltiger, dieser einundzwanzigjährige Ungar! Ich hab' einmal ein Lied gemacht, drin kam ein Vers vor:

> Die Stirn umglüht von farb'gen Traumgebilden,
> Am grauen Meere war ich unterdeß;
> Es gaben Grün und Lenau mich den wilden
> Schlaflosigkeiten des Themistokles.

Und Beck, obgleich er 7 Jahre jünger ist als ich, ist im Stande, mich auf's Neue in diese Schlaflosigkeiten zu stürzen. Doch hoff' ich, hab' ich ihm auch zuweilen eine schlaflose Nacht gemacht. — Respect vor dem Kerl!

Und nun für heute Adieu! Ich heiße Sie, von meiner luftigen, grau-
orhangten (und deßwegen — Zelt oder Segel! — an die Wüste wie an
s Meer erinnernden) Kneipe aus herzlich willkommen zu Hause.

Es ist aber eine gottlose Hitze heute. Sonnabend Nachmittags 2 Uhr 1838.

* * *

An Wolfgang Müller.

Barmen, 16. Juli 38.

Du kennst mich nun schon fast seit einem Jahre, und weißt, daß ich
ter vielen Lastern auch das des Procrastinirens an mir habe. Auch dies-
al habe ich die Beantwortung Deines letzten Briefes vom 10. Juni von
iem Tage zum andern hinausgeschoben; — sei mir nicht böse darum, und
isse, daß ich ein geplagter Mensch bin, ein gehetztes Stück Fleisch, das
om Geschäft", von der Hitze, von Besuchen und Themistokleischen Schlaf-
sigkeiten körperlich dergestalt geritten ist, daß es schier jenen Stücken Fleisch
rgleichbar sein dürfte, welche der Baschkir unter dem Sattel gar zu reiten pflegt.

Dein lieber Brief hat mir herzliche Freude gemacht und mich lebhaft an
ie schönen Tage des Musikfestes erinnert. Wir waren doch vergnügt, alter
chnurrbart, nicht wahr? Wenn ich noch an die Uhuvorstellung im Marien-
ldsgarten, an meinen blutenden linken Ringfinger (die Narbe ist noch sichtbar)
nd an unsern Besuch bei dem morgenröthlichen Matzerath denke, so wandelt
nich noch jetzt beim Schreiben ein Lächeln an. Wie gern wär' ich noch ein
aar Tage in Bonn oder Cöln bei Dir geblieben! Und wie gern flög' ich
etzt in diesem Augenblick Rheinauf oder Rheinab und badete meine staubigen
Haarstränge im frischen, erquickenden Hauche des Stromes! Ach, ich bin ein
equälter glebae adscriptus! Eine Extrapost nach der andern rasselt bei
meinen Fenstern vorüber, die Hörner rasen in die stechende Sonnenhitze hinein,
nd Locken und Schleier flattern lustig dem Rheine, den Bädern zu! Das
st reinweg um des Teufels zu werden, wenn man Tag aus Tag ein in
iem verdammten Muckernest hocken muß!

Wenn ich's auf den Herbst möglich machen kann, so komme ich sicher
uf ein paar Tage herüber. Sehr freue ich mich, dann auch Arndt und
Simrock kennen zu lernen, und verspreche mir überhaupt viel Freude von
ier kleinen Fahrt. Kenn' ich doch bei Gott den Rhein nicht bis über Cöln!

Beiliegend schick' ich Dir nun endlich meine Gedichte. Es hat lange
gedauert, ehe Du sie erhältst, und ich muß auch deßhalb meine zu Anfang
dieses Briefes ausgesprochene Bitte wiederholen. Das Datum im Buche möge
Dir beweisen, daß ich, sowie ich meine Exemplare von Cotta empfing, an
Dich gedacht habe; das Abschicken ist aber immer eine verfluchte Geschichte
bei mir, und es dauert gewöhnlich lange, ehe ich damit zu Stande komme.

Nimm nun den Band so freundlich an, als ich ihn Dir gebe, lieber Müller, und wenn Du selbst 'mal Deine Sachen sammelst, dann weißt Du wohl, daß ich sie auch en revanche von Deiner Hand haben muß. Vorläufig schreib mir aber Deine aufrichtige Meinung über mein Buch. Was Du d'ran auszusetzen hast, weiß ich zwar schon im Allgemeinen aus unsern Gesprächen über Poeterei — es würde mir aber doch eine Freude sein, wenn Du mir Deine Ansicht schriftlich wiederholen wolltest.

Matzeraths Recension in der Cölner Zeitung hast Du wohl schon gelesen? Er hat mich, warum soll ich's nicht gestehen? in der That damit erfreut. Wenn ich natürlich auch nicht unbedingt in das einstimmen darf, was er zu meinem Lobe sagt, so glaub' ich doch, daß er mich im Ganzen richtig aufgefaßt hat, und da er auch seinen Tadel offen und frisch ausspricht, so denke ich, daß es ihm mit dem Andern ebensowohl Ernst sein wird. Er hat mir auch vor vierzehn Tagen geschrieben, herzlich und freundlich, und ich werde ihm, da ich heute 'mal unter meinen Briefen aufräume, noch diesen Abend antworten. Wir Rheinische Poeten müssen doch zusammenhalten, und können's auch, denk' ich, ohne daß man uns Worte wie: Coterie, Clique, Kameradschaft entgegenhalten darf. Ein frisches Zusammenstreben ist doch immer das Schönste, und einem düstern Alleinschaffen, wie ich es früher getrieben habe und treiben mußte, in jeder Hinsicht vorzuziehen, obgleich es sich auch nicht verkennen läßt, daß das Alleinschaffen den Dichter meist eigenthümlicher sich zeigen läßt, als er's sonst vielleicht gethan hätte. Vergleiche übrigens über diesen Gegenstand ein schönes Gedicht von Lenau: Einem Dichter, das ganz kürzlich im Morgenblatte stand.

Und wieder rast eine Extrapost vorbei, daß mein Tisch zittert und meine Ohren gellen. Auch der Bogen ist zu Ende, darum für heute das herzlichste Lebewohl, und die freundliche Bitte um eine baldige Antwort. Gott mit Dir!

Auch von Immermann habe ich einen langen beurtheilenden Brief über mein Buch. Er sagt auch, daß ich ein Moderner wäre. Besonders gefällt ihm der Blumen Rache, und meint er, daß mir darin etwas gelungen sei, was selbst Goethe nur einmal im Erlkönig glückte, nämlich „ein ganz schlichtes, natürliches Ereigniß in schönster Weise mythisch zu machen." Ihr verfluchten Kerle, wie gelehrt könnt Ihr das Alles von Euch geben!

Jacob Grimm: „Ueber meine Entlassung" hab' ich auch gelesen, und mich gleich Dir daran erbaut — das ist ein Mann! Wer doch alles so recht packen könnte, was in unsrer Zeit liegt — das könnte Gedichte geben!

Ich will mich nun doch an einem der nächsten Sonntage von Reinick zeichnen lassen. Wenn ich nur nicht so garstig wäre! Ich will ein recht gelehrt Gesicht machen, wenn ich sitze, um wenigstens gescheut auszusehen.

An Wolfgang Müller.

Barmen, 2. Auguſt 1838.

— Ich habe mir jetzt Monatsroſen und Geranien angeſchafft. Ich hab' gern was Grünes auf der Stube. Ich wohne jetzt aber auch ſchön, in der Manſarde freilich, aber auf einem großen Zimmer, in einem großen Hauſe, und an einer breiten, raſſelnden Straße, wo mir Alles vorbeiſprengt, was zwiſchen Rhein und Weſer hin und her rutſcht. Dieſe raſſelnde hat mir auch ſchon ein Gedicht beſcheert:

Ein ſchwüler Sommertag! Ich lieg' am Heeresſpfade;
Die Wolken lodern, gelb wie Roſt;
Da donnert Hufgedröhn; vorbei mit flücht'gem Rade
Vierſpännig jagt die Extrapoſt.
Hinfliegt ſie, ſchwer bepackt; die Axe droht zu brechen;
Die ſtaub'ge Nabe knirſcht vor Zorn!
Die Renner greifen aus, und in der Sonne Stechen
Rauhkehlig ruft hinein das Horn u. ſ. w.

Das Gedicht ſpielt zum Theil auch auf der Rheinbrücke zwiſchen Deutz und Cöln, und es kommt eine wunderſchöne Perſon drin vor, die vermuthlich dieſelbe iſt, von der Du mir ſchreibſt und wenn ich bitten darf, Sonntag mehr erzählſt. Ich fange jetzt überhaupt an, fleißig werden zu wollen. Ach, meine ſchönſte, produktivſte Zeit war aber immer doch noch die an der Küſte, als ich obſkur war, als mich meine Umgebung für einen ſtillen guten, aber etwas einfältigen Menſchen hielt, und als ich knirſchte und nach Herzen heulte. Das war die Zeit, von der ich einmal ſchrieb:

Die Stirn umglüht von farb'gen Traumgebilden,
Am grauen Meere war ich unterdeß,
Es gaben Grün und Lenau mich den wilden
Schlafloſigkeiten des Themiſtokles u. ſ. w.

Ich wollte, daß ich todt wäre!

Nun hab' ich doch wieder mehr gekohlt, als ich wollte! Hol' der Teufel die Geſchwätzigkeit. Nun, Adieu! Wenn ich Sonntag noch lebe, ſo komme ich. Bis dahin (und drüber hinaus) treu

Dein

Freiligrath.

Iſt das nun aber nicht ein gut Bild:

Und als der Sandwirth wollte ſchlagen,
Als er bereit nun ſtand zu wagen
Den Adlerflug, den Gemſenſprung:
Da trat ſein Hausweib hin zur Paſſer,
Und warf in das empörte Waſſer
Die Späne der Verkündigung.

Raſch in die Thale mit den Wellen
Bis vor des Thalvolks rauhe Schwellen
Bachabwärts rollte Span auf Span.
Daß Alles fertig auf den Firnen,
Und daß zum Losbruch reif ihr Zürnen —
Blut, Mehl und Späne ſagten's an!

— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —

So in den wilden Strom der Tage,
Daß er ihn raſch von dannen trage,
Werf' ich des Liedes blut'gen Span!

* * *

An Auguſt Boelling.

[Barmen], 10. Aug.

Wilhelm Junior hat, laut eben eintreffendem Briefe, eins de Bilder der Ausſtellung geſtern gewonnen: Elias in der Wüſte, v in Bremen, 5 Fuß lang, 5 Fuß breit, Werth 5 à 600 Thlr. ſollen noch einige Nummern hierher kommen; wir haben alſo noch — O, Holofernes, wie beb' ich vor Erwartung! — Es wird umſonſt ſein — ich bin ein Stiefſohn des Glücks, und werde ſterben, denn ich hab' enorme Bruſtſchmerzen, und heute Morgen Blu Wie Gott will! —

* * *

An Heinrich Koeſter.

Ohne Datum. Poſtſtempel 22. 8. [

Liebſter Koeſter!

Wenn ich gleich nach unſerer Unterhaltung von geſtern Mo ſein darf, daß Du mir vergeben haſt, und mir den Unſinn, de hingeriſſen vom Wein und einer mir noch zu dieſer Stunde un momentanen Melancholie, entgegenſprudelte, nicht mit Groll nach kann ich den Schmerz, den ich Dir, wenn auch nur für eine halb bereitet, doch noch immer nicht verwinden. Ich bin, ſeit ich Dich in einer Stimmung, die mich, wenn ſie lange anhielte, unglückl würde. Ich muß Dir nochmals die Hand bieten, ich muß Dir ſagen, daß mir meine unglückſelige Uebereilung leid iſt, und d Allem, was mir heilig, nichts weniger als der Ausdruck deſſen ich von Dir denke und für Dich fühle!

Ich hab' Dich wahrhaftig lieb, Koeſter; und daß ich's ha möge Dir die tiefe Trauer Bürge ſein, die mich ſeit geſtern Morgen deren ich mich trotz allen Sträubens nicht erwehren kann, und die

leicht von Dir belächelt, nicht eher Ruhe läßt, bis ich Dir noch einmal Abbitte gethan und Dich noch einmal gebeten habe, jenen fluchwürdigen Moment aus Deinem Gedächtniſſe zu vertilgen, und mich wieder ſo lieb zu haben, wie Du mich vorher hatteſt. Möchte ich Dir nur ja ſo recht zeigen können, daß Du mir werth biſt, und daß es keine leeren Phraſen ſind, was ich Dir jetzt, mit Thränen im Auge, hinſchreibe. — Es iſt ein entſetzliches Gefühl, einem braven Kerl, der's gut mit Einem meinte, wehe gethan zu haben. Fluch meiner Heftigkeit und meinen augenblicklichen düſtern, galligen Stimmungen! Wie oft habe ich nicht ſchon auf ähnliche Weiſe verletzt, und wie oft, leider! hab' ich nie wieder gut machen können, was ich ſo verbrochen. Du erinnerſt Dich, daß ich Dir zu Cöln in jener ſchönen Morgenſtunde von einem Liede erzählte, das ich bei einer ſolchen Gelegenheit gemacht. Es iſt mir gelungen, es zum Theil wieder aus dem Gedächtniſſe heraufzurufen, und ich laſſe es folgen, ſo weit ich's weiß:

O liebe, da du lieben kannſt!
O liebe, da du lieben magſt!
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Wo du an Gräbern ſtehſt und klagſt!
u. ſ. w.[1])

Schreib' mir bald einmal, lieber Kerl! Laß mich bald ſchwarz auf weiß ſehen, daß Du der aufrichtigen Reue ein unſeliges Aufbrauſen nicht mit der Kleinlichkeit nachträgſt, die nur das Erbtheil des Philiſters zu ſein pflegt. Sei mir gut, und bleib' mir gut, und ſei überzeugt, daß ich Dich ſeit vorgeſtern Abend wo möglich noch lieber habe, als vorher. Deine Thränen haben mir vielleicht tiefer in's Herz geſchnitten, als Dir meine Worte.

* * *

An Auguſt Schnezler.

[Undatirt. Auguſt 1838.]

Hier meine Hand, alter Kerl, und nun kein Wort mehr von den Dummheiten, mit denen wir uns ſeither das Leben ſauer gemacht haben. — Nur eins noch, über die Stelle Deines Briefes: „ich bin mehr, als Du meinſt!" — Liebſter, beſter Schnezler, wie in aller Welt kommſt Du aber nur auf den Gedanken, als verkennte ich Dich in irgend einer Weiſe? Dein ſchönes, friſches Talent hab' ich mit herzlicher Anerkennung begrüßt, eh' ich in nähere Berührung zu Schnezler, dem Menſchen, kam, und ich geb' Dir mein Wort drauf, daß ich vor Hubs Einladung zum Odeon ſicher wenig Reſpekt gehabt

[1]) Das Gedicht zeigt, wie der Anfang beweiſt, manche Varianten, augenſcheinlich ältere, gegenüber der gegenwärtigen Faſſung, auch manche Lücken. Vgl. die Bemerkung zum Briefe an Zulauff vom 4. Sept. 1838.

hätte, wäre nicht Dein Name mit genannt worden. Und was das Andere betrifft, so ist vielleicht Niemand besser im Stande, als ich, die Kämpfe, die Dir aus dem Widerspruch Deiner höheren Bestrebungen mit Deiner äußern Lage erwachsen, durchzufühlen und zu würdigen! Deine Briefe haben mich Dich in jeder Beziehung lieb gewinnen lassen, und eben weil ich Dich lieb habe, wurmte mich's, wenn ich dachte, Du habest etwas gegen mich. — Und das mußte ich wohl denken, da mir Hub verschiedentlich von Deinen Klagen über meinen „Stolz" ꝛc. erzählte. — Ach, Du lieber Gott! — Kenntest Du mich doch persönlich, Du würdest sicher nicht so reden, und — doch nun Lieb am Ende! — Du wirst mich hoffentlich je länger, je besser kennen lernen; — auf die zweite Seite darf ich doch mit dem „einen Worte" nicht kommen.

Was machst, was dichtest Du denn jetzt? Ist Dein Berthold Schwarz in der Erwinia abgedruckt, oder bildet er auf dem Blatte, auf dem Du ihn mir schickest, einen Theil einer demnächst von Dir zu veranstaltenden neuen Sammlung? Schreib' mir drüber. — Nicht nur ich, auch Andere hören gern davon. — Du hast hier viele Freunde, und würdest noch mehr haben, wenn der zweite Jahrgang des Odeon nur erst vertheilt wäre. Du gefällst namentlich den Damen außerordentlich.

Auf Deine Recension meiner Sammlung in der Erwinia freue ich mich herzlich, und bitte Dich, sie mir ja bald zu schicken. Bis jetzt sind mir vier Beurtheilungen zugekommen, in der Cölner Zeitung, in den Rheinischen Provinzialblättern, im Hamburger Correspondenten und in der Berliner Literarischen Zeitung, so daß sich also erst Ein kritisches Institut κατ' ἐξοχήν über mich ausgesprochen hat. Die Cölner und die Berliner Recension sind die gründlichsten und gediegensten. Die erstere ist von Matzerath, dessen Sammlung auch ohnlängst bei Cotta herausgekommen, und in dem ich Pfingsten auf dem Musikfest zu Cöln einen eben so geistreichen, als anspruchslosen und fidelen Kerl kennen lernte. Matzerath lebt in Cöln, ist Jurist, und macht nächstens sein Assessor-Examen. Der Appellhof, die Post, das Comptoir — Heiliger Apoll, wohin lässest Du Deine Jünger verschlagen werden! Wir sollten dem Fernhintreffenden eigentlich thun, wie er seiner Zeit dem Marsyas that. Der Delier ist wahrlich ein Schuft, und seine Gedichte sind auch wohl nicht besonders gewesen, und mögen sich zu fidibus citharaque schlecht genug ausgenommen haben. — Wir verstehen's jetzt anders.

Addio, Lieber! — Ich habe vor einer halben Stunde Deinen Brief empfangen, und beantworte ihn jetzt gleich, damit Du siehst, daß ich, wie oft bemerkt, eine gute Haut bin, und daß Deine Explicationen mich vollkommen überzeugt haben, daß Du mir noch immer der alte Gustel bist.

Addio!

An Heinrich Zulauff.

[Poſtſtempel 4. Sept. 1838.]

Würdeſt Du, wenn ich Koeſter auf nächſten Samſtag zu einer Syburger Partie im bekannten grandioſen Fahnen- und Halb-Anker-Style veranlaſſen könnte, Dich entſchließen, dieſelbe abermals mitzumachen? Die beiden Dünweg ſind ſelbſtredend wieder mit dabei, höchſt wahrſcheinlich der Edle von Schwarzwild und der Neufchateller Neuburg. Elbers ließe ſich diesmal vielleicht auch bereden — kurz, es würde gewiß etwas Schönes und in der Erſcheinung höchſt Patentes geben, umſomehr als wir durch keine Limburger Ehehaften gebunden und durch unglückſelige Etiquette-Verſtöße verſtimmt werden würden. Ich möchte ſo gar gern den herrlichen vorgeſtrigen Morgen noch einmal verleben! Ueberleg's Dir und ſchreibe oder ſage mir bis morgen beſtimmte Antwort, damit ich Wagen und Liquor zur rechten Zeit beſchaffen kann. Das Wetter bleibt gut! Ich ſchreibe noch morgen an Koeſter, denn dafür bin ich Mutter! — ſollte er aber nicht können, ſo müßte die Partie dennoch vor ſich gehen.

* * *

Es darf wohl hier zur Erläuterung ein kurzes Wort beigefügt werden, anknüpfend an die Aufzeichnungen von Heinrich Zulauff, eines der Teilnehmer an dem Ausfluge im Sept. 1838 nach Hohenſyburg, der herrlich gelegenen Wittekindsfeſte im Lennethal. In einem fahnengeſchmückten Omnibus — Freund Schlickums Illuſtration zur Hohenſyburg im Maleriſchen und romantiſchen Weſtfalen zeigt ihn — für alle Fälle mit einem Fäßlein Weines verſehen, zogen die Freunde aus und verlebten einen prächtigen freudigen Tag; nur abends im Ballſaale zu Limburg, als trotz der ſpäten Stunde Freiligrath von ſeiner Geſellſchaft kaum loszubringen war, die ſich, meiſt junge Mädchen, klettengleich an den Dichter hingen und ihn nicht fortlaſſen wollten, machte Zulauff einen verzweifelten Anlauf; es gelang endlich mit Mühe und Not, den Freund loszureißen und in den Wagen zu bringen, trotz der böſen Geſichter der Damen. Freiligrath ſtieg ärgerlichen Mutes ein und gab Zulauff auf ein ſcherzendes Wort eine barſche Antwort. Daraufhin ging dieſer am nächſten Sonntag Morgen nicht wie gewöhnlich zu Freiligrath, ſondern am Hauſe vorbei. Der Dichter lag im Schlafrock oben am Fenſter und rief aus Leibeskräften Zulauffs Namen. Als dieſer nunmehr, raſch begütigt, bei ihm eintrat, kam ihm Freiligrath entgegen mit einer Abſchrift ſeines „O lieb, ſo lang du lieben kannſt," und aller Hader war vergeſſen. Es iſt daraus zu ſchließen, daß Freiligrath, wie der letzte Brief an Koeſter lehrt, welcher dasſelbe, nur etwas unfertig und lückenhaft, enthält, gerade damals das vor Jahren entworfene Gedicht in die nun allbekannte Geſtalt

brachte. Freiligrath gab sich große Mühe, eine Wiederholung des gelungenen Ausfluges zu veranstalten, aber derselbe scheiterte an der Ungunst des Wetters.

An Wolfgang Müller.

[Barmen], Dienstag, 5. September 1838.

Deinen Brief habe ich erhalten, beantworte ihn aber heute nicht ausführlich und im Einzelnen, sondern richte, gedrängt von vieler Arbeit, nur im Fluge die nachstehende Bitte an Dich.

Du warst noch nicht in Westphalen, Du willst erst nächste Woche nach Holland, Du gedenkst mich zu besuchen — komm' nun, ich bitte Dich herzlich, wenn Du irgend kannst, spätestens Samstag Nachmittag herüber, kneipe bei mir (im Werth bei Buchhändler Langewiesche), und schließ' Dich Sonntag einer vierspännigen Char-à-banc-Partie im grandiosesten Fahnen- und Halb-Ankerstyl an, die ich mit einigen Freunden nach Wittekinds Feste Hohensyburg, dem prächtigsten Punkte Westphalens, der Dir meine eichenbekränzte Heimath aus der Vogelperspective im schönsten Licht zeigen wird, zu machen Willens bin. Ich lade auch Matzerath ein, den morgenröthlichen, und hoffe, daß er es gleich Dir nicht verschmähen wird, mein Gast zu sein. Es gehen noch einige junge Kaufleute mit, lauter ordentliche tüchtige Kerls, mit denen sich zwar nicht ästhetisch kohlen läßt (wenn sie auch literarische Bildung besitzen), die Dir aber nichtsdestoweniger gefallen werden. Was mich betrifft, so will ich streben, so liebenswürdig zu sein, als ich nur irgend kann. Wenn ich im Freien juble, auf Dampfbootverdecken, oder auf Burgtrümmern, da bin und bleib' ich fidel und lustig — meine leidige Berserkerwuth überfällt mich nur in dumpfen, dunkeln, gedrückten, achteckigen Zechstuben; Du sollst wahrhaftig Freude an mir erleben!

Nun komm' aber auch hierher! Thu' mir die Liebe, und schreib' mir jedenfalls umgehend, daß und wann Du kommst, damit ich wegen Wagen u. s. w. das Nöthige beschicken kann.

Ich war vorigen Sonntag auf Syburg, und kann Dir nicht sagen, wie königlich froh wir gewesen sind. Ich hatte die Ausspannung aber auch nöthig, denn wenn ich über mir selbst brüte, so fällt mir Chamisso's Tod mit Centnerschwere auf's Herz und in's Gewissen. — Mündlich mehr darüber.

* * *

An Wolfgang Müller in Amsterdam.

[Barmen], 18. Sept. 1838.

Liebster Freund!

Du bist nun drüben im Nebellande, wo ich fünfthalb Jahr gewirth-

ſchaftet habe. In der Erinnerung iſt Einem Alles lieb, auch das überſtandene Unangenehme, und ſo finde ich denn mehr und mehr, daß mir Holland, trotz mancher trüben, einſamen Stunde, die ich drin zugebracht habe, lieb und an's Herz gewachſen iſt. Und eben jene Einſamkeit, die ich damals ſo oft verwünſcht habe, in der ich ſo oft verkannt, mißverſtanden, und in theils geiſtloſer, theils gleichgültiger und vornehmthuender Umgebung von tiefer, heißer Sehnſucht nach Menſchen und Herzen verzehrt worden bin, iſt es ja eben, die mich in mein Inneres einkehren, die ſich meinen Sinn in höherm Grade dem tröſtenden, beruhigenden Strahle der Dichtung erſchließen ließ, als dieß vielleicht in einem äußerlich glänzenderen Verhältniſſe geſchehen wäre. Drum bin und bleibe ich, wie geſagt, dem Lande der Wieſen und der Dünen von Herzen gut! Grüß' es von mir! Grüße das Toben und Treiben der Straßen, grüße die ſtattlichen Bäume der Grachten, grüße die Schiffe und die Schiffer, die Dünen und die Fiſcherdörfer! Grüße das Meer, das Meer!

Weiß der Teufel, daß ich heut' ſo weich bin! — Sind mir doch bei dieſen Grüßen die Thränen in's Auge geſchoſſen! Das iſt der verfluchte Herbſt, der mich immer ſo weich macht! Die Blätter werden gelb, auf den Bergkuppen liegt Nebel, die Schwalben ſchicken ſich an zu ziehen, hin und wieder ein halber Sonnenſtrahl das Gewölk durchbrechend, in den Gärten die erſte Aſter! — Ja, was ich ſagen wollte:

Geh hinaus bis an das Haus,
Wo die Aſtern ſprießen!
Wenn Du eine Roſe ſchauſt,
Sag', ich laß ſie grüßen! —

Die Roſen ſind nun aber auch wohl am Verblühen! — Ach, der Herbſt, der Herbſt!

Wenn ich jetzt bei Dir wäre, dann wollte ich Dir all meine Lieblingsplätze in den Parks, den Dünen und am Meere zeigen. Dann ſollteſt Du mit mir in die Episcopal church, auf dem grünen Burgwall, wo die Sonne, durch matte Scheiben brechend, blondgelockte Töchter Albions beſtrahlt, wo Mädchenſtimmen, hell wie Glocken, mir oft die Bruſt durchzittert haben, wo ich, Holy Bible und Common Prayerbook auf dem Knie, ſo manchmal den Vicar von Wakefield zu erleben geglaubt habe. Dann wollten wir über die Grachten ziehen, und hinter dem röthlichen Flintglas der prächtigen Spiegelfenſter die feinen bleichen Geſichter ſchlanker Banquierstöchter in ruhiger Verklärung ſchauen.

Dann wollten wir uns — es iſt ja gerade Meſſe — von vollbuſigen Friesinnen Waffeln vorſetzen, und von Loiſſets Reiterinnen das Blut raſcher

durch die Adern jagen laſſen! — Hopp! ſagen die Ueppigen, ſpringen durch die Gerte, daß es dampft, und laſſen ſich, matt geworden, auf den Gaul fallen, daß man bedauert, in dem Augenblick kein Pferdenacken zu ſein. — Aber, es iſt ja Herbſt, und ich bin düſter! — Ich möchte mit den Schwalben über's Meer; ein flatternd Blatt möcht' ich ſein, das der Sturm in den Wäldern Litthauens von der Eiche reißt, und durch das herbſtliche Deutſchland führt, über Strom und Berg, über Thurm und Schloß, bis an's Ufer der Nordſee. — Dort aber ſchlürft es die Fluth ein und ſpült es an die ſchottiſche Küſte, wo der Tartan fliegt, oder ſüdlich hinab an die ſpaniſche, wo es der Hauch des Südwinds abermals fortreißt und einer Kaſtilierin, die mit fliegendem Buſen unter einem Granatbaum vom Fandango raſtet, in das ſchwarze, ſchwarze Haar jagt. — Solch' ein Blatt aber hab' ich geſtern geſehen. Es kam in der Richtung von Nord-Oſt, ein trotziges, prächtiges Blatt, dunkelgrün mit blutrothen Flecken. — Wirbelnd kam es heran auf dem Heerwege, und als ich's aufnahm, und am Stiele frei mit gehobner Hand in den Sturm hielt, da hat es mir ungeduldig raſchelnd erzählt, woher es komme und wohin es wolle. — Ich ließ es los — der Wind ergriff es — fort, fort! — Wer ſolch ein Blatt wäre! — Oder todt! — Ich kann Dir heute wahrhaftig keinen vernünftigen Brief ſchreiben. Ich hatte den beſten Willen dazu, und habe, glaub' ich, auf der erſten Seite auch ordentlich angefangen. Es geht aber ſicher nicht, obgleich ich Dir mancherlei zu ſagen hätte, was ich nun bis zum Wiederſehen aufheben will.

Dahin gehört unter Andern, daß ich geſtern von Kinkel einen Brief hatte, worin er mir wegen der Herausgabe eines Rheiniſchen Muſen-Almanachs in Verbindung etwa mit Simrock in ähnlicher Weiſe zuſetzt, wie Du früher. Die Sache iſt lockend und es wäre ſchön, das Rheinland in poetiſcher Weiſe einmal würdig vertreten zu ſehen. Doch weißt Du, wie ich darüber denke! Warum eine „Schule" und warum mich als Popanz voraufſtellen? Ja, wenn ich auch äußerlich weniger gehemmt und geſtört wäre! Zudem geht auch Matzerath, glaub' ich, mit einem ähnlichen Plane ſchwanger. Er hat mir auf dem Dampfer, glaub' ich, davon geſprochen!

Thut, was Ihr wollt, aber laßt mich aus dem Spiele! Schaffe der Einzelne, was er kann! Iſt es was Tüchtiges, ſo gereicht's dem Vaterlande gewiß eben ſo ſehr zur Ehre, als wenn wir uns in einem Sammelſurium zuſammenthun, worin doch immer minder Gutes unterläuft. Wenn wir was machen, ſo bin ich jedenfalls dafür, nicht bloß die Lyrik zu bedenken. Uechtritz und Immermann, die ich zu gewinnen mir getraue, könnten Dramatiſches oder Novelliſtiſches liefern; von Binzer in Cöln desgleichen; artiſtiſche Beilagen von Düſſeldorfer Künſtlern dürften auch nicht fehlen; es müßte

eine Repräsentation des gesammten poetischen und artistischen Rheins sein! Durch Becker (der mich, beiläufig, für Dich zeichnen soll, wenn Du's gern hast) und andere Dir befreundete Künstler könntest Du gewiß für das Unternehmen, wenn es in dieser Art zu Stande käme, viel thun! Mündlich mehr!

Immermanns Münchhausen I. ist heraus. Ein trefflich Buch. Enthält eine ausgezeichnete Schilderung Westphalens! — Etwas ganz Herrliches. Ich bin vor Plaisir fast außer mir gewesen! — Ich hoffe, dies rhapsodische Blatt wird Dich noch im Fuchsbau treffen. Gott mir Dir! Schreib bald! Immer Dein alter Freiligrath.

* * *

Zu den Freunden, welche Freiligrath während der Barmer Jahre nahe traten, gehört auch Heinrich Künzel zu Darmstadt. Ursprünglich Theologe, dann mit Vorliebe dem Studium der englischen Sprache und Literatur sich widmend, mit einer hübschen Gabe für lyrische Dichtung, ein vielversuchendes aber mittleres Talent, ein warmherziger Mann, war er mit Freiligrath durch dessen Odeon in Berührung gekommen. Die beiden Männern gemeinsame Vorliebe für die englische Dichtung veranlaßte im Herbst 1838, als Freiligraths erste Sammlung erschienen war, einen Briefwechsel, welcher auf unseres Dichters Arbeiten und Zukunftswünsche während des letzten Barmer Jahres ein bedeutsames Licht wirft; wir werden später die gemeinsame Aufnahme des hier angeregten Gedankens einer deutsch-englischen Literaturzeitung in Freiligraths Leben eine nicht unwichtige Rolle spielen sehen.

Lieber Künzel!

Barmen, 4. Octbr. 1838.

So red' ich Sie nämlich ohne Weiteres an, denn Ihr Brief hat mir eine zu große Freude gemacht und mir Ihre freundlichen Gesinnungen für mich zu herzlich an den Tag gelegt, als daß ich anders könnte. Gestern Abend kam ich von einer achttägigen Tour durch meine Heimath Westphalen zurück, und das Erste, was mir gereicht wurde, war Ihr Brief. Nun will ich ihn auch gleich beantworten. Das Herz ist mir noch voll von den Eindrücken des prächtigen gestrigen Tages. Den schönsten Hügelrücken der Westphälischen Mark hab' ich befahren. — Eichenwälder, das kräftige Grün wie mit Blut besprenkelt — Birken- und Haidegestrüpp — Sonnenschein und rosige Mädchengesichter — Wittekinds alte Veste Hohensyburg — in der Ferne das graue Dortmund mit der Reinoldikirche, wo das kühnste der Heymonskinder schlummert — Wagengerassel und Hufschlag, Römerklang und Rüdesheimer — auch ein paar Thränen: — Das Alles zittert mir noch durch die Seele, und macht mich aufgelegter als je, einen freundlichen Zuruf freundlich und von

Herzen zu erwidern. Und wenn ich confus bin und rhapsodisch, so schieben Sie das auch noch auf die Aufregung der Reise, nicht wahr?

Recht von Herzen hab' ich mich gefreut, daß Ihnen meine Gedichte gefallen. Sie meinen's ja, wie Sie sagen. Warum wollten Sie mir was weiß machen? Und da freu' ich mich denn Ihres Beifalls ohne Ziererei, und hör' es gern, wenn Sie glauben, ich hätt' es nicht ganz unrecht gemacht. Es ist mir von jeher mehr darum zu thun gewesen, dem einzelnen Tüchtigen und Wohlmeinenden zu genügen, als nach der Gunst der Menge zu haschen. Keine schönere Satisfaction als die Anerkennung eines ordentlichen Kerls, vor dem man selbst Respect hat, und von dessen Aufrichtigkeit man überzeugt sein darf. Von einem solchen hört man auch mit Freuden ein Wort des Tadels, und das ist's eben, worum ich Sie bitten wollte: daß Sie nämlich, wenn Sie Ihren Vorsatz ausführen, mich in irgend einem Review zu besprechen, auch meine Mängel nicht verschweigen, sondern rügen, was zu rügen ist. So hat's auch Gustav Pfizer in seiner Recension meines Buches in den Brockhaus'schen Blättern gemacht, und es hätte wahrlich seines entschuldigenden Briefes an mich nicht bedurft, um ihm von Herzen gut zu bleiben. Im Allgemeinen hat er sicher Recht, wenn er auch im Einzelnen hin und wieder zu scharf ist, und Manches, was wesentlich ist, und, wenn er's angeführt hätte, die Festigkeit seines Schematisirgebäudes vielleicht gefährdet haben könnte, geflissentlich zu übergehen scheint.

Machen Sie's nun, lieber Künzel, wie Sie's nach Ihrer Ueberzeugung thun zu müssen glauben. Ihre Anzeige soll mir zur Ehre und Freude gereichen, und ich werde sie, möge sie auch noch so herben Tadel enthalten, seiner Zeit gern von Ihnen zugeschickt erhalten. Meine Poemata sollen dagegen mit nächster Fahrpost nach Darmstadt rutschen, und werden Sie hoffentlich noch bei den Ihrigen antreffen.

Ach Gott, wer doch mit Ihnen könnte nach London! Ich beneide Sie wahrhaftig! Nun, wer weiß, ob ich nicht im nächsten Sommer nachkomme! Ende Mai 39 werde ich nämlich jedenfalls mein jetziges Verhältniß auflösen, und muß dann sehen, was und wohin. Hier in dem Maschinenthale kann ich nicht bleiben. Wenn Sie einmal Pastor sind in London, dann will ich Ihr Küster werden, und dann will ich Ihnen am German Review helfen, soviel ich kann.

Mit Begierde erwart' ich Ihre Uebersetzung der Shelley'schen Mab und des Coleridge'schen Christabel. Die letztere haben Sie mir eigentlich vor der Nase weggenommen, denn ich hatte auch die Absicht, mich daran zu versuchen:

Nach der Schloßuhr ist es Mitternacht,
Von der Eule Ruf der Hahn erwacht,
Tu-wit, Tu hu ꝛc.

Nun laß' ich's aber bleiben, und mache mich lieber an Shelley's Prometheus unbound oder ſonſt was von ihm oder Keats.

Ich ſtimme Ihnen in dem, was Sie über die Engländer ſagen, vollkommen bei, und es freut mich, Ihnen die Verſicherung geben zu können, daß mir gerade die neuern Engländer, Byron, Moore, Coleridge, Scott, Wilſon, Wordsworth (Southey weniger, obgleich ich u. A. auch ein längeres Bruchſtück ſeines Thalaba the Destroyer überſetzt und in Pfizers Literaturblatt zum Auslande mitgetheilt habe) den erſten bedeutenden Anſtoß gegeben haben. Das Naturgefühl, das namentlich in Wordsworths Dichtungen weht, iſt ganz unübertrefflich, und ich denke noch immer mit ſtiller Freude an die Zeit zurück, wo ich ihn zuerſt kennen lernte und mit ihm und Coleridge einſam Wald und Feld durchſchweifte. Grüßen Sie ihn von mir. In meiner zweiten Auflage, zu der mir Cotta auf Oſtern Hoffnung macht, will ich auch einige Gedichte von ihm aufnehmen und ihm dann (wenn Sie noch in London ſind, durch Ihre Vermittlung) ein Exemplar ſchicken. Auch zu Moore, Southey, der Landon und den übrigen Lebenden, von denen ich etwas liefere, bringen Sie mich dann wohl in ein, wenn auch noch ſo flüchtiges Verhältniß. Ich dränge mich nicht auf, aber es iſt doch ſchön, ſolchen Geiſtern ſeine Verehrung auch anders, als in der Stille für ſich, bethätigen zu können.

Die Marginalnoten zum Ancient Mariner, von denen Sie reden, ſollen in der zweiten Auflage nicht fehlen. In Brönners Chreſtomathie: The British Poets of the 19. Century, aus der ich das Gedicht bereits im Jahre 30 überſetzte, ſtehen ſie nicht und ich habe ihr Daſein erſt kürzlich erfahren. Wie meinen Sie, daß der alterthümliche Ton, den Coleridge in dieſen Noten angenommen, am Beſten wieder zu geben ſei?

Mit Weſtphalen hab' ich angefangen, und mit Weſtphalen will ich aufhören. Leſen Sie Immermanns eben erſchienenen Münchhauſen. Darin ſteht im zweiten Buche des erſten Bandes die trefflichſte Schilderung und Würdigung Weſtphalens, des Landes und der Menſchen, die mir je vorgekommen iſt. Ich war vor Vergnügen außer mir, als ich's zuerſt las. Es that mir zu wohl, meine oft und viel geſchmähte Heimath ſo glänzend, wenn auch zuweilen mit einem ironiſchen Seitenblick, in ihre Rechte eingeſetzt zu ſehen, und noch dazu von einem Manne wie Immermann.

Nun aber im Ernſt Adieu! Können wir uns, wenn Sie hinab ſchwimmen, nicht ſehen, hier oder in Düſſeldorf? Sie ſind freundlich eingeladen! Nach Düſſeldorf kann ich aber nur Sonntags kommen, denn in der Woche muß ich pflügen.

* * *

An Wolfgang Müller.

B. 16. Oktober 1838.

Tauſend Dank für Deinen Brief aus dem Nebel! Ich kriegt' ihn ſoeben, und will Dir, da Du heut' wieder nach Düſſeldorf kommſt, gleich zwei Worte des Grüßens dorthin ſchicken! Vornehmlich aber wollt' ich Dir die Bitte an's Herz legen, mich doch noch in dieſer Woche zu beſuchen. Du biſt doch jetzt 'mal am Rutſchen, und es kann Dir Wurſt ſein, ob Du ein paar Tage früher oder ſpäter zur Ruhe kommſt. Ich hab' allerlei mit Dir zu beſprechen, zumal in Bezug auf das almanachliche Projekt, welches ich in meinem letzten Briefe berührte. Nach Düſſeldorf kommen kann ich aber nicht, einmal weil ich den Schnupfen habe, und zum Andern, weil meine Caſſe in einer jämmerlichen Verfaſſung iſt, und man leider die Poſt nicht anpumpen kann. Du mußt alſo jedenfalls zu mir; ich hab' jetzt ein trefflich Logis; ein Bett ſteht für Dich fertig; Wein, Brod, Holz und Kohlen die ſchwere Menge, denn, wie Du weißt:

— „mehr Credit, als Geld,
So kommt man durch die Welt."

Von Novis findeſt Du auf meinem Tiſche Mörike's Gedichte, Muſen-Almanach, Urania (mit trefflichen Briefen Goethe's an die Auguſte Stolberg, der Centauren Schweſter, edirt durch Frau v. Binzer in Cöln) u. ſ. w.

Ich war in der letzten herrlichen Septemberwoche in Weſtphalen. Da ſah ich den Herbſt auch in ſeiner Schöne — wie hab' ich mich gefreut! Am ſonnigen dritten Oktober zu Roß hoch auf einem Berge:

Hoch in den letzten Oeden,
Da ſtampft es in den Farn;
Ein Heer von Mettenfäden
Sein glitzernd Fliegengarn.

Nämlich meines Pferdes.

Die Recenſion in Brockhaus' Blättern, von der Du redeſt, iſt von Guſt. Pfizer. Er hat ſich ſehr deßwegen bei mir entſchuldigt und hat zum Theil auch beim Teufel Unrecht. Als ob ich kein Herz hätte, kein Gefühl, keine Seele! — Hab' ich mich denn ganz gegeben, ihr Himmelhunde? Habt Ihr mir in's Herz geguckt? Kennt Ihr mich denn? Iſt ein Band Verſe denn der Kerl ſelber?

* * *

An Heinrich Künzel.

Barmen, 7. Novbr. 1838.

Ich hätte ſehr gewünſcht, Sie vor Ihrer Abreiſe noch ſprechen zu können,

hier oder in Düſſeldorf! Ich komme gern nach England, wohlverſtanden aber nur dann, wenn ſich mir dort eine Ausſicht aufthut, auf die ſich für die Zukunft ein feſter Lebensplan gründen läßt. Aber wie? Die verfluchte Kaufmannsgeſellenwirthſchaft bin ich herzlich ſatt, und doch ſehe ich noch nicht ein, wie ich mir, bei meiner Halbwiſſerei und unzureichenden Bildung, in London auf andere Weiſe Brod und Beefſteak erſchwingen ſoll! Sie, der Sie an Ort und Stelle Alles in der Nähe ſehen und beſſer beurtheilen können, wiſſen das vielleicht beſſer, und ich würde es Ihnen von ganzer Seele Dank wiſſen, wenn Sie mir in Ihrem nächſten Briefe Ihre Meinung darüber offen ausſprechen wollten. Ein Subaltern-Poſten bei einer Geſandtſchaft etwa, oder einer Bibliothek, oder an einem Dock, oder was weiß ich ſonſt? Ich dürfte aber nicht zu viel Arbeit haben; der halbe Tag müßte mein ſein, um ſchlendern, in den Kamin ſtarren, und Reime ſchmieden zu können.

Aber for heaven's sake, das geſammte Publikum eines Review meinetwillen zu haranguiren? Es will mir wahrhaftig noch nicht zu Sinn, und darum hauptſächlich ſchreib' ich Ihnen ſchon heute. Ihre Freundſchaft, Ihre gute Abſicht erkenn' ich von Herzen freudig an und ſchüttele Ihnen im Geiſte die Hand; — aber — nun, offen geſprochen, ich bin wohl ein armer Teufel, aber entſetzlich ſtolz in gewiſſer Hinſicht, und möchte doch nicht gern, daß Sie den Briten für mich ein: „Pauvre misérable!“ zuriefen, wie's die Belgiſchen Landbuben am Kutſchenſchlage des Reiſenden thun. — Um des Himmels willen, lieber Künzel, verkennen Sie mich nicht! Ich verſtehe Sie ganz, und fühl' es mehr, als Sie vielleicht denken, wie gut Sie's meinen! Aber keine Appellation an die Großmuth der Merchants und Bankers! Erwähnen Sie immerhin meiner Lage in der beabſichtigten Recenſion, theilen Sie ohne Hehl, aber bloß hiſtoriſch, mit, wie ich meine Verſe zwiſchen Journal und Ledger ſchreibe, hören Sie bei Ihren Freunden ſich um, ob vielleicht ꝛc. — Ich verdank' Ihnen gern etwas! Aber kein Aufruf in einem Review! — Nun, Sie wiſſen, wie ich's meine! — Zürnen Sie mir nicht! — Nochmals meine Hand — ſchlagen Sie ein, und ſein Sie mir nicht böſe — Ich bin ein närriſcher Kerl —

Bis jetzt geht's mir im Materiellen freilich nicht glänzend, aber doch erträglich. Und im ſchlimmſten Fall hab' ich, wie Bürger, Kraft und Courage genug, mich aus der Welt zu hungern. —

Laßt mich graben, laßt mich wandern
Meinen dunkeln, ſtillen Lauf!
Einen Hügel nach dem andern
Werf' ich mir zu Häupten auf!

Daß ihr seht an solchen Malen,
Wie ich auch zum Lichte rang,
Und wie, ach, in seinen Strahlen
Mir zu wandeln nie gelang!

W. Wackernagel.

Adieu, lieber Künzel! Schreiben Sie mir bald, und bleiben Sie mir gut. Wenn Sie sich in Ihrem Artikel über meine Uebersetzungen, namentlich über die aus dem Englischen, weitläufiger ausließen, als die diesseitigen kritischen Institute es bisher gethan, so wäre mir das besonders lieb.

* * *

An Hermann Neumann.

[Barmen], Comptoir 8. Novbr. 38.

Meinen herzlichsten Dank für die drei Bände Ihrer Dichtungen, welche mir in Ihrem Auftrage so eben von Schreiner gesandt werden! Stattlich sehen sie aus, die drei Burschen, und ich freue mich schon im Voraus auf all' das Schöne und Treffliche, was sie mir heute Abend, während drinnen die Theemaschine summt und draußen die leidigen Extraposten rasseln, erzählen werden! Schreibe dann die ausführliche Besprechung!

Wie kommt's denn, alter Kriegsknecht, daß Sie so ganz schweigen, seit wir uns persönlich kennen? Auch in Düsseldorf ließen Sie sich jenen Abend nicht mehr sehen, und es scheint fast, als ob Ihnen meine Art, mich zu haben und zu geben, nicht besonders zusage. Eh bien, ich bin ein närrischer Kerl!

Auf dem Dampfer, bei hellem, blitzenden Sonnenschein, ist's jedenfalls besser Witze zu reißen, Bodenheimer zu trinken und einer schönen Engländerin aus der Entfernung mit dem Römer zuzunicken, als ernsthaft zu ästhetisiren. Einen poetischen Moment soll man sich nicht durch des Denkens Bläße verkümmern!

Chamisso gestorben, zwei Tage nachdem wir zusammen auf dem Rhein waren! Der Gedanke schnürt mir die Brust zusammen!

* * *

Unter den Freunden, welche Freiligrath in jener Zeit gewann, ist bereits erwähnt Moritz Carriere, der damals in Berlin weilende junge Philosoph, jetzt eine Zierde der Münchener Hochschule; auch der Verfasser schuldet ihm für reiche Anregung in lange verrauschten akademischen Jahren warmen Dank. Carriere verkehrte wie Rauschenbusch in Chamisso's Hause, machte dann gelegentlich einer Reise nach dem Rhein im Sommer 1838 des Dichters Bekanntschaft, welcher sich durch des Philosophen tief gemütvolles Wesen sehr

angezogen fühlte und lebenslang mit ihm in allerdings mehrfach und lange unterbrochenem Briefwechsel blieb. Carrieres Aufsatz über Freiligraths Gedichte war eine seiner frühesten Arbeiten. Der folgende Brief Freiligraths, der ersterhaltene in der Reihe, ist sehr bedeutsam wegen der auf Chamisso bezüglichen Stelle, vornehmlich aber durch die Hindeutung auf die Entstehungszeit einer der packendsten und gedankenreichsten Dichtungen Freiligraths, der höchst eigentümlichen und großartigen „Kreuzigung".

An Moritz Carriere.

[Undatirt. Poststempel Wupperfeld 16. 11. (1838.)]

— Deine Recension in Varnhagens Jahrbüchern hab' ich gleichfalls noch nicht zu Gesicht bekommen; sobald es geschieht, schreib' ich Dir meine Meinung darüber und bemerke Dir vorläufig, daß ich mit Deinen Privatausstellungen durchaus einverstanden bin und bei der zweiten Auflage, zu der Cotta mir Hoffnung macht, Rücksicht darauf nehmen werde. Schlimm ist's freilich mit der Blumen Rache. Die hat nämlich Fr. Löwe in Stettin mit noch zwei andern meiner Romanzen bereits componirt, und ich sehe dem Erscheinen des Hefts demnächst entgegen. Ist's nun aber schon mit dem Aendern eines Gedichts, an das sich das lesende Publikum unter einer gewissen Gestalt gewöhnt hat, eine mißliche Sache, so ist dieß noch weit mehr der Fall, wenn durch das Wegfallen, Verschränken u. s. w. ganzer Strophen auch die dem ursprünglichen Texte angepaßte Composition eines trefflichen Tonkünstlers theilweise compromittirt, und dem singenden Publikum auf solche Weise zugemuthet wird, eine liebgewonnene schöne Musik durch eine vom Dichter beliebte Aenderung des (natürlich durchcomponirten) Liedes verstümmeln zu lassen.

Ich will sehen, wie ich's mache; Löwe's Melodien sind ganz köstlich, besonders zu dem Liede „Der Falk".

Die Baltischen Blätter beikommend zurück, mit unserem besten Danke! In ihrer Umhüllung findest Du auch die gewünschten Albumblätter von N. und mir! Meins geb' ich Dir aber nur unter der Bedingung, daß Du mir mit Deinem nächsten Briefe reciproce eins schickst, von Format und Papier etwa wie das meinige. Denn ich will mir auch ein Album anlegen. Varnhagen möcht' ich auch wohl durch Dich ersuchen, doch fürcht' ich, daß meine Bitte, einer solchen Notabilität gegenüber, unbescheiden erscheinen könnte, so lange ich noch in keinem nähern Verhältniß zu ihr stehe, als in dem der Verehrung und Bewunderung aus der Ferne, das Tausende mit mir theilen! Sieh' Du zu, wie Du's mit Varnhagen machst. Wenn Du meinst, es wäre besser, so gedulb' ich mich gern bis über's Jahr, und komme dann lieber selbst, mir von ihm, Mundt und den andern Hähnen Blätter zu erobern.

Ich habe ſeither zu wenig Raſt gehabt, um an's ruhige Schaffen denken zu können, doch iſt mir eine Anzahl famoſer Stoffe aufgegangen, die, wenn uns der liebe Gott dieſen Winter recht viel dunkle, mit Schneegewölk verſchleierte Tage gibt, demnächſt hoffentlich Geſtalt und Farbe gewinnen werden. Dieſe Nacht will ich mich an die Kriegsknechte machen, die unterm Kreuz um den Leibrock Chriſti würfeln. Die Kerls ſind Weſtphalen, haben die Hermannsſchlacht mitgeſchlagen, ſind ſpäter vom Germanicus zu Gefangenen gemacht, und unter die Legionen geſteckt worden. Der Syriſche Himmel gefällt ihnen nicht, und ſie ſehnen ſich unter den Schädeln Golgatha's nach den Eichen der Weſer zurück. Da ſprechen ſie denn von der Clades Variana, der Grotenburg und den Exterſteinen, bald den Schwamm mit Eſſig tränkend, bald mit den Würfeln raſſelnd, bald das Blut von der Lanze wiſchend, das die Welt erlöſt haben ſoll! Zwiſchendurch ein Angſtſchrei der Marien, der Herr ruft: Mein Gott, mein Gott, warum haſt Du mich verlaſſen! Der Vorhang zerreißt, die Sonne erliſcht, die Todten ſtehen auf — die Veteranen aber ſind meine Landsleute, und ſpielen kleine Elſe.

Chamiſſo's Tod! — Mich hat er vielleicht mehr als jeden Andern erſchüttert! Ich ſagte Dir bei Deinem Hierſein, daß ich drei liebe, herzliche Briefe des trefflichen Mannes ſeit langer Zeit unbeantwortet liegen habe. Nun wohl, ich wollte ſie endlich beantworten — und am nämlichen Tage erhielt ich durch die Zeitung die Nachricht von ſeinem Tode! Ich kann Dir nicht ſagen, wie mir zu Muthe war, und noch iſt, wenn ich an meine Schuld denke! Denn ſchuldig bin ich allerdings. Konnte ich Chamiſſo's Bitten um Beiträge zum Almanach damals auch nicht begegnen, weil ich nichts fertig hatte, ſo hätte ich doch ſolche Briefe, wie die ſeinen es waren, nicht ſo lange ohne ein herzliches Wort der Erwiderung laſſen ſollen. Es ſchnürt mir die Bruſt zuſammen, und die Thränen ſchießen mir in's Auge! Kein Wort mehr! Ich will mich nicht entſchuldigen — ich kann es nicht — davon biſt Du aber wohl überzeugt, daß kein Mangel an Liebe und Pietät für den herrlichen Mann es war, was mich ſo ſtrafbar ſcheinen läßt. Weiß Gott, ich konnte dieſen Sommer nicht zum Schreiben kommen — ich habe trübe Tage und Wochen gehabt, wo mir Alles zuwider war, und wo ich todt hätte ſein mögen! Hätte ich Chamiſſo nur einmal vor ſeinem Tode in's Auge ſehen und die Hand drücken können — er hätte mir gewiß vergeben!

Kannſt Du vielleicht nicht erfahren, ob er mein Widmungs-Exemplar noch vor ſeinem Tode durch Cotta empfangen hat? Es würde mir dieß wenigſtens eine kleine Beruhigung ſein. Seine Anzeige im Geſellſchafter hat mich zu Thränen gerührt! Nein, nein, ich kann mir nicht vergeben!

Im Anſchluß eine Stelle aus Carriere's Antwort vom 1. December 1838: Varnhagen erkundigte ſich mit großem Intereſſe nach Dir: meine Recenſion ſei von der Societät angenommen. Er ſagte unter Anderem: „Sie hatten ſehr Recht ihm zu ſagen, er ſolle ſich weder an Immermanns Rath zum Epiker, noch an Meyers Volksliederempfehlung kehren, ſondern nur ſich ſelber getreu und wahrhaft ſeinem Genius folgen. Und ſelbſt wenn er wie Uhland ſchon im erſten Anlauf ſein Ziel erreicht und keine neue Bahnen einſchlagen könnte, ſo wäre auch das etwas Schönes. Es ſind Jahre her, daß Chamiſſo, ſo oft ein Gedicht von ihm einlief, begeiſtert es mir vorlas und mir aus der Seele herauswinden wollte, „wie es mich packe", und ſich des Beifalls wie über den für Eigenes freute. Mit leuchtendem Auge zeigte er mir die Widmung und ſagte, ſie gehöre zu den ſchönſten Erlebniſſen, die ihm ein gütiges Geſchick vergönnt und gewährt." — Alſo kannſt Du in dieſer Hinſicht getröſtet ſein. Chamiſſo hat gewiß nicht an Impietät oder Vernachläſſigung gedacht.

* * *

An Wolfgang Müller.

B. 14. December 1838.

Auf Deinen letzten Brief heute endlich die betrübte Nachricht, daß ich's trotz klingenden Froſtes und klingender Ohren bis jetzt noch nicht möglich machen konnte, Dich in Bonn zu beſuchen. Weihnachten denke ich aber mit Matzerath in Cöln zuſammen zu ſein, und vielleicht am zweiten Feiertage gen Bonn zu ziehen, um Simrock, den ich gar zu gern perſönlich kennen lernte, auf ein paar Stunden aus ſeiner Feſttagsruhe aufzuſtören. Du biſt dann leider freilich in Düſſeldorf; überleg' es einmal, ob Du nicht wenigſtens in Cöln bei uns ſein, und mein Projekt eines Rheiniſchen Jahrbuches mit uns berathen kannſt.

Auf Deinen Enzio bin ich ſehr geſpannt, und habe mich vorläufig, bis ich ihn werde kennen lernen, an dem Bruchſtücke geſtärkt, das die Cölner Zeitung kürzlich von Deiner neuen Pilgrimage brachte. Das Ding iſt beim Teufel gut, und wenn Du in dieſer Weiſe fortfährſt, an die bedeutendſten Punkte des Rheines Deine Betrachtungen zu knüpfen, ſo verſpreche ich mir von dem Ganzen etwas Ausgezeichnetes. Die Stanze, in der Du das Gedicht ſchreibſt, hat allerdings einen Vers mehr, als die Spenſer'ſche, erinnert aber doch vielfach an dieſe, durch Stellung der Reime ſowohl, als hauptſächlich auch durch den Alexandriner, mit dem jede Stanze ſchließt. Dieſer Sau-Alexandriner aber, muß ich Dir offen geſtehen, verleidet mir Spenſers Schema eben ſo ſehr, wie das Deinige. Er bringt etwas ungemein Schleppendes

und Träges in die, ſonſt mit ihren Fünffüßlern raſch und rüſtig einherſchreitende Strophe, und verkümmert mir ſelbſt den Childe Harold. Gott ſei's geklagt, ich bin ſonſt kein Verächter des Alexandriners, aber in der Spenſer- und Müllerſtanze iſt er mir ein Greuel, und Du nimmſt mir's nicht übel, daß ich Dir das offen ſage. —

Ad vocem Muſikant! Schilt mich neulich der elegante Kühne in ſeiner Zeitung „einen muſicirenden Vagabunden durch die Welt!" Zum Maler ſei ich zu unruhig! Ich weiß wahrhaftig nicht, ob der Sackermenter nicht gar am Ende Recht hat.

* * *

An Wolfgang Müller.

Barmen Neujahr 39.

Deinen und Matzeraths Briefe erhielt ich zuſammen, mit welcher Freude kannſt Du denken! Du biſt doch ein prächtiger Kerl: — magſt accouchiren oder Beefſteak freſſen, die Sonne oder einen neuen Menſchen aufgehen ſehen, an den fabelhaften Alligator denkſt Du allemal, und ſchreibſt ihm zu Bonn und zu Cöln, auf der Klinik und bei den Dominikanern Nr. 2. Dafür, Du gewitterrauſchebartiger Rieſe, wie unſer lieber Morgenröthlicher Dich nennt, ruf' ich Dir nun auch ein herzlich Proſt Neujahr! zu. Bleib mir gut, Alter im Bart, fabelhafter Poet, pauliniſcher Medicus, antiphlogiſtiſcher Einſchöppler. Nächſter der Liebe (hear, hear! würde Dingelſtedt rufen) gibt's doch nichts Schöneres, als wenn ordentliche Kerls treu und feſt und ehrlich zuſammenſtehen. Alſo: her die Hand — wir meinen's gut miteinander.

Daß auch Du beim nähern Bekanntwerden Matzeraths liebenswürdige Perſönlichkeit ſo lieb gewonnen haſt, freut mich von ganzer Seele. Ich ſchätze Matzerath außerordentlich, als Menſchen wie als Dichter, und hege von ſeiner poetiſchen Zukunft die ſchönſten Erwartungen. Hoffentlich werden wir drei bald einmal zuſammen ſein können, und dann wird's uns an Freude nicht fehlen.

Du ſprichſt von Dingelſtedts Aufſatz. Hol' mich der Teufel, bald kann ich ſagen, wie Sir John, daß ich nicht nur ſelbſt witzig, ſondern auch Urſache bin, daß andere Leute witzig ſind. Uebrigens iſt Dingelſtedt wahrhaftig nicht ungeſcheit, ſondern bringt im Gegentheil manches Gute und Wahre über mich bei; Vieles aber auch von dem, was er ſagt, iſt fabelhaft. Wahr iſt's freilich (und ich hab's heut ſchon ſonſt an wen geſchrieben), in meinen Gedichten iſt mehr Hufſchlag als Herzſchlag, aber wer in meinen Wüſten das Ohr an den Boden legt, der hört doch bei Gott nicht bloß Hufe, ſondern doch auch dann und wann das Pochen einer fühlenden, in Lieb' und Haß

entbrennen könnenden, manchmal ſelbſt krampfhaft zuckenden Menſchenbruſt. — Hunde, dieß Recenſentenvolk! — Was kann ich dazu, daß ich eben mehr Maler bin als Poet. Hätt' ich als Bube einen tüchtigen Zeichenmeiſter gehabt, hätte Farben bereiten und den Pinſel führen gelernt, dann ſäß' ich jetzt vor der Leinwand mit meinen Löwenritten, und Keiner hielt' mich für einen kaltherzigen Geſellen, weil ich nichts eigentlich Erotiſches drucken ließ. Und wie kann Dingelſtedt denn von abgeſchloſſen ſprechen? Und kann zwiſchen Felſen und wilden Pferden, auf Haiden und Bergkuppen (und meine Heimath iſt wahrhaftig ſchön) nicht eher ein Poet groß werden, als auf den Straßen Berlins oder Kaſſels? Schlagt ihn todt, den Hund, es iſt ein Recenſent! Ich will ihm aber doch nächſtens 'mal ſchreiben, denn er iſt, wie geſagt, ſonſt eben nicht ungeſcheit, hat ſchon ein paar gute Bücher geſchrieben, iſt kein übler Poet, und meint's am Ende nicht bös mit mir.

Lieber C. W., ſchick' mir doch eine hübſche neue Romanze für ein demnächſt erſcheinen ſollendes Taſchenbuch zum Beſten des Hermannsdenkmals. Ich hab' auch an den Morgenröthlichen drum geſchrieben; laß mich keine Fehlbitte thun — thu's mir und dem Lande der Sennerpferde zu Liebe!

Inliegend diverſe Albumblätter! Davon ſollſt eines Du beſchreiben mit dem Viergeſpann, das ich der Gleichförmigkeit wegen gern in dieſem Format von Dir hätte. Ein anderes gib Deinem Schwager Becker, ein drittes Schirmer, allen beiden mit den ſchönſten Grüßen und der freundlichen, wenn auch etwas kühnen Bitte, mir zum Andenken ein flüchtig Bildchen drauf zu zeichnen, Schirmer etwa einen Käfig ſammt Uhu. Ich möchte doch gern was der Art von den tüchtigen Kerls am Rhein haben, wenn ich einmal nach den Hebriden gehe, oder im Fall ſein ſollte, epistolas ex Ponto zu ſchreiben. Bei Hildebrandt und Schrödter, die ich nur ſo im Fluge kennen lernte, darf ich's wohl kaum wagen, ſonſt würd' ich Dich bitten, auch bei ihnen ein gut Wort für mich einzulegen.

Der Neumeiſter und ich hätten gern Dein Volkslied: Es ſteht ein Wirthshaus an der Lahn. — Schick' uns doch den Text, die Weiſe ſummt uns noch in den Schädeln.

Und nun Adieu, Rauſchebart! Ich hätte Dir wohl noch viel zu ſagen, verſchieb's aber auf's nächſtemal, denn es iſt gleich Nacht. Wir wollen Deiner gedenken, Antiphlogiſtiker. Gruß und Handſchlag!

* * *

An Wolfgang Müller.

Barmen, 18. Januar 1839.

Auf Deinen letzten Brief erhältſt Du heute nur ein trockenes Recepiſſe und meinen Dank für Dein treffliches Speierer Kaiſergedicht! Das Ding iſt

beim Teufel gut! ganz köſtlich; das Geheimnißvolle und Grauliche der Ueberfahrt ſuperb! Ich kann Dir nicht ſagen, wie ich mich darüber gefreut habe. Alles Andere mündlich bis zu meiner nächſten Zukunft ein andermal!

* * *

An Heinrich Künzel.

Barmen, 21. Febr. 1839.

Lieber Künzel! Meinen Herzensdank für Ihren letzten Brief! — Ich ſeh' aus ihm, daß Sie's wirklich gut mit mir meinen, und bedaure nur, daß ich unbeſonnen genug ſein konnte, Sie durch ein raſch hingeworfnes Wort ſo über die Maßen in Unruhe zu verſetzen. — Ich würde es ſicher nicht gewagt haben, wenn Sie mir durch Ihren Mainzer Brief nicht gewiſſermaßen ſelbſt die Veranlaſſung dazu gegeben hätten. Meine Bitte war ja eigentlich nur eine modifizirte Annahme deſſen, was Sie zu meinem Beſten dort zu thun aus eignen freien Stücken mir antrugen, und ich dachte mit keinem Gedanken daran, daß Ihnen aus meiner Indiscretion ſo viele und große Bemühungen erwachſen würden! Laſſen Sie's nun aber, darum bitt' ich dringend und herzlich, mit dem bisher Geſchehenen genug ſein! Ich hab' in der Zwiſchenzeit ſelbſt erkannt, daß es in der Heimath doch am beſten iſt, und werde für's Erſte wohl am Rhein (wenn auch nicht an der Wupper) bleiben. Wo ich aber auch bin, Ihrer freundlichen Bemühungen, den fahrenden Poeten an der Themſe zu fixiren, werd' ich immer mit Dank und Liebe gedenk bleiben; — ich drück' Ihnen herzlich die Hand!

Gern hör' ich, daß Ihre Abhandlung über mich geſchrieben iſt, und leugne nicht, daß ich ihr mit Spannung entgegenſehe. Abgeſehen davon, daß ein ausführliches Urtheil von Ihnen, als das offene und unparteiiſche eines Freundes, vom höchſten Werthe für mich iſt, ſo iſt überdieß der Standpunkt, den Sie als Referent für England einnehmen, ein durchaus eigenthümlicher und neuer, und wird Ihrer Arbeit ſicher eine Haltung und Färbung verleihen, die ſie von dem, was Ihre kritiſchen Genoſſen dieſſeits des Canals bisher über mich ſagten, weſentlich unterſcheiden. Theilen Sie mir doch mit, wo ich Ihre Kritik ſeiner Zeit zu ſuchen habe, oder noch beſſer, wenn ich neuerdings unbeſcheiden ſein darf: ſchicken Sie mir das betreffende Heft des Quarterly oder British and Foreign Review gelegentlich ein! Das Beziehen engliſcher Bücher geht in Deutſchland ſo entſetzlich langſam, und mein Verlangen, Ihre Abhandlung zu leſen, iſt ſo groß, daß Sie mir meine Dreiſtigkeit ſchon vergeben müſſen!

Laſſen Sie uns doch bald auch die übrigen Früchte Ihrer ſeitherigen literariſchen Thätigkeit koſten, und laſſen Sie ſich vor allen Dingen nicht abhalten, Ihre Ueberſetzung der Chriſtabel zu veröffentlichen.

Meine eigne iſt bis jetzt nur ſetzenweiſe geſchrieben, und es fragt ſich ſehr, ob ich ſie je vollenden werde. Und wäre es auch wirklich der Fall, ſo hieß' es Ihre freundſchaftliche Rückſicht doch zu weit treiben, wenn Sie meiner Arbeit wegen die Ihrige unterdrücken wollten. Schicken Sie die Ueberſetzung darum je eher je lieber in die Druckerei. Guſt. Pfizer wird ſie für ſeine Blätter zur Kunde der Literatur des Auslandes (das einzige Inſtitut, das wir für Ueberſetzungen größerer Poeſien beſitzen) gewiß hoch willkommen heißen, ebenſo wie die liebliche Kilmeny, die ſchönſte Epiſode in des trefflichen Ettrickſchäfers romanzendurchklungener Queen's wake. Oder, wie ſieht's mit dem Plane einer gemeinſchaftlichen Herausgabe neuerer Engliſcher Poeſieen in deutſchem Gewande aus? Meinen Sie, daß Sauerländer für ein derartiges Unternehmen zu gewinnen wäre, ſo laſſen Sie uns die Sache einmal näher in Ueberlegung ziehen, und das Unternehmen, das wir ja nicht zu übereilen brauchen, in aller Stille vorbereiten. Wir müßten dann feſtſetzen, was Sie und was ich vorzunehmen hätte u. ſ. w., und in einem Jahre etwa könnten dann gleich ein paar Bändchen zuſammen in die Welt geſchickt werden. Ganz Herr meiner Zeit werd' ich freilich erſt mit dem Herbſt werden; doch läßt ſich den Winter hindurch ſchon tüchtig was dollmetſchen. Ich habe vorläufig meine Bibliothek mit allem mir noch Fehlenden completirt, und beſitze jetzt von Cowper an ſo ziemlich alles: Shelley, Keats, Southey, Coleridge, Campbell, Rogers, Wordsworth, Bowles, Kirke-White, Hogg, Wilſon, Proctor, Miß Landon ꝛc. ꝛc. Doch glaub' ich kaum, daß Sauerländer Luſt haben wird; als ich ihm vorlängſt (Herbſt 1835) eine Auswahl Burns'ſcher Sachen anbot, that er ſehr väterlich, und bat mich inſtändigſt, meine Zeit doch nicht an ſolch Zeug, das ja doch nicht zöge, zu vergeuden. Was ich eigentlich an Ihrem Plane auszuſetzen habe, iſt das Fabrikartige, deſſen Schein ſich gar nicht vermeiden läßt, wenn alle Jahr ſo und ſo viel Bändchen abgeſchnurrt werden ſollen. Keats und Shelley ziehen mich jetzt am Meiſten an. Des Erſtern Ode to a Nightingale und Eve of St. Agnes ſind wunder-wunderſchön! — Aber auch ſchwer zu überſetzen, wenigſtens, wenn der Ueberſetzer ſolche Anforderungen an ſich macht, wie ich's thue — Treue und Wohlklang! Es iſt manchmal zum Schädeleinrennen, muß aber doch heraus.

Das Schickſal der Landon iſt ergreifend, aber poetiſch! — Ich bin drüber aus, ihr ein Grablied zu ſingen:

„Wo ſie zur Ruh' gelegt ihr Haupt,
Ragt eine Palme, weiß beſtaubt;
Und wo ſie barg ihr blutend Herze,
Glüht eines Kaktus blut'ge Kerze!"

Du lieber Gott: — die Landon auf der Goldküste begraben! Sie, die in Orangenhainen zu Hause war, und die Lauten Welschlands und der Provence durch ihre Gedichte zittern ließ! — Wie sah sie aus, wie alt war sie? Bitte, bitte, schreiben Sie mir's — es hat mich lange nichts so erschüttert, als diese Tragödie! So konnte nur eine Dichterin getäuscht werden und sich in's Grab legen: — „Der Dichtung Flamm' ist allezeit ein Fluch!" — Wie oft hat man mir das leidenschaftlich ausgestoßene Wort in die Zähne zurückgeschmissen — und es ist doch wahr! — Nicht wahr, Sie verstehen mich, lieber Künzel, für Sie brauch' ich mich nicht mit prosaischer Breite darüber auszulassen, wie ich jenen Ausspruch eigentlich verstanden wissen will? — O diese Hunde von Kritikern, die den Zwiespalt der Muse mit dem Leben nicht kennen, und in vornehmer Selbstgefälligkeit auf die Zuckungen herabsehen, in denen man sich zwischen dem Rufe der Inspiration und der Misère des Alltags abmartern muß. — Burns, Byron, Hölderlin, Günther, Grabbe, Chatterton, Stagnelius, Büchner — was nenn' ich sie alle, die ich bald in einem längern Gedichte vorführen will, daß doch Wunden da sind, darein die Ungläubigen ihre Finger legen können? — Kennen Sie das Gedicht von James Montgomern: The Poets Lot? — Hin und wieder freilich etwas pietistisch, mir aber sonst ganz aus dem Herzen geschrieben. —

Adieu, lieber Künzel! Meine Briefe sind verflucht rhapsodisch, ich kann aber einmal nicht anders, und Sie müssen drum Geduld mit mir haben.

* * *

An Wolfgang Müller.

Barmen, 4. März 39.

Wirst Du mir verzeihen? In der ersten Zeit nach meiner Rückkehr war ich traurig und unlustig; Deine Volkslieder gingen mir fort und fort durch die Seele, wie schneidige Schwerter, und ich hätte meine Poesie und mich selbst anspeien mögen. Und da konnt' ich nicht schreiben. Jetzt aber ist mein Austritt vom Comptoir auf Ostern festgesetzt, zwei Monat früher als zuerst beschlossen war, und ich habe mit Ordnen und Abschließen alle Hände voll zu thun. Doch läßt sich's jetzt, wo nur Aeußeres mich bedrängt, immer besser plaudern, als damals, wo ich mit mir selbst zu schaffen hatte, und so sei Dir denn heute in aller Flüchtigkeit zwischen der Arbeit ein warmer Herzensgruß zugerufen. Zuerst: wie sieht's mit unserm Jahrbuch aus? Mayerath wirst Du inzwischen auf Carneval (den ich aus Mangel an Spießen nicht besuchen konnte) wiedergesehen und Näheres über unser Projekt von ihm gehört haben. Ich habe seit meinem Besuche erst einen Brief von ihm, der mir jedoch in Bezug auf jenes Unternehmen nichts von Wichtigkeit meldet. Jedenfalls wird es nachgerade Zeit, zu einer Entscheidung zu

gelangen; Du, Simrock und Matzerath ſind doch immer noch dabei? Weiß der Teufel, wie es zugeht, aber ich kann den Gedanken nicht los werden, daß unſere Berathung damals unter dem verderblichen Einfluß einer höchſt ſchnöden Lauheit, faſt möcht ich ſagen: Schläfrigkeit geſtanden, die mir nichts Gutes zu ominiren ſcheint. Sprich doch noch einmal mit Simrock, und ſchreibe mir, was er meint!

Und nun, Du bisher noch in der allgemeinen Müllerei Mahlender, fordere ich Dich feierlich auf, Deine Gedichte hinfort nur mit: Müller im Bart zu unterſchreiben! Hol der Teufel mein laſterhaftes W! — Sieh nur des Darmſtädter Nodnagels neueſte Sagenſammlung nach! Darin ſpukſt Du als leibhafter Doppelgänger (C. W. und C. O.) nicht nur in den Unterſchriften, ſondern auch im Autorenverzeichniß! Es iſt ſchnöde, beim Teufel, und ich bin Schuld daran! — Läuft der Kerl zweifach durch die Jahrhunderte, bringt Wirrwarr in die Literaturhiſtorie, und läßt aller Orten die fabelhafte Suppoſition aufkommen, als ſei Otfried, der Göttinger, Verfaſſer von Wolfdietrichs Buße! —

Ich habe mich übrigens herzlich gefreut, ſo viel Stücke von Dir in jener Sammlung aufgenommen zu ſehen. Die meiſten waren mir bekannt, und die Bekanntſchaft der mir noch fremden hab' ich mit aufrichtiger Genugthuung gemacht. Von den vielen Behandlungen der Heiſterbacher Mönchslegende iſt der Deinigen der Vorzug gegeben; hab' ich nicht immer geſagt, daß ſie ganz vortrefflich ſei? Denk' nur aber im Ernſt bald an die Herausgabe einer Auswahl Deiner Gedichte, und laß den Bart Dein Feldzeichen ſein! Cotta wird Dich gern verlegen.

Ich überſetze jetzt viel aus dem Engliſchen, meiſt Sachen der unbekannteren Lyriker unſerer Zeit, und werd' es binnen Kurzem im Literaturblatt zum Auslande drucken laſſen. Es verlohnt ſich ſchon der Mühe: — Keats, Shelley, Wilſon, Proctor, Bowles, Kirke-White, die Hemans und Andere haben herrliche Lieder geſchrieben, und es thut mir wohl, mich einmal abzuwenden von den fiebernden Franzoſen und mir ſelbſt zu der Ruhe und Innigkeit dieſer See- und Bergdichter, deren Naturanſchauung mich häufig an Schefers Laienbrevier erinnert. Shelley und ein paar Andere ausgenommen, iſt über Alles, was dieſe neuen Engländer geſchrieben, eine Stille, eine Ruhe ausgegoſſen, die einen unbeſchreiblichen Zauber auf mich ausübt und mich unwiderſtehlich zum Dollmetſchen auffordert.

* * *

An Auguſt Schnezler.

Barmen, 5. März 1839.

— Barmen verlaß' ich nach Oſtern. Ich hab' es ſatt hier und muß

wieder wandern. Wohin? weiß ich noch nicht, werde mich aber, nachdem ich eine Fußtour durch das Siegen'sche, die Thäler der Ruhr und Lenne, meinen heimathlichen Teutoburger Wald und das paradiesische Weserthal gemacht, wahrscheinlich am Rhein, in einem stillen felsüberhangenen Dörfchen, vielleicht aber auch zu Bonn oder zu Frankfurt a. M. niederlassen und — für's Erste wenigstens — meinen Träumen nachhängen. Ich hoffe, der Wechsel wird mir zum Heile gereichen; — jedenfalls wird er mir zuträglicher sein als der, welcher mich vor zwei Jahren nach Barmen brachte, wo ich jetzt obendrein verketzert werde, nachdem ich dumm und gut genug gewesen bin, mich jedem freundlich und als eine fidele Seele zu zeigen, der mir zudringlich entgegentrat. Ich bin jetzt klug geworden, — wo ich jetzt hinkomme, da schließe ich meinen Kreis mit einem halben Dutzend guter Kerls; Wein gehört zu den verbotenen Artikeln, und arbeiten werd' ich mit Händen und Füßen!

Wenn ich in Frankfurt sein sollte, so sehen wir uns jedenfalls im Sommer oder Herbst. Gehst Du vielleicht im Mai zur Enthüllung des Schillerdenkmals nach Stuttgart? — Es wäre wohl der Mühe werth; die ganze schwäbische Lyrik wird auf einem Haufen, rattenkönighaft — auf dem Markte zu Stuttgart stehen, und es sind doch herrliche Männer darunter! — Hast Du Mörike, den neuerstandenen, schon gelesen? — Das ist doch auch ein ganzer Kerl!

Grüße die Stöbers und entschuldige mein Schweigen. In Nodnagels neuer Sagensammlung stehen sie drinnen, auch Du, und auch mein Freund, der Bonner Studio Müller (C. W. oder C. O. ist einerlei!). Matzerath zu Cöln ist ein prächtiger Mensch! —

Von Herzen Dein altes

Wüstenroß.

* * *

An Heinrich Jerrentrup.

Barmen, 9. März 1839.

Um nicht wieder in eine zu langdauernde Briefschuld an Dich zu kommen, will auch ich Dir Deinen letzten Brief schon heute beantworten, obgleich sich eben nichts besonders Wichtiges zur Mittheilung darbietet.

Deine Genesung geht, so Gott will, mit raschen Schritten vorwärts! Ich hatte wahrhaftig nicht gedacht, daß Du armer Kerl Dich so lange würdest hinschleppen müssen! Ich nehme den innigsten Antheil an Deinem Leiden, und hoffe mit Dir, daß der Frühling Dich vollends wieder auf die Beine bringt! Schon jetzt, wenn wir einmal einen wärmern, sonnigen Tag haben, einen von denen, die Uhland „sanfte Tage" nennt, wenn der Himmel zur Erde Licht und Wärme streut, und wenn's Einem zu Muth ist, wie Washington

Irving, als er einmal im März nach Stratford am Avon ging und Shakeſpeare's Lied aus Cymbelin ſang:

„Hark, hark, the lark
At heaven's gate sings, u. ſ. w.

— ſchon jetzt, mein' ich, denk' ich an ſolchen Tagen immer zuerſt an Dich, und mal' es mir aus, wie Du nun hinausgehen, und Dich des Lächelns der Sonne und des Thauens des Eiſes, und des lauen Hauchs des Thauwindes, und des zitternden Glöckchens des erſten Galanthus nivalis freuen wirſt. Gottlob, bald blüht auch die Cornelkirſche, die Lerche wird nicht lang mehr auf ſich warten laſſen — o Gott, dieß erſte Erwachen des Lenzes! Ich freue mich alle Jahre drauf, wie ein Kind, und denk' es gerade dieß Jahr einzuſchlürfen mit allen Sinnen und mit voller Seele, recht, recht wie ein Kind! — Und es wird mich doppelt erquicken, wenn ich weiß, daß es Dich Alten nicht nur erfreut, ſondern auch geneſen macht! Laß mich bald wiſſen, daß es Dir wohl geht! — Der Schnee, der heut noch fällt, wird auch wohl ſchmelzen! —

Weißt Du noch, wie wir oft auf den Soeſter Wällen den kommenden Frühling begrüßt haben? — O, dieſer erſte milde Strahl der Sonne, dieß erſte Knospen der Büſche! — Das Land mit ſeinen grünen, kurzhalmigen Kornfeldern athmete friſch und lau in die graue Stadt hinein; die bleigedeckten Thürme ſonnten ſich; in den Gärten die Geſchäftigkeit des erſten Beſtellens! — Weiß der Teufel, mir wird ganz weich, wenn ich mir das Alles ſo denke. — Ein leiſer, linder Frühlingshauch zittert mir durch die Seele; ich bin froh, daß ich jauchzen, und betrübt, daß ich weinen möchte! —

Oſtern werd' ich in Soeſt ſein, um Vieles auf's Reine zu bringen! — Ich denke, es wird gut gehen! —

Im Mai oder Juni komm' ich vielleicht nach Herford. Wie ſich das macht, und wie es überhaupt zugeht, daß ich in den genannten beiden Monaten eine Fußreiße durch's Siegen'ſche, durch's Sauerland, durch meine heimathlichen Lippiſchen Berge und durch's Weſerthal mache — darüber, lieber Jerrentrup, ein andermal. — Ich hoffe, mein Leben wird ſich allmählich zu meiner und der Meinigen Zufriedenheit geſtalten! —

* * *

An Ignaz Hub in Hamburg.

Barmen, 22. März 39.

— Es iſt lange, ſeit Du nichts von mir gehört haſt. — Dafür kann ich Dir jetzt aber auch etwas Entſcheidendes über mich mittheilen: — daß ich nämlich mit Mai die Wupper verlaſſen und mich nach einer Fußtour an

Sieg, Ruhr, Lenne, Weſer und durch meinen heimathlichen Lippiſchen Wald irgendwo am Rhein, procul negotiis, fixiren werde. Ich bin das Sauleben hier wieder einmal ſatt. —

Jene Reiſe hat zunächſt den Zweck, mir die verſtaubte Seele mit Berg- und Waldluft abzuwaſchen, dann aber auch den, mir, eines literariſchen Plans wegen, Höhen und Gründe und hiſtoriſche Denkmäler meiner rotherdigen Heimath friſch und im erſten Frühlingsgrün vorüberſchreiten zu laſſen. Ein Ableger nämlich des Aktienvereins zur Herausgabe des Bilderwerks: „Das Maleriſche und Romantiſche Deutſchland" läßt die ſchönſten Punkte des gebirgigen Weſtphalens zu London in Stahl ſtechen, ein tüchtiger Landſchafter iſt gewonnen, und ich ſchreibe den Text. — Das Ganze wird ſich dann unter dem Titel eines „Maleriſchen und Romantiſchen Weſtphalens" (klingt ſchier wie eine contradictio in adjecto) als eine quasi elfte Sektion dem Maleriſchen und Romantiſchen Deutſchland anſchließen.

Ich werde die Arbeit recht mit dem Herzen angreifen. Ich hab' meine Berge und Flüſſe lieb; es iſt ein tüchtiges Land, mein Weſtphalen, und mir im vorliegenden Falle doppelt lieb, weil es dem Auslande gewiſſermaßen eine terra incognita iſt, weil ich es mit der Axt in der Hand durchlichten muß. — Hohenſyburg, Vollmarſtein, Kluſenſtein, Externſtein, Luhdener Klippe, Weſtphäliſche Pforte — was wißt Ihr draußen von alle dem? — Ich aber will's Euch zeigen; — auf rother Erde will ich die gelbe vergeſſen, Tannen und Bergwäſſer ſollen mich umrauſchen, und auf Buchen- und Eichenblätter geſchrieben will ich's in die Welt ſchicken, was ich unterm Felſen und im Holz geſchaut und geträumt habe. —

Immermanns Münchhauſen hat mir, hoff' ich, die Bahn gebrochen. — Wenn ein Kerl, wie der, uns Weſtphalen das Wort redet (und wie köſtlich hat er's gethan!), ſo kann ſich ein Werk, wie das meinige, ſchon auf den Markt wagen, und ſicher ſein, daß es mehr als eine bloß provinzielle Geltung ſich erringen wird. Beiläufig: nach ſeinem eigenen Geſtändniſſe gegen mich hält Immermann ſelbſt mehr von dem weſtphäliſchen, als von dem eigentlich münchhauſen'ſchen Theile ſeines zwieſpältigen Buches. — Mir ſprang aber auch das Herz im Leibe, als ich ihn zuerſt las!

Deiner freundſchaftlichen Beziehungen zu den dortigen Literaten freu' ich mich herzlich. Grüß' doch vor Allem Gutzkow von mir und verſicher' ihn meiner ganzen Hochachtung. Seit ich mich mehr und mehr aus allen Coterien herausgerettet habe und auf eigenen Füßen ſtehe, wird mir Gutzkow von Tage zu Tage lieber, und ich verehre ſein Streben und ſeinen enormen Geiſt von ganzem Herzen. Ich gäbe nur was drum, wenn ſich die Kerls — Gutzkow, Mundt, Kühne, Laube ꝛc. untereinander nicht ſo katzbalgten, —

das Publikum hat den Spaß davon, wir armen Poeten aber, um nicht für Parteigänger zu gelten, müssen uns etweder hautement in uns selbst zurückziehen und manchem tüchtigen Kerl, den wir sonst gern mögen, ferne bleiben, oder aber wir müssen uns mit Allen gut zu stellen suchen, was doch auch ein wenig charakterlos aussieht. Karl Beck, der Sprudler, dem ich gern 'mal in sein wildes Ungarauge blicken möchte, macht es auf die letzte Art und spendet ohne Ansehn der Person der Eleganten, wie dem Telegraphen. Ich mach's nächstens auch so, — laßt mich nur erst 'mal in meiner Villeggiatura unter Rolandseck sitzen!

* * *

An Heinrich Koester.

B. 23. März 39.

Edler Pädagog!

Nächsten Dienstag versammelt sich das Kränzchen der Barmer Deklamationsfreunde, aus Zulauff, Boelling u. s. w. bestehend, auf meiner geringen Kneipe. Wir lesen den Clavigo mit Rollenvertheilung, und ich als Dominus tractans habe Dir, unserm Phönix, den Beaumarchais zugetheilt, in der Voraussetzung, daß Du bei Beginn der Osterferien vielleicht schon in den ersten Tagen der kommenden Woche herüber kommen werdest. Ich hoffe von Herzen, daß Du meiner Einladung Gehör gibst, und bin auch gern erbötig, das Kränzchen bis Mittwoch Abend zu stunden, wenn Du nicht eher kamst. Jedenfalls rechn' ich auf umgehende Antwort.

Dominus vobiscum! Dein

Alligator.

* * *

An Wolfgang Müller.

[Barmen, 19. April 1839.]

— Ich erledige die Hauptpunkte Deiner beiden Briefe nummerweis, damit ich noch vor Postabgang fertig werde.

1) Jahrbuch. Von Immermann bin ich noch ohne Antwort, doch hoff' ich, daß sie günstig ausfallen wird. Matzerath, der mir einen komisch-zornigen Brief wegen meiner Schreibfaulheit auf den Hals geschickt, schreibt mir, daß Schnaase die Mitwirkung für die Kunstkritik abgelehnt hat. Wer ist sonst in Düsseldorf Mannes genug, um sich tüchtig über die Schule loszulassen? Wir werden doch wohl auf ihn zurückkommen müssen.

2) Doppelgängerei. C. W. Müller von Düsseldorf, das klingt am Besten und ungezierteſten. Mit dem Bart war's mir nur Spaß, die Felsen und Thäler klingen aber fast eben so gesucht.

3) Novitäten. Bei von Eynern frei — ehrenvoll und freundschaftlich,

und nicht, wie es hin und wieder die verfluchte Fama erzählt hat. — Dingelſtedt hat mir aus freien Stücken einen freundlichen Brief geſchrieben. — Bei W. Engelmann in Leipzig werd' ich eine Auswahl Burns'ſcher Lieder herausgeben, ſo Gott will! zu Oſtern 1840. — Nach meiner Weſtphäliſchen Fußreiſe zieh' ich unter'n Drachenfels, dabei bleibt es.

Und nun leb' denn wohl, Du lieber, langer Kerl, Du bärtiger Volksliedermann! Behüt' Dich Gott, und bring' mir Dein Herz ſo ganz zurück, wie ich Dir meines bewahre! Im Herbſt ſehn wir uns wieder! Schreib' mir bald aus Berlin, und wenn Dich dieß Blatt noch in Düſſeldorf trifft, ſo ſchreib' mir wenigſtens mit zwei Worten aus Mainz, daß Du's noch gekriegt haſt. Liebſter, beſter Müller — Kuß und Handſchlag! Ich werde beim Teufel weich! Ade, Ade!

* * *

An Heinrich Jerrentrup.

Barmen, Walpurgistag, 1839.

Mein lieber Alter!

Aus Deinem Briefe vom 6. d. M., der mich noch in Soeſt traf, und aus den Mittheilungen Deines Schülers B., der mich vorgeſtern vor 8 Tagen beſuchte, bin ich jetzt über Deinen Zuſtand ziemlich richtig unterrichtet, und freue mich von Herzen, daß es jetzt, wie B. mich verſicherte, doch wenigſtens ſo gut wieder geht, daß Du von einer Emſer Cur vollſtändige Geneſung erwarten darfſt. Glück auf! Ich und die Meinen in Soeſt, wir Alle wünſchen Dir von Herzen das Beſte! —

Heute ſchreib' ich Dir hauptſächlich, um Dir zu ſagen, daß ich mich hier in Barmen ungefähr nur noch 14 Tage aufhalten werde, und daher nur in dieſer Zeit perſönlich noch Dich werde empfangen können. Kommſt Du ſpäter, ſo mußt Du aber dennoch jedenfalls bei Langewieſche (im Werth, nicht weit von der Gemarker Poſt) einkehren, wo Dich auf meine Veranſtaltung freundliche Geſichter und ein bequemes Bett, ſammt Gemüſe und Fleiſch, erwarten. Langewieſche und ſein Commis, mein Freund Neuburg, werden Alles thun, Dir die Zeit Deines Hierſeins angenehm zu machen, doch hoff' ich, zumal bei dem warmen, herrlichen Wetter, immer noch, Dich ſelbſt begrüßen zu können.

Im Juni laß' ich mich am Siebengebirge bei Bonn ganz in der Stille nieder. Wahrſcheinlich in Honnef, Erpel oder Unkel, was ich Dir ſpäter näher ſchreibe, da Du auf der Rückreiſe aus dem Bade jedenfalls wieder bei mir kneipen mußt. Vorher mach' ich, für literariſche Zwecke, eine Fußreiſe durch ganz Weſtphalen, von der Sieg bis an die Pforte. Es fehlt mir heute an Zeit, Dir meinen ganzen Lebensplan ausführlich mitzutheilen;

— ſo Gott will, geſchieht es in kurzer Zeit mündlich, oder wenn das nicht der Fall ſein ſollte, ſo kannſt Du doch von meinen Verwandten in Soeſt das Nähere hören.

* * *

An Heinrich Jerrentrup.

Barmen, 4. Mai 1839.

Mein theurer Jerrentrup!

Obgleich ich Dir erſt am Dienſtag geſchrieben, und die Freude eines baldigen Wiederſehens vor mir habe, muß ich Dir dennoch heute noch einmal in's Haus fallen. Ein hieſiger guter Freund von mir, ſeines Zeichens Graveur, hat nämlich mein ſchlechtes Antlitz zu ſeinem Vergnügen modellirt und mir einige Exemplare des Reliefs zur Vertheilung an meine Freunde geſchenkt. Da dacht' ich denn, daß es auch Dir, meinem alten, bewährten Pylades, wohl angenehm ſein würde, einen Abdruck zu erhalten, und dieſem Umſtande verdankſt Du dieſen abermaligen Zuruf und das beikommende Käſtchen.

Das Relief ſoll, wie ziemlich allgemein behauptet wird, nicht unähnlich ſein, beſonders die Freßpartie. Die Naſe könnte freilich etwas ſtumpfer ſein, und die Haare ſind auch nicht ſo kraus. Was den letztern Punkt angeht, ſo iſt es indeß ein allgemeiner Fehler der Modelleurs, eben in den Haaren ſo recht ihre Kunſt zeigen zu wollen; ſie werfen Locken, wo keine ſind, und deßwegen iſt das Haar auf ſolchen Bildern auch faſt immer mehr oder weniger manierirt. Möchte Dir das Bild, aller dieſer Uebelſtände ungeachtet, nichtsdeſtoweniger den fernen Freund recht lebhaft vor die Seele führen, und Deinem Erkennungsvermögen beſſer entgegenkommen, als jene Silhouette, über die wir uns in Soeſt ſo oft gezankt haben.

Ich habe mich ſeither oft und anhaltend im Geiſte mit Dir beſchäftigt, lieber Jerrentrup! Es ſind nun 11 Jahre, daß wir einander kennen und lieb haben! Es macht mich froh und glücklich, daß unſer Verhältniß in all' dieſer Zeit, trotz Entfernung und auseinandergehender Lebenswege, immer daſſelbe geweſen iſt: — es muß drum doch wohl einen tiefern, beſſern Grund haben, als ſo manches andere, das, kaum entſtanden, auch ſchon wieder ſich auflöſt. Bleib' mir ferner gut, lieber Kerl, und glaub', daß ich Dir gegenſeitig immer mit wahrer, aufrichtiger Freundestreue zugethan bleibe. Die Erinnerung an das Entſtehen unſres Bundes, an unſre erſten einſamen Spaziergänge in und um Soeſt, das iſt mir kürzlich recht friſch und lebendig wieder aufgegangen, und ich kann wohl ſagen, daß ich darin mit wehmüthiger Freude geſchwelgt habe. —

Mit Deinem Befinden geht es hoffentlich immer beſſer, und denke ich bald gute Nachrichten zu erhalten. Die Soeſter, von denen ich heute Briefe

habe, laſſen herzlich grüßen; ich aber ſchüttle Dir warm und treu die Hand, und bin für immer recht von Herzen Dein Freiligrath.

* * *

Lieſt ſich dieſer Brief nicht wie ein Abſchied fürs Leben? Er ſollte es nicht ſein, aber er ward es. Freiligrath ſah ſeinen getreuen Pylades nicht wieder: derſelbe erlag ſeinem Bruſtleiden am 17. Oktober 1839.

An Lina Schwollmann.

Barmen, Himmelfahrt Nachmittag 2 Uhr
[9. Mai] 1839.

— Die heutige Elberfelder Zeitung wird Dir das Ausbleiben eines Briefes erklären; das vorgeſtrige Feſt machte es mir unmöglich, Deinen lieben Zuruf früher zu beantworten als heute; all' die übrige Tummelei, womit das Verlaſſen eines zweijährigen Wohnorts verbunden zu ſein pflegt, ungerechnet. Das Feſt aber war ſchön! In der ganzen Idee, Anordnung und Begehung ſprach ſich ſoviel herzliche ungeheuchelte Freundſchaft für mich aus, der Empfang mit einem trefflichen Quartett und der ſchöne Toaſt des Dr. Clauſen waren ſo ergreifend für mich, und die Heiterkeit, welche dieſen ernſtern Momenten folgte, war ſo allgemein und bei aller Ungenirtheit anſtändig, daß der Totaleindruck des Abends ein durchaus ungetrübter, ein über alles ſchöner und nachhaltiger für mich iſt.

Es waren über ſechzig Theilnehmer da, Kaufleute, Commis, Juriſten, Mediciner, Philologen; auch die Herren von Eynern fehlten nicht, und einer von ihnen brachte ſogar auf mein Wirken bei ihnen einen Toaſt aus. Düſſeldorfer Regimentsmuſik war zur Belebung der Tafelfreuden eigens requirirt worden; mein Gedicht „Prinz Eugen", das hier viele Freunde gefunden hat, wurde ſpäter mit andern geſelligen Liedern abgeſungen — kurz, es war ein ſchöner Abend, und ich habe geſehen, daß man mich hier wirklich ziemlich allgemein lieb hat und achtet. Es iſt doch ein eigenes Gefühl, der Mittelpunkt einer ſolchen Geſchichte zu ſein; ich fühlte mich anfangs nicht wenig bewegt; das Gefühl aber, von ſo vielen ordentlichen Kerls geliebt zu ſein, und die ungezwungene Art und Weiſe des Ganzen gaben mir bald meine gewöhnliche Nonchalance wieder, und ſo ging denn alles glatt auf's Schönſte. Ich lege Dir allerlei bei, was Dir die Sache deutlicher machen kann. Die anl. Beſchreibung iſt aus der hieſigen Zeitung und ausführlicher als die in der Elberfelder, welche dagegen den Clauſen'ſchen Toaſt wörtlich mittheilt.

Nächſte Woche, welchen Tag, weiß ich aber noch nicht, werde ich nun aufbrechen, jedoch nicht mit dem Sauerlande anfangen, welches zu ſpät grün wird, ſondern mit dem Münſterlande und der Weſer, ſo daß ich erſt nach

Soeſt komme, wenn ich ſchon in Detmold geweſen bin. Die Route wird nämlich ungefähr ſo ſein: Hagen, Dortmund, Kappenberg, Nordkirchen, Münſter, Osnabrück, Minden, Herford, Detmold, Paderborn, Soeſt u. ſ. w. Doch können kleine Aenderungen immer noch eintreten, und Du hörſt das Nähere von der Reiſe.

* * *

Dies Freiligraths eigener Bericht über das Feſtmahl, welches am 7. Mai 1839 die Freunde dem demnächſt Scheidenden gaben; es fand ſtatt im Cleviſchen Hofe zu Barmen, bei dem „allgemeinen Schwiegervater" Behrens; Gymnaſiallehrer Dr. Clauſen von Elberfeld, einer der näheren Freunde des Dichters, brachte demſelben einen einfachen, warmherzigen Trinkſpruch, deſſen Mitteilung hier indes unnötig iſt. Freiligrath ward übrigens, wie es ſcheint, durch finanzielle Abwickelungen noch einige Wochen in Barmen feſtgehalten, ehe er ſeine Reiſe antreten konnte. Aus dieſer Harrezeit ſind die beiden folgenden Briefe.

An Auguſt Boelling.

B. Pfingſtmorgen [19. Mai] 1839.

Während Du augenblicklich zu Düſſeldorf einen kleinen Theil der Früchte Deines Fleißes und Deiner Sparſamkeit zu großer Freude verwendeſt, ſitze ich entſetzlicher Vergeuder einſam auf meiner Kammer, knabbere an meiner Verzweiflung, und ordne die Pumpregiſter, deren Regulirung Du, theils laut eigener Zuſage, theils nach meiner geſtrigen Abſprache mit Fritz, übernehmen wirſt, ſobald der Stuttgarter Soſier die Mittel dazu eingeſandt hat. Letzteres wird unfehlbar noch in dieſer Woche geſchehen, und ich bitte Dich, die unverſchämteſten der Manichäer bis dahin mit eiſerner Stirne von den rechtlichen Geſinnungen Deines Freundes, des Durchgängers, unterhalten zu wollen. So empfange denn inliegend, Du Theuerſter:

1 Regiſter des Bockes S.
1 „ „ Traubendrückers B.
1 „ „ „ H.
1 „ „ Lederverſchneiders A.
1 „ „ Holzverderbers F.
2 „ „ Papierkünſtlers N.
1 „ „ Reſſourcenvogtes H.
1 „ „ allgemeinen Schwiegervaters B.
1 „ „ Tuchverpfuſchers F.

zur gütigen Berichtigung: — es iſt entſetzlich, was man in ſeiner Eigenſchaft als Mauerpolier hat drauf gehen laſſen müſſen!

Da mir Cotta bei der ersten Auflage irrthümlicher Weise ca. 190 Thlr. zu viel gezahlt hat, so hab' ich augenblicklich nur noch ungefähr 480—500 Thlr. zu erwarten. Wenn Du von denselben Dich und die fluchwürdige Rotte bezahlt gemacht hast, wird nur eine kleine Summe übrig bleiben, die ich Dich bitte, mir nebst Cotta's Brief poste restante nach Detmold zu adressiren, wenn ich Dich nicht in 14 Tagen anders berichte!

Ich weiß, daß Du Dich der Last und Mühe, die ich Dir mit all diesen verfluchten Sch— mache, gern und als Freund unterziehst, lieber August, und unterlasse es drum, Dir den Dank, den ich Dir hierfür sowohl, wie für so manchen andern Beweis Deiner Menschen- und Poetenfreundlichkeit, schuldig bin, in langem Wortschwall auszudrücken. Recht von Herzen aber drück' ich Dir die Hand für die Freundschaft, mit der Du mich, den Fremden, von meinem ersten Kommen an begrüßt hast! Weiß Gott, wenn ich nur Dich und einige wenige Andere hier gehabt hätte, ich zöge wahrlich nicht fort! Bleib mir gut, lieber Kerl, und wenn ich, vom Strudel hingerissen, manchmal dumme Streiche gemacht habe, oder kalt gegen Dich gewesen sein sollte, so denke, daß mein Herz bei alle dem nicht dabei war, und entschuldige mich mit dem Zoll, den wir alle einmal, mehr oder weniger, den Schwächen der menschlichen Natur abtragen müssen. Wir sind leider keine Engel, und können von Glück sagen, wenn es unserm guten Sterne gelingt, uns nur halbweges mit heilem Herzen und unzerstoßenem Schädel durch die Klippen hindurchzuleuchten, an denen die Meisten scheitern.

Lebe nochmals recht von Herzen wohl! — Ich schreibe Dir jedenfalls von der Reise! — Gott mit uns! —

* * *

An Moritz Carriere.

Amphibiopolis, am Fest der grünen Reiser 1839.
[d. h. Pfingsten, 19. Mai.]

Der „Alligator" sendet dem Freunde den erwähnten Stock in Gestalt eines zusammengerollten Kupferstichs nach dem Gut Barkhausen im Lipper Lande und schreibt dabei:

Liebster Carriere!

Wie es gekommen ist, daß ein gehetzter und melancholischer Mensch Dir bisher, trotz aller Mahnungen, nicht geantwortet hat, darüber laß mich jetzt weiter kein Wort verlieren, sondern Dir bloß die Hand drücken und Dir sagen, daß ich Dir unverändert derselbe bin und daß bloß Faulheit, schnöde, lasterhafte Faulheit, die zum Theil freilich auch durch Gemüthsstimmungen bedingt war, Schuld an meinem Schweigen ist. In acht Tagen

ſehen wir uns wieder: Der HErr hat das Herze des trefflichen Julius Meyer, der mir freilich zur Zeit noch ein großer Unbekannter iſt, alſo gewandt, daß er Dich, Schücking, Grün, deſſelbigen gleichen auch mich, den Sinaiten, auf ſein ſchwiegervaterlich Gut Barkſen berufen hat. Wie freu' ich mich auf's Wiederſehen, kleiner Hegelinge! Wenn Du mir böſe biſt, ſo mach' ich Dich gewiß wieder gut: nachdem meine Pläne für die nächſte Zukunft zur Reife gediehen, nachdem der Herr Baron Cotta von Cottendorf genereus geweſen, und nachdem ſämmtliche Bären, ſo der Sinait in den Gethalen der Wupper angebunden, ihrer Haft entlaſſen worden ſind, bin ich wieder aufgegangen in der alten Pracht. Meiner Liebenswürdigkeit iſt jetzt nicht mehr zu widerſtehen, meine Fidelität iſt die alte, und ich denke, daß beide hinreichen werden, um Deinen Groll, wenn Du je welchen gehegt hätteſt, zu entwaffnen. Ganz trau' ich dem Handel freilich nicht, denn ich hab's allerdings ein wenig arg gemacht. Darum ſchick' ich mir ſelbſt dieſen Brief als Parlamentär voraus, und hoffe, daß er Dich bereitwillig finden wird, mit dem Cunctator Friede zu machen.

Gelingt ihm das aber nicht — nun wohl, dann unterwerf' ich mich willig jeder Strafe, trage jedoch, als durch und durch orientaliſirter Renegat, zunächſt auf die der Baſtonade an. Den Stock dazu ſchick' ich Dir, zum Beweis meiner Unterwürfigkeit, in beikommendem Päckchen. Du wirſt ihn rund und dick genug finden, und damit ihm die Stöße des Poſtwagens weder von der einen noch der andern Eigenſchaft Etwas rauben, ſo hab ich ihn, treu dem Coſtüm, mit etwelchem Chineſiſchen Papier umwickelt. Thu' nun bei meiner Ankunft, was und wie Dir beliebt — der Alligator wird ſich in alles fügen und ſein Schuppengeraſſel auch dann zu Deinen Ehren erheben, wenn Du ihn rollenden Blicks empfängſt!

Alles Sonſtige mündlich! In 10—12 Tagen bin ich in Barkſen. Grüße Meyer vorläufig herzlich von mir! Und was Dich angeht:

„Alles grüßt Dich, Blumen, Blätter,
Doch zumeiſt der Grüße viele
Bring' ich Dir von Deinem Vetter,
Ja von Deinem lieben Vetter*)
Von dem
Alligator im Nile!"

*) Interpolation von C. Loewe, dem Stettiner.

* * *

So ſind die fröhlichen und ernſten Tage der beiden Jahre, welche Freiligrath zu Barmen verlebte, an uns vorübergegangen, und es iſt Zeit, daß

wir uns seinen Dichtungen zuwenden, welche damals zuerst seinen Namen durch alle Welt trugen.

Es sind darunter nicht verstanden diejenigen Arbeiten, mit welchen er zuerst hervortrat, die 1836 in Frankfurt erschienenen Verdeutschungen der Oden und vermischten Gedichte, sowie der Dämmerungsgesänge von Victor Hugo, von welchen jene den neunten, diese einen Teil des elften Bändchens der Sauerländer'schen Gesamtausgabe von V. Hugo's Werken bilden; ebenso beteiligte er sich, ohne seinen Namen auf dem Titel zu nennen, an der von seinem Freunde O. L. B. Wolff ebenda im 16. Bändchen herausgegebenen Übersetzung der Orientalen und Balladen. Obwohl er bereits durch einzelne Gedichte weithin Aufsehen erregt hatte, trug Freiligrath kein Bedenken, unter der Zahl der, möchte man sagen, gewerbsmäßigen Übersetzer zu erscheinen, welche den berühmten Franzosen auf schlechtestem Löschpapier dem deutschen Publikum zuzuführen übernahmen. Wie er selbst fast fabrikmäßig an diesen Verdeutschungen arbeitete, wie er dabei seiner Gesundheit Unbilliges zumutete, haben uns seine Amsterdamer Briefe gezeigt. Die Arbeit war keine leichte, wenn auch Hugo's entbrannte Phantasie und bilderreiche Sprache dem Genius des Nachdichters entsprach; Freiligrath klagt selbst, daß er durch die Beschäftigung mit Victor Hugo seiner dichterischen Eigenart geschadet habe. Er selbst legte auf diese Übersetzungen, obwohl auch in ihnen ganz meisterliche Leistungen der Übersetzerkunst sind, minderen Wert als auf diejenigen aus dem Englischen. Im Jahre 1845 gab er eine verbesserte Auswahl aus denselben heraus; 1870 bei der Herausgabe seiner Gesammelten Dichtungen wählte er aus dieser Auswahl nochmals und nahm nur die gelungensten und allgemein ansprechendsten der Übersetzungen auf.

Über Freiligraths Gedichte, die erste Sammlung vom Jahre 1838, wäre zwar vieles zu sagen, aber ein kurzes Wort muß an dieser Stelle genügen; das deutsche Volk hat seit vierzig Jahren bereits sein Urteil gesprochen. Schon die hier und dort, in Tageblättern, Taschenbüchern und Almanachen vereinzelt erscheinenden Gedichte hatten die Aufmerksamkeit der Welt auf den jungen Dichter mit dem wunderlichen Namen gelenkt, auf jenen Freiligrath, von dem man nur wußte, daß er in irgend einem Winkel Westfalens geboren und Commis in einem kaufmännischen Geschäfte zu Amsterdam sei; der Leser fühlte unwillkürlich, daß er hier einem wunderbaren Rätsel gegenüberstehe, einer machtvollen jugendfrischen Dichternatur. Als dann die Gedichte gesammelt erschienen, da war die Wirkung eine blitzgleich überwältigende. Es liegt mir, von dem Dichter selbst in seiner sorgsamen Weise gesammelt, eine ganze Reihe von Beurteilungen aus der Zeit des Erscheinens vor. Mancher kleinliche Tadel macht sich dabei vernehmbar,

manches wunderliche Urteil, mancher sehr überflüssige gute Rat; aber durch alle diese Äußerungen geht die mehr oder weniger bewußt und freudig ausgesprochene Empfindung, daß in Freiligrath eine durchaus ursprüngliche geniale Dichterpersönlichkeit in die deutsche Literatur eingetreten sei. Wohl selten hat ein junger Dichter so gleichsam im Sturme die Höhe des Ruhmes, der allgemeinen Bewunderung erstiegen. Das Schicksal hatte es doch gut mit ihm gemeint, indem es ihn im Schatten einer stillen westfälischen Landstadt aufwachsen ließ und dann alsbald in die Fremde hinausführte, in die laute Einsamkeit einer großen Handelsstadt, ans Ufer des Meeres, wo fern von der Heimat und dem Elternhause sein Denken und Empfinden sich vertiefte zu verzehrendem Weh, und er in den Träumen seiner wunderbar reichen Einbildungskraft einen Ersatz fand für die Öde seines an den Arbeitstisch geketteten Daseins. Die Einsamkeit war Freiligraths Muse; keine schmeichlerische Huldigung verdarb ihn; unverstanden, sich und der Welt ein Rätsel, ging er schweigend und verschlossen dahin und warf die Geburten des holden Wahnsinns der Poesie wie bewußtlos auf das Papier. Ein günstiges Geschick gab ihm wohlmeinende und verständige Ratgeber, ihn zu warnen vor der gefährlichen Klippe junger Dichter, vor jener Selbstgefälligkeit, die alles für trefflich hält; mit einer beispiellosen Unbarmherzigkeit unterdrückte er gleich in seiner ersten Sammlung alles, was, um ein Wort Mercks an den jungen Goethe zu gebrauchen, „die andern auch können;" wie scharf er darin war, jede Hervorbringung seiner gemütsweichen „matthissonschen" Periode zu beseitigen, lehrt schon die Erwägung, daß eines seiner schönsten Gedichte, das unvergleichliche „O lieb, so lang du lieben kannst" in dieser ersten Sammlung nicht Aufnahme fand. Keiner jener nachahmenden, ungeschickt tastenden Versuche junger Lyriker fand Gnade vor seinem eigenen unerbittlichen Urteil; da ist keine Spur jener gemütlichen blonden Jugendeselei hoffnungsvoller Poeten, kein sentimentales Girren ersten Liebesglücks und Liebesleides; da ist kein Trink- und kein Frühlingslied, und abgesehen von den allgemein gehaltenen Gedichten für den Phönix, keine Zeile, die an die Politik erinnert. Als ein völlig Fertiger erscheint Freiligrath alsbald bei seinem Auftreten; alles ist markig, eigenartig; keine Zeile mahnt uns an das Alter des Dichters; als ein ganzer Mann tritt er herein, ein Eroberer mit dem ersten Schritte. Wie er in seiner Landrinette mit lebendigsten Farben das Einstürmen der Kunstreiter in die Rennbahn schildert, so sprengte er selbst auf die Bühne im glänzenden Waffenschmuck, blitzenden Auges, kühner Gebärde, und alles Volk erkannte auch in bisweilen fremdartiger Verhüllung den durch und durch selbständigen genialen Dichter. Wohl bei keinem unserer Lyriker ist das Verhältnis des wirklich Bedeutsamen, Hochpoetischen gegenüber ein-

zelnem Schwächeren ein so überwältigendes; wir, denen Freiligraths Dichtungen seit langer Zeit liebe Freunde sind, können uns kaum mehr vorstellen, wie diese jugendkräftigen lebenstrotzenden Gedichte in der schwülen Dunstatmosphäre von Lenau's Weltschmerz, von Heine's witzelnder Zerrissenheit und der sonstigen allgemeinen Mittelmäßigkeit erquickend, herzerfreuend wirken mußten.

Wenn ein durch und durch genialer Mensch auf die Bühne tritt und ganz außergewöhnliche Erfolge erzielt, so fehlt es niemals an klugen Leuten, welche uns beweisen, aus welchen sehr einfachen Gründen diese Erfolge herstammen. Da war es die Seltsamkeit und Neuartigkeit der bisweilen sehr kühn gewählten Stoffe, die Pracht und Fülle der fremden Scenerie, die Vollgewalt der Sprache und des Bildes; feinere Köpfe wiesen wohl auch hin auf die Neigung der Zeit zum Weltschmerz, auf das Mißbehagen des deutschen Volkes an seinen heimischen Zuständen, so daß des Dichters Versenkung in den geheimnisvollen Zauber des Meeres, der Wüste und des Urwaldes Deutschland in seiner staatlichen und gesellschaftlichen Elendigkeit Ablenkung und Trost dargeboten. Es ist auch an allem diesem viel Wahres; Freiligrath war wirklich, wie ihn Immermann in seinem oben mitgeteilten Briefe charakterisiert, ein durch und durch moderner Dichter; es kam ihm anderseits zu statten, daß er, in tiefer Einsamkeit aufgewachsen und zum Dichter gebildet, mit keinem Gleichzeitigen, mit keiner der tonangebenden Dichterschulen Fühlung hatte; der leichtfertige Heine mit seinem Anhang, dem jungen Deutschland, stieß ihn ab; Lenau's krankhafte Art war seiner durchaus gesunden Natur feindselig; wenn er mit einem der lebenden Dichter zusammentraf, so war es mit Chamisso und Uhland, und auch mit ihnen weniger in der poetischen Richtung, als in der Tüchtigkeit und Gediegenheit des Charakters. Nur bei den Terzinen Freiligraths vermögen wir ein und nicht einmal ein glückliches Anlehnen an Chamisso zu erkennen, wie bei den Alexandrinergedichten die Formengebung Victor Hugo's nachwirkte. Die verschiedenen mehr äußerlichen Gründe zu Freiligraths blitzartig durchschlagender Wirkung, welche man geltend gemacht hat, scheinen mir nicht ausreichend; die farbenleuchtenden Bilder aus Menschen-, Tier- und Naturleben der Tropenwelt, die funkelnden Gedanken, Verse und Reime, die meisterliche Behandlung des Verses, vornehmlich des Alexandriners, den er mit dreistem Sporenschlag aus einem steifen Klepper in ein schnaubend dahinjagendes Wüstenroß verwandelte, alle diese Momente wirken gar mächtig mit, uns fortzureißen; und dennoch finde ich die Hauptkraft dieser Gedichte nicht in der wundersamen Macht der Phantasie, dem wie in einem Opiumrausche vorüberstrudelnden Spiele der glänzendsten Bilder; ich finde den Zauber Freiligraths in der Kraft einer völlig eigentümlichen, prachtvoll begabten dichterischen Persönlichkeit, die nicht zurückschreckt vor dem

bisweilen hervortretenden Unerfreulichen, sogar Gräßlichen, welcher aber das Schwächliche, Weichliche, Alltägliche bergetief abseits liegt. Denn jene, wenn man so sagen darf, tropischen Gedichte, wenn sie gleich dem großen Haufen der Leser zunächst in die Augen blitzten mochten, sind meiner Ansicht nach keineswegs die dauernd besten der Sammlung; des Dichters innerstes, eigentümlichstes, herzerfreuendstes Wesen kommt, wie mir scheint, noch weit mehr heraus in manchen äußerlich weniger glänzenden, aber gerade als Seelenbilder weit bedeutsameren Gedichten. So z. B. in Dichtungen, welche anscheinend bedeutungslose eigene Erlebnisse oder Stimmungen poetisch verklären, wie Die Auswanderer, Landrinette, Die Bilderbibel, Der Reiter, Leviathan, Meerfahrt, Im Walde, Die Sandlieder, in anderen, wo Freiligrath die Balladenform in ernstester oder auch humoristischer Weise zu Seelengemälden benutzt, wie in den ergreifenden Gedichten Nebo, Der Tod des Führers, Die Schreinergesellen, Prinz Eugen, oder in dem phantastisch glänzenden Traumbilde Der Blumen Rache, oder in der mit dem Pinsel eines Teniers ausgemalten Geusenwacht, oder endlich in dem wunderbaren Meisterwerke psychologischer Lyrik, diesem Schmerzensliede der Einsamkeit, dem würdigen Gegenbilde zu Chamisso's Salas y Gomez, in dem herrlichen Liederstrauß Der ausgewanderte Dichter. Das sind Klänge, die ewig in der deutschen Poesie leben werden, gerade wegen ihrer Einfachheit, Gemütstiefe, Gedankenfülle, während der vielbewunderte Löwenritt mit all seinem blendenden Farbenglanz in Bild und Wort, und manches Ähnliche uns nicht auf die Dauer gemütlich festzuhalten vermag. Unbedeutend, gedankenleer, schwächlich aber ist keine Zeile, die Freiligrath in die Welt hat ausgehen lassen.

Es erscheint uns unbegreiflich, wie manche Beurteiler in Freiligraths Gedichten „mehr Huf- als Herzschlag" vernehmen konnten; wie er selber über diesen Tadel denkt, wie bitter derselbe gerade dem Dichter weh that, lehrt uns manche Stelle seiner Briefe. Freilich, diese Erstlingssammlung zeigt nicht, wie jede andere, das Liebeslied, zum Mißvergnügen etlicher Beurteiler; aber wer steht uns dafür, daß er nicht auch solche gedichtet, dieselben aber, mit der ihm eigenen Furcht von Kundgebung seines innersten Seelenlebens, unterdrückt hat? Und wenn er im Ausgewanderten Dichter, in Wär' ich im Bann von Mekka's Thoren, in den Sandliedern u. a. den tiefsten Schmerzen seiner Seele Ausdruck giebt, wer wollte verkennen, daß diese Gedichte mit warmem Herzblute geschrieben sind, daß Freiligrath, den man gemeinhin als einen Dichter der Phantasie, der Fremde betrachtet, ein voller Gemütsmensch ist, daß seine Poesie gerade da, wo sie am eindringlichsten, tiefsten, herzlichsten wirkt, in der Heimat wurzelt?

Wir allerdings kennen Freiligraths Gedichte seit langen Jahren; aber

wir müſſen uns zurückdenken in die Zeit, da dieſe funkelnden blitzenden Dichtungen zuerſt hervortauchten, aus den Almanachen ſofort in zahlreiche Tageblätter und faſt ebenſo raſch in die Leſebücher der reiferen Jugend ihren Weg fanden. Es liegt ein unnennbarer märchenhafter Zauber in dieſen Schöpfungen des jungen Dichters. Minarets und Palmenwälder, die Geiſterkarawane und den Mohrenfürſten, die Rieſenſchlange und den Löwenritt führt er wie ein buntes Schattenſpiel an unſern erſtaunten Augen vorüber; er ſieht den Hekla Feuer ſpeien, er wandelt am Strande der Süderſee und im Urwalde von Nordamerika; das nebelüberdeckte Meer öffnet ſich vor ſeinem Blick, und tief unten ſieht er die verſunkene Stadt, oder die fabelhafte Pracht des Meeresgrundes, wo die Toten liegen, mit Perlen gekrönt, mit Purpur gräßlich aufgeputzt; die Luftſpiegelung der Wüſte zeigt ihm ihre geſpenſtiſche Herrlichkeit; er vernimmt das Geſpräch der Schiffe und ihre Berichte aus fernen Zonen; er ſpricht mit dem Scheik am Sinai, mit dem braunen Arabermädchen; der von der Jagd beſtaubte Tſcherokeſe, der ſchwarzlockige Neger, das Griechenmädchen aus Zante ſchauen mit blitzenden Augen aus Freiligraths Gedichten; wie ein Märchen aus 1001 Nacht geht dieſe reiche Herrlichkeit an uns vorbei, die der Dichter nie geſehen, die er nur geträumt hat mit der vollen, nur poetiſch verklärten Lebenswahrheit der Wirklichkeit. Aber er ſieht auch wehmütigen Sinnes den Auswanderern zu und führt uns in die Waldesſtille des Weſergebirgs; er reißt uns mit ſich fort in das lärmende flimmernde Getümmel der Kunſtreiterbude, in das bunte Treiben des öſterreichiſchen Heerlagers; er zeigt uns, wenn auch nur verſtohlen, die tiefſten Regungen ſeiner Seele in der Erinnerung an die untergeſunkene Jugendzeit. Wahrlich, es iſt nicht zu verwundern, wenn dieſe Gedichte in ihrer völligen Eigenartigkeit, ihrer überwältigenden Genialität, in der ſtaunenswerten Mannigfaltigkeit der Stoffe, in dem berauſchenden Reichtum der Sprache, in der ſichern Freiheit des Versbaues eine ganz wunderſame Wirkung übten; wenn ſie ſofort, was bis dahin als wertvollſter Beſitz der gleichzeitigen deutſchen Dichtung gegolten, Lenau, Anaſtaſius Grün ꝛc. zur Seite ſchoben. Kurz, der Erfolg, den Freiligrath mit ſeinen Gedichten errang, war ein beiſpielloſer, und doch wohlverdienter. Freilich mochte mit Recht hin und wieder der Beurteiler die Frage aufwerfen, welchen Weg ein Dichter, der mit ſeinem erſten Wurf ſolch glänzenden Erfolg errungen, wohl fernerhin einſchlagen möge, ob es ihm gelingen werde, auch geiſtig weiterzuſchreiten, ob ihm vor allem von den Wundern des Meeres und der Wüſte die Rückkehr zu der Heimat möglich ſein werde.

Aber er hatte ja ſchon gezeigt, daß er nicht bloß ein Dichter der Fremde, ſondern auch echt deutſchen Gemütslebens war; und war nicht die neue Laufbahn, in welche der Dichter binnen kurzer Friſt einlenken ſollte, bereits am

Schluſſe jener erſten Sammlung ausgeſprochen, in den beiden klang- und geſinnungsvollen Gedichten für Dullers Phönix, Eingang 1836 und 1837? Freiligrath hatte mit denſelben thatſächlich die Poeſie der Fremde und des Meeres verlaſſen, hatte die düſtere Stimmung, welche durch manche der ſchönſten und empfundenſten ſeiner Lieder hindurchgeht, abgeſchüttelt, war friſch und frei, erhobenen Hauptes, vor ſein Volk hingetreten mit den Worten:

Jedwede Zeit hat ihre Wehen;
Ein junges Deutſchland wird erſtehn.
Unhemmbar iſt des Geiſtes Wehen,
Und vorwärts kann die Zeit nur gehn.
Allein der Schlamm nicht der Gemeinheit
Gebiert, was edel und was recht;
Nur aus der Wahrheit und der Reinheit
Erſteht, was fördert ein Geſchlecht!

Und freudiger noch im zweiten:

Ich fühl's an meines Herzens Pochen:
Auch uns wird reifen unſre Saat!
Es iſt kein Traum, was ich geſprochen,
Und jener Völkermorgen naht!
Ich ſeh' ihn leuchten durch die Jahre;
Ich glaube feſt an ſeine Pracht;
Entbrennen wird der wunderbare,
Und nimmer kehren wird die Nacht!

Wir aber reiten ihm entgegen;
Wohl iſt er werth noch manchen Strauß.
Wirf aus die Körner, zieh den Degen!
Ich breite froh das Banner aus!
Mit feſten Händen will ich's halten;
Es muß und wird im Kampf beſtehn;
Die Hoffnung rauſcht in ſeinen Falten,
Und Hoffnung läßt nicht untergehn!

Wer es bedauern will, daß Freiligrath mit dieſen ſtolzen Gedichten in die Bahn der politiſchen Lyrik einlenkt, dem mag es unbenommen bleiben. Wohl hätte er auf dem bisher begangenen Pfade, wenn er ſeine zahlreichen unfertigen Entwürfe ausgeführt, neue Stoffe gefunden hätte, ſicherlich noch Herrliches geleiſtet; aber auch die Gefahr lag nicht ganz fern, daß er durch ein Beharren bei jener dichteriſchen Richtung, welche vornehmlich aus einer glühenden Phantaſie ihre Stoffe ſchöpft, in Manier geraten wäre. Es iſt ſehr überflüſſig darüber zu rätſeln; Freiligrath war allezeit viel zu tüchtig, ein viel zu ſcharfer Selbſtbeurteiler, als daß er jemals unwahr geworden wäre; vor allen Dingen war er ein Dichter von Gottes Gnaden, der nicht dichtet,

was er will, sondern was er muß. Und wenn ihn die von ihm so manchmal berufene fine frenzy auf diesen Weg führte, wenn er fortan der Herold der schmerzlichsten Wünsche, der edelsten Hoffnungen des deutschen Vaterlandes ward, so ist darüber nicht zu klagen, sondern man muß es als naturnotwendig hinnehmen.

Der glänzende Erfolg seiner ersten Sammlung machte Freiligrath zu einem freien Manne. Neujahr 1839 kündigte er seine Stellung bei dem Hause von Eynern; der Brief an Immermann vom 16. April 1839 spricht die ganze Glückseligkeit wiedergewonnenen Freiheitsbewußtseins aus; an neuen Plänen für die Zukunft fehlte es nicht; das Rheinische Jahrbuch war bereits vielfach besprochen; das nächste Unternehmen sollte indes nicht sowohl eine dichterische Arbeit sein als ein Prosawerk.

Freiligrath wohnte während des letzten Jahres seines Aufenthaltes zu Barmen im Hause des Buchhändlers Langewiesche, der ihm zugleich, wenn auch nicht gerade als Herzensfreund, doch als wohlmeinender Berater nahe stand. Es erschien damals der Anfang eines umfassenden Stahlstichwerkes „Das malerische und romantische Deutschland". Freiligrath und Langewiesche ärgerten sich gleichermaßen darüber, daß in dem Prachtwerke ihr eigenes Heimatland Westfalen völlig übergangen war; als der Dichter nach seiner Art dem Unmut in kräftigen Worten Luft machte, so erbot sich Langewiesche alsbald, den Verlag eines von Freiligrath zu schreibenden, in gleicher Weise wie das vorgenannte ausgestatteten Werkes „Das malerische und romantische Westphalen" zu übernehmen. Der Dichter schlug ein. Nachdem er sein kaufmännisches Verhältnis gelöst und ihm kurz vor Himmelfahrt ein glänzendes Abschiedsfest gefeiert worden, machte er sich zunächst auf zu einer Fußwanderung durch Westfalen, durch erneute Anschauung des Altbekannten frische Anregung zu seinem Buche zu gewinnen; als Zeichner für die beabsichtigten dreißig Stahlstiche des Werkes begleitete ihn der Maler Karl Schlickum; Freiligrath verhieß, schon in einigen Tagen von der ersten Hauptstation der Reise das bereits begonnene Gedicht, welches das Werk eröffnen sollte, vollendet einzusenden. Aber die Einsendung verschob sich von Station zu Station; dafür kam von jeder ein höchst ergötzlicher Entschuldigungs- und Vertröstungsbrief mit eingehender Schilderung der „Begießungen," welche dem gefeierten Dichter des Westfalenlandes allerorten zum Gruß entgegengebracht wurden; eines dieser Reiseschreiben, obwohl gemessener gehalten, ward an Immermann gerichtet und ist S. 223 mitgeteilt; die Briefe an Langewiesche sind durch einen unglücklichen Zufall rettungslos vernichtet. Der nachfolgende Brief an Aug. Boelling, einen der „Stilleren" der Barmer Freunde, faßt die Eindrücke dieser Wanderfahrt durch Westfalen in herzlich erquickender Weise zusammen:

Soeſt, 27. Juni 1839.

Lieber Auguſt!

Inliegend, um von Geſchäften zuerſt zu reden, ein Brief an mich von Cotta, und:

Gold Thlr. 430.

womit Du verabredetermaßen das Manichäerheer beſchwichtigen, und den etwaigen kleinen Reſt bis zu meiner Rückkehr für mich aufheben willſt.

Langewieſche, an den ich aus Blotho, und Neuburg, an den ich von der Schauenburg ſchrieb, werden Dir ſicher meine Reiſefata bis zum letzterwähnten Punkte mitgetheilt haben. Von dort gingen wir zunächſt immer die Weſer herauf, über Altendorf, Hameln, Holzminden bis Corvei und Höxter. Es iſt ein herrliches Thal, das Weſerthal, und die Woche, die ich mit Schlickum drin herumgezogen bin, halt' ich für eine der ſchönſten dieſes Sommers nicht nur, ſondern meines ganzes Lebens. Wie oft, wenn wir auf der Schauen- und Paſchenburg ſtanden, und die ganze ſtromdurchfloſſene Fläche von Hameln bis Rinteln, in einer Ausdehnung von acht oder zehn Stunden, hell und ſonnig unter uns ſahen; oder wenn wir mit unſern guten Schauenburger Wirthsleuten Abends vor der Thür unter der großen Linde ſaßen und Volkslieder ſangen; oder wenn wir den Langenfelder Waſſerfall ſtürzen ließen, den Hohenſtein erkletterten, mit pferdehütenden Waldbuben über die Weißelfen des Gebirgs ſchwatzten, oder vor der köſtlichen Teufelsmühle in der Fähre uns ſchaukeln ließen: — wie oft, lieber Auguſt, hab' ich Dich und Fritz und Schink, und all' die andern Stilleren, denen Bergesluft und Stromeshauch und ein Schluck aus milchgefüllter Feldflaſche eben ſo lieb und lieber ſind, als die rauſchenden Vergnügungen unſres Pflegevaters Behrens, an meine Seite gewünſcht! — Du mußt die Weſer jedenfalls kennen lernen, und es würde mich königlich gaudiren, wenn wir einmal in zwei oder drei Sommern von Minden bis Münden zuſammen den Wanderſtab ſchwingen könnten! — Wir reden mündlich noch Mehreres über dieſen Plan!

Von Höxter trabten wir endlich auf Detmold zu, wo ich, — Fluch meiner Schwachheit! — volle vierzehn Tage hängen blieb, mich fetiren ließ, Landpartieen machte, mit Frau Grabbe kohlte, Champagner ſoff, mich 2½ mal verliebte, und im Uebrigen, für Langewieſche's Intereſſe — nichts that! Sie wollen mich in Detmold mit Teufelsgewalt zum Fürſtl. Bibliothekar machen: — ich habe mich noch nicht entſchieden, will mir die Sache aber doch überlegen.

Hier in Soeſt bin ich nun ſeit Montag, und mache das erſte Manuſcript für die maleriſche Romantik zurecht. Ich kam mitten in den Kronprinzen-

rummel[1]) hinein: Illumination, Revue, Fackelzug u. ſ. w. — Von übe morgen bis Sonntag iſt Schützenfeſt, Sonntag über acht Tage Junggeſelle feſt: — kannſt Du es, da Erſteres wohl zu nahe iſt, wenigſtens nicht mögli machen, auf letzteres herüberzukommen? Du biſt von mir und den Meinig herzlich dazu eingeladen.

* * *

Es war eine glückliche Zeit für unſern Dichter, als er die alten Stät des weſtfäliſchen Niederlandes durchſchritt, auf den grünen Höhen der we fäliſchen Pforte ſchwärmte, in den Forſten des Weſergebirges ſeinen Rolan dichtete, das heimiſche Detmold und das ſtille Soeſt wieder ſah, ein Man geworden, ein gefeierter Dichter. In Detmold ward ihm die erledigte Ste des Landesbibliothekars angetragen; er lehnte ſie ab; der Sturm und Dran in ihm war zu mächtig, als daß er ſich jetzt in einen regelrechten Beruf hä einſpinnen können. Als Freiligrath nach vier erquicklichen Wochen wiede kehrte, war das Gedicht nicht viel größer geworden; um nur endlich ſe Wort einzulöſen, verheimlichte er nach den Mitteilungen von Langewieſe ſeine Rückkunft und ſaß vierzehn Tage lang brütend auf ſeinem Zimm bis endlich die Schwergeburt zu Tage kam, nachdem er manche Strop 10—12 mal umgearbeitet hatte; es war ihm eben ein Greuel, die Poe zu kommandieren. Aber das vortreffliche Gedicht „Freiſtuhl zu Dortmund war vollendet, jenes Gedicht, in welchem Freiligrath, nachdem er als Fro bote durch das Land geſchritten, Berg und Ebene, Burg und Kapelle d bisher mißachteten Weſtfalenlandes vor den Stuhl der Feme geladen, zu Schluſſe freudig von ſich ſelber ſpricht:

Den Boden wechſelnd, die Geſinnung nicht,
Wählt er die rothe Erde für die gelbe!
Die Palme dorrt, der Wüſtenſtaub verweht: —
Ans Herz der Heimath wirft ſich der Poet,
Ein anderer und doch derſelbe!

Das Gedicht reichte indes für die erſte Lieferung des Buches nicht au und es koſtete noch viel Mühe und Zeit, bis der Dichter den mehr begei ſtert ſchwärmenden als geſchichtlichen Aufſatz über die weſtfäliſche Pforte, n welchem die Schilderung Weſtfalens beginnen ſollte, vollendet hatte.

Was den Dichter in jenen letzten Barmer Tagen beſchäftigte, mag ſelber in dem erſten der erhaltenen Briefe an Levin Schücking ausſpreche welcher ihm bei der Wanderung durch Weſtfalen nahetrat und dem er gera während der folgenden Unkeler Zeit mit Vorliebe ſein Herz ausſchüttete, wel

[1]) Der nachmalige König Friedr. Wilhelm IV. beſuchte in jenem Sommer Soe

er auch ab und zu den Freund „mit den Geſpenſteraugen“ — nach einer Stelle im Salon 1842, Nr. 8 beſitzt derſelbe „ungewöhnlich große Augen, etwas harten Blicks, glänzend wie blauer Stahl,“ alſo die richtigen weſtfäliſchen Spökenkiekersaugen — ob ſeiner Geſpenſterſeherei hänſelte. Schücking hauſte damals, ſchwankend zwiſchen einem juriſtiſchen Lebensberuf und dichteriſcher Thätigkeit, zu Münſter; er iſt dann völlig in die literariſche Laufbahn eingelenkt und der Romandichter ſeiner weſtfäliſchen Heimat geworden, mit Freiligrath lebenslang freundſchaftlich verbunden. Der letztere ſchreibt:

[Barmen], 12. Auguſt 1839.

Lieber Schücking!

Nur zwei Worte! — Post varios casus bin ich endlich wieder hier angelangt, bereite das Manuſcript meiner erſten Lieferung zum Druck vor, und rüſte mich in zwei bis drei Tagen zur Abfahrt an den Rhein. Lieb wär' es mir nun, wenn Du mir die verſprochene Darſtellung der Gallitzin-Hemſterhuis-Hamann'ſchen Zuſtände eheſtens ſchicken könnteſt. Adreſſir die Geſchichte nach Bonn, poste restante, und beeil' Dich nach Kräften.

Lieber Kerl, wie lang iſt's nun ſchon, daß wir einander nicht geſehen! Die idylliſchen Tage von Barkhauſen, die Geſpenſtercontroverſen mit Meyer und Mechtilden, die phäaciſchen Kaffeeſitzungen im Grünen, die isländiſche Colonie in Bielefeld, die närriſche Viertelſtunde bei der Frau Grabbe, ſammt der Polonaiſe auf Peters Stieg — das alles liegt hinter mir wie ein Traum, und Du ſelbſt, als Du mir nach der Landpartie mit Sch. zuletzt die Hand drückteſt, ſtehſt wie eine Traumgeſtalt vor mir. La vida es sueño! — Man verfliegt wie Champagnerſchaum, hol' mich der Teufel!

Die Detmolder Bibliothekarſtelle hat man mir angetragen. Der Geh. Kammerrath R. hat deswegen eine Conferenz mit mir gehabt. Ich ſchlug das Anerbieten zuerſt rund aus, und motivirte mein Ablehnen offen durch die Mittheilung, daß Du auf die Stelle reflectirteſt und daß ich Dir als Freund die Verſicherung gegeben hätte, in keinerlei Weiſe mit Dir concurriren zu wollen. Darauf hieß es, daß man auf Dich, als Ausländer, keinenfalls Rückſicht nehmen würde; ich könnte mich deßhalb, in meiner Stellung zu Dir, ganz und gar beruhigen u. ſ. w. Darauf nun hab' ich ausweichend geantwortet, und werde wohl von Bonn aus eine durchaus ablehnende Erklärung abgeben. Es könnte Dir, bei einiger Aſſiduität, und wenn man ſieht, daß ich beſtimmt renoncire, doch vielleicht noch glücken! Und wenn Dir nicht, warum ſollt' ich am Ende gar dem ehrlichen kleinen Preuß mich in den Weg ſtellen? Ich ſchlage mich ſonſt ſchon durch, und gehe zuletzt doch noch lieber irgend ein, meine äußere Stellung ſicherndes und mich in der Wahl

von Wohnort und Lebensweiſe nicht beſchränkendes Engagement mit Cotta ein, als daß ich mich durch eine Duodezreſidenz und ihre kleinlichen Verhältniſſe binden laſſe. Hübſch iſt's freilich in dem Detmold, und ordentliche Kerls ſind auch drin, aber — — Verſuche Du Dein Glück, Levin; ich ſtehe ab!

Gott zum Gruß! Haſt Du Dein Manuſcript noch nicht zum Druck fertig, ſo ſchick' jedenfalls einen Brief. Und komm, wie Du verſprochen, bald ſelbſt! Wir ſprechen dann noch Vieles durch! Recht von Herzen,

ich

der Strolch.

Nachſchrift! Ich hab' mir einen Hund zugelegt, den heiß' ich auch: Strolch!

* * *

Nichts hielt Freiligrath mehr in Barmen: ein fröhlicher Wandersmann mit leichtem Gepäck, ein freier Dichter zog er gegen Ende Auguſt 1839 aus dem ihm ſo lieb und ſo leid gewordenen Wupperthale hinaus, irgendwo am Rhein, in Rolandseck oder am Fuße des Siebengebirges, eine neue Heimſtätte zu ſuchen. Wünſchen wir ihm glückliche Reiſe mit den herzlichen Worten, mit welchen ihn ſeine gütigen Dienſtherren, die Herren von Eynern, entließen:

Wenn noch in Betreff Ihrer kaufmänniſchen Leiſtungen ein Wort der Anerkennung Werth für Sie haben kann, dann nehmen Sie den Ausdruck unſerer vollkommenſten Zufriedenheit hiermit gütigſt entgegen. Wir bedauern aufrichtig die frühe Auflöſung unſeres kaum zweijährigen, uns ſo lieb gewordenen Verhältniſſes und geleiten Sie mit innigſter Theilnahme und den herzlichſten Wünſchen für Ihr Wohl auf Ihre fernere Dichterbahn. Möge Ihnen auf derſelben ein ebenſo wahres und dauerndes Lebensglück werden, als Sie ruhmvoll ſie betreten haben! Wir bitten Sie, unſerer in Freundlichkeit eingedenk zu bleiben!

Freiligrath hat das Blatt lebenslang in Ehren gehalten; nach vielen Jahren noch hat er mit Dank erkannt, wie treue Freunde er ſich in Barmen gewonnen! Dreißig Jahre ſpäter ſtellten ſich die alten Freunde im Verein mit begeiſtertem jungen poetiſchen Nachwuchs an die Spitze einer Bewegung, die dem vielgeprüften verſchlagenen Odyſſeus die Mittel gewährte zur Rückkehr in die Heimat. Er kam und noch war ſein Arm ſtark genug, um den Bogen zu ſpannen und gegen die lüſternen Freier um ſein geliebtes Rheinland flammende Liederpfeile zu entſenden.

Mit dem Scheiden von Barmen iſt eine bedeutſame Entſcheidung in des Dichters Leben eingetreten. Was uns vornehmlich bei dieſen zwei im Wupperthale verbrachten Jahren in die Augen ſpringt, iſt der Zwieſpalt, in welchen der Dichter ſich durch ſeine untergeordnete kaufmänniſche Stellung

verſetzt ſieht. In Amſterdam, als noch Unbekannter und Ungenannter, konnte er auf dem Kontor arbeiten, ohne dadurch zu der umgebenden Welt in eine ſchiefe Stellung zu geraten. In Barmen war das anders. Freiligrath war ein gefeierter Dichter; dazu ſtimmte ſchlecht die engbegrenzte Kontorthätigkeit. In der Heimat, nahe dem Rhein, umrauſcht von einem lebendig flutenden Leben, konnte er ſich nicht abſchließen, wie in Amſterdam; die lange unterdrückte geſellige Natur forderte auch ihr Recht; bis dahin hatte er wie ein Einſiedler in der Fremde gelebt, vom Heimweh verzehrt; jetzt fand er ſich in der Heimat allerorten mit Begeiſterung begrüßt, umworben, von einem Freundeskreiſe umringt, der in ihm ſeinen Mittelpunkt ſah. Wer mag es ihm verargen, daß er ſich auch ſeines jungen Ruhmes und ſeines Lebens freuen wollte? wer mag den Stein aufheben, wenn er ſeinem feurigen Naturell gemäß hier und da das ſchöne Maß überſchritt und den Freudenbecher zu haſtig leerte? Ihm ſelbſt in ſeiner von Haus aus ſoliden und mäßigen Gewöhnung gereichte jede ſolche Ausſchreitung zum bitterſten Schmerze, und ſo führte der äußere Zwieſpalt ſeiner Lage die innere Zerriſſenheit herbei, die ſich in ſo manchem trüben Wort an die Freunde ausſpricht. Sein urſprünglich glückliches und fröhliches Temperament half ihm über vieles weg; aber ſchließlich erkannte er, daß er in eine andere Lebensbahn einlenken müſſe. Zu verwundern iſt, daß er das ehrenvolle Anerbieten der Bibliothekarſtelle in ſeiner Geburtsſtadt Detmold nicht annahm, ohne Zweifel hierzu bewogen vornehmlich durch das gewaltig kleinſtädtiſche Leben; er trug keine Luſt, ſtatt des unglücklichen Grabbe Gegenſtand der Unterhaltung der Detmolder zu werden; dann wirkte ſicherlich auch ſeine Gutherzigkeit mit, einem anderen, im Grunde Berechtigteren, im Licht zu ſtehen. So wählte er denn ein freies Schriftſtellerleben; aber daß auch dieſes ſeine Dornen habe, nur andere, deſſen ſollte er bald genug inne werden.

Fünfter Abschnitt.

Unkel. September 1839 bis Frühling 1841.

Ehe Sie sich an Unkel machen, warten Sie den leuchtendsten Sonnenschein ab," so schreibt mir Frau Ida Freiligrath. Mit gutem Grund. Denn wenn dem Dichter und Nichtdichter das höchste Erdenglück beschieden ist, so ist es ein liebendes verstehendes Weib; und wenn er einen Erdenfleck segnen soll, so ist es die Stätte, wo ihm dieses höchste Glück zuteil geworden.

Was ist Unkel? Unkel ist ein altertümliches, von Winzern und Ackerbürgern bewohntes Städtlein, halbwegs zwischen dem Siebengebirg und Remagen, am flachen rechten Rheinufer gelegen, gegenüber mäßigen Höhen an deren Abhang der Basalt bricht und die Rebe sprießt. Den sanftgeschwungenen Lauf des Stromes entlang schweift der Blick thalab zum ragenden Turm des Drachenfels und zu dem trümmerhaften Rolandsbogen auf Rolandseck an welchen die rheinische Sage dieselbe Geschichte von der Liebe bis zum Tode knüpft, welche Schiller im Ritter Toggenburg verewigt hat; thalauf liegt das freundliche Remagen, über dem sich gerade damals der Unterbau der anmutigen Apollinariskirche erhob, welche jetzt in ihrer Vollendung und künstlerischen Ausschmückung einer der Edelsteine des Rheines ist.

Wie aber kam Freiligrath nach Unkel? Er mag es selbst Freund Schücking erzählen.

Unkel a. Rh., 9. Sept. 1839.

Lieber Schücking!

Honnef liegt eine Viertelstunde vom Rhein ab, am Fuß des Drachenfelsen. Kaiser Heinrich IV. hat dort einen Theil seiner Jugendzeit verlebt; ich aber bin weder ein Bischofsmündel, noch wohn' ich im Lande, wenn ich das Wasser haben kann. Und so sitz' ich denn hier in Unkel, hab' ein Belvedere hart am Rhein, um das mich ein Fürst beneiden würde, lasse mir von Trinchen Unkeler Rothen kredenzen, und schreibe am malerischen Westphalen, so gut es unter Rolandseck gehn will:

In seiner Trauben luft'ger Zier,
Der dunkelrothen wie der gelben,
Seh' ich das Rheinthal unter mir
Wie einen Römer grün sich wölben.

Und der Römer muß getrunken sein! Die Romantik ist der Wein, von dem er schäumt. Die Minne seines Weines Blume! Mir ist fabelhaft wohl hier, Alter!

Einsam ist's hier, lieber Kerl! Das Oertchen ist so kleinstädtisch, wie nur möglich; etwelche Engländer und Adliche jedoch, die übrigens ganz abgesondert sich halten, haben den guten Krähwinklern schon den Comment beigebracht, und man kann drum thun und lassen, was man will. Ich lebe ganz der Natur und meiner Arbeit, und cultivire durchaus keine Gesellschaft, als die meiner guten alten Speisewirthin zur Löwenburg und ihrer beiden artigen Nichten, guter Naturkinder, mit denen sich ein traulich Wörtchen schwätzen läßt. Ein paar Originalkerls, die außer mir Stammgäste sind, gereichen mir zum Amusement und zum Studium. Es läßt sich kein vernünftig Wort mit ihnen reden, aber es sind Figuren, wie man sie einmal in einem Roman oder einer Novelle gebrauchen kann.

Komm an den Rhein, Kerl! Ich denke hier mit 180—200 Thalern jährlich ganz famos herumzukommen. In dem Hause, von dem ich die ganze, aus 5 Zimmern bestehende hübsche Mansarde inne habe, wohnt außer mir Niemand; zehnmal des Tages saust der Dampfer, mit Schleiern flaggend, unter meinen Fenstern vorbei: man ist so einsam und doch so in der Welt. Du könntest hier den Winter über herrlich arbeiten.

Die erste Lieferung meines Westphalens wird Dir bald zu Gesicht kommen, und es soll mich wundern, was Du dazu sagst. Nimm's nicht übel, daß ich nicht frankire, ich bin seit 8 Tagen sans sous und sehe stündlich einem Succurs entgegen.

Adieu, Fabelhafter! Schreib' bald!

* * *

Schücking hörte auf den Ruf. Er selbst berichtet darüber im 43. Band von Westermanns Monatsheften: „Im Oktober besuchte ich ihn in dem reizend am Rhein liegenden Unkel und fand ihn inmitten der schönsten Natur in einer Art von bewegtem dolce far niente schwelgen. Ein paar junge, ohne viel Talent literarisch strebsame Menschen von größerer Harmlosigkeit als geistiger Bedeutung leisteten ihm nebst seinem zeichnenden Amanuensis Schlickum und nebst Strolch, dem treuen Jagdhund, der nie recht wußte, wo er in der lustigen Massonei hingehöre, Gesellschaft; ein paar junge Frauen, die wir the merry wives of Windsor nannten, wohnten während des Herbstes auf ihrem benachbarten Weingut und belebten den Kreis; kleine Ausflüge wurden nach allen Seiten gemacht, die schon länger werdenden Abende in der Löwenburg, dem Hauptquartier, mit dem Erzählen von guten Geschichten aller Art zugebracht. Dabei zeigte Freiligrath sich ganz besonders empfänglich für die Wirkungen einer guten Gespenstergeschichte, woraus denn

ja auch ſeine „Roſe“ entſtanden iſt. Er trug ſich damals mit dem Gedank eines Cyclus von Gedichten, der eigene Erlebniſſe umfaſſen ſollte; „die Roſ ſollte ein Bruchſtück daraus ſein — dann erweiterte ſich der Plan zu etw wie einem deutſchen Childe Harold, und endlich verſank er in die Reihe - der guten Vorſätze! — Mit der Weinleſe auf Karl Simrocks Gut im nah Menzenberg, wo wir die Trauben für zukünftiges „Drachenblut“ ſamme halfen, ſchloſſen für mich dieſe Tage, nach denen ich, von Freiligrath b Bonn geleitet, nach Münſter heimkehrte.“

An Auguſt Boelling.

Unkel am Rhein, 15. Sept. 39.

Gott zum Gruß vom Rhein! — Das iſt aber für heute auch Alle und Du mußt Dich, was einen längeren Brief betrifft, gedulden bis in a oder vierzehn Tagen, wo ich vollſtändig eingerichtet ſein werde! —

Hier am Rhein iſt's aber köſtlich! — Die Gegend iſt ein Paradie die Menſchen, ſoweit ich ſie kennen gelernt habe, ſind gut und freundli und das Neſt, in dem ich wohne, iſt ſo ſtill und einſam, und dabei, du Dampfer und Flöße und Segler, doch ſo mitten in der Welt, daß n ungeheuer wohl drin iſt! Augenblicklich wohn' ich noch im Wirthshaus z Löwenburg, wo mir die gute dicke Wirthin und ihre beiden freundlichen Nicht Alles zu Liebe thun, was ſie mir nur an den Augen abſehen können. -

Drachenfels und Rolandseck aber ſchauen ernſt und eiſern auf all d Treiben zu ihren Füßen herab; ſchroff und zackig ragen ſie gen Himmel, u in dem Studirſtübchen, das ich nächſte Woche beziehen werde, werd' ich vor mir haben, ſo oft ich den Blick vom Papier zum Fenſter erhebe. - Dort, darauf zähl' ich ganz ſicher, werden wir, Du und Fritz und Schi und ich, einige wahrhaft genußreiche Tage verleben, ehe wir noch vier Woch älter ſind. Die Traubenleſe wird, allem Anſchein nach, in 3 Woch beginnen, und da wär' es wohl das Zweckmäßigſte, daß Ihr grade da kämet. — In meinem Logis werdet Ihr wenig Prunk, aber viel Comf finden, und wenn ihr auf Drachenfels und Rolandseck nicht meint d Teufels zu werden vor lauter Plaiſir, ſo will ich Hans heißen. — A nach Coblenz und Ehrenbreitſtein können wir per Dampf einen Abſtec machen — kommt jedenfalls! Du beſonders wirſt nach dem geſchäftsvoll Sommer wieder recht einmal aufthauen! —

* * *

An Levin Schücking.

Unkel, 16. Sept. 39.

Liebſter Strolch!

Dank für Deine Bemühungen um Weſtphalen. — Das Rathhaus

Münſter iſt ein prächtiger Stich geworden, und wird Dir und Euch Allen gewiß Freude machen. — Apropos: bei Coppenrath oder ſonſt wo bei Euch ſollen die Bildniſſe des Friedensſaals lithographirt erſchienen ſein. — Sei doch ſo gut, mir die ganze Suite, wenn ſie nicht zu theuer iſt, zu kaufen und umgehend zuzuſchicken. Bei der Beſchreibung des Friedensſaals möcht' ich gern auch die Portraits in kecken, kurzen Umriſſen dem geiſtigen Auge des Leſers vorführen. — Bitte, Strolch, thu' mir den Gefallen, und ſchreib' mir ſonſt von Münſter Alles, was Du Fabelhaftes weißt. — Ueber den Aberglauben der Haide möcht' ich auch gern Specialia erfahren. — Kannſt Du mir nichts drüber mittheilen, vom Haidemann, von Irrwiſchen, Vorgeſchichten u. ſ. w.?

Beiliegend mein erſter Bogen! — Das Gedicht laß', wenn ich bitten darf, als Probe in die belletriſtiſche Beilage zum Merkur einrücken, und ſchreib' mir, wie Dir der ganze Wiſch gefällt. — Meine Proſa ſei ſehr „jugendlich", ſagt Matzerath — eh bien, beſſer als altklug! — Der Teufel mag klug— , wenn man auf Porta oder Drachenfels ſteht. —

Noch immer sans sous, aber doch sans souci! Frankiren kann ich aber nit! — Bald krieg' ich aber fabelhafte Gelder, x und einige Thaler! — Es lebe der Leichtſinn! —

* * *

An Lina Schwollmann.

Unkel am Rhein, 19. Septbr. 1839.

— Aus der Ueberſchrift ſiehſt Du, daß ich nicht zu Honnef, ſondern zu Unkel meine müden Beine zur winterlichen Ruhe Halt machen laſſe. Laß' Dir erzählen, wie das zugegangen iſt.

Von Barmen ging zunächſt die Reiſe nach Cöln, wo ich einige Tage mich aufhielt, dann einen Tag in Bonn blieb und mich nun aufmachte, das oft genannte und beſprochene Honnef endlich einmal in Augenſchein zu nehmen. Wie es aber oft ſo geht, der Ort entſprach meinen Erwartungen nicht. Die Lage iſt zwar hübſch, dicht unter dem herrlichen Drachenfelſen, für mich aber doch ein wenig zu entfernt vom Rhein; und dazu kam außerdem der Umſtand, daß ich blos in einem Wirthshauſe ein paar erträgliche Zimmer hätte haben können. Da griff ich denn wieder zum Wanderſtabe und fand erſt nach langer ſonniger Wanderung durch Rebenhügel und Burgruinen einen Punkt, wie ich ihn wünſche.

Unkel liegt dicht am Rhein, iſt ein Städtchen mit 800 Einwohnern und hat, wie Soeſt, das Glück, einigen penſionirten Offizieren, außerdem auch ein paar reichen Cölnern und etwelchen Engländern zu ſtetem oder doch

zum Sommeraufenthalt zu dienen. Die Häuser am Rhein haben eine wahrhaft entzückende Aussicht; rechts, den Strom hinunter, sieht man das Siebengebirge in seiner ganzen Schönheit und Ausdehnung vor sich liegen; Drachenfels, Nonnenwerth und Rolandseck bilden ein prächtiges point de vue. das um so reizender erscheint, als es ein ganz geschlossenes Bild gibt und den Rhein schier wie einen kleinen Landsee sich bespülen läßt. Und wie ist der Rhein hier! Wie er dicht unter den Fenstern Unkels vorbeifließt, bietet er den ganzen Tag Leben und Abwechselung. Dampf- und Segelschiffe, Floßhölzer und Kähne treiben einander; am entgegengesetzten Ufer, auf der Coblenzer Chaussee, jagt eine Schnell- und eine Extrapost die andere; links den Fluß hinauf sieht man den Apollinarisberg sich erheben — es ist auf den ersten Blick etwas so Entzückendes, daß man sich kaum davon loszureißen vermag.

Und in eines dieser Häuser, in ein dreistöckiges, balkonversehenes, gärtchengeziertes, unbewohntes, ziehe ich nun nächsten Montag ein. Mutterseelenallein habe ich mich in die mittlere Etage eingemiethet. —

Umgang habe ich bis jetzt gar keinen und suche ihn auch nicht. Einen einzigen jungen Mann, einen Studiosus von Steinäcker in Bonn, dessen Eltern, pensionirte Oberstenleute, meine nächsten Nachbarn sind, habe ich kennen gelernt und bin einmal in seiner Familie zum Essen gewesen. Doch werde ich diese Bekanntschaft nur ganz sparsam im Gange halten, und sonst keine anknüpfen. Man lebt hier sehr einsam; die Familien halten sich fast alle für sich, Clubs u. s. w. fehlen ganz.

Daß Dir mein erster Westphalenbogen so gut gefallen hat, macht mir große Freude. —

* * *

Hierbei ein Wort über Freiligraths Wohnungen in Unkel, da der Verfasser sich nach Kräften bemüht hat, überall des Dichters Wohnungen aufzuspüren. Freiligrath hauste also zuerst einige Wochen im Gasthof zur Löwenburg; dann miethete er das Haus des Herrn von Monschaw am Rhein und bewohnte dasselbe ganz allein bis Ende Juni 1840. Dieses sein „Strolchenfels," gegenwärtig Nr. 82, hat am Rhein einen schönen Garten, in welchen aus dem Hause eine Brücke über die dazwischenliegende enge Gasse hinwegführt; an diesen Garten stieß derjenige des Hauses Steinäcker, in welchem sich des Dichters Schicksal entschied. Sommer 1840 zog Freiligrath nach „Neustrolchenfels," einem kleinen Hause im Innern des Ortes, abseits vom Rhein, von einem Garten umgeben; es hat jetzt die Nr. 49 und enthält Wohnung und Amt des Bürgermeisters von Unkel.

An Lina Schwollmann.

Unkel, 7. Oktober 1839.

— Ich kann Dir nun die angenehme Nachricht geben, daß ich schon jetzt mit Cotta in Unterhandlung stehe wegen des Abtretens des Verlagsrechtes meiner Gedichte für eine Reihenfolge von Jahren. Geht alles so wie ich wünsche und hoffe, so hab' ich bis zum Frühjahr über ein artiges Sümmchen zu disponiren, das uns neben dem, was ich sonst verdiene, als Rückhalt dienen kann, und dessen Zinsen uns immerhin eine Erleichterung gewähren. Außerdem hat Cotta bei mir angefragt, ob ich, im Fall er sie mir über kurz oder lang anböte, auf die Mitredaction des Auslandes oder selbst der Augsburger Allg. Zeitung reflectiren würde. Du siehst, daß sich alles allmählich macht und rundet. Ob ich dann freilich hier am Rhein bleiben könnte, ist die Frage. Weihnachten bin ich hoffentlich im Stande, Dir Näheres und Gewisseres mittheilen zu können. —

* * *

In dieselbe Zeit, 11. Oktober 1839, fällt ein allerliebstes Schreiben an Adelheid von Stolterfoth in Geisenheim, die liebenswürdige Dichterin rheinischer Sagen, welche, vornehmlich durch Freiligraths Odysseus angezogen, eine briefliche Verbindung mit ihm angeknüpft hatte, der erste einer langen Reihe von Briefen, ein kleines Gedicht in Prosa:

Wird die Verspätung meines Dankes für die „Rheinischen Lieder und Sagen", die so frisch und sonnig in meinen letzten Elberfelder Winter herein strahlten, bei ihrer Sängerin Entschuldigung finden? Ich hoff' es: Drachenfels und Rolandseck schauen durch den Duft der Frühe auf meinen Schreibtisch, der Rhein rauscht mir seinen ersten Morgengruß, und ein Prozessionsnachen mit rother Kirchenfahne gleitet singend dicht unter meinen Fenstern den Strom hinab. — Und so möge denn mein Buch, auch ein singender Nachen mit bunten Fahnen, nicht minder freudig stromauf zu Ihnen seine Wallfahrt antreten! — Nehmen Sie das Gegen-Xenion mit freundlicher Nachsicht auf!

* * *

An Levin Schücking.

Unkel, 9. November 1839.

— Das Jahrbuch wird nun in ein paar Tagen fertig sein. Von mir selbst konnt' ich leider nicht mehr geben als was Du kennst: Venerem Cupidinesque und den Roland. Die Merry wives of Windsor waren noch zu lange hier, als daß ich an die Vollendung des für's Jahrbuch Angefangenen hätte denken können. Was schadet's auch? Im nächsten Jahr-

gang tret' ich dafür um so reisiger auf. Der Roland in seiner Resignation nimmt sich ohnehin allein besser aus, als wenn ich ihn durch einen Schwanz anderer Gedichte selbst ad absurdum führte, was der Kerl nicht verdient. Denn ich hab' ihn mit meiner Seele geschrieben. Und wenn ich nicht immer so schreibe, und wenn ich mich namentlich im Leben meist anders producire, so ist daran nur mein unverwüstlicher Leichtsinn schuld, und ich danke Gott, daß er mir den als gleichschweres Gegengewicht zu meiner Tristitia gegeben hat. Ich bin ein wunderlich Gemisch, das weiß der liebe Himmel!

Was ich gemacht, seit wir uns auf der Bonner Landungsbrücke zuletzt gesehen? Eh bien: Locken erbettelt, Selams getauscht (soviel der Herbst noch wachsen ließ), Partien gemacht, zweimal in Cöln gewesen und — Jahrbuchsbogen revidirt — bei Gott, es war ein köstlicher Herbst! — Nun ist alles todt und öde und zum Teufelholen! — Farewell! Laß bald von Dir hören!

* * *

An Heinrich Zulauff.

Unkel am Rhein, 7. Dec. 39.

Liebster Heinz!

Entschuldige mich, daß ich Deinen letzten lieben Brief erst so spät und auch heute nur mit zwei Worten beantworte. Der Herbst und die ersten Wintertage sind mir theils in dem Jubel der Weinlese, theils in tiefen Studien zu meinem Malerischen und Romantischen so rasch dahingeeilt, daß ich wahrlich zu keinem ordentlichen Briefe kommen konnte, und wenn ich Dir das offen und ohne Umstände sage und hinzufüge, daß nichts weniger als Mangel an Freundschaft mein längeres Schweigen hervorgerufen, so glaubst Du mir das und verzeihst mir. Nicht wahr, altes Haus?

— Und nun auch addio! Das Malerische ruft, nicht minder Venus und Adonis, dieses kleine Juwel des Meisters von Stratford, das ich in den Abendstunden für den zweiten Jahrgang des Rhein. Jahrbuchs fertig mache, und bereits tüchtig fortgeschritten bin, da mir die Uebersetzung ganz famos von der Hand geht. Ich muß Dir doch, trotz meiner Eil', ein paar besonders gerathene Stanzen mittheilen:

Jetzt aber sieh ꝛc.

GOTT mit uns! Gruß der neu erstandenen Cerevisia und allen ordentlichen Kerls! Vale faveque! Dein

Freiligrath.

Draußen Schneegestöber, Floßholz und der John Cockerill.

Der Verein, dessen Sarastro zu sein mein Stolz ist, hat mit Ehestem eine lange Epistel von mir zu erwarten. Laß mich bald wieder von Dir

hören und theile mir gelegentlich mit, was Du Neues erfährst! Du sollst regelmäßig Antwort haben und verzeihst mir gewiß, wenn sie manchmal flüchtig ausfallen sollte. Ich lebe hier ganz abgeschnitten von der Tagesliteratur; die Cölner Zeitung ist mein täglich Brod, und das wenige Salz des Feuilletons reicht nicht hin, es mir minder trocken scheinen zu lassen, als es wirklich ist. — Leb wohl, Alter, und bleib mir so gut wie ich Dir!

Recht von Herzen

Dein Strolch.

P. S. Ich werde in der versprochenen Epistel namentlich auf die viel verheißende Pflanze Hackländer mit väterlichem Wohlwollen zurückkommen.

* * *

An Hermann von der Heydt.

Unkel, 12. Dec. 1839.

Ich schicke Ihnen diese Zeilen durch den Maler Carl Hübner aus Düsseldorf, meinen Freund, der gestern und vorgestern mein schlechtes Conterfei auf's Papier gebracht hat, um es demnächst durch den Steindruck zu vervielfältigen. Da er noch heut Abend zu Remagen auf die Post will, um nach Barmen zurückzukehren, so ist es mir unmöglich, diesem Briefe eine größere Ausdehnung zu geben, und ich muß Sie dringend ersuchen, meine Kürze, zumal nach so langem Schweigen, diesmal noch freundlich entschuldigen zu wollen, und einem längerem Briefe bestimmt in Bälde entgegenzusehen. Vorläufig wird Hübner Ihnen in meinem Auftrage erzählen, wie einsam und abgeschieden, aber auch wie schön und in welch herrlicher Gegend ich mein Winterquartier aufgeschlagen habe. Selbst die rauhe Jahreszeit hat hier ihre Reize, und der Herbst ist ganz entzückend. — Ich habe eine wundervolle Weinlese mitgemacht, die Ahr und das Siebengebirge fleißig durchwandert, und muß jetzt, wo ich verschneit bin, eifrig nachholen, was ich zwischen Trauben und Kelterbütten zu wenig gethan habe. Im Uebrigen ist eine ungeheure Solidität in mich gefahren; wenn ich hier vergnügt bin, so bin ich's ohne Suiten, und wenn Ihnen Hübner mein Bild zeigt, so werden Sie sich durch den Augenschein überzeugen, wie ordentlich ich bin. Mein Antlitz legt Zeugniß ab von meinem Seelenfrieden; — Sie werden, um mit Shakespeare zu reden, Tugend in meinen Blicken lesen!

Es würde Hübnern, der namentlich in Oel ganz superb und sprechend ähnlich malt, sehr wünschenswerth sein, wenn er dort, wie früher in Barmen, eine Zeitlang Beschäftigung fände. Könnten Sie vielleicht bei Ihren vielfachen Beziehungen zu den ersten Familien Elberfelds ihm dabei behülflich sein? Sie würden mich ungemein verbinden, wenn Sie ihn recht warm

empfehlen wollten, und halten meine deßfallsige Bitte wohl dem Freunde zu Gute. Hübner ist auch als Mensch sehr achtungswerth, ist junger Ehemann und Vater, und ich könnte ihm von Herzen wünschen, daß er dort einen lucrativen Winter erlebte. —

* * *

Der Brief an Vetter Hermann giebt Gelegenheit, über die um jene Zeit entstandenen ersten Bildnisse Freiligraths zu reden. Es sind deren mehrere vorhanden. Bereits in Barmen hatte Schink, einer von Freiligraths Freunden, das mehrfach erwähnte Gipsrundbild des Dichters gefertigt; dasselbe zeigt wenig charakteristische Züge, das Angesicht bartlos, wie es einem gesitteten jungen Kaufmann jener Tage zukam. Als Freiligrath gelegentlich seiner Wanderung durch Westfalen auch Detmold besuchte, bat dort ein Herr Walther um die Erlaubnis, das Bildnis des Dichters für die Freunde zu zeichnen; es ist dann bei Meyer in Lemgo im Steindruck erschienen. Freiligrath selbst war von demselben gar nicht erbaut, was sehr erklärlich erscheint; wenn auch eine gewisse Ähnlichkeit nicht zu verkennen ist, Haartracht, Schnurrbart, ein kleiner Henriquatre in Th. Körners Weise, die breite Nase, der Schnürrock ohne Zweifel wahrheitsgetreu ausgefallen sind, so sieht dagegen der Dichter auf dem Bilde so alltäglich und philisterhaft aus den Augen, daß Fr. wohl sagen durfte, er sehe hier aus wie ein Schaf. Anderseits zeigt die gleichfalls durch den Steindruck verbreitete Zeichnung von Karl Hübner, über welche Freiligrath scherzend mit Falstaff spricht, man werde Tugend in seinen Blicken lesen, eine ziemlich phantastische Auffassung: Freiligrath erscheint darauf mit Kinn- und Schnurrbart, kurzem, gelocktem, schwarzem Haar, vollen Lippen, gebräunt, aufwärts blickend, fast ein Mulattenangesicht. Später folgte dann die in den Briefen erwähnte, nicht veröffentlichte Zeichnung des berühmten Genremalers Jakob Becker, gegenwärtig noch im Besitze der Witwe, vornehmlich aber die in Weimar von J. Schramm angefertigte, welche den Orientalen schon einigermaßen civilisiert darstellt und geraume Zeit, von der vierten Auflage ab, als Titelblatt der Gedichte diente.

An Wolfgang Müller.

Strolchenfels zu Unkel, 20. Dec. 1839.

Keinen Groll! — Du weißt von Alters, daß ich ein fauler Correspondent bin, und daß man mein Herz nicht nach meinen Schreibfingern beurtheilen muß! Ich hab' den Sommer und Herbst hindurch wahrhaftig nicht zum Schreiben kommen können: erst meine westphälische Reise, dann ein mehrwöchentlicher Abschied im Wupperthale, dann Quartiersucherei am Rhein, dann Ahr, Drachenfels, Rolandseck, Löwenburg, dann die Weinlese,

dann der Roman der Weinlese — sieh, liebster Kerl, es ging in der That nicht, und wie oft auch deine beiden Briefe aus Frankfurt und Berlin mich mahnen wollten, so wisch' ich doch erst vor 5 Minuten den Staub ab, mit dem sie seit x Wochen auf meinem Schreibtisch sich haben bedecken lassen.

Du hast inzwischen deinen Doktor gemacht, kennst Eichendorff, Kopisch, Gruppe und die andern Kerls, Bettina nennt dich den Langen, bei Stehely liest Du das Geklatsch des Tages — Alles das und noch Anderes hoff' ich in Deinem Antwortschreiben des Breiteren erwähnt und beschrieben zu finden. Unterdessen bericht ich Dir von mir, wie folgt:

Ich wohne zu Unkel — köstlich, herrlich, paradiesisch, zwischen Ahr und Siebengebirg mitten inne. Drachenfels und Rolandseck schauen mir in's Fenster, Nonnenwerth leuchtet weiß herüber, der Rhein braust mich nachts in Schlaf, und das Geschrei der Flößer weckt mich morgens. Tag's aber mach' ich westphälische Studien, übersetze Shakespeare's Venus und Adonis zu Ende, oder concipire sublime Gedichte, damit ich im zweiten Jahrbuche reifiger dastehe, und damit Gutzkow fernerweiten Stoff in die Hände kriegt, im Telegraphen auf mich zu sticheln.

Ich habe seither so unendlich viel Jahrbuchsgeschwätz hören müssen, habe selbst so viel darüber geschwätzt, und noch gestern, in specie über die lyrische Partie, ein so detaillirtes Urtheil an Matzerath geschrieben, daß ich's eigentlich langweilig finde, noch einmal gegen dich mich auszulassen. Mag das Ding selbst für sich sprechen, möge Matzeraths treffliche Novelle, möge Schücking's interessantes Charakterbild, möge Immermanns superber Tristan, mögen der Binzer keck geworfene Reisebriefe sich Dir selbst empfehlen. Letztere gefallen mir ausnehmend; das Weib läßt einen Brief fallen, als wär's ein Handschuh; man bückt sich unwillkürlich danach, um ihn aufzuheben, und man thut's gern, denn ist das Ding selbst auch eben nicht viel, so liegt doch in der Art des Fallenlassens eine solche Grazie, daß einem das Aufheben Spaß macht. Dir aber, alter Kerl, mach' ich von Herzen mein Compliment! Die meisten Deiner Beiträge sind ganz einzig, und es soll beim Teufel keine Schmeichelei sein, wenn ich Dir sage, daß zumeist Deine Lieder es sind, die den lyrischen Theil des Buchs flott halten müssen. Dralle-Spatz [1]) ist mein Zeuge, wie oft ich durch's Zimmer schreite und mit gehobenem Becher Dein: Laß schäumen, laß fließen die goldene Fluth! die Wände des Strolchenfelsens erschüttern lasse. Und Dein Märchen, Dein Wilhelm von Holland, Dein Abschied! Glück auf, alter Gewitterrauschebart!

Wie geht's mit den Musen und Grazien in der Mark? Du bist doch noch immer fleißig und säufst nicht zu viel Thee? Ich selbst bin faul

[1]) F. W. Dralle, Literat zu Unkel, Freiligraths Hausgenosse.

geweſen, weil mir die Weinleſe zu viel zu ſchaffen machte. Doch werd' ich, wie geſagt, im zweiten Jahrgange deſto gewappneter daſtehen, und außer dem Reſt von Venus und Adonis (noch volle 169 Stanzen) wenigſtens 2—3 Bogen Lyrica bringen. Ich habe Stoff geſammelt dieſen Herbſt.

In Cöln raiſonnirt man furchtbar über das Unternehmen, hat aber doch ſchon, wie Du Mont mir ſchreibt, über 100 Exemplare gekauft. K. und all das andere von uns nicht eingeladene Volk, das es nicht verſchmerzen kann, daß wir Kerls, die auch auswärts was gelten, ſeine locale Bedeutung nicht reſpektiren, ſchlagen einen Heidenlärm und inſonderheit K. ſagt öffentlich: Freiligrath, Matzerath, Unrath! und kann nicht begreifen, wie Simrock, der einzige Vernünftige, zu uns beiden Eſeln ſich hat geſellen mögen. Die Erzeuger von Söhnen und Töchtern gebildeter Stände machen Immermanns Triſtan und meinen Adonis ſchlecht und ſchreien über Gefährdung von Zucht und Sitte. In Matzeraths Novelle will man Portraits aus der Familie S. finden — kurz, es iſt ein Mordbrandal und zum Todtlachen. — Wie es dort geht, ſchreibſt Du mir wohl gelegentlich; — ich denke, wo die localen Philiſtereien wegfallen, geht es ſchon beſſer.

Wenn die erſte Lieferung meines Weſtphalen dort ſchon angekommen und in Deiner Gegenwart vielleicht beſprochen worden iſt, ſo theil' mir außer Deinem eignen Urtheil doch auch mit, was Du ſonſt darüber gehört. Ich bin beim Teufel geſpannt auf die Aufnahme dieſer Stylübung.

Matzerath, der mir zuweilen ſchreibt, wird Dich nun wohl im nächſten Monat dort begrüßen. Mit Simrock komm' ich je zuweilen zuſammen, hier oder in Bonn, und lerne den gediegenen, biedern Mann täglich mehr in ihm ſchätzen. Wolfgang von Goethe, ſeines Großvaters Enkel, der zu Bonn ſtudirt, kommt auch manchmal herüber. Ein feiner, liebenswürdiger Burſch, und dem alten Herrn wie aus den Augen geſchnitten. Nur ein etwas unſchönes Hervorragen der untern Geſichtspartien iſt ſtörend.

Außer Schnurrbart und Henry IV. beſitz' ich jetzt auch einen Hund, den ich Strolch getauft habe. Und nach dieſem heißt das dreiſtöckige Haus, in dem Spatz und ich mutterſeelenallein wirthſchaften, Strolchenfels. — Leb' wohl, liebſter Kerl, und laß bald von Dir hören. Recht von Herzen

Dein Strolch.

* * *

Das ſind einige verlorene Klänge aus jenen Herbſttagen 1839, von welchen der Dichter ſelbſt alsbald darnach in ſeinem Aufruf für den Rolandsbogen ſpricht, daß er am Rhein

„einen Herbſt verlebt bis jetzt,
Wie ich zuvor verlebte keinen gleichen."

Ausflüge nach Bonn und Köln, Besuche der Freunde in „Strolchenfels“ zu Unkel, vor allem aber der jauchzende freiheitsbewußte Genuß der unvergleichlichen Gegend, der Herbstfreuden am Rhein waren ihm eine Herzenserquickung; auch ein kurzer, flüchtiger Liebesrausch, wenn wir verschiedene Andeutungen in den Briefen an die Freunde von „Locken erbetteln“ und „Weibergunst“ recht verstehen, fehlte nicht, gleichsam der Vorbote einer gewaltigern Liebe, die hier in des Dichters Leben eingreifen sollte. Kurz, es war eine überaus glückliche Zeit für den Dichter, wenn dieselbe auch Eigenes nicht zur Reife gedeihen ließ; nur an der Übersetzung von Shakespeare's Venus und Adonis ward ab und zu gearbeitet.

Es ist hier von den literarischen Unternehmungen zu sprechen, welche Freiligrath in jener Zeit vornehmlich beschäftigten, zunächst vom Rheinischen Jahrbuch, welches das verunglückte Hub'sche Odeon in würdigerer Weise ersetzen sollte. Freiligrath hielt sich nachmals wohl für den hauptsächlichen Anreger, den geistigen Vater des Unternehmens; aus den Briefen an die Freunde geht hervor, daß er den von denselben gepflegten Gedanken nur zögernd aufnahm, ob er zwar nicht allein durch die Wucht seines eigenen Namens oder dadurch, daß er Immermann gewann, dem Unternehmen seine eigentliche Bedeutung gab, sondern die eigentümliche Verbindung von lyrischen, epischen, prosaischen Bestandteilen im Gegensatz zu der reinen Lyrik der Musenalmanache als sein ausschließliches, geistiges Eigentum betrachten durfte. Sammeln und Auswählen des Stoffes machten ihm viele Arbeit. In dem darüber mit den beiden Teilnehmern Matzerath und Simrock unterhaltenen, leider sehr unvollständig vorliegenden Briefwechsel zeigt sich Freiligraths übermütige Heiterkeit im anmutigsten Lichte. Er meinte, dem Freiligrath und Matzerath müsse sich notwendig ein Simrath gesellen, und so wurden denn die übrigen Mitarbeiter in gleicher Weise als Müllerrath, Schnaaserath ꝛc. benannt; anderseits erscheint zur Abwechselung Matzerath als Matzerock. Der zu Ausgang 1839 erschienene erste Jahrgang des Rheinischen Jahrbuches läßt die junge rheinische Dichterschule in durchaus würdiger Vertretung erscheinen. Eine feine Novelle von Matzerath, leichte frische Reisebriefe aus Italien von Frau von Binzer, ein Aufsatz Levin Schückings über die Gräfin Gallitzin und ihre Freunde, eine verständige Besprechung der neueren Düsseldorfer Künstler durch Herm. Püttmann, ein prachtvolles Bruchstück von Immermanns Tristan, von Freiligrath selbst Roland und ein Teil von Venus und Adonis, Lieder und Balladen von Wolfgang Müller, C. Simrock, Gottfried Kinkel und einigen anderen rheinischen Dichtern, das war eine ganz andere Gabe, als die lyrische Spreu des Hub'schen Odeon, in welcher Freiligraths Beiträge die einzigen Gold-

körner bildeten. Die Herausgeber konnten sich mit Ehren sehen lassen; an schlimmen Nachreden übergangener rheinischer Poeten fehlte es freilich nicht.

Ein zweites schriftstellerisches Unternehmen, welches dem Dichter in jener Zeit Kopfbrechen machte, war das Malerische und romantische Westfalen. Zwar die erste vielverheißende Lieferung war hinausgegangen; die Zeichnungen waren fertig, die Stahlstiche in Arbeit; aber inmitten des freudigen Unkeler Herbstlebens, bald auch durch ein anderes Unternehmen abgezogen, konnte sich Freiligrath durchaus nicht entschließen, sich ernsthaft hinter die trockenen westfälischen Chroniken zu setzen, aus denen er den gediegenen geschichtlichen Stoff zu seiner Arbeit schöpfen mußte. Die von seiner rheinischen Winterrast aus unfehlbar zugesicherte Fortsetzung blieb aus, und dafür kamen stets neue Vertröstungen. Endlich — wohl im Frühling oder Sommer 1840 — machte sich Langewiesche selbst nach Unkel auf. Freiligrath empfing am Rheinufer den Freund in herzlichster Weise und schalt selbst so kräftig auf seine nichtswürdige Faulheit, verhieß so feierlich Besserung, daß Langewiesche gar nichts mehr sagen konnte und dem Dichter in seinen Strolchenfels folgte. Dort nahm ihn eine lustige Tafelrunde in Beschlag; anstatt einer scharfen Verhandlung über nichterfüllte Zusagen, ausgebliebene Manuskriptsendungen, folgte ein fröhliches Gelage, und leer wie er gekommen, nur in glücklicherer Stimmung, fuhr Langewiesche wieder rheinab; es kam kein Manuskript, und auch der Versuch, den Maler Schlickum eine Zeitlang in Unkel einzuquartieren und dadurch Freiligrath zu rascherem Arbeiten zu veranlassen, erwies sich unwirksam. Nach einem Jahr war von dem Werke, welches für die Stahlstiche allein schon bedeutende Auslagen forderte, nur eine Lieferung erschienen; der Dichter war gern bereit, die lästige Aufgabe seinem Freunde Levin Schücking „mit den Gespensteraugen" abzutreten und versprach dagegen umsomehr poetische Beiträge zu liefern; aber auch das that er nicht, während Schücking seine Aufgabe pünktlich und geschickt erledigte; Freiligrath mußte ein beträchtliches Reugeld wegen nicht erfüllten Vertrages zahlen und hatte damit noch jahrelang schwere Verdrießlichkeiten. So endigte der erste und einzige Versuch unseres Dichters, ein ausgedehntes Prosawerk zu schreiben.

Jenes neue Unternehmen nun, welches den Dichter festhielt, war der Aufbau des Rolandsbogens und die Abfassung des Rolandsalbums, die ganze Sache ein so gelungenes Poetenstücklein wie nur denkbar.

Es war ein Tag um die Dreikönigszeit;
Der Rhein trieb Eis, die Gegend war verschneit.
Ich sah zu Haus die Weihnachtskerzen schimmern.
Dann in die Domstadt führte mich mein Schritt;
Die Schellenkappe trug ich lachend mit,
Und kehrte heim anjetzt zu meinen Trümmern.

So beginnt das in der Kölnischen Zeitung vom 12. Januar 1840 abgedruckte Gedicht „Rolandseck". Freiligrath fährt mit der Post rheinauf, sein Reisegenoß ein ernster Mann, welcher eben aus Algier zurückkommt und dem der Dichter frohlockend die Schönheiten des winterlichen Rheinthales zeigt.

Dort Rolandseck schon! — Von des Rheines Wogen
Zur andern Seite wend' ich schnell den Blick; —
Ich schau' empor: — ich fahr' entsetzt zurück: —
O Gott, o Gott, verschwunden ist der Bogen!

Wie Fieberschütteln hat es mich gepackt;
Der Bogen fort; die Streben stehen nackt
Und fröstelnd da im kalten Flockenschimmer.
Schaut hin, ihr Andern! — Ist's ein Gaukelspiel? —
Nein! — Wo des Ritters stille Thräne fiel,
Da fiel er nach: — die Trümmer fiel in Trümmer!

Der Rolandsbogen, jedem Rheinwanderer unvergeßlich ob seiner herrlichen Aussicht auf den Strom und das gegenüberliegende Siebengebirge, der Bogen, an den sich die Sage von Roland und der geliebten, tiefunten im Kloster Rolandswerth weilenden Hildegund knüpft, war in der Sturmnacht vom 28. auf den 29. Dezember 1839 zusammengestürzt. Den vorüberfahrenden Dichter ergriff ein tiefes Weh, daß dieser wunderbare Erdenfleck fortan seines Sagenzaubers beraubt sein sollte; unbekümmert um die Frage, ob der Rolandsbogen nicht etwa Privateigentum sei — denn um solche Kleinigkeiten kümmern Poeten sich nicht — ließ er das Blatt hinausfliegen mit der Mahnung:

— Ich stehe bittend da,
Ich schreit' am Rheine mahnend auf und nieder.
Ein Knappe Roland's, eil' ich durch das Land;
Den offnen Helm in ausgestreckter Hand,
Ruf' ich euch zu: Gebt ihm den Bogen wieder!

Des Ritters Gut, von dannen trug's der Wind!
Ich selbst bin arm, wie es Poeten sind!
Roland und ich, wir bauen keine Streben!
So wieg' ich sinnend denn mein einsam Haupt,
Aus meiner Laute, die ich stumm geglaubt,
Erschallt ein Geist: Ihr sollt den Schutt erheben!

Rings auf den Märkten und den Bergeshöhn
Laßt eh'rne Bilder funkelnd ihr erstehn;
Ein Denkmal prangt, wohin der Blick sich wendet!
Ihr schmückt den Altar und das Gotteshaus!
Ihr bauet Thürme, führet Dome aus,
Die uns die Vorzeit nachließ unvollendet!

Hier iſt kein Dom, kein Monument, kein Thurm!
Nur eine Trümmer ſchützt mir vor dem Sturm,
O, ſchützt den Reſt von Roland's grauer Halle!
Die letzten Steine rüttelt wild der Nord;
Im dürren Epheu rauſcht es fort und fort:
O, ſchützt und wehrt, daß ich nicht ganz zerfalle!

O laßt die Mahnung nicht vergebens ſein!
Ich ſteh' und heiſche: Jeder einen Stein!
Es gilt dem Ritter und es gilt der Nonne!
Es gilt der Liebe und es gilt der Treu'!
Greift euch an's Herz, die ihr mich hört! — Herbei,
Daß neu der Bogen funkle in der Sonne!

„Der Erfolg," ſchreibt er im Vorwort des Rolandsalbums, „übertraf meine Erwartung. Von allen Seiten kamen Spenden, freundliche Stimmen aus der Nähe und Ferne riefen mir Beifall zu, und unbekannte ſchöne Hände ſogar verſchmähten es nicht, den Helm des „Rolandsknappen" mit Kranz und Band zu ſchmücken, oder buntgeſtickte Seckel an ſein Wehrgehenk zu befeſtigen. Ich kam mir vor wie der ſiegende Troubadour eines Blumenſpiels, ich war ſehr glücklich.

Da erfuhr ich plötzlich, die Ruine ſei ein Privatbeſitzthum der Prinzeſſin Wilhelm von Preußen Königlichen Hoheit, und nun verſtand es ſich von ſelbſt, daß ich meine Sammlung einſtellte und der hohen Frau, in deren Eigenthumsrechte ich mir unwiſſend einen Eingriff erlaubt hatte, den weitern Verlauf der Sache anheimgab. Und auch hier war mir das Glück günſtiger als meine Voreiligkeit es verdient hatte. Der huldvolle Endbeſchluß Ihrer Königlichen Hoheit fiel dahin aus, daß es mir erlaubt ſei, den Bogen mit den eingegangenen Beiträgen wieder aufzurichten, wogegen ſich die juſt im Bau begriffene Schule des benachbarten Dörfchens Rolandswerth der Gabe eines anſehnlichen Dotirungsfonds ſeitens Ihrer Königlichen Hoheit zu erfreuen haben ſolle, Letzteres, damit doch auch die Beſitzerin der Ruine Gelegenheit habe, ihre Anhänglichkeit an ihr liebes Rolandseck irgendwie werkthätig an den Tag zu legen.

So war denn Alles gut, und Mehr und Beſſeres war aus meinem unbedachten Eifer hervorgegangen, als ich mir je hätte träumen laſſen."

So hatte der Dichter die Freude nicht bloß ſelbſt den Rolandsbogen aufzubauen, ſondern auch die andere, die Schule am Fuße desſelben von der fürſtlichen Frau ausgeſtattet zu ſehen und ſich dieſelbe fortan zur Gönnerin zu gewinnen.

Dombaumeiſter Zwirner, welcher damals gerade den Bau der nahen Apollinariskirche bei Remagen leitete, übernahm es auch den Rolandsbogen herzuſtellen; Pfingſten 1840 begann die Arbeit; Ende Juli ſtand der ſtolze Bogen in alter Trümmerhaftigkeit und doch gediegener Feſtigkeit wieder an ſeiner Stelle.

Und so nun ist geschlichtet,
Was ein poetisch Blut
Vorwitzig angerichtet
In Hast und Eifermut.

Gelegt ist jede Irrung
Um Rolands morsches Thor;
Aus Unruh' und Verwirrung
Ging Herrliches hervor!

Freiligrath aber, dem bei dem wunderlichen Handel anfangs wohl nicht ganz behaglich zu Mute war, ließ, um über sein Eingreifen und die Lösung der Frage Rechenschaft zu geben und zugleich die verschiedenen dichterischen Gestaltungen der Sage von Rolandseck und Rolandswerth zusammenzustellen, im Sommer 1840 ein zierliches Büchlein ausgehen, das der Prinzessin Marianne von Preußen, der Besitzerin der Ruine, gewidmete Rolands-Album. Der Dichter selbst hat nicht gerade viel daran gethan; die poetische Baurede bei Vollendung des Baues, ein einfaches Prosavorwort, zum Schluß jenes Gedicht, welches mit glücklichem Vorwitz so Schönes geschaffen, Gelegenheitsgedichte, wie man sie nennt, und doch von einer Keckheit des Wurfes, einer Frische der Auffassung, die ganz bezaubernd sind; man sieht, wie es dem Dichter Herzenssache war, und daß er mit fliegender Feder, nicht aus Zwang, dichtete. Die Zusammenstellung der verschiedenen Rolandsballaden nennt er selbst „eine leichte Sache," aber die Gedichte sind schön und sie zusammenzutragen, forderte reiche Kenntnis der deutschen und ausländischen Literatur. Schließlich hat Simrock eine Abhandlung über die rheinische Rolandssage beigesteuert. Das Büchlein ist, gleich dem ganzen Rolandsbau, eine gelungene Dichterimprovisation, welche den Namen des dreisten „Rolandsknappen" wieder weithin erschallen ließ.

Zum Schlusse sei hier noch des zweiten Jahrganges des Rheinischen Jahrbuches gedacht, welcher Ende 1840 abgeschlossen ward. Der Titel stimmt zwar nicht ganz, indem durch die Heranziehung von Eichendorff und Zedlitz auch Schlesien und Österreich vertreten sind. Im übrigen aber kann sich der zweite Band ebensowohl sehen lassen wie der erste. Eichendorff liefert eine Novelle so duftig-phantastisch, wie nur er es vermag; Immermann, welcher in jenem selben Sommer starb, ein weiteres prächtiges Bruchstück seines Tristan, und auch sonst noch ist viel Kluges und Schönes versammelt. Am meisten aber haben ohne Zweifel Freiligraths Beiträge den Leser überrascht, denn dieselben schlagen einen völlig anderen Ton an, den der Liebe. Da steht das prachtvolle Mit Unkraut, dieses Lied mit seinem wunderbar kecken frischen Versbau, der heiß hervorsprühenden Leidenschaft; als Gegenstück dazu Ruhe in der Geliebten, ein Gedicht von unsäglicher Schönheit und Innigkeit, und dann, den beiden an Kraft und Genialität nachstehend, aber doch gar anmutig „Du hast genannt mich einen Vogelsteller." Was war unserm Dichter, bei dem die blinde Kritik bisher mehr Hufschlag als Herz-

ſchlag gefunden, weil er keinen Liebesſeufzer gegirrt hatte, was war ihm geſchehen, daß er urplötzlich mit dieſen Liedern hervortrat, aus denen die Liebe mit vulkaniſcher Gewalt zu Tage tritt? Und ach, warum waren es nur drei, während doch jeder gewöhnliche verliebte Poet drei Dutzend macht? Der freundliche Leſer wird auf des Rätſels Löſung noch etwas warten müſſen. Vielleicht, daß die Briefe an denjenigen der Freunde, dem er damals am rückhaltsloſeſten ſein Herz aufſchloß, an Levin Schücking, uns eine Antwort bringen.

Aus den Briefen geht hervor, daß das Jahr 1840 unſerm Dichter, äußerlich wenigſtens, ebenſo heiter verfloß, wie der Herbſt 1839. Der Rhein, die große Völkerſtraße, warf zu Unkel zahlreiche Fremde an den Strand, die nur um unſeres Dichters willen kamen; das ſtille Städtlein und das nahe Nonnenwerth ward die Herberge fahrender Poeten. Da kamen nicht bloß die nahewohnenden Freunde, Simrock und Pfarrius und Schücking, auch Zedlitz und Eduard Duller, die Öſterreicher, und Berthold Auerbach, dem es mächtig imponierte, als er in Freiligraths ſonnenhellem Zimmer einen Frühlingsſtrauß in einem Glaſe Weines ſtehen ſah. „Wie oft," erzählt er in ſeiner Rede auf Freiligrath, „wandelten wir auf und ab, hüben und drüben am Rhein, und der Hühnerhund, genannt Strolch, wanderte mit uns. Wir gewannen eine zweite Jugend. In brauſender Jugendluſt ſaßen wir ſelbander und mit anderen guten Genoſſen in der Schenke und fuhren im Abendſchimmer und im Mondesglanz auf dem Kahne dahin. Ich war in jener Nacht dabei — die Matzerath in einem Gedichte ſchilderte — da Freiligrath ſich mit dem Glas in der Hand im Kahne erhob und dem alten Drachenfels Smollis zutrank." Es kam Hackländer, der Freund aus den fröhlichen Barmer Tagen; Ad. Glasbrenner aus Berlin ſprach ein, es kam Niclas Becker, welcher in jener Zeit der Kriegsgefahr von Frankreich her, durch Matzerath angeregt, ſein damals allgeſungenes Lied „Sie ſollen ihn nicht haben, den freien deutſchen Rhein" dichtete; zu Unkel ward es durch Freiligrath und Simrock geſegnet; wir finden es im zweiten Bande des Rheiniſchen Jahrbuchs. Von Bonn kam der Studioſus Wolfgang von Goethe, eines größeren Wolfgang Enkel, zu Beſuch; auch unter den in Unkel anſäſſigen Familien waren nette Leute, wie das Haus Steinäcker und die engliſche Familie Hook. Aber auch allerlei leichteres Volk kam von Bonn, vergnügte Muſenſöhne, die des Dichters gefeierter Name anzog, und die er, ſeiner Art nach, nur zu gutherzig um ſich duldete. Dann ſaß man freilich oft, wie er in ſeinem Gedicht Die Roſe ſagt,

tief bis in die Nacht hinein,
Wie uns der Wind zuſammen hier getrieben.
Es hatte jeder ſeinen Schoppen Wein
Und ſah ins Glas und dachte ſeiner Lieben.

Die Freunde, denen wir hier in Freiligraths Briefen begegnen, sind die früher bekannten; vor allen Dingen sein vertrautester, Levin Schücking, dann Müller und Matzerath, die Mitarbeiter an der Redaktion des Rheinischen Jahrbuchs. Zu den Freunden, welche Freiligrath in dieser glücklichen Unkeler Zeit gewann, gehörte auch der Schwabe Wilhelm Ganzhorn, damals Student zu Heidelberg. Ein vergnügtes junges Blut, ein frischer Liederdichter mit besonderer Befähigung für das humoristische Lied, hatte er zum zweiten Bande des Rheinischen Jahrbuchs anmutige Beiträge geliefert, suchte dann den Dichter selbst am Rhein auf. Einstmals hatten Freiligrath und Ganzhorn auf einer Wanderfahrt sich verspätet und mußten zu Rolandseck übernachten. Sie schliefen auf einem Zimmer, und Ganzhorn, dessen Arm zum Bett hinaushing, machte eine Anspielung auf den Professor Dietwaldus in Kerners Reiseschatten, der die Preisaufgabe stellt, warum die Hand weiß bleibe, wenn sie in der schwarzen Nacht heraushängt. Von der Zeit an hieß er, wie Freiligrath solche Scherznamen über alles liebte, Dietwaldus, ein Name, der dann auch auf Wolfgang v. Goethe und Freiligrath selbst überging, wie denn dieser in einem Briefe an Ganzhorn, mit Anspielung auf Uhlands Dichtung, in welcher auch ein Dietwald vorkommt, seine Burg Strolchenfels Schildeis nennt. Freiligrath traf, um dies vorauszuschicken, viele Jahrzehnte später mit Ganzhorn wieder zusammen und hat ihm als „Oberamtsscharfrichter," als „trinkbarem Mann," als Besitzer des Kometenweins und glücklichem Vater verschiedener Täuflinge eine Reihe der ergötzlichsten Gelegenheitsgedichte gewidmet.

An Levin Schücking.

[Unkel, 25. Januar 1840.]

Liebster bester Kerl!

Es ist lange her, seit Du Nichts von mir gehört hast. Deinen Brief (der allerdings ein wenig lange auf sich hatte warten lassen) fand ich am Samstag vor Weihnachten, Abends 6 Uhr, bei Du Mont vor. Ich war eben aus dem Dampfer gekommen, besuchte Du Mont im Flug, lief dann mit Deiner Depesche in den Prinzen Karl zu Deutz, und verschlang sie dort bei einem Glase Punsch.

Von Weihnachten bis zum 2. Januar war ich zu Soest. Gegenwart und Zukunft und der Jammer etwelcher Bälle lagen mir schwer auf der Seele. Dazu kam, daß ich mit meinen Finanzen ein wenig derangirt war, — kurzum, es ging wahrlich nicht, zu Dir nach Münster zu kommen. — Auf dem Rückwege mußte ich zudem noch fast eine Woche in Cöln sein, Buchhändler treten um Manuscript; verzeih' mir, liebster Levin! Eh' ich in meinem Westphalen die Münster'sche Partie vornehme, komm' ich auf alle Fälle noch 'mal zu Dir!

Liebſter Kerl, — wir ſchreiben heute den 25. Januar, der Wind heult um Strolchenfels, daß die Fenſter klirren, der Rhein brauſt und brandet, die Weinſtöcke ſtehen kahl und dürr, Rolandseck iſt eingeſtürzt — aber der Herbſt 1839 mit Allem, was er mir gegeben hat, mit Weibergunſt und Freundesliebe, zaubert mir den grünſten, friſcheſten Frühling vor die Seele. Der wirkliche, hoff' ich, vereint uns alle wieder hier am Fuß der ſieben Berge. —

Das Jahrbuch hat in Cöln ungeheuren Eclat gemacht, und iſt von allen Seiten, von Prüden, beſorgten Eltern, ſchlechten Poeten (die die Redaction nicht aufgefordert hatte) ſo ſchlecht gemacht worden, daß Du Mont allein in der alten Agrippina über 100 Exemplare abgeſetzt hat. Dir all das Erbärmliche mitzutheilen, was man über die Entrepriſe losgelaſſen hat, und was am Ende ſämmtlich auf Perſönlichkeiten herauslief, lohnt wahrlich nicht der Mühe, und ſo will ich denn bloß noch bemerken, daß Du Mont, der Redliche, etwelche ſaugrobe anonyme Briefe, von bigott katholiſcher Seite, über „das Schandlibell" eines gewiſſen Herrn Levin Schücking erhalten hat. So arg hatte ich mir den Cölner Obſcurantismus doch nicht vorgeſtellt; — es iſt noch viel zu thun in dieſer Hinſicht, um die treffliche ſonſt ſo köſtliche Colonia mündig zu machen!

Hermann Neumann hat auf meinen Aufruf wegen Rolandseck ein Gedicht „Du ſtreiteſt für die Liebe" im Du Mont'ſchen Feuilleton drucken laſſen, was offenbar auf mich gemünzt iſt. Sein Sinn iſt ungefähr: Wie kannſt Du für Roland und gegen Hermann Neumann ſein, wie kannſt Du gleichzeitig lieben und haſſen? Weiß der liebe Gott, daß ich den Kerl nicht haſſe; aber ſo geht's mir altem Eſel immer: drängt ſich ſolch Schmarotzervolk an mich heran, ſo weiß ich nicht, es mir vom Halſe zu halten, bin höflich, artig, verbindlich (was man für freundſchaftlich hält), und wenn ich die Kerls ſpäter zu desavouiren gezwungen bin, ſo hab' ich den Teufel am Halſe.

So weit hatt' ich geſtern geſchrieben, als eine Einladung von Simrock, der grade auf ſeinem Weingute Menzenberg war, an mich und meinen trefflichen Famulus Spatz einlief. Wir machten uns ſofort auf die Beine (ich natürlich in Pantoffeln), holten den edlen Rebenbeſitzer ab, und dinirten mit ihm in dem Dir bekannten Wirthshauſe zu Honnef. Während dem Eſſen kam nun auch noch Wolf Goethe, ſeines Großvaters Enkel, dazu, der mich in Unkel hatte beſuchen wollen, und mir nachgegangen war. Nach dem Kaffee fuhr Simrock wieder rheinab, Wolfgang aber, der dem alten Herrn wie aus dem Geſicht geſchnitten und ein gar lieber Junge iſt, entſchloß ſich, eine Strolchenfelſer Nacht zu machen. Da haben wir drei denn, bei Windsgeheul und praſſelndem Ofen, zuſammengeſeſſen bis 1 Uhr,

haben geſungen und getrunken und den Alten leben laſſen, bis wir zuletzt ganz feierlich wurden. Ach, es iſt doch was Schönes um eine anſtändige, noble Fidelität! Ich kann Dir nicht ſagen, wie wohl mir war! Wir haben aber zumeiſt geſungen: In allen guten Stunden — ich hätte Dich und Meyer, den Lieben, Herzlichen, dabei haben mögen!

Nun von Roland! Du wirſt meinen Aufruf in der Cölner geleſen und Dich mit mir über den Anklang gefreut haben, den das Ding (in dem Du auch eine Apoſtrophe an Dich wirſt herausgefühlt haben) gefunden hat. Ich kann Dir nicht ſagen, welche Freude mir die Geſchichte macht. Außer den Beiträgen für den Ritter laufen auch Stickereien, Kränze, und der Teufel weiß was ſonſt noch, für den Knappen ein; anonyme Briefchen, Gedichte liegen bei — ich reibe mir die Hände vor lauter Plaiſir. Ein Uebelſtand wird hoffentlich bald beſeitigt ſein. Die Ruine iſt nämlich Privateigenthum der Prinzeſſin Wilhelm, und mein Aufruf könnte demnach wohl als ein Eingriff in ihr Eigenthumsrecht angeſehen werden. Ich erfuhr das erſt, als mein Gedicht gedruckt war, habe jedoch gleich darnach an die Prinzeſſin geſchrieben, und es iſt wohl nicht zu bezweifeln, daß ſie die Sache gut aufnehmen und in der durch mich angeregten Weiſe beendigen laſſen wird. Audaces fortuna juvat. Ich möchte den Streich um nichts in der Welt in meiner Unkeler Chronik miſſen. Die Rolandsſage iſt aus dem Herzen des Volkes hervorgegangen; — wie viel ſchöner iſt es drum, wenn eben das Volk, wenn das geſammte fühlende Publikum das äußere Denkmal der Sage ſich rettet, als wenn es die Prinzeſſin allein thut. Rede doch auch Du in Deinem Kreiſe für die Sache; es iſt doch ein poetiſch Unternehmen.

So eben krieg' ich einen Brief von Cotta, daß meine 2. Auflage vergriffen iſt. Geprieſen ſei der Allmächtige! Meine Finanzen kommen wieder auf Strümpfe. Die zu Oſtern kommende 3. Auflage widerlegt nun freilich Gutzkow ſehr feierlich, wenn er ohnlängſt im Telegraphen, in dem Artikel: Litter. Stockbörſe, ſagt: Freiligrath'ſche Wüſtenreime ſtark ausgeboten, aber wenig begehrt. — 1250 Exemplare in ſtark einem Vierteljahre ſind doch keine Kleinigkeit.

* * *

Adreſſe: Sr. Hochwohlgeboren Herrn Chriſtian Joſeph Matzerath.
Despoten und berühmtem Dichter zu Berlin.

[Poſtſtempel 20. 3. (1840)]

An Matzerath und Müllerrath.

Meine Lieben!

Zuerſt ein Wort an Dich, Tyrann des Drachenfelſen. Dein Geſäuſel hat mir wohlgefälliges Lächeln erregt, und ich freue mich herzlich Deiner

raſchen Fahrt, deiner neuen Bekanntſchaften und Deines vorläufigen Wohlbefindens in der Sandwüſte Moab. Ich war geſtern zu Bonn und theilte Simrath, unſerm Mit-Tetrarchen, den ich leider mit einer dicken Backe im Bett traf, Deinen Brief mit und beeile mich nun, Dir das Neueſte in Betreff des Jahrbuchs, ſammt unſeren Gedanken dabei, ſchuldigſt in die Dorotheenſtraße Nr. 28, beiläufig dieſelbe Nummer, die auch Simrath einſt bewohnte, zu berichten.

Schnaaſerath verfährt gröblich und läßt uns ohne Antwort abſtinken. Was nun, rückſichtlich des Kunſtartikels? Uechtritz iſt mit Schnaaſe zu genau liirt, als daß er nicht erfahren ſollte, unſere Einladung an ihn geſchehe nur in Folge der Ablehnung Schnaaſe's. Ich mag wirklich eine Aufforderung an Uechtritz nicht riskiren; wenn Du aber meinſt, es ſei beſſer, ſo ſchreib' mir's umgehend, damit ich ſofort einen Verſuch mache. Sonſt trachte nur alsbald Gruppe für eine Monographie eines Düſſeldorfer Künſtlers zu engagiren, wo möglich aber nicht Leſſings, der mich ſchon zuviel beſprochen dünkt, als daß ſich noch Neues über ihn ſagen ließe. Es ſind ja ſonſt eminente Kerls genug da. Koenig hat freundlich geantwortet, lehnt die Einladung jedoch für dieß Jahr ab, da er noch zu ſehr mit andern Arbeiten beladen ſei. Haſt Du nun wieder eine Novelle? Oder wie iſt die von Müllerrath, von der er mir ohnlängſt ſchrieb? Simrath und ich ſind der unmaßgeblichen Meinung, daß der Rauſchebart für das Genre der Novelle noch zu ſehr in lyriſcher Zerfloſſenheit befangen ſei; iſt ſein Opus jedoch fertig, ſo muß es jedenfalls zur Concurrenz gelangen. Sonſt meint Simrath, ob nicht vielleicht Bettina, die als Frankfurterin allerdings auch in unſern Rheiniſchen Kreis zu ziehen wäre, etwas Novellenartiges liegen hätte? Strecke die Fühlhörner aus, alter Spitzmäuſeler, oder eigentlich ſollte ich ſagen: zwinkere mit den Spürhaaren, und ſchreibe mir alsbald, was Du zuwege gebracht, damit ich mich im ſchlimmſten Falle unverweilt an die Binzer, unſre letzte Zuflucht, wenden kann. — Kopiſch oder ſonſtige Berliner Litteraten zu angeln ſcheint weder Sim- noch Freiligrathen zuläſſig; wir ſind vorläufig noch immer für die rein provinzielle Haltung des Unternehmens, und recurriren, wie bekannt, auf Gruppe nur aus Noth und unter der einzigen Bedingung, daß er einen Rheiniſchen Künſtler zum Gegenſtand ſeiner Betrachtungen macht. Wem, zum Teufel, haben wir denn ein Organ gründen wollen? Doch wohl nicht den Berlinern!

Der Dynaſt des Menzenbergs und der Tetrarch auf Strolchenfels ſind fleißig, und hoffen ſich mit Ehren zu produziren. Letzterer inſonderheit lebt auf einem ſehr vertrauten Fuße mit Miß Laetitia Eliſabeth Landon, und wird ſich, ſobald irgendwie ein geſundes Früchtlein dieſes Umgangs ſich

zeigt, auch mit Miſtreß Felicia Hemans liebend vermiſchen. Letztgenannte Dame iſt eben jetzt auf dem Wege von London nach Strolchenfels.

Social und literariſch Neues wenig am Rhein. Held Carneval, deſſen Freudenroß ich nahe an 14 Tage getummelt habe, hat ſich dieß Jahr durch beſondern Pomp beliebt zu machen gewußt. Die Satyre des Cölner Faſchings hab' ich ſehr zahm gefunden; außer etlichen Anſpielungen auf mich und Rolandseck und vielleicht ein paar Stadtklatſchereien, die mir unbekannt waren, nichts,, das beſonderer Erwähnung verdiente. Uebrigens hab' ich mich ſehr amüſirt, hab' auf dem brillanten Ball bei E. einen Domino getragen, hab' auf dem Gürzenich geſchwärmt bis 6 Uhr Morgens u. ſ. w. Mein Lied, deſſen zwei erſte Strophen Du hier ſchon geſehen haſt und das ich Dir jetzt vollſtändig beilege, hat im Comité gefallen: — immerhin ein zweideutig Lob! Pfarrius, dem ich in den carnevaliſtiſchen Wirren eine Einladung ſchwänzte, hat mir eine köſtliche Kapuzinade geſchrieben: „Sie ſpotten meiner gewürzten Weisheitsſuppe, und folgen nach der geſchürzten Narrenpuppe, und verſchmähen meinen Kälberbraten, um ſich zu miſchen unter die Höllenbraten; meinen Thee, meinen Wein und Kuchen ſcheuen Sie, aber „o weh" hintendrein mit Fluchen ſchreien Sie; in continentia est summa laûs, der Katzenjammer bleibt nicht aus, et debita nostra nobis remitte, und unſre Schulden wachſen mit jedem Schritte, sed qui orat, aber wer betet, et laborat, behält ſeinen Vorrath!" — Iſt das nicht köſtlich?

Vale, alter Kerl! Ich umärmele Dich! —

Und nun ein Wort an Dich, geprüfter Anatom, geweſener Rauſchebart, in Patence verkehrender Doctor! Deine Anmerkungen über Weſtphalen hab' ich zur Nachachtung in einem feinen Herzen aufgenommen. Daß Du Dich im Muſen-Almanach Wolfgang Müller nennen willſt, hat inſonderheit den redlichen Simrath zu einem unſterblichen Gelächter veranlaßt. Höre den beſten Rath, daß Du nicht mehr verwechſelt wirſt! Dingelſtedt, der mir neulich über's Jahrbuch ſchrieb, ſagt von Dir: „Müller iſt eine lyriſche Acquiſition, glaub ich!"

Eh bien, laß dieſen Glauben, den mit Dingelſtedt viele theilen, zur Gewißheit ſich potenziren; mach' Gedichte, die Dich von ſelbſt aus der müller'ſchen Allgemeinheit oder der allgemeinen Müllerei herausreißen; unterſcheide Dich durch Deine Leiſtungen, und nicht durch Deinen Vornamen; ſei ein poetiſch Individuum, daß Du kein genereller Müller bleibſt; mahle ſo famos, daß die Leute von ſelbſt ſagen: ein neuer Müller, und Einer, der die rechte Mühle hat!

Ich muß hier abbrechen, und verweiſe Dich, was das Andere angeht,

auf das Vorhergehende an Matzerock, das ja auch für Dich geſchrieben wu

Lebt wohl, ihr lieben Kerls! Strolch, Simrath, Drallerath und Rhein grüßen tauſendmal. Von Herzen Euer

Alligato

* * *

An Levin Schücking.

Unkel 24. März 184(

Mein theurer Levin!

Was hat mich nicht Alles gehindert, Deinen letzten Brief alsbald beantworten! Ich ſitze trotz meiner Unkeler Abgeſchiedenheit in einer complicirten Lage, und die Conflicte des Lebens rütteln mich aus me langjährigen Paſſivität ſo energiſch auf, daß ich, auch wenn ich keine vo vierzehn Tage zu Cöln auf Carneval geweſen wäre, doch wohl ſchwe zu einem ruhigen, vernünftigen Briefe an Dich gekommen ſein würde. D dieſer, wenn er vollendet iſt, wird ſich ſchwerlich eins der beiden genannten Epitheta anmaßen dürfen. Der Teufel weiß, was mich re vielleicht iſt er's ſelbſt. Aber Ruhe hab' ich nicht, und werde ſie n ſchwerlich erlangen, eh' ich der Welt und ihrem köſtlichen, göttlichen Tre mit blutendem Herzen Lebewohl ſage, und mich entweder todt ſchieße, wenigſtens in einem wilden, wilden Walde Einſiedelei treibe. — Lach' nicht aus, Kerl; freu' Dich aber mit mir, wenn aus den gährenden Elemen die jetzt in mir toben, noch was Erträgliches ſich geſtaltet, und wenn chemiſche Proceß, den ich mein Leben nenne, nicht mit einer gewaltſa Retortenexploſion eine traurige Endſchaft nimmt. Das iſt leider ge mein Leben wird nie ein harmoniſches, ein in ſich gerundetes werden, und

Aber was Teufel, kohl' ich Dir da vor. Raſch zurück zu Dei Briefe! —

Rolandseck. Trotz meiner letzten Anzeige in der Cölner Zeitung, ſich die Sache nun doch in Uebereinſtimmung mit meiner urſprüngli Abſicht gemacht, Dank ſei es der Vermittlung der Frau Mertens. Ruine wird aus meinen Beiträgen reſtaurirt, und die Prinzeſſin gibt dag dem Schulfonds der unter der Ruine gelegenen, armen und verſchuld Gemeine Rolandswerth eine entſprechende Summe, etwa 5—600 Tha Iſt das nicht ſchön? So kann der Poet, der Träumer, doch auch in wirklichen Welt noch handelnd eingreifen und Gutes, wenn auch leider n ſelbſt thun, aber doch veranlaſſen. Ich erwarte nur noch einen Brief Prinzeß, um die gegenwärtige Sachlage ausführlich, und durch den Abd ihrer eigenen Handſchriften dokumentirt, in der Zeitung darzuſtellen, gleichzeitig zu neuen Beiträgen aufzufordern.

Carneval und Cöln. Ich bin zu unruhig zum Beschreiben und Wiederkäuen, lege aber ein Carnevalslied von mir bei, das im Comité von wenigstens 1000 Männerstimmen unter rauschendem Beifall abgesungen wurde. Du kannst aus dem Ding herauslesen, was Du willst, müßtest es aber, um es ganz zu goutiren, zu der jubelnden, famosen Köbes-Melodie singen hören.

Die sämmtlichen Carnevalslieder von diesem Jahr werden Dir übrigens keinen hohen Begriff von der närrischen Poesie beizubringen im Stande sein. Aber das tolle Leben des Cölner Faschings ist die beste Poesie. Alaaf Cöln!

Ich beschäftige mich jetzt damit, meine poetischen Erlebnisse am Rhein seit vorigem Herbste — wenn auch manchmal nur Momente und Situationen — in einem Cyklus festzuhalten. Höre ein Lied daraus, das Dich ganz besonders angeht. Du wirst Dich des Abends noch wohl erinnern.

Die Rose.

Wir saßen tief bis in die Nacht hinein,
Wie uns der Wind zusammen hier getrieben.
Es hatte Jeder seinen Schoppen Wein,
Und sah in's Glas, und dachte seiner Lieben.
Wir waren stumm; die düst're Seele schien
Sich aus dem Weine düstern Muth zu saugen;
Mir gegenüber träumend saß Levin,
Mein Freund Levin mit den Gespensteraugen.
u. s. w.

Du sagst in Deinem Briefe selbst: ein Dichter muß glauben, lieben, beten können, und so, hoff' ich, wirst Du dies Stück Rheinischer und Freiligrath'scher Mystik wenigstens nicht ganz und gar begoutiren. Wir begegnen uns ja doch auf diesem Gebiete mit verwandten Gefühlen. Jedenfalls hat das Ding das Verdienst, daß es die Leute Deinen Vornamen richtig accentuiren lehrt. Schreib' mir aber auch unverhohlen Dein Urtheil. Darf ich den Verstandesmenschen so was bieten?

Mein Bild sollst Du haben, sobald das Hübner'sche heraus ist. Das bereits fertige von Walther ist Nichts werth. Ich hab' es schon Vielen gesagt: Hübner hat mich gemalt, als wär' ich ein Löwe, und Walther, als wär' ich ein Schaf. Gedulde Dich also noch kurze Zeit.

Laß mich Dich umarmen.

Dein Freiligrath.

* * *

An Matzerath und Müller.

Unkel, 9. 4. 40.

Meine Lieben!

Ich benutze die Gelegenheit, Euch durch meinen Freund und nächsten Nachbar hier in Unkel, den jungen von Steinäcker, ci-devant Senior der Gueſtphalia in Bonn und jetzt mit Salomoniſchem Concil gen Berlin pilgernd, dieſes kleine portofreie Geſäuſel zu veranſtalten. Das Wichtigſte iſt augenblicklich, daß Schnaaſerath geantwortet hat, und zwar:

Eine größere Arbeit über die Düſſeldorfer Schule kann er nicht liefern einmal: weil es ihm an Zeit fehlt, und dann auch: weil kritiſche Erörterungen über eine gegenwärtige, noch unvollendete Entwickelung ſeiner Neigung und Anſicht überhaupt nicht zuſagend ſind. Er fährt fort: „Nur zu einer Kleinigkeit kann ich mich anheiſchig machen. Es kommt hier bei Jul. Buddeus ein Album von Originalradirungen deutſcher Künſtler heraus. Ich bin erbötig, eine Anzeige desſelben, in welcher dann auch einige allgemeine Bemerkungen Platz finden würden, zu ſchreiben. Sie könnte ½ bis 1 Bogen füllen. Ich weiß aber nicht, ob dies der Tendenz Ihres Jahrbuchs zuſagt und nicht zu ſpeziell für dasſelbe iſt.“

Wir — Simrath und ich — ſind nun allerdings dieſer Meinung; in Erwägung jedoch, wie wichtig Schnaaſe's Name für das Jahrbuch iſt, ſind wir übereingekommen, ihm zu antworten: daß uns ſein angebotener Beitrag genehm ſei, vorausgeſetzt, daß er den Aufſatz nicht ſowohl in der hergebrachten Form einer gewöhnlichen Recenſion gebe, als vielmehr das Album, das auch Fr. Kugler bereits in Ruge's Jahrbüchern angezeigt hat, blos als Vehikel benutze, um etwelche allgemeine Betrachtungen an den Mann zu bringen. Hiernach würde dann auch die Ueberſchrift der kleinen Abhandlung zu modificiren ſein u. ſ. w.

Einen größeren Kunſtartikel müßtet Ihr dann ebenfalls herbeiſchaffen, und nach Matzeraths letztem Briefe glauben wir auch feſt darauf rechnen zu können. Der kleinere Artikel liefe dann freundnachbarlichſt neben dem größeren her, und die Kunſt wäre auf dieſe Weiſe wider alles Erwarten ganz famos vertreten!

Will Müller nicht an Reinick den Römer ſchreiben? Italien hat gewiß manches in ihm bewegt und hervorgerufen, und ich hätte ihn gar zu gern mit unter unſeren Lyrikern. Valete und ſchreibt bald!

* * *

An Levin Schücking.

[Unkel, Frühling 1840, nach Gründonnerſtag.]

Liebſter beſter Kerl!

Ich grüße Dich tauſendmal. — Ich bin noch in Unkel, wohn' aber in einem andern Hauſe und erlebe täglich mehr, ſo daß ich eigentlich nur ein

Stück Selbſtbiographie zu ſchreiben brauchte, um Deine Nachricht (ich ſchreibe einen Roman) wahr zu machen. Ich bin ſeit vorgeſtern kaum ein Menſch mehr:

Es iſt eine alte Geſchichte,
Doch bleibt ſie immer neu,
Und wem ſie juſt paſſiret,
Dem bricht das Herz entzwei.

Den Commentar mündlich; aus dem, was Du bis jetzt weißt, kannſt Du Dir Nichts zuſammen klügeln.

Verrückte Streiche mach' ich alle Tage. Der tollſte iſt, daß ich mir vor 14 Tagen ein Pferd gekauft habe, ein ſcheues, ſpringeriges Aas, das mich wahrſcheinlich noch den Tod erleben läßt, den ich in den letzten Strophen meines Reiters als Poeſie ausgebe. Schulden hab' ich genug, der Sultan aber iſt bezahlt, und wenn ich sans six sous über die Landſtraße ſprenge, ſo iſt's mir immer ein tröſtender Gedanke, ein Hypothekenſtück zwiſchen den Beinen zu haben, auf das mir männiglich mindeſtens 15 Piſtolen pumpt, und das ich alle Tage für 20 wieder verkaufen kann. Ich hab' auch ſchon auf zwei Monate Fourage auf dem Speicher.

Deine Sachen im Almanach haben mir ungemein gefallen, und ich habe ſie dem beſten, ſchönſten und geiſtreichſten Mädchen mitgetheilt, das Unkel je geſehen. Sie intereſſirt ſich ſchon durch die Roſe für Dich, die ich ihr früher in der Handſchrift gab. „Es iſt eine alte Geſchichte." Ich umarme Dich!

In Leben und Tod

Dein Freiligrath.

* * *

An Levin Schücking.

U., 17. Juli 1840.

Liebſter Levin!

Beikommend ein Bild, und das feſte Verſprechen, daß Du beſtimmt in den erſten acht Tagen eine längere Epiſtel von mir kriegſt. Ich erwarte blos noch Matzeraths Endurtheil über Deine poetiſchen Frauen, die ich für einen ganz famoſen Aufſatz halte, und die das prächtige Mädchen aus Weimar, deren Namen Du mit Deinen Geſpenſteraugen richtig geleſen haſt, und die auch ein poetiſch Weib iſt, ebenfalls höchlich preiſt. Ich ſchreibe Dir nächſtens mehr von ihr, ich habe ſie ungeheuer lieb.

Lieber Kerl, ich umarme Dich tauſendmal, und fluche und wettere, daß ich Dich nicht bei mir habe, um mit Dir plaudern zu können, anſtatt zu ſchreiben. Denn das Schreiben haß' ich.

Es ist jetzt so köstlich am Rhein. — Gott mit uns! — Ich grüße und küsse Dich! Recht von Herzen Dein

Freiligrath.

Berthold Auerbach ist jetzt in Bonn — ein lieber Kerl.

* * *

An Wilhelm Ganzhorn.

Unkel, 21. 8. 40.

Care Dietwalde!

Anbei das Rolandsalbum, das Du freilich aus den Aushängebogen schon zum Theil kennst, das Dir aber als Ganzes, trotz des überladenen Umschlages, doch vielleicht Freude macht. — Am Rhein. Jahrbuch wird fleißig gearbeitet und Du wirst zur Zeit auch einige Gedichte von Dir darin finden. Simrock, der vor etlichen Tagen hier war, ist ganz entzückt von Deinem Humor und schilt mich, daß ich Dich ihm bei Deinem Hiersein nicht zugeführt habe. Wir haben einen ganzen Morgen Deine Sachen zusammen vorgenommen und er war gar nicht davon zu bringen, der alte ehrliche Simrath. Ich freue mich recht darüber, daß Du nun im Jahrbuch auf eine honorige Weise debutirst. — Deficiente pecunia bin ich noch nicht in Stuttgart, Drallus ebenfalls nicht; wir kommen aber bald. Schreib' mir inzwischen einmal und gieb Goethe'n unverzüglich die Beilagen.

* * *

An August Boelling.

Unkel, 29. Aug. 40.

Der Besuch, den Du mir mit Schink in diesen Tagen machtest, hat so manche Erinnerungen aus unsrer früheren Zeit in mir geweckt und mich so lebhaft von der Wahrheit überzeugt, daß ich an Euch Beiden ein paar ächte, wahre Freunde habe, daß ich trotz dem, was ich noch auf Nonnenwerth über freundschaftliche Correspondenz u. s. w. vorbrachte, schon heute zur Feder greife, um, wenn es auch Euch recht ist, einen Briefwechsel mit Euch zu eröffnen! Keinen zwar, der alle acht oder vierzehn Tage durch einen kurzen Wisch oder eine weitschweifige Epistel Nahrung erhielte, sondern einen solchen, der in mäßigen Zwischenräumen dem Freunde vom Freunde Nachricht gibt, gegenseitig über Erlebtes und Erfahrenes sich offen und ohne Rückhalt ausspricht, Ansichten und Meinungen austauscht, und überhaupt die Tendenz hat, sich über das Niveau einer alltäglichen Klatsch- und Neuigkeitscorrespondenz zu erheben, das Tiefere, Innigere unserer Naturen zum Ausdruck zu bringen, und auf solche Weise hinüber und herüber anzuregen, zu fördern und zu beleben, wo und wie es sich irgend thun läßt. — Seid Ihr's

zufrieden? — Ich dächte, Ihr müßtet's! Es hat mich in der letzten Zeit oft innerlich gewurmt, daß wir uns so ganz aus den Augen verloren hatten. Man hat gut sagen: das schadet der Freundschaft Nichts, und beim Wiedersehen wird in einer Stunde nachgeholt, was man in einem Jahre versäumt hat. Das ist nur halb wahr! Das Wohlwollen für den Freund, die Theilnahme für sein Wohl und Wehe wird sich allerdings auch ohne Briefwechsel erhalten, der gänzliche Mangel an Nachrichten jedoch, die fortgesetzte Unbekanntschaft mit dem Thun und Lassen des Freundes bringen unwillkürlich wenigstens eine gewisse Gleichgültigkeit zuwege, oder wenn auch nicht diese, sicher doch eine temporäre Unfähigkeit, sich bei einem plötzlichen Wiedersehen gleich in einander hineindenken und hineinfühlen zu können. Man ist sich mehr oder weniger fremd geworden; die Veränderungen, die ein paar Jahre in und an uns hervorgerufen haben, und mit denen wir uns leichter befreunden würden, wenn sie, bei dauerndem Verkehr, gleichsam unter unsern Augen entstanden wären, liegen plötzlich nackt und dürr als unmotivirte Resultate vor uns, und wir müssen erst mühsam tappen und suchen, ehe wir uns Alles erklären, ehe wir wieder ganz und gar ohne Rückhalt dem Freunde gegenüberstehen können. Die Anknüpfungspunkte fehlen im ersten Augenblick.

So war es nun bei unserm Wiedersehen, Gott sei Dank, nicht! — Obgleich unsere Lebenswege seit fast einem Jahre durchaus getrennt gewesen waren, obgleich ich von Dir fast gar Nichts, und Du von mir beinahe nur Fabelhaftes gehört hattest, so mein' ich doch, daß wir uns ganz als die Alten wiedergefunden haben, und daß, Dir und Schink und mir, Ein Handdruck genügte, um uns alle davon zu überzeugen. Ich wüßte mich wirklich seit lange keiner solchen Freude zu entsinnen, als da ich Schink und Dich in den patriarchalischen Gemächern der Löwenburg so unerwartet wiedersah. Und damit uns ein späteres Wiedersehen noch erfreulicher und noch genußreicher sei, darum schlag' ich Euch jetzt diesen regelmäßigen Verkehr vor. Wie gesagt, er soll Keinem von uns ein zeitraubender und beschwerlicher sein. Alle zwei oder drei Monate, das genügt! Und wo gern geschrieben und gelesen wird, da wird sicher beides nie zu einer lästigen Verpflichtung.

Ihr seid nun ruhig wieder am mütterlichen Heerde, und ruht erzählend und beschreibend aus von den Abenteuern Eurer Reise. Ich bereite mich indessen zu der meinigen vor, indem ich fleißig an Westphalen schaffe. In ungefähr drei Wochen hoffe ich mit ruhigem Gewissen zum Wanderstabe greifen zu können. Zuerst über Mainz und Mannheim nach Stuttgart, dann durch Franken nach Jena und Weimar, und von dort vielleicht noch nach Berlin.

Du weißt, lieber August, daß diese Reise ein Wendepunkt in meinem Leben ist. Warum, habe ich Dir und Schink gesagt, im festen Vertrauen,

daß das Euch Geſagte, ſo lange es nöthig iſt, in Eurer Bruſt verſchloſſen bleibt, und nicht, wie es von andern meiner dortigen Bekannten geſchehen würde, denen es bloß darum zu thun iſt, mit Neuigkeiten von mir zu renommiren, ſofort profanirt wird. In Stuttgart regulir' ich die Angelegenheiten meines Geldbeutels, in Sachſen die meines Herzens, und in Berlin hoff' ich weſentliche Schritte für eine meinen Wünſchen und meinen Fähigkeiten entſprechende bürgerliche Stellung zu thun. Was mich hier am Rheine hemmt und hindert, laß' ich hinter mir.

Lächle nicht, alter Freund, über meine Vorſätze, und wirf mir nicht ein, daß ſie voriges Jahr in ähnlicher Weiſe eben ſo ernſt und feſt klangen, und doch nicht gehalten worden ſind. Ich bin aber ein Jahr älter geworden, und Du kannſt es mir glauben, daß dieß Eine Jahr fünf vorhergegangene an Erfahrungen und, durch dieſe, erworbener Willenskraft aufwiegt.

So hoff' ich denn das Eis gebrochen, und das Schifflein unſerer Correſpondenz auf recht lange Zeit wieder flott gemacht zu haben. Von der Reiſe aus werde ich einigemal an Euch ſchreiben, und meine Briefe, wie überhaupt in der Folge, abwechſelnd an Dich und an Schink richten.

Sogleich, 4 Uhr Nachmittags — muß ich noch nach Rolandseck, da meine Treppenvernichtung ein entſetzliches Comité-Schisma veranlaßt hat, dem ich ſteuern muß. Die Treppe war der Götze meiner edlen Collegen, und nun der Götze geſtürzt iſt, ſchreit man Ach und Weh, und droht mich mit denſelben Steinen zu ſteinigen, die ich mit zürnender Hand den Berg hinabgerollt habe. Ich gehe meinem Schickſal furchtlos entgegen.

* * *

An Levin Schücking.

U., 7. 9. 40.

Liebſter Levin!

Du biſt ein prächtiger Kerl! Wo Andre die Naſe rümpfen und das Maul verziehen, und ſagen würden: „Hol' der Teufel den ſchreibfaulen Lümmel!" da ſchreibſt Du mir in endloſer Langmuth eine Epiſtel, ſo lieb, ſo gut, ſo herzlich, daß ich Dir gleich um den Hals fallen und Dir's zum tauſendſten Male ſagen möchte, daß mir auf der ganzen Welt wenige Kerle ſo lieb ſind, wie Du! Nun ſollſt Du aber auch gleich eine Antwort haben. Keine freilich, die Alles erledigte, was meine laſterhafte Faullenzerei ſeit Monaten auf die Seite ſchob, aber doch eine, wenigſtens für's Erſte genügende. Ich nehme Dir aber Dein Ehrenwort ab, daß Du ſie Niemanden zeigſt, noch die meine Fata betreffenden Notizen irgendwie mittheilſt. Auch Deinen intimſten Freunden nicht! Ich verlaſſe mich drauf!

Hör' denn: Ida iſt ſeit drei Wochen meine Braut! — Kerl, ich bin ungeheuer glücklich! In mir jubelt's und ſingt's und jauchzt es! Solch ein Mädchen gibt's nicht mehr, ſolch ein gutes, ſchönes, liebes, geſcheites, herziges! Ich bin wie im Himmel! — Komme bald, daß ich Dir Alles erzähle! Denn ſchreiben mag der Teufel Alles! Es iſt ein ganzer Roman! Du wirſt Dein blaues Wunder hören!

Sie iſt übrigens nicht mehr hier, ſondern in Sachſen bei ihrer Mutter, wo ich ſie in 14 Tagen beſuche. Zuerſt geh' ich nach Stuttgart, und von da durch Franken gradeswegs zu Ihr! Kerl, das wird ein Wiederſehen werden! Mir ſchwindelt, wenn ich dran denke, und ich ſtampfe mit dem Fuße, daß ich noch hier bin und am Pult ſteh', und Stahlfedern verſchleißen muß! Daß ich faul geweſen bin all die Zeit über, wirſt Du Dir jetzt erklären können. Namentlich hat das arme Weſtphalen ſchnöde brach gelegen, und die Luſt dazu iſt mir, aufrichtig geſtanden, ganz und gar vergangen. Langewieſche's Vorſchlag an Dich kommt mir eigentlich durchaus à propos. Du kannſt das Ding beſſer als ich. Du haſt in jeder Beziehung mehr das Zeug dazu, haſt mehr Kenntniſſe, mehr Begeiſterung, der Lambertithurm ſchaut Dir in's Fenſter, dem Friedensſaal kannſt Du's, die Haide rauſcht um Dich herum — ich möchte meinen Freiſtuhl Keinem lieber cediren, als Dir. Schreib' alſo Langewieſche'n bedingungsweiſe zu, und pack' Dein Bündel gleich, wie Du dieſen Brief empfängſt, damit wir mündlich Alles richtig machen können. Laß aber keinen Tag verſtreichen. Wollteſt Du ſchon früher aufbrechen an den Rhein, ſo wird's Dir auch jetzt möglich ſein. Aber mach' ſchnell. Denn der Boden brennt mir unter den Füßen, ich meine, die Dächer fielen mir auf den Kopf, eh' ich bei ihr bin. Drum ſchnell, ſchnell! Du kannſt mein Haus verwalten, ſo lang' ich fort bin; Bett und Pult und Bücher ſtehen zu Deiner Verfügung; Schlickus, der Maler des Maleriſchen, wird Dein Hausgenoſſe ſein, ein ſtiller Kerl, der mehr Tiefe und Gemüth hat, als Drallus (denn Dralle wird er bloß gerufen, im Vokativ) und andere Sanguiniker ihm zugeſtehen wollen. Drallus der Cunctator geht, ſo Gott will, mit mir nach Stuttgart, um in's Ausland zu vollmetſchen.

Ueber mein Bild von Hübner ärgere Dich nit! Becker, der Maler der „Schnitter im Gewitter", hat mich ganz famos gezeichnet. Sein Portrait iſt bereits auf dem Wege zu Cotta, der mich nach demſelben für meine Vierte in Stahl ſtechen laſſen will. Doch macht's den Umweg über Erfurt, da somebody es doch erſt ſehen und beurtheilen muß.

Denn ein Urtheil hat die Kleine, das iſt wahr. Du ſollteſt einmal leſen, was ſie mir über Deine „poetiſchen Frauen" geſchrieben hat. Ach, es iſt ein herrliches, liebes Kind! Dein Aufſatz hat uns beide fabelhaft gepackt,

bei manchen Stellen war es uns, als hätten wir Dir geſeſſen, ſo traf Alles zu! Und das war nun erſt recht eine Freude — zuſammen leſen, ſich getroffen fühlen, auffahren, ſich lächelnd und fragend in's Auge ſehen — ach, Kerl, wie glücklich war und bin ich. Es leben die poetiſchen Frauen! Und Deine poetiſchen Frauen auch! Denn die ſind beim Teufel gut, Ida hat's geſagt.

Immermanns Tod hat mich, wie Dich, unendlich erſchüttert. „Die Canaille wird alt, aber die Unſterblichen gehen früh aus der Welt!" läßt Matzerath mir ſagen. Es war ein prächtiger Kerl!

Alles andere mündlich, eh' acht Tage durchs Land gegangen ſind! Denn bis dahin mußt Du hier ſein, da hilft kein Beten! Adieu, lieber Kerl! Komm' bald und halt' für's Erſte noch das Maul. Ich habe meine Gründe, und habe Dir Dein Wort abgenommen. Adieu! For ever yours

Freiligrath.

* * *

Adreſſe: Sr. Hochwohlgeboren Herrn Stud. jur. Wolfgang von Goethe
oder in deſſen Abweſenheit
Herrn Stud. jur. Wilhelm Ganzhorn zu Heidelberg.

Dies iſt die Epistola Dietwaldi ad Dietwaldos.

Ihr lieben Dietwaldi!

Ich hoffe, daß dieſer Brief Euch noch im Schatten des Heidelberger Schloſſes zu Handen kommt. Meine früheren Sendſchreiben nebſt den Rolandsalbis werdet Ihr erhalten haben und muß ich dafür den richtigen Empfang der Epistola Dietwaldiana vom 25. Auguſt dankbarlichſt vermelden. In Antwort darauf hab' ich dem Dietwaldo Goethe zu ſagen, daß es mir platterdings unmöglich iſt, die vorgeſchlagene Reiſe nach Straßburg, Baſel u. ſ. w. mitzumachen, wie lockend dieſelbe auch mit Strömen, Münſtern, Waſſerfällen und anderweitiger Scenerie in mein ſtilles Kämmerlein hineinwinkt. Der Rathſchluß des grundgütigen Gottes hat es leider gewollt, daß dem unterfertigten Dietwaldo das Geld ausgegangen iſt. In den erſten acht Tagen hat er auch keines zu erwarten und vorher, verſteht ſich von ſelbſt, kann er nicht daran denken, ſein Luſtſchloß Schildeis zu verlaſſen. Und auch dann wird ihn ſein Weg fürs Erſte gradeswegs nach Stuttgart führen, wo er ſich nur wenige Tage aufzuhalten und ſodann durch Franken ſeine Schritte nach Sachſen zu richten beabſichtigt. Der Oberrhein und das Breisgau liegen alſo durchaus nicht in ſeinem Reiſeplan. Es zieht ihn wo anders hin, und der Dietwaldus Goethe darf ihm das nicht übelnehmen. Er wird's auch nicht, nicht wahr?

Dem Dietwaldo κατ' ἐξοχήν wäre nun noch zu berichten, daß der

unterzeichnete Dietwaldus (der von hier ab wieder in der ersten Person reden wird) ihn jedenfalls im Thale Sindelfingen, das da durchflossen ist von den Gewässern des Bächleins Würm, bekneipen wird. Arrangirt es doch, ihr lieben Kerle, daß wir wenigstens in Stuttgart und Sindelfingen bei einander sind. Das wirst auch Du können, lieber Wolfgang! Ich fluche und knirsche in's Gebiß, daß ich noch nicht fort kann, aber es geht wahrhaftig noch nicht, ich mag thun, was ich will! Wirst Du nicht auch etwa noch einen Ferien-Abstecher nach Weimar machen? Das wäre gar schön, da gingen wir jedenfalls zusammen, denn nach Weimar geh' ich zuerst in Deinem schönen Thüringen.

Nun Adieu, Ihr Lieben. Möge Euch dieß Blatt noch zeitig genug erreichen. Ich lechze darnach, Euch wiederzusehen. Gruß und behüt' Euch Gott!

Yours for ever Dietwaldus.

Unkel, am Tage der 14 Nothhelfer 1840. [Poststempel 8. 9.]

* * *

Ehe unsere Darstellung zu Freiligraths jungem Liebeleben übergeht, sei es gestattet, hier noch einen Brief anzufügen, welcher unserem Dichter während der Unkeler Zeit zukam. Er ist ein Zeugnis für Freiligrath, welcher auf denselben große Stücke hielt, nicht weniger aber für den genialen wunderlichen Dichter, der ihn schrieb, Clemens Brentano. Derselbe weilte damals in München; Moritz Carriere, nach Italien reisend, besuchte ihn und schreibt am 4. September 1839 an Freiligrath: „Hier sitz' ich auf Brentano's Sessel. Ich hab' ihn gestern aufgesucht, Bettina hatte mich als Freund von ihr und Dir empfohlen; wir sind lang an der Isar wilden Ufern umhergestrichen und immer im Gespräch auf Dich und Deine Lieder zurückgekommen; ich zweifle, daß deine eigenthümliche Poesie einen größern Verehrer hat als ihn, und sein Herz schlägt freundeswarm für Deine Person. Es gehört zu seinen heißesten Wünschen, daß Du ihm das Relief Deines Gesichts schicken und mit ein paar Zeilen seinen Brief recht bald erwidern mögest."

Gleichzeitig schrieb Clemens Brentano seinen Brief, nach Inhalt und Form einen der geistvollsten und sonderbarsten, die man sich denken kann, sechs engste Oktavseiten in seiner zierlichen Handschrift. Der erste größere Teil ward im Mai begonnen, dann bei Seite gelegt; angeregt durch Carriere schreibt er im Herbst die Fortsetzung, aber auf der sechsten Seite verkehrt anfangend, so daß die zwei Briefe einander entgegenstreben und schließlich hart aufeinander stoßen. Das seltsame Schriftstück[1]) wird hier buchstäblich getreu wiedergegeben:

[1]) Brentanos Brief ist bereits Febr. 1880 in Westermanns Monatsheften abgedruckt worden, zu des Verfassers Bedauern und ohne sein Zuthun nicht ganz vollständig.

München im May.

Lieber Herr Freiligrath!

Schon seit einem halben Jahr, seit ich den Genius kenne, mit welchem Gottes Gnade Sie gesegnet hat, hat mein eignes Herz und ein Freund, dem dieses Herz dient, mich aufgefodert, Ihnen zu schreiben. Es kam immer nicht dazu, weil ich in ernsteren Pflichten so verschuldet bin, daß mir solches Schreiben, als ein Luxusgelüsten nicht geziemte. Jetzt kam kleine Muße und Veranlassung und so seyn Sie mir freundlich gegrüßt! — Schon seit einigen Jahren besucht mich jährlich Herr Künzel, der commis voyageur der Rauchischen Papierfabrique von Heilbronn, dem ich ein Mahl eine Bestellung gegeben, und legt mir das Resultat seines nebenbei für eigne Rechnung getriebnen Geschäffts einer Sammlung von Stammbuchblättern vor und bittet mich auch um meine armseligen poetischen Muster zu seiner Reuterei. Vor einigen Tagen, 15. November, bat er mich wieder um ein Blatt und blätterte mir seinen Vorrath vor, da sah ich ein Blatt mit Ihrer Unterschrifft und sagte ihm, für dies Blatt von Ihnen wollte ich ihm sechse schreiben, er war des Handels zufrieden und ich schrieb sie, und habe nun dies Blatt, und sendete es meinem Freund, der dergleichen zwar nicht sammelt, aber auch nicht zerstreut, und dem Ihr Blatt nun für eine ganze Sammlung gilt, er dankt Ihnen und mir, das ist mir genug, denn ich habe nie etwas besessen, als was ich gebe.

Lieber Freund! Sie verstehn das wohl, wenn ich sage, ich habe eine artige Sammlung von Narben und eine ausgezeichnete fast complette Sammlung von Wunden, aber ich war nie fähig dem Publikum einen Catalogue raissonnée in Reimen von diesen Herrlichkeiten vorzulegen, so schauderhaft ist mir ein Buchhändler und ein gedrucktes Buch. Was habe ich mich als Knabe vor den Seelenverkaüfern in Amsterdam geängstet, ich glaubte die Seelen hingen dort punktirt, wie im Orbis pictus von zähem Pfannkuchenteich, wie lederne Hosen in der Calverstraat an Hacken! So geht mir es jetzt, wenn ich das innerste Leben eines armen Menschen, sauber gedruckt, von einem spreitzbeinigen affektirten Leipziger oder Hanovraner Commis belächlend rekomandirt und bekrittelt und verhandelt sehe — und dennoch habe ich diesem Trafique zu verdanken, daß ich ruhig auf meiner eignen poetischen Essigmutter, ohne mich gegen die Pest des gemeinen Lebens zu verdampfen, fortsaüern kann. Die Poesie ist ein Gemeingut der Menschheit, wer gesund wird, wenn sie ausschlägt, dem ist zu gratuliren; wo sie gar nicht transpirirt oder gar zurücktritt und sich auf andre Theile wirft, da sieht es schlimm aus. Als die Kaiserin Maria Theresia Tirol durch-

reißte, ſagte Taddädl zu Täddadl: ich möchte wahrlich der Kaiſer ſein und ſie einmahl an mein Herz drücken, da erwiederte Täddadl: Talke! Du meinſt wohl der Kaiſer wär aſochenä Sau, wie Du, da werden Ihro Majeſtät ſchon ihre Leut dazu haben. — So geht es mir nun auch, wie dieſem Kaiſer in Hinſicht auf die Poeſie, ich habe ſie im Herzen, aber ich drücke ſie nicht ſelbſt aus Herz, dazu haben meine Majeſtät ihre Leute — aber der Hofſtaat iſt ſehr klein und nehmen Sie mir es nicht übel — in der letzten Zeit, etwa ſeit 6 Monaten, ſeit ich das Mövenfederchen im Meeresſand, und den Juwel in der Wüſte gefunden, ſind Sie, lieber Herr und Freund, einzig und allein im Dienſt. — Aber ich muß mich aus dieſen Redensarten herausmachen, ſonſt werde ich Redens-artig. — Ich will alſo ſagen, wie in aller Beziehung, ſo auch in Poetiſcher iſt mir die ganze Mitmenſchheit ein Leib, und wie Gottes Frühling mein Frühling, iſt mir dieſes, jenes Dichten meine Poeſie, ſo iſt es mir mit Ihrer Poeſie gegangen, die mir ſo entſpricht und ſolche Freude macht, daß ich gewiß ſchon viel Dummheiten wegen ihr geſprochen, aber auch viele Dummheiten wegen ihr nicht gedichtet habe. — Ich leſe, weil nicht im Dienſte der Zeit, keine Zeit-ſchriften und Tageblätter regelmäßig, manchmal fällt mir irgendwo eines in die Hand, ſo oft dieſes geſchah, wunderte ich mich, über die Klage, daß es keine Dichter mehr gebe. Alles, was mir Gereimtes begegnete, fand ich ungemein farbig, formig, fertig, weit frühere Perioden überragend, ob ihm etwas fehlt, kann ich nicht ſagen. Ein bejahrter Freund von mir klagt ſo oft ihm die köſtlichſte Pflaumentorte vorgeſetzt wird, die Kunſt Quetſchen-kuchen zu backen ſey gänzlich verlohren gegangen, er habe als Knabe für einen Kreuzer einen Quetſchenkuchen an allen Straßenecken gekauft, der viel köſtlicher geweſen ſey. So mag es auch dieſen Naſenrümpfenden mit der neuen Poeſie gehen, ſie haben den Geſchmack verlohren, keinen Apetit mehr und den Magen verdorben. Wenn ich nun nachſchmecke, was den Leuten wohl unheimlich darin ſchmecken könne, ſo ſtoße ich einzig und allein auf einen gewiſſen tragiſchen Geſchmack, den ſelbſt das Heitere darin mit ſich zu führen ſcheint, Alles ſchmeckt nach Hefe. Wenn ich dem Flügelkleid der Jugendmuſe einer früheren Periode aus der Hand (dem Ermel) weisſagte, ſo laß ich gewöhnlich: Du wirſt als Schlafrock am Zapfenbrett ſterben — aber der jetzigen Turnjacke läßt ſich ſolche friedliche Nativität nicht ſtellen. Peter von Staufenberg, der eine Nymphe geheiratet und der Gemahl der Meluſine, welche an gewiſſen Tagen ihre Bettgenoſſinnen nicht ſehen durften. weil ſie dann vom Gürtel abwärts den Drachenleib hatten und ebenſo der Schneider Lienimann, der im Schlaufloch zu Baſel Augſt die Schlangen-jungfrau mit einem Kuß erlöſen ſollte, dieſe könnten, wenn ſie dieſe Poeſie

läſen, vielleicht ſagen, ja ſo, grade ſo war es uns manchmahl mit unſern Meluſinen in den ſüßeſten Momenten; wir ahndeten das tragiſche Ende, den Drachenſchweif, ohne von ihm zu wiſſen. — Bei Ihnen jedoch iſt dies weniger der Fall, als bei den andern, die ich durch Sie kennen lernte und das war ſo — zuerſt laß ich zufällig die Sandlieder im Morgenblatt und das Letzte gehört zum Beſten, was ich je geleſen; hätten Sie nichts gedichtet als dieſe letzten paar Zeilen, ſie wären unſterblich, wegen Wenigem, was das Gegentheil von Rückerts Unſterblichkeit iſt, denn, wenn einſtens deſſen Poetiſcher Nachlaß verauctionirt wird, können nur die Unſterblichen bis ans Ende ausharren. — Dann laß ich Ihr ganz vortreffliches Gedicht auf Grabbes Tod, und fragte bei Cotta, wer Sie ſeyen; da hörte ich — ein Comtoiriſt in Barmen! — jetzt in Amſterdam, man wußte nicht recht Beſcheid; — ich dachte, wenn er ein Kaufmann iſt, ſo iſt er ein weit noblerer, als ihr, ihr kennt ihn nicht, und er kennt jeden Menſchen, jedes Geſchöpf, jedes Land ſeiner Lieder bis ins innerſte Leben. — Ich hörte, Ihre Gedichte würden gedruckt, ich hatte das erſte Exemplar, ich laß Ihre Lieder in 8 Tagen wohl 6mahl mit immer neuer Bewunderung vor und thue es immer wieder und wieder mit ſtäts neuem Genuß. Ich habe Ihr Buch wohl 8mahl an Freunde verſchenckt, allen tiefer Fühlenden iſt es ein neues poetiſches Meteor. — Die Extravanganzen, die ich darüber äußerte ſind im Durchſchnitt, ich wollte, ſo man bei voller Geſundheit ſo dichten kann, lieber ſo dichten können, als wie Göthe, von Schiller iſt gar keine Rede. Dieſe Poeſie iſt weit tiefer und reitzender als was Byron je vorgebracht hat, wenn er ſich aber im Mindeſten Viel darauf einbildet, ſo iſt es Jammer Schade um ihn, denn dann iſt alles keinen Schuß Pulver wehrt, der Hoffarth iſt ein Neuntödter, er wirft alle neune mit dem König um, und ſo weiter.

— So ging es fort, bis Herr Künzel kam, der ſagte, er kenne Sie als ein guten Cameraden, der wie ein anderer Menſch auch ausſehe, gereißt, meinte er, ſeyen Sie nicht, Sie hätten das Alles aus Lecktüre u. ſ. w. Auf einen Dichter Karl Beck hielten Sie viel — den Lenau laß ich in ihren Liedern erwähnt, ich ſah mich nach den Beiden um, auch Andre fand ich in Ihrem Buch erwähnt; Chamiſſo, Schwab würde ich ohne Reue verſchlafen haben, und hab's theils auch. Sie ſprechen mit großer Achtung von Platen, er hat vor Hoffart nie gedichtet, höchſtens mit andern Poetiſchen Futteralmachern Proceß geführt, wer das klaſſiſchſte Futteral mache, und ſo ward er ſelbſt in ein Futteral gelegt. — Lenau iſt eine ſchöne Anlage, aber halb unreif, halb überreif, halb getrocknet, halb candirt, halb abdeſtilirt, halb vereſſigt, halb ohne Nath, halb geflickt, einige Lieder ſind ſchön, in den

Meiſten nur einige Zeilen, er dichtet, wie ein Menſch ſchreibt, der aus den verſchiedenſten Vorſchriften ſchreiben gelernt hat. Man wird zwar keines dieſer Lieder ohne eine Art Verwunderung über manche Gefühls und Wort Wahrheit und Gewandheit leſen, zuletzt aber wird bei aller Manichfalt doch das Gefühl der ewig Einerlei wiegenden Kunſtreiterbewegung ſolcher Muſen hervortauchen. Man könnte die Geſchichte einer ſolchen Poeſie heut zu Tag in einer Novelle erzählen, man könnte ein Rezept dazu ſchreiben. Ach, es kommen ungemein koſtbare Ingredienzien hinein, Dinge, die jeder Seele nur ein Mahl anvertraut ſind. Eine untreue Geliebte, eine verſtorbene Braut darf darin nicht fehlen, die Klagen um ſie, und die früheren Liebesentzückungen parabiren vor dem Publikum und es iſt ſchier anſtändig, daß der holde Gegenſtand früher abgetreten iſt, als man ſeine Leibwäſche auf dem Zaun des Buchhandels von einigen Roſen unterbrochen mit gereimten Thränen bleicht. Wer ſein und der ſeinigen Eingeweide umkehrt und in allerlei Guirlanden ſymmetriſch um den Tempel der Freiheit und Göttin der Vernunft aufhängt, dem kann es an Wirkung und Beifall nicht fehlen — und ſo er es mit Grazie thut, wie dieſer, mag ich es leiden, aber nicht lieben. — Es war ein Mahl ein Bauer, der ſeine Frau ſehr liebte, ſie fiel ins Waſſer und ertrank, er war troſtlos, beſtellte Leichenrede und Creuz und Kranz, um ſeiner lieben Frau die letzte Ehre an zu thun, er ſuchte ſie einige Tage vergebens im Waſſer. Da er ſie endlich fand und halb herausgezogen, ſah er, daß ſich viele Krebſe an ſie angeſetzt hatten, das rührte ihn und er ließ ſie im Waſſer liegen und krebſte längere Zeit mit ſeinem Fleiſch und Bein, mir iſt dieſer Bauer immer eine Parabel geweſen für jene Dichter, welche die Geberden und Ungeberden ihrer Liebes Myſterien gegen Verſtorbene, oft ſogar gegen Lebendige für Geld Preis geben, ſie krebſen mit einem Köder, dem mehr Ehre gebührte. — Mögen ſelbſt die gröſten Poeten dies gethan haben, es bleibt mir um ſo verhaßter. Solche Poeſie hat Etwas treuloſes, verrätheriſches, eitles, buhleriſches, ſie proſtituirt ſich und die Geliebte u. ſ. w. — Durch Ihre Achtung aufmerkſam laß ich die Fahrten eines Poeten von Karl Beck, dies iſt ein ſo ſehr groſes Talent, daß es ſich nicht wohl geziemt, ihn zu loben, er überragt Alles, was mir in der neuen Zeit von Lyrickern vorgekommen, ſeine Kunſt iſt ſo gros, daß ſie die kranke, übermüthige Blöße vieler ſeiner Anſichten und Überzeugungen bedeckt, ich konnte dies Alles mit großer Bewunderung leſen, aber auch dieſe Poeſie ſchmeckt nach dem Fiſchſchwanz der Sirenen, welche vor dem Schiffbruch verrätheriſch locken, ſtatt zu warnen. —

Ich habe als Jüngling den Marſeillianer Marſch mit gleicher Ahndung gehört, was hat er herbeigeführt, den Opfertod vieler Unſchuldigen

und die ſchauderhafteſte Tirannei. — Ich habe keine Urſache, wenn ſolche Stimmen Vorläufer ſind, viel beſſeres zu erwarten, es ſteht Alles in Gottes Hand — aber „ich bitte gar ſchön“ — lieber Herr Freiligrath! — Ich hatte Becks Fahrten noch nicht ausgeleſen, als ich dieſes Urtheil hingeſchrieben. — Ich war erſt bis nach Weimar mit ihm gekommen, in Ungarn konnte ſein Talent und ſeine Fertigkeit die ganze Armuth und Blöße der Geſinnung nicht nur bedecken, ſondern ſo gar reitzend trapiren, ein mächtiges ſchier am Boden ſchleifendes goldnes Vlies über dem jungen edlen Schäferhund, in dem ſich ein Wolf und ein Hund gekreuzt zu haben ſcheinen; in Wien ſchnurrte die Fülle des Coſtümes zwar nicht zuſſammen, aber entweder wuchs die Armuth und Blöße, oder Vieles von dem Vlies fiel in die Hölle des Schneiders, alles ſieht ſich noch herrlich vom Stephansthurm herab an, aber ich möchte hören, was dieſer Thurm von dem talentvollen, tragiſchen, grimmigen Dichter ſagen dürfte, wenn ihm Gott eine Stimme verlieh, ein Menſch von zwanzig Jahren, der ſo in die Welt hinein ſingt, wie er ſagt, nach Freiheit verſchmachtend, und der am Ende in keiner Sklaverei iſt, als in der ganz freiwilligen ſeiner Leidenſchafften, wäre nicht gewiſſenhafter zu belohnen, als wenn man ihm nur auf ein paar Monate ein Freibillet in die Große Oper ſeiner Freiheit, und ein ad libitum libidinis zu allen ihren ausgerenckten und eingeränckten Tanzgöttinnen geben könnte — ich zweifle nicht, es dürfte bald eine Polizei-Wache nöthig ſeyn, damit dieſer Dilletant, unvermögend das Abonnement suspendu länger zu erwarten, ſich nicht ſelbſt aufhängte, um ſeiner erſehnten Freiheit los zu werden. Mir fällt hiebei eine neue Wiener Anecdote ein, ein ungariſcher Grenadier ſtand Wache an der Donau, ein Diletant des Selbſtmords will ſich ertränken, tappt hin und her im Strom, findet keine gehörige Tiefe und verläßt geärgert durch dieſe Seichtigkeit den Fluß und hängt ſich dicht neben der Schildwache an den Paliſaden auf; als der ablöſende Korporal den Soldaten fragt: wos iſt dos, do hangt aner dicht neben Deiner, iſt dos Schildwoch gſtonden? Da antwortet dieſer, na, dos is neben der Schildwoch ghangen — is ſeiner im Woſſer umme potſcht, hot ſeiner gonz noß gmocht, hot ſi dann aufghanga, hob i maint, wollt ſeiner wieder trockna. — Jetzt aber geht der arme Libertomane wallfahrten nach Weimar in Göthens Haus, der allein gros und ſeine Zeit überragend war, durch Maas, Geſetz, Ordnung und Beherrſchung der unendlichen Idee, er kannte keine Freiheit, als das ſtrenge Geſetz der Kriſtaliſation. — Dort in Weimar ſingt der begabte Verſchwender immer noch ſchön — — — — — —

* * *

München, 3. September 1839.

Lieber Herr Freiligrath!

Vor ungefähr einem halben Jahr schrieb ich Ihnen das (Vertatur) antipodische Fragment und brach ab und ließ es liegen. Ich hielt dies für weiße, denn ich dachte, Du plauderst so ungar und ungründlich Deine augenblicklichen Einfälle hinaus, und urtheilst so schonungslos über Andre, was kann Deine Erwartung rechtfertigen, schonender von dem Dir unbekannten Manne beurtheilt zu werden, wie leicht kann er seinen Freunden diesen Brief vorlesen, diese sich daran ärgern und ein Geschwätz in irgend einem öffentlichen Blatte darüber erregen. Da brach ich ab und ließ den Brief liegen.

— Am 1. September brachte mir der gesunde, tüchtige, gleichgewichtig beladene Carriere einen Brief meiner Schwester Arnim aus Berlin, die mir ihn als einen Freund Freiligraths und als eine gesunde reinliche Natur empfahl, ich nahm ihn gleich in Beschlag und lief einen halben Tag mit ihm durch Berg und Thal und ließ mir von Ihnen erzählen, Alles was er wußte. Das machte mir nun Alles Freude und vor Allem, daß Sie diesem einfachen, anspruchslosen, sinnvollen Menschen sich vertraut fühlen. Ich sagte ihm, warum ich den Brief an Sie nicht ausgeschrieben und er bat Ihrer Diskretion ganz zu trauen, er garantire mir, wenn ich Sie darum dringend bäte, daß Sie meine schnellen Aüßerungen über die Poesie der Zeit für sich allein behalten würden. Dies sey hiemit gethan. Theilen Sie meinen Brief Niemanden mit, es kann nur falsches Urtheil und Verdruß daraus entstehn und kein Nutzen irgend einer Art. Ich bitte Sie herzlich darum. Eine große Freude können Sie mir machen, wenn Sie mir sobald als möglich einen Abguß des Gypsreliefs zusenden, welches Sie Carriere von Ihrem Portrait geschenckt haben, oder schreiben Sie mir bald, wo ich es mir verschaffen kann. Es ist mir selbst seltsam, ich habe von keinem Dichter irgend ein Bild, aber das Ihrige machte mir sehr große Freude. Außerdem wage ich noch eine Bitte an Sie, es ist die um irgend ein Gedicht, das sich auf Palästina als ein Land christlicher Sehnsucht bezieht, von Ihrer Hand geschrieben; könnte Sie ein aufgegebener Stoff bewegen, mit großer Freude wollte ich Ihre Muße würdig honoriren und das Recht auf Ihr Lied sollte Ihnen doch bleiben. Ein solcher Stoff, der mir von Ihnen bearbeitet ungemeine Freude machen könnte, und der Ihrem Genius vielleicht selbst reitzend wäre, fällt mir im Augenblicke ein, und der einleitende Faden ist hinreichend in Lamartins Reiße in den Orient gegeben, und zwar in der Schilderung seiner Zusammenkunft mit Lady Stanhope auf dem Libanon am Schluße des ersten Bandes. Nach der Zeitung ist Lady Esther nun gestorben, ihr Abschied von ihren zwei Mystischen Stuten,

welche den Meſſias und ſie nach Jeruſalem tragen ſollten, wäre eine reitzende Aufgabe. Sie ſelbſt kann die Zeit nicht erwarten, ſie fühlt ſich in das himmliſche Jeruſalem abgerufen, ſie begiebt ſich dem Tode nahe unter dem Sternhimmel zu den beiden Roßen, und trennt ſich von ihnen und fleht daß die Vorſehung eine andre weiße Jungfrau erwecke und ſende, die Beſtimmung zu erfüllen, von der ſie ſelbſt abgerufen werde, ſie kann am Schluße dieſes Gebets ſterben, eine Sternſchnuppe fliegt gegen den Occident, die zu ihr nieder weinenden Roße erheben die Köpfe regen ſich freudig ſchauen gen Abend, ſpitzen die Ohren und wiehern freudig u. ſ. w. — Vergeben Sie, lieber Dichter, daß ich das da ſo hin ſchreibe, es iſt die Begier, Sie zu locken, ich meine die Scene wäre ihrem Genius ganz entſprechend, ich meine, ich müßte Sie von Ihnen, o könnte ich Sie von Ihnen leſen, dichten Sie das, Sie ſollen nie jemand ſo viele Freude gemacht haben; o dichten Sie es bald, ehe etwa der verſtorbene Halbmüde, der den Orient zu einem Hof- und Kammertürken entehrt, die geheimnisvollen Stuten entführt und ſie in dem Wettreiten gegen engliſche Raçe mit einem deutſchen Edelmann, welches neulich angekündigt worden, zu Schanden reitet. — Ich muß aber ſchließen, ſonſt komme ich wieder in Ergüſſe, die weniger befruchten als verwüſten und wenigſtens den Weg verderben. Daß Sie ein Kaufmann ſind und ſomit im bürgerlichen Leben wurzeln, mehrt meine Achtung für Sie, und ich würde es mit Betrübniß vernehmen, wenn Sie mit Ihrem Stande ganz zerfielen und ſich Ihrem Zuſtande (der Poeſie) unbedingt Preiß gäben. Es iſt immer ein ins Kraut ſchießen, ein ſich zu Tode blühen u. ſ. w. Ein Erglühen, Erröthen iſt zu ſeiner Zeit ein rührender Purpur, aber ſich ſolchem allein hingeben wird zu tödtlichem Scharlachfieber. Es giebt Dichter deren Inneres ein ſchimmernder Ausſchlag wird, ſie müßen ſich immer künſtlich erwärmen, denn tritt die Poeſie zurück, ſo werden ſie konvulſionair, fallſüchtig, wahnſinnig oder ſterben, und aus ihrer Verweßung wachſen höchſtens Gedichte anderer, Gift oder Leckerbiſſen, Pilze, Trüffeln, Champignons. Meine Schweſter Arnim, der ich meine große Liebe zu Ihren Gedichten ausſprach, machte denſelben den Vorwurf, trotz allen Wohlklangs ſeyen ſie nicht geſungen, und ſagte, es ſey das Weſen der Räder an den Dampfſchiffen darin. Allerdings fühlte ich bei näherer Erwägung auch, daß nicht das Schiffen auf einfachem Kahne darin iſt, aber doch ungemeine Luſt und Kraft, es iſt die Bewegung der Zeit darin. Die Sandlieder aber ſind mir das Liebſte, weil auch ich am Ufer bin ſtehen geblieben. Leben Sie wohl, verehrter Herr, ehren Sie mein Vertrauen und behalten den Brief für ſich allein und erfüllen Sie meine Bitte.

Clemens Brentano. München Glockenſtraße Nr. 11.

Ob Freiligrath dem genialſten der Romantiker ſein Konterfei geſchickt, weiß ich nicht; den Brief beantwortete er ſicherlich nicht (vgl. E. v. Niendorf Aus der Gegenwart 1844. S. 11.); ein Gedicht über Paläſtina und die ſchwärmeriſche Lady Eſther hat er ebenſowenig gemacht, obwohl Brentano noch in ſeinem Todesjahre 1842 durch Kerner daran mahnen ließ. Dafür hat er dem Dichter der Romantik, welchem er bei einem Beſuche in Frankfurt 1841 auch perſönlich näher trat, in dem tiefen ernſten „Ein Flecken am Rheine" ein würdig Totenamt geſungen.

Jenes Jahr 1840 brachte eine bedeutſame Entſcheidung in des Dichters verſchlungenem Lebensgang.

Im frühen Herbſt 1839 war er, dem des Rheinlands Herrlichkeit bisher verſchloſſen geweſen, ſorgenloſen Herzens nach Süden gewandert, ein leichtbeſchwingter Vogel, der zu kurzer vergnüglicher Raſt einen gaſtlichen Zweig zu ſuchen kam. Am 1. September ſtand er auf der Höhe des Drachenfels.

In ſeiner Trauben luſt'ger Zier,
Der dunkelrothen wie der gelben,
Sah ich das Rheinthal unter mir
Wie einen Römer grün ſich wölben.
Das iſt ein Kelch! — Die Sage träumt
An ſeinem Rand auf moof'ger Zinne;
Der Wein, der in dem Becher ſchäumt,
Iſt die Romantik, iſt die Minne!

Wohl war es Herbſt, aber wie Frühlingsahnen kam es über den Dichter, als ob hier in dem ſchönen Gelände, das ſich vor ſeinen Blicken breitete, ſein Schickſal ſich entſcheiden ſollte, und er ſchließt:

Und hoch im Erker ſinnend ſteht,
Vor der ſich ſenken alle Fahnen; —
Was bin ich ſo bewegt? — was weht
Durch meine Bruſt ein ſel'ges Ahnen?

Es kam ein herrlicher Herbſt am Rhein, voll jener Dichterſeligkeit, die ſich nicht gleich in Reimen kryſtalliſiert, die aber mit ihrem Überſchwang von Weltfreude auf Jahre hinaus befruchtend wirkt. Es kam der grimme Dezemberſturm, welcher den Rolandsbogen, das Wahrzeichen der Liebe über den Tod hinaus, umſtürzte und den Dichter veranlaßte, als Rolandsknappe Gaben heiſchend durch das Land zu gehen. Zahlreiche Spenden gingen ein, darunter auch manche für den Knappen ſelbſt; ein geſticktes Täſchchen für den Rolandsknappen hing allezeit und hängt noch an einem von des Dichters Bücherſchränken, das Geſchenk dreier ſchönen Schweſtern, deren eine nachher Leſſings, eine andere Schrödters Frau geworden. Auch eine Frl.

Ida Melos, Erzieherin in Freiligraths Nachbarhause bei der Familie v. Steinäcker, sandte ihre und der Zöglinge Gaben ein; der Dichter antwortete mit einigen artigen Dankesworten. Da die Trägerin dieses Namens hier zuerst unserm Dichter nahe tritt, dürften einige biographische Notizen über sie willkommen sein.

Ida Melos war am 20. Dezember 1817 zu Weimar geboren; ihr Vater war Professor am Gymnasium und Lehrer am Land-Schulseminar; er war einer der zwölf jungen Gelehrten, die Schiller zu Grabe trugen. Wie er sich mit Eifer der Erziehung und dem Unterricht junger Leute widmete, so auch die vortrefflich gebildete Mutter, welche eine Anstalt für junge Mädchen höhern Standes begründete, die u. a. auch von Goethe's nachmaliger Schwiegertochter Ottilie v. Pogwisch und deren Schwester Ulrike besucht ward. Professor Melos war auch als Schriftsteller thätig, vornehmlich für die Schule; als tüchtiger Lehrer, als trefflicher Charakter bei Hofe und der Bürgerschaft hoch angesehen. Eckermann, Kanzler v. Müller, Soret waren häufige Besucher des Melos'schen Hauses. Herders Enkelinnen standen ihm nahe; auch die Malerin Luise Seidler war dem Hause befreundet und besonders Ida sehr geneigt, deren Züge sie zu mehreren allegorischen Gemälden borgte. Karl August, welcher gleichfalls den Professor Melos sehr achtete, sprach ihm Anfang der zwanziger Jahre den Wunsch aus, er möge eine Erziehungsanstalt für junge Engländer hohen Standes gründen; Melos bequemte sich, obwohl ungern, dazu, und fortan strömten in Weimar die Söhne des britischen Adels zusammen, um hier in der Musenstadt ihre Ausbildung zu vollenden. Als Prof. Melos Eingang 1828 vom Nervenfieber dahingerafft worden, führte die Witwe, auf besonderen Wunsch Karl Augusts, mit Hülfe tüchtiger Lehrer die Anstalt noch zwei Jahre lang geschickt und thatkräftig fort; dann gab sie das Unternehmen auf und zog 1832 von Weimar nach des Gatten Heimatsort Groß-Monra, welches einige Meilen nördlich von Weimar am Berghang der Finne gelegen ist.

Als Jugendgespielen der Enkel des Dichters, Wolfgang und Walther, waren die drei Töchter des Melos'schen Hauses gar vielfach in Goethe's Hause, wie die beiden Knaben fast täglich zu ihnen herüber kamen. Goethe selbst, bis an sein Lebensende ein Kinderfreund, war allezeit gar liebevoll gegen seine Enkel und deren Gespielinnen; wenn ihm das kleine Volk über seinem Haupte zuviel Lärm machte, so schickte er ihnen als einzige Mahnung zur Ruhe eine Schachtel voll köstlicher Frankfurter Süßigkeiten, um welche sie Lotto spielen möchten; öfter auch warf er die Süßigkeiten den Kindern aus den Fenstern seines Arbeitszimmers in den Garten hinab, wobei Ida die bevorzugte war. Oder er stand, in seinen langen grauen Hausrock

gekleidet, die Arme auf dem Rücken, im Garten und sah den spielenden Kindern zu, wobei, schreibt Frau Freiligrath, „die Enkel gar manchmal, wenn unsere Bälle höher flogen, oder unsere Reifen einen schöneren Bogen beschrieben, einen kleinen Tadel erhielten, wie: Ei, die Mädchen beschämen Euch! Die Mädchen machen's besser! Wolfgang lief sehr viel ungenirt beim Apapa ein und aus, und ich, als damals unzertrennliche Gefährtin, mit ihm, doch nie schien dieser über die Störung ungehalten oder ungeduldig, und immer hatte er ein paar freundliche Worte für uns. Einmal, es ist mir unvergeßlich und auch unerklärlich, gab er uns Geld und den Auftrag, von den längsten Zwiebelrespen [1]), die wir finden könnten, einzukaufen und ihm zu bringen. Es war Zwiebelmarkt, und eine ungeheure Menge dieser beliebten Südfrucht vor Goethe's Hause ausgeboten. Wir durchliefen die Reihen der ländlichen Verkäufer und Verkäuferinnen und wählten die schönsten und längsten der Zwiebelrespen, beluden uns damit und schleppten sie zu Goethe, der uns nun befahl, sie an einer Schnur über seinem Schreibtisch zu befestigen. Das machte uns großes Vergnügen, und ich sehe noch in der Erinnerung die langen Dinger dichtgereiht über dem Schreibtische hangen. Ich frage mich noch heute manchmal, was wohl Goethe zu dem eigenthümlichen Verlangen bewog. Liebte er den herzhaften Zwiebelduft, oder wollte er nur unsern jugendlichen Thatendurst auf ein angemessenes Feld lenken? Ein andermal, als Goethe in unserer Gegenwart seinen Rock wechselte, und ich mich bemühte ihm dabei behülflich zu sein, erhielt ich das Compliment: Von so schönen Händen bin ich lange nicht bedient worden."

„Aber unser Hauptvergnügen bestand im Theaterspielen. Walther war ein leidenschaftlicher Theaterfreund, und wir kamen fast nie zusammen, ohne daß etwas aufgeführt wurde. Walther war Schauspieler, Dirigent, Decorateur und Orchester, alles in einer Person. Wir hatten fortwährend Rollen einzustudiren; und unser gestrenger Dirigent verstand gar keinen Spaß darin. Er nahm die Sache so ernst wie ein richtiger Künstler, der er auch seiner ganzen Anlage nach war. Das Memoriren, die Proben und Aufführungen bildeten eine fast stehende Rubrik in unserer täglichen Beschäftigung. Kotzebue, Houwald, Iffland, Frau von Genlis, Florian (denn es wurde auch französisch gespielt) u. a. lieferten die Stücke. Aber auch Aufführungen von größeren Prätensionen fanden häufig statt; die Laune des Verliebten, die Fischerin, Jery und Bätely und andere kleine Sachen von Goethe wurden öfters in Gegenwart des alten Herrn und eines erlesenen Publikums mit Aufwand aller unserer

[1]) In Thüringen werden zur Herbstzeit die Zwiebeln in langen guirlandenartigen Wülsten oder Zöpfen, Respen genannt, zusammengebunden und zum Wintergebrauch in den Speisekammern aufgehängt.

Kräfte glänzend dargeſtellt. Charaden und lebende Bilder kamen auch öfters an die Reihe, zuweilen in großem Stil und in den Gemächern Goethe's, wo dann der Hof und die ganze Hofgeſellſchaft Zuſchauer waren und La Roche die Leitung übernahm. Bei einer ſolchen Gala-Vorſtellung, bei welcher die Elite der Damenwelt Weimars mitwirkte, hatte ich einmal die Ehre, Mignon darzuſtellen, wußte aber nicht, was es alles bedeutete, nur die großen goldenen Flügel imponirten mir gewaltig. So machte ſich auch in den Vergnügungen der Jugend ein gewiſſer Ernſt und ein künſtleriſches Streben geltend, wie das ſo in der weimariſchen Luft lag."

„Das Letzte, was ich in Weimar erlebte, war Goethe's Tod. Dieſer Große hatte kaum ſeinen letzten Athem ausgehaucht, als die Enkel traurig zu uns kamen und uns aufforderten, mit ihnen zu kommen, um den Apapa noch einmal zu ſehen. Wir fanden ihn noch im grünen Lehnſtuhl, in dem er ſein Leben beſchloſſen. Feierliche Stille herrſchte in dem Zimmer; wir traten leiſe auf und wagten kaum zu athmen, als wenn wir gefürchtet hätten, einen Schlafenden zu ſtören. Auch ſpäter bei der Parade-Ausſtellung der Leiche führten uns die getreuen Spielkameraden Walther und Wolfgang an das Paradebett, und es bleibt mir dieſer letzte Anblick des erhabenen Todten unvergeßlich."

Wir ſehen aus dieſen Aufzeichnungen der verehrten Frau, wie ſie in einem hochgebildeten Lebenskreiſe aufwuchs, welcher noch durch die letzten Strahlen der ſcheidenden Sonne „Goethe" vergoldet ward.

Durch den Überzug nach Groß-Monra erlitt die Ausbildung der vierzehnjährigen Ida ſelbſtverſtändlich eine Unterbrechung; ſie war fortan ganz auf die eigene Arbeit angewieſen, aber begabt und willensſtark genug, eifrig weiter zu ſtreben; des Franzöſiſchen war ſie mächtig; das Engliſche hatte ſie von einer Engländerin, die ſelbſt kein Wort deutſch verſtand, wenigſtens leſen gelernt; nun lernte ſie ganz durch eigene Bemühung dieſe Sprache, ſo daß ſie dieſelbe fortan fließend ſprechen, leſen und ſchreiben konnte. Aber auch an den Vergnügungen des Landlebens fehlte es nicht, an hübſchen Gängen durch das anmutige thüringer Hügelland mit ſeinen Feldern goldenen Rapſes, blauen Flachſes, roten Klees, mit dem wogenden Getreide, deren Ida ſpäter in Rußland gar manchmal mit tiefem Heimweh gedachte.

Vater Melos hatte ſeine drei Töchter, was damals ſeltener als heutzutage geſchah, für die Laufbahn der Erzieherin beſtimmt. Etwa ſiebenzehnjährig trat Ida in eine ſolche Stellung zu Weimar ein, welche ſie zwei Jahre darnach mit einer ungleich glänzenderen in der Familie des ruſſiſchen Generals v. Dehn zu Warſchau vertauſchte. So führte ſie das Geſchick zu reicheren Anſchauungen in die große Welt, nach der polniſchen Hauptſtadt, nach Petersburg, nach

Finnland. Zurückgekehrt nach Warſchau, erkrankte ſie infolge kalten Badens an einem ſchweren Fieber, welches ſie zum Aufgeben der Stelle nötigte. Ida Melos kehrte Sommer 1839 zur Mutter zurück und nahm nach einigen Monaten, wiederhergeſtellt, im Spätjahr eine gleiche Erzieherſtelle im Hauſe des Oberſten von Steinäcker an, welcher penſioniert in Unkel lebte, Freiligraths nächſter Nachbar. Das erſte Buch, welches ſie, eben aus dem Dampfſchiffe ſteigend und im Empfangzimmer der neuen Herrin wartend, zur Hand nahm, waren Freiligraths Gedichte; ſie waren noch nicht nach Warſchau, nicht in ihre thüringiſche Dorfeinſamkeit gedrungen.

Der Dichter war die Hauptmerkwürdigkeit Unkels, ſeine Perſon und ſeine geniale Lebensführung ein Hauptgegenſtand der Unterhaltung der Bewohner des Städtleins, auch des Steinäcker'ſchen Hauſes, welches Freiligrath zuweilen als Gaſt beſuchte. Man wußte, daß er verlobt ſei; auch Ida Melos war verlobt; ſo trug das nähere Begegnen der beiden von vornherein das Gepräge freien freundſchaftlichen Verkehres ohne Ab- und Ausſicht. Sie ſandte ihm einen Beitrag für den Rolandsbogen, ſie bat ihn um dieſes oder jenes Buch; hatte er nicht das gewünſchte, ſo ſandte er andere, und mit den Büchern kamen wohl auch kleine harmloſe Briefe des Dichters, welcher ihr zugleich durch ſeine freundſchaftlichen Beziehungen zu ihrem Jugendgeſpielen Wolfgang v. Goethe näher kam. Die Gärten der beiden Häuſer ſtießen nachbarlich aneinander, nur durch einen ſehr mangelhaften Lattenzaun getrennt; in ſchönen Frühlings- und Sommertagen ward der Kaffee im Garten getrunken; ſaß der Dichter gerade in ſeiner Reblaube, ſo ward er ſelbſtverſtändlich zum Mittrinken aufgefordert; da der Zaun zerbrochen war, brauchte er nicht einmal einen Umweg zu machen. Was Wunder, daß Freiligrath öfter als ſonſt in der Laube ſaß. Auch auf ihren eigenen Lebensgang kam zwiſchen den beiden die Rede, und bald ſchenkten ſie ſich ein großes gegenſeitiges Vertrauen. Ida ſuchte dem Freunde die Ehe mit Karoline in das freundlichſte Licht zu ſtellen, und wie es ſchien, nicht ohne Erfolg; er wollte damals die nahe Ruine Argenfels kaufen, die um ein Billiges zu haben war, und mit ſeiner Frau dorthin ziehen. Es wurden gemeinſchaftliche Ausflüge gemacht, gemeinſam geleſen. Je ſicherer die beiden ſich in ihrem Gebundenſein fühlten, je argloſer ſie mit einander verkehrten, deſto raſcher wuchs, wenn auch unbewußt oder unausgeſprochen, ihre gegenſeitige Neigung. Am 19. Mai ſchrieb er der Freundin:

Ich ſegne die Stunde, in der ich Sie zuerſt ſah, in der wir uns zuerſt ein gegenſeitiges Vertrauen ſchenkten! O, welch ein Frühling für mich! Das erſte Grün zitterte um die Berge, die erſten Schwalben huſchten über den Rhein, als ich Ihnen die „Roſe" und die Lieder der Landon ſchickte. Nachher

kamen die Nachtigallen und die Goldkäfer, ich saß in der Laube und sah Sie lächeln durch die Blätter, William und Thekla und Alice zogen an uns vorüber, Lisbeth und Oswald träumten ihr Waldidyll, die Blumen dufteten und der Rhein blitzte — ach, es waren Tage, Stunden, Momente, die mir nie, nie aus der Seele kommen werden! Meine Verhältnisse mögen sich gestalten wie sie wollen — ich bleibe Ihnen gut, Ida, ich will, ich kann Sie nimmer vergessen! Und bei Gott, Ihr Vertrauen zu mir soll Sie nie gereuen; „unser schönes Verständniß soll uns nie Weh statt Wohl bereiten!" — Ich weiß es, wir wandeln auf einer schmalen Grenze; ich weiß aber auch eben so wohl, was Ihnen wie mir durch Pflichten gegen die, welche in der Ferne an uns denken, geboten wird; und wie das Herz auch ringt und blutet, ich bin Mann genug, meinem Gefühle nicht blindlings nachzugeben und in knabenhafter Aufwallung neues Weh auf die zu häufen, die mir die Liebsten sind auf der Welt! — Für jetzt sind Sie mir ein heller, lichter Stern, zu dem ich mit liebender Andacht empor blicke, der mir Kraft und Erhebung in die Seele strahlt, wenn ich strauchle, vor dem ich kniee still und fromm und gut! —

Und um dieselbe Zeit:

— — — Etwas Ernst soll aber doch hinüberwehen über den zerbrochenen Gartenzaun, der Ihnen vorgestern ein kunstloses Kreuz in die Hand gab, damit Sie mir als Fides erscheinen konnten. Und das ist zuerst mein heißer, inniger Dank für Ihre schwesterliche Theilnahme an meinem Geschick, für die Liebe, die Sie meiner Lina zugewandt, für die Thränen, die Sie ihr geweint haben! Theure Ida, wie glücklich haben Sie mich dadurch gemacht, und um wie viel klarer steht jetzt, nachdem Sie es offen und warm mit mir besprochen haben, mein Verhältniß vor mir. Nur das Weib kann Interpret des Weibes sein: Lina ist mir durch Ida näher gekommen, deutlicher geworden! Gönnen Sie mir nur noch kurze Zeit Ruhe! In der Stille von Argenfels, fern von zerstreuenden, oft genug von mir beklagten äußern Einflüssen, will ich mich entschließen — so oder so! Ich muß mich zuvor sammeln; ich bin hier zu bewegt und aufgeregt, auf die verschiedenste Weise! — Was aber auch vorfällt, Sie erfahren es gleich! Sie, die Gute, die Mitfühlende, die Verständige! Was ist es doch, was mich Ihnen so unbedingt vertrauen läßt, was mich beinahe zwingt, Alles in Ihre treue Brust niederzulegen? — Und doch auch wieder nicht Alles — das geht ja nicht! — auch vor der Schwester muß man Geheimnisse haben! —

Im Juni entstand „Mit Unkraut", jenes wundersame Gedicht, in dessen Reim- und Tonfall schon die kochende, mühsam verhaltene Leidenschaft sich ausspricht. Der Dichter schreitet durch den goldenen duftenden Frühling, und es kommt ihm in den Sinn das Lied: Wär' ich ein wilder Falke!

Wo ein Röslein ſteht, wo ein Vorhang weht,
Wo am Ufer Schiffe liegen,
Wo zwei Augen braun über'n Strom hinſchaun —
O da möcht' ich fliegen, fliegen!
Da mit ſcharfem Fang und mit Wildgeſang
Möcht' ich ſitzen ihr zu Füßen:
Möchte ſtolz und kühn ihre Stirn umziehn,
Möchte grüßen, grüßen, grüßen!

Aber weil er kein wilder Falke iſt, rauft er ſich grimmigen Sinnes einen Strauß von Feldblumen, einen wilden Strauß, einen Rankenſtrauß, und bindet ihn mit einem Grashalm zuſammen:

Es iſt ein Strauß, wie er das Haus
Des Landmanns könnte ſchmücken:
Cyanen nur und Mohn der Flur,
Und was man ſonſt mag pflücken;
Eine Winde grün, eine Reb' im Blühn,
Eine Kleeblum' aus den Gründen,
Schlechtwildes Zeug, dem Wilden gleich,
Der ausging, es zu finden.

Sein Auge ſprüht, ſeine Wange glüht,
Seine Hände ballt er zitternd;
Sein Blut es kocht, und ſein Herz es pocht,
Seine Stirne droht gewitternd.
Seine Bruſt iſt ſchwer: — ſchlechtes Kraut und Er!
Verſtoßen und verlaſſen!
Seine Blumen ſieh'! — willſt Du ihn und ſie
Am Boden liegen laſſen?

Er ſchreibt ihr dabei: Doch wozu ſchreib' ich Ihnen das verrückte Rankenlied? Ich war ſehr traurig, als ich's machte! Ich dachte an all meine dummen Streiche, und an allerlei ſonſt, und an das Aburtheilen der Welt über mich, und wie Sie mir doch gut blieben, und nicht an mir verzweifelten! Nicht wahr, Sie thun's wahrhaftig nicht, und die bittende Aufforderung, die in der Schlußfrage liegt, iſt überflüſſig? —

Mein Roſenlied von der Ahr iſt noch verrückter, und ich mag es Ihnen trotz meines Verſprechens gar nicht geben. Halten Sie das um Gottes-willen nicht für eine abgeſchmackte Ziererei — ich bin wahrlich nicht in einer Stimmung dazu. Später ſollen Sie's gewiß haben, vielleicht auch ſchon bald, ich verſprech' es Ihnen feſt. —

Von dieſem Roſenlied iſt nur die eine Strophe übrig geblieben:

Die Linde trieb Knoſpen, und Ranken der Wein;
Wir ſchritten durch Buſch und durch Schutt und Geſtein,
Ich pflückt' eine Roſe, die ſchönſte der Ahr,
Du ſteckteſt ſie lächelnd ins bräunliche Haar.

Bald jedoch war die „ſchmale Grenze", von der Freiligrath ſchreibt, überſchritten; und endlich war das herrliche uneigennützige Freundſchaftsverhältnis zu einer allgewaltigen Leidenſchaft geworden, die alle Feſſeln ſprengte; jetzt erſt hatte Freiligrath kennen gelernt, was die Liebe fürs Leben iſt. Es kam zu einer Erklärung. Aber auch Ida Melos war gebunden, und ſo ſehr das Herz ſie zog, ſie konnte ſich nicht entſchließen zu einem entſcheidenden Wort; ſie wollte noch einen Verſuch machen, ihrem gegebenen Worte treu zu bleiben. Verzweiflung im Herzen verließ ſie Ende Juli heimlich Unkel und kehrte zurück nach Groß-Monra zur Mutter, ſich fern vom Rhein über ihre Gefühle klar zu werden. Ergrimmt über dieſe Flucht verbrannte Freiligrath drei Gedichte an die Geliebte; er hat ſich nachmals nie mehr entſchließen können, ſie aufzuſchreiben; ſie ſind verloren, die Hälfte von Freiligraths Liebesliedern. Ihr aber ward in ferner Einſamkeit klar, daß ihr das Leben ohne den Dichter fortan keinen Wert mehr habe; Mitte Auguſt ſchrieb ſie ihm das Jawort.

Die Garne ruh'n: — glückſel'ger Vogelſteller,
Das war dein letzter, war dein beſter Fang!

Aber glückſelig auch der wilde Falke, daß er eingefangen, daß ihm das reinſte Erdenglück, ein volles Liebeleben zu Teil geworden! Wenn der Dichter in den Jahren kaufmänniſcher Dienſtbarkeit zu Barmen, in der an Leben und Luſt reichen Unkeler Zeit bisweilen in etwas bedenklicher Weiſe den Freuden des Bechers oder des Karnevals huldigte, wenn ſeine Sehnſucht weit in die Ferne, nach den ſchottiſchen und griechiſchen Inſeln flog, wenn er düſteren Sinnes Selbſtmordgedanken ausſprach, ſo erkenne ich darin nur den Notſchrei der Natur gegen die Feſſeln eines Verhältniſſes, deſſen Ungeſundheit ihm von Jahr zu Jahr klarer ward, und welches ihm doch ſeine Herzensgüte, ſeine Gewiſſenhaftigkeit zu löſen nicht geſtatten wollte. Nur eine mit vulkaniſcher Kraft losbrechende Leidenſchaft vermochte ihn zu befreien, wenn auch in des Dichters tiefem und edelm Herzen das Losreißen von ſeinem alten Verhältnis nicht ohne bittern Schmerz und Seelenkampf vor ſich ging. Die Bande, die ihn fortan feſſelten, die Liebe zu einer feinſinnigen hochgebildeten verſtehenden Braut und bald auch Frau, ſie drückten ihn nicht mehr, ſie führten ihn zugleich leiſe leiſe wieder aus dem überſprudelnden genialen Treiben der letzten Jahre zurück; der ſtürmiſche, aufbrauſende, tollende Dichter ward durch Frau Ida's braune Augen ein heiterer und weltfreudiger, ein in ſeinem Glück beruhigter Mann. Die Brauſejahre hatten ein Ende; jetzt war es Zeit zu ſingen:

So bin ich fromm, ſo bin ich ſtille,
So bin ich ſanft, ſo bin ich gut!
Ich habe dich — das iſt die Fülle!
Ich habe dich — mein Wünſchen ruht!

Dein Arm iſt meiner Unraſt Wiege,
Vom Mohn der Liebe ſüß umglüht;
Und jeder Deiner Athemzüge
Haucht mir ins Herz ein Schlummerlied!

Es mögen nun einige Auszüge aus Freiligraths Brief-Tagebuch folgen, welches er für die in der Ferne weilende Braut ſchrieb.

Unkel, den 20. Aug. 1840. Abends ſpät. Ich komme von Rolandseck, wo ich mich ſchwer geärgert habe. Ich muß Dir doch auch von meinem jetzigen Leben erzählen, Du hörſt doch gern, was ich treibe und wie ich ſtrolche. Seit Sinzig war dies der erſte Ausflug, und ich machte ihn eigentlich nur Tabby zu Gefallen. Nach dem Kaffee ging's auf die Ruine, und — Herr des Himmels, was mußt' ich ſehen! In den 14 Tagen, die ich nicht oben geweſen war, hatte man ſich mit Erweiterung und Verbeſſerung der Wege beſchäftigt, was gut war und meine Genehmigung hatte. Nun waren die guten „innkeepers“ aber weiter gegangen, als es ſich mit meinem Willen und dem geſunden Menſchenverſtande vertrug. Dicht unter der Ruine haben ſie, damit es ja hübſch bequem hinaufgeht, eine ſchöne, moderne, mit Kitt auf's Prächtigſte beſtrichene, 14 Fuß hohe Treppe gemacht! Andern dummen Zeuges, unnützer Mauern u. ſ. w. nicht einmal zu gedenken! — Da hab' ich denn in großem Zorne meinen Bart geſtrichen, und ſämmtliche Arbeiter bis auf weitere Einberufung zum Teufel gejagt. Wär' ich, im Gedanken an Dich und ſo manchen köſtlichen Augenblick mit Dir auf dieſer Stelle, nicht beſonders milde geſtimmt geweſen, ich hätt' ihnen Allen den Hals gebrochen. So aber ließ ich Gnade für Recht ergehen, habe Zwirner unverzüglich zu einem Comité eingeladen, und hoffe den Unſinn mit ſeiner Hülfe immer noch wieder gut machen zu können. Seit einer halben Stunde ſind wir wieder hier, die Lampe brennt wieder neben mir, es iſt 10 Uhr vorbei. —

21. Auguſt. Es war heut' ein unruhiger Tag für mich, den Morgen hab' ich etwas gearbeitet, hatte dann einen dummen Beſuch und bin dann gegen 12 über Remagen nach Bodendorf gelaufen, wo ſich der Maler Becker aus Düſſeldorf gegenwärtig mit ſeiner jungen Frau und zwei Kindern aufhält. Ich habe in Bodendorf viel, viel an Dich gedacht, und Deinen letzten Brief, den ich in der Taſche immer mit mir führe, vor dem Dorfe noch einmal geleſen und mit meinen Küſſen bedeckt: — Du weißt doch, daß wir durch Bodendorf kamen, als wir in die Ahr fuhren? — Becker iſt der Schwager meines Freundes Wolfgang Müller und wünſchte ſehr, mich zu zeichnen. Den Anfang hat er mit größerem Glück gemacht als Hübner, und ich hoffe, daß das Bild, wenn es nächſten Dienſtag hier in Unkel vollendet ſein wird, gut iſt. Es iſt für Cotta beſtimmt, doch ſchick' ich's Dir vielleicht vorher

noch, wenn Zeit genug ist. — Becker ist einer der berühmtesten Düsseldorfer Meister, und ein gar lieber prächtiger Kerl. Sein neuestes Bild: Schnitter vom Gewitter überfallen, ist was ganz Pompöses, und hat auf den diesjährigen Ausstellungen zu Düsseldorf und Cöln allgemeines Aufsehen erregt.

23. August. Das war ein zerstreuter Tag! Morgens mit Zwirner und dem Comité auf Rolandseck. Da gab es heftige Debatten über die lasterhafte Treppenwirthschaft, doch hab' ich meinen Willen durchgesetzt, und Alles wird noch gut. Zu Tisch war ich in Unkel zurück, traf hier Berthold Auerbach, den Novellisten, und ging Nachmittags mit ihm und Dralke nach Nonnenwerth, wohin ich überdieß durch die Cölner Liedertafel eingeladen war, die heute endlich auf einem eigens gemietheten Dampfboot ihre längst beschlossene Liederfahrt ins Werk gerichtet hatte. Das Wetter war superb, und die Gesellschaft meist erlesen. Die Insel fluthete von Menschen, und die herrlichen Männerchöre machten sich prächtig, im Freien wie in der Kapelle. Ich habe wenigstens ein Dutzend Vorstellungen auszustehen gehabt, wovon mir die an einen Vetter Wolfgangs von Goethe, Professor Nicolovius aus Bonn, die interessanteste war.

In der letzten Augustwoche. — — Einen sehr angenehmen Tag hab' ich ohnlängst in Gesellschaft der liebenswürdigen Familie von Binzer aus Cöln (ich habe sie Dir schon früher oft genannt) und des ihr sehr befreundeten Baron von Zedlitz aus Wien, des berühmten Dichters der „Todtenkränze", der „nächtlichen Heerschau" und verschiedener Dramen verlebt. Wir bestiegen Abends die Ruine Rolandseck, soupirten dann auf Groyens wohlbekanntem traulichen Balkonzimmer, und gingen nach Gesang und spärlicher Weinentwicklung ebendort zu Bett. Groyen konnte uns kaum unterbringen. Herr und Frau v. Binzer, eine ältliche unverheirathete Schwester des Erstern, zwei allerliebste muthwillige Töchter, ebensoviel Jungen, Zedlitz, Ganzhorn der Schwab, und ich — das konnte den trefflichen Groyen bei diesen frequenten Zeitläufen schon derangiren. Er war jedoch „not at all puzzled", und wußte die Sache selbst so herrlich einzurichten, daß der Schwab und ich auf das allerliebste Zimmerchen mit den bunten Fenstern gebettet wurden. Am andern Morgen ging's in aller Frühe nach Unkel, wo mir Frau von Binzer die Löwe'sche Composition meines Falken vorsang und wo nach Gottes Rathschluß 2, sage zweien Flaschen Wein von elf Personen der Hals gebrochen wurde. Dann ging's mit dem ersten Dampfer nach Rheineck; zu Breisig wurde Schlippermilch dinirt, so gut wie auf der unaussprechlichen Ebene in Immermanns Münchhausen; oben auf dem Schlosse kriegten wir die mitgenommenen Commersbücher aus der Tasche, und sangen, die Damen nicht ausgenommen, so laut und froh in die sonnige, prächtige Landschaft hinein,

daß es eine Freude war, es anzuhören. Das Singen ist doch für uns Deutsche das Hauptelement lauterer geselliger Freude; zumal bei einer Landpartie darf es nicht fehlen. Abends ging's dann mit dem letzten Dampfschiff zurück; wir Unkler stiegen hier aus; die andern fuhren durch nach Cöln. Es war ein schöner Tag, und nur Du fehltest mir, um ihn zu einem unvergleichlichen zu machen. — Zedlitz ist ein prächtiger, dicker Oestreicher, gutmüthig und gemüthlich, warm und herzlich. Er hat mich dringend nach Wien eingeladen. Binzer ist ebenfalls ein gar lieber Mann. „Weiland Bursch in Kiel und Jena," hat er famose Burschenlieder gemacht, die wir auch gesungen haben. Seine Frau endlich ist ein gescheites geistreiches Weib, nichtsweniger als schön, aber vive und quecksilbern und im Besitze des legèrsten ungezwungensten Welttons. Ihre Novelle im Jahrbuch wird Dir schwerlich gefallen; die Tendenz derselben: Die Ehe ist der Tod der Liebe, ist doch eigentlich abscheulich, und ich begreife nicht, wie eine so glücklich verheirathete Frau so albernes Zeug verfechten mag. Sie hat ihren Namen auch weislich nicht genannt auf dem Titel. Hol' der Teufel diese modern französischen Emanzipationsgeschichten à la Georg Sand. Es geht nichts über ein liebes Weib, und wo Liebe vorhanden ist, da bleibt sie nicht nur in der Ehe, sondern muß selbst noch zunehmen, trotz der dummen Koch- und Wasch- und Flick- und Nähwirthschaft, die allerdings besser auf dem Blocksberge wären.

— — Immermann ist todt, der prächtige Kerl, der Dichter der herrlichen Lisbeth-Idylle und der Wunder im Spessart! Vorgestern brachte es die Zeitung. Es hat mich tief, tief erschüttert. Jetzt erst ging dem Alten das Leben auf. Frühere niederdrückende Bande hatte er abgeschüttelt, hatte sich ein Weib genommen, das er liebte (die Lisbeth und seine Bearbeitung von Tristan und Isolde bezeugen es), Vaterfreuden würden ihn schon bald erwartet haben, wie man erzählt, und nun ist er fort, wie man eine Hand umdreht. — Ich mag nicht daran denken, es ist entsetzlich! — — —

Becker hat mein Bild fertig, Aehnlichkeit ist da, über das mehr und minder sind die Urtheile jedoch sehr verschieden. Mein eignes fällt dahin aus, daß, wenn Hübner mich eher in einem zu exaltirten Zustand aufgefaßt und zu viel Bewegung in meinen Kopf gelegt hat, Becker dagegen mich zu ruhig und philisterhaft darstellt. Ich sehe sehr gutmüthig auf dem Bilde aus; meine Menschenfreundlichkeit, meine Liebe zu allen zwei- und vierbeinigen Creaturen leuchtet sichtlich hervor aus meinen Augen, dabei seh' ich aber zugleich auch etwas stupide in die Welt hinaus, Gott besser's! Ich schicke Dir das Bild in den ersten Tagen, sobald ein Rähmchen darum ist. —

Den 2. September 1840. Ich habe gestern einen herrlichen Nach-

mittag verlebt. Ich fuhr gleich nach Tiſch zu Nachen ſtromunter, ſetzte Drallen auf der Inſel aus, und ließ mich dann von Wind und Wellen langſam weiter ſchaukeln bis Plittersdorf. Hier traf ich Frau Mertens gerade im Begriff nach Bonn zu fahren. Ich ließ ſie alſo ziehen, und pilgerte in ſtillem Sinnen an Dich, mein Leben, landeinwärts nach Godesberg. Hier gab ich mein Tagebuch an Dich zur Poſt, und ging dann auf die Ruine, die ich noch nie beſtiegen hatte. Und hier begann mein Feſt. Ich habe eine Stunde voll ſtillen, reinen Glücks, eine Stunde der Einkehr in mich ſelbſt, und des Denkens an Dich gefeiert, wie ſelten zuvor. Du warſt noch nie oben, und ſo kennſt Du auch den kleinen, grünen, buſchigen, blumigen Kirchhof nicht, der ſich, dicht an einer einſamen, grauen Wallfahrtskapelle, von der etwas höher gelegenen Thurmruine ernſt und finſter überſchaut, in eine der untern, von drei Fenſterbreſchen maleriſch durchbrochenen, Burgmauern hineindrängt. O, o, welch' ein ſchönes, herrliches, trauriges Plätzchen! Nur wenige Gräber, zum Theil von Fremden, die fern von der Heimath am ſchönen Rhein geſtorben ſind: aber alle mit Blumen bepflanzt, von Trauerweiden umrauſcht, und von herrlichen Linden, die den Burgweg ſich hinauf ziehen, beſchattet. Dieſe Linden und eine niedrige Mauer, über die ich mich hinüber ſchwang, faſſen den Kirchhof auf einer Seite ein; auf zwei andern ſchaut er tief hinab in das üppig wogende Laub fruchtbarer Weingärten, und auf der vierten, der Nordſeite, enthüllt ein Blick durch eins der Mauerfenſter das ganze köſtliche, ſonnige Rheinland bis Bonn und Cöln. In eine dieſer Breſchen ſetzt' ich mich hinein, die Sonne neigte ſich dem Untergange zu, es war eine Beleuchtung, wie ich ſie ſelten geſehen habe. Dazu rauſchten und dufteten die Blumen des Kirchhofs, Alles war ſtill, aus der Tiefe ſcholl kein Laut empor, ich war allein mit Dir und mir. Ich zog Deinen Brief aus der Taſche, ich las und küßte ihn, Gott weiß wie oft, ich betete, ich dankte Gott für Dich, ich war ſo glücklich. Ich dachte, wie wir uns gefunden hatten; wie Du tief aus Rußland kommen mußteſt und ich aus Holland und Weſtphalen, damit wir uns am Fuß des Drachenfelſen kennen lernten; ich dachte an alle trüben Stunden, die ich Dir ſchon gemacht, und an alle Thränen, die Du mir ſchon in's Auge gejagt — ach, und wie nun Alles, Alles gut wäre, und wie eine glückliche Zukunft voll Liebe und Freude vor uns läge. Dann dacht ich auch der Todten neben mir, und dachte meiner Todten, die ferne von mir ruhen, ohne daß ich ihre Gräber bekränzen kann, und dachte an Alles, Alles was mir ſchon wohl und weh gethan im Leben — ich weiß nicht, wie mir war — ich war ſo froh in mir ſelbſt und doch ſo traurig — ich warf mich der Länge nach in's Gras und weinte bitterlich, die langen Halme ſchlugen

über meinem Kopf zusammen. Ach, wärst Du bei mir gewesen, meine gute, liebe Ida! Da hätt' ich an Deiner Brust geweint, und Du hättest mich nicht gescholten meiner Weichheit willen! Als ich den Kopf empor hob aus dem Grase, da schien mir Alles um mich her wie verzaubert, die tiefer gegangene Sonne warf einen mährchenhaften, dunkelgelben Schein rings auf die Gegend, und Gras und Blumen schienen voll Thaues, denn ich sah sie durch Thränen. Und aus all dem Glanz und all der Pracht leuchtete mir doch nur wieder Dein liebes Bild. Ich stieg den Berg langsam herunter, und kehrte in ernstem Sinnen, aber wunderbar klar und froh, und innerlich gestärkt und getröstet heim. An Rolandseck schritt ich in der Dämmerung vorüber, und sah nur hinauf nach den beiden Balkonen, wo ich oft so glücklich an Deiner Seite gesessen. Es war 9 vorbei, als ich mich übersetzen ließ. Die Laube und Deine Fenster sahen mich an wie grüßend. Ich habe viel von Dir geträumt diese Nacht.

Den 4. September. Gestern bin ich faul gewesen, nicht wahr? Das machte aber, daß ich am Nachmittag nothwendig nach Rolandseck mußte, um das Letzte zu besprechen, was noch auf dem Berge zu thun ist. G. u. B. sind mir sehr böse, daß ich meine Ansicht durchgesetzt habe. Der schnöde Götze, den sie in Gestalt einer Treppe auf dem Berge errichtet, hat meinem festen Willen weichen müssen, ich hab' ihn zertrümmert, den lasterhaften Baal, und hinabgeschmissen in den Rhein, daß seine Stätte nicht mehr zu sehen ist.

Hier erhältst Du beikommend auch mein Bild von Becker. Was sagst Du nun dazu? Sämmtliche Rolandsecker fanden es gestern überaus ähnlich, doch möcht' ich's nicht gern eher stechen lassen, als bis auch Du es gesehen und beurtheilt hättest. Hast Du mich vor meiner 4. Auflage lieber à la Hübner oder à la Becker? Du hast zu entscheiden. Bist Du für Becker (was ich fast vermuthe), so bekucke das Bild nur einen Tag, und schick' es dann unverweilt mit dem angeschlossenen Briefe an Cotta, der mich sehr drängt mit dem Bilde.

Zweite Septemberwoche. Merkwürdig, was man oft für Ahnungen hat. Das folgende Lied macht' ich voriges Jahr auf dem Drachenfelsen, als ich zuerst oben war, und mir vor lauter Entzücken über das Paradies unter mir in die Lippen biß.

Liebesahnung.

(Am ersten September 1839.)

Hoch stand ich auf dem Drachenfels; u. s. w.

Kind, Kind, wie hätt' ich damals gedacht, daß mir Alles so bald und herrlich erfüllt werden würde. Und in Unkel, das ich eben auch an jenem

Tage zuerſt mit ſeinen weißen Mauern mir entgegenſchimmern ſah! Wenn ich Alles recht bedenke, ſo kommt's mir noch immer vor, wie ein Traum. O, die ſelige, köſtliche Frühlingszeit, als bei Dir und mir noch Alles in der Knospe lag. Im Sommer ſprang ſie auf; es war eine prächtige, flammende Blüthe, unſre Liebe, und die Gewitterſtürme, die der Julimond über ſie hintrieb, hat ſie nicht gebrochen, hat ſie nur feſter und inniger Wurzel ſchlagen laſſen, und die brennende, verzehrende Gluth, in der ſie prangte, milder und ſanfter gemacht. Und ſo ſoll ſie bleiben, ſoll uns durch Herbſt und Winter glänzen, und nie, nie aufhören, unſer Hort und unſre Luſt zu ſein!

21. September. Morgens 11 Uhr. Endlich wieder einmal ein ſonniger, warmer Tag, ein köſtlicher warmer Herbſttag, mit dem ganzen unausſprechlichen Reize eines ſolchen, friſch und fröhlich und kräftig, und doch auch wieder zu einer wunderbaren, unerklärlichen Schwermuth, zu einem tiefen, ſüßen Sehnen ſtimmend! So ein rechter Zugvögeltag! Wir haben ihn recht à la Eichendorff begonnen, Schücking und Dralle und ich. Acht muſicirende Bergleute kamen vorbei, Harzmänner aus Goslar. Die rief ich herein, und gab ihnen Wein, und ließ ſie ſich aufſtellen im Garten, und wir drei Strolche legten uns ins Gras, und ſogen die kecke, ſchmetternde Hornmuſik mit tiefen Zügen in uns hinein. Ich ließ Webers letzten Gedanken ſpielen, und die Marſeillaiſe, und „Im Wald" aus Precioſa, und was die ſchwarzen Vagabunden ſonſt auswendig wußten. Ich war fröhlich, fröhlich, und bin's noch — die Muſik tönt ſüß und feierlich in meinem Herzen nach. Es war eine hübſche, maleriſche Gruppe. Die acht Bergmänner in ſchwarzen Kitteln, mit Horn, und Fagott, und Poſaune; dann wir drei Poeten in zerriſſenen Schlafröcken am Boden liegend, mit Pfeifen und Cigarren; Strolch und Lump und Mignon um uns herum rennend — dazu ein wackeliger Stuhl, in ſolennſter Weiſe mit Flaſchen und Gläſern bepflanzt — es war wirklich hübſch, und wie ich jetzt Nichts erlebe, Angenehmes oder Unangenehmes, was ich nicht gleich Dir mittheilen müßte, wobei ich nicht gleich an Dich dächte, ſo ſtell' ich mich auch gleich an's Pult, um Dir dieſe kleine Freude zu melden. Wenn ich nächſtens in Cölleda oder ſonſt wo in Deiner Nähe eine ähnliche Bande aufgabele, ſo bring' ich ſie unter dein Fenſter — die ſüßeſten, ſanfteſten Klänge ſollen Dich in Schlaf lullen, Du ſüßes, träumeriſches Kind! — Guten Morgen, meine Herzens-Ida! —

Abends. So eben komm' ich vom Drachenfelſen zurück, den ich in Schückings Geſellſchaft beſtiegen hatte. Wir machten die Partie zu Fuß über Rhöndorf, und kletterten von letzterem Orte denſelben ſteilen Pfad hinauf, der Dir einſt mit Steinäckers ſo ſauer geworden war. Ich dachte nur an Dich, den Weg hinauf und auch oben! Wie unendlich lieb und

theuer und wichtig ſind mir jetzt alle dieſe Stellen, die Dein Fuß betreten hat, die ich zum größten Theil mit Dir betreten habe! Drachenfels und Königswinter, Nonnenwerth und Rolandseck, und der ganze liebliche Uferſtrich von Mehlem bis an den Unkelſtein — Alles, Alles iſt mir durch Dich verklärt! Du haſt jedem Plätzchen, jedem Pfade, jedem Felsſtück die Weihe gegeben; Du biſt mir die Fee der ganzen Gegend; wo ich geh' und ſtehe, ſeh' ich nur Dich. Wie oft ſitz' ich ſtill und einſam auf Groyens oder Küppers Balkon, wie oft ſchleich' ich mich in des Erſtern Hauſe auf das Zimmer mit den bunten Scheiben, wo Du mir am 18. Juni auch die Hand drückteſt, und denke an Dich, feſt und unverwandt! Es geht eine Sage im Volke, daß man durch ein ſtetes Denken, durch eine heftige unverwandte Sehnſucht die Seele des Entfernten über Berg und Thal, über Meer und Strom zu ſich herbeſchwören könne! So feſt, ſo glühend, ſo innig heft' ich all' mein Denken auf Dich, und wenn an jener Sage was Wahres wäre, ſo hätteſt Du mir längſt erſcheinen müſſen! — Wirſt Du nicht gleich vor mich treten auf mein dunkles, von der Lampe nur matt erhelltes Zimmer? — Schlafe wohl, mein ſüßes, ſüßes Kind! Meine Seele hält Wacht an Deinem Lager! Schlaf wohl! — —

Den 10. März 1841. Ich bin nach Rolandseck geweſen, und habe beim letzten Comité präſidirt. Die Rechnungen ſind nunmehr alle in Ordnung, und werden dem Publikum in einer der nächſten Cölniſchen Zeitung vorgelegt. Wir waren in Küppers Hauſe ganz unter uns und es ging Alles ſehr ruhig und ordentlich zu. — Meine Miſſion in Unkel iſt erfüllt. Ich habe mir eine Liebe erkämpft und den Rolandsbogen neu gebaut. Was ſoll ich länger hier machen? Ich muß fort, ich muß zu Dir! —

* * *

Freiligrath hatte ſchon längſt die Abſicht gehabt, einmal das ſchöne Schwabenland heimzuſuchen, mit deſſen Dichtern er jahrelang in freundſchaftlichem, damals freilich bereits abgebrochenem Briefwechſel geſtanden; auch Beſprechungen mit Cotta waren erwünſcht, und für das Buch über Immermann, durch welches Freiligrath dem frühgeſchiedenen Freunde ein Denkmal zu ſetzen gedachte, ſollte ein Verleger geſucht werden. Von Schwaben aus dachte er dann den Weg nach Groß-Monra zu der Braut einzuſchlagen. In der zweiten Septemberwoche traf Levin Schücking in Unkel ein, und am 29. September trat Freiligrath mit ihm die Brautfahrt an. Schücking hat in ſeinen bereits erwähnten Lebenserinnerungen darüber berichtet. In Geiſenheim ward ausgeſtiegen, um die liebenswürdige rheiniſche Dichterin, Adelheid von Stolterfoth, die Freiligrath dringend eingeladen hatte, zu beſuchen; Freiligrath fand ſich von dem offenen, treuherzigen Weſen der

edeln Dichterin, die uns fortan mehrfach im Briefwechsel begegnen wird, wohlthuend angesprochen. Weiterhin mag Schücking erzählen:

„Ich begleitete ihn rheinaufwärts bis Mainz, bis Frankfurt; wir genossen beide zum ersten Male in unserm Leben den erregenden Genuß, auf einer Eisenbahn, auf der noch nicht seit langem eröffneten Taunusbahn, zu fahren. In Frankfurt lernten wir Franz Liszt, der dort eben Concerte gab, kennen, und in einer Abendgesellschaft die Frankfurter Schriftstellerwelt von damals, zu der auch Theodor Döring, begriffen auf einer Gastrollenreise, sich gesellt. Beim Nachhausegehen tobte Freiligrath einen flammenden Zorn gegen die ganze „Bande", aber noch mehr gegen sich selber aus; bei all der elektrisch sprühenden Geistreichigkeit und den Scherzen und Witzen der erregten Gesellschaft hatte er schweigsam dagesessen, und nun lastete es auf ihm, daß sein ganzes innerliches Gemüths- und Phantasieleben in solcher Welt doch in so tiefem Schatten stehe. Ich hatte Mühe, seine Zerknirschtheit zu beruhigen. Er begleitete mich darauf am andern Tage, wo wir Döring in Mainz auftreten sehen wollten, bis Mainz zurück. Auch hier wieder machte sich Freiligraths elegische Stimmung schon morgens im Dom Luft, wo er vor einer alten Darstellung der Grablegung mit plumpen aber in ihren kindlichen Kunstformen zum Herzen sprechenden Gestalten in Thränen der Rührung ausbrach."

Nach einem kurzen Aufenthalt in Mainz, wo Freiligrath mit Dingelstedt zusammentraf, und nachdem er das Heidelberger Schloß bewundernd angeschaut, fuhr er den Neckar hinauf und fiel zunächst ein in das gastliche Haus Justinus Kerners zu Weinsberg. Schmidt-Weißenfels hat in seinem Biographischen Denkmal einen sehr ergötzlichen Bericht Theobald Kerners über Freiligraths Besuch in der Dichterherberge am Fuße der Weibertreue mitgeteilt. Er ist zu umfassend, enthält zu viel Nebensächliches, um hier ganz Aufnahme zu finden; außerdem hat ohne Zweifel ein zeitlicher Zwischenraum von 36 Jahren dem Berichterstatter ohne dessen Absicht viel Dichtung zwischen die Wahrheit gemischt. Freiligrath kam nicht im August, sondern anfangs Oktober zu Justinus Kerner und verweilte als Gast bei ihm nur anderthalb Tage, in welchen weder von großen Wanderungen in die Umgegend, noch von fleißigem Arbeiten die Rede sein konnte. Möglich, daß sich auch in den Bericht über Freiligraths Stuttgarter Erlebnisse einigermaßen die Dichtung mischt; anderseits wäre ein solches heiteres Nachspiel zu den lustigen Tagen von Unkel nicht sonderlich zu verwundern. Nach diesen Vorbemerkungen mag Theobald Kerners Bericht, in gekürzter Fassung, folgen:

„Ich war als Student in den Ferien in Weinsberg und kehrte gerade von einem Spaziergang heim, da kam mir mein Vater an der Haustreppe

entgegen und ſagte: „Theobald, da drinnen in der Wohnſtube iſt einer, der ſagt, er ſei der Dichter Freiligrath aus Unkel.“ „Ach, der Freiligrath!“ rief ich erfreut und wollte ſchnell in's Zimmer. „Wart' erſt ein wenig,“ ſagte mein Vater, „haſt Du ſchon ein Bild von Freiligrath geſehen?“ „Nein,“ entgegnete ich. „Haſt Du auch nicht gehört, wie er ausſieht?“

„Nein, aber ſeinen Gedichten nach ſtelle ich mir einen feinen, eleganten Mann vor.“ „Das iſt ja eben der Jammer,“ ſagte mein Vater, „der da drinnen ſieht gar nicht ſo aus und kommt mir durchaus nicht wie der Freiligrath vor, und doch ſcheint er mir wieder ein guter, ehrlicher Kerl zu ſein, und ich möchte ihm nicht Unrecht thun; fühle Du ihm einmal auf den Zahn!“ „Das will ich,“ ſagte ich, und muß hier hinzuſetzen, daß meinem Vater einiges Mißtrauen in unbekannte Beſucher mit berühmten Namen nicht zu verargen war; er hatte in dieſer Beziehung manche böſe Erfahrung gemacht. Ich trat ein und mein Vater ſagte: „Freiligrath, hier iſt mein Theobald!“ Wir begrüßten uns freundlich, und war für mich ſein Ausſehen auch etwas überraſchend und konnte ich mir den Zweifel meines Vaters an ſeiner Identität wohl erklären, ſo ſah ich doch an den lieben, treuherzigen Augen, daß es vielleicht ein fideler Student war, der ſich einen Scherz machen wollte, aber doch ein ganz ehrlicher Kamerad. Die kräftige Statur, die breite, von keiner Weſte beengte Bruſt, das wettergebräunte, rothe Geſicht mit dem großen Schnurrbart hätten einem biderben Landsknecht Ehre gemacht. Ich ſprach mit ihm vom Leben am Rhein, von Bonn, von Rolandseck, ſeinen Gedichten — über Alles äußerte er ſich klar und unbefangen. „Er iſt's doch,“ flüſterte ich meinem Vater zu. Ein Fräulein Friedrich (Tochter eines Predigers in Frankfurt) war bei uns zu Beſuch und im Zimmer, als Freiligrath ſich meinem Vater vorſtellte. Kaum hatte er ſeinen Namen genannt, als ſie die bei einem Backfiſch wohl erklärliche Anwandlung verſpürte, davon zu eilen und aus ihrer Reiſetaſche ein ſchön gebundenes Album zu holen. Mit dieſem trat ſie jetzt glückſtrahlend herein und ſtammelte an Freiligrath die Bitte, ihr einige Worte hineinzuſchreiben. Zu andrer Zeit hätten wir es für unpaſſend gehalten, einem Dichter ſo ſchnell mit einem Album über den Hals zu kommen, und an einer beißenden Bemerkung hätte es nicht gefehlt, ſo aber — ich muß mich dieſer polizeilichen Schandthat anklagen — konnte ich nicht eilig genug ein Tintenzeug holen und es vor Freiligrath hinſtellen. Dieſer durchblätterte ruhig das Album, ſagte bei einem Gedicht, das eine Inſtitutsfreundin ohne Angabe des Autors hineingeſchrieben hatte, mit der unſchuldigſten Miene von der Welt: „Da iſt ja auch ein Gedicht von mir!“ tauchte die Feder in die Tinte und ſchrieb mit feſter, geläufiger Kaufmannsſchrift ein noch ungedrucktes kurzes

Gedicht ein. Jetzt müßten wir doch die verstocktesten Skeptiker gewesen sein, wenn wir länger im Zweifel verharrt hätten, und je eingehender wir mit Freiligrath sprachen, desto mehr schämten wir uns unsres Mißtrauens und trösteten uns nur damit, daß eigentlich nicht sein Aeußeres, sondern die für seinen Dichterruhm fast unglaubliche Bescheidenheit und anspruchslose, joviale Natürlichkeit daran Schuld war, daß wir nicht eine Berühmtheit wie Freiligrath in ihm vermutheten. In dieser Uhlandischen Einfachheit und Anspruchslosigkeit war selten ein Dichter erschienen; gar Viele trugen ihre Leyer wie einen Orden oder goldnen Kammerherrnschlüssel effektvoll zur Schau, strichen sich gedankenschwer über die Stirne, blitzten mit den Augen, verzogen weltschmerzlich den Mund, stellten sich in's gehörige Profil, daß man unwillkürlich vor ihrer Dichtergröße heilige Schauer empfand; Lenau z. B. war keine halbe Stunde da, so wußten wir nicht allein schon, daß er ein Magyar war und aus edlerem Holze als andre Menschenkinder geschnitzt, sondern auch das Manuscript war längst hervorgezogen, und wir Kinder mußten mäuschenstill sein, denn Lenau las, und Zigeuner, schwarze Haidenbilder, Räuber und Weltschmerz folgten sich in ununterbrochenem Zuge, dabei ließ er hie und da gegen uns seine Augen dämonisch leuchten, daß es uns ganz ängstlich und poseidon-fichtenhainerlich zu Muthe ward. — Wie ganz anders Freiligrath! Hier keine Spur von Koketterie, kein schnelles, theatralisches Mantelauseinanderschlagen, um den Prinzenstern der Poesie dem erstaunten Publikum zu zeigen, Alles nur ungefälschte Natürlichkeit, naturwüchsige Geradheit; die Bescheidenheit, wenn er von seinen Gedichten sprach, so kindlich und ungezwungen, daß man hätte glauben können, seine herrlichen Dichtungen seien nicht das Werk seines eigenen, inneren Schaffens, sondern es hätte sie ihm die Muse hinter seinem Rücken scherzend in's leichte Felleisen gesteckt, und er zeige den Andern nur schüchtern den seltsamen Fund." —

„Als es zum Abschied kam, der uns schwer fiel, aber Freiligrath pressirte nach Stuttgart wegen einer neuen Ausgabe seiner Gedichte, gab ihm mein Vater mehrere Empfehlungsbriefe an Cotta, Graf Alexander, Hofrath Reinbeck ꝛc., küßte ihn herzlich und — gleichsam um mit einem Scherze über die Abschiedstrauer hinwegzukommen — zupfte er ihn am Ohr und sagte, mich mit unbeschreiblichem Humor anschauend: Am Ende ist's doch der Freiligrath! Ich ließ mir's nicht nehmen, des Dichters Reiseränzchen mir umzuschnallen, und wir wanderten zehn Uhr morgens rüstig Heilbronn zu. Die Sonne brannte heiß, es dürstete uns nach einem kühlen Trunke, und in Ermangelung dessen verlegten wir uns auf's Wünschen. „O hätten wir jetzt eine Flasche Riesling von der Weibertreu!" seufzte ich.

„Ein guter Asmannshäuser wäre mir lieber!“ knurrte Freiligrath. Aber keine gütige Fee erhörte uns, und darüber wurden wir grandig und giftig und ſtritten uns über die Güte der Neckar- und Rheinweine. Ich als guter Schwabe und Partikulariſt, der noch wenig über ſeine Berge hinausgekommen war, glaubte, Beſſeres als die Neckarweine gebe es, zumal bei ſo durſtigem Wetter, nicht; er war voll des Lobs der Weine des Rheinlandes. „Nun laß' uns nur nach Heilbronn kommen,“ ſagte ich, „im Aktiengarten dort gibt's eine gute Weinkarte, da wollen wir den Streit in natura ausfechten.“ „Ja, das wollen wir,“ rief Freiligrath kampfbegierig, und kaum ſaßen wir im Schatten der großen Linde des Aktiengartens, ſo begann unſer Turnier. In rother und weißer Farbe ließen wir ſie abwechſelnd aufmarſchiren, die edelſten Weine des Neckars und Rheins, und waren am Ende einig über das Lob des Schöpfers, der ſie beide geſchaffen und ſo von ihnen begeiſtert, daß wir in fremden, dem Kellner völlig unverſtändlichen Zungen redeten. Der eine ſchob ſich das Felleiſen unter den ſchweren Kopf und legte ſich auf die Bank, der andere daneben in's Gras und wir ſchliefen wie zwei, denen ein geſunder Schlaf recht wohl thut. Als wir erwachten, ſtand die Sonne ſchon etwas ſchief am Himmel, Freiligrath fuhr nach Stuttgart und ich ſchlenderte ſchlachtenmüde nach Weinsberg heim.“

„Einige Tage darauf kamen Briefe von Stuttgart. Ei! ei! der böſe Freiligrath, was hatte er gethan? Die Neckar- und Rheinweine in ihm müſſen unterwegs wieder Krieg miteinander angefangen haben; in Stuttgart miſchten ſich neue Alliirte in den Kampf — kurz, in ſpäter Nacht hatte er durch die Straßen der Hauptſtadt, noch dazu die ſtreng verbotene Cigarre im Mund, wie eine Amſel geſungen, was ihm eine Arretirung und unfreiwilligen Aufenthalt auf der Hauptwache zuzog. Vergebens proteſtirte er, berief ſich auf ſeine Briefe an Cotta, Reinbeck, Graf Alexander und ſagte, er ſei der Dichter Freiligrath. Was Freiligrath! Die Stuttgarter Wächter des Geſetzes glaubten ihm noch weniger als die friedlichen Weinsberger, und hätten ſie ihm auch geglaubt, was wußten ſie von Freiligrath! Kurz, er mußte in der proſaiſchen Geſellſchaft ausharren bis an den lichten Morgen. Dann ſandte er vom Gaſthof den Brief meines Vaters an Hofrath Reinbeck mit der Entſchuldigung, er ſei noch zu müde von der Reiſe, werde jedoch Abends ſelbſt kommen!“

„Freiligrath iſt in Stuttgart! Freiligrath kommt heute Abend zu Reinbeck's!“ wie ein Lauffeuer durchſchwirrte es die äſthetiſchen Kreiſe Stuttgarts. Abends war natürlich großer Thee bei Reinbeck's, und alte und junge Blauſtrümpfe hatten ſich daſelbſt in geſpannteſter Erwartung deſſen, der da kommen ſollte, verſammelt; zwei Dutzend Album, in Sammt und

Maroquin gekleidet, harrten ihrer ſchönſten Beſtimmung. Aber es ſchlug acht Uhr, es ſchlug neun Uhr, der Theekeſſel brummte, die zarten Butterbrödchen krümmten ſich vor Ungeduld — kein Freiligrath kam. Die Sache wurde bedenklich, man ſandte zu ihm und — verhülle Dein Haupt, o Muſe! — welche Antwort brachte der Diener? „Einen ſchönen Gruß und er könne nicht kommen, er habe einen abſcheulichen Katzenjammer!“

„Iſt das nicht unverzeihlich? wir ſind noch ganz krank vor Alteration,“ lautete der Schluß eines Briefes darüber. Mein Vater lachte herzlich und ſagte: „Der liebe Freiligrath! wäre er doch hier geblieben! Seine friſche, deutſche Natur paßt nicht zu dieſen chineſiſchen Theetrinkern!“

Am 8. Oktober 1840 traf Freiligrath in Stuttgart ein. Hier kam man dem norddeutſchen Poeten von allen Seiten aufs freundlichſte und wohlwollendſte entgegen; die bedeutendſten Männer jeder Richtung, Uhland, Schwab, die beiden Pfizer, Menzel, Münch, Lewald, Reinbeck, Grüneiſen, Wächter, Wangenheim, Kurz u. a. kamen ihm aufs herzlichſte entgegen; von Frau von Suckow, der geiſtreichen und liebenswürdigen Schriftſtellerin, an deren Theetiſch die Schöngeiſter ſich häufig verſammelten, ließ er ſich gern in ihre Kreiſe ziehen; auch die Gräfin Alexander von Württemberg, die Couſine des Königs, beehrte ihn mit einer Einladung; im Ruſſiſchen Hofe ward zu Freiligraths Ehren ein glänzendes Abendfeſtmahl veranſtaltet. Im Drange dieſer Huldigungen und da die Geſchäfte doch nicht ſo ſchnell wie gehofft erledigt waren, dauerte der Aufenthalt länger als beabſichtigt geweſen. Dann eilte er nach Thüringen; am 28. Oktober feierte er zu Monra ein ſeliges Wiederſehen, dem ein paar glückliche Wochen des Zuſammenſeins folgten, während welcher Freiligrath mit den Freunden des Hauſes in der ländlichen Umgegend bekannt gemacht wurde. Ein Brief aus jener Zeit mag uns über Freiligraths Erlebniſſe zu Stuttgart und über das köſtliche Herbſtidyll zu Monra berichten:

Gross-Monra, Ida'shouse 6. Novbr. 1840.

Mein lieber guter alter Levin!

Der wie vielte October war's doch? — Ich hatte Dich in meinem Pelz an die Abfahrtsbrücke begleitet, die Prinzeſſin Marianne machte majeſtätiſch ihren Bogen und zog dann raſch hinunter nach Geiſenheim und der Lurlei und unſerm lieben Unkel. Du ſtandeſt in der Nähe des Steuers, ich ſah Dir lange, lange nach, länger, als Du vielleicht gedacht haſt, mir war ungeheuer trüb zu Muthe. Ich habe Dich ſehr, ſehr lieb, Levin! Unſer jetziges Zuſammenſein hatte uns erſt recht verbunden, ſo mancher verwandte Ton in uns war erſt jetzt angeſchlagen; wir hatten uns in dem kleinlichen,

miſerablen Literatentreiben von Mainz und Frankfurt als ein paar ſtolze Einſiedler an's Herz gedrückt, und ich war weich genug geweſen, mir die Thränen des Zorns und der Wehmuth, die mir das Unweſen eines Abends entpreßte, von Deinem Freundesmunde fortküſſen zu laſſen. Sieh, dergleichen Situationen binden für's Leben! Hätt' ich Dich nicht ſchon früher unendlich lieb gehabt, ſo hätt' ich's jetzt, das fühlt' ich recht zu Mainz auf der Brücke, als ich Dir nachſah trüb und beklommen. Ich kam mir ſo einſam vor, ſo verlaſſen; ein Stück Herz war mir fortgeriſſen, ich war recht, recht traurig!

Ehe ich Dir nun erzähle, was ich ſeitdem angefangen und ehe ich mich entſchuldige, daß ich erſt jetzt von mir hören laſſe, muß ich Dir zuerſt ſagen, daß ich ſeit acht Tagen der glücklichſte Kerl auf Gottes Erdboden bin. So lang iſt's nämlich, daß ich bei meiner Ida, bei meinem herrlichen, prächtigen Mädchen bin! Dir mein Glück in Worten zu beſchreiben iſt unmöglich, ich hätte eben Nichts zu thun, als Dir nur und immer wieder zu wiederholen, was ich Dir ſchon ſo oft geſagt habe: daß ſie das beſte und herzigſte und geiſtreichſte und gemüthvollſte Kind iſt, das je einen fahrenden Poeten an die Scholle gefeſſelt hat. Wie gern läßt man ſich auf ſolche Art feſſeln!!

Ich ſchreibe Dir dieß aus dem Hauſe ihrer Mutter, einem ſo traulichen, ſo verſteckten, ſo baumbeſchatteten, ſo weinumrankten Häuschen, daß ich mir kein ſchöneres für meine Idylle wünſchen und denken könnte. Eben jetzt ſind wir zuſammen im engen wohnlichen Stübchen. Ich ſchreibe, ſie ſpielt, die jüngere Schweſter, ein gutes, liebes Kind, ſitzt neben mir auf dem Sofa, und die Mutter iſt in der Küche. Das iſt nun freilich eine ſchöne Schreiberei. Bald ein Beſuch am Clavier, bald einer am Schreibtiſch! Küſſen, Lachen — es iſt eine ſaubere Wirthſchaft und ich drohe ihr in dieſem Augenblick, daß ich Dir ihre unaufhörlichen Störungen klagen will. Dazu lacht ſie nun unmäßig, läuft in den Garten und bombardirt mit Weinbeeren zum Fenſter herein, indem ſie mich nebenbei inſtändigſt auffordert, fleißig zu ſein und meinem Freunde Levin mit den Hühneraugen ſeine Epiſtel zu vollenden.

Ob es möglich ſein wird, das weiß der liebe Gott! Jedenfalls will ich einen Verſuch machen, ſkizzenhaft wenigſtens hinzuwerfen, was ich Dir ſonſt aus meinem ſtillen Unkeler Studirſtübchen etwa ausführlicher dargeſtellt haben würde. Altes Haus, Du begreifſt das und biſt nicht böſe drum! Kann ich Dir, beim Teufel, denn beſchreiben, wie ein Kuß Kerners, Lewalds und anderer alter Knaſterbärte ſchmeckt, wenn die friſcheſten, roſigſten Lippen ſich zu mir herabneigen, und ſich feſt und innig und heiß an die meinigen legen?

Alſo: ſo gut, wie's gehen will! Du fuhrſt rheinab und ich blieb allein in Mainz, traf dort am Nachmittag noch Dingelſtedt, und blieb nun, ſeiner Anweſenheit wegen mein Verſprechen an Dich brechend, noch bis Freitag

mit ihm zusammen. Eine frische, ansprechende Persönlichkeit, rund, offen, herzlich, wacker, keine Spur von Gespreiztheit. Er bedauerte sehr, Dich nicht auch noch getroffen zu haben, und grüßt herzlich. — In Heidelberg einen einsamen sonnigen Sonntag auf der Ruine verlebt, stillfreudig, köstlich, unvergeßlich! — Ueber Sinsheim und Heilbronn nach Weinsberg — anderthalbtägige Rast bei Justinus! — Da war's herrlich, ich habe geschauert und gelacht durcheinander, Kerner hat bei ausgelöschten Kerzen auf der Maultrommel gespielt, es ist ein herrlicher, lieber, gar zu herziger Mann! Lies über ihn und seine poetische Häuslichkeit: Emma von Niendorf, Reiseseenen in Bayern, Tyrol und Schwaben! Wärst Du doch mit gewesen! — Dann nach Stuttgart, wo ich wegen einer Reise Cotta's über 14 Tage liegen mußte, übrigens meine Zwecke auf's Befriedigendste erreichte. Cotta ist ein nobler Kerl, der seine Stellung in der Buchhändlerwelt als eine Mission und nicht als ein Geschäft ansieht. Neue Bekanntschaften: Uhland, Schwab, G. und P. Pfizer, Menzel, Münch, Lewald, Reinhold Köstlin, Schauspieler Moritz u. s. w. u. s. w. Die Aufnahme, die mir zu Theil wurde, war die herzlichste und freundlichste, alle Coterien haben mir die Hand gereicht, und ich habe mich unter allen so unbefangen umhergetrieben, als ob sie gar nicht existirten. Erwarte keine Personalia und keine Details! Die wichtigsten und vornehmlichsten Eindrücke werd' ich in meinem deutschen Harold festhalten und Dir sonstiges in späteren Briefen berichten. Nur Lewald laß Dir bestens empfohlen sein. Ein so liebenswürdiger Kerl, daß ich ihm wirklich wenige an die Seite zu stellen wüßte! Ich hab' ihm drum auch ein paar Uebersetzungen für die Europa gegeben und werde von Zeit zu Zeit mit anderen Beiträgen fortfahren. Schick' ihm doch auch, und lege von der Droste und Anderen bei, was Du kriegen kannst. Lewald ist nobel und ordentlich, und Du wirst mich wirklich verpflichten, wenn Du ihn unterstützen willst.

Mein Denkmal für Immermann kommt bei Adolph Krabbe in Stuttgart heraus. Manuscript muß bis 15. Dezember abgeliefert sein. Lieber, guter Kerl, schaff mir nun nur zu rechter Zeit noch Deinen Beitrag! Einen allgemeinen Artikel über Immermann will Dingelstedt mir schreiben, was willst Du nun vornehmen? Sag mal: Der Character des Hofschulzen, mit besonderer Berücksichtigung westphälischer Sitten, Zustände ꝛc., wäre das nicht grade was ganz besonders für Deine Feder Passendes! Ueberleg' Dir's und schreib' mir umgehend nach Weimar (poste restante), wie Du meinst. Willst Du den allgemeinen Artikel, so nimmt Dingelstedt was Anderes, aber ich muß schnelle Nachricht haben. Doch mein' ich immer noch, so ein Westphälisches Sittenbild im Hinblick auf Immermanns Behandlung gleicher Stoffe müßte was ganz Prächtiges werden. —

Schick' mir doch ein paar Gespenstergedichte von der Droste; sie sollen sie mit einer der liebenswürdigsten Gläubigen bekannt machen, die je zu Kerners Füßen gesessen. Es ist Emma von Niendorf, ein prächtiges Weib, der ich viel von Euch beiden erzählt habe. —

Vale, Vale! Schreibe bald, und entschuldige mein schlechtes Schreiben mit meiner köstlichen Situation! —

* * *

Am 12. November begab sich Freiligrath nach Weimar und mietete sich daselbst zum Winteraufenthalt ein. Auf dem klassischen Boden der kleinen Residenz fühlte er sich bald heimisch und vertraut. „Die Physiognomie der Stadt," schreibt er der Braut, „hat etwas Beschränktes, Bornirtes, Kleinstädtisches und gemahnt mich schier an mein gutes kleines Detmold. Nichtsdestoweniger glaub' ich, daß es mir sehr gut hier gefallen wird, wenn ich einmal eingerichtet bin. Man muß hier famos arbeiten können, ich freue mich recht darauf! Mir wird hier ganz heimlich und stubenhockerig zu Muthe; es wird so ganz ein Winter werden, um die frischen glühenden farbigen Eindrücke des Rheins in der Stille zu verarbeiten. Die Bibliothek ist bis jetzt der interessanteste Punkt für mich in Weimar. Zwischen Büsten und Bildern all der famosen Kerle aus Weimars Glanzepoche wird's einem ganz wohl zu Muthe. Man meint, sie wären selbst noch da, man sieht Schiller sinnend am Fenster lehnen, Herder und Wieland schreiten Arm in Arm zwischen den Repositorien, und die Treppe herauf schallt fest und gebieterisch der Imperatortritt des Alten, Einzigen! Es ist doch ein süperbes merkwürdiges Nest, dies Weimar; nur, glaub' ich, werde ich mehr in seiner Vergangenheit schwelgen als in seiner Gegenwart!"

Mit dem stillen Arbeiten wurde es aber nichts. Die Bekanntschaften mehrten sich mit jedem Tage; Theater, Gesellschaften und häufige Besuche in Monra ließen es zu keiner rechten Sammlung kommen. Der Kanzler von Müller, die Goethe'sche Familie, die Romanschriftstellerin Frau v. Ahlefeld, August von Sternberg u. a. Berühmtheiten begrüßten Freiligrath aufs freundlichste. Eckermann, der alte Freund des Hauses Melos, nahm sich seiner treulichst an; ein Kreis jüngerer Talente, Schriftsteller und Schauspieler, wie der dramatische Dichter Alexander Rost, die Schauspieler Genast, Winterberger ꝛc. schlossen sich eng an den so gefeierten und doch so bescheidenen, dabei stets zu fröhlicher Geselligkeit aufgelegten Dichter an. Julius Schramm, ein junger Wiener Künstler, der schon halb Weimar porträtiert hatte, zeichnete auch Freiligrath; es ist dies Bildnis, von Schwerdgeburth gestochen, statt des in der That wenig gelungenen Becker'schen der vierten Auflage der Gedichte beigefügt worden. Auch Professor O. L. B. Wolff zu Jena, der fleißige Sammler

und Dichter, mit dem Freiligrath schon seit den Amsterdamer Tagen in Briefwechsel gestanden, ward aufgesucht und die freundlichsten Beziehungen zu ihm und seiner Familie angeknüpft. Die edle Großherzogin Maria Paulowna wollte den jungen Dichter kennen lernen und beschied ihn zu einem ihrer kleinen Theezirkel, wo er ein Gedicht von sich vorzulesen hatte, was immer eine schwierige Aufgabe für ihn war. Die Großfürstin äußerte später, sie habe nie jemanden getroffen, dem man die reine Herzensgüte so gleich im Gesicht ansehen könne, wie Freiligrath. Ihrem Wohlwollen verdankte der Dichter wohl später im Jahr 1844 den ehrenvollen Antrag einer Anstellung in Weimar.

Die Weihnachtstage 1840 verbrachte der Dichter wieder in Monra. Es waren damals fröhliche Zeiten im roten Schlößchen, wie der allezeit zur Heiterkeit aufgelegte Freiligrath das einfache Haus der Schwiegermutter benannt hatte; denn Ida's ältere Schwester Luise hatte sich mit dem Konrektor, später Professor am Görlitzer Gymnasium, Dr. Ernst Struve, verheiratet und machte nun mitten im Winter die Hochzeitsreise nach Monra, wo das junge Paar und unser Dichter in dem gegenüber dem roten Schlößchen gelegenen Hause des Schulzen einquartiert wurden. Freiligrath blieb dem Schwager, auch als nachmals die politischen Ansichten weit auseinander gingen, allezeit herzlich befreundet.

Seitdem Freiligrath mit Ida Melos verlobt war, trat vor allem die Frage nach einer dereinstigen sicheren Stellung des Dichters heran, eine Frage, die ihm bisher wenig Sorge gemacht hatte. Wir wissen, wie vorher mancherlei Pläne ihm durchs Haupt geschwirrt, eine Mitarbeiterstelle an der Cotta'schen Allgemeinen Zeitung oder dem Ausland, Lehrthätigkeit an einem Handelsinstitut ꝛc.; noch im Sommer 1839 hatte er, abgestoßen durch das kleinbürgerliche Leben seiner Vaterstadt Detmold, die ihm daselbst angebotene Bibliothekarstelle abgelehnt. Gelegentlich des Aufenthaltes zu Weimar schienen sich andere Aussichten zu eröffnen; es war damals die Rede von einem Ankauf des Goethehauses durch den deutschen Bund, und Freiligrath zeigte sich nicht abgeneigt, gegen leidlichen Gehalt „des Hauses redlicher Hüter" zu werden in den vormaligen Räumen des Dichterfürsten, in welchen auch seine Ida so glückliche Jugendstunden verbracht hatte. Die Verhandlungen zogen sich bis ins Spätjahr 1842 und endigten, wie bekannt, damit, daß das Goethehaus nicht Bundeseigentum ward. Mehr schien ein anderer Plan zu verheißen. Ein zu Erfurt lebender Freund Karl Noback beabsichtigte gemeinschaftlich mit Freiligrath zu Berlin eine Handelsakademie für junge Kaufleute zu begründen; unser Dichter sollte dabei mit einer Stundenzahl, die ihm zu eigener Arbeit reichlich Zeit ließ, den Unterricht in der deutschen, französischen und englischen

Korrespondenz, in französischer und englischer Lektüre übernehmen; man hoffte eine Staatsunterstützung zur Sicherstellung des Unternehmens, für welches sich Alexander v. Humboldt lebhaft interessierte; er versprach dasselbe durch seine gewichtige Befürwortung zu unterstützen; dazu kam die Erwartung, König Friedrich Wilhelm IV. werde nicht bloß alternde Größen deutscher Literatur und Wissenschaft um seinen Thron versammeln, sondern auch die Gelegenheit gern ergreifen, den bedeutendsten der jüngeren Dichter in seine Hauptstadt zu ziehen. Aber freilich, die Sache bedurfte noch vielfacher Erwägung durch die Ministerien, ehe sie reif ward, und als Noback Eingang 1843 mit einem beträchtlichen Staatszuschuß die Handelsakademie in Berlin eröffnete, hatte Freiligrath bereits, des Harrens müde, Ende 1842 sein Gesellschaftsverhältnis zu demselben gelöst; er hatte nie besondere Freude an dem Plane gehabt.

Während die Angelegenheit der Akademie noch im Vordergrunde von Freiligraths Zukunftsplänen stand, Eingang 1841, traf zu Groß-Monra ein Brief ein, welcher von entscheidender Einwirkung auf des Dichters Lebensgang werden sollte. Heinrich Künzel zu Darmstadt, der uns aus der Barmer Zeit bekannte begeisterte Verehrer englischer Literatur, hatte mit einer Verlagshandlung zu Pforzheim die Grundzüge einer Wochenschrift Britannia besprochen, welche gute Übersetzungen englischer Poesien, Aufsätze über englische Literatur ꝛc. bringen sollte; er bot nun, um nicht die ganze Last der Redaktion allein zu tragen, Freiligrath an, als Mitleiter der beabsichtigten Zeitschrift einzutreten und demgemäß seinen Wohnsitz nach Darmstadt zu verlegen. Es ist erklärlich, daß dieser Ruf in des Dichters Seele lebhaften Widerklang fand; war ihm ja doch längst die englische Literatur vertraut; hatte er sich doch bereits als hochbefähigten Verdeutscher englischer Lyrik erwiesen; dazu sah das finanzielle Ergebnis der Unternehmung auf dem Papiere sehr vorteilhaft aus. Freiligrath spricht sich darüber gegen die Görlitzer Geschwister also aus:

Eure theilnehmenden Wünsche für Ida's und mein Wohl werden sich vielleicht rascher verwirklichen, als ich es zur Zeit Eures Hierseins selbst noch dachte. Es sind mir vom Rhein aus Anträge wegen der Redaction einer Zeitschrift gemacht worden, deren Zweck es sein soll, Englische Literatur und Englische Poesie durch Uebersichten, Recensionen und Uebersetzungen in Deutschland zu vertreten. Die Unternehmer dieses neu zu gründenden Instituts sind eben so bemittelte, als wackere und zuverlässige Buchhändler, und ich habe keinen Anstand genommen, mich auf ihre vorläufigen Anträge sofort in Rapport mit ihnen zu setzen. Wenn Alles sich so gestaltet, wie ich es wünsche und mit Sicherheit fast erwarten darf, so bin ich in Zeit von einem Monat ein geborgener Mann und im Stande, mein liebes Idchen heimzuführen. Unser

künftiger Wohnort würde dann Darmstadt sein, ein Paradies auf Erden also, von den Bäumen der Bergstraße umrauscht und den Rhein vor der Thüre fast. Meine Reise nach Berlin wird nun für's Erste aufgeschoben, da sie wahrscheinlich unnöthig wird. Nach den Einleitungen, die ich jetzt schriftlich getroffen habe, geh' ich zu Ende dieses Monats selbst nach Darmstadt, um persönlich Alles zu ordnen, und wenn ich dann nach Thüringen zurückkehre, so ist's nur, um es gleich darauf mit Ida wieder zu verlassen. Thut mir aber die Liebe, vorläufig nicht von der Sache zu reden. Ich hoffe zwar fast mit Gewißheit, daß ich Alles nach Wunsch arrangiren werde, es wäre aber doch immer noch möglich, daß der ganze Plan sich zerschlüge, und drum ist es besser, wir schweigen für's Erste noch. Ich brauche Euch wohl kaum zu sagen, wie sehr ich eine Stellung, wie diese Darmstädter, vorausgesetzt, daß sie mir in jeder Weise garantirt ist, einer staatlichen vorziehe. Ich bin von Haus aus ein geschworner Feind alles Sollicitirens und meine, daß ich da, wo man meiner begehrt hat, immer dreister und zuversichtlicher auftreten kann, als da, wo ich mich erst anbieten muß. Zudem würde die Redaction eines Blattes, wie das zu gründende, recht mein Leben sein. Ich habe mich seit Jahren ununterbrochen und mit Liebe mit Englischer Literatur beschäftigt und eine Menge darauf bezüglicher Notizen aufgespeichert, die mir jetzt zu Haus und zu Hof kommen. Eine fortwährende Bekanntschaft mit dem Neuesten, was in England erscheint, wird der Verleger durch Anschaffung des Wichtigsten möglich machen, und außerdem die Kosten einer Reise tragen, die der Redacteur im Interesse des Blattes alle zwei Jahr nach England zu machen hat. Wie angenehm alle diese Einrichtungen auch für meine kleine Anglomanin, meine Ida, sind, wirst besonders Du, liebe Louise, Dir recht denken können.

* * *

Auf Künzels Brief aber antwortet er:

Groß-Monra bei Coelleda, 10. Jan. 1841.

Lange hat mir nichts so große Freude bereitet, als Ihr Brief. Einmal, weil er mir nach ein paar Jahren zum ersten Mal wieder Nachricht von Ihnen gibt, und dann auch, weil er anderen Aussichten, die sich mir in jüngster Zeit eröffnet haben, eine so angenehme, meinen Wünschen und literarischen Sympathien so durchaus entsprechende hinzugefügt hat, daß ich sie mit jenen früheren unbedingt in Concurrenz werde treten lassen, und fast nicht zweifle, daß ich ihr vor allen den Vorzug geben werde, wenn ich die Ueberzeugung gewonnen habe, daß sie mir wirklich das gewähren kann, was ich mir verspreche. Meinen besten, herzlichsten Dank für Ihren freund-

lichen Antrag! Es fühlt sich leicht heraus, wo wirkliches Wohlwollen, wahre Theilnahme, oder wo sonst Beweggründe einen Vorschlag dictirt haben, und ich weiß, daß ich mich in der Sprache und der Gesinnung Ihrer Zuschrift nicht täuschen kann!

Lassen Sie mich nun für heute Nichts weiter thun, als Ihnen diese vorläufige Mittheilung machen! Zu Anfang des nächsten Monats geh' ich auf ganz kurze Zeit an den Rhein zurück, um in Unkel meine Angelegenheiten zu ordnen, und werde Sie auf dieser Reise zur näheren Besprechung Ihres Projects von Frankfurt aus besuchen. Ich ziehe eine mündliche Feststellung dessen, was wir zu verabreden haben, jeder schriftlichen vor. Aug' in Auge geht Alles rascher, und was Ihre oder der Verlagshandlung Eile in Rücksicht auf das öffentliche Hervortreten mit Ihrem Plane betrifft, so werden 3 oder 4 Wochen wohl Nichts ausmachen. Wollen Sie mir bis dahin noch einmal schreiben und mir weitere Details, innere und äußere, den specielleren Plan Ihres Blattes sowohl, wie meine ganze Stellung zu dem Unternehmen, zur einstweiligen Erwägung mittheilen, so wird das der schnelleren Erledigung der Sache bei unsrer Zusammenkunft nur förderlich sein, und werd' ich es Ihnen Dank wissen. Für jetzt nur noch die Versicherung, daß ein Journal, wie Sie es beabsichtigen, schon seit längerer Zeit in der Idee mich beschäftigt hat, und daß ich es als die Realisation eines schönen Wunsches betrachten würde, wenn die Herren mich in den Stand setzten, meine Kräfte mit den Ihrigen zu vereinigen, um Englisches Leben und Englische Poesie würdig bei uns zu vertreten.

Das Gerücht von meiner Verlobung bestätige ich Ihnen durch die beiliegende Karte, und danke Ihnen herzlich für Ihre Theilnahme. Ich bin so glücklich, wie ein Mensch es nur sein kann.

* * *

Das Unternehmen der Britannia erschien dem Dichter so lockend, die Berliner Handelsakademie lag noch in so weiter Ferne, daß Freiligrath zunächst Darmstadt zu seiner Heimstätte zu erwählen beschloß. Es galt nun an Ort und Stelle Einleitungen zu treffen, in Unkel Mietsverbindlichkeiten zu lösen, die fahrende Habe, darunter schon eine Bibliothek von 1500 Bänden, zu packen und nach Darmstadt voraus zu schicken, die notwendigen Papiere zu beschaffen ꝛc. So nahm Freiligrath Ende Januar Abschied von seiner Braut, um nur im Vorübergehen sich in Weimar und Jena zu verabschieden. Es folgte noch eine Woche voll des anregendsten geselligen Lebens; erst am 6. Februar gelang es ihm, sich von dem gastlichen Weimar, wo er so viel warme Huldigungen gefunden, loszureißen. Mitte Februar war er wieder zu Unkel.

Aus dieser letzten stilleren, wenn auch arbeitreichen Zeit des Unkeler Aufenthaltes liegen einige Briefe vor, welche sich auf das neue Unternehmen der Britannia, wie auf das Rheinische Jahrbuch beziehen; ein dritter Jahrgang des letzteren erschien nicht, weil der Verleger nicht seine Rechnung dabei fand. Und zwischen den geschäftlichen Briefwechsel hinein mag auch der Poet ein Wort sprechen in dem Briefe, welchen Freiligrath von Wiesbaden aus an Adelheid von Stolterfoth schrieb, und in den freudigen Briefen an Wolfgang Müller und an Karl Krah, einen der während der Unkeler Zeit gewonnenen Freund.

An Adelheid von Stolterfoth.

W., 16. 2. 41.

Da sitz' ich zu Wiesbaden im Holland-Bathhouse, und habe soeben zu meiner wahren Betrübniß hören müssen, daß Sie, verehrte Freundin, diesen Winter nicht, wie gewöhnlich, hier zubringen, sondern zu Geisenheim geblieben sind. Es ist mir das um so schmerzlicher, als ich zu dringende Geschäfte in Unkel habe, um Ihnen noch auf meiner Hinabfahrt einen Besuch zu Geisenheim abstatten zu können. Gingen die Dampfschiffe schon, so würd' ich es sicher nicht unterlassen. So jedoch muß ich gleich wieder mit dem nächsten Eisenbahntrain nach Castel und von da heut Abend 8 Uhr mit der Schnellpost nach Coblenz und weiter. Ich werde mich wahrscheinlich nicht unter 14 Tagen von Unkel losmachen können und mir dann sicher auf der Rückreise zu meiner Braut die Freude machen, Sie, und wär' es auch nur auf ein paar Stunden, in Geisenheim zu begrüßen.

Als ich gestern zu Kostheim über den Main setzte, sah ich den alten Rhein zum ersten Male wieder. Da fühlt ich' doch, wie er mir an's Herz gewachsen ist, und wie lieb ich ihn habe. Die Sonne, deren milder, freundlicher Strahl schon den nahen Frühling verkündete, beschien ihn warm und golden; einzelne kleine Schollen trieben noch stromunter, Kähne und Segel belebten die ruhige, stolze Wasserfläche, und drüben das prächtige, ehrwürdige, goldne Mainz! Ich hätte jauchzen und jubeln mögen vor Lust. Uebrigens sah der Alte noch just so aus, wie verwichenen Herbst; das Charivari der hundert und soviel Compositionen des Rheinliedes schien ihn nicht im Geringsten angefochten und betäubt gemacht zu haben. Er that eben, als wäre gar nichts vorgefallen, und es schien ihn nicht besonders zu rühren, daß er „frei" war, d. h. von Eise! Wahrscheinlich genirten ihn die persiflirenden Locomotiven zu Castel, deren schrilles Pfeifen ihm vielleicht wie Auspfeifen vorkam. Hätt' er dies moderne Volk, diese jung-deutschen Satyriker, denen das Bestehende nicht genug, und deren Wahlspruch: Vor-

wärts! ist, nicht so dicht auf den Fersen, wer weiß, ob er nicht ein wenig stolzer thäte auf seine „Freiheit“ und seine „Deutschheit“! — Scherz bei Seite — es ist doch jammerschade, daß das treffliche Lied des wackeren Becker zu sehr Furore gemacht hat. Der Unverstand hat Mißbrauch damit getrieben, und nun ist die Opposition von selbst gekommen. Wenn sie nur immer so tüchtig und ehrenhaft aufträte, wie in dem Gedicht von Prutz, dem geistreichen Hallenser!

* * *

An Wolfgang Müller.

Unkel, Fastnachtsdienstag 41.

Liebster Rauschebart!

Durch Simrath erfuhr ich gestern, daß Du augenblicklich in Cöln zum Carneval bist. Gern käme ich hin, Dich nach langer Entfernung dort zu begrüßen, ich habe jedoch meine Gründe, für jetzt nicht nach Cöln zu gehen und bitte Dich drum herzlich, Dir die Asche zum Aschermittwochskreuz auf meinem Heerde hier zu Unkel holen zu wollen, um so mehr, als er die längste Zeit mein Heerd gewesen ist, und ich in kurzer Frist mich wieder nach Sachsen wenden werde, um mir dort oder sonst wo einen neuen zu begründen. Nicht allein! Die inliegende Karte ist das Neueste, was ich habe drucken lassen, und ich meine, das Beste! Alles Specielle behalte ich der mündlichen Mittheilung vor: — ich bin unendlich glücklich!

* * *

An Heinrich Künzel.

Unkel, 18. März 1841.

Entschuldigen Sie, daß ich Ihre beiden freundlichen Briefe erst heute beantworte! Ich dachte jeden Tag abreisen und mündlich Alles mit Ihnen ordnen zu können; das Ausbleiben verschiedener zu meiner Trauung nöthiger Papiere jedoch und vornehmlich einer Geldsendung, die mir schon für die ersten Tage dieses Monats zugesagt war, hält mich noch immer hier zurück, und so will ich denn jetzt wenigstens nicht länger anstehen, Ihnen mit zwei Worten zu sagen, wie sehr mich besonders Ihr zweites Schreiben mit dem prächtigen Lerchenliede erfreut hat. Ich kam grade von Simrocks Weinbergen zurück, als ich es zu Hause vorfand, und war selbst voll Frühlingslust und Lerchenjubel. Ach, es ist doch ein süperbes Stück Welt, diese prächtige himmlische Erde, — und nun zumal der Rhein und das Siebengebirge! Ich beneide Simrath den Redlichen um sein Hausen dran. Da hat er sich in einer sonnigen, versteckten Bergschlucht mitten in seine Reben ein Häuschen gebaut, läßt den Wein schneiden, legt Spargelbeete an, keltert

und überſetzt den Parzival, alles durcheinander, es iſt eine wahre Freude. Als ich neulich zu ihm kam, ſtand er mit ſeiner altdeutſchen Ruhe mitten unter ſeinen Arbeitern, hatte den Iwain in der Hand und ließ Kalk und Dünger in ſeine neuen Spargelbeete ſchütten. Beatus ille etc. — 'S iſt ein guter, lieber Kerl, der Simrock!

Endlich Antwort aus Pforzheim! Ich geſtehe offen, daß ich mich recht drüber freue, und daß ihr langes Ausbleiben mich bereits ein wenig verſtimmt hatte. Aber never mind! Ich bin nur froh, daß die vorſichtigen Herren unſer Unternehmen, in das ich auch mehr und mehr vernarrt geworden bin und viel von ihm für mich erwarte, was ein ſtetiges geordnetes Schaffen angeht, plauſibel finden und bin mit Ihnen der Meinung, daß der endliche Abſchluß nunmehr am Zweckmäßigſten durch eine kleine Reiſe nach Pforzheim zu erzielen iſt. Jedenfalls müſſen wir dieſelbe zuſammen machen! Haben Sie darum die Güte, die Pforzheimer vorläufig davon zu avertiren und ſie, was eine ruhige, vernünftige Beſprechung des Unternehmens betrifft, ganz auf dieſen Congreß zu vertröſten. Ich ſchreibe Ihnen jetzt drum auch Nichts über die Sache, ſondern laſſe Alles ruhen bis zu meiner Ankunft in Darmſtadt, die jetzt keinenfalls lange mehr anſtehen kann. Auf alle Fälle verlaſſe ich mich darauf, daß Sie nicht vor meiner Rückkehr ohne mich hinreiſen. Ich ordne nun in dieſer Wartezeit ſchon, was ich für die Probeblätter zu geben beabſichtige. Thun Sie, ich bitte herzlich darum, ein Gleiches, damit, wenn die Sache zu Stande kommt, was doch nun wohl ſicher iſt, das Unternehmen gleichzeitig beim Publikum ſich introduziren kann. Ich habe aus der Hemans, Pope und Shakeſpeare's Venus und Adonis Proben, die ich mit gutem Gewiſſen geben darf. —

* * *

An Karl Simrock.

Unkel, 21. März 1841.

Lieber Simrath!

Noch mit dem Tuffſtaube des Brohlthals auf den Stiefeln lief ich geſtern Abend nach Menzenberg, fand Dich aber nicht mehr, ſondern mußte mich begnügen die zurückgelaſſenen Briefe entgegenzunehmen. Ich denke, daß es zur Zufriedenſtellung all dieſer importunen Obſcuren am Gerathenſten ſein wird, wenn wir uns öffentlich in der Zeitung alle weiteren Zuſendungen verbitten und wegen des Schickſals des bereits unverlangt Eingelaufenen, ſtatt beſonderer Antwort an jeden Einzelnen, auf den Herbſt vertröſten. Der Teufel laſſe ſich in eine Correſpondenz mit all dieſen Ungedruckten ein!

Matzeraths Brief hat mich recht in der Seele gefreut, trotz der Protectorsmiene, mit der er als angehender Legationsrock dem fahrenden Poeten des Siebengebirges seine Stuben und seine Dienste anbietet. 'S ist doch gut gemeint, denk' ich, und wenn alle Stränge reißen (die Darmstädter mit inbegriffen, obgleich das sehr unwahrscheinlich ist, da ich kürzlich die besten Nachrichten von Pforzheim hatte), so ist ein Berliner Freund, wie Matzerath, allerdings von der größten Wichtigkeit für mich! Ich habe die Adresse des Kultusministers in spe hinter's Ohr geschrieben. — Was M. rücksichtlich des Jahrbuchs zur Entscheidung uns vorlegt, heben wir nun am besten bis zu Deinem nächsten Besuch für die mündliche Besprechung auf.

Die beiden Briefe verwahre ich bis zu Deiner Hierherkunft. An Matzerath werd' ich in diesen Tagen noch schreiben, es ist Unrecht, daß ich ihn diesen Winter so vernachlässigt habe, 's ist doch ein nobler, tüchtiger Kerl! Vale, alter Simrath.

* * *

Nunmehr aber brach unser Dichter wirklich sein Zelt am Rhein ab. Er eilte nach Darmstadt, eine Wohnung zu mieten, von da nach Pforzheim, mit seinen künftigen Verlegern Absprache zu treffen; daß dieselbe allem Anschein nach nicht völlig geschäftsmäßig festgestellt ward, werden wir dem ungeduldigen Bräutigam zu gute halten müssen. Mitte April traf er in Monra ein. Aber auch hier kam noch ein Aufschub, über welchen ein Brief an Freund Krah berichten mag.

Groß-Monra, 11. Mai 1841.

Ueber vier Wochen sind durchs Land gegangen, eh' ich meinem Versprechen nachkomme. Es war ein flüchtiger, fahriger Abschied, der zu Neuwied; überhaupt war unsre ganze kleine Tour nicht so schön und genußreich, wie ich sie mir vorher gedacht hatte und leider — durch meine Schuld! Vergib, Du Guter, Trefflicher, und leg' auch bei Deiner lieben Schwester nachträglich ein freundliches Wort für mich ein! Ich wollte Dir schon von Frankfurt oder Darmstadt aus einige erklärende Zeilen zufliegen lassen, hatte sogar erst vor, gleich am andern Morgen von Coblenz nach Neuwied zurückzufahren und Euch dort noch aufzusuchen. Ich hätte Euch dann mit Ruhe und Besonnenheit erklärt, was mich so verstimmte, und vielleicht wäre dann der letzte Eindruck, den Ihr von mir in Euer stilles, friedliches Brohlthal hinübergenommen, ein reinerer, freundlicherer gewesen! Beides ist nicht geschehen; zu Coblenz drängte mich die Besorgung von Paß und Heimathschein, und zu Frankfurt und Darmstadt mancherlei Anderes. Doch hoff'

ich, daß auch dies verspätete Wort der Begütigung und der Reue Alles wieder gut machen wird. Ich meine, Du mußt mich erkannt haben, lieber Krah, mit allem Guten und Bösen, was meiner Natur eigenthümlich ist, und jener Nachmittag wird Dich nicht irre machen an mir! Gottlob, er ist vergangen und vorüber, eine letzte Wetterwolke aus bewegter früherer Zeit! Seit dem 17. v. M. (erst so spät, weil ich vorher noch einen Abstecher nach Pforzheim machen mußte) bin ich wieder bei Ida, und habe sie genesend und voll der alten, heißen, himmlischen Liebe an mein Herz drücken können! Das ist Dir genug! Ich bin froh und glücklich, und bin sicher, den Frieden, nach dem ich so lange gesucht habe, jetzt endlich dauernd zu besitzen! Sonntag über acht Tage, als am 23. Mai, machen wir Hochzeit!

Dem Rolands-Comité und den Unkelschen Herrschaften hab' ich freilich schon den 16. als Trautag gemeldet, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil ich ihre Geschwätzigkeit fürchte, und es am Ende nichts verschlägt, ob sie sich 8 Tage früher oder später ein Räuschchen trinken. Am 16. Mai nämlich ist die Frist abgelaufen, innerhalb deren ich mich trauen lassen muß, will ich nicht noch einmal zu Oberwinter aufgeboten werden. Und dazu hab' ich schlechte Lust, und denke, daß es keine Sünde sein wird, dem lieben Gott und seinem evangelischen Statthalter zu Oberwinter mit einem dreimaligen Aufgebot durchzugehen. Um so mehr, als bloß die Kleinigkeitskrämerei des hiesigen Geistlichen Schuld daran ist, der zwar meine Papiere sämmtlich in schönster Ordnung fand, aber für Ida erst eine Vormundschaft Preußischer Seits eingeleitet wissen wollte, eh' er uns zusammen gäbe. Das würde aber schnöde Weitläufigkeiten abgesetzt haben, und so zog ich's vor, mit Ida nach Weimar, ihrem Geburtsort, zu gehen, um dort unser Heil zu versuchen. Und es ist uns geglückt! Vorgestern sind wir zum 2. Mal in der Weimar'schen Hofkirche proklamirt worden, und acht Tage nach dem 3. Aufgebot ist sie mein Weib, und fliegen wir nach Darmstadt! Ein hübsches, trauliches Logis hab' ich dort schon gemiethet.

Aber reinen Mund, bester Krah! Besonders, wenn Du den Libationen, welche die Rolandsecker meiner Hochzeit zu Ehren anzustellen vorhaben, beiwohnen willst! Am 23. aber trink' ein Glas auf Deiner Burg ganz in der Stille, und klinge nur mit Deiner Schwester an, und allenfalls mit dem guten, edlen Schlickum, den Du wohl zu Dir bescheiden könntest diesen Tag. Ich vermuthe ihn nämlich in Unkel und schreibe ihm morgen. Er ist der Einzige außer Dir (dort in der Gegend natürlich), der um meinen wirklichen Hochzeitstag weiß.

Es waren doch zum Theil schöne köstliche Tage, die ich mit Dir verlebt habe, Du guter, alter Kerl! Sie werden mir nicht aus der Erinnerung

ſchwinden! Wie ſchön muß es jetzt in Eurem Thal ſein! Hier blüht und duftet Alles, und die Nachtigallen ſchlagen wie verrückt — 's iſt eine rechte Hochzeitszeit!

* * *

Im Übrigen fand die Trauung weder am 16. noch am 23. Mai ſtatt, ſondern am Himmelfahrtstage, 20. Mai 1841; ebenſowenig in Monra, wie ſehr das Brautpaar ſelbſt es gewünſcht hätte. Ida war nach preußiſchem Geſetze noch nicht mündig und bedurfte der Einwilligung eines Vormundes; dieſer aber war geſtorben und die Beſtätigung eines neuen würde allerhand Weitläufigkeiten verurſacht haben. So entſchloß ſich das junge Paar, ſeine Ehe in dem nächſten weimariſchen Dorfe Groß-Neuhauſen einſegnen zu laſſen; Freunde und Freundinnen aus Erfurt und Weimar kamen ungeladen zum Feſte. Und ſo ward denn nach dem mir vorliegenden Trauſchein „der Privatgelehrte aus Darmſtadt Ferdinand Freiligrath" am 20. Mai 1841 mit Jungfrau Ida Melos aus Weimar ehelich verbunden.

Damit war abermals ein wichtiger Abſchnitt im Leben unſeres Dichters abgeſchloſſen. Wohl geſtaltete ſich ihm die Zukunft nicht ſo frei und freudig, wie er ſie ſich geträumt haben mochte; wohl auch nahm bald die Sorge Platz an ſeinem neugegründeten Herde; aber er hatte für den nun im vollſten Ernſte beginnenden Kampf mit dem Leben die treueſte Hülfe und Stütze gefunden, ein verſtehendes liebendes Weib!

Sechster Abſchnitt.

Darmſtadt Mai 1841 bis Mai 1842.

Der 26. Mai 1841 war ein ſonnig heißer Tag. Um die Mittagsſtunde gab mir, als dem älteſten der Söhne, mein nun auch lange heimgegangener Vater, welcher als Mitarbeiter am zweiten Bande des Rheiniſchen Odeon mit dem Dichter einige Briefe gewechſelt hatte, den Auftrag, dem jungen Paare Freiligrath, das an dieſem Morgen angekommen, einen prächtigen Strauß von Roſen, Lorbeeren und Myrten nebſt einem darauf bezüglichen Gedichte als Willkommgruß in den Gaſthof zu bringen. Ich war damals ein vierzehnjähriger Knabe und rechnete mir den Auftrag zur höchſten Ehre an, freute mich unendlich, dem Manne, deſſen bedeutſamſte Gedichte wir junges Volk auswendig wußten, zu ſehen, vielleicht ein freundliches Wort von ihm zu empfangen. Ich fand ihn nicht zu Hauſe, dagegen Frau Ida, und wie ich ſie damals ſah, ſteht ſie mir ſeit nun vierzig Jahren vor Augen, eine hohe ſchlanke Geſtalt, das ſchmale weiße Angeſicht, aus dem ſanfte gute Braunaugen auf mich niederſahen, vom dunkeln Haar in einfachſter Tracht umrahmt, gemeſſen und doch freundlich in allem Thun, von einer Sicherheit und Feinheit des Benehmens, wie ſie durch das längere Verweilen in vornehmen und hochgebildeten Kreiſen erwächſt; ſo war ſie an jenem erſten Tage; ſo ſah ich ſie mit den Augen des Geiſtes manches Jahrzehnt hindurch, ſo ſah ich ſie nach des Gatten Tod, ſie ergraut, ich ergraut, der ihr als brauner Knabe vor langen Jahren entgegen getreten.

Schon eine Stunde darnach kam eine Antwort des Dichters auf meines Vaters Blumengruß; dieſelbe hat neuerdings im zweiten Bande der Geſammelten Dichtungen Aufnahme gefunden, und ſo mag hier nur die Schlußſtrophe ſtehen:

Ich hab' ihn hoch geſchwungen,
Den Strauß, den Willkommſtrauß!
Mein Weib hab' ich umſchlungen:
„Sei froh, wir ſind zu Haus!
Zu Haus durch dieſe Spende,
Die Guten uns vereint!"
Wir reichen euch die Hände,
Dir und der Gattin, Freund!

Der Dichter hatte wahr gesprochen. Aus diesem Blumengruß erwuchs eine Freundschaft zwischen Freiligrath und meinem Vater, welche, wenn auch nachmals durch die Verschiedenheit der politischen Ansichten gestört, die beiden Männer lebenslang verbunden hielt. Und wenn auch meine Vaterstadt zahlreiche tüchtige Männer und feine Frauen zählte, welche dem jungen Paare Freiligrath wohlmeinend und verstehend entgegenkamen, so war doch, soweit ich beurteilen kann, es vor allen Karl Buchner, dessen herzliche Freundschaft, dessen gediegenen Rat in Dingen der Poesie wie der Welt Freiligrath besonders hoch schätzte, wie auch die beiden Frauen aufs herzlichste verbunden waren.

Und auch wir junge Burschе, meine Brüder und ich, durften uns dieser Freundschaft erfreuen. Gar wohl entsinne ich mich noch des stämmigen bärtigen braunen Mannes mit dunkelm Haar und braunen blitzenden Augen; gar wohl manches Spazierganges nach Wald und Dorf der Nachbarschaft, wobei wir Jungen fröhlich mitzogen, glücklich einen wirklichen Dichter vor uns zu haben, glücklich auch über Freiligraths berühmten grauen Jagdhund Strolch, der in seiner täppischen Art bisweilen wilddiebte oder sonst die wunderbarsten Streiche machte; gar wohl der unerschöpflichen Heiterkeit, welche der glückliche und so unendlich liebenswürdige Mann bei solcher Gelegenheit oder im engsten Kreise unseres Hauses entwickelte, so daß nicht selten Frau Ida den sprudelnden Übermut des Gatten durch leisen Wink in Schranken halten mußte. Wie viele Briefe haben wir in des Dichters Wohnung an der katholischen Kirche [1]) getragen, wie manches freundliche Wort von ihm empfangen! Als Freiligrath dann nach einem allzurasch verrinnenden Jahre wieder von dannen zog, da erbten wir Jungen so manches Andenken an den Dichter, von denen wenigstens ein paar Gipsbildchen noch vorhanden sind. Die Freude war kurz, aber schön ist die Erinnerung, schön genug auf ein ganzes Leben einen lichten Sonnenblick des Jugendglücks zu werfen. Wenn dann in den folgenden Jahren so manches flammende und sprühende Zeitgedicht frisch aus der Esse in unser Haus flog, so lauschte ich andächtig, obwohl ich von der Tagespolitik wenig genug verstand; aber das wußte ich: das Blatt kam von einem Dichter, und ich hatte den Dichter lieb!

Im übrigen besaß die stille Hauptstadt des Hessenlandes in jenen Jahren gar manche wissenschaftlich, dichterisch und künstlerisch bedeutende Kraft, die zwar nicht in weiterem Kreise und für lange Zeit sich wirksam erwies, aber dennoch zur Gestaltung eines regen geistigen Lebens beitrug. Da war, neben dem bereits früher erwähnten Dr. Künzel, Freiligraths

[1]) Im ersten Stock des Eckhauses, Sandstraße 10, jetzt Röhrich.

Genoſſen bei der Britannia, Frau Luiſe v. Ploennies, damals nicht unbekannt als lyriſche Dichterin und vornehmlich durch gelungene Überſetzungen aus dem Engliſchen und Flämiſchen; Fräulein Luiſe von Gall, die feinſinnige Novelliſtin, nachmals Levin Schückings Gattin; Eduard Duller, der Dichter und Hiſtoriker, ſchon ſeit Jahren durch Freiligraths Mitarbeit am Phönix und durch die Grabbe-Biographie mit unſerem Freund in Verbindung; der Gymnaſiallehrer Auguſt Nodnagel, der als Schriftſteller über deutſche Sprache und Literatur Verdienſtliches geleiſtet hat und bereits ſeit Eingang 1837 mit Freiligrath in brieflicher Beziehung ſtand; der Lyriker K. E. Tenner, Profeſſor Jakob Felſing, der vortreffliche Kupferſtecher u. A. Daran ſchloß ſich ſo mancher hochgebildete Mann, welcher, ohne ſelbſt Dichter oder Künſtler zu ſein, doch den Dichter ſchätzte, die Häuſer Hallwachs, Jaup, Hoepfner; und endlich kamen dazu gar manche Dichter und Schriftſteller von älterem oder jungem Rufe vorübergehend nach Darmſtadt, Freund Schücking, Moritz Carriere, Berthold Auerbach, Hackländer, Heinrich Koenig, Otto Müller; kurz, in jenem Anfang der vierziger Jahre beſaß Darmſtadt durch anſäßige Kräfte und literariſch bedeutſame Gäſte ein friſches anregendes geiſtiges Leben, welches Freiligrath wohl auf eine Weile für die Herrlichkeit des Rheines entſchädigen konnte.

Und dennoch, das Köſtlichſte war dem Dichter ſein junges Eheglück: es vergoldete ihm das Leben, es gab ihm zur Heiterkeit das Maß, es hielt ihn feſt bei fleißiger Überſetzerarbeit, zwiſchen welche ab und zu, wenn auch nicht häufig, ein eigener dichteriſcher Klang ſich hineinſtahl, und dann ganz verſchieden von der Weiſe, wie ſie in der erſten Sammlung der Gedichte ausgeſprochen iſt. Bereits die Gedichte für den Phönix, dann das poetiſche Vorwort des Maleriſchen Weſtphalens bezeichnen das Einlenken in die Bahn patriotiſcher und politiſcher Lyrik; mit dem im November 1841 gedichteten „Aus Spanien" eröffnete Freiligrath jene Reihe von politiſchen Dichtungen, welche, die Ereigniſſe und Bewegungen der Zeit unmittelbar berührend, nachmals im Glaubensbekenntnis geſammelt wurden; doch war er weit davon entfernt, in den Kriegsruf der politiſchen Dichter jener Zeit, vornehmlich Herweghs und Dingelſtedts, einzuſtimmen; er ſpricht darüber ſeine Anſicht aus in dem berühmten und allezeit wahren Worte:

Der Dichter ſteht auf einer höhern Warte,
Als auf den Zinnen der Partei!

Andere mehr oder weniger auf Zeitfragen oder Ereigniſſe bezügliche Dichtungen dieſes Darmſtädter Jahres ſind „Ein Denkmal", gedichtet Mai 1842, jene geharniſchte Strafrede bei der Nachricht, daß die Errichtung einer Spielbank auf der Ebernburg beabſichtigt ſei; auch hat das Gedicht die

treffliche Wirkung gehabt, daß von dieser schnöden Spielbank an der Stätte, wo Sickingen und Hutten gehaust, nicht ferner die Rede war. Schon im Januar 1842 entstand die Rheinsage vom Löwentöter Gryn, mit dem kecken Anfang:

Zum Teufel die Kameele,
Zum Teufel auch die Leu'n!

Gemeinsam mit Duller veröffentlichte dann Freiligrath im Frühling 1842 ein in Gesprächsform gefaßtes Gedicht zum Besten des Kölner Dombaues, als Titel die Jahreszahl 1862 tragend; denn bis dahin vermeinte man damals den Kölner Dom vollendet zu haben; das rednerische Pathos des Gedichtes mag wohl teilweise auf Rechnung Dullers kommen, welcher zuerst auftritt, wie Freiligrath das allein in die Gedichte aufgenommene Schlußwort spricht.

Das Unternehmen indessen, welches eigentlich Freiligrath nach Darmstadt geführt hatte, fand noch vor seinem Beginn ein trauriges Ende. Künzel begab sich im Sommer 1841 selbst nach England, die Spitzen der englischen Literatur zur Teilnahme an dem zwei große Nationen verbindenden Unternehmen aufzufordern, und hatte auch von einer Anzahl der besten Kräfte, darunter Dickens und Bulwer, die Zusicherung der Mitarbeit erhalten; derweil bereitete Freiligrath daheim eine Reihe von Übersetzungsarbeiten vor. Am 1. Oktober sollte die Britannia ins Leben treten. Die Verlagshandlung in Pforzheim aber war unterdes kopfscheu geworden; von der mühsam vorbereiteten Unternehmung erschien nach langem Zögern eine Probenummer — und weiter nichts; die beiden Herausgeber mußten zufrieden sein, mit einer bescheidenen Abfindungszahlung davon zu kommen; durch eine Erklärung in der Augsburger Allgemeinen Zeitung vom 27. Februar 1842 rechtfertigten sie sich vor dem Publikum. Damit waren Freiligraths schöne Hoffnungen, die ihn nach Darmstadt geführt hatten, verflogen, und er sah sich, zu seiner schweren Bekümmernis, gegenüber der zweifelhaften Existenz eines lediglich vom augenblicklichen Ertrag seiner Arbeit abhängigen Schriftstellers. So lange er Junggeselle war, mochte das gehen, aber jetzt?

In jenem Sommer 1841 verweilte auch die Prinzessin Marianne von Preußen in Darmstadt, um ihre Tochter, die Mutter des gegenwärtigen Großherzogs von Hessen, zu besuchen; sie ergriff die Gelegenheit, den Rolandsknappen, der ihr das Jahr zuvor unabsichtlich so dreist vorgegriffen, kennen zu lernen; Freiligrath ward wiederholt zu ihr berufen und äußerst huldvoll empfangen. Vielleicht hat dieses Zusammentreffen auch zu einem Ereignis beigetragen, welches nach dem kläglichen Zusammenbruch der Britannia für unsern Dichter von besonderem Werte war, zu der Gewährung eines, wenn auch sehr bescheidenen Jahrgehaltes von Seiten König Friedrich Wilhelms IV.

von Preußen. Derselbe hatte, wie bekannt, den Ehrgeiz, eine Anzahl abwelkender oder neuerschlossener Blüten der deutschen Literatur und Wissenschaft um seinen Thron zu versammeln. So ergriff auf Kanzler v. Müllers Anregung Alexander v. Humboldt, ein warmer Gönner der beabsichtigten Noback-Freiligrathischen Handelsakademie, die Gelegenheit, alsbald nach dem Tode des Übersetzers Johann Dietrich Gries, 9. Febr. 1842, vorzuschlagen, daß dessen Jahresgehalt von 300 Thalern vorläufig bis dahin, daß Freiligrath etwa bei der zu errichtenden Handels-Akademie Anstellung und Versorgung finde, unserm Freunde übertragen würde; Humboldt selbst erkannte den Gehalt als gering an, aber er habe „ins Ausland" jetzt nicht mehr fordern dürfen: irgend welche Verbindlichkeit bezüglich des Aufenthaltes war mit der Pension nicht verbunden, wohl aber sprach Kanzler v. Müller, welcher Freiligrath die erste Mitteilung von diesem völlig unerwarteten und unverlangten Gnadenbeweis des Königs machte, in Humboldts Namen die Erwartung aus, daß nach dem Zustandekommen der Handelsakademie noch mehr für Freiligrath geschehen könne.

Der Dichter hatte, wie erwähnt, keine Ahnung von der Absicht des Königs, ihm diese Pension zu verleihen. Da ist es denn sehr merkwürdig, daß ihm eines Nachts träumte, er sei beim König; aber es war der verstorbene Friedrich Wilhelm III. und dieser stand vor einem Kaufmannspult, auf dem ein großes Blatt Papier lag. Darauf war in großen Ziffern eine 3 und eine 0 dahinter geschrieben; der König rief ihn heran und sprach: Herr Freiligrath, ich habe hier eine kleine Besoldung für Sie ausgefertigt, wieviel Nullen sollen wir denn noch hinschreiben? Was meinen Sie? Noch ehe der Dichter geantwortet, erwachte er, und das Traumbild war verflogen. Andern Tags erzählte er der Gattin den überaus lebendigen Traum bis in alle Einzelheiten, — am Abend trat der Briefträger mit dem Schreiben des Kanzlers herein. Freiligrath war wirklich etwas von einem Visionär und hatte

„Von dem, was sein wird, allerlei Gesichte."

Unser Dichter war für diesen Zuschuß, welcher nachmals auf den 1. Januar 1842 zurückdatiert ward, unter seinen damaligen Verhältnissen sehr dankbar, wenn er auch schon Ende 1843, um nicht in der Äußerung seiner politischen Ansichten durch das Bewußtsein einer gewissen Verbindlichkeit behindert zu sein, auf denselben verzichtete.

Zum Schlusse mag hier noch erwähnt werden, daß Freiligrath, durch H. Künzel veranlaßt, am 14. Mai 1842, unmittelbar vor der Abreise nach St. Goar, zu Worms in den Freimaurerbund trat. Indes hat der Dichter, aus welchen Gründen, ist unbekannt, sich an dem stillen Treiben der Maurerei weiterhin in keiner Weise beteiligt. Nachdem er trotz mehrfacher Aufforderung

zehn Jahre lang nichts von ſich vernehmen laſſen, ward er geſtrichen; auch nach der zweiten Heimkehr aus England hat Freiligrath nicht, wie ihm nahegelegt ward, ſich um die Wiederaufnahme bemüht.

Betrachten wir die zahlreichen Briefe Freiligraths aus dem Darmſtädter Jahre, ſo ſtand damals ſeinem Herzen der nächſte Levin Schücking, ſcherzhaft Kleucker genannt nach dem bekannten Orientaliſten des Namens, ſeiner Zeit Rektor in Osnabrück, einem gelehrten und verkehrten Genie, von welchem ihm Schücking erzählt hatte. Dieſer ſelbſt hauſte um jene Zeit erſt beim Freiherrn Joſ. v. Laßberg am Bodenſee, übernahm dann für kurze Zeit eine durch Freiligrath vermittelte Erzieherſtelle beim Fürſten Wrede. Mit Adelheid von Stolterfoth verbindet unſern Dichter eine in mehr höfiſcher Form ſich ergehende Verehrung. Wieder anders war das Verhältnis zu Karl Buchner, an dem er die gediegene Natur, den treuen und verſtändigen Rat, die warme Freundſchaft hochſchätzte; die meiſten der Schreiben an ihn ſind flüchtige Eintagsbillets, andere dagegen inhaltlich ſehr wertvoll. Sehr vertraut, durch mehrere Schreiben vertreten, iſt auch das Verhältnis zu Karl Krah, dem Freund im Brohlthale. Daran ſchließen ſich vereinzelte Briefe an Nodnagel, dem er zum Zwecke literariſcher Benützung eine höchſt anziehende und gemütvolle Darſtellung ſeines Lebensganges giebt, an Simrock, Matzerath, O. L. B. Wolff, Marianne Immermann ꝛc. Wir laſſen die Briefe nach der Zeitfolge geordnet erſcheinen.

An Karl Krah.

Darmſtadt, 22. Juni 1841.

Lieber theurer Freund!

Nur wenige Worte herzlicher Antwort laß mich Dir heute auf Deinen lieben prächtigen Brief vom 7ten zurufen! Tauſend, tauſend Dank — für Deinen Brief, für Deine Treue, für Dein Anmirhalten, für Deine Vergebung! Zumeiſt aber für Deinen innigen Antheil an meinem jungen Glücke und für Deine Freundeswünſche zu demſelben! Gottlob, ſie verwirklichen ſich mit jedem Tage mehr! Ich bin glücklich, überglücklich! Mag nun auch kommen, was da will im Leben: ich ſtehe gerüſtet für Alles! Ich weiß, wofür ich ringe, ſtrebe und meine Kräfte anſpanne, und wenn ohne mein Verſchulden ein Wetter über mich hereinbricht, ſo hab' ich eine Bruſt, an die ich mich flüchten, an der ich Muth und Stärke auch für das Schwerſte mir holen kann! Gottes Segen über mein Weib! Womit verdiene ich dieß unbeſchreibliche Glück? Es iſt mir Alles noch wie ein Traum; ich weiß nicht, wie ich zu alle dem komme, ich zwicke und kneipe mich, ob ich wirklich wach bin, ich bin ein glücklicher, kindiſcher Narr — nächſtens ſollſt Du's mit eignen Augen ſehn!

Denn wenn ſich nicht Alles gegen mich verſchworen hat, ſo folgen wir noch im Lauf der künftigen Woche Eurer herzlichen Einladung. Wir möchten Euch gar zu gern noch auf Eurem Bergſchlößchen das Valet geben; Ihr ſeid mir und meinem Herzen ſo feſt und innig mit Burg und Waldeinſamkeit verwachſen, daß ich mir Euch faſt nur in der urſprünglichen Ruhe und Abgeſchiedenheit Eurer ſeitherigen Verhältniſſe denken kann, und faſt zürnen möchte, daß Du ſie für das bewegtere Leben Cölns aufgeben willſt. Dazu iſt aber hier der Ort nicht, und wir wollen überhaupt Aeußeres unſerer Zuſtände gegenſeitig mündlich beſprechen. Dieß Blatt fliegt Dir einzig zu, um uns anzukündigen. Ich ſtecke noch ſo tief im Ordnen und Einrichten drinnen, daß ich noch zu keinem ruhigen und behaglichen Schreiben kommen kann und mir erſt die Hände waſchen und die Aermel reinigen muß vom Dreck und Bücherſtaub, wenn ich ein Blatt Papier anrühren will. Doch hab' ich mein neues Logis ſchon mit Einer Arbeit wenigſtens eingeweiht, einer Ueberſetzung von Lamartine's ſchwülſtiger kosmopolitiſcher Hymne an Becker, die Du dieſer Tage in Du Monts Zeitung leſen wirſt.

Den Tag unſerer Ankunft kann ich noch nicht beſtimmen, da er noch von allerlei Zufälligkeiten abhängt. Vielleicht heut' in acht Tagen, vielleicht auch ein paar Tage ſpäter! Wenn Ihr dann nur noch zu Burgbrohl ſeid. Wenn Euch überhaupt dieſer Brief nur noch dort trifft! Ich konnte leider nicht eher antworten, da ich erſt heute Gewißheit erhielt, daß uns die Tour möglich iſt!

Verrath' indeß nichts davon, theurer Freund! Wir wollen bloß Euch ſehn, und Andernach iſt der tiefſte Ort, den wir dießmal am Rhein beſuchen. Den wackern Schlickus laſſen wir natürlich holen, wenn wir bei Dir ſind, und ihn kannſt Du ſchon auf unſer Kommen vorbereiten! Ich ſchreib' ihm auch morgen, dem guten, trocknen Weſtphalen mit ſeinem biſſigen Humor.

Meine herzlichſten Grüße an Deine verehrte Schweſter, wie an die übrigen Mitglieder Deiner lieben Familie, wenn ſie noch bei Dir ſind! — Strolch leidet an verhaltener Lyrik und winſelt deßwegen jezuweilen ein Erkleckliches. Sonſt iſt er wohl, frißt fabelhaft und hat meiner Frau jüngſt ſogar eine Leberwurſt geſtohlen, was uns übrigens ganz recht war, da ſie nichts taugte. Er grüßt ſchönſtens.

Adieu, liebe, treue Seele! Bis zum baldigen Wiederſehen!

* * *

An Adelheid von Stolterfoth.

[Darmſtadt], 18. 8. 41.

Verehrte Freundin!

Sie ſehen, daß ich immer noch ein gar träger und ſich nur ſelten in

Erinnerung bringender Briefsteller bin! Möge Ihnen das letztere wenigstens beweisen, daß ich trotz meines öftern hartnäckigen Schweigens denen, die ich einmal als wahre, wohlwollende Freunde erkannt habe, treu anhange und hohen Werth darauf lege, auch von ihnen nicht vergessen oder verkannt zu werden. Leider war es mir auf meiner Rückkehr nach Weimar in verwichenem Frühjahr nicht möglich, in Geisenheim, wenn auch noch so kurz, zu verweilen. Allerlei widriges Geschick hatte mich länger in Unkel aufgehalten, als ich meinem ursprünglichen Plan nach wollte, und so mußte ich nur eilen, der harrenden Braut, die jetzt seit Mai meine liebe kleine Frau ist, wieder zuzufliegen. Ich bin sehr glücklich, soweit nämlich das Glück von der Liebe abhängt. Sonst fehlt es allerdings nicht an Sorgen für den Anfang, doch sind wir ja beide jung und haben uns lieb, und da seh' ich denn der Zukunft mit Vertrauen und Muth entgegen.

Den vorliegenden schriftlichen Gruß bringt Ihnen ein lieber Freund aus meiner Weimar'schen Zeit, Portraitmaler Schramm aus Wien, der von Frankfurt aus, wo er sich augenblicklich aufhält, eine Tour nach Ems beabsichtigt, und mich um eine Einführung bei Ihnen bat. Nehmen Sie ihn mit Wohlwollen auf, ich bitte herzlich darum! Er ist einer der ausgezeichnetsten Künstler im Portrait, die ich noch kennen gelernt; er trifft und behandelt dabei das Technische des Aquarell mit einer Vollendung, wie sie in der That selten ist. Ich bin Laie und würde Eulen nach Athen tragen, wenn ich Ihnen viel von seinen Leistungen reden wollte: lassen Sie sich statt aller Empfehlung sein Album zeigen, Sie werden ihn als Künstler und Menschen lieb dadurch gewinnen.

Das Unternehmen, zu dem ich Sie durch das beiliegende Rundschreiben einlade, lege ich Ihnen dringend an's Herz, und bin der freundlichsten Gewährung im Voraus gewiß. Lassen Sie uns recht bald einen Beitrag der liebenswürdigsten Dichterin empfangen, deren sich der Rhein rühmen kann.

Wenn ich sicher wüßte, daß Sie sich auch mit Nachbildungen Englischer Poesie beschäftigten, würde ich Sie nicht minder gleich zur Theilnahme an meiner mit dem 1. Oktober erscheinenden Zeitschrift für Englische Literatur und Englisches Leben: „Britannia" auffordern. Wenn es Ihnen möglich ist, werde ich stolz darauf sein, Sie auch an dieser Entrepriſe, auf die ich vorläufig das erste Jahr mit Küch' und Keller basirt habe, durch recht häufige Beiträge betheiligt zu sehen. —

* * *

Dem Brief ist beigefügt die von Freiligrath für sich und den Mitherausgeber Eduard Duller unterzeichnete, vom selben Tage, 18. August 1841, datierte Aufforderung, an einem „Kölner-Dom-Album" mitzuwirken, welches die Beiträge deutscher Schriftsteller bringen, und dessen Ertrag als

Beitrag derſelben zum Ausbau des Kölner Domes dienen ſolle; Geſchichte, Sage und Lebensbild des Rheinlandes ſollten den Kern des Mitgeteilten bilden. Das Unternehmen gelangte nicht zur Ausführung.

An Levin Schücking.

Darmſtadt, 20. Auguſt 1841.

Karl Buchner ſagte mir jüngſt: „Das Briefſchreiben ſollte billig ganz abkommen in einer Zeit, wo Eiſenbahnen und Dampfſchiffe exiſtiren!“ und er hat wahrhaftig halb Recht. — Halb! Denn wenn man erſt glücklich im Hafen der Ehe ſitzt, ſo kann man auch nicht allezeit an eine Locomotive ſich hängen, oder auf einem Dampferverdeck zwiſchen Mainz und Coblenz ad libitum die Augsburger Allgemeine verfrühſtücken. — Ihr indeß, die Ihr noch ungebunden flattern, hierhin und dorthin ſauſen und „deficiente pecu“ Uhr und Siegelring verſetzen könnt, Ihr ſolltet Euch ſtatt Eurer Briefe ſelbſt in die Welt ſchicken und Euren ſtabil gewordenen Freunden durch einen Beſuch Gelegenheit geben, die Zeit, die ſie ſonſt mit Schreiben an Euch zubringen müßten, zu verküſſen und zu verkoſen, wie ſich's gehört. — Ohne viel Geſchwätz: Halte Wort und komm' bald! Ich bin der glücklichſte, ſeligſte und zufriedenſte Menſch von der Welt, liebend und geliebt, wie ich kaum zuvor gedacht, daß zwei Menſchen ſich lieb haben könnten; Du ſollſt Deine Freude an uns haben. Ida iſt ein herrliches, unvergleichliches Weib, und ich weiß und empfinde es tief, daß ich durch ſie für's Leben glücklich bin. Wir wollen Dir den Anblick eines Glückes geben, das Dich nach einem gleichen lüſtern machen, und Dich, da Du Deinen Freund lieb haſt, ſeinetwegen froh und fidel machen ſoll. — Bitte: komm' bald! Wir können Dich freilich nicht beherbergen, da wir noch zu beſchränkt wohnen, doch läßt Dir der 50jährige Lyriker K. C. Tenner ein Quartier anbieten, das Du unbedingt annehmen kannſt. Eſſen haſt Du natürlich ein für allemal bei mir, an Einladungen wird's auch nicht fehlen, und ſo kannſt Du, mein' ich, ein paar Wochen eben ſo billig hier leben als zu Münſter. —

Ich bin inzwiſchen, trotz aller Entſchuldigungen, die ich auf Hochzeit, Reiſen, Flitterwochen, Einrichtung ꝛc. ꝛc. ſtützen darf, nichtsdeſtoweniger ein leichtſinniger Menſch, daß ich Dir nicht eher geſchrieben. Wenn ich Dir nicht Portrait und Karten durch Schlickum geſchickt hätte, ſo wär' ich ganz untröſtlich — jetzt aber geht's doch noch eben an. Nun hat ſich aber in der Zwiſchenzeit eine ſolche Menge von Stoff geſammelt, daß ich ihn unmöglich alle in dieß Couvert gießen kann. Die mündliche Beſprechung muß Alles erledigen, ich freue mich unendlich darauf! Wir ſind doch, hol' mich der

Teufel, die beiden gemüthlichſten Strolche von der Welt — ſäßen wir nur erſt wieder bei einander und ſähen uns in die reſpectiven Geſpenſteraugen!

Lieber, Guter, Einziger! Ich muß ſchließen! Nun iſt es ſchon ſpät. Komm' bald und vergib mir, was ich verbrochen habe. Alles Andere mündlich, Immermann und Rhein. Album, wollt' ich ſagen: Jahrbuch, nicht ausgenommen. Unterwegs ſteigſt Du natürlich zu Unkel aus und nimmſt Schlickum Pictorem in's Schlepptau. Vergiß mir vor allen Dingen den Simpliciſſimum nicht; auch nicht Johnſon's Lives of the Poets und was Du ſonſt noch von Büchern von mir haſt. Wenn mir die vortreffliche Geyerpfeiferin, Annette Eliſabeth, nunmehr einen ihrer zahlloſen geſchnittenen Steine ſchenken will, ſo bettle recht ſchön für mich und leg' mich zu Füßen. Du haſt ja immer davon geſchwatzt.

Farewell, farewell! Ich hab' Dich lieb wie immer und hoffe Dich bald hier zu haben.

* * *

An Auguſt Nodnagel.

Darmſtadt, 21. Aug. 1841.

Lieber Nodnagel!

Vergib, daß ich Dich mit den verſprochenen Notizen ſo lange hingehalten habe! Zeit und Luſt fehlten, und ich konnte wahrlich nicht eher dazu kommen, als eben jetzt, wo der friſche, herrliche Morgen mich eben ſo ſehr mahnt, als tüchtig macht, Dir Wort zu halten. Ich knüpfe meine Mittheilungen wohl am beſten an den Artikel über mich im beikommenden 12. Heft des Wigand'ſchen Converſationslexicons, den ich, was das Chronologiſche darin betrifft, durchaus beſtätigen kann, und nur allerlei Sachliches berichtigen muß. Es iſt nämlich durchaus unwahr, daß ich „unter dem Mangel an allen geiſtig anregenden Einflüſſen aufgewachſen ſei.“ Mein Vater war Lehrer an der Detmolder Bürgerſchule, ein braver, edler und in ſeiner Stellung tüchtiger und geachteter Mann, der gewiß zu erkennen und zu fördern wußte, was allenfalls in mir lag. Ich erinnere mich noch jetzt mit Thränen in den Augen der Freude, mit der er die erſten Anfänge des Achtjährigen begrüßte, und der Opfer, die Er, der finanziell vielfach Beſchränkte und Beengte, mit Liebe brachte, wo es galt, meine Ausbildung zu fördern. Ich liebte ihn über Alles, und weiß, was ich ihm zu danken habe! — Außer ihm nahm ſich vornehmlich unſer alter Nachbar, der Hiſtoriker Cloſtermeier, der geiſtigen Förderung des kleinen Poeten an. Ich mußte allwöchentlich zwei Mal zu einer beſtimmten Zeit zu ihm kommen, theils um ihm Rechenſchaft über meine Schulſtudien zu geben, theils um von ihm

ſelbſt allerlei Sprachliches und Hiſtoriſches, was ich eben auf dem Gymnaſium nicht zu hören bekam, nebenbei zu empfangen. Durch meine Freude daran und die Leichtigkeit, mit der ich mir Alles aneignete, war ich ſein erklärter Liebling, wozu vielleicht auch die Naivetät und der kindiſche Witz, durch die ich ihn nicht ſelten ergötzte, nicht wenig beitrugen. Wenn ſeine Tochter (Grabbe's Wittwe) nächſten Monat nach Darmſtadt kommt, ſo kannſt Du von ihr eine Menge Anekdoten aus jener Zeit hören, die Dich gewiß zum Lachen bringen werden. Von den Lehrern am Detmolder Gymnaſium übten hauptſächlich Rohdewald und Falkmann (der bekannte Styliſt) einen wohlthätigen Einfluß auf mich aus; Jener durch Ausbildung meines ſittlichen, dieſer durch Weckung und Entwickelung meines äſthetiſchen Gefühls. Wenn mir Falkmann im Sommer 1825, als ich das Detmolder Gymnaſium verließ, das Diſtichon in's Stammbuch ſchrieb:

Ueberall folgen die Muſen und Grazien ihrem Verehrer,
Niedrer und kalter Sinn weiſt ſie allein nur zurück,

ſo iſt das, mein' ich, Beweis genug, daß ich bis dahin nicht „Mangel an geiſtig anregenden Einflüſſen" gelitten, ſondern daß die Talente, die man vielleicht in mir entdeckte, Pflege genug erfahren hatten. Ich bin nachher, in einem mannigfach bewegten Geſchäftsleben, der Aufforderung, die in jenem Diſtichon liegt, nach Kräften nachgekommen, wenn der Erfolg, mir wenigſtens, auch immer ein ungenügender geblieben iſt. Meine Lehrzeit beſtand ich zu Soeſt bei meinem Oheim, einem vielfach gebildeten, und was mehr als das iſt, einem überaus wackern und vortrefflichen Manne, der mir Muße vollauf gab, mich theils autodidaktiſch, theils durch Privatlehrer fortzubilden. Den größten Theil meiner zahlreichen Privatſtunden (Engliſch, Franzöſiſch, Italieniſch und ein Reitcurſus ſogar) hat er ſelbſt bezahlt! Ich verdanke ihm außerordentlich viel!

Was das Lexicon ſonſt über mich beibringt, iſt richtig, mit Ausnahme meines Verhältniſſes zu Grabbe, über das ich mich bereits mündlich gegen Dich ausgelaſſen habe. Nachdem ich alſo nachgetragen, daß ich zu Ende 35 und Anfang 36 noch Hugo's „Oden" und „Dämmerungsgeſänge" überſetzt (für die formelle Weiterbildung immer von Moment), kann ich gleich einen Sprung machen, und Dich aus meiner Barmer Zeit (1837—1839) an den Rhein nach Unkel führen. Der edlen Mercatura hatt' ich nun vollſtändig den Rücken gewandt und wollte in ſtiller Zurückgezogenheit ſchaffen, was mir der Geiſt eingäbe. Daraus ward indeß nichts! Von dem Zauber des Rheines ergriffen, den Simrath ſo wundervoll in ſeinem „An den Rhein, an den Rhein" angedeutet hat, hab' ich in Unkel viel gelebt und

geliebt, aber wenig gedichtet. Der Aufbau des Rolandsbogens war das Einzige, was ich dort ausführte, und das „Rolandsalbum" die einzige schriftstellerische Merksäule des ganzen Jahrs. Das „malerische und romantische Westphalen", zu dessen Vollendung ich eigentlich nach Unkel mich gewandt hatte, blieb liegen, und wurde erst später von Schücking fortgesetzt. Was ich mir übrigens in Unkel sonst errungen, und welch einen wichtigen Abschnitt in meinem Leben es bildet, weißt Du und siehst Du alle Tage im Anschauen meines häuslichen Glückes. Ich verließ die kleine Rheinstadt im September v. J., machte dann eine Reise nach Süddeutschland und sah Ida im November in Thüringen wieder. Den Winter bracht' ich theils bei ihr auf dem Lande (in Monra), theils in Weimar zu, wo ich mir in Eckermann, Bürck, dem Maler Schramm u. A. liebe Freunde erworben habe. Im Mai 1841 war meine Hochzeit — seit dem 26. Mai bin ich in Darmstadt. Das Weitere weißt Du — weißt, wie ich lebe und was ich von Literarischem zunächst vorhabe. Möge mir Gott beistehen, noch Viel zu schaffen und Besseres, als bis jetzt!

Ich bin seltsam bewegt, wie ich Dir da das nackte Gerippe eines Lebens hinstelle, von dem schon viel Lärm geschlagen, und an dem doch im Grunde wenig ist. Um es begreifen zu können, müßtest Du im Stande sein, zwischen den Zeilen zu lesen. Ach, da grünt manches Grab, da quillt manche Thräne, da fehlt es nicht an durchweinten und durchschwelgten Nächten, ein gebrochenes Mädchenherz zuckt dazwischen — ich bin betrübt bis zum Tode! — Jetzt gilt es, das Alte zu sühnen durch festes Beharren und treues, liebendes Halten an dem neu Errungenen! Ich liebe mein Weib unendlich, und ich hoffe zu Gott, daß ich in dieser Liebe Kraft und Muth für ein Leben finden werde, das man später mindestens nicht ein ganz verfehltes nennen soll.

Doch Du wolltest Notizen, und ich werde sentimental. Vergib und bleib' mir gut! Ich lege noch zwei Nummern des „Lippischen Magazins" bei, in denen Du etwas über meine früheren Detmolder Verhältnisse findest.

Um die Mitte des künftigen Monats wird Frau Grabbe hierherkommen, Schücking, die treue edle Seele, wohl schon früher; Hackländer bestimmt anfangs September. Ich hoffe auf viele frohe Tage.

Von Herzen Dein

Freiligrath.

* * *

August Nodnagel hat die im vorstehenden Briefe enthaltenen biographischen Mitteilungen in einem Buche benutzt, welches mit dem Titel „Deutsche Dichter der Gegenwart, erläutert von A. N." 1842 bei Diehl in Darmstadt erschien. Dasselbe bringt herzlich unbedeutende Besprechungen über Freiligrath,

Eichendorff, Rückert und Heine; doch beſaß es ſeiner Zeit immerhin den Wert, die erſte eingehende und dabei authentiſche Kunde über unſeres Dichters Lebensgang mitzuteilen.

An Levin Schücking.

Darmſtadt, 31. Aug. 41.

Lieber guter Schücking!

Welche Freude hatt' ich, als mir der Poſtbote vor einer Viertelſtunde Dein Packet einhändigte. Jetzt, ſeit ich Deinen Brief geleſen, iſt ſie fort, wenigſtens gedämpft, und ich hab' ein Gefühl in der Bruſt, als läg' ein eiſerner Reifen drum. Dein Brief iſt kalt und piquirt, himmelweit verſchieden von früheren, die Du mir in den letzten zwei Jahren geſchrieben. Lieber, einziger Kerl, hab' ich das verdient, trotz meines Schweigens? — „Ausgezeichnetſter", „Ceci n'étant à d'autres fins", „fidelissime ami" — ſieh', darüber könnt' ich weinen, wie ein Kind, oder wie ich ſelbſt vor einem Jahr zu Frankfurt, als mich ein Blick in die Literatur-Miſère unſrer Zeit erſt aufs Bett und hernach ſchluchzend an Deinen Hals warf! Du hätteſt mich en revanche mit Schweigen tractiren, hätteſt über mich losziehen, hätteſt mir ſaugrob ſchreiben können, das Alles hätt' ich verſchluckt, nur nicht dieſe Ironie, die mit platten Worten ſagt: „Ich bin nicht piquirt!" und doch durch die Art, wie ſie's ſagt, vom Gegentheile zeugt. Eine Kolbe fang' ich auf zur Noth; gegen Scheidewaſſer bin ich nicht gewaffnet! Und Scheidewaſſer hätteſt Du mir nicht appliziren ſollen! Von Dir frißt und ätzt es mehr, als von jedem Andern. Mir wird's nicht wieder wohl in der Haut, bis Du Balſam nachgegoſſen haſt, und daß Du's thun wirſt, dafür bürgen mir wenigſtens einige Stellen Deines Briefes. Sieh, Kerl, ich packe Dich mit beiden Händen: ſei mir wieder gut, ganz ungetheilt und ſchreib' mir nicht zum zweiten Mal ſo eine Epiſtel! — Herr Gott, das Gefühl, dich durch eigne Schuld verloren oder mindeſtens erkältet zu haben, ließe mir nicht Ruhe mein Leben lang! — Ich mag Nichts mehr ſagen, mir ſtehen die Thränen in den Augen! — —

Wohin haſt Du denn vor, Dich dieſen Winter zu wenden? Wenn Du noch keinen Ort gewählt haſt, ſo komme hierhin nach Darmſtadt! Herr Gott, wie wollt' ich jubeln! Thu's doch, ich bitte Dich! Keine Stadt wird Deinen Beſtrebungen zuträglicher ſein als eben unſre löbliche Reſidenz. Du wirſt zwar im Ganzen theurer leben als zu Münſter, aber doch immer wohlfeil genug. Ein hübſches, trauliches Manſardenlogis iſt alle Tage um wenig Geld zu haben, und die Koſt läßt ſich vielleicht auch billig in irgend einem Privathauſe ausmachen, möglicherweiſe gar bei mir ſelbſt, wenn Küche

und Keller erſt ein wenig mehr in der Reihe ſind. Bei Künzel, der immer ein paar junge Engländer in Koſt und Logis hat, wird es gleich von vornherein keine Schwierigkeiten finden, und er würde Dir ſicher ein billiger und nicht immer auf den Tag um Zahlung heiſchender Koſtherr ſein. Sonſt iſt das Leben hier ſtill, Zeit und Stimmung werden einem nur ſelten verdorben, und man kann tüchtig arbeiten. Die Großherzogliche Bibliothek iſt ausgezeichnet und namentlich in Rückſicht auf Engliſche Literatur reicher als die meiſten andern ihres Ranges. Das Theater (ich kenn's bis jetzt noch nicht) ſoll zwar nur mittelmäßig ſein, doch iſt es immer beſſer als das Detmoldiſche, das ja wohl bei Euch ſpielt — und das Orcheſter wenigſtens iſt vortrefflich. Der Kreis, in den Du durch mich kommen würdeſt und der Dich großentheils ſchon kennt und liebt, iſt ein intelligenter, liebenswürdiger und in mancherlei Weiſe anregender. Ich nenne nur Buchner (ein herrlicher Mann!), Duller, Künzel, Felſing (der berühmte Kupferſtecher), Jaup, Hallwachs (mit Tieck ſehr befreundet), Nodnagel, Tenner! Komme und prüfe und wenn's Dir gefällt, ſo bleib' bei uns! An mir, den ich zuletzt erwähne, weißt Du, was Du haſt! Vielleicht zieht Dich auch das! —

Was ſoll ich Dir nun ſonſt noch ſagen, Du ſchlechter Menſch, Du malitiöſer Kleucker! Daß es mir nach wie vor wohl geht, daß ich ruhig und befriedigt in mir ſelbſt bin, und daß meine Ida das herrlichſte Weib von der Welt iſt und mich alle Tage lieber hat? Das ſiehſt Du beſſer mit eignen Augen, und es kann mich alſo nur zu einem wiederholten: „Caeterum censeo" veranlaſſen. Wahrhaftig, Kerl, Du wirſt Dich freuen, mich wiederzuſehen. Die „toujours liebenswürdige Kreuzfidelität", von der Du ſchreibſt, wirſt Du zwar minder häufig an mir wahrnehmen als ſonſt, dafür aber eine ruhige Heiterkeit in meinem Weſen ausgeſprochen finden, die Du mir vielleicht gar nicht zugetraut haſt früher. Komm' recht, recht bald und laß uns froh und glücklich ſein, wie zuletzt vorigen Herbſt in Unkel, als wir uns von den Prager Studenten Webers letzte Worte und die Marſeillaiſe aufſpielen ließen. —

Ach, was haben wir uns viel zu ſagen und auszutauſchen! Noch einmal: Caeterum censeo, Darmstadium esse adiendum!

* * *

An Levin Schücking.

[Darmſtadt, undatirt. Sept. 41.]

Herzenslevin! — wie glücklich hat mich Dein Brief gemacht! Dacht' ich mir's doch gleich, daß Du's nicht ſo bös gemeint hatteſt! Als mein Brief fort war und ich Deinen noch 'mal vornahm, ſah ich gleich,

daß ich in der Erregtheit der ersten Lectüre zu empfindlich gewesen war, und Ida hat mich von vornherein ausgelacht mit meiner Hyperverletzlichkeit. Doch nun kein Wort mehr davon! Wir wissen jetzt mehr als je, was wir einander sind — nochmals die Hand darauf, alter Kerl! Mach' nur, daß Du bald kommen kannst. Ich sehne mich ungeheuer nach Dir! Nach Deiner Gemüthlichkeit, nach Deinen Gespensteraugen, nach Deinem Second Sight, nach Deiner ganzen tiefen, innerlichen Westphalennatur. Das ist, was uns, als ein gemeinschaftliches landsmännisches Element, so fest an einander kettet! Sie thut es vielleicht um so mehr, als wir uns hauptsächlich außerhalb Westphalens erkannt und aneinander angeschlossen haben: unter den petillirenden, oberflächlichen Niederrheinmännern sind sich unsre soliden, betrachtsamen Biernaturen lieber und mehr zum Bedürfniß geworden, als es vielleicht in Westphalen selbst der Fall gewesen wäre. Denn solid und betrachtsam bin ich, hol' mich der Teufel, auch, mag die böse Welt schwatzen, was sie will, und in Deiner Persönlichkeit erlebt unser treues, tiefes, poetisches Westphalenthum die schönste Verklärung, die ich mir denken kann. — O, unser liebes, stilles, abgeschiedenes Moor- und Eichen- und Haidenland! — Mir geht das Herz auf, wenn ich dran denke, — an die eingehegten, friedlichen Gehöfte, an die grauen verwitterten Rococostädte auf dem platten Lande, an die einsamen grasbewachsenen Wallgräben unter ihren Ringmauern, an das Kreuz am Wege — ach, an Alles, Alles das! — Da ist's still, da ist's friedlich, da saust kein Dampfschiff und da stöhnt keine Eisenbahn, da kann man sinnen und träumen und das Auge in dem schönen Wahnsinn rollen lassen, den unser altes verschlossenes Geschlecht, mehr vielleicht als irgend ein andrer deutscher Volksstamm, schon der Verwandtschaft wegen, mit dem Briten gemein hat. Wahrhaftig, ich glaube immer noch, daß ich später einmal nach Westphalen zurückkehre und in der Ruhe des Landes oder einer ländlichen Stadt, meinetwegen mit Gras auf den Straßen, mein Lebensepos, meinen Childe Harold, vollende. Herr Gott, Kerl, das Leben ist doch das einzige wahrhafte Gedicht! Geboren werden und Kind sein, und am Mund der Mutter hangen, und sterben sehen, und weinen, lachen, lieben, glücklich und unglücklich machen, Ebbe und Fluth im Innern und Aeußern, gebrochne Herzen und Traualtäre — Alles das und mehr noch, ist's nicht das famoseste Gedicht, was aufkommen kann? Ich will sehen, was ich zuerst schmiede! Das Leben eines Poeten, poetisch gefaßt, muß was Excellentes werden und ist noch nicht da gewesen. Denn Byron gibt nur Theile seines fahrenden Ich, und selbst denen fehlt der Abschluß, die Versöhnung! Und auch die mein' ich gefunden zu haben — Gott Lob! — Aber wohin gerath' ich? — Ich wollte Dir ja nur sagen, daß

Du mir unendlich lieb biſt, und in Geſellſchaft Schlicki picloris bald kommen ſollſt. Denn auch er iſt ein prächtiger Kerl, und wir drei müſſen jedenfalls beiſammen ſein, wenn wir unſeren heimathlichen Strich (ich meine Strich Landes und keineswegs den Weſtphäliſchen Strich oder Sparren, von dem Immermann einmal mit mir redete) in allen ſeinen Richtungen zu Darmſtadt vertreten wollen. Pack' ihn ja auf zu Unkel, und laß Dich mit einem prächtigen Menſchen, Karl Krah, jetzt zu Cöln, früher im Brohlthal, bekannt machen, den ich ſehr liebe und den auch Du lieb gewinnen wirſt. Ich hab' ihn und ſeine Schweſter Anfangs Juli mit meiner Frau auf ſeinem Thalſchloſſe beſucht und da ich nicht nach Unkel mochte, Schlickum auch dahin beſchieden. Wir haben ein paar herrliche Tage im Thal und am Laacher See mit einander verlebt. — Beſuche doch auch Simrathen (in Bonn oder auf dem Menzenberg), ehe Du hierhin kommſt. Der Sappermenter antwortet mir in ſeiner gewöhnlichen altdeutſchen Faulheit gar nicht einmal auf meine Einladung zur Britannia. 'S iſt aber doch ein lieber Kerl, eine rechte Kernnatur. Waſch' ihm übrigens den Kopf! —

O Prudens, Prudentissime! — Ad vocem meines Lateins: In meinem vorigen Brief ſteht: adiendum für adeundum! So ſagt' ich einmal als Pennal, als wir beim alten Möbius mündlich aus dem Griechiſchen in's Lateiniſche vertirten: davit für dedit. Ueber dieſen König in Iſrael iſt viel gelacht worden.

Die jetzigen Detmolder Gymnaſiaſten ſind vorgeſtern altdeutſch in Federbarett zum Hermann hinaufgezogen. Unterdeſſen iſt Herwegh zu Zürich „lebendig". Ein famoſer Kerl, aber die politiſche Poeſie, inſofern ſie eine diplomatiſche iſt, taugt eben nichts, und iſt von der patriotiſch-politiſchen wohl zu diſtinguiren. Die Poeſie ſoll ſich eben an das Ewige, Bleibende halten und nicht immer mit dem verfluchten Dreck und Schund unſers kläglichen, miſerablen Menſchen- und Staatslebens zu ſchaffen haben. Meine Kameele und Neger ſind nun freilich, Gott ſei's geklagt, auch juſt nichts Ewiges und Bleibendes, an dem man ſich in die Höhe ranken könnte, aber wenn mir der liebe Gott nur etwas mehr freien Odem und ein gut Theil weniger Sorgen gibt, als ich jetzt habe, ſo denk' ich noch was Tüchtiges zu leiſten. Für's Erſte muß ich aber noch in dieſem materiellen Druck, in dieſem Kampf mit den Verhältniſſen drin ſitzen, dann wird die Geſchichte nachher um ſo famoſer.

Vale, lieber Kleucker! — Dieß iſt nun wohl der letzte Brief, den ich Dir vor Deinem Kommen ſchreibe — werd' ich von Dir noch einen kriegen? Entſchuldige mich, daß ich nicht frankire. Meine Caſſe iſt im Augenblick verflucht knapp, und Du haſt wohl Pump beim Poſtboten. Das muß

gegenseitige Convention sein bei uns: Wer Geld hat, frankirt; wer keins hat, läßt's bleiben. — Adieu, Alter! —

* * *

An Luise Grabbe in Mannheim.

Darmstadt, 26. October 1841.

Uebermorgen also werden Sie Ihre Rückreise antreten. Tausend Grüße nach Detmold — an Alle, von denen Sie voraussetzen können, daß sie nahen Antheil an mir nehmen. — — Soest?! Ich bitte: Nein! — Doch geb' ich Ihnen mein Wort, daß ich in kürzester Zeit an meine Familie schreiben, und, so Gott will, alles auf das alte, schöne Verhältniß zurückführen werde. Ich brauch' Ihnen wohl nicht zu wiederholen, wie diese unselige Störung mir am Herzen nagt, und mir trotz alles übrigen Glückes Tag und Nacht keine Ruh' läßt. — Wozu aber wollten Sie hingehen? Von mir reden? Die Nachricht, daß ich bitter, bitter beklage, würde wohl erfreuen, die gleichzeitige Beschreibung meines Glücks aber eben so sehr verwunden! — Darum bitt' ich nochmals von Herzen: Nein! — Ich muß erst geschrieben haben! — Erkundigen Sie sich aber im Gasthofe, wie es Allen geht und schreiben Sie mir's! — O Gott, weiß ich doch kaum, ob sie noch leben Alle! — Lassen Sie mich bald etwas hören — bald, bald! — Und schreiben Sie mir die reine Wahrheit — ich bin betrübt bis in den Tod! —

* * *

An Levin Schücking.

Darmstadt, 28. November 1841.

Du mußt meine Faulheit entschuldigen! Es hat seit einem Monat gestürmt — in mir und um mich her, und wie oft ich die Feder angesetzt habe, Dir zu schreiben, so ist doch nie was Gescheutes aufs Papier gekommen. Auch heute nur zwei Worte; in acht Tagen spätestens hast Du einen Dich durchaus befriedigenden Brief. — Vorläufig nur: daß die Britannia wahrscheinlich gar nicht ins Leben tritt. Wie sehr ich mich dadurch im Materiellen für meine nächste Zukunft contrecarrirt sehe, bedarf wohl nur der Andeutung! — Außerdem haben mich Nachrichten aus Soest kürzlich sehr, sehr niedergedrückt, und ich habe manchmal selbst in Gesellschaft Mühe, meinen Thränen zu wehren. — Und das Alles sind Sorgen und Schmerzen, die meine Frau nicht theilen kann! Und einen Freund, wie Du es mir bist, hab' ich hier nicht! So muß ich denn Alles stumm und geduldig in mich hineinfressen!

Sonst geht's mir wohl! Das Glück meiner Ehe, sofern es auf der Liebe beruht, steht auf einem Felsen, und das ist viel, ist alles!

* * *

An Karl Buchner.

Darmstadt, 3. December 1841.

— Ueber Shakespeare's „Venus und Adonis" bin ich zum Theil Ihrer Meinung, und glaube, daß in dem, worüber wir nicht einverstanden sind, Heinrich Koenig sich auf meine Seite schlagen würde. Nelly und Alice (in William's Dichten und Trachten) sind doch zwei durchaus keusche Erscheinungen, und tragen nichtsdestoweniger kein Bedenken, von dem Gedichte zu reden, es zu loben und es vorlesen zu hören. Ich finde es weniger zuchtlos, als natürlich; und selbst die Zuchtlosigkeit zugegeben, so ist es doch immer noch nicht lüstern. Ein Rubens'sches Bild ist in seiner derbniederländischen Fleischlichkeit bei weitem nicht so gefährlich, als gewisse Pariser Lithographien unserer Zeit, die in berechneter Halbverhüllung erst recht stimuliren. Daß die Nacktheit an sich nicht immer zu verführen im Stande ist, geht ja eben aus diesem Gedichte hervor: hätte Frau Venus nicht so gar plump mit ihren Reizen drein geschlagen, so wäre der keusche Jäger doch noch vielleicht in ihr Garn gegangen. Ich halte eine gute Uebersetzung des Gedichts immerhin für verdienstlich, und meine, daß, wenn wir bloß die Decenz zu Rathe ziehen, wir Nichts von Shakespeare übersetzen dürfen, oder ihn in usum delphinorum castriren müssen. Daß ich den Anfang meiner Uebersetzung in ein Taschenbuch aufnahm, war ein großer Mißgriff, da unsre Damen eben prüder sind, als Nelly und Alice — warum aber eine Uebersetzung des Ganzen, selbständig erscheinend, aus ästhetischen und literarhistorischen Gesichtspunkten nicht dankenswerth sein sollte, seh' ich nicht ein. Vielleicht interessirt es Sie, meine Fortsetzung der Arbeit kennen zu lernen, und ich füge sie drum, soweit sie abgeschrieben ist, ebenfalls dem Couvert bei. Es geht darin fast noch materieller zu als im Anfang.

Nun muß ich aber schließen, und thu' es mit einem herzlichen: Nichts für ungut! In der Hauptsache sind wir doch Einer Meinung! — Mein Exoriare hat das Morgenblatt bereits gebracht. Die belletristischen Blätter wandern mit einer Schneckenhaftigkeit nach Darmstadt, die an's Lasterhafte grenzt.

Die Geschätzte empfiehlt sich wiederum der Geschätzten. Ist es nicht eigentlich treulos, daß wir beiden Schätzenden uns Briefe schreiben über Venerem cupidinesque?

* * *

An Karl Buchner.

Darmstadt, 5. 12. 41.

Als ich gestern Ihren Brief empfing, hing ich eben mit athemversetzender Gespanntheit über einer Waldscene in Coopers neuestem Romane,

und konnte Ihnen drum nicht gleich antworten. Abends war ich in einem kleinen Kreiſe bei Prof. Felſing, um von einer liebenswürdigen Dichterin eine handſchriftliche „Novelle“ vorleſen zu hören, die eben keine Novelle iſt, und der ich, wenn ich den boshaften Kritiker machen wollte, jedenfalls das Epitheton „fataliſtiſch-pathologiſch“ geben würde. Eine einfach erzählte Begebenheit aus dem wirklichen Leben, in der am Ende das ſühnende Schickſal im Geifer eines tollen Hundes herangeſchwommen kommt, iſt, ſelbſt bei aller Unbeſtimmtheit des noch immer nicht zur Genüge definirten Genre's, für mich wenigſtens keine Novelle. Das Herz und das Gemüth der Verfaſſerin hab' ich auch in dieſer Production reichlich zu bewundern Gelegenheit gehabt, als Kunſtwerk aber hat ſie mich durchaus nicht befriedigt.

Ich führe das Alles nur als abermaligen Beweis an, wie das äſthetiſche Urtheil über einen und denſelben Gegenſtand, je nach der Individualität des Empfangenden, verſchieden ſein kann. So geht's uns auch mit dem alten William. Daß ich Ihnen zum großen Theil in Allem, was Sie gegen „Venus und Adonis“ vorbringen, Recht gebe, wiſſen Sie; daß ich das Gedicht aber mit demſelben Rigorismus (Menzelianismus und Pruderie wollt' ich Ihnen nicht vorwerfen) beurtheilen ſollte, wie Sie, iſt mir unmöglich. Was Sie zur Entſchuldigung der Shakeſpeare'ſchen Ungenirtheit überhaupt ſagen, daß ſie aus ſeiner Zeit hervorgegangen wäre ꝛc. ꝛc., muß eben auch auf die Venus angewandt werden. Wer ohne dieſe billige Rückſicht an die Lectüre des Gedichts geht, wird ſich immer abgeſtoßen fühlen, wer es aber aus reinem Intereſſe an der künſtleriſchen und pſychologiſchen Entwicklung von Shakeſpeare's Rieſengeiſte, als nicht zu überſehendes Antecedens ſeiner ſpäteren gediegenern Schöpfungen, als erſte jugendliche Lanze des gewaltigen „Speerſchüttelers (Shakeſpeare)“ in die Hand nimmt, wird es nur zu ſeiner Freude thun und das, was ihn ſittlich und äſthetiſch verletzen möchte, der Zeit und der Jugend des Dichters zur Laſt legen. Und daß ich nur für ſolche Zwecke überſetze, trauen Sie mir doch zu!

Die kleine Controverſe, bei der am Ende doch jeder auf ſeiner Meinung beſtehen bleibt, wie bei allen Controverſen, macht mir Spaß, und ich weiß es Ihnen Dank, daß Sie ſie anregten. Gerade darum, mein' ich, ginge man freundſchaftliche Beziehungen ein, daß man ſich ohne ängſtlichen Rückhalt, ohne Empfindlichkeit und Uebelnehmerei manchmal den Kopf wüſche. Ich hatte übrigens in Jahr und Tag kaum noch an den Gegenſtand unſeres Streites gedacht, und er iſt mir erſt durch Sie wieder in friſche Erinnerung gebracht worden.

Treulichſt und herzlichſt Ihr

F. Freiligrath.

An Karl Krah.

Darmstadt, den 15. December 1841.

Es hat lange gedauert, Du lieber, treuer Freund, eh' ich Deine letzten freundlichen Zeilen, die ersten aus dem Banne des Cölner Doms! — beantwortet habe. Arbeit und Aerger sind Schuld gewesen! Daß ich des letzteren in dieser Zeit nicht wenig gehabt habe, möge Dir der Eine Umstand beweisen, daß die Britannia, nach manchem Zeit- und Geldverlust durch Vorarbeiten, Correspondiren, Anwerben von Mitarbeitern in Deutschland und England u. s. w., ja nach bereits erfolgtem Druck der ersten Nummer sogar, nunmehr doch nicht erscheinen wird. Die Verleger sind nach furchtbarem Hinhalten und Ausflüchten aller Art endlich vorige Woche mit der Erklärung herausgerückt, daß sie bei dem Unternehmen kein Heil voraussähen, und also lieber davon abstehen wollten! Wir erhalten nun freilich einen kleinen Schadenersatz von ihnen, das ist aber auch Alles, und ich komme dadurch kaum zu meinen wirklichen Auslagen. Eh bien, was läßt sich machen? Wie ich die Verlagshandlung kennen gelernt habe, würde die Redaction, auch beim wirklichen Erscheinen des Blattes, fortwährend in Hader mit ihr gelegen haben, und daraus wäre auch kein Heil erwachsen. Der liebe Gott (auf den ich, beiläufig bemerkt, große Stücke halte, und mich mehr auf ihn verlasse, als Du vielleicht glaubst) wird's wohl so zu meinem Besten gelenkt haben, und mich und mein liebes Weib auch ferner führen. —

Auch abgesehen von den Arbeiten zur Britannia hab' ich kürzlich mancherlei gemacht, und Anderes (worunter der unvergessene Laacher See mit der Widmung an Dich und Schlickum) wird in kürzester Frist vom Stapel laufen. Morgenblatt und Europa erhalten vorläufig ausschließlich, was ich zum Druck befördere, und Du weißt also, wo Du mich zu suchen hast, wenn Joseph, der eben so Lange als Redliche, mir nicht die Ehre erweist, mich im Feuilleton seiner Zeitschrift nachzudrucken. Mein Exoriare aliquis muß ja dort, wenn auch in verschiedener Weise, mannichfach angesprochen haben, wie's mich wenigstens der Ausfall dagegen in einer der jüngsten Cölner Zeitungen erwarten läßt. Schreib' mir doch Deine und Deiner lieben Schwester Meinung über das Gedicht. Keinenfalls, Freund meiner Seele, laß' Dich durch Geschwätz über mich, wie Du's in Deinem letzten Briefe ausplauderst, irre machen an mir. Ich fühl' es noch voll und mächtig in mir pulsen, und wenn ich auch in jener gottvergessenen Unkeler Zeit mordfaul war, und wenn ich selbst jetzt noch manchen Fehltritt thun sollte, so kann ich doch mit vollem, freudigen Bewußtsein sagen, daß ich mich noch nicht ausgegeben habe, und im Gegentheil Besseres und Reicheres versprechen darf, als ich schon gedichtet bis jetzt. — Jene Recension

des Diego Leon enthält übrigens neben einigem Wahren vieles Falſche, und geht inſonderheit unredlich zu Werke, inſofern ſie meine politiſche Geſinnung verdächtigen will. Ich habe den Stoff lediglich aus menſchlichem Intereſſe aufgegriffen, und wenn ich mich gegen alle und jede Conſequenzen, die man aus der Wahl eines ſolchen Stoffes möglicherweiſe ziehen könnte, ganz beſonders durch die Worte verwahre:

Der Dichter ſteht auf einer höhern Warte,
Als auf den Zinnen der Partei,

ſo iſt es mindeſtens nicht ehrlich, die Aufrichtigkeit dieſer Verwahrung zu verdächtigen, wie es in jener Recenſion geſchehen. —

* * *

An Adelheid v. Stolterfoth.

Darmſtadt, Sylveſter 1841.

Ich kann das alte Jahr nicht beſchließen, ohne Ihnen, verehrte Freundin, noch ein Wort des Dankes zuzurufen. Ihr letzter Brief hat mich und meine Ida wieder einmal recht erquickt und geſtärkt, und ich hätte Ihnen ſchon längſt darauf geantwortet, wenn ich nicht über die „Britannia" im Ungewiſſen geweſen wäre. Das Unternehmen iſt, noch ehe es geboren war, zu Grunde gegangen. Nachdem die Verleger mich nach Darmſtadt gelockt hatten, nachdem in Deutſchland und England tüchtige Mitarbeiter geworben waren, nachdem bereits die erſte (freilich nur pro forma gedruckte) Nummer vorlag, ziehen die Menſchen ſich zurück, und da ich mich in meiner Ehrlichkeit nicht contractlich mit ihnen ſicher geſtellt habe, ſo muß ich jetzt ſehen, wie ich mich mit ihnen abfinde. Es iſt eine trübe, bittre Erfahrung, die ich aus dem alten Jahre mit in's neue hinübernehme, und wenn ich nicht von Haus aus einen friſchen leichten Sinn hätte, und namentlich jetzt, an der Seite eines lieben Weibes, über die Unbilden des Lebens mich zu erheben im Stande wäre, ſo könnte der heutige Sylveſterabend ein recht düſterer für mich werden. Aber er ſoll es nicht! Ich fühle mich jung und liederreich mehr als je, und ſo will ich denn friſch und vertrauend in 1842 hineinſchreiten! Erhalten Sie uns nur auch im neuen Jahr Ihr Wohlwollen und Ihre Theilnahme! Sollte es ſich mit einer Stellung im Naſſau'ſchen nach Ihrer Idee geſtalten, ſo nehme ich ſie aus Ihrer Hand gern und dankbar an! Was ich gefühlt, als ich Ihren gütigen Vorſchlag las, brauch' ich nicht zu ſagen! Worte ſind ſo wenig! — —

Für die ſchönen Gedichte zum Cölner Dom-Album meinen herzlichen Dank. Ob das Buch erſcheinen wird, iſt freilich auch noch die Frage, da

der Dom-Verein unſer Project ziemlich gleichgültig aufgenommen hat, und wir ohne ihn nichts wagen können. Ueberall geſcheiterte Entwürfe! — Gottlob iſt wenigſtens dieſer letzte noch zu keiner Lebensfrage geworden! —

* * *

Eine Stelle in der Mitte dieſes vorſtehenden Briefes bezieht ſich auf einen um jene Zeit mehrfach beſprochenen Plan, Freiligrath die möglichenfalls bald erledigte Stelle eines Landesbibliothekars in Wiesbaden zu verſchaffen, wozu Adelheid v. Stolterfoth ihre Unterſtützung verhieß.

An Karl Simrock.

[Darmſtadt, Ende 41 oder Anfang 42.]

Lieber Simrath!

Nur wenige flüchtige Worte, da Du wahrſcheinlich eben ſo ungern Briefe empfängſt, als welche ſchreibſt. Zuerſt alſo ein herzliches: Proſt Neujahr! Bleib' mir auch im neuen Jahr zugethan, und wenn Du es auch nicht über Dich gewinnen kannſt, mir zuweilen ein kurzes Lebenszeichen zu geben, ſo laß' wenigſtens beim nächſten Wiederſehen (wahrſcheinlich findet es im Sommer ſtatt) Deinen Händedruck ebenſo warm ſein, als er es beim Scheiden war.

Dann bitt' ich Dich, mir die Mitdedication meiner 4. Auflage, von der ich ein Exemplar beilege, nicht verübeln zu wollen. Es drängte mich Dir auch einmal öffentlich zu zeigen, wie werth Du mir biſt. Nimm freundlich an, was ich Dir freundlich biete.

Gott mit Dir, Du eben ſo Fauler, als Redlicher! Dein Bild (auf dem Umſchlag der Rheinſagen) liegt in dieſem Augenblick vor mir, doch ſchreibſt Du auf ihm wohl eher an Deinem Parcival, als an einem Briefe an mich. Es geht mir wohl, muß ich doch noch zum Schluß bemerken! Ich lebe ſtill und ſolide vor mich hin und laſſe mir von meiner Frau die trüben Wintertage hell und ſonnig machen. Ich arbeite jetzt tüchtig an meiner Ueberſetzung der Hemans (Proben haben längſt im Morgenblatt geſtanden), zu der auch meine Frau ein Dutzend Gedichte beiſteuern wird.

* * *

An Adelheid von Stolterfoth.

Darmſtadt, 11. Januar 42.

Faſt fürcht' ich, daß mein Sylveſterbrief ein wenig zu düſter war, oder daß die Andeutungen, die ich an das Scheitern der Britannia knüpfte, Sie vielleicht mit zu viel wohlwollender Beſorgniß wegen meiner Zukunft erfüllten. Jedenfalls bleibt es ausgemacht, daß mir eine „geſicherte bürgerliche,

Existenz" Noth thut — ein prosaisches Spalier, an dem der Epheu meiner Poesie lustig und ungedrückt in die Höhe ranken möge. Wo ich's finden werde, ist mir freilich noch nicht klar. Ob in Preußen, muß sich jetzt bald entscheiden. Prinz und Prinzessin Wilhelm, denen ich bei ihrem Hiersein vorigen Herbst einigemale aufzuwarten die Ehre hatte, versicherten mich aus freien Stücken, daß man mich in Preußen sicher berücksichtigen würde, wenn ich irgend die Absicht hätte, dahin zurückzukehren. Damals war ich noch durch die Britannia gebunden, und konnte also bloß meinen freudigen Dank für jene huldvolle Aeußerung zu erkennen geben. Nachher aber habe ich mit Herrn von Radowitz zu Frankfurt, auf den mich Prinzeß Wilhelm zu verschiedenen Malen hinwies, mündlich und schriftlich über die Möglichkeit einer Anstellung im Preußischen conferirt, und jetzt bereits vor 1½ Monaten, gemeinschaftlich mit einem von Alex. von Humboldt protegirten Freunde, Noback zu Erfurt, eine Bittschrift an den König gelangen lassen, „daß es uns vergönnt sein möge, eine vom Staat unterstützte und garantirte Handels-Akademie in Berlin zu errichten."

Ich gestehe offen, daß ich mich diesem Unternehmen meines Freundes Noback nur angeschlossen habe, weil ich ihm, für den Fall der Ausführung seines Plans, schon vor längerer Zeit meine Betheiligung zugesagt hatte. Eine Placirung im Bibliothekfach wäre meinen Neigungen weit entsprechender. Herr von Radowitz ist auch der Meinung, daß unsre Bitte, trotz Humboldt's lebhaftem Interesse, aus mancherlei Gründen keine Berücksichtigung finden werde, und wir müssen jetzt zunächst den Bescheid erwarten. Prinzeß Wilhelm habe ich übrigens schon vor Weihnachten von jenem Schritte benachrichtigt.

Keinenfalls kann derselbe schaden, auch für den Fall einer abschlägigen Antwort. Der König weiß jetzt, daß mir an einer Stellung im Preußischen gelegen ist, und die Art, in der ich darum eingekommen bin, bringt mir keine Unehre. Ich habe keine Sinecure verlangt, sondern für eine Sicherung meiner Lage reelle Dienste angeboten! Zudem hab' ich mein Gesuch nicht im Geringsten durch mein Bischen literarischen Renommée's motivirt, sondern nur das Nämliche erbeten, was mein Freund, ein durchaus tüchtiger Mann zwar, aber nicht im Entferntesten eine Notabilität, als Preußischer Staatsbürger überhaupt erbitten zu dürfen glaubte.

Bis jetzt kommt mir ein Ruf nach Preußen immer noch problematisch vor, und Sie werden es mir drum nicht verargen, verehrte Freundin, wenn ich in meinem letzten Briefe die Aussicht nicht zurückwies, die Sie mir, als später vielleicht möglich, in Ihrem Lande eröffneten. Was sich mir in ehrenhafter Weise zunächst darbietet, ist mir das Liebste und Willkommenste. Darin sind Sie gewiß mit mir einverstanden! —

Schücking, der Treue, Tiefe, Gute, sitzt diesen Winter auf dem Schlosse des alten Nibelungen von Laßberg zu Meersburg am Bodensee, und bringt dort die Bibliothek seines edeln Wirthes in Ordnung. Schücking ist eine über Alles liebenswürdige und poetische Natur.

* * *

An Levin Schücking.

Dstdt., 3. Febr. 42.

Theuerster Levin!

Du hast Recht, daß ich ein Schlingel bin, und ein großartiger dazu! Vier Briefe von Dir hab' ich schon aus Meersburg empfangen, und Du hast kaum eben soviel Wische dagegen gekriegt. Nun, sei nicht bös, alter Freund! Du weißt ja, daß ich ein fauler Mensch bin, aber doch eine ehrliche Haut, die von ganzer Seele an Dir hängt, und die Du ad libitum, um im Bilde zu bleiben, ausklopfen und gerben kannst, wenn sie's gar zu arg macht. Basta, Amen, Selah! Der Tuback meines Schweigens ist sehr stark gewesen dießmal, aber ich habe Dir ja schon im Octbr. eine Friedenspfeife geschickt, aus der Du ihn rauchen konntest. —

Lieber Kleucker, Du mußt ja in einem wahren Paradiese sein bei Deinem alten Freiherrn, dem Du seine saubere Fraktur so zierlich nachmalen kannst! Ich sitze derweil zu Darmstadt auf dem Trockenen und würde mich herzlich langweilen drin, wenn ich nicht meine Frau, meine jungen Lieder (Du mußt wissen, daß ich fleißig bin) und dann und wann einen Brief aus Meersburg, Görlitz, Deutz, Unkel und etwelchen andern Gutleutnestern hätte. Nun will ich aber erst das Geschäftswesen auf die Seite bringen und zwar auch nummernweis, sintemal das schneller geht, „hernach dann schwätzen wir!" —

Die Britannia ist wirklich zu Grunde gegangen, und ich habe deßwegen mit Künzel eine Erklärung in der Augsbgr. Allgem. Zeitung losgelassen. Ich habe nicht Lust, die Unternehmung der Britannia noch einmal aufzunehmen, nachdem sie gleich Anfangs so viel Pech gehabt hat. Die Felicia und manches Eigene nehmen mich fast ganz in Anspruch jetzt, und wenn ich damit fertig bin, so wird sich wohl etwas Anderes gefunden haben, das mich dem Prekären einer auf ein Journal angewiesenen Existenz überhebt. Es sind Haken nach mehr als einer Seite ausgeworfen, und sobald irgend ein Wallfisch angebissen hat, sollst Du's wissen.

Ueber Deine ganz superbe Domschrift sollst Du bis zum 15. d. M. eine Anzeige in Du Monts Blatte finden. Die Auspicien für den Bau sind doch herrlich jetzt, es ist eine wahre Lust! In einer Simrathen zugeeigneten Rheinsage, die Du wahrscheinlich in den ersten Tagen im Morgenblatt lesen

wirſt, hab' ich auch des Gegenſtandes gedacht, und bin eben wieder mit einem beſonderen Gedicht darüber beſchäftigt, das ich bis zum 15. Du Mont ſchicken will. Mich ſoll wundern, was Du über jenes: „Auch eine Rheinſage" ſagen wirſt. Der Conception nach fällt es noch in die Unkler Zeit, iſt aber erſt in voriger Woche niedergeſchrieben worden. Auf alle Fälle bitt' ich Dich um ein brieflich Urtheil.

Wenn Du wieder hier biſt, mach' ich Dich mit einem ganz famoſen Frauenzimmer bekannt, die ohnlängſt von Wien hierher kam, mit Zedlitz befreundet iſt, ſelbſt dichtet und für meine Lieder enthuſiasmirt iſt. Sie gehört der erſten Darmſtädter société an, iſt 25 oder 26 Jahre alt, geiſtreich, witzig, talentvoll, lebendig — kurz ein Mädchen, die einem Dichter gefährlich werden kann. Kerl, da heißt es, die Rococoſtaatsweſte anziehen und das Waſſer Deines Steines ſpielen laſſen! Dann wird ſie nicht widerſtehen können und es wird nicht lange dauern, ſo tritt die gemeinſame Wirthſchaft in's Leben. —

Jetzt iſt unſer Leben ziemlich ſtill und gemüthlich einförmig! Sonſt hat's im Herbſt noch manchen Beſuch abgeſetzt, manche Bekanntſchaft iſt noch gemacht, manche noch erneuert worden. Clemens Brentano, Freiherr von Gagern, Dingelſtedt, Carriere, Frau Grabbe, Frau Gutzkow, Lorenz Diefenbach — Gott weiß, wer ſonſt noch! Am wohlſten iſt uns ſelbander in traulicher Stille, wie eben jetzt, wo ich in meiner Frauen Cabinetchen, hinter Blumen und zwiſchen Bildern, bald mit Dir und bald mit Ida kohle und koſe.

Wo iſt denn eigentlich die Droſte, Du Geheimnißkrämer? Empfiehl mich zu Gnaden, ihr und dem Laßberg. Gott mit Dir, Du theurer lieber Kerl, Freund meiner Seele! Künzel, Nodnagel, Duller, Tenner — Alle grüßen beſtens. Iſt Dein Meerſchaumkopf gut geworden? Nochmals, vale! — Mit Kuß und Handſchlag in alle Wege Dein wandellos treuer

Freiligrath.

Von Buchner noch einen ganz beſonderen Gruß! Er und ſie ſind die treumeinendſten Freunde, die wir hier gefunden, obgleich man auch mit ihnen im Umgang nicht über gewiſſe Grenzen hinaus kommt. So vertraut wie mit Dir werd' ich freilich mit Buchner nie werden. Nichtsdeſtoweniger iſt er ein lieber braver Mann, ein ehrenhafter und ehrenwerther Charakter!

* * *

An Karl Krah.

Darmſtadt, 4. Febr. 1842.

— Mein größtes ohnlängſt fertig gewordenes Gedicht heißt „Auch eine Rheinſage" und iſt Simrathen dedicirt, dem ich es ſchon vor zwei Jahren

—

verſprochen hatte und erſt jetzt mein Verſprechen löſe. Das durfte wohl doch dem Laacher See noch voraus gehen? Verlaß' Dich übrigens drauf, daß auch der bald eine Ueberſchwemmung in den Blättern anrichten ſoll! Die „Rheinſage" habe ich an's Morgenblatt geſchickt (wo ſie mir grade 37½ Gulden einbringt), doch wird ſie Du Mont wohl gleich im Feuilleton nachdrucken. Sie hat ein ſpeciell Cölniſches Intereſſe, und mich ſoll's wundern, wie man ſie aufnimmt. Schreib' mir auch, was die Leute ſagen. Namentlich, ob ſie den Humor und die gutmüthige Selbſtperſiflage des Gedichtes verſtehen? Da es, der erſten Conception nach, wirklich noch in meine Unkeler Zeit fällt, ſo hab' ich natürlich auch gethan, als ob es damals geſchrieben wäre, doch kann ich Dir im Vertrauen ſagen, daß nur die 2 erſten Strophen in Unkel entſtanden ſind, die 47 übrigen aber vorige Woche hier zu Darmſtadt hinter der Katholiſchen Kirche. Das thut natürlich Nichts zur Sache!

Nun kommt die luſtige Carnevalszeit, und Du wirſt mit Deiner lieben Schweſter wohl jedenfalls den Gürzenichsball mitmachen! Sei ſolide, altes Haus, und verkneipe nicht ſo viel Geld, wie ich vor zwei Jahren! Alles vergeht, Tugend beſteht, Papiergeld verweht, Vivat die Solidität! Darnach richte Dich! — Melde mir übrigens, was ſich Neues im Reiche der Narrheit zugetragen hat. Item, was es Neues in der Dom-Angelegenheit gibt, der großen, herrlichen, der ich grad' heut ein Lied widme.

* * *

An Karl Buchner
zu ſeinem
ſechs mal ſiebenten Geburtstage
12. Febr. 1842.

Geburtstag? — Was? — Schon wieder heut?
Was — zweiundvierzig Jahr?
So nehm' ſie ſich doch Zeit, Frau Zeit!
Sie rennt zu raſch, fürwahr!
Man bliebe gern doch manchmal ſtehn,
Blieb' immer Jüngling gern!
Ja, ſchönen Dank! Da hilft kein Flehn:
„Marſch, zu den alten Herrn!"

Altherrlichkeit? — O triſter Schluß!
Altherrlichkeit? — Zu viel!
O bittres Muß, o harte Nuß!
O ehrbarernſtes Ziel!
Die Stirn gefurcht, das Haupt bemooſt —
Wie lag das einſt ſo fern!
Nun iſt es da, nun ſagt man: „Proſt,
Ihr andern alten Herrn!"

Und kann es, mein' ich, freudig thun
Und mit gehobner Bruſt!
Wohl iſt man aus den Kinderſchuh'n,
Doch auch — kein Graukopf juſt!
Noch wirkt man rüſtig, ſtrebt und ſchafft,
Von Mark erfüllt und Kern:
O, gäb' es nur von gleicher Kraft
Recht viele alte Herrn!

Und dann: — Zu Haus ein froh Gemiſch
Von Kindern, groß und klein;
Sechs offne Mäuler um den Tiſch,
Die luſtig „Vater!" ſchrein;
Und über all der wilden Brut
Ein liebes Weib als Stern: —
So, dächt' ich, ſitzt es ſich ſchon gut
Im Rath der alten Herrn!

Auch treue Freunde ſteh'n bereit
Mit Herz und Mund und Hand:
Drum muthig der Altherrlichkeit
Das Auge zugewandt!
Umfängt das Haupt einſt Silberglanz, —
Und wären ſie auch fern,
Sie weihen dennoch Lied und Kranz
Dem ur-uralten Herrn!

* * *

An Levin Schücking.

Darmſtadt, 24. 2. 1842.

Liebſter, beſter Freund!

Kaum war mein geſtriger Brief aus dem Thore, als Dein köſtlich Packetchen mit ſeinem allerliebſten Begleitſchein eintraf. Wir haben uns köſtlich amüſirt über Dich, Du famoſer Knöpflesſchwab! Hol' mich der Teufel, Du warſt trunken von Knöpflen, als Du Deinen Brief ſchriebſt. Ueber Dein: „Hä?!" hab' ich mich faſt gewälzt vor Lachen, und meine Frau hat von Herzen mit eingeſtimmt, Du lieber, excellenter Menſch! Dir muß urwohl ſein auf Deinem Schloß am Meere, daß Du am Tage Suſannen der Unverführbaren ſo Kleuckeriſche Fabelhaftigkeiten ſchreiben kannſt. Dank, tauſend Dank für Alles! Jetzt hab' ich aber keine Zeit mehr, drüber zu ſchwätzen, ſondern muß Dir, eh' ich in der nächſten halben Stunde mit der Poſt gen Frankfurt ſäuſele, in aller Eile noch die geſtern angedeutete importante Mittheilung machen. —

[Es folgt nun eine längere Auseinanderſetzung über die vom Fürſten Wrede dem Freund angebotene Erzieherſtelle.]

Mehr kann ich Dir heute nicht ſchreiben, da ich gleich fort muß. Erwäge nun Alles in einem feinen Herzen, und geh' mit der Droſte und dem Edeldegen ſäuberlich zu Rathe, auf daß Du keinen dummen Streich begeheſt! Du wärſt wirklich recht ein Mann für den Fürſten! Ich las heute ſeinen Brief, worin er ſich nach einem Erzieher umſieht. Sehr lieb, ſehr herzlich, ſehr gediegen! Einen „Freiheitsſchwindler und Weltverbeſſerer" will er nicht, wenn auch einen Mann, der auf der Höhe der Zeit ſteht. Ich wüßte nicht, ob er ſo leicht Jemanden fände, der dieſer Anforderung in dem Maße entſprechen könnte, wie Du! Drum prüfe und überlege und behalte das beſte!

Uns am Darm freut es ſchließlich ſonderbar, daß wir am Schwäbiſchen Meere, wie es einem Könige zukommt, bei Gelde ſind, — wegen des Porto's! Wir am Darm befinden uns nämlich augenblicklich im Zuſtande baldigſter Abgebranntheit. Das Rädlein Fortunä hat ſich gewaltiglich mit Uns geſenkt, je dennoch hoffen wir zu Gott, daß es ſich demnächſt wieder erheben werde, wo wir ſodann mit gewohnter Generoſität frankiren wollen, wie ehedem in den Tagen unſerer klingenden Glorie! —

Adieu, liebſter Kleucker! Allemal Dein

Kleucker.

* * *

An Karl Buchner.

Darmſtadt, 26. 2. 42.

Herweghs Gedicht iſt ſchön und hat mich gefreut. Ich werde in kurzer Zeit eine Antwort fertig haben, und ſie im Morgenblatt drucken laſſen. Mein keckes Wort („Der Dichter ſteht ꝛc. ꝛc.") gereut mich nicht. Es hat eingeſchlagen und gezündet, gleichviel ob pro oder contra, und die Frage über die Stellung der Poeſie zu den politiſchen Erregungen des Tages iſt dadurch in einem weitern Kreiſe populär geworden, als hundert Recenſionen über Hoffmann, Herwegh und Dingelſtedt (Kuckuck, Lerche und Nachtigall, wie die neueſten Blätter für liter. Unterhaltung ſie nennen) es vermocht hätten. Herweghs Gedicht blitzt und blendet, aber eben mit einigen ſeiner prächtigen Bilder hat er mir famoſe Waffen in die Hand gegeben. Sie ſollen übrigens mit meiner Antwort zufrieden ſein. Ich will bloß die Rechte der Poeſie wahren: — es wäre doch grauenvoll, wenn wir einzig politiſche Gedichte machen dürften! —

* * *

An Chriſtian Matzerath.

Darmſtadt, 1. März 1842.

Lieber alter Freund!

Den herzlichſten, wärmſten Gruß zuvor! — Es hat wieder lange

gedauert, eh' ich Deinen Brief vom Juli vorigen Jahres aus einem Wust anderer Reste hervorgesucht und mich über seinen Inhalt und Ton wiederholt gefreut habe! Ich bin eben ein großer Faulenzer, alter Matz, und Du mußt Nachsicht mit mir haben! Haben es doch auch andere Leute mit mir und ich wiederum mit anderen Leuten! Wie ich unter Anderen von Simraths altdeutscher Schweigsamkeit zu leiden habe, davon kannst Du Dir einen Begriff machen, wenn Du erfährst, daß ich seit vorigem Sommer auf zwei Briefe, auf die Mitwidmung meiner 4ten Auflage, auf Einsendung eines Exemplars derselben und allerneuestens auf die Zuschrift meiner fürtrefflichen Rheinsage bis heute auch noch nicht das blasse Insect von dem Parcival-übersetzenden Beatus ille des Menzenbergs gehört oder gesehen habe. Doch vergeb' ich's ihm, denn ich weiß ja, daß es so seine Art ist und daß er's nicht bös meint. — Gleichermaßen möcht' ich mich nun auch Dir zu freundlicher Nachsicht anempfohlen halten! —

Wie Du inzwischen gesehen haben wirst, hab' ich meine 4te Auflage auch Dir mitgewidmet und hoffe, daß Dir die Widmung recht gewesen ist. Ich würde Dir längst ein Exemplar geschickt haben, aber Buchhändler-gelegenheiten sind mir wegen ihres Schneckenganges verhaßt, und die Sendung zur Post hätte mich oder Dich schier eben so viel gekostet, als das Buch werth ist. Ich bitte Dich drum, es Dir entweder zu kaufen, oder bis zu Deiner Hochzeitsreise zu warten, wo ich's dann Deiner jungen Frau zum Zeichen meiner alligatorischen Wohlgewogenheit überreichen werde. Vorläufig nimm die Widmung freundlich auf! Wir haben so manche gute Stunde heiterer Jugendlust mit einander verlebt, wir haben so manchen Römer jubelnd zerschmettert, daß die Erinnerung daran mir noch jetzt in der Seele wohlthut und daß es mir Bedürfniß war, Allem dem, für Dich und mich ein Denkmal zu setzen, so gut ich's vermochte. Und das ist eben das Stück Widmung! —

Laß' mich sehen, was mir Dein Brief noch zu besprechen gibt. — Rheinisches Jahrbuch — transeat! Der Schwierigkeiten waren zu viele, und beim Eintreffen Deines Briefes war es ohnehin schon zu spät damit. Laß' uns froh sein, daß wir wenigstens zwei Jahrgänge mit Ehren hinausgeführt haben; es ist doch immer ein ordentliches Unternehmen gewesen, und wir können männiglich damit unter die Augen treten. — Mir ist's seitdem noch schlimmer gegangen, wie Dir! Du wirst wissen, wie Konrad Schwenck[1]),

[1]) Konrad Schwenck veröffentlichte in der Allg. Literaturzeitung, August 1841, Nr. 151, 152 eine sehr bissige, kleinliche und boshafte Kritik von Freiligraths Gedichten, wofür ihm Prutz alsbald darnach in den Deutschen Jahrbüchern für Wissenschaft und Kunst 1841, Nr. 135 ff. derb heimleuchtete.

der aſchgraue Lexicograph von Frankfurt, in der Allgemeinen Ltztg. mit rother Dinte mich beſpritzt hat. Schwenck dagegen iſt von Prutz in den Deutſchen Jahrbüchern auf eine Weiſe abgefertigt worden, die mir in der Seele wohlthat, revanchirt ſich dagegen eben jetzt wieder im Januarheft der Ltztg. mit einer Herunterreißung des Prutziſchen Mährchens. Item verhackſtückt er jetzt auch andere Leute in ähnlicher Weiſe, wie früher mich, ſo namentlich Pfizer, Lenau, Grün und Zedlitz. Solamen miseris socios habuisse malorum. — Du ſiehſt, daß ich noch lange nicht ſo indifferent gegen die Kritik bin, wie Du, alter Freund! Seh' ich auch wohl ein, daß ſolche Kerle durchaus unfähig ſind, äſthetiſche Kritiken zu ſchreiben, ſo wallt mir doch das Blut, wenn ich mich oder meine Freunde von ihnen gehudelt ſehe, und ich könnte ſie im Moment des erſten Zornes maſſakriren. Nachher wird man dann freilich ruhiger und lacht über ſeinen eigenen Ärger. Vorigen Donnerſtag hab ich ganz ſittig neben Schwenck im Parterre des Frankfurter Theaters geſeſſen und mich weidlich an ſeinem Schrecken und ſeinen Geſichtern ergötzt, als ein Freund mich abſichtlich laut bei Namen rief. Er ſah mich zum erſten Mal, und es mochte ihm doch wohl ſchwül werden, als er mich ſo plötzlich Seite an Seite neben ſich ſah. Es hat mir vielen Spaß gemacht. —

Mein ohnlängſt keck hingeſchmiſſenes Wort:

Der Dichter ſteht auf einer höhern Warte,
Als auf den Zinnen der Partei,

ſcheint jetzt faſt ebenſo beſtritten werden zu ſollen, als früher mein: Der Dichtung Flamme ꝛc. ꝛc., es iſt mir aber Ernſt damit, und es gereut mich nicht. Herweghs ſchönes Gedicht gegen mich wirſt Du mit Ruge's breiter Sauce in den Jahrbüchern geleſen haben — ich bin eben jetzt mit einer Antwort beſchäftigt, und wenn ich, wie vorauszuſehen, auch nicht das Feld behalte, ſo tröſt' ich mich doch wenigſtens mit dem Gedanken, daß ich die Debatte mit einem einzigen dreiſten Worte weiter gebracht oder doch populärer gemacht habe, als hundert Recenſionen im Stande geweſen wären. Herwegh iſt mir übrigens ein werther Kerl, durch und durch Poet, immenſes Talent, Wahrheit der Geſinnung — ſonſt allerdings Fanatiker! Dingelſtedt iſt dagegen Nichts als ein allerdings ſehr bedeutendes Talent; ich bin, beim Teufel, glaub' ich, eben ſo liberal wie Dingelſtedt (wenn ich auch nicht Herweghs wagen, in's Blaue hineinſtürmenden Fanatismus theile), aber Gott ſoll mich bewahren, daß ich mit meinem plebejen Trotze Wucher treibe, der wandelbaren aura popularis zu Liebe. Das Reich der Poeſie iſt nicht von dieſer Welt, ſie ſoll im Himmel ſein und nicht auf der Erde, und

wenn ſie auf der Erde iſt, ſo ſoll ſie mindeſtens zum Himmel deuten. Dante war auch Parteimann, und ſein Exil war wahrlich ein anderes als das des Refractärs Georg Herwegh — aber wie fällt bei ihm Schlacke um Schlacke, bis er zuletzt durch Liebe geläutert und verklärt, Alles Irdiſche abgeſtreift hat und von den Höhen des Paradieſes auf den Wuſt des alten Lebens herabſchaut. Und doch — warum hat Herwegh nicht ihn oder Milton mir entgegengehalten? Statt deſſen macht er die Phraſe: „Selbſt Götter ſtiegen vom Olympe nieder und kämpften auf den Zinnen der Partei.“ Saubere Parteigänger, dieſe Götter! Wir wiſſen's ja, warum Venus den Paris und den Aeneas ſchützte, und warum es wiederum Mars mit der Venus hielt!

Fort drum mit dieſem Lumpengottgelichter,
Mit dem du heuer keine Kämpfe ſtillſt!
Laß' Männer für dich reden — Männer, Dichter,
Wenn einem Dichter du begegnen willſt!
Wie geht es zu, daß jener Ghibelline
Aus deinem Lied mir nicht entgegenbräut,
Der Florentiner mit der ſtrengen Miene,
Der herbe Geißler ſeiner wüſten Zeit?
Er, der, die Bruſt erfüllt mit glüh'ndem Haſſe,
Nicht bloß mit Liedern als Parteimann ſtritt,
Und kühnen Fußes ſeine Läut'rungsgaſſe
Zum Paradieſe durch die Hölle ſchritt!
u. ſ. w.

Du wirſt Dir den Gang des Gedichtes nach dem oben Geſagten ſchon denken können. —

Nun ſag' mir um Gotteswillen, lieber Matz, bin ich rococo oder gar retrograd mit meiner Meinung? Ich fühle und begreife das Wehen der Zeit; ich weiß, daß ihr Rad ſich nicht ungeſtraft in die Speichen greifen läßt, und es verſteht ſich von ſelbſt, daß es vorwärts rollen muß. Aber mit dieſen theils fanatiſchen, theils liebloſen Reformationsverſuchen kann ich mich nicht befreunden, und kann mich namentlich nicht überreden, daß die Poeſie eben nichts anders mehr zu thun hätte, als à la Herwegh die Trompete zu blaſen. Dem Fortſchritt dienen — wohl, das iſt ihr Beruf; es aber in ſo einſeitiger, leidenſchaftlicher und eben darum befangener Weiſe zu thun, wie unſere jüngſten Freiheitsdichter, ohne eine Ahnung höherer Weltanſchauung, in den engen Grenzen eines perſönlichen und politiſchen Particularismus, der ſeines Gleichen ſucht — das kann nicht das Rechte ſein! Nimmermehr! Schreib' mir doch bald, was Du von Allem hältſt, ich bin begierig darauf! — Schreib' mir nur über Alles und von Allem, und vergiß auch nicht, meine

„zum Teufel die Kameele“ in der Kürze zu beſprechen. Ich hoffe, daß es Dir beſſer gefallen hat, als dem verbrunobauerten Hegelingen von Cöln.

* * *

Zu dieſem Briefe ein kurzes Nachwort.

Georg Herwegh hatte durch ſeine im Herbſt 1841 erſchienenen Gedichte eines Lebendigen ſich raſch einen gefeierten Namen gemacht; die Fülle ſeines redneriſchen Pathos, der Glanz der Sprache, die ſich in dieſen Liedern ausſprechende hohe Begabung wirkten außerordentlich in einer Zeit, welche ſich in einem unerfüllten Drange nach politiſcher Wirkſamkeit verzehrte; dieſem Drang ohne klar vorgeſtecktes Ziel, dieſem weltbürgerlichen Rufe nach Freiheit, dieſem dumpfen Groll gegen jede Fürſtengewalt gaben die Gedichte des Lebendigen vollen Ausdruck, ſo daß Herweghs Name den ſeiner Mitſtrebenden auf dem Gebiete politiſcher Dichtung, Hoffmanns v. Fallersleben und Franz Dingelſtedts, des „kosmopolitiſchen Nachtwächters“, entſchieden verdunkelte. In dieſen Siegesjubel der ſchöngereimten Phraſe warf Freiligrath Ausgang 1841 ſein keckes Wort:

Der Dichter ſteht auf einer höhern Warte,
Als auf den Zinnen der Partei.

Herwegh antwortete darauf Eingang 1842 mit einem kraft- und ſchwungvollen Gedicht, in welchem er ſeine widerſprechende Anſicht in den Worten zuſammenfaßt:

Partei! Partei! Wer ſollte ſie nicht nehmen,
Die noch die Mutter aller Siege war?
Wie mag ein Dichter ſolch ein Wort verfehmen,
Ein Wort, das alles Herrliche gebar?
Nur offen wie ein Mann: Für oder wider?
Und die Parole: Sklave oder frei?
Selbſt Götter ſtiegen vom Olymp hernieder
Und kämpften auf der Zinne der Partei! —

Ihr müßt das Herz an eine Karte wagen,
Die Ruhe über Wolken ziemt euch nicht;
Ihr müßt euch mit in dieſem Kampfe ſchlagen,
Ein Schwert in eurer Hand iſt das Gedicht.
O wählt ein Banner, und ich bin zufrieden,
Ob's auch ein andres, denn das meine ſei,
Ich hab' gewählt, ich habe mich entſchieden,
Und meinen Lorbeer flechte die Partei!

Etwa gleichzeitig richtete Herwegh an unſern Freund folgendes Schreiben:

Liebſter Freiligrath!

Es ſollte mir leid ſein, wenn Sie das in der Rheiniſchen Zeitung abgedruckte Gedicht ſpeciell als einen Angriff auf Sie betrachten und es

nicht vielmehr als eine Auflehnung gegen den troſtloſen Indifferentismus unſerer Poeten im Allgemeinen anſehen würden. Gegen den Indifferentismus, dem Sie durch die ſchöne, aber nur im Olymp geltende Wendung Ihres Diego Leon eine ſo brauchbare Waffe in die Hand geben! Die Zeit der Harmloſigkeit iſt für den Poeten vorüber, und ich ſetze zu großes Vertrauen in Ihr Herz und Ihr Talent, als daß ich von Ihnen glauben könnte, Sie hätten im Sinne, bei den fürchterlichen Kämpfen und Krämpfen unſrer Tage nur den gemüthlichen Zuſchauer ſpielen zu wollen und nicht mit uns und allen Guten der ſchauderhaften diaboliſchen Reaktion gegenüber entſchloſſene Oppoſition zu machen. Sie haben die Wüſte und ihre Ungeheuer nicht mehr jenſeits des Oceans zu ſuchen — Sie haben dieſelben vor Augen, der Leviathan ſitzt auf der Schwelle Ihres Hauſes. Hic Rhodus, hic salta! Wozu dieſe Schritte rückwärts? Warum ſich kopfüber in die Welt der Sagen und hundertmal abgeleierten Geſchichtchen ſtürzen?

Dieſe wenigen Worte im Drang meines Herzens, da ich annehme, Sie betrachten mein Gedicht bloß vom Standpunkt literariſcher Polemik. Ich bin und will in Ewigkeit kein Literat, kein Schriftſteller ſein; ich ſchreibe bloß, was heraus muß, und habe vor der Kunſt, etwas, gleichviel was, bloß hübſch zu ſagen, vor der armſeligen Kunſt, artige Artikelchen zu machen und kritiſchen Skandal zu veranlaſſen, den tiefſten Abſcheu. Verſe ſchmieden und ſchön ſchreiben iſt Millionen Menſchen gegeben. Das hilft nichts. Ich will Menſchen aus Einem Guſſe, ganze Menſchen, keine, die auf's Publikum ſpekuliren, ich will Richtung, und da unſere Univerſalität ewig nicht zum Handeln kommt, einſeitige Richtung. Könnten wir zwei Einen Weg gehen und durch das Band Eines Glaubens verknüpft werden — wie herrlich, wie erwünſcht für mich!

Gott zum Gruß! Ihr

Herwegh.

Zürich, 4. März [1842].

* * *

So wohlgemeint der Brief war, unſern Dichter verletzte doch die Hindeutung auf ſeinen Löwentöter Gryn, auf den er ſelbſt beſonderen Wert legte; außerdem ſtand ihm die Poeſie doch viel zu hoch, als daß er ſie lediglich zur Dienerin politiſcher Meinung herabgewürdigt ſehen mochte; er ſpricht in dem Briefe an Matzerath ſeine Anſicht hierüber kräftig aus. Die beabſichtigte Erwiderung ward nicht vollendet, und es blieb ein Stachel in der Seele des Dichters zurück. Das Weitere mag bei der Beſprechung von Freiligraths dichteriſcher Thätigkeit in St. Goar entwickelt werden.

An Adelheid von Stolterfoth.

Darmstadt, 5. März 42.

Ich sitze in der heitersten Laune am Schreibtisch: ich kann Ihnen eine über Alles frohe Botschaft mittheilen, ein wahres Lorenz-Kindleins-Evangelium: Der König von Preußen hat mir vom 1. Januar d. J. ab eine Pension von 300 Thalern ausgesetzt, ohne alle und jede Verpflichtung rücksichtlich des Aufenthalts oder sonst einer Sache wegen. Wohl aber ist mir in Aussicht gestellt, daß, wenn mein mit Noback gemeinschaftlich entamirtes Projekt zu Stande kommt (wie von Humboldt hofft), alsdann noch mehr für mich geschehen könne.

Ich erhielt die Nachricht gestern Abend spät durch den trefflichen Kanzler von Müller zu Weimar, der sie mir als „das Resultat seiner durch Herrn von Humboldt im Stillen für mich eingeleiteten Unterhandlungen in Berlin" meldet. Sie können sich also denken, liebe Freundin, wie freudig überrascht ich war! Die Pension ist freilich klein, aber dennoch als etwas Sicheres mir unendlich werth. Die offizielle Ausfertigung, schreibt Hr. v. Müller, wird mir in den nächsten Tagen zukommen.

* * *

An Adelheid von Stolterfoth.

Darmstadt, 17. März 1842.

Daß Sie die mir zu Theil gewordene Gnade des Königs mit freudigem Interesse vernehmen würden, hatte ich mir im voraus gedacht. Gottlob, ich kann jetzt sorgenfreier in die Zukunft blicken und darf mich der beruhigenden Hoffnung hingeben, daß es mir gelingen wird, mein Leben in einer Weise abzurunden, wie mein innerstes Wesen es begehrt und danach ringt. Dazu gehörte aber auch allerdings eine gesicherte äußere Lage! Es sind Bessere und Kräftigere an der Ungunst der Verhältnisse zu Grunde gegangen als ich, Bürger ist leider nicht das einzige bürgerliche Trauerspiel der Art! — Aber jetzt athme ich freier! — Meine Ida, meine Lieder und meine 300 Thaler machen mich reich wie einen König, und wenn ich gar noch Kaiser werden soll, so überlaß' ich's getrost der Zukunft! — Ich kann Ihnen aber nicht sagen, ein wie festes Gottvertrauen man sich in so unsichern Verhältnissen erwirbt, wie ich sie durchgemacht habe. Der alte Gott läßt nicht zu Schanden werden! Wenn ich mein Leben, namentlich das der letzten Jahre, durchgehe, so würde es Sünde sein, nicht eine liebende Providenz darin walten zu hen. Ich habe sonst immer gedacht, der Einzelne wäre viel zu geringfügig, als daß es dem lieben Gott der Mühe werth wäre, ihn ganz

apart zu fürveilliren, das war aber eine grundfalſche Meinung. Ich werde, was den Punkt anbetrifft, nachgerade ein zweiter Jung-Stilling.

* * *

An Levin Schücking.

Darmſtadt, 23. März 42.

Liebſter Kerl, Herzens-Levin!

Ich bin unendlich froh und könnte doch heulen. Als ich Deinen Brief geſtern Abend kriegte, hab' ich gelacht, daß Bauch und Stube wackelte, und doch liefen mir die Thränen über's Geſicht. Es iſt ein ſeltſam Ding, das Leben mit ſeinen Kreuz- und Quergängen. Aber ſeine Irrfahrten werden doch überwacht, ich werde in meinem Glauben an eine Führung, an eine allliebende und allſorgende Providenz von Tage zu Tage beſtärkt, und mein Gottvertrauen wird nachgerade felſenfeſt. Das iſt mir auch zunächſt wieder aus Deinem Briefe klar geworden — und mit dem das Gefühl, daß ich Dich entſetzlich lieb habe!

Daß wir uns dieſen Sommer nicht wiederſehen ſollen, will mir noch gar nicht zu Sinne! Ach, es iſt was Hündiſches um ſolch Getrenntſein! Einen Freund wie Dich hab' ich nicht mehr — gute, redliche, edle Kerle genug (ich wollte, Du kennteſt den prächtigen Krah!), aber von einer Miſchung wie Du iſt Keiner dabei — Du Satansſtrolch, der Du, gleich mir, durch Thränen lachen kannſt und das Leben, trotz ſeines Ernſtes und im tiefſten Gefühle deſſelben, dennoch ſo unendlich ſpaßig und komiſch findeſt. Wir ſind beide ein paar ſentimentale Humoriſten, und es iſt, als ob unſre Alten uns apart für einander gemacht hätten. Gott ſegne und behüte Dich, Du lieber Herzenskerl, Du reiner ſingender Schwan im Schilfe der Inſel des Traunſees! — Wir ſehen uns wieder — glücklich und gereift! Dafür bürgt mir eine innere Ahnung! Laß' uns einander nur immer liebend und freudig im Auge halten! Was mich angeht, ſo ſoll's an brieflichem Fleiße nicht fehlen! —

Deine und der Droſte jüngſte Beiträge zum Morgenblatt hab' ich mit herzinniger Freude geleſen. Auf Deinen Roman bin ich nach der mitgetheilten Probe (die Schilderung des lieben Bergiſchen Landes hat mir heimathlich durch die Bruſt gezittert) recht begierig. Der „Knabe im Moor" von der Droſte (oder iſt die Ueberſchrift anders? ich meine das mit der Spinnkatrin) iſt ganz vortrefflich. Es iſt bösartig von Deiner Freundin, Einen ſo an's Gruſeln zu bringen; die Haare haben mir zu Berg geſtanden.

Was ſagſt Du zu Herweghs Gedicht an mich? Ein Brief, den er mir kürzlich geſchrieben, iſt grabezu fanatiſch, und wenn nicht ſein Beſtreben, mich

für seine Partei zu gewinnen, schon an sich ein Compliment für mich wäre, so könnte ich die dictatorische Art, in der er, der Liberale, mir schreibt, gradezu für eine Grobheit nehmen.

Ich habe jetzt eine poetische Antwort an ihn in der Mache, worin ich mich nach Kräften, wenn auch mit dem Respect, den ein Kerl von Herweghs Tüchtigkeit erwarten darf, meiner Haut wehre. Ich bin, hol' mich der Teufel, weder servil noch retrograd (jeder ächte Dichter ist von selbst ein Mann des Fortschritts), aber eh' ich zugebe, daß das ewig heitere Reich der Poesie fortan nur ein Streitplatz für wüstes Parteigeschrei und politische Debatten sein soll, laß' ich mich lieber in Stücke hauen. Und nur politische Poesie statuirt Herwegh — seinem Briefe nach wenigstens! Meinen Löwen Gryn greift er verächtlich an: „wozu sich kopfüber in das Reich der Sagen und tausendmal abgedroschener Geschichtchen stürzen?"

* * *

An Adelheid von Stolterfoth.

[Darmstadt] Himmelfahrtstag 1842.

Endlich, hochverehrte Freundin, komme ich dazu, Ihnen das Resultat meiner ferneren Entdeckungsreise mitzutheilen. Ich bin schon Sonntag Abend 11 Uhr wieder hier eingetroffen, habe aber so Mancherlei zu thun vorgefunden, daß ich, was Sie angeht, leider wieder einmal an's Aufschieben gekommen bin. Nun will ich aber auch keine Stunde mehr warten, sondern Ihnen hübsch erzählen, wie mir's weiter gegangen ist! Und recht herzlich bitt' ich um Verzeihung, daß es erst jetzt geschieht!

Vorab das Wichtigste: Ich habe in St. Goar gemiethet! Hübsch, freundlich, billig, und ganz vortreffliche Aussicht. —

Nachdem wir Sie verlassen hatten, ging's in brennender Mittagshitze (die meinem Begleiter zu meiner nicht geringen Belustigung arg zusetzte) weiter nach Rüdesheim, wo wir tafelten und dann den Niederwald sammt Tempel, Rossel und Jagdschloß bestiegen. Dicht bei der Rossel sucht' ich meinen Strohhut voll Waldmeister (auf dem Niederwald muß er wohl Niederwaldmeister heißen), der uns am Abend zu Lorch einen delikaten Maitrank zuwege brachte. Lorch schien mir wegen des fatalen Wisperwindes für meine Frau nicht zuträglich. So ging's denn weiter nach St. Goar, wo ich, da es in St. Goarshausen nichts war, beim Apotheker Ihl zwei ganz köstliche Zimmer fand, und ihm vorgestern von hier aus zugeschrieben habe. Sonntag ging's dann wieder per Dampf stromauf — Geisenheim vorbei! Ich hatte aber wirklich Sehnsucht nach Hause, und dachte, daß ich Sie um so eher und länger wiedersehen würde (und zwar mit Ida) je

bälder ich in Darmstadt zurück wäre und dort alles in Ordnung brächte. Heut' in aller Frühe um 5 Uhr hab' ich nun den Anfang mit Bücher-einpacken gemacht und denke, daß wir gegen Pfingsten fortkommen.

Wie freundlich steht mir die kurze Zeit, die ich bei Ihnen zubrachte, noch vor der Seele! Sie selbst, Ihr herrlicher Garten, Ihre Dichterkneipe — ich bin noch ganz voll davon und kann meiner Frau nicht genug davon erzählen!

* * *

An Karl Krah.

[Darmstadt] 25. April 1842.

Daß die Leute meinen Humor nicht verstehen, und daß auch Du ihn nur zum Theil billigst, ist mir — jenes gleichgültig, dieses leid. Wozu denn immer Pathos, wenn der Humor ein wesentlicher Bestandtheil meiner Natur ist? Ihr solltet Euch freuen, daß ich vor und nach zu einer allseitigen Entwicklung komme, und auch das in mir liegende heitere Element künstlerisch zu gestalten mich bemühe. Levin Schücking war eben von den komischen Stellen des Ganzen rein weg. Gott behüte mich, daß ich nur Witze reißen sollte, aber eben so wenig gelüstet's mich, ewig auf den Stelzen des Pathos einherzuschreiten. — Eins beim Andern, wie Stoff und Stimmung es gebieten, das ist das Beste! Der Laacher See wird natürlich durchaus ernst gehalten sein.

Beiliegend Etwas, das Euch gefallen möge!

Da das Opusculum noch nicht buchhändlerisch versandt ist, so halt' es vorläufig noch geheim und laß' es wenigstens nicht circuliren! Ich verlasse mich fest darauf; Jonghaus versendet erst im Lauf dieser Woche.

Ein Gedicht von mir, welches nächstens die Josephina, i. e. die Zeitung Josephi des Redlichen bringen wird, überschrieben: „Ein Denkmal," empfehl' ich Dir zu freundlicher Beachtung. Ich trete darin auf einem für mich neuen Felde, auf dem der Satyre, auf und meine die Aufgabe gut gelöst zu haben.

NB. Gestern den ersten dießjährigen Maitrank getrunken!

NB. Ohne Spitz!

* * *

Den heiteren Schluß des Darmstädter Jahres bilde ein Brief an Dietwaldus — Ganzhorn, damals Referendar zu Stuttgart. Freiligrath schreibt am 12. Mai 1842:

Lieber Dietwalde!

Ich antworte Dir umgehend und wasche meine Hände, wenn der Brief nichtsdestoweniger zu spät ankommen möchte! — Vergib vorab einem faulen

und gehetzten Menschen, wenn er Deine lieben herzigen Briefe vom vorigen Sommer und Winter nicht beantwortet hat. Sie haben mich wahrhaft gelabt und erfreut!

[illegible] Heidelberg! Dahin kann ich nicht kommen, anmuthig redender
, sintemal ich schon Dienstag von Darmstadt fortreise, um den
iber in St. Goar zuzubringen. Samstag (übermorgen) muß ich
luge nach Worms, habe dann an den beiden Pfingsttagen sammt
mahlin x und etliche Abschiedsvisiten zu schneiden, und säusele
.stag in aller Frühe gen Gernsheim, von wo ich per Dampf recta
St. Goar befördert werde. Da ich nicht nach Heidelberg kommen
mach' ich Dir unmaßgeblich folgenden Vorschlag: Mach' das Musikfest
tär mit, geh' alsdann Montag Abend nach Mannheim, und fahre
: Dienstag Morgen den 17. hujus als am Tage Ubaldi mit dem
ölnischen Boote, das in Einem Tage von Mannheim bis Cöln fährt,
rhein. Du bist dann schon auf dem Schiffe, wenn wir zu Gernsheim
dasselbe besteigen, und kannst uns bis Mainz, Geisenheim oder auch bis St. Goar begleiten, je nachdem Lust, Wetter, Casse u. s. w. es Dir wünschenswerth machen.

Es gäbe dieß eine wunderschöne Fahrt! Du sähest den Rhein und mich wieder, und wir wollten uns des Wiedersehens in anderer hesserer Weise freuen, als wir einst jenen Abschied zwischen Unkel und Coblenz begingen.

* * *

Wenige Tage darnach dampfte Freiligrath fröhlichen Mutes rheinab, St. Goar zu; nur vorübergehend ist der Dichter später nach der stillen Stadt zurückgekehrt, in welcher er sein erstes Ehejahr verbracht. Wir dürfen den Abschied von Darmstadt als einen entscheidenden Wendepunkt im Leben unseres Freundes betrachten. Bis dahin hatte er in idyllischem Selbstgenügen der Poesie gelebt, jenem „holden Wahnsinn", welcher ihm zwar zu Zeiten trübe Stimmungen gab, aber doch unendlich mehr Glück, das Glück des heitern durchgeistigten Lebensgenusses, der Freundschaft, der Liebe. Mit der Übersiedelung nach St. Goar tritt Freiligrath in breitere Lebenskreise hinein; das mächtige Brausen der Zeit, welches er bisher kaum vernommen, es dringt auch in sein trauliches Dichterheim am Rhein; Freiligrath, der Dichter des Meeres, der Wüste, des Urwaldes, er wird der politische Dichter, er singt fortan nicht mehr seine eigenen Schmerzen, sondern er giebt dem Schmerz und dem Zorn seines Volkes volltönigen Ausdruck.

Anhang.

I. Quellen.

Wie bereits im Vorwort erwähnt, erschien eine vollständige Samm und Mitteilung aller Briefe des Dichters ebensowenig durchführbar, wie nur ein vollständiger Abdruck des Gesammelten. Welche Briefe bei der benutzt wurden, zeigt das am Schlusse folgende alphabetische Verzeichnis; es wird wohl aus demselben erhellen, daß die Namen der bedeutenderen Männer, mit welchen Freiligrath brieflich verkehrte, so gut wie sämtlich vertreten sind, wenn auch in den meisten dieser Briefwechsel Lücken, und teilweise beträchtliche Lücken, vorhanden sein mögen. So z. B. in den Familienbriefen, in den Schreiben an L. Grabbe, J. Hub, K. Simrock, O. L. B. Wolff, Chr. Matzerath, G. Kinkel; anderes ist gar nicht mehr vorhanden oder völlig zerstreut, wie die Briefe an El. v. Hohenhausen, an Bachmann, an E. Duller, G. Pfizer, W. Langewiesche, K. F. Dräxler-Manfred, J. Kerner, W. Schulz; anderes wieder ist aus diesen oder jenen Gründen unerreichbar. Familienbriefe, mit Ausnahme der vor 1839 liegenden, sind nur ausnahmsweise, Freiligraths gesamte geschäftliche Korrespondenz ist so gut wie gar nicht herangezogen. Der Leser darf überzeugt sein, daß der Sammler es an Eifer nicht hat fehlen lassen. Allen, welche durch Mitteilung von Material die Arbeit gefördert haben, sei hier nach deren Vollendung der herzlichste Dank gesagt.

Ein gleiches gilt allen denjenigen, welche mir durch ihre Mitteilungen es möglich machten, die Vorgeschichte der Familie, sowie die Daten aus des Dichters Leben genauer festzustellen, oder mich sonst durch biographische Mitteilungen unterstützten. Es sind das vornehmlich Fräulein Gisberta Freiligrath zu Soest, sodann die Herren Bürgermeister Coester zu Soest, Pfarrer Zurhellen zu Mülheim am Rhein, Pfarrer Hardt zu Kettwig, Gh. Rat O. Preuß und Gerichtsrat a. D. Keller zu Detmold, Gutsbesitzer L. Merckel zu Humfeld, Direktor Dr. Morich zu Minden, L. Elbers, Aug. Boelling und E. Rittershaus zu Barmen, Buchhändler Fr. Müller zu Amsterdam,

Landrat K. Heuberger zu Neuwied, C. Stumpf zu Köln, Th. Eichmann zu Düsseldorf, Heinrich Zulauff in Texas, Ferd. Wolff zu London, Bürgermeister Fransquin zu Unkel, Prof. K. Elze zu Halle u. a. Ihre Mitteilungen sind dankbar und gewissenhaft benutzt worden.

Das mir vorliegende handschriftliche Material, Aufsätze, Briefe, Briefabschriften, Auszüge ꝛc. — alles Gedruckte ward natürlich, soweit erreichbar [illegible] förderlich, ebenfalls benutzt — ist folgendes:

1. Eine Reihenfolge handschriftlicher Aufzeichnungen von Frau Ida [illegible]rath, Erläuterungen und Berichtigungen des ihr mitgeteilten Manuskriptes, [illegible]ine Anzahl Familienbriefe, Personalakten, Zeugnisse, Diplome u. a. Urkundliches.

2. Ein zwei Finger starkes Quartheft, Frau Ida Freiligrath überlassen von [illegible]herm. v. d. Heydt zu Elberfeld, enthaltend Kinderbriefe von F. Freiligrath aus den Jahren 1817 — 20; Briefe der Großeltern zu Mülheim aus den Jahren 1799 — 1818; Briefe von Luise und Wilhelm Freiligrath aus Mülheim, Detmold und Soest, aus den Jahren 1801 — 28, alle gerichtet an die Elberfelder Verwandten. Außerdem einige Jugendgedichte, mehrere nicht geheftete Briefe von Hermann Tops, Wilh. und Ferdinand Freiligrath ꝛc. aus den zwanziger Jahren.

3. Eine Anzahl Jugendgedichte aus der Detmolder Zeit, Briefe, Brieffragmente, Briefabschriften aus den Jahren 1832 — 39, gerichtet an die Mutter und die Geschwister, Lina und Moritz Schwollmann zu Soest, mitgeteilt durch Frl. Gisberta Freiligrath zu Soest.

4. Eine Anzahl Schul- und Studienhefte aus Detmold und Soest, die letzteren teilweise bis Amsterdam weitergeführt.

5. 21 Briefe an Berthold Auerbach, Sommer 1840 — 1875; dazu dessen Schreiben.

6. 50 Briefe an Aug. Boelling, April 1837 — Februar 1876.

7. 1 Brief an F. A. Brockhaus, Juli 1852.

8. 96 Briefe an Karl Buchner, April 1838 — Feb. 1864; dazu die Antworten.

9. 16 Briefe an Moritz Carriere, Nov. 1838 — Jan. 1874; dazu die Antworten.

10. 5 Briefe an Adelb. v. Chamisso, Dez. 1833 — Dez. 1836; dazu fünf Briefe Chamisso's an Freiligrath, April 1836 — Mai 38.

11. 5 Briefe an Joh. Classen-Cappelmann, Sept. 1868 — Sept. 1873.

12. 15 Briefe an Archivrat Clostermeier und Luise Grabbe, gb. Clostermeier, 1825 — 38. Dazu ein Heft Briefe von Luise Grabbe an Freiligrath, 1832—46.

13. 35 Briefe an die J. G. Cotta'sche Buchhandlung, Sept. 1839 — April 1851.

14. 6 Briefe an Lorenz Diefenbach, Nov. 1843 — Januar 1845; dazu dessen Antworten.

15. 2 Briefe an J. P. Eckermann, 1843 und 1844.

16. 1 Brief an Minister Eichhorn, Entwurf, Herbst 1844.

17. 218 Briefe an Theodor Eichmann, August 1849 — März 1876.

18. 30 Briefe an Ludwig Elbers, März 1851 — März 1873.

19. 40 Briefe an Karl Elze, Dez. 1853 — Januar 1876.

20. 2 Briefe an Prof. Jakob Felsing zu Darmstadt, Febr. 43 und Jan. 1874.

21. 14 Briefe an Wilhelm Ganzhorn, August 1840 — Juni 1869.

22. 14 Briefe an Emanuel Geibel, Febr. 1843 — Mai 1875; dazu die Antworten.

23. 1 Brief an Adolf Glaßbrenner 1867.

24. 3 Briefe, Auszug, an Karl Heinzen, aus dem Jahre 1846, mitgeteilt im Bostoner Pionier vom 29. März 1876; dazu die Antworten.

25. 2 Briefe an Wilhelm Hemsen 1876.

26. 63 Briefe an Karl Heuberger, Juli 1842 — Oktober 75, handschriftliche Aufzeichnungen des letzteren über seine Beziehungen zu Freili[illegible] Geibel ꝛc.

27. 16 Briefe an Abr. Wilhelm (2) und Hermann v. d. Heyd[illegible] zu Elberfeld, Januar 1833 — Mai 1860.

28. 9 Briefe an H. Hoffmann v. Fallersleben, Aug. 1844 — [illegible] 1869; dazu dessen Antworten.

29. 13 Briefe an Ignaz Hub, März 1839 — März 1874 (mit Ausnah[illegible] eines, von 1869 — 74); dazu die Antworten.

30. 17 Briefe an Heinrich Jerrentrup, April 1835 — Mai 1839.

31. 9 Briefe an Karl Immermann, Februar 1838 — Dezember 1839, sowie 2 Briefe an Marianne Immermann, 1842 und 1870; dazu 7 Briefe Immermanns, 1837 — 39, vorliegend in der Urschrift, zum größeren Teil abgedruckt in Freiligraths Immermann.

32. 4 Briefe an Ernst Kapp, Juni 1837 — Juli 1838; dazu die Antworten.

33. 1 Brief an Alexander Kapp, März 1844.

34. 4 Briefe an Gottfried Keller, März 1850 — Nov. 1859; dazu die Antworten.

35. Einige Bruchstücke von Briefen an Hermann Kindt, abgedruckt Gegenwart, Juni 1876.

36. 34 Briefe an Gottfried Kinkel, Mai 1842 — Mai 1863; dazu die Antworten.

37. 51 Briefe an Heinrich Koester, Januar 1838 — April 1874; dazu die Antworten.

38. 44 Briefe an Karl Krah, Mai 1841 — Sept. 1872.

39. 16 Briefe an Heinrich Künzel, April 1838 — Juni 1852; dazu die Antworten.

40. Handschriftliche Aufzeichnungen des Buchhändlers Wilh. Langewiesche, vormals in Barmen, jetzt in Godesberg, über die Jahre 1838 — 40.

41. Zwei Briefe an Frau Dr. Lewald in Berlin, Eingang 1870.

42. Einige Brieffragmente, adr. an P. Lindau, gedruckt Gegenwart 1876, Nr. 13.

43. 6 Briefe an Chr. Matzerath, März 1840 — März 1842; dazu dessen Antworten.

44. 1 Brief an Ulrike Melos, 1866.

45. Mehrere Briefe an Maria Melos.

46. 6 Briefe an Friedrich Merckel, Febr. 1830 — Januar 1832.

47. 27 Briefe an Ludwig Merckel, April 1826 — August 1875, nebst handschriftlichen Mitteilungen desselben über Freiligraths Jugendjahre.

48. 5 Briefe an Isaak Molenaar, Sept. 1836 — Eingang 1839.

49. 24 Briefe an Wolfgang Müller, Dezember 1837 — August 1855.

50. 7 Briefe an Hermann Neumann, Januar 1837 — Nov. 1838. Abgedruckt Deutſche Revue 1878. Mai. Seite 267 ff. Dazu ein Heft Briefe Neumanns an Freiligrath.

51. 8 Briefe an Auguſt Rodnagel, März 1837 — Sept. 1845; dazu die Antworten.

52. 3 Briefe an Guſtav Pfarrius, 1840.

1 Brief an Otto Preuß, Juli 1862.

8 Briefe an Wilhelm Rauſchenbuſch, Dez. 1870 — Febr. 1875; die [illegible] verloren. Dazu ein Heft Briefe von R. an Freiligrath, 1838—75.

2 Briefe an Emil Rittershaus, Jan. 1865 — Juli 1875.

Briefe an Doris Sagel, Okt. 1860 — Juli 1865, ſowie handſ[illegible] tteilungen derſelben über des Dichters Jugendjahre.

Briefe an den Kanonikus L. F. von Schmitz, Mai 1839 — Nov. 1863.

3 Briefe an Auguſt Schnezler, teilweiſe nur abſchriftlicher Auszug, — Sept. 1846; dazu die Antworten.

39 Briefe an Levin Schücking, Auguſt 1839 — Sept. 1847, ſowie [illegible] orten und die Mitteilungen in Weſtermanns Monatsheften, Bd. 43 ff.

60. 21 Briefe an Guſtav Schwab, Ende 1834 — März 1837; dazu die Antworten, Januar 1835 — Frühling 1838.

61. 12 Briefe an Karl Simrock, März 1841 — Okt. 1870; dazu deſſen Antworten.

62. 30 Briefe an Adelheid v. Stolterfoth, Okt. 1839 — Sept. 1845, ſowie deren Antworten.

63. Einige Billete und Brieffragmente, an A. Strodtmann, mitgeteilt in Dichterprofile I.

64. 1 Brief an Ernſt Struve, März 1843.

65. 12 Briefe an Karl Stumpf, Auguſt 1850 — Juni 1874.

66. 29 Briefe an Wilhelm Vollmer, Mai 1868 — Febr. 1876.

67. 5 Briefe an Ludwig Walesrode, 1874 und 75.

68. 21 Briefe an Karl Weerth, Febr. 1857 — Auguſt 1875.

69. Einige Bruchſtücke von Briefen an Richard Wehn, abgedruckt Gartenlaube 1876, Nr. 16.

70. 7 Briefe an die Weidmann'ſche Buchhandlung zu Berlin, davon 6 vom Okt. 1835 — Nov. 36, 1 vom Okt. 1849.

71. 6 Briefe an Julius Wolff, November 1869 — September 1874.

72. 4 Briefe an O. L. B. Wolff, 1837 — 42; dazu die Antworten.

73. 19 Briefe an Ferd. Wolff, Auguſt 1852 — März 1865.

74. 27 Briefe an Heinrich Zulauff, März 1838 — Auguſt 1849.

Zahlreiche, mir vereinzelt zugegangene, weniger bedeutende Briefe ſind vorſtehend nicht aufgezählt. Dagegen dienten zur Feſtſtellung und Erläuterung des Mitgeteilten eine große Zahl vorhandener geheftete Briefe der Detmolder, Dortmunder, Soeſter, Amſterdamer, Erfurter, Darmſtädter Freunde; ferner die Briefe von Schlickum, L. v. Gall, Arndt, Brentano, Herwegh, Uhland, Pfizer, Eckermann, v. Müller, Kerner, Anderſen, Dräxler, Duller, Koenig, Dingelſtedt, Varnhagen, Radowitz u. a.

II. F. Freiligraths Werke.

1. Viktor Hugo's ſämtliche Werke. 9. Band. Oden und Vermiſchte Gedichte, deutſch von F. F. Frankfurt a. M. Joh. Dav. Sauerländer, 1836.

In desſelben Werkes 11. Band 1836 findet ſich neben den von Fournier überſetzten Herbſtblättern die Überſetzung der Dämmerungsgeſänge von F. Freiligrath.

Ferner in Band 16. desſelben Werkes, welcher 1838 die Orientalen und Balladen unter O. L. B. Wolffs Namen brachte, hat Fr. ſechs Gedichte geliefert. Wolff bemerkt darüber: „Unvorhergeſehene Hinderniſſe haben die Übertragung der Orientales wider Willen über Gebühr verzögert; mein Freund Freiligrath, der ſich gemeinſchaftlich mit mir dazu verbunden hatte, mußte die Arbeit ſpäter aus gewichtigen Gründen wieder aufgeben und konnte nur einige wenige Stücke beiſteuern welche ſämtlich mit ſeiner Chiffre bezeichnet ſind.“ Vgl. dazu I. S. 253.

2. Rheiniſches Odeon, hg. von Ignaz Hub, Ferd. Freiligrath und Aug. Schnezler. Erſter Jahrgang 1836. Koblenz, in Kommiſſion bei J. Hölſcher.

3. Rheiniſches Odeon, hg. von denſelben. Zweiter Jahrgang. Düſſeldorf, J. H. C. Schreiner. 1838.

4. Gedichte. Stuttgart und Tübingen. J. G. Cotta. 1838.

5. Das Maleriſche und Romantiſche Weſtphalen. Von Ferd. Freiligrath und Levin Schücking. Barmen, W. Langewieſche. Leipzig, Franz Volkmar O. J. (begonnen 1839.)

6. Rolands-Album, hg. von F. Freiligrath. Zum Beſten der Ruine. Köln am Rhein. M. Du Mont-Schauberg. 1840.

7. Rheiniſches Jahrbuch für Kunſt und Poeſie, hg. von F. Freiligrath, Chriſt. Matzerath und Karl Simrock. Erſter Jahrgang. Köln am Rhein. Du Mont-Schauberg 1840.

8. Rheiniſches Jahrbuch, hg. von denſelben. Zweiter Jahrgang, ebenda 1841.

9. Karl Immermann. Blätter der Erinnerung an ihn. Herausgegeben von F. Freiligrath. Stuttgart. A. Krabbe. 1842.

10. 1862. Gedicht von Eduard Duller und Ferd. Freiligrath. Zum Beſten des Kölner Dombaus. Darmſtadt, Jonghaus. 1842.

11. Ein Glaubensbekenntniß. Zeitgedichte von F. Freiligrath. Mainz, Viktor v. Zabern 1844. Zweite Ausgabe 1848.

12. Lyriſche Gedichte von Viktor Hugo. Deutſch von F. Freiligrath, Frankfurt a. M. Joh. Dav. Sauerländer 1845.

> Nicht als zweite Auflage von Nr. 1. bezeichnet, weil nur Auswahl bezw. Umarbeitung. Von den Oden und Vermiſchten Gedichten hat Freiligrath 33. von den Dämmerungsgeſängen 6 Gedichte nicht in dieſe Sammlung aufgenommen. Den früher übertragenen 6 Orientalen und Balladen ſind neun weitere, offenbar nachträglich überſetzte oder in der Verdeutſchung vollendete, beigefügt.

13. Engliſche Gedichte aus neuerer Zeit. Nach Felicia Hemans, L. E. Landon, Rob. Southey, Alfr. Tennyſon u. a. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta. 1846.

14. Ça ira. Sechs Gedichte von F. Freiligrath. Herisau, Druck und Verlag des Literar. Inſtituts. 1846.

15. Zwiſchen den Garben. Eine Nachleſe älterer Gedichte. Stuttgart und Tübingen. J. G. Cotta. 1849.

16. Neuere politiſche und ſoziale Gedichte. 1. Heft. Köln und Düſſeldorf. Selbſtverlag des Verf. 1849. 2. Heft. Düſſeldorf. Selbſtverlag. 1851.

Eine Anzahl politiſcher Gedichte jener Jahre ſind zuerſt in Einzeldrucken als fliegende Blätter erſchienen; ſie ſind hier nicht verzeichnet, weil ſie nachmals in Nr. 16 und ſonſt geſammelt erſchienen.

Venus und Adonis. Nach Shakeſpeare überſetzt von F. Freiligrath. . Schaub. 1849.

The Rose, Thistle and Shamrock. A Book of English Poetry, dern. Selected and arranged by F. Freiligrath. Stuttgart. Eduard . 1853.

Dichtung und Dichter. Eine Anthologie von F. Freiligrath. Deſſau, ſatz. 1854.

The Poems of Samuel Taylor Coleridge. With a Biographical F. Freiligrath. Leipzig, Tauchnitz 1856.

Der Sang von Hiawatha. Von H. W. Longfellow. Überſetzt von rath. Stuttgart und Augsburg. J. G. Cotta. 1857.

Sämmtliche Werke. 6 Bände. New-York. Friedr. Gerhard. 1858.

23. Geſammelte Dichtungen. 6 Bände. Stuttgart. G. J. Göſchen. 1870.

24. Das Waldheiligthum, nach Felicia Hemans. Stuttgart J. G. Cotta. 1871. (Miniatur-Ausgabe eines Teiles von Nr. 13.)

25. Neue Gedichte. Stuttgart. J. G. Cotta 1877.

26. Hallberger's Illustrated Magazine, conducted by F. Freiligrath. Stuttgart, E. Hallberger 1875|76.

Poems from the German of F. Freiligrath. Edited by his Daughter. Second Edition. Leipzig, Tauchnitz 1871.

Rudolf Frielichrath ——— Anna Kathar. Forſtmann.

Joh. Peter Albert Freilichrath, get. 13. Juli 1755 zu Kettwig, † daſ. 3 Febr. 1816 (bei ſeinem Tode als Freilingrath eingetragen). ——— Maria Eliſabeth vom Bruck (Brock) † 83 J. alt 23. Mai 1831.

grath, get. 22. Febr. 1778.
th, get. 4. Aug. 1782.
rath, get. 16. Nov. 1788, verh.
n. Wilh. Lohrmann, † 6. Dez.
einer 1817 geb. Tochter Luiſe.
eilingrath, ſpäter Freiligrath,
z. 1784, 1806 — 27 Lehrer
eſt 23. Nov. 1829.

5. Karl Friedrich, get. 28. Mai 1792.
6. Maria Eliſabeth, get. 5. April 1795.
7. Joh. Gottfried, get. 18. Okt. 1798.

II.

Klara Wilhelmine Schwollmann, T. des Predigers Chriſtoph Gottlieb Schwollmann zu Aplerbeck, geb. 11. Jan. 1793, verh. 8. April 1819, † zu Soeſt 23. Jan. 1872.

Kinder: 1. Karl Heinrich Wilh. Moritz, geb. Detmold 12. Mai 1820, † Soeſt 27. April 1846.
2. Luiſe Karoline Wilhelmine, geb. Detmold 30. Dez. 1821, lebt zu Soeſt.
3. Klara Charlotte Gisberta, geb. Detmold 19 März 1826, lebt zu Soeſt.
4. Otto Ludwig Georg Gottfried, geb. Soeſt 6. Mai 1829, † daſ. 23. Juli 1830.

ue, geb. 18. Aug.
rh. 29. Mai 1869
ens zu London.

nn Ferdinand, geb. 14. März 1870.
ied Makepeace, geb. 26. Febr. 1871.
eb. 14. Jan. 1875.
ande Marie, geb. 28. März 1876.
ard Melos, geb. 16. Dez. 1877.

n Verzeichnis der kleinen Druckfehler, die jeder Leſer ſich ſelbſt korrigieren
ıeint überflüſſig; hier nur einige nachträgliche Bemerkungen:
ter dem Portrait iſt zu leſen: J. P. Haſenclever. S. 4, Z. 18 v. o. iſt
t „wahrſcheinlich“ zu tilgen. S. 150 citirt Freiligrath die Stelle aus
Shakeſpeare's Heinrich IV. 2. Teil, V. 3 aus dem Gedächtnis ungenau: ſie heißt: A foutra for the world and wordlings base. Strophe 1 der „Steppe“ iſt zweimal mitgeteilt, S. 266 in einem Briefe an A. Boelling vom 5. April 1838, S. 112 in einem Brief an Immermann vom 14. April 1838. An erſter Stelle heißt es in Z. 2 „durchritten“, im zweiten Briefe „durchſchritten.“ Der Dichter hat beim Abdruck die erſte Faſſung, wohl aus Gründen des Wohlklangs, wieder hergeſtellt.

Ferdinand Freiligrath.

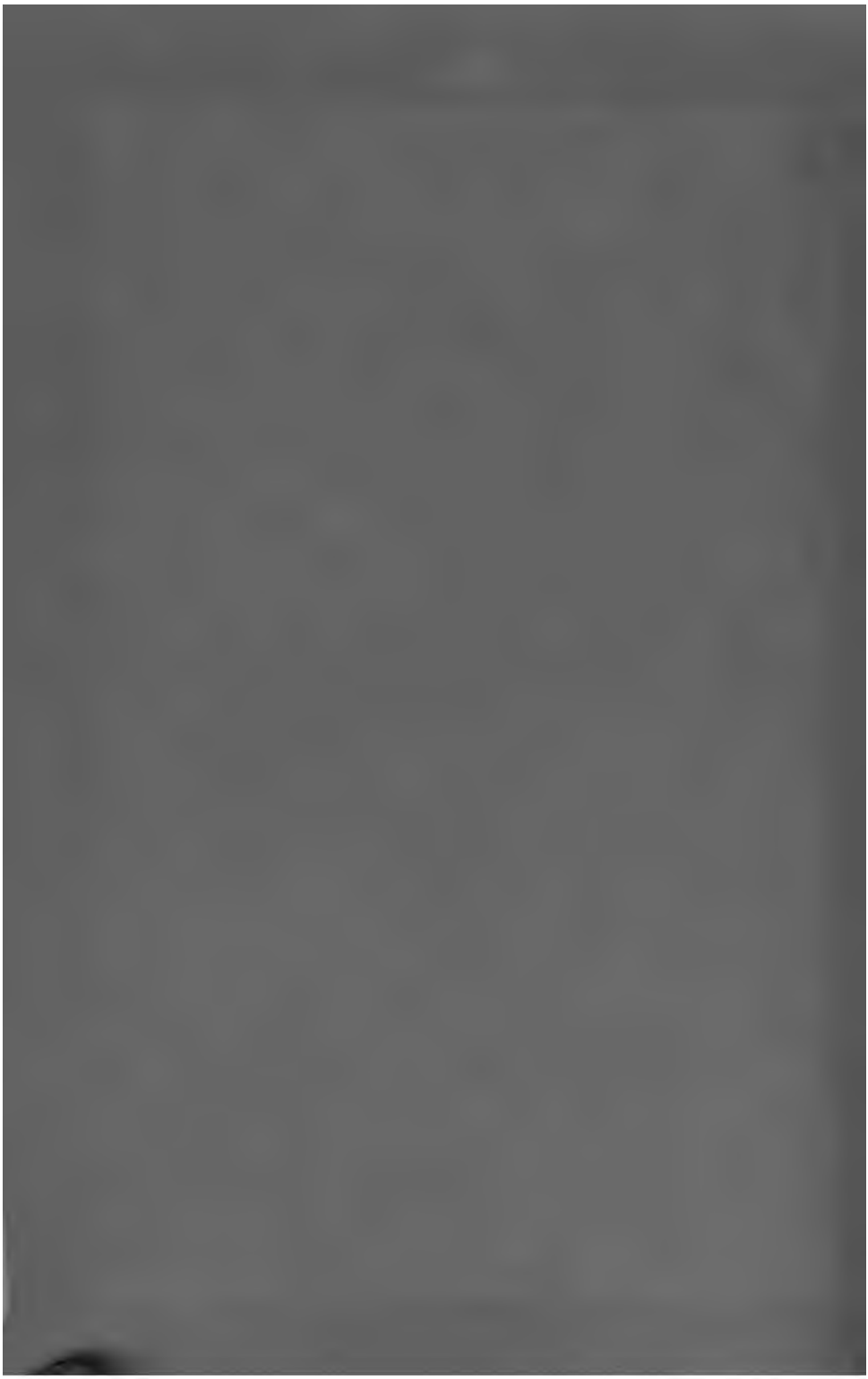
Ein Dichterleben in Briefen.

Von

Wilhelm Buchner.

Zwölfte Lieferung.

Lahr.
Druck und Verlag von Moriz Schauenburg.
1882.



Ferdinand Freiligrath.

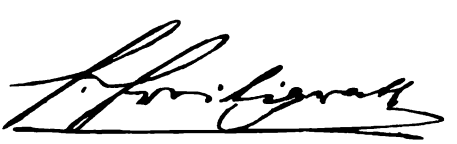
Ein Dichterleben in Briefen.

Von

Wilhelm Buchner.

Zwölfte Lieferung.

Cassel.
Druck und Verlag von Moritz Schauenburg.
1882.



Verlag v. Moritz Schauenburg in Lahr

Verlag v. Moritz Schauenburg in Lahr.

Verlag v. Moritz Schauenburg in Lahr

Ferdinand Freiligrath.

Ein Dichterleben in Briefen.

Von

Wilhelm Buchner.

Zweiter Band.

Lahr.
Druck und Verlag von Moritz Schauenburg.
1882.

Ferdinand Freiligrath.

Ein Dichterleben in Briefen.

Von

Wilhelm Buchner.

Zweiter Band.

Lahr.
Druck und Verlag von Moritz Schauenburg.
1882.

Alle Rechte vorbehalten.

Inhalt des zweiten Bandes.

Drittes Buch.

Sturm- und Wanderjahre. 1842—1851.

Seite

Siebenter Abschnitt. St. Goar, Mai 1842 — August 1844. . 3

Übersiedelung nach St. Goar. Zahlreicher Besuch. Longfellow. Geibel. Literarische Arbeiten. Buch über Immermann. Huhn und Nachtigall. Übergang zur politischen Dichtung. „Ein Brief" an Herwegh. Audienz bei Friedrich Wilhelm IV. Zusammentreffen mit Hoffmann v. Fallersleben. Briefe an K. Buchner, G. Kinkel, K. Kraß, A. v. Stolterfoth, L. Schücking, K. Simrock, E. Geibel, H. Künzel, L. Diefenbach, B. Auerbach u. a. Frühlingsaufenthalt zu Asmannshausen. Abschluß des Glaubensbekenntnisses. Sommerwochen in Kronthal. August 1844. Abschied von Deutschland.

Achter Abschnitt. Ostende und Brüssel, August 1844. Meyenberg und Zürich, März 1845. London, Juli 1846 — Mai 1848. 113

Freiligraths Glaubensbekenntnis. Badeaufenthalt in Ostende. Der Winter 1844 — 45 in Brüssel. Bericht von H. Bürgers. Briefe an K. Simrock, K. Buchner, K. Heuberger, W. Ganzhorn, L. Schücking ꝛc. Winterreise durch Frankreich nach der Schweiz.

Sommer und Herbst 1845 zu Meyenberg. Geburt der ältesten Tochter Käthe. Übersiedelung nach Zürich. Politische Parteidichtung. Ça ira. Übersetzungen nach V. Hugo, Fel. Hemans ꝛc. Briefe.

Sommer 1846 Reise nach England. Kontorist bei Huth. Geburt und Tod der zweiten Tochter Marie. Briefe. Die Märzrevolution. Gedichte aus dem Frühling 1848. Briefe.

Neunter Abschnitt. Düsseldorf, Mai 1848. Köln, Oktober 1848. Bilk, Juni 1850 — Mai 1851. 208

Rückkehr nach Deutschland. Aufenthalt in Düsseldorf. Die Todten an die Lebenden. Verhaftung und Freisprechung. Strodtmanns Mitteilungen.

Seite

Oktober 1848 Übersiedelung nach Köln. Die Neue Rheinische Zeitung. Unterdrückung derselben Mai 1849. Entweichung nach Holland. Dichtungen aus dieser Zeit. Zwischen den Garben. Venus und Adonis.

Ansiedelung in Bilk, Sommer 1850. Briefe an Hoffmann v. Fallersleben. H. Zulauff, Th. Eichmann, H. Koester ꝛc. Mai 1851 Entweichung nach England. Steckbriefe. Düsseldorfer Preß- und Kölner Kommunistenprozeß.

Viertes Buch.

Verbannungsjahre. 1851 — 1868.

Zehnter Abschnitt. Zweiter Aufenthalt in London. Mai 1851 bis Juni 1868. 241

Unbehagliche Wartezeit. Englische Anthologie. Herbst 1851 Wiedervereinigung mit der Familie. Juni 1852 Commis bei Oxford. Gesellschaftliche Verhältnisse. Die Familie. Stellung zur deutschen Emigration. Dichtung und Dichter. Reise nach Schottland 1854. Briefe Sommer 1851 — Frühling 1855.

Kündigung bei Oxford. Sorgenjahr. Literarische Arbeiten. Sang von Hiawatha. Juni 1856 Leiter der Schweizer Bank. Verkehr mit Kinkel und Marx. Aufsätze für das Athenäum. Briefe Juni 1855 bis Ende 1865.

Aufhören der Schweizer Bank. Sorgenjahr 1866. Silberne Hochzeit. Die politische Umwandelung Deutschlands und die preußische Amnestie. Die National-Dotation 1867. Inkognito-Reise nach Deutschland. Käthes Verlobung und Verheiratung. Frühling 1868 zweite Reise nach Deutschland. Briefe Eingang 1866 — Sommer 1868.

Fünftes Buch.

Ruhejahre. 1868 — 1876.

Elfter Abschnitt. Stuttgart, Herbst 1868. Canstatt, Herbst 1874 bis 18. März 1876. 385

Rückkehr nach Deutschland. Festliche Begrüßung in Köln. Herbst 1868 Ansiedelung in Stuttgart. Luisens Verheiratung Mai 1869. Festliche Tage in Bielefeld und Detmold. Patriotische Lyrik 1870. Gesammelte Dichtungen. Briefe 1868 — Ende 1870.

1872 Tod der Stiefmutter. Schweizerreise. März 1873 Ottos Tod. Sommeraufenthalt in England. Herbst 1874 Überzug nach Canstatt.

Seite

Dichterische und Übersetzerthätigkeit. Das Illustrated Magazine. Frühling 1875 Verletzung am Bein und Erkrankung. Sommeraufenthalt in Klosters. Briefe 1871 — Ende 1875.

Freiligraths letzte Lebenswochen und Briefe. Sein Tod 18. März 1876. Beerdigung. Das Denkmal auf seinem Grabe. Andere Gedächtnisstätten.

Zwölfter Abschnitt. Überschau 467

Freiligraths äußere Erscheinung. Bildnisse. Scharfblick. Gedächtnis. Mäßigkeit. Gesellige Gabe. Briefe. Pünktlichkeit. Humor. Tiefes Gemüt. Familien- und Freundschaftssinn. Optimismus. Frömmigkeit. Fester Wille.

Die Dichtungen. Ausschließlich Lyriker. Gewissenhaftigkeit. Drei Zeiträume, der epischen Lyrik — 1837, der Zeitdichtung — 1852, der höhern Gelegenheitsdichtung — 1876. Freiligrath als Uebersetzer.

Anhang 485

I. Verzeichnis der Empfänger und Schreiber von mitgeteilten Briefen.

II. Alphabetisches Namensverzeichnis.

Drittes Buch.

Sturm- und Wanderjahre.

1842—1851.

Siebenter Abſchnitt.

St. Goar. Mai 1842 bis Sommer 1844.

Nach dem Scheitern der Britannia hatte Freiligrath eigentlich keinen Grund zu einem ferneren Aufenthalt in Darmſtadt. So freundlich man ihm entgegengekommen, ſo vermißte er doch in der breitſtraßigen, nach Schückings Wort „merkwürdig friedfertigen“ Reſidenz jenen köſtlichen Zauber des Rheines, welcher ihm die Unkeler Zeit ſo verſchönt hatte; wenigſtens den Sommer wollte er wieder am Strome verleben, und zwar hatte er ſich auf einer vorhergehenden Forſchungsfahrt das maleriſche St. Goar zur künftigen Wohnſtätte auserſehen. Am Morgen des 17. Mai 1842 verließ Freiligrath Darmſtadt; bei dem Rheinſtädtlein Gernsheim beſtieg man damals den Dampfer, um von da ſtromab zu fahren; das alles iſt längſt anders geworden. In Gernsheim geſellte ſich Dietwaldus Ganzhorn zu den Reiſenden und geleitete ſie bis zum nächſten Halteort Oppenheim; dagegen begegnete ihnen auch ein Mißgeſchick, welches ſicherlich dem Dichter nicht geringen Kummer bereitete: Strolch, der täppiſche Cyniker, ging verloren; er fand ſich auf der Zimmerſchwelle der Freiligrath'ſchen Wohnung in Darmſtadt wieder ein und ward ſpäter ſeinem Herrn wohlbehalten nachgeſandt. Freiligrath hatte bereits vorher beim Apotheker Ihl zu St. Goar eine Wohnung gemietet, was ihm nach ſeiner Art zu Scherzen über ſein Ihlium und ſein Trojanertum Anlaß gab. Im Spätjahr, nachdem unſere Freunde ſich zu einem dauernden Aufenthalt in St. Goar entſchloſſen hatten, wurde dann der Darmſtädter Haushalt völlig aufgelöſt.

Es erwies ſich freilich bald, daß die Wahl von St. Goar, ſo herrlich es auch zwiſchen Berg und Strom gelegen iſt, im Rücken die ſtattlichen Trümmer des Rheinfels, gegenüber die Felſen der Lurlei, das freundliche St. Goarshauſen mit ſeinen Weinbergen und Burgruinen, doch auch ihre Schattenſeiten beſaß; jedenfalls erſchien der Ort zu nachhaltiger Arbeit nicht ſonderlich geeignet. Nicht bloß die herrliche Gegend lockte zu ſtets erneuten Ausflügen, mehr noch der Zuſpruch zahlreicher befreundeter oder bekannter Beſuche, welche, auf- oder abwärtsziehend auf der Völkerſtraße des Rheines,

in des Dichters stilles Heim einbrachen, gar viele freilich herzlich willkommen, wie Auerbach, Kerner, Andersen, Hoffmann v. Fallersleben, Kinkel, M. Carriere, Saphir, Ferd. Hiller, Zedlitz und zahlreiche andere; wohl auch machte das Ehepaar Freiligrath mit vorüberziehenden Freunden längere Ausflüge rheinab; besonders einer höchst vergnüglichen Fahrt nach dem Siebengebirge, in zahlreicher Gesellschaft vom Ober- und Niederrhein, Sommer 1842, gedenken die Briefe; Freund Simrath der Redliche kam von Bonn herüber und machte, der sonst gemeiniglich ernste Mann, die tollsten Schnurren und Purzelbäume. Gar mancher andere Besuch hingegen war wieder jener überlästigen Art zudringlicher Viertelsfreunde zuzurechnen, von welchen der Dichter so vielfach heimgesucht war.

Zu den Bewohnern von St. Goar hatte das Ehepaar Freiligrath nur wenig Beziehung; das befreundetste Haus war dasjenige des Landrats Karl Heuberger. Ein vielseitig gebildeter Mann, trat Heuberger dem Dichter als Freund und Berater sehr nahe; sein gastliches Haus mit den poetisch und musikalisch begabten Töchtern, denen sich ab und zu ebenso anmutiger Mädchenbesuch gesellte, war eine allezeit offene Dichterherberge für Freiligrath und seine Freunde, zu deren beliebten Späßen das „Loch im Keller" gehörte, welches sie dem Landrat getrunken. Auch in wichtigen Geschäftsangelegenheiten hat sich Heuberger als warmer Freund bewiesen. Freiligraths Einlenken in die Bahn der politischen Poesie machte freilich dem konservativ-liberalen preußischen Beamten schwere Bedenken; indes weder das Glaubensbekenntnis noch Ça ira vermochte einen völligen Bruch des Verhältnisses der Männer zu veranlassen; das geschah erst 1848. Da aber die Freundschaft der beiden Männer auf wirkliche Neigung und Hochachtung gegründet war, so überdauerte sie auch die politische Sturmperiode, und mit Freiligraths zweiter Übersiedelung stellt sich auch der Briefwechsel wieder ein mit seinem alten herzlichen Ton, um festgehalten zu werden bis zu des Dichters Ende. Karl Heuberger lebt, ein geistesfrischer Neunziger, zu Neuwied.

Ein anderes Haus, zu welchem Freiligrath in wenn auch minder naher freundschaftlicher Beziehung stand, war das des Herrn von Vitzthum, eines vormaligen preußischen Offiziers, welcher mit seiner liebenswürdigen Frau und einigen Söhnen in St. Goar hauste, ein guter Gesellschafter, stets bereit eine treffliche Bowle zu brauen. Es wird seiner in den Briefen mehrfach gedacht.

Die geistvolle Luise von Gall, dem Paare bereits von Darmstadt aus nahestehend, verweilte im Sommer 1842 einige Monate lang zu St. Goar als Freiligraths Hausgenossin, welcher nach seiner scherzhaften Weise in seinen Briefen nicht selten der „Gallina" gedenkt. Das Zusammentreffen

Freund Levins mit Luiſe von Gall führte im Sommer 1843 zur Verlobung der beiden, welcher am 6. Oktober zu Darmſtadt die Verheiratung folgte. Im Frühling 1843 ward Maria Melos, Frau Ida's Schweſter, von Freiligrath gern mit bibliſchem Worte „die Schnur", wohl auch Fleur de Marusch, Fleur de Maroc genannt, Hausgenoſſin des Dichterpaares bis zum Überzuge nach England, wie ſie ſeit Freiligraths Tode der vereinſamten Schweſter die ſorgende und erheiternde Hausgenoſſin iſt.

Unter den zahlreichen fahrenden Poeten, die mit Freiligrath vom Rheinfels herabſchauten oder im bachdurchrauſchten Schweizerthal hinaufſtiegen zur Lurlei, ſind uns vornehmlich zwei bedeutſam, Henry Wadsworth Longfellow und Emanuel Geibel. Die Bekanntſchaft mit dem drei Jahre älteren nordamerikaniſchen Dichter, welcher damals in der Kaltwaſſerheilanſtalt Marienberg bei Boppard weilte, fällt in den Sommer 1842 und hatte einen vieljährigen Briefwechſel zur Folge. Es iſt allbekannt, daß Freiligrath nachmals außer einigen lyriſchen Dichtungen Longfellows deſſen Sang von Hiawatha meiſterlich ins Deutſche überſetzt und dadurch zu deſſen Ruhme nicht wenig beigetragen hat; und wenn der verbannte Dichter ſpäter bisweilen an eine Überſiedelung nach Nordamerika dachte, ſo hat ohne Zweifel ein Ruf Longfellows oder das Vertrauen auf ſeine gewichtige Fürſprache bei der Entſtehung dieſes Gedankens mitgewirkt. Emanuel Geibel, fünf Jahre jünger als Freiligrath, war nach beendeten akademiſchen Studien durch ein günſtiges Geſchick als Erzieher nach Athen geführt worden, hatte auf der Akropolis und auf den Inſeln des griechiſchen Meeres geſchwärmt und gedichtet. Bei der Heimkehr 1840 ließ er die erſte Sammlung ſeiner Gedichte erſcheinen; dieſelben machten außerordentliches Glück; Geibel war fortan der gefeiertſte der jüngeren Lyriker. Eingang 1843 ward ihm, wie unſerem Dichter ein Jahr zuvor, von König Friedrich Wilhelm IV. ein jährlicher Ehrengehalt von 300 Thalern verliehen; Emanuel Geibel beſchloß nun eine Weile am Rhein ſeinen hiſtoriſchen und poetiſchen Arbeiten zu leben, und bat, ſeine gerade damals erſchienene Sammlung ſpaniſcher Volkslieder und Romanzen Freiligrath widmen zu dürfen. Dieſer antwortete aufs herzlichſte, und die Folge war, daß Geibel Pfingſten 1843 in St. Goar erſchien, um fortan, freilich nur ein halbes Jahr lang, an jenem heiteren rheiniſchen Poetenſommer teilzunehmen. Auch Levin Schücking hauſte damals eine Weile in St. Goar oder dem nahen Marienberg, und mancher fröhliche Ausflug nach den Thälern und Höhen der herrlichen Umgebung ward gemeinſam gemacht, manches heitere Glas auf der Lurlei, in den Trümmern der „Katz" oder im güldenen Pfropfenzieher zu Oberweſel geleert, manche finſtere Geſpenſtergeſchichte erzählt. Die in der Folge mitgeteilten Briefe an Geibel ſind ein redendes Zeugnis der

herzlichen Freundſchaft, welche Freiligrath dem jüngeren Mitbewerber um die Gunſt der Zeitgenoſſen entgegenbrachte. Freilich ward Geibel dafür auch die Ehre zu Teil, an der ſchnöden Verunglimpfung durch Herwegh teilzunehmen.

Im übrigen mögen die Briefe ſelbſt Zeugnis geben für die glückliche Heiterkeit, mit welcher Freiligrath den Segen eines befriedeten Heimweſens, den Aufenthalt an ſeinem geliebten Strome genoß. Doch auch ſeine Dichterkraft fand hier neue Anregung, ſo daß wir von den Jahren, welche Freiligrath zu St. Goar verbrachte, einen neuen Abſchnitt ſeiner ſchöpferiſchen Thätigkeit beginnen können.

Zunächſt kam zu St. Goar eine Arbeit zum Abſchluß, welche unſern Freund bereits ſeit Jahren beſchäftigte, ſein Büchlein über Karl Immermann. Urſprünglich war eine umfaſſende, vielſeitige Beleuchtung des Dichters beabſichtigt, wobei die Freunde des Herausgebers mitwirken ſollten. Nach einheitlichem Plan aber ward nicht gearbeitet; Dingelſtedt hatte einen Beitrag übernommen, der aber ausblieb; ſo geſchah es, daß das im Juni 1842 abgeſchloſſene kleine Buch den Eindruck des Unvollſtändigen macht: ein Geſamtbild des Dichters fehlt ganz; von ſeinen Werken iſt Merlin zweimal, Triſtan nur flüchtig beſprochen, die Dramen und Romane gar nicht; ein paar Aufſätze von Kanzler v. Müller und O. L. B. Wolff entſchädigen nicht für dieſe Unzulänglichkeit; dem nachgelaſſenen Aufſatze Immermanns über ſeinen Beſuch im Goethe-Hauſe warfen Kundige mannigfache Irrtümer vor. Beſonders wertvoll dagegen ſind für uns die Briefe des Dichters an den jungen Freund, und vornehmlich Freiligraths Schlußgedicht, ein wahrhaft prächtiges Gegenſtück zu dem Nachruf an Grabbe, bezeichnend auch inſofern, als ſich in dem Gedicht auf Immermann ſtatt der brütenden leidenſchaftlichen Schwermut der Dichtung vom Herbſt 1836 nun eine abgeklärte beruhigte Thatkraft ausſpricht, die dem Dichter von Natur eigene weltfreudige Stimmung wiederkehrt. Immermann hatte ſeine Schilderung des Goethe-Hauſes mit den Worten beſchloſſen: „Hierher ſoll man junge Leute führen, damit ſie den Eindruck eines ſoliden, redlich verwandten Daſeins gewinnen. Hier ſoll man ſie drei Gelübde ablegen laſſen, das des Fleißes, der Wahrhaftigkeit, der Konſequenz.“ Daran knüpft Freiligrath an, und faßt ſein Dankgefühl für den edeln Toten zuſammen in den Worten:

Du weißt es nicht, was ich dir ſchuldig bin!
Auf dich, als Leuchtthurm blick' ich täglich hin!
In Kunſt und Leben irrt' ich, ach, ſchon viel:
Dein hohes Bild gab Richtung mir und Ziel!
Aus deinem Grabe noch vor wenig Wochen
Haſt du erſchütternd mir in's Herz geſprochen!

In Goethe's Räumen jenes ernste Wort!
Wie eine Glocke hör' ich's fort und fort!
Es stürmt mich auf, und ruft beständig mir:
Thu' das Gelübde! — Wohl! doch thu' ich's hier:
Bei dir, dem Festen, den man hieß den Starren,
Gelob' ich Fleiß, Wahrhaftigkeit, Beharren!

Zu deinem Ziele führen nur die drei!
Laß' mich, mir selbst und meinem Pfunde treu,
Nach seinem Maße fürder thun mit Lust,
Was meines Amtes — ruhig und bewußt
Mich oben haltend in der Zeitflut Ringen!
Hilf mir, Du Starker! Hilf, und laß gelingen!

So ist Freiligraths Immermann-Buch, wenn es auch dasselbe Gepräge des Kompilatorischen trägt, wie das Rolands-Album, ein schönes Denkmal zu Ehren des Geschiedenen, welcher es mit Freiligrath so treulich gemeint. Immermann hatte Ausgang 1837 an Wolff geschrieben: „Ich habe inzwischen einen Dichter kennen gelernt, nämlich Freiligrath, den ich in Barmen besuchte. Ein netter Junge, nur leider als Commis eines Wupperthaler Handlungshauses in den geisttötendsten Verhältnissen. Aus Secunda abgegangen; es thut einem in der Seele um so ein wahres reiches Talent wehe, und doch läßt sich nur das Prognostikon stellen, daß der Mangel an Bildung und Kenntnissen und die Ungunst der Situation zu baldiger Erschöpfung führen werde." Es war nun Freiligraths Aufgabe, dafür zu sorgen, daß diese Prophezeiung nicht Wahrheit werde.

Zwar geschah dies nicht durch die zweite Arbeit, welche in jener Zeit unseres Dichters Kraft aufs neue angestrengt in Anspruch nahm, die Übersetzung der Gedichte von Felicia Hemans, welche übrigens erst 1846 erschienen; sie werden seiner Zeit mit der gesamten verwandten Verdeutschungsthätigkeit unseres Dichters kurze Beleuchtung erfahren. Wohl aber nimmt Freiligraths Dichtung unter den Nußbäumen von St. Goar einen neuen machtvollen Aufschwung. Freiligrath ward politischer Dichter. Aber auch das nicht mit raschem Entschluß, mit bewußter Absicht, sondern mit jener elementaren Notwendigkeit, nach welcher der Genius schafft, sah sich Freiligrath nach und nach zur Opposition und zum Aussprechen seines Glaubensbekenntnisses hingeführt. Nicht aus bewußtem Entschluß, sage ich, sondern unmerklich, wie ein Schifflein, auch wenn es querüber strebt, stromab getrieben wird. Schon die Briefe aus dem Jahre 1837 zeigen uns, wie lebhaft er das gewaltthätige Verfahren gegen die Göttinger Sieben mißbilligte; der das Politische streifenden Gedichte des Darmstädter Jahres ist früher gedacht; noch in den Jahren 1842 und 1843 entstanden einige Poesien, welche sich

der Berührung von Zeitfragen ferne halten, wie der schwungvolle Nachruf an Immermann, und das tiefsinnige Preislied der Romantik, „Ein Flecken am Rhein" überschrieben; doch auch hier bereits ringt der Poet mit dem politischen Mann, welcher spricht:

Der frische Geist, der diese Zeit durchfuhr,
Er hat mein Wort, ich gab ihm meinen Schwur,
Noch muß mein Schwert in jungen Schlachten blitzen!

Die treffliche „Vision" Zincgrefs auf dem Kirchhof von St. Goar, nur allgemein 1843 bezeichnet, lenkt vollständig in die Bahn der politischen Dichtung über; die zehn Monate dagegen vom Juli 1843 — Mai 1844, besonders aber die ersten Monate des letzteren Jahres sind die Zeit einer wahrhaft staunenswerten Produktivität unseres Dichters; damals entstanden jene zündenden Lieder, welche Freiligrath alsbald darnach als sein „Glaubensbekenntnis" hinaussandte, und die, einige Jahre lang wenigstens, einen Erfolg errangen, welcher sich demjenigen der ersten Sammlung der Gedichte fast an die Seite stellen konnte; anderseits macht dieses Hervortreten des Glaubensbekenntnisses einen jähen Riß in dem schon bisher nicht ganz glatten Lebensgange des Dichters, übt auf dessen ferneres Geschick die eingreifendsten Wirkungen.

Freiligrath war ursprünglich kein politischer Mann, sondern vor allen Dingen Dichter. Daß er den Weltereignissen nicht dumpfbrütend gegenüberstand, versenkt in Meeres-, Wüsten- und Urwaldphantasien, daß er ihnen achtsam, mit humoristischer oder sittlich ergrimmter Empfindung folgte, lehrt uns schon bei dem jungen Manne der „Scheik am Sinai", das S. 48. mitgeteilte Lied zum Soester Schützenfest oder die in die Amsterdamer Zeit fallende bittere Terzinendichtung „Die irische Witwe"; mit den beiden Gedichten für Dullers Phönix war er, wie früher nachgewiesen, bereits seit 1836 völlig als Zeitdichter aufgetreten, obwohl mehr in allgemeiner Weise. Freiligrath nahm lebhaft an den Zeitereignissen teil, wenn auch mit jenem maßhaltenden Liberalismus der vormärzlichen Jahre; nur wenn ein bestimmtes Zeitereignis, die Hinrichtung des Diego Leon, die Absicht der Begründung einer Spielbank auf der Ebernburg seinen sittlichen Ingrimm weckte, warf er ein rasches kräftiges Wort hinaus; seiner durch und durch wahren, ernsten, gesunden Natur war die schönklingende politische Phrase eines Herwegh, die spöttelnde Spaßhaftigkeit in den Liedern Hoffmanns v. Fallersleben, wie der ätzende, verzweifelnde Mißmut Dingelstedts gleichermaßen widerstrebend; weil er ein echter Dichter war, mißbilligte er jene schöngereimte Leitartikel-Poesie, die nirgends an Greifbares anknüpfte. Wie Herwegh auf Freiligraths vielgepriesenes und vielgescholtenes Wort:

Der Dichter ſteht auf einer höhern Warte,
Als auf den Zinnen der Partei

öffentlich antwortete und gleichzeitig brieflich unſerm Freunde über die Pflicht des Dichters, Partei zu ergreifen, ein Privatiſſimum las, iſt früher erwähnt. Freiligrath verſchluckte ſeinen Unmut. Da geſchah es, daß Eingang 1843 Herwegh, der gefeierte Verfaſſer der Gedichte eines Lebendigen, eine Reiſe nach Königsberg machte, allerorten mit lebendigſter Begeiſterung aufgenommen. Sogar König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen, welcher ſich geiſtreich genug fühlte, dem modernen Marquis Poſa gegenüber nicht die Rolle eines Philipp zu ſpielen, erteilte dem Dichter Audienz, woraus denn Herwegh die Berechtigung herleitete, an den König „Ein Wort unter vier Augen" zu richten, einen Brief, welcher durch eine unverzeihliche Indiskretion veröffentlicht ward und durch alle Zeitungen ging. Friedrich Wilhelm IV. mochte ſich von dem „ſonderbaren Schwärmer" wohl im Zwiegeſpräch belehren, aber nicht vor allem Volk unpaſſende Briefe ſchreiben laſſen; er verwies den „Lebendigen", den ungeſchickten Apoſtel der Freiheit, ſofort des Landes; aber was ſchlimmer war, das berechtigte Freiheitsſtreben der Zeit erſchien durch die Zutäppiſchkeit des phraſenfreudigen Tyrtäus des kosmopolitiſchen Liberalismus bitter geſchädigt. Nicht entfernt mit dem Gefühle der Schadenfreude eines Nebenbuhlers, ſondern aus der ſchmerzlichen Empfindung dieſer dem geſamten freiſinnigen Streben mutwillig bereiteten Niederlage richtete Freiligrath im Januar 1843 an Herwegh jenen berühmten „Brief", welcher den fahrenden Ritter des Liberalismus in völlig vernichtender Weiſe zur Rede ſtellte und zu den Toten warf. Es iſt ein Gedicht von einer Schärfe des edeln Zornes, einer Kraft der ſittlichen Beredſamkeit, wie keines der bisherigen; das ganze Gedicht ſteht auf einer überragenden Höhe ſtrenger politiſcher Sittlichkeit; er weiſt den aufgeblaſenen Hochmut des 25jährigen Mannes, der den tapfern greiſen Arndt einen „Alten mit der Krücke" geſcholten und dann ſelbſt in ſo ungeſchickter Weiſe die Sache der Freiheit bloßgeſtellt, mit ſchneidend ſcharfen Worten zurück; wir fühlen dem ganzen Gedichte nach, daß es aus der innigſten Überzeugung hervorgegangen iſt.

Du trotziger Diktator,
Wie bald zerbrach dein Stab!
Dahin der Agitator
Und übrig nur — der Schwab!
Verwelkt ſchon deine Blume!
Dein Kranz, o Freund, hängt ſchief!
Du ſchriebſt dem eignen Ruhme,
Ach, den Uriasbrief!

Nun können ſie dich bänd'gen,
Philiſter und Zelot:
„Da habt ihr den Lebend'gen!
Er ſchlug ſich ſelber todt!"
Wen Ruhmeskleider zieren,
Der hüte ſie wie Schnee!
Wahr iſt es: Renommiren
Verdirbt die Renommée!

Wer ſagt, er ſtände Wache
Für's Recht, der halte Stich,
Und gebe ſtatt der Sache
Nicht immer nur ſein Ich!
Der ſchwinge, wo für's Ganze
Man ernſte Speere bricht,
Ruhmredig nicht die Lanze,
Mit der die Hoffahrt ficht! —

So ziehſt du! — Was ich ſagte,
Wohl klingt es ſchonungslos!
Doch wer uns Arndt verklagte,
Zog ſelber ſich das Loos!
Du nannteſt den alten Rieſen
Zu alt zu dieſer Friſt?
Du haſt uns nur bewieſen,
Daß du zu jung noch biſt!

Zieh hin, — doch um zu kehren!
Die Freiheit kann verzeih'n!
Bring' ein die alten Ehren,
Mit Liedern bring' ſie ein!
Der Dichtung Goldſtandarte,
Laß weh'n ſie, doppelt reich: —
Poet, wetz' aus die Scharte,
Wetz' aus den Schwabenſtreich!

Das waren freilich harte und ſcharfe Worte gegen den ruhmredigen Apoſtel der Freiheit; wes Geiſtes Kind derſelbe ſei, hat er genugſam gezeigt; er rächte ſich im zweiten Bande der Gedichte eines Lebendigen durch jenes ſchnöde „Duett der Penſionierten", in welchem unſer Dichter zu Geibel ſpricht:

— Ja, willſt du mich kennen?
Ja, ich bin es in der That,
Den Bediente Bruder nennen,
Bin der Sänger Freiligrath. —
Ich geſteh', ich hätte lieber
Die Unſterblichkeit allein,
Doch dies Demagogenfieber —
Geibel. Bändigen wir nur zu zwei'n.
Freil. Und ſo laß' uns unſre Flammen —
Geibel. Thun zu einem Brand zuſammen —
Freil. Braten als getreue Diener —
Geibel. Die verfluchten Jakobiner,
Beide. Und verzehren dann in Frieden
Die Penſion der Invaliden.

Es war eine unſäglich erbärmliche Wendung, die Stellung, welche Freiligrath aus tiefſter ſittlicher Entrüſtung eingenommen, in Verbindung zu bringen mit dem unverlangten dürftigen Ehrenſold, welchen der Preußenkönig den beiden Dichtern ausgeſetzt hatte. Herwegh aber nahm eine reiche Frau, ruhte fortan wohlverſorgt auf ſeinen Lorbeeren, zu welchen das Sturmjahr 1848 keine neuen hinzufügte; Freiligrath dagegen opferte ſeiner Überzeugung nicht bloß alsbald jene dreihundert Thaler, ſondern das Wirken

im Vaterland und zog hinaus in die Fremde, aufs neue das harte Brot kaufmänniſcher Dienſtbarkeit zu eſſen. Indes muß doch erwähnt werden, daß in den alsbald ausbrechenden politiſchen Stürmen alle Feindſeligkeiten zwiſchen Freiligrath und Herwegh aufhörten. Eine perſönliche Begegnung fand erſt nach der zweiten Rückkehr unſeres Dichters in die Heimat ſtatt; Herwegh beſuchte Freiligrath zu Stuttgart, und dieſer, dem jede kleinliche Zänkerei zwiſchen Parteigenoſſen ein Greuel war, empfing den vormaligen Gegner ſo herzlich, als wenn nie etwas vorgefallen wäre. Bei Herweghs Tode April 1875 reiſte Freiligrath mit den Stuttgarter Geſinnungsgenoſſen zur Beerdigung nach Baden-Baden, ſelbſt ſchon krank, ſo daß Frau Herwegh den erſchöpften Mann auf halbem Wege in ihren Wagen nahm. Und ſie wieder war die erſte, die bei der Kunde von unſeres Freundes Tod ſich mit Troſt und einem Blumenſtrauße einſtellte. So hat in Leben und Tod das harte Zuſammentreffen der beiden Dichter einen verſöhnenden Schluß gefunden.

Es war ſicherlich für einen freiſinnigen klarblickenden Mann, wie Freiligrath, in jener Zeit ein drückendes Gefühl, königlich preußiſcher Staats-penſionär zu ſein, nicht Staatsdiener, wie Tauſende, ſondern durch einen Gnadengehalt gleichſam perſönlich mit dem Könige verbunden. Mit je glänzenderen Erwartungen die Welt die Thronbeſteigung König Friedrich Wilhelms IV. begrüßt hatte, deſto ſchmerzlicher war die Enttäuſchung. Dieſe mit freiſinnigen Worten verbrämte ſtete Hervorhebung des Gottesgnaden-tumes, dieſe romantiſch-pietiſtiſch-patriarchaliſchen Liebhabereien, dieſe Verſuche, altberechtigte Forderungen, längſt gegebene Zuſagen mit ſchwächlichen Abſchlagszahlungen abzufinden und dann, als die Preſſe die Schwächen dieſes königlichen Scheinliberalismus aufdeckte und Beſſeres verlangte, die kleinliche Verſchärfung der Cenſur, dieſe Abſetzungen und Bücherverbote — es war zum Verzweifeln für eine frei und groß angelegte Natur, wie diejenige Freiligraths, dieſes Wollen und Nichtkönnen, dieſes Können und Nichtwollen zu betrachten, und es bedurfte, um ihm die Augen zu öffnen nicht

jener Nacht im Rieſen

zu Koblenz vom 16. zum 17. Auguſt 1843, in welcher Freiligrath und der abgeſetzte Hoffmann von Fallersleben im Zwiegeſpräch beim Champagner ihren ganzen Groll gegen die politiſchen Zuſtände der Zeit ergoſſen. „Die Sachen ſind, wie ſie ſind. Ich bin nicht von den Tories zu den Whigs übergegangen, aber ich war, wie ich die Augen über mich öffnete, ein Whig", dieſes Motto ſeines Glaubensbekenntniſſes borgt Freiligrath von ſeinem väterlichen Freunde Chamiſſo. Es war keine Schwenkung, es war nur ein

Bewußtwerden. Freiligrath war eine tiefſittliche Natur, er war zugleich ein echter Dichter; er konnte mit Taſſo ſagen:

Wenn der Menſch in ſeiner Qual verſtummt,
Gab mir ein Gott zu ſagen, wie ich leide.

Freiligrath konnte den Leiden ſeiner Zeit Ausdruck geben, und darum mußte er es; er bedurfte dazu weder der Anregung einer im Grunde nüchternen Natur wie Hoffmann, noch der Nebenbuhlerſchaft mit dem dröhnenden Schönredner Herwegh. Die Überzeugung, die ſittliche Erbitterung gaben ihm vom Herbſt 1843 ab die Feder zu ſeinen politiſchen Dichtungen in die Hand. Wohl mahnten ihn die Freunde Heuberger, Geibel, Schücking ab, rieten zur Behandlung nicht politiſcher Stoffe; beſonders der letztere meinte, daß ein Gedicht über die Heldenthaten und abenteuerlichen Fahrten der Geuſen, ſei es als Epos, ſei es in Geſtalt aneinander gereihter Romanzen, ein prächtiger Stoff für Freiligraths Muſe ſein würde; es gelangte nicht zur Ausführung, ebenſowenig die dramatiſchen Pläne, mit welchen der Dichter ſich damals trug; der Drang zur politiſchen Poeſie lag eben in der Luft, und auch Freiligrath konnte ſich demſelben nicht entziehen.

So ward denn — die Briefe geben den deutlichſten Einblick, wann und wie — Freiligrath, welcher bis zum Frühling 1843 noch ſich jeder politiſchen Tendenzpoeſie fern gehalten, engliſche Lyrik überſetzt hatte, ſeit Sommer 1843 völlig in den hochgehenden Strom der Zeitdichtung hineingeriſſen; wie ſehr es ihm Herzensſache war, beweiſt uns die wahrhaft erſtaunliche Fülle der Hervorbringungen vornehmlich der folgenden Wintermonde. Es iſt da höchſt bezeichnend ein Wort im Briefe an Freund Levin vom 3. Februar 1844: „Ich bin jetzt ordentlich im Grimm; ich ſage: Aſſah! ſpucke in die Hände, und ein Gedicht iſt fertig!“ Freiligrath ward mit dem entſtehenden Buche der poetiſche Bannerträger des Liberalismus. Er ahnte im voraus, daß dieſe Wendung ihn aufs neue in ſchwere Lebenskämpfe ſchleudern würde, aber er ging der verhüllten Zukunft mutig entgegen. Die kommenden Ereigniſſe warfen ihren Schatten ſchon im voraus in ſeine ſtille Klauſe; noch ruhten ſeine Gedichte gegen den König von Preußen im Pult, aber es widerſtrebte ihm, von dem Manne, gegen welchen er ſeine Liederpfeile zu richten gedachte, eine Gnade zu empfangen; von Ende 1843 an erhob er ſeine Penſion nicht mehr. Und noch ein ſchwereres Opfer brachte Freiligrath ſeiner Überzeugung. Trotz aller Liebe zur Freiheit hätte der Dichter in jener Zeit eine Beamtenſtellung gern angenommen, wenn ſie ihm nur die zu eigenen Arbeiten erforderliche Zeit ließ; er hatte die von Adelheid von Stolterfoth ihm eröffnete Ausſicht auf eine Bibliothekarſtelle zu Wiesbaden mit Lebhaftigkeit ergriffen: nun trat ihm dieſe Möglichkeit

leibhaft entgegen. Freund Eckermann ſchrieb ihm am 11. März 1844 von Weimar:

„Geſtern bei einer Partie, die ich mit dem Erbgroßherzog nach Ettersburg machte, ſprachen wir viel über Sie, und ich erhielt halb und halb den offiziellen Auftrag, Sie zu fragen, wie es mit Ihren nächſten Wünſchen und Ausſichten iſt, und ob Sie vielleicht Neigung hätten, in Weimar irgend eine paſſende Stelle, etwa bei der Kammer, anzunehmen. Es müßten auch noch andere junge Talente herangezogen werden, wie etwa Geibel, der mir viel im Sinn liegt und den ich ſehr hoch halte. Ich denke viel an Sie, und meine Liebe zu Ihnen hat nicht einen Augenblick gewankt. Könnten Sie nicht Geibel einmal ſondiren, was er etwa denkt? Der junge Fürſt iſt voll Enthuſiasmus, für Weimar eine beſſere und rühmlichere Zeit wieder herbeizuführen. Hoffähigkeit und einen guten Gehalt müßten Sie aber — wenn Sie überall Luſt hätten und mir ſchrieben, zur Bedingung machen."

Freund Ebner zu Frankfurt, der Journaliſt, ſagte öfters zu dem Dichter: „In meinem Leben habe ich keinen Menſchen getroffen, der ſo baumlange Chancen hat wie Sie, und der ſie ſo wenig benutzt." Es lag eben eine derartige Bemühung bei Hochgeſtellten durchaus nicht in Freiligraths Art. So hatte er 1839 die Detmolder Bibliothekarſtelle, ſo Sommer 1841 Anerbietungen der Prinzeß Marianne dankend zurückgewieſen, ſo wies er jetzt die Anfrage von Weimar zurück. Es widerſtrebte ſeiner ehrlichen Natur, ſich noch raſch ein warmes Neſt in der Muſenſtadt zurecht zu machen und dann ſein zündendes Glaubensbekenntnis in die Welt hinauszuwerfen; noch mehr widerſtrebte es derſelben, um einer bequemen Verſorgung willen dieſe Dichtungen, welche der tiefſten Überzeugung entquollen waren, zu unterdrücken. Freiligrath entſagte abermals ſeinen „baumlangen Chancen", ſandte ſein Glaubensbekenntnis hinaus und ging in die Verbannung.

Es liegt aus den zwei Jahren des Aufenthaltes zu St. Goar eine Fülle von Briefen vor. Über Freiligraths Übergang zur politiſchen Dichtung geben beſonders die zahlreichen Schreiben an Karl Buchner Auskunft; geringere Ausbeute nach dieſer Seite gewähren die Schreiben an Schücking, welche dafür in anderer Weiſe ergänzend eintreten. Die Briefe an Adelheid von Stolterfoth bewahren das frühere Gepräge warmer Verehrung; mit der Politik geben ſie ſich ſelbſtverſtändlich weniger ab. Das herzliche Freundſchaftsverhältnis zu Krah ſpricht ſich in mehreren Briefen aus; daran mögen ſich diejenigen an Emanuel Geibel ſchließen. Bilden dieſe fünf Reihenfolgen den feſten Kern, ſo dienen vereinzelte Briefe an andere Freunde zur Ergänzung nach dieſer oder jener Seite.

An Karl Buchner.

St. Goar, 21. 5. 42.

Verehrter Freund!

Eben wollte ich mich hinsetzen, um Sie und die jenseitige Geschätzte von unserer glücklichen Ankunft in St. Goar zu benachrichtigen, als Ihre lieben Zeilen von gestern mit der Inlage (für deren rasche Besorgung meinen besten Dank!) bei mir eintrafen! Unsere kleine Tour ist schnell und glücklich von Statten gegangen. Dietwaldus Ganzhorn begleitete uns bis Oppenheim, wo er, im gelben Hause wirkend, das nächste Zuberg-Schiff abwarten wollte, um mit demselben nach Mannheim zurückzudampfen.

Das Dampfschiff nahm in Bingen eine ansehnliche Menge neuer Passagiere ein, und bewegte sich dann in anmuthigen Kreisen und Schwenkungen wenigstens 10 Minuten vor Bingen auf und ab. Es durfte nämlich nicht gradeswegs stromunter gehen, da ihm durch einen am Bingerloch aufgestellten Kerl mit rother Signalfahne die Weisung wurde, daß hinter den, ihn vorläufig noch verbergenden, Ufervorsprüngen ein anderer Dämpfer herauf komme. Um nun mit diesem in der engen Passage besagter Binger Oeffnung nicht in Conflict zu gerathen, mußte unser guter Leopold von Baden ein Weniges vor Bingen umhertorkeln; mit Hülfe Reizensteins des Capitäns und Plittersdorffs des Steuermanns ging das Manöver trefflich von Statten, doch will ich nicht in Abrede stellen, daß auch der namhafte Ballast von Bier und Champagner, den die rastlos wirkende Hoheit geladen hatte, zum Gelingen wesentlich beitrug. —

Zwischen Hahn und Gernsheim ist Strolch uns abhanden gekommen, trotz der freundschaftlichsten Ermahnungen und Vorstellungen. Seine fleischlichen Lüste haben ihn ins Verderben gelockt. Er hat vom Baum der Erkenntniß gekostet, und nun wandle ich einsam durch das Paradies von St. Goar und rufe vergeblich: Adam, wo bist Du? — Aller Wahrscheinlichkeit nach ist das arme Vieh in seinem Berufe gestorben, d. h. ein Revierförster hat ihn todtgeschlagen. Sollte es sich aber doch noch in diesen Tagen bei Ihnen einstellen (es wäre doch möglich), so bitte ich Sie, es dem Löwenwirth Hax nach St. Goar zu überweisen. Nur muß dann darauf gesehen werden, daß er auf oder unter dem Wagen gehörig befestigt wird. Der Verlust der treuen Bestie thät mir wirklich leid. Wir werden oft an ihn erinnert — durch die Reliquien unserer Mahlzeiten und durch gewisse hüpfende Hexameter aus dem Thierreich, die wir seinen Umarmungen beim Scheiden verdanken.

Und jetzt lassen Sie mich mit dem schließen, womit ich eigentlich hätte anfangen sollen: mit nochmaligem herzlichen Danke für alle die Liebe und Freundlichkeit, womit Sie uns die letzten Tage unsers Darmstädter Aufenthalts

zu ſo ſchönen und unſeren Herzen unvergeßlichen gemacht haben! Bleiben Sie uns gut — wir vergeſſen Ihrer gewiß nicht, und werden uns im Beſitz Ihres Wohlwollens und Ihrer Freundſchaft immer glücklich fühlen.

* * *

An Gottfried Kinkel.

St. Goar, 22. Mai 42.

Hochverehrter Herr und Freund!

Ihr Brief hat mir viele Freude gemacht, und ich danke Ihnen herzlich für die Theilnahme, mit der Sie meine Wege aus der Ferne begleiten. Ich habe Darmſtadt — vorläufig für die Sommermonate — verlaſſen, und mich einſtweilen am Fuß der Lurlei angeſiedelt. So bin ich meinen niederrheiniſchen Freunden wieder näher gekommen, und denke, daß ein regerer engerer Verkehr, der zunächſt nur durch die größere Entfernung erſchwert wurde, vor und nach in der alten traulichen Weiſe ſich wiederherſtellen wird.

Ich hätte Ihnen ſchon eher geantwortet, wenn Ihr Brief in Folge meines Umzuges nicht verſpätet in meine Hände gekommen wäre. Ich empfing ihn erſt heute Morgen, und zögere nun keinen Augenblick, Ihnen für Ihr gütiges Anerbieten puncto des Immermanns-Albums meinen beſten Dank abzuſtatten, und Ihnen zu ſagen, daß ich Ihren Beitrag bedingungsweiſe gern annehme, und demſelben je eher, je lieber mit Vergnügen entgegenſehe. Unbedingt den Aufſatz annehmen kann ich nicht. Das Manuſcript iſt nämlich eigentlich ſchon abgeſchloſſen, und muß contractlich bis zum 31. d. M. in den Händen des Verlegers ſein. Außerdem habe ich auch ſchon eine Abhandlung über den Merlin von Levin Schücking. Beide Umſtände halten mich jedoch nicht ab, Sie recht dringend um baldige Mittheilung Ihres Commentars zum Merlin zu bitten. Ob mein Büchlein ¾ bis 1¼ Bogen ſtärker wird, thut durchaus nichts zur Sache. Es handelt ſich nur darum, ob es möglich ſein wird, zwei Aufſätze über einen Gegenſtand zu bringen, und darüber kann ich natürlich erſt entſcheiden, nachdem ich den Ihren werde geleſen haben. Doch bin ich zum Voraus feſt überzeugt, daß der Abdruck beider Commentare nicht nur zuläſſig, ſondern ſelbſt in hohem Grade intereſſant ſein wird. Ich denke es mir herrlich, zwei ſo tüchtige und gewandte Taucher nebeneinander, jeden in ſeiner Art, die Tiefen dieſes Meeres ergründen zu ſehen.

Setzen Sie mich alſo, ich wiederhole meine Bitte, recht bald in den Beſitz Ihres Aufſatzes, damit ich ihn eventualiter (und wie geſagt, ich zweifle nicht, daß ich ihn werde benutzen können) zur feſtgeſetzten Friſt mit nach Stuttgart einzuſenden im Stande bin. Für das ganze Werkchen hat mir der Verleger, ohne Rückſicht auf Bogenzahl, 200 Thlr. Honorar ausgeſetzt.

Ich werde also erst nach Vollendung des Werks ermitteln können, wie viel Thaler nach diesem Verhältniß auf den Bogen kommen, und Ihnen den Betrag Ihrer Mittheilung dann sofort prompt übermachen.

Es hat mich gefreut, über Simrock Etwas von Ihnen zu hören. Er hat mich, trotz vieler Zeichen von Anhänglichkeit, die ich ihm seit meinem Fortziehen vom Rhein gegeben, gänzlich vernachlässigt, und ich gestehe, daß ich mich dadurch gekränkt fühle. Sagen Sie ihm das bei Gelegenheit!

Adressiren Sie gefälligst nach St. Goar, im Hause des Hrn. Apothekers Gustav Ihl[1]).

* * *

An Karl Buchner.

Ihlium, 27. Mai 1842.

Ihre Mittheilungen über Strolch sind mit schallendem Gelächter empfangen worden. Der Augenblick, wo Sie, den Verlorenen suchend, von seinem Brummen empfangen wurden, muß groß gewesen sein! Des Kochs[2]) Kinder singen jetzt wahrscheinlich alle Tage: Heil sei dem Tag, an welchem du bei uns erschienen — Dideldum, Dideldum, Dideldum! —

So viel steht jetzt fest: Strolch ist die längste Zeit mein Schildknapp gewesen! Der Kerl denkt: Nomen et omen! und macht mir durch die strikte Befolgung dieses Wahlspruchs mehr Mühe und Kosten, als ein Kleinpensionnair des Königs v. Preußen täglich an ihn wenden kann. Also: Fort soll er! Aber kein Koch soll ihn haben, kein schnöder Bratspießwender — Strolch ist ein Hund der Kunst, der Literatur geworden, und darf nur zu den Füßen eines ihrer Priester seinen tiefsinnigen philosophischen Betrachtungen nachhängen, die er, wie er mir jüngst auf einen derben Schwanzkniff winselnd mittheilte, demnächst in ein System zusammenfassen und vermittelst des Weges, der einem Vieh zusteht (bei Vieweg in Braunschweig nämlich), als Handbuch des modernen Cynismus veröffentlichen wird.

Schlickus pictor soll Inhaber des Erstandenen werden. Von der Poesie wende der Treffliche sich zur Malerei! Sein Natursinn, seine Naturwüchsigkeit befähigen ihn vor Allem zum Landschafter!

Damit Schlickus seinen Scholaren aber aus meinen Händen empfangen könne, muß Letzterer durchaus per Hax und Dampfschiff nach St. Goar erst befördert werden. Die Sache ist so schwierig nicht, als sie sich ansieht. Wenn ein oder einige Söhnlein mehrbesagten Kochs den Hund zum Löwen

[1]) Freiligraths erste Wohnung, das Ihlium, war die noch gegenwärtige Apotheke, gleich oberhalb des Hotel Rheinfels; später wohnte er etwas weiter abwärts in der Hauptstraße Nr. 9, jetzt Denys. Beide Wohnungen bieten freien Blick auf den Rhein.

[2]) Freiligraths Hausherr in Darmstadt war Großh. Mundkoch.

locken, so wird er schon mit freudigem Schweifgewedel nachspringen, und es wird ein leichtes sein, ihn auf oder unter dem Wagen zu befestigen. Ich habe ihn auf ähnliche Weise transportirt, als er mich noch gar nicht kannte und bissig genug zwischen den Hinterrädern des Wagens hervorschaute. Der Strick muß natürlich festen Calibers sein, auch muß dem Kutscher (gegen ein Trinkgeld natürlich) Sorgfalt beim Abliefern auf's Dampfschiff anempfohlen werden. Letzteres ist leichter, als Sie denken. Lief er einmal bis Gernsheim, so ist er resignirt und läßt mit sich machen, was man will.

Mein Plan ist nun folgender: Ich berechne, daß dieser Brief bis morgen Mittag (Samstag den 28.) in Ihren Händen ist. Wollten Sie nun, da Sie doch einmal dieser bestialischen Angelegenheit sich angenommen haben, die Güte haben, noch am selben Nachmittage zum Ehrgeiz in der Küche zu gehen, ihm die bisherigen Fütterungskosten für meine Rechnung auszuzahlen, und ihm unter Ueberreichung der Anlage aufzutragen, den Hund übermorgen früh (Sonntag den 29.) präcis 5 Uhr in oben beschriebener Weise zum Löwen locken zu lassen, wo dann Hax (für den ich gleichfalls eine Instruction beilege) die weiteren Proceduren vornehmen lassen wird? Jedenfalls kann das Thier nur zu dieser Stunde befördert werden, da es nur so in Einem Tage nach St. Goar kommt. Ich werde morgen dem Conducteur desselben stromauffahrenden Bootes, welches den Hund beim Stromabfahren übermorgen zu Gernsheim aufnimmt, die nöthigen Weisungen für den Empfang des lästigen Quadrupeds ertheilen.

Eheu — ich bin tief im Cynismus versunken, und sollte doch eigentlich Ihliaden schreiben! O Strolch —

> Laß' mich Odysseen erfinden an der Loreley Gestaden,
> Bald, in voller Waffenrüstung, folgen ihnen Ihliaden!
>
> Platen.

Darum lassen Sie mich schließen, verehrter Freund, und nun noch ein Kränzlein der Entschuldigung und des Dankes, so gut ein Cyniker es zu flechten vermag, auf Ihre für Strolchs Wohl sorgende Stirn drücken.

Ihlium, 27. Mai 1842.

Wenn ich später einmal ausziehe bei Ihl, und Strolch ist noch bei mir, so sagen wir beiden: Fuimus Troës!

* * *

An Gottfried Kinkel.

St. Goar, 12. Juni 1842.

Bester Freund!

Den herzlichsten Dank für Ihre schönen Beiträge zu meinem Immermannsbüchlein! Ich hätte Ihnen schon weit eher darauf geantwortet, doch

war es meine Absicht, Ihnen mit meiner Antwort wo möglich gleich die Revision zu schicken, deren eigene Besorgung Ihnen wahrscheinlich am Herzen liegt. Beiliegend erhalten Sie nun die anderthalb Bogen. Haben Sie die Güte, dieselben nochmals genau durchzugehen, und mir umgehend zuzustellen. Thun Sie das Mögliche, ich bitte herzlich!

Ihr Aufsatz über den Merlin hat mir ausnehmend gefallen. Er ist in hohem Grade klar und veranschaulichend, und wird dem trefflichen Werke, glaub' ich, mehr Nutzen stiften, als Schückings Arbeit, die bei allem Verständniß und allem guten Willen dennoch ein wenig gar prosus ist.

Sie sehen, daß ich mit Ihnen den Anfang gemacht habe. Ihr schönes Gedicht (die sonore Reimverschlingung erinnert nur an Kosegarten) eröffnet würdig den Reigen. Dann folgen Sie und Schücking über den Merlin, O. L. B. Wolff und Kanzler v. Müller über ihr Verhältniß zu Immermann, Briefe Immermanns an mich, köstliche Tagebuchblätter aus dem Nachlasse des Geschiedenen (ich verdanke sie der Freundlichkeit der Wittwe), und den Schluß macht ein Gedicht von mir. Ich hoffe, daß das Ganze einen freundlichen Eindruck auf Sie machen wird.

* * *

An Karl Buchner.

St. Goar, 21. Juni 1842, d. h. am 1. Tage des 1. Jahres der Hegira*).

— Zuerst Strolch, der Cyniker! Wie aus anliegendem Dokument erhellt, kam der Edle am 29. v. M. richtig, wenn auch sehr verstört und mit Theer beschmiert, hier an, und ich kann es nur für einen sympathetischen Zug ansehen, daß es auf dem Ludwig, Großherzog von Hessen, geschah. Es zeigt das wirklich ein patriotisches Attachement an, das ich dem Thiere kaum zugetraut hätte! Des Freudengebells und der Umbeinungen war kein Ende, überhaupt war der Delinquent sehr zerknirscht, und schien zu fühlen, wie sehr er gegen mich gefehlt hatte.

Nichtsdestoweniger konnt' und mocht' ich ihn nicht behalten. Bissig und brummig gegen Fremde war er wie zuvor, dabei wollte er sich durchaus nicht von meiner Person trennen. Bei der letzten Unkeler Spritzfahrt nahm ich ihn mit; Schlickus und der Gasthof zur Löwenburg nahmen ihn mit offenen Armen auf, und jetzt erfreut er sich schon in der dritten Woche der süßen Gewohnheit des Daseins und Wirkens am Siebengebirge, macht mit Schlicko malerische Excursionen, läuft mit den Mägden in die Weinberge,

*) Bei liegt ein Billet der Kölnischen Dampfschiffahrts-Gesellschaft, lautend auf einen Hund, Mr. Strolch.

frißt, knurrt, nimmt Rheinbäder und träumt zuweilen von Ihlium. Ein großer Moment muß es werden, wenn wir ihn über 4 Wochen wiederſehen.

Halm und Gutzkow bedaure ich nicht kennen gelernt zu haben, doch findet ſich die Gelegenheit wohl noch ſpäter. Ich habe unterdeſſen hier die Bekanntſchaft eines nordamerikaniſchen Lyrikers von Ruf, H. W. Longfellow, eines äußerſt lieben und angenehmen Mannes gemacht, der ohnlängſt von Boppard, wo er eine Waſſerheilanſtalt beſucht, hierher kam, um mich kennen zu lernen und mir ſeine Omnia zu verehren. Seinen Aeußerungen zufolge (und ich habe nicht Grund, ihn für einen Schmeichler zu halten) muß ich in Amerika bei den Freunden deutſcher Literatur ziemlich bekannt ſein; man richtet ſich dort im Allgemeinen nach dem Geſchmack und Urtheil Englands, und Longfellow ſagte mir, daß man noch ganz kurz vor ſeiner Abreiſe von Amerika (vor 7 Wochen etwa) durch einen langen Artikel im Foreign Quarterly Review erneuert auf mich aufmerkſam geworden ſei. Auch ich kannte Longfellow ſchon aus Anthologien, und er ſchien ſich über meine Bekanntſchaft mit ſeinen Sachen eben ſo ſehr zu freuen, wie ich es vice versa that. Man müßte auch wahrlich ein Klotz ſein, wenn man gleichgültig bei ſo angenehmen Erfahrungen bleiben wollte. Longfellow iſt Profeſſor an der Univerſität zu Cambridge bei Boſton, und da er noch einige Monate in Boppard bleibt, ſo lernen Sie ihn nächſtens auch wohl kennen. Einige ſeiner Gedichte ſind ganz vortrefflich. Er ſpricht ſehr gut deutſch, und iſt, wie geſagt, ein beſcheidener, liebenswürdiger Mann. Ich denke, ſo lange er in der Nähe iſt, mit ihm in Verkehr zu bleiben, um ſo mehr, als ich ſonſt durchaus eingezogen und ohne Umgang lebe.

Zur Lichtenbergsfeier*) werde ich beim beſten Willen und bei aller Sehnſucht, dem ſchönen Feſte beizuwohnen und wieder einmal sub tegmine fagi auszuruhen, wohl nicht kommen können. Oekonomiſche Rückſichten machen es mir zur Pflicht, der Freude zu entſagen. Richten Sie ſich dagegen ja ſo ein, daß Sie in der zweiten Hälfte des nächſten Monats hierher kommen! Ich freue mich unendlich auf das Wiederſehen und die gemeinſchaftliche weitere Rheinfahrt. Wir ſehen Ihren Entſchluß jetzt als feſt an — ſeine Ausführung ſoll Sie gewiß nicht gereuen! — Einen Operationsplan für das Siebengebirge habe ich ſchon jetzt gemacht — Drachenfels, Löwenburg, Oelberg, Abtei Heiſterbach; ein Eſel für die ermüdeten Frauen, Wein, kalte Küche, Eſſen im Freien — es wird ganz prächtig werden.

---

*) In jenem Sommer ward zu Oberramſtadt bei Darmſtadt an Lichtenbergs Geburtshauſe eine Denktafel eingeweiht.

An Levin Schücking.

St. Goar, 24. Juni 42.
Sünte Johannes.

Ich bin wieder an den Rhein gezogen! „Darmstadt ist eine schöne Stadt", sagte mir einst Franz Dingelstedt, der „Nachtwächter mit langen Fortschrittsbeinen" (nach Heine's jüngstem witzigen Gedicht an ihn), als ich nach Darmstadt zog, und ich gebe ihm nachgerade Recht, wenn ich damals auch ärgerlich über die Ironie war, die in jenen Worten liegen sollte. Wir sehnten uns aus dem Sande der kleinstädtischen Residenz wieder in frische Rheinluft, und genießen sie jetzt an einem der schönsten Punkte zwischen Bonn und Mainz in vollem Maße. Die Lurlei liegt nur fünf Minuten stromaufwärts zur Seite (wie oft, wenn ich dort vorbeischreite, seh' ich uns Beide im Geiste mitten auf dem Strom, neben dem Bugspriet des Dampfers, eine Flasche Asmannshäuser auf das Wohl der Lurlei und Ida's ausstechend), Katz und Maus liegen vor unsern Fenstern, und der alte Strom wälzt ewig unermüdlich seine Wellen an uns vorüber dem Meere zu.

Wir leben sehr still und glücklich hier. Die Bäder im Rhein bekommen namentlich meiner Frau vortrefflich, und sie erholt sich von den Fatiguen unserer letzten Darmstädter Zeit schneller und sichtlicher, als wir selbst dachten. Umgang haben wir durchaus nicht, wie nahe es uns auch gelegt wird. Der Teufel ziehe auf's Land, um ein Kleinstädter zu werden! Eh' ich am Fuß der Lurlei in ein Casino gehe, will ich mich lieber als Rheinsalm auffressen lassen!

Also die Eingebornen laß' ich links liegen, und mit den Fremden geht es leidlich. Jezuweilen ein tüchtiger Kerl von auswärts ist ohnehin eine Freude und Erholung, das läßt man sich schon gefallen. So hatten wir das Binzer'sche Ehepaar einen Tag hier, ebenso Adelheid von Stolterfoth, Schlickum pictorem, und einen Amerikanischen Lyriker, H. W. Longfellow, Professor aus Cambridge bei Boston. Dieser lange Kerl ist zugleich ein sehr prächtiger, nicht bloß deßwegen, weil er mich schon jenseits des Meeres gekannt hat und mich nach seiner Rückkehr seinen Landsleuten vollends zugänglich machen will. Er hat mir seine Omnia und eine köstliche Anthologie aus Amerikanischen Lyrikern geschenkt, deren Studium wohl ein Bändchen Uebersetzungen (jedenfalls eine interessante und lohnende Arbeit) hervorrufen wird. Ein treffliches Longfellow'sches Gedicht „Excelsior", von mir übersetzt, wirst Du baldigst in der Cölnischen finden.

Longfellow hält sich noch ein paar Monate in der Wasserheilanstalt zu Marienberg bei Boppard auf, und ich stehe in regelmäßigem Verkehr mit ihm.

Ich komme mir beinahe merkwürdig vor am Rheine. Derſelbe Zauber der Gegend, dasſelbe Weltleben an und auf dem Strome, dasſelbe Gefühl und dieſelbe Conceptionsfähigkeit von meiner Seite — und doch bin ich ein Anderer dem Alten gegenüber, als vor drei und noch vor zwei Jahren. Er hat mich noch, allerdings, aber ich gehe nicht mehr auf (oder unter) in ihm. Ich ſchwimme jetzt bewußt in ſeinen Wellen, damals war ich trunken von ihm. Es gießt doch eine eigene Freudigkeit, einen eigenen Muth in Einen hinein, wenn man es ſo mit Händen greifen kann, wie man weiter gekommen iſt. Selbſt bitteres und theueres Lehrgeld wird da nicht in Anſchlag gebracht.

Ich hab' ein Exemplar des Duller-Freiligrath'ſchen Domgedichtes unter Kreuzband nach Ellingen gehen laſſen, und hoffe gleichfalls, daß es Dir richtig zu Händen gekommen ſein wird. Sag' mir doch Deine Meinung über das Ding! Das Hamburger Feuer hat leider Waſſer in die Dom-Begeiſterung gegoſſen, und manchen abgeſchmackten Vorſchlag zum Nachtheil der Domſache zu Tage gefördert. Dieſen Liberalen iſt der Dom ſchon lange ein Dorn im Auge. Sie halten ihn für eine Kinderraſſel, die der Nation bloß in die Hand gegeben wird, um Wichtigeres (freie Preſſe und Conſtitution) drüber zu vergeſſen, und ſo war ihnen denn Hamburg eine bequeme Gelegenheit, ihre Bedenken loszuwerden. Als ob die Nation ſich nicht für zwei Ideen zu gleicher Zeit begeiſtern könnte! Und als ob wir wirklich ſo ganz und gar im Dom aufgingen, oder aufgegangen wären, um alles Andere, was uns am Herzen liegt, drüber zu vergeſſen!

Haſt Du ein anderes Gedicht von mir geleſen, das ich ohnlängſt gleichzeitig in der Cölniſchen und im Morgenblatt hinausſchmiß? Es iſt „Ein Denkmal" überſchrieben und gegen die Entweihung der Ebernburg durch eine Spielbank gerichtet. Es hat 4 Wochen lang in Kreuznach und Bingen das Tagesgeſpräch gebildet, und die erfreuliche Folge iſt, daß die Bank nicht zu Stande kommt. Eine Bank mit einem Liede geſprengt — wir ſind doch dreiſte Kerls, Levin!

Das Immermanns-Büchlein iſt denn jetzt endlich unter der Preſſe, und ich habe bereits einen Theil der Reviſionsbogen erhalten. Was Du zu meinem Schlußgedicht ſagen wirſt, ſoll mich wundern! Ich habe die letzte Feile heute vor acht Tagen, an meinem Geburtstage, daran gelegt, und ich denke, daß es ſich in ſeinem Ernſte und in der Kraft ſeiner Entſchließungen wohl als Markſtein eines Lebensabſchnittes ſehen laſſen kann.

* * *

An Karl Buchner.

St. Goar, 18. Juli 42.

Den herzlichſten Dank für Ihren letzten lieben Brief und die ſchöne

und interessante literarische Gabe, die ihn begleitete! Schlimm nur, daß ich ihm abermals gleich von vornherein eine Entschuldigung mit auf den Weg geben muß! Die Tage laufen Einem wie Rheinwasser durch die Finger und werden zu Wochen, ehe man sich's versieht! Vergeben Sie uns — der Zeit ihre Eile, und mir meine seitherige Correspondenzfaulheit! Beim Wiedersehen in wenigen Wochen will ich ein feierlich Gelübde ablegen, daß eine Trägheit, wie ich sie mir in der letzten Zeit gegen Sie zu Schulden kommen ließ, nicht wiederkehren soll! Unterdessen keinen Groll, ich bitte herzlich!

Ihr Lichtenbergsfest muß ja allerliebst gewesen sein. Es ist gewiß keine Phrase, wenn ich mein aufrichtiges Bedauern ausspreche, dem Feste nicht haben beiwohnen zu können. Meine Frau tadelt nur eins daran: daß es ohne Damen gefeiert worden ist. Das muß aber natürlich durch die Beschränktheit Ihres Lokals entschuldigt werden, und am Ende war es auch an sich gut, daß bei einer Solennität zu Ehren Lichtenbergs weibliche Ohren fern waren. Der Gefeierte ist Ihnen nämlich, wie ich mir denke, während des Festes mit seinem Humor und seinem nicht eben immer überzarten Witze geistig so nahe gewesen, daß dem Einen oder Andern aus Ihrem Kreise gegen das Dessert allerlei à la Lichtenberg einfiel, und es wäre doch Schade gewesen, wenn alles Derartige, aus Respect vor den Damen, gleich beim Entstehen von seinen resp. Urhebern wieder hätte verschluckt werden müssen. Ein solches Hinunterwürgen der eigenen Gedanken hat für mich etwas Schreckliches, und sollte überall und unter allen Umständen möglichst vermieden werden. Es gemahnt mich an Saturn, der seine eigenen Kinder frißt. —

Eine Ideenassociation, deren doppelter Wurzel Sie im Vorhergehenden leicht nachspüren und begegnen können, veranlaßt mich, hier gleich zwei kürzlich erfahrene Anekdoten einzuschalten. Prinz Max v. Neuwied brachte vor Jahren ein Individuum von dem menschenfresserischen Stamme der Botokuden von seiner brasilianischen Reise mit nach Deutschland, das er in Mainz, wo er sich zuerst nach seiner Heimkehr für längere Zeit aufhielt, civilisiren und in den Wahrheiten des Christenthums unterweisen ließ. Eines Abends ist er mit besagtem Individuo in derselben Loge, aus der Lichtenberg, der Präsident, dem Schauspiel zusieht. Dieser muß damals (die Anekdote will es wenigstens) einen gepuderten Haarwuchs getragen haben. Der Botokude, trotz seiner Progressen im Christenthum und im Beefsteakessen ein großes Leckermaul, sieht besagten Puder nicht sobald, als er ihn sofort für gestoßenen Zucker hält, sich auf den Zehen leise hinter den Präsidenten schleicht, und mit botokudischen Grimassen anfängt, dem gepuderten Präsidentenhaupt

seine ausgestreckte Zunge zu appliciren. „Um Gottes Willen, Herr Präsident," ruft diesem nun ein Beisitzer zu, „um Gotteswillen, sehen Sie sich vor! Der Menschenfresser leckt schon an Ihnen." — Später ist der Kerl aber in sich gegangen, und hat nicht nur keine Puderköpfe mehr beleckt, sondern es hat sich selbst Folgendes mit ihm zugetragen: Je mehr er vom Baum der Erkenntniß kostet, desto mehr verliert sich seine botokudische Nonchalance, er wird schweigsam, tiefsinnig, melancholisch sogar. Da wird er denn einst befragt, was ihm denn sei, worüber er grüble. „Ach," antwortete er da mit beweglichem Zähnefletschen, „es rührt mich so, daß ich meinen Vater aufgefressen habe!" — Der Arme! er ist in Neuwied gestorben, und liegt dort begraben. Ihm wäre wahrscheinlich wohler gewesen, wenn die Nemesis ihn im Schatten seiner Urwälder den Mägen seiner Nachkommenschaft aufgehoben hätte. —

Nun ein Wort über unsere gemeinschaftliche Reise, auf die ich mich freue, wie sich ein Mensch über Etwas freuen kann. Schreiben Sie mir doch, wo möglich im Lauf dieser oder der andern Woche, welchen Tag Sie festsetzen wollen; wir machen dann unsere Einrichtung danach, und erleben, will's Gott, eine so vergnügte und trauliche Fahrt, wie sie noch je von Freunden auf dem Rheine gemacht worden ist. In Boppard will der Amerikaner Longfellow zu uns stoßen, der aber vortrefflich deutsch spricht, und Sie von Karl Follen unterhalten kann, mit dem er oft zusammen gekommen ist. Am Siebengebirge werden wir wahrscheinlich von Simrock, Schlickum dem Malerischen und meinem Freunde Krah aus Deutz sammt des Letzteren Damen empfangen und auf unsrer Tour durch's Gebirge begleitet. Das ist die ganze Lawine, von der, wie ich so eben sehe, meine Frau der Ihrigen geschrieben hat. Sie ist keinenfalls so groß, um uns die Luft zu verschütten.

* * *

An Karl Buchner.

St. Goar, 21. Juli, als am Tage
des Propheten Daniel, 1842.

Meine umgehende Antwort zeigt Ihnen, daß es jetzt doch bei Ihrer früheren, ursprünglichen Bestimmung bleiben soll. Ich kann vom 25.—28. oder gar 29. des Monats ganz ruhig und ohne alle Scrupel von Haus sein, und ich nehme es also nun für ausgemacht an, daß Sie künftigen Sonntag, 24. Juli, Morgens aus dem ersten Cölner Dampfschiff hier aussteigen. Wie ich mich auf das Wiedersehen freue, kann ich Ihnen gar nicht sagen. Wir Beide, meine Frau und ich, sehen es bei dieser Ver-

anlaſſung wieder recht, wie lieb Sie und die Ihrigen uns geworden ſind! Doch wozu das noch verſichern?!

Sonntag Nachmittag führen wir Sie nach Reichenberg, einer vom Rhein abgelegenen, köſtlich einſamen Ruine. Den Montag früh geht es dann weiter rheinunter, in einem Strich bis Unkel, Rolandseck oder Königswinter, wo die „Lawine" theils ſchon auf uns harren, theils anderen Tages mit brauſendem Getöſe herandonnern wird. Ob wir auf der Rückfahrt auch das Ahrthal und den Laacher See beſuchen ſollen, wird theils von Ihrer Luſt, theils auch vom Wetter abhängen. Das läßt ſich unterwegs mit Muße beſprechen. Die Zeit wird reichen, um die Partien mitzunehmen.

An Longfellow, Schlickus, Strolch, Simrath und die Familie Krah fliegen noch heute Depeſchen rheinabwärts, um ſämmtliche Streitkräfte zur rechten Zeit am Fuße des Drachenfelſen zu verſammeln. Ich komme mir vor wie ein Feldherr, ich entwickle eine famoſe Taktik. Das wird ein Sturmlaufen auf's Siebengebirge abſetzen!

Soeben verläßt mich Nodnagel. Geſtern war Zedlitz bei mir. Auch Uhland ſah ich im Fluge. Leben und Bewegung ohne Ende.

* * *

An Karl Buchner.

St. Goar, 8. Auguſt 1842.

Herzlichſten Dank für Ihren lieben freundlichen Brief vom 31. v. M., der mir aus mehr als Einem Grunde wohlgethan hat: Sie haben eine glückliche Rückfahrt gemacht, Sie haben Ihre Kinder geſund wiedergefunden, und vor allen Dingen: Sie haben ſich eine freundliche ſonnige Erinnerung an Ihre Rheinreiſe und an Ihre Rheiniſchen Freunde in Ihre Häuslichkeit mit hinübergenommen. Wie uns, die wir auch die jüngſt mit Ihnen verlebten Tage zu den ſchönſten und lichteſten Freudenzeiten unſers Lebens rechnen, das in tiefer Seele wohlthut und erfreut, kann ich Ihnen mit Worten kaum ſagen. Aber das kann ich Sie verſichern, daß alle die ſchönen Punkte, die wir mit Ihnen beſucht haben, durch die neue Erinnerung, die ſich jetzt durch Sie an dieſelben knüpft, eine neue Weihe für uns bekommen haben, und daß ſie uns lieber ſind, ſeit Sie mit uns dort waren. Wie oft reden wir von den unvergeßlichen Tagen des Zuſammenſeins! Ich kann kaum die Stadt Coblenz, den John Cockerill und vor allen Dingen die namenloſe Nr. 15. vor dem Fenſter vorbeidampfen ſehen, ohne mir den kindiſchen Muthwillen, den wir dort in aller Ehrbarkeit verübt, wiederholt zu vergegenwärtigen und ihn mir mit hellem Strahl in die Seele blitzen zu laſſen. — Wahrhaftig, es waren ſchöne, herrliche, unvergeßliche Tage,

die wir miteinander auf und an dem alten Strome verlebt haben! Wir wollen feſt an ihrer Erinnerung halten! —

Gethan hab' ich ſeit Ihrem Fortgehen faſt gar Nichts — hab' es auch nicht gekonnt, denn ein Beſuch hat den andern gedrängt. Adelheid v. Stolterfoth war in der vorigen Woche mehrere Tage hier, und hat uns in ihr wunderſchönes Wisperthal eingeführt, wogegen wir ihr eine Sitzbadpartie nach Marienberg vorſchlugen und acceptabel machten. Bei dieſer Gelegenheit hab' ich mich mit eigenen Augen überzeugt, daß Ihl's College in Boppard Genius heißt. „Apotheke von Genius" ſteht mit großen goldenen Buchſtaben über der Hausthür, was unbeſchreiblich komiſch iſt.

Longfellow, der Ihre Grüße freundlich erwiedern läßt, wird Sie wahrſcheinlich zu Anfang k. M. auf ſeiner Reiſe nach Heidelberg aufſuchen. Schlickum und Simrock der Purzelbaumſchläger ſind noch nicht hier geweſen, doch erwarte ich Erſtern alle Tage. Meine Frau grüßt Sie herzlich — ich ebenſo die Ihrige. Gallina-Helena (denn ſie iſt jedenfalls die Helena unſres Ihlium) empfiehlt ſich Ihnen angelegentlichſt. Und nun das beſte, treuſte Lebewohl!

Der hieſige Dombauhülfsverein hat mich zu ſeinem Ehrenmitglied creirt, nec non zum Deputirten beim Domfeſte den 4. September. Letztere Ehre theile ich noch mit drei anderen hieſigen Herren. Ich kann nicht leugnen, daß es mich freut, bei dieſer Gelegenheit als Mitglied einer Corporation aufzutreten. —

* * *

An Gottfried Kinkel.

St. Goar, 25. Aug. 1842.

Beikommend, theurer Freund, kann ich Ihnen endlich den fertigen Immermann zuſchicken! Es hat länger mit dem Drucke gewährt, als ich vermuthet hatte, und nun die Geſchichte endlich zu Stande iſt, bin ich doch nicht ganz ohne Bedenklichkeiten darüber. Noch dieſen Morgen ſchrieb ich an Immermanns Wittwe: „Wie gering und wie wenig ſcheint das, was meine Freunde und ich hier geben, neben dem hohen und großen Gegenſtande unſerer Trauer und Verehrung!" Und ſo iſt es in der That. Auch Sie, lieber Kinkel, werden von der Totalität des Werkchens wahrſcheinlich etwas Größeres und Umfangreicheres erwartet haben, als Sie finden! Ueben auch Sie Nachſicht! Pietät und guter Wille ſind leider die einzigen Palliſaden, hinter die ich, als Zuſammenſteller und als ſelbſt Beitragender, vor den Tadlern mich zurückziehen kann. Ich wollte, es wären beſſere!

Im Einzelnen werden Sie allerdings, auch außer Ihrem eignen ſchönen

Beitrage, manches Treffliche und Interessante finden! Dahin rechne ich vor Allem die köstlichen Reliquien aus dem Nachlaß des Verstorbenen! Wie dies kleine Juwel in seiner schlichten Größe mich entzückt und erschüttert hat, kann ich Ihnen gar nicht sagen, doch läßt sich meine Bewegung vielleicht aus dem Schlußgedicht herausbuchstabiren, das unmittelbar aus den Tagebuchblättern hervorgewachsen ist.

* * *

An Karl Krah.

St. Goar, 2. Septbr. 1842.

Lieber guter Alter!

Nur mit zwei Worten laß' mich Dir sagen, daß wir nicht zum Feste kommen! Ich möchte gern, aber mancherlei Umstände verbieten es mir, namentlich der, daß ich dem Hansa-Album und den Dombausteinen noch Gedichte schuldig bin, zu deren Abfassung die entsetzliche Fremdenfluth, die mich seit 4 Wochen drangsalirt, noch immer nicht hat kommen lassen. Jetzt endlich sitz' ich seit gestern im vollen Schaffen, und bin es mir selbst schuldig jetzt nicht abzubrechen, sondern nach der Reihe zu vollenden, was ich versprochen habe. Das Gedicht für's Hansa-Album krieg' ich noch wohl heute fertig. Es berührt eine Saite, deren Anschlagen in der Weise, wie ich's gethan, mir wahrscheinlich von den deutschen Jahrbüchern und überhaupt der ganzen jungen Anti-Romantik eine heftige Opposition zuwege bringen wird. Ich bin darauf gefaßt, und weiß, was ich thue.

Ich entbehre nun freilich durch mein Ausbleiben den Mitgenuß eines der größten, zeitgenössischen Feste, und ich leugne nicht, daß mich das in mancher Beziehung schmerzt. Doch ergebe ich mich in den Verlust, da ich fühle, daß ich mir die Freude versagen muß. Auf der andern Seite gestehe ich offen, daß mir die Troublen der Festtage, wenn ich sie mitgemacht hätte, auch manche Verstimmung, manches Beunruhigende gebracht haben würden, dem entgangen zu sein mich später auch nicht gereuen wird. Das sind keine sauren Trauben — ich bin wirklich an solchen Tagen fast immer melancholisch, und muß den Genuß in dieser Art theuer genug erkaufen. Mag er mir drum entgehen! Zur Zeit der Weinlese komm' ich jedenfalls mit meiner Frau zu Euch, und dann feiern wir, so Gott will, ein ruhigeres, ungestörteres Wiedersehen in Eurer stillen, wohlthuenden Häuslichkeit, als es uns jetzt möglich gewesen wäre! Dem Könige werd' ich mich nach den Manoeuvres zu Coblenz vorstellen lassen und vielleicht auch der großen Parade zu Euskirchen am 12. ds. Mts. in Longfellows Gesellschaft beiwohnen. Letzteres ist aber noch ganz problematisch.

An Karl Buchner.

St. Goar, 8. Septbr. 1842.

Lieber armer Freund!

Kaum bin ich im Stande, Ihnen ein Wort des Troſtes und der Theilnahme bei dem herben Verluſte, der Sie getroffen,[1]) zuzurufen! Die Nachricht von demſelben hat mich wie meine Frau ſo unſäglich ſchmerzlich berührt, daß es uns Beiden unmöglich war, Ihnen gleich im erſten Augenblicke unſer Beileid auszudrücken, und noch jetzt fühle ich mich in tiefſter Seele erſchüttert, da ich die Feder anſetze, um die kaum geſchlagene, friſch blutende Wunde, wenn auch mit warmer, treuer Freundeshand, neu zu berühren. Was ſoll ich Ihnen ſagen, welchen Troſt kann ich Ihnen bringen? Der Schmerz, der Sie darniederbeugt, iſt einer, den Sie in eigener Bruſt bekämpfen, den Sie durchmachen müſſen, wenn Sie ſeiner Herr werden wollen. Religion und Zeit und feſter Manneswille ſind es allein, die Ihnen Troſt und Beruhigung zu geben vermögen: ein Freund kann Ihnen nur innig und liebevoll die Hand drücken, und, ſelbſt mit Thränen im Auge, Ihren Schmerz durch ſtille Trauer ehren. Und ſo reiche ich Ihnen jetzt die meinige! Treu und wahr und von Herzen, und mit vollem Gefühl der Größe und der Bitterkeit Ihres Verluſtes! Was Vaterſchmerz iſt, weiß ich zwar nicht, kenne ich doch noch nicht einmal Vaterfreuden, aber es durchzittert mich ahnungsvoll und bruſtbeengend, wenn ich Sie mir an der Leiche Ihres lieben, prächtigen Kindes denke. Ich war ein Zwanziger, als ich ein Brüderchen verlor, das etwas jünger als Ludwig ſein mochte, auch einen herzigen Jungen mit rührend guten, liebeſtrahlenden Augen. Mir iſt es noch wie heute, als ich ihn zuletzt im Sarge küßte — das bleiche, blumenbekränzte Bild kommt mir nicht aus dem Sinn, ſeit ich Ludwigs Tod weiß, und wenn ich an Ludwig denke, ſo iſt mir unwillkürlich wieder, als ſäh' ich Otto im Sarge vor mir. So bricht auch bei mir eine alte Narbe durch Ihre friſche Wunde wieder auf, und ein Schmerz fließt in den andern!

Gebe Gott Ihnen Kraft und Muth, das Herbſte zu tragen! Stärke er vor Allem auch die arme, tiefgebeugte Mutter, und trockne die Thränen der verarmten Geſchwiſter!

Wären wir doch grade in dieſer Zeit der Prüfung bei Ihnen in Darmſtadt geweſen! Das geſchriebene Wort iſt ſo arm und ſo kalt! Ich wollte, Sie könnten mir in's Auge ſehen und meinen Handdruck fühlen.

[1]) K. Buchner hatte unmittelbar nach der vergnügten Rheinreiſe mit Freiligrath ſein jüngſtes Söhnchen verloren.

Ich kann Ihnen nicht mehr sagen! Ich habe mich selbst in eine Weichheit hineingeschrieben, die mich unfähig macht, fortzufahren. Noch einmal: Gott stärke Sie und Ihre liebe, vortreffliche Frau! Küssen Sie Ihre Kinder für mich!

Wandellos Ihr

Freiligrath.

* * *

An Levin Schücking.

St. Goar, 10. Sept. 1842.

Lieber alter Levin!

Deine beiden Briefe sind richtig am Fuß der Lurlei eingelaufen, und ich habe mich von Herzen drüber gefreut! Wie kannst Du närrische Seele nur glauben, daß der erste durch etwaigen Unsinn mich gekränkt hätte? Er war ja über alle Maßen „sinnreich", und nicht etwa nur in dem Sinne reich an Sinn, wie weiland der edle Junker von der Mancha!

Zunächst will ich Dir einen herzlichen Gruß von der Nixe des Wisperthals ausrichten. Sie ist im Laufe des Sommers einigemal auf mehrere Tage bei uns gewesen, hat uns (d. h. meine Frau, die Nachtigall, den Amerikaner Longfellow und mich) in den kühlen Gründen ihres heimathlichen Thals köstlich mit Pfannkuchen, Forellen, frischen Erdäpfeln, Honig und Geisenheimer Wein bewirthet und gedenkt Deiner fortwährend auf's freundlichste. Sie hat kürzlich ein romantisch Gedicht: „Burg Stolzenfels" vollendet, das sie zum Besten des Dombaus herausgegeben hat, und von dem sie Dir demnächst ein Exemplar als pretium affectionis schicken will. — Von andern Bekannten und Freunden aus alter Zeit war ohnlängst auch Simrock bei mir, und verließ mich Schlickus pictor gestern. Mit Buchners (die vorige Woche durch den Tod ihres Kindes betrübt wurden) machten wir Ende Juli eine überaus heitere Fahrt an's Siebengebirge und nach Cöln, auf der in Boppard Longfellow, und zu Rolandseck Simrock, Schlickus und Krah zu uns stießen. Alles, was Dich von früherher kennt, gedenkt Deiner mit Liebe, und freut sich, Gutes von Dir zu hören.

Auch Hackländer war vor 14 Tagen hier, und wird auf seiner Rückreise von den Cölner Festen und den Manövern in wenigen Tagen wieder hier eintreffen. Ein guter Kerl, aber etwas Großes, etwas künstlerisch Durchgearbeitetes und Gerundetes wird er in seinem Leben nicht schaffen, dazu fehlt ihm weniger die Bildung als das Bedürfniß nach Bildung. Daß er nichts weiß, thut nichts, aber daß er nichts mehr lernen will, ist Alles, und wird zu einer Klippe für ihn werden, woran er in kurzer Zeit scheitert. So

lange er ſieht und erlebt, ſo lange er reellen Stoff hat, an den er mit ſeiner Gedankenarmuth ſich feſtklammern kann, wird es noch eine Zeitlang gut gehen, aber auch da wird die innere Hohlheit mehr und mehr zum Vorſchein kommen. Wo er rein dichteriſch ſchaffen ſoll, wird es noch ſchlimmer ſein. Er hat Phantaſie, allerdings, aber weder Geſchmack noch Kenntniſſe, um dem, was er mit ihr ſieht, Leben einzuhauchen und Geſtalt zu verleihen. Das iſt ein herbes Urtheil, aber ich kann es nicht zurücknehmen. Heute beim Grafen Alexander ſpeiſen, morgen mit dem Grafen Neipperg auf die Jagd gehn, übermorgen einen Bogen für die Europa oder das Morgenblatt diktiren, und ſich nachher rühmen: „ich leſe nie, was ich einmal diktirt habe!“ — Das iſt wahrlich nicht der Ernſt, den das Leben und die Kunſt gebieteriſch fordern, und deſſen geniale Verachtung man eben nur dem Genius verzeihen kann. Byron — meinetwegen — Aber Hackländer?!

Welch ein Rumor in der Welt, lieber Levin! Wohin ſoll die reine „tendenzloſe“ Poeſie ſich flüchten mit der Zeit? Ich glaube, wir Beiden jungen Kerls gelten den etwas jüngeren ſchon für Rokoko, weil wir nicht mit todtſchlagen und „Vive la république!“ rufen. — Eh' ich's vergeſſe: Dem Könige und Alex. von Humboldt werde ich mich zwiſchen dem 14. und 20. d. M. zu Coblenz vorſtellen laſſen.

Liebeſter Levin und Geſpenſteräugigter! Endlich erhältſt Du hiebei auch den Immermann, mit dem aufrichtigen Wunſche, daß das Buch Dir gefallen möge. Es könnte mannigfacher, umfaſſender ſein, aber Du weißt ja, daß mancher mir verheißene Beitrag ausgeblieben, und daß das Büchlein überhaupt unter dem Druck der Verhältniſſe zuſammengeſtellt worden iſt. Lies darum die Vorrede, übe Nachſicht, und habe nochmals innigen, warmen Freundesdank für deine wichtige, uneigennützige Hülfe! Thu' mir die Liebe, mich recht bald dein Urtheil über das Buch, wie inſonderheit auch über mein Gedicht, wiſſen zu laſſen. Ich ſehne mich ſehr danach. Du haſt ein Senſorium für meine Sachen, wie wenige andere. Darum möcht' ich gern wiſſen, wie Dir auch dies Gedicht zuſagt. — Denke Dir, der Löwe Gryn im Morgenblatt, über den Du mir im März d. J. eine ſo begeiſterte Epiſtel ſchriebſt, hat hier herum faſt gar nicht gefallen. Ach du lieber Herr Gott, Alles ſoll auf Stelzen gehen! Im Pathos ſchwelgen die Guten gar zu gern, aber einen rechtſchaffenen Spaß verſtehen ſie nicht!

Schreib' mir bald, Alter, ich ſchaue ſehnſüchtig nach Deiner Klaue aus. Ueber Weſtphalen kann ich Dir nichts ſchicken: meine ganze Bibliothek ſteht eingepackt zu Darmſtadt, ich habe nur das Allernothwendigſte mit hierher genommen und weiß nicht, wann ich nach Darmſtadt zurückkehre und meine Bücherkiſten öffne. Ueberhaupt iſt es noch zweifelhaft, ob ich ganz und gar

nach Darmstadt zurückkehre. Meine Unterhaltung mit Humboldt wird mich wohl näher darüber au fait setzen.

Und nun Addio! Ich thue viel für die Unsterblichkeit! Lewald kriegt nächste Woche was für die Dombausteine, dem Hansa-Album hab' ich ein Lied auf oder an die Romantik gemacht, das sich allerdings besser für Lewalden gepaßt hätte. Das Hansa-Album trat aber inbrünstiger, und zur Abwechslung wird sich das Ding recht gut zwischen den ledernen Feuereimern der übrigen Contribuenten ausnehmen. O Hamburg, o Poeten! Weil wir menschlich waren, sollen wir deutscher geworden sein! da hast Du noch mein Hansa-Ding.

Ein Flecken am Rheine.

(Oberwesel.)

Gruß Dir, Romantik! — Welch ein prächtig Nest!

u. s. w.

Assah! Das nenn' ich abschreiben! Und wenn meine Frau mir nicht beim Copiren geholfen hätte, so würd' ich sicher nicht fertig bis zum Abgang der Post! Was sagst Du aber zu dieser Romantik? Auch darüber mußt Du mir frei und offen Deine Meinung sagen, gleich wie über das Immermannsbüchlein.

* * *

Die im vorigen Briefe erwähnte Vorstellung bei Friedrich Wilhelm IV. erfolgte durch Radowitz auf dem Ball, welchen die Stadt Coblenz am 16. September dem Könige gab. Friedrich Wilhelm IV. redete den Dichter an: Ah, Herr Freiligrath, Sie sind ja ein Weinkenner! Ist Ihnen auch der Grüneberger bekannt? Als Freiligrath lächelnd verneinte, sagte der König: Da gratulire ich! da gratulire ich! Und das Gespräch war beendet. Der Erzherzog Johann von Österreich dagegen, der nachmalige Reichsverweser, welcher mit dem König bei dem Dombaufeste zu Köln zusammentraf, unterhielt sich lange mit Freiligrath; er begrüßte ihn mit den Worten: Freut mich sehr, Herr Freiligrath, Sie kennen zu lernen! Ich habe Ihren Ahasver gelesen! Er fragte ihn, ob er auch die österreichischen Dichter kenne, sagte, daß diese ihn öfters zur Jagd besuchten, lud auch unsern Freund zu sich ein. Als Freiligrath bemerkte, Baron v. Zedlitz habe ihn noch diesen Sommer besucht, sagte der Erzherzog: Ach ja, der gute Zedlitz! Der arbeitet jetzt bei Metternich in der Kanzlei und ist für die Poesie verloren. Fürst Metternich stand nur wenige Schritte davon. Nach einigen sehr verbindlichen Bemerkungen über die ergreifenden Schönheiten des Ahasver entfernte sich der Erzherzog mit einem huldvollen Händedruck. Nur mutmaßen läßt sich, daß Erzherzog Johann Jul. Mosens Ahasver, welcher einige Jahre zuvor erschienen war, für eine Dichtung Freiligraths hielt. Es läßt sich schwerlich behaupten, daß

die beiden hohen Herren in ihrer Unterhaltung mit unſerm Freunde allzuviel Geiſt und Kenntnis entwickelt haben. Übrigens hat jener Abend, an welchem Freiligrath zum erſten und letzten Male ſich in einem ausgedehnten Hofkreiſe bewegte, in des Dichters Leben eine nicht geringe Bedeutung, wenigſtens nach der Mitteilung von Freiligraths Jugendfreund Frederik Müller zu Amſterdam. Dieſer beſuchte den Dichter ein Jahrzehnt ſpäter in London; er ward durch Freiligraths Heim geführt und fand über des Dichters Bett eine Abbildung der Hinrichtung Robert Blums. In dem ſich daran knüpfenden politiſchen Geſpräche weisſagte Freiligrath, es werde über kurz oder lang ein Sturm daherbrauſen, gegen welchen der von 1848 und 49 ein Kinderſpiel geweſen! „Wiſſen Sie," fuhr er fort, „wann ich Demokrat geworden bin? Das geſchah an dem Tage, wo ich dem König und dem Erzherzog Johann vorgeſtellt ward. Als ich im einfachen ſchwarzen Frack ins Vorzimmer und in den Saal kam, wo ich lauter goldbetreßte, beſternte Herren fand, ſah ich, daß jeder zu mir herüberſchielte, wer ich wohl ſein möchte. Dieſen und jenen kannte ich; man nannte meinen Namen, aber niemand ſprach mit mir, und ich drückte mich in eine Ecke. Da kam der Erzherzog die Reihe entlang auch zu mir und unterhielt ſich längere Zeit mit mir. Kaum war er weg, ſo drängt ſich jedermann von dem Geſchmeiß an mich, begrüßt mich, erinnert ſich meiner. An jenem Abend und in jener Stunde ward ich Demokrat!"

Der 16. September 1842 alſo, und nicht der 16. Auguſt 1843 bildet den Wendepunkt in Freiligraths Dichtung, — wenn überhaupt bei einem langſam und naturgemäß Werdenden von einem Wendepunkt die Rede ſein kann.

An Moritz Carriere.

St. Goar, Michaelstag 42.

Nur zwei Worte des wärmſten herzlichſten Dankes für Dein Buch[1]) und Deinen Brief, da mir in der Haſt und den Wirren eines Umzugs weder zum Leſen noch zum Schreiben Zeit übrig iſt. Ich bleibe dieſen Winter in St. Goar, und bringe die Sachen, die ich ſchon hier habe, heut' und morgen in mein neues, äußerſt elegantes und comfortables Logis. Bücher, Bilder und Möbel hol' ich nächſte Woche von Darmſtadt. Es wird ein einſamer Winter werden, aber ich ſehne mich nach Einſamkeit, und denke bei der Einſamkeit auch die Arbeitſamkeit zu finden. Der Sommer hat mir eine wahre Völkerfluth gebracht, und ich habe kaum zur Hälfte vollenden können, was ich mir vorgeſetzt. Doch kann ich der vier Monate,

[1]) Es wird wohl Carriere's „Der Kölner Dom als freie deutſche Kirche." 1843, gemeint ſein.

die ich jetzt hier zugebracht, auch in poetischer Hinsicht mit Ruhe gedenken. Sie sind mir unverloren, und ich bin, nach Umständen wenigstens, zufrieden mit ihnen.

Ueber Dein Buch später. Ich habe bis jetzt nur Blicke hineinwerfen können, doch meine ich, daß mich auch beim flüchtigsten Oeffnen jene Liebe, jene Wärme aus ihm anwehe, deren unsere Zeit vor allem bedarf, wenn sie nicht in Kälte und Selbstsucht unter und zum Teufel gehen soll. Ich freue mich auf die erste ruhige Stunde, in der ich zum vollen Genuß Deiner Blätter gelangen werde.

Meinen besten Glückwunsch zu Gießen! Ich hoffe das Erfreulichste von dieser günstigen Wendung für Dich!

Beiliegend mein eben erschienener Immermann. Möge er Dir Freude machen!

* * *

An Karl Buchner.

St. Goar, 24. Oktbr. 42.

Lieber Freund!

Endlich kommen wir dazu, Ihnen wieder ein erstes Lebenszeichen zu geben. In den Tagen der Unbehaglichkeit und des Behelfens, die wir seither durchzumachen hatten, war nicht daran zu denken; Gottlob, daß wir jetzt wenigstens so weit sind, wie wir sind. In kurzer Frist hoffe ich ganz zu Rande zu sein, und dann ist der Rückblick auf das Durchgemachte auch was werth. Es war doch nur eine Scherere, nicht ein Unglück — ein leichter Sinn hilft Alles tragen; doch gesteh' ich, daß zwei Momente in dieser Uebersiedelungsepoche mich innerlichst ergriffen haben, und sich nicht sobald in meiner Seele verwischen werden. Der erste war die Minute des Abschieds von Ihnen, die eine der weichsten war, deren ich mich seit lange erinnere; der andere der Anblick meiner Effekten, die verwaist und einsam, zum Theil arg beschädigt, eines Schiffers harrend mitten im Gewirr des Hafens auf dem Quai zu Mainz lagen. Wie manche trübe und heitere Erinnerung knüpfte sich mir an diese todten Gegenstände, an diese Stühle, Tische, Bücher, Papiere! Und da lagen sie nun, bunt durcheinander, dem Wetter und dem Blick der Profanen ausgesetzt, die in der Welt umherfahrenden Bruchstücke meines kleinen Haustempels! Der Wind zog scharf über den sonnigen Strom, ein Heerhaufen krächzender Zugvögel lärmte hoch über mir in der klaren, kalten Herbstluft, es war was darin wie Heimweh. Mir war unsäglich weich zu Muth. Selbst ein Zugvogel, und das Fliegen ward mir schwerer, als denen über mir. — Nun, Gottlob, ist das Meiste überstanden, und ich sehe einen stillen, behaglichen, arbeitsamen Winter vor mir. Die disjecta membra meiner fahrenden Habe, zerbrochen und

abgeſtoßen, wie ſie zum Theil waren, haben ſich wieder zum ſtillen, traulichen Haustempelchen zuſammengefügt, der Rhein blickt groß und beruhigend wie immer in meine Fenſter, und meine Frau kredenzt mir aus ſteinernem Kruge das Jüngſte, was der Alte auf ſeinen Felshängen gezeitigt hat — friſchen, ſprudelnden Moſt. Auch auf Ihr und Ihres ganzen Hauſes Wohl trinken wir ihn: iſt unſer Haus ein Tempel, ſo ſtehen auch Altäre drin, und unter denen nimmt der der Freundſchaft gleich die zweite Stelle ein, und hat zunächſt ein Recht auf volle, aus dem Herzen kommende Libationen! Das Andenken an Sie und das Reden von Ihnen ſoll uns noch manche Stunde dieſen Winter heiter und glücklich machen.

Wie lange übrigens unſre jetzige Ruhe währen wird, mag der Teufel oder mögen die Götter wiſſen. Ein Miniſterialreſcript aus Berlin ſtellt die wirkliche Begründung eines durch mich mitzuleitenden Handelsinſtituts in nicht allzu unwahrſcheinliche Perſpective für's nächſte Jahr. Sicher iſt's freilich noch nicht, aber doch ſehr möglich. Es wird mir hart ſein, aber ich bin bereit. Bin ich doch überhaupt noch viel zu jung, um auf ein ſtabiles contemplatives Leben rechnen, oder wenn ich's könnte, mich in ihm wohl fühlen zu dürfen. Immer zu! Ich laſſe mich gern noch eine Zeitlang rütteln und ſtoßen! Auch das will durchgemacht ſein, und der innere Menſch wird nur feſter und ſtärker dabei, mag auch der äußere in den Perioden des Werdens und Uebergehens ſich manchmal unbehaglich fühlen. Meiner Frau wegen blieb' ich freilich noch gern länger am Rhein, und werde es in jedem Fall ſo einrichten, daß ſie noch eine Badeſaiſon mitmachen kann. Behalten Sie die Sache aber vorläufig noch für ſich!

Daß wir die Bettine kennen lernten und daß ſie uns über die Maßen gefiel, will meine Frau der Ihrigen ſchreiben.

Die herzlichſten Grüße an Ihre liebe Frau und Ihre Kinder! Ich drücke Ihnen warm und innig die Hand! Bleiben Sie uns, was Sie uns vom erſten Blumenſtrauß bis zum letzten Scheidegruß treu und gleich in Darmſtadt geweſen ſind!

* * *

An Adelheid von Stolterfoth.

St. Goar, 5. Nov. 1842.

Sie ſollten es möglich machen, vor dem Winter auf einige Tage zu uns zu kommen und ſich unſre Häuslichkeit, die Sie noch gar nicht kennen, einmal anzuſehen. Wie würden wir uns freuen, Sie an unſerm Heerde ſitzen zu ſehen, und wie angenehm würden uns ſelbſt bei ſchlechtem Wetter ein paar Tage in heiterem, zutraulichen Geſpräch verfließen! Mein Studir-

stübchen ist so warm und comfortable, daß wir unser Abendbrot meist bei mir einnehmen, und es würde mir erst recht eine liebe Stätte werden, wenn auch Sie auf Stunden in ihm geweilt hätten!

Gearbeitet hab' ich jetzt seit Ende Sept. so gut wie gar Nichts. Der Umzug und die neue Einrichtung nahmen so viel Zeit in Anspruch, daß ich zu Nichts kommen konnte und erst jetzt allmählich wieder in Gang komme. Nun hoff' ich aber recht fleißig und arbeitsam zu sein, und werde zunächst die Uebersetzung ausgewählter Poesien der Felicia Hemans vollenden, deren Widmung die Großherzogin von Weimar angenommen hat. Der Winter läßt sich so still und ruhig an, daß ich mit Grund Mancherlei von ihm erwarten darf, wozu der Sommer mich nicht kommen ließ.

Als Geheimniß theil' ich Ihnen mit, daß ich mich wieder mit dem Plan eines poetischen Jahrbuchs trage, das ich als Organ der reinen, durch keinerlei Verkehrtheiten des Tages getrübten Poesie, dem jüngsten Unwesen, das sich in die Dichtkunst einnisten will, entgegenhalten möchte, und bei dem ich auch auf Ihre Unterstützung durch Beiträge zuversichtlich hoffe. Sobald der Plan zur gänzlichen Reife gediehen ist, trage ich einem Buchhändler (wahrscheinlich Cotta) das Unternehmen an und taufe es beim wirklichen Erscheinen wahrscheinlich: Lurlei. Jahrbuch für Poesie. Die Sache liegt mir sehr am Herzen und ich denke, daß sie zu Stande kommt. Es thut wirklich Noth, daß wieder einmal etwas Ernstes und Würdiges der Art in unserer Literatur auftritt. Haben Sie den neusten Musenalmanach mit seinen 150 Sängern schon gesehen? Das ist doch Uhlands: „Singe, wem Gesang gegeben ꝛc." auf's Schnödeste gemißbraucht! Eine ärgere Spatzenwirthschaft ist mir seit lange nicht vorgekommen, und es wäre in der That traurig, wenn wir keine andern periodischen Organe für unsere Lyrik haben könnten. Die Lurlei wird sich, ohne jüngere Talente gänzlich abzuweisen, ziemlich exclusiv und aristokratisch halten. Auch Simrock interessirt sich sehr für sie. Reden Sie aber noch nicht von dem Plane, da ich das Buch seiner Zeit gern ganz unerwartet auf den Markt brächte.

Meine Frau hat mir viel von den schönen Tagen bei Ihnen erzählt. Wie gern wäre ich mit ausgestiegen (doppelt gern, als ich Sie schon am Ufer sah), aber es ging diesmal nicht. — Longfellow, der zuletzt, am 18. v. M., aus London an mich schrieb, ist am 22. Oct. mit dem Great Western von Bristol nach Newyork abgefahren und ich hoffe zu Gott, daß der Sturm, der am 22. und 23. Octbr. an der Englischen Küste gewüthet hat, ihm nicht verderblich gewesen ist.

Auch der ist nun fort; ich sehe ihn noch vor mir, wie er mir vor Coblenz auf dem Dämpfer zuletzt mit leuchtenden Augen die Hand drückte

und „God bless you!“ dazu sagte. — Wie bewegt, wie herrlich der Sommer! Wie still, wie traulich und in seiner Art nicht minder herrlich jetzt der Winter! Es ist etwas unbeschreiblich Reizendes um dies Leben am Rhein!

Duller, der mit dem neuen Jahr seine Zeitschrift „Das Vaterland“ nach einem erweiterten Plane fortsetzen will, läßt Sie mit seinen angelegentlichsten Grüßen dringend um Beiträge zu dem Blatt ersuchen. Erfüllen Sie, wenn es Ihnen möglich ist, seine Bitte. D. ist doch eine ehrliche strebende Natur. Ich habe die Häkeleien, die zwischen uns waren, vergessen, und habe ihm beim Scheiden ehrlich und als Freund die Hand geschüttelt. „God bless you!“

* * *

An Karl Buchner.

St. Goar, 26. Nov. 1842.

Soeben sehe ich, daß meine Frau in ihrem Briefe an die Ihrige einen Passus über Umzug und Wettergläser hat, der mich der Wiederholung der von ihr angeführten Gründe für unsern St. Goarer Aufenthalt überhebt. Da Sie den Gegenstand indeß so gar ernst nehmen, so werde auch ich Ihnen noch ein paar offene Worte darüber aussprechen, wobei ich bevorworte, was Sie zum Schlusse Ihrer Vorwürfe bemerken: daß ich Ihnen nämlich trotz unserer verschiedenen Ansichten über diesen Punkt von Herzen gut bin.

Die Gründe, die meine Frau der Ihrigen früher angab, und sie ihr heute, in Scherz und Ernst, des Breiteren wiederholt, scheinen mir so einleuchtend und sind, für uns selbst wenigstens, von solchem Gewicht, daß wir ebensowenig einsehen, wie Sie die Haltbarkeit derselben bezweifeln mögen, als wir selbst nicht umhin können, uns danach zu richten. Als es mit dem M.'schen Hause nichts war (in das wir Beide, meine Frau wie ich, verliebt waren) so gab das den Ausschlag, und wir entschlossen uns nach nochmaliger gewissenhafter Abwägung alles dessen, was uns für und wider von Gewicht schien, einen Wohnort zu verlassen, der, durch einen zufälligen Umstand (die „Britannia“) gewählt, jedenfalls nur als ein interimistischer für uns zu betrachten war, und, ehrlich gestanden, außer unseren Gefühlen der Liebe und Anhänglichkeit für Sie und wenige andere Freunde, keinerlei Anziehungskraft auf uns ausübte. Nehmen Sie das so harmlos und unbefangen auf, wie ich es Ihnen ausspreche. Meine Ansicht über Darmstadt hat mit meinen Gefühlen für Sie nicht das Mindeste zu thun, und wenn ich Ihnen das als Freund sage, und Ihnen übrigens in meinem Benehmen keinen Wechsel der Freundschaft zeige, so müssen Sie mir als Freund glauben, und dürfen mir als solcher keine Vorwürfe machen.

Uebrigens weiß ich den Werth einer so redlichen und uneigennützigen Freundschaft, wie Sie mir dieselbe seit meiner Ankunft in Darmstadt entgegengetragen haben (wie ich sie aber auch, dafür gibt mein Herz mir Zeugniß, eben so rein erwidert habe und stets erwidern werde) zu sehr zu schätzen, als daß ich, wenn ich ganz der heimathlose Umherstreicher wäre, für den Sie mich wahrscheinlich halten, nicht gern der nächsten Nähe eines so treuen und wohlwollenden Freundes wegen, wie ich ihn mir in Ihnen gewonnen zu haben glaube, von den mancherlei Unannehmlichkeiten, die Darmstadt für mich hat, abstrahirt und es wenigstens so lange wie möglich zu meinem Wohnsitz, zu meiner Heimath gemacht hätte. Aber ich habe eine Heimath, Rheinland-Westphalen, und ich bin ihr, durch Geschick und eigene Schuld, nur zu lange entfremdet gewesen. Jetzt scheinen sich die alten Ungleichheiten wieder ebnen zu wollen; auch mit meinen nahen Westphälischen Verwandten, denen ich leider lange fernstand, werde ich, wie ich zu Gott hoffe, bald durchaus wieder auf dem alten Fuße stehen, und bis sich mir nicht außer der Heimath eine gesicherte, namentlich auch auf meine Verwandten wohlthätig rückwirkende Stellung aufthut, bin ich entschlossen, mich auch räumlich wieder mehr an die Gegend zu halten, auf die Geburt, Familienverhältnisse und alte, liebe Erinnerungen mich zunächst anweisen. Wie ich mich oft im Süden nach Haus gesehnt habe, kann ich Ihnen nicht sagen, und ich glaube darauf rechnen zu dürfen, daß gerade Sie diesen Particularismus (wenn wir es einmal so nennen wollen) begreiflich finden und entschuldigen werden, da ich noch selten Jemanden gefunden habe, der so fest und so innig an der Heimath hinge, wie Sie.

Hier in St. Goar bin ich nun zwar noch nicht im innern Westphalen, aber ich bin doch in einer Schwesterprovinz desselben Staates, und ich gestehe Ihnen offen, daß mir hier heimathlicher ist, als in Hessen. Es weht mich hier nicht nur Heimathsluft über die Nassau'schen Berge an, sondern ich wandle auch schon in der Heimath.

Nehmen Sie hierzu die Gründe, die meine Frau anführte, wie ferner den Umstand, daß mit dem Frühjahr wahrscheinlich eine kränkliche, des Luftwechsels bedürftige Schwester von mir zu uns zieht, der mit rheinischer Luft Alles, mit Darmstädter Sande hingegen Nichts gedient ist, so werden Sie mich nicht tadeln können, daß ich meinen dortigen Hausstand aufgab, und mich hier schon jetzt so einrichtete, daß mit dem Frühjahr Alles (auch zum Empfang meiner Schwester) eingerichtet ist. Ich wollte Ihnen dies Alles wie ich Ihnen auch früher schrieb, bei meinem Dortsein mündlich sagen, aber wie es mit solchen Dingen geht, es blieb beim guten Willen. Wozu Sie in mein westphälisches Heim- und Familienweh einweihen? wozu überhaupt

einen Gegenstand berühren, der, da wir uns nie ganz über ihn einigen werden, nur peinlich ist? Es gibt in dieser Beziehung eine Grenze, die ich ohne Noth nie gern überschreite, und wenn, mir gegenüber, ein Freund ähnlich verfährt, so ehre ich seine Gründe, ohne sie von ihm zu erpressen, und bleibe sein Freund nach wie vor, vorausgesetzt, daß sein übriges Benehmen das unveränderte alte ist, und ich mich auf seine Ehrenhaftigkeit sonst verlassen kann. Auch in der Freundschaft ist Freiheit ein theures Gut!

Wie man in Darmstadt über mein Fortziehen urtheilt, und die in Ihrem Briefe bezeichneten Punkte commentirt, ist mir gleichgültig. Ich kann mir vor Gott und vor mir selbst das Zeugniß geben, daß ich nach bestem Wollen und Können gehandelt habe, daß ich Niemanden, dessen Wohlwollen mir den Aufenthalt in Darmstadt verschönte, muthwillig kränken wollte, und daß ich Freunden, die ich als solche erkannt habe, anhänge für's Leben.

Das Blatt ist zu Ende, und ehrlich gestanden, ist mir bei einer Diskussion, die in dieser Art unter Freunden eigentlich nie stattfinden sollte, die Lust zum Weiterschreiben vergangen. Doch muß ich Ihnen noch mittheilen, daß aus der Berufung nach Berlin nichts wird, obgleich sie mir durch zwei Ministerialrescripte nahe gelegt war. Die Sache bot mir zu viel Risiko und gar keine Garantie, und so hab' ich brevi manu abgeschrieben.

Wäre sonst mit dieser Handlungslehrerstelle auch eine Interpretation der Handlungen des Königs verbunden gewesen, so hätte ich mit Dahlmann's Berufung nach Bonn einen glänzenden Anfang machen können. Herwegh, der sich in Berlin verlobt hat, wird inzwischen, laut Cölner Zeitung, auch eine Audienz beim Könige gehabt haben. Ueber seine Verlobung schrieb man mir am 16. Nov. aus Berlin: „Herwegh hat sich gestern hier mit der Tochter eines reichen Hof-Lieferanten verlobt, was namentlich den Freien zu vielen ironischen Bemerkungen Anlaß giebt." Er wird nun wohl durch seinen Schwiegervater die Lieferung radikaler Gedichte bei Hofe bekommen, und in der Audienz das Nöthige deßfalls eingeleitet haben.

* * *

An Adelheid von Stolterfoth.

St. Goar, 14. Decbr. 1842.

Liebe verehrte Freundin!

Längst hätte ich Ihren freundlichen, gütigen Brief beantwortet, wenn ich nicht seit 14 Tagen krank gewesen wäre, und nicht nur das Zimmer, sondern zum Theil auch das Sofa hätte hüten müssen. Rheuma und Nesselfieber waren die Dämonen, die mich peinigten. Jetzt geht es, Gottlob, wieder besser.

Ich habe in dieſen Tagen der Krankheit und der Stubenverdumpfung ſo viel wie gar nichts Eigenes machen können. Auch die ſtetige, feſtes und gleiches Voranſchreiten erfordernde Arbeit an den Hemans'ſchen Gedichten war mir unmöglich, und ich habe mich drum, des Wechſels bedürftig, in guten Stunden an einen mir bis dahin fremden neueren Engliſchen Dichter gemacht, deſſen Bekanntſchaft mir ohnlängſt durch die guten Howitt's in Heidelberg vermittelt wurde. Er heißt Alfred Tennyſon, und iſt bei vielem Gemachten und Gezierten nichtsdeſtoweniger eine ſehr bedeutende Erſcheinung, die mich mit einem ganz eigenen, fremdartigen Zauber ergriffen hat. Ich habe Mehreres von ihm überſetzt und es dem Morgenblatt eingeſchickt. Laſſen Sie es, wenn Sie's dort finden, Ihrer Aufmerkſamkeit empfohlen ſein, und ſchelten Sie mich nicht, wie andere Leute, daß ich ſo viel überſetze. Ich glaube nun einmal, die Gabe der poetiſchen Ueberſetzung in einem Grade zu beſitzen, der es mir zur Pflicht macht, ſie nicht brach liegen zu laſſen, ſondern durch ſie nach Kräften zur Vermittlung bedeutender ausländiſcher Talente bei unſern Landsleuten beizutragen. Die Maſſe des miß- und abſprechenden Publikums weiß gar nicht, was es heißt, etwas Poetiſches poetiſch zu überſetzen. Ein Gedicht will anders behandelt ſein als Boz'ſche Reiſeſkizzen oder ein Roman von Cooper, Marryat und Bulwer.

Wegen des beſprochenen Poetiſchen Jahrbuchs hab' ich eine Antwort von Cotta. Er iſt nicht geradezu abgeneigt, glaubt ſogar, daß das Unternehmen, buchhändleriſch genommen, ein recht vortheilbringendes werden könne, ſchreckt mich dagegen durch eine Stelle ſeines Briefes, die ich Ihnen wörtlich hier abſchreibe:

„Wir können, ehrlich geſprochen, keinem Dichter rathen, ſich an die „Spitze einer ſolchen Unternehmung zu ſtellen, denn wir wiſſen aus Erfahrung, „daß damit nichts als Feindſchaft, Neid und Mißgunſt geerntet werden. „Ueberhaupt hat ſich kein Unternehmen dieſer Art noch auf einer erfreulichen „Höhe gehalten; keines konnte werden, was es der Idee nach hätte werden „müſſen — alle haben ohne dauernden glücklichen Erfolg ihr Ende gefunden!" Dieſer wie eine trübe Weiſſagung klingende Einwurf, den ich mir freilich ſchon früher ſelbſt gemacht hatte, hat mich doch mit erneuerten Bedenklichkeiten erfüllt, und ich habe mir bei Cotta die ſpätere Mittheilung meines Entſchluſſes ausgebeten. Durch die Redaktion des Rheiniſchen Jahrbuches, das ich ehemals mit Sim- und Matzerath herausgab, weiß ich überdieß noch gut genug, welchen Verdrießlichkeiten man in ſolcher Stellung exponirt iſt.

* * *

An Karl Simrock.

St. Goar, 20. Dec. 1842.

Eine kurze aber freundliche Anzeige Deines „Shakeſpeare als Vermittler",

die mir in Nr. 149 des Berliner Magazins für die Literatur des Auslands ſo eben zu Geſicht kommt, erinnert mich zu meinem Schrecken daran, daß Deine liebe und prächtige Sendung jetzt ſchon einen Monat in meinen Händen iſt. Vergieb nicht ſowohl dem Faulen, als vielmehr dem Kranken! Bis zum Anfang des Monats mußte ich auf einige Exemplare meines Bildes warten, deren eines ich auf Deinen Wunſch meiner Antwort beifügen wollte, und von da ab bin ich faſt immer Patient geweſen und habe nur eben das Allernothwendigſte thun können. Dazu gehörte allerdings auch ein Brief an Dich, aber den wollte ich ohne rheumatiſche Schmerzen, ohne Zugpflaſter, ohne Neſſelfieber ſchreiben. Jetzt iſt die Maſchine ſo ziemlich wieder in Ordnung, und ich zögere nun nicht länger, Dir für Deinen lieben Brief, für Deine ſchönen Geſchenke und vor Allem für die Ehre, die Du mir durch die Widmung Deines Macbeth erwieſen haſt, recht herzlich und dankbar die Hand zu drücken. Es freut mich recht in der Seele, mehr als ich Dir ſagen kann, daß Du unſerem Verhältniſſe ein ſo freundliches Denkmal geſetzt haſt, und ich verſichere Dich, daß ich ſtolz darauf bin. Laß' uns treu an einander halten, lieber Simrock! Eines Urtheils über den Macbeth enthalte ich mich aus dem einfachen Grunde, weil dasjenige, welches ich heute im Magazin las, zufällig ſo ganz und gar mit meinem eigenen übereinſtimmt, daß ich Dich, wenn Du wiſſen willſt, was ich über das Buch denke, nur auf jenen Artikel zu verweiſen brauche. Ein Exemplar hab' ich der Gallina geſchickt, was Dir hoffentlich recht ſein wird. Sie verdient es wenigſtens durch die Verehrung Deiner Purzelbäume, die, wie ſie ſchreibt, ſich unausrottbar in ihr Herz gepflanzt haben. Wenn der Purzelbaum einmal in ein Syſtem gebracht wird, ſo ſollen ihn die Botaniker billig nach Dir taufen.

Zur Lektüre Wolfram's von Eſchenbach habe ich während meiner Patientenſchaft noch nicht kommen, ſondern im Anſchauen der beiden dicken Bände nur Deinen ſtupenden Fleiß bewundern können. Sobald ich wieder ganz auf dem Strumpf bin, ſoll aber der Parzival das Buch ſein, das ich zunächſt Abends meiner Frau vorleſe. Wir freuen uns Beide ſehr darauf. — König Rother (Gottlob, daß der Eigenname kein Adjektiv iſt, und als ſolches nicht vor dem König ſteht) hat uns ſchon einen Abend auf's Angenehmſte unterhalten, und auf den ganzen Wittich mit den übrigen Gedichten des Amelungenliedes begierig gemacht. Dieſer Rother iſt ganz vortrefflich, alles wie Stahl und Eiſen, man glaubt die Nibelungen zu leſen. In dieſen altdeutſchen Sachen biſt Du einzig und unübertrefflich, lieber Simrath: das quillt ſo friſch und felſenklar aus Dir, wie nur aus einem Sänger des Mittelalters. Ich glaube, Du biſt ſo ein übrig gebliebener ſtarrer, ſchlichter, ernſtgewaltiger Geſangesrecke, der ſich über uns puckelige Moderne oft im

Stillen nicht wenig luſtig macht. Auch meine Frau iſt ganz entzückt von dem Rother.

Was Du an meinem „Flecken am Rhein" auszuſetzen haſt, muß ich Dir zum Theil einräumen; der Hauptfehler des Gedichts iſt wohl, daß es unklar iſt.

Schlickus traf am nämlichen Tage hier ein, an dem Dein Packet bei mir anlangte. Er hat noch einige Zeichnungen mit froſtrothen Fingern vollendet und iſt dann wieder ſtromab gefahren. Er verſprach mir, Dich von mir zu grüßen und Dir meine Häuslichkeit zu beſchreiben. Wie Du richtig vermutheſt, werde ich dieſe jetzt ſobald nicht gegen eine neue in einem andern Wohnort vertauſchen. Ich ſitze viel zu warm und fühle mich in meiner jetzigen traulichen Stille (in der ich auch einmal an's Arbeiten komme) viel zu behaglich, als daß ich ſie anders als mit der feſten Ausſicht auf eine mir anderswo gebotene, vortheilhafte äußere Stellung verlaſſen ſollte.

* * *

An Karl Buchner.

St. Goar, 22. Dec. 1842.

Lieber theurer Freund!

Kaum bin ich im Stande Ihnen zu ſagen, wie ſehr Ihr letzter wahrhaft freundſchaftlicher Brief mir zum Herzen geſprochen hat. Solche Zeichen der Liebe und des freundlichen Andenkens thun über Alles wohl und laſſen es wieder einmal mit voller Kraft empfinden, was für einen Schatz man in dem Wohlwollen von ſo treuen, redlichen, echten Freunden beſitzt, wie Sie und Ihre vortreffliche Frau mir und der meinigen ſind, und ſo Gott will immer bleiben werden! Ihr warmer, herzlicher Brief, Ihre Glückwünſche, die von Ihrer Frau auf dem Bett geſchriebenen Zeilen, die ſchöne Gabe Ihrer Kinder — das Alles drang auf mich, wie auf Ida, mit unwiderſtehlicher Gewalt ein, und wir drückten uns, nachdem wir alles geſehen und geleſen, mit tiefempfundener Rührung die Hand. Laſſen Sie mich jetzt im Geiſt auch die Ihrige drücken. Den wärmſten, innigſten Dank! Wir bleiben Ihnen treu für's Leben!

Wir ſind ſeither nicht wohlauf geweſen. Ida hat ſehr viel mit alten Uebeln zu kämpfen gehabt, und mich ſelbſt haben Rheuma und ſchlafloſe Nächte, die es veranlaßte, ſchon ſeit Anfang d. M. hart mitgenommen. Doch bin ich, wenigſtens überſetzend, ziemlich fleißig geweſen und erlaube mir, Sie auf Ueberſetzungen nach Alfred Tennyſon, einem jüngeren, durchaus nicht unbedeutenden, engliſchen Dichter aufmerkſam zu machen, die ich (ſieben an der Zahl) dem Morgenblatt unlängſt zuſchickte. Die Hemans wird endlich

wohl im Frühjahr erſcheinen, wenn Cotta nicht mit dem Drucke zögert. Meine fünfte Auflage iſt heraus, und eben jetzt beginnt wieder der Druck der 6. Wenn die Gunſt des Publikums dieſer erſten Sammlung treu bleibt, und ſich in gleicher Weiſe der bevorſtehenden zweiten und der Felicia Hemans zuwendet, ſo hab' ich mich ſchon bald, nach Tilgung einiger Jugendſünden, einer nicht unbedeutenden Jahresrente durch meine Arbeiten zu erfreuen. Ich wünſchte es. Geiz iſt keine meiner Schwachheiten, aber Sorgen drücken ſchwer, und Unabhängigkeit iſt das Größte. Ich leugne nicht, daß die Ausſicht, ſie mir in nicht gar zu langer Friſt durch eigene Anſtrengung zu gewinnen, etwas Süßes und Erhebendes für mich hat.

Recht herzlich danke ich Ihnen auch für die freundliche Art, in der Sie jetzt meines Fortziehens gedenken. Ich verhehle Ihnen nicht, daß mich einige Ausdrücke in Ihrem vorletzten Briefe verletzt hatten, und obgleich ich nicht die Abſicht hatte, in meiner Antwort den Verletzten reden zu laſſen, ſo fürchtete ich doch ſchon, bei dem langen Ausbleiben eines Briefes von Ihnen, daß es vielleicht nichtsdeſtoweniger, gegen meinen Willen, geſchehen ſei. Nun iſt alles gut, und ich freue mich deſſen mehr, als ich Ihnen ſagen kann. Sie wiſſen, welchen Werth ich auf ein reines, ungetrübtes Verhältniß mit Ihnen lege! Ich habe die Ueberzeugung, daß ich kaum einen ehrlicheren, wahreren Freund habe als Sie, und es würde mir ein Schmerz für's Leben ſein, wenn ich je dauernd von Ihnen mißverſtanden oder verkannt werden ſollte! Ich reiche Ihnen zu einem bleibenden, innigen Bunde die Hand! Sie werden mich immer wahr und treu finden! Was Kleinigkeiten und Nebenſachen angeht, ſo wird es wohl kein freundſchaftliches Verhältniß geben, das nicht zuweilen auf gegenſeitige Toleranz billigen Anſpruch machen müßte und dürfte.

Herwegh's Triumphzug ſcheint ja jetzt zu Ende zu ſein, obgleich Herwegh noch nicht wieder in Zürich iſt. Es war das vorauszuſehen; dies Strohfeuer flackerte auf einmal zu heftig, und die Reaction konnte nicht ausbleiben.

Was ſagen Sie jetzt zu Herwegh's actueller Stellung, und was erwarten Sie von ihm? Wie gefallen Ihnen ſeine neuſten Gedichte? Namentlich ſein Sonett an Cornelius in der Rheiniſchen? Ich finde Vandalismus und Blasphemie vereinigt darin, es greift nicht ſowohl die Kirche als die Religion ſelbſt an. Dabei der alte Mangel an Pietät. Dieſe Leute thun alle, als ob vor ihnen Nichts dageweſen wäre, als ob ſie die Welt erſt erſchaffen ſollten. Ihr ſchönes Gedicht an Prutz, wie ſehr es mir auch gefallen hat, ſcheint mir darum auch in ſeiner milden Schlußwendung verfehlt. Sie werden mit dieſen Jungen, die nur ſich wollen, nimmermehr gemeinſchaftlich für die Sache der Freiheit ſtreiten. Sie dienen anderen, reineren Göttern,

und werden mir, wenn Sie mir auch jetzt vielleicht nicht unbedingt Recht geben, doch gewiß in ſpäterer Zeit beipflichten.

Darf ich Ihnen jetzt ein halbes Dutzend Scherzſonette abſchreiben, die ich kürzlich in zwei ſchlafloſen Nächten auf unſere verehrte Freundin, die Gallina, gefertigt habe? Ich würde das dumme Zeug bei Tage und geſunden Leibes wahrſcheinlich nicht gemacht haben und verfiel nur darauf, um mir die langſam ſchleichenden Stunden und das tückiſche Rheuma damit zu verſcheuchen. Sagen Sie darum nicht, daß ich meine Zeit mit Lappalien todtſchlüge; vollends nicht, wenn die Narrheiten Sie und Ihre liebe Frau an's Lachen bringen und Ihre ernſten Stirnen ein wenig aufhellen. Gelingt ihnen das, ſo haben ſie Gutes genug geſtiftet, und es reut mich nicht, ſie gemacht zu haben. Behalten Sie das Zeug aber vorläufig ganz für ſich! Gallina wird es freilich auch empfangen, aber erſt zu Neujahr: mit einem halben Dutzend landräthlicher Sonette, zu denen ich ihren Verfaſſer ſchalkhafter Weiſe ſtimulirt habe. — — —

3. Nach dem Bade.

Des Rheines Wellen eben erſt entſtiegen,
Am offnen Fenſter ſtand die Nachtigall;
An Venus mahnend, die aus Fluthkryſtall,
Gleich ihr, ſich hob zu ew'gen Liebesſiegen.

Ihr feuchtes Haar ließ ſie im Winde fliegen;
Lang floß es nieder, wie ein Waſſerfall —
Da ſah ſie plötzlich zu Trompetenſchall
Um's Eckhaus dort ein Fähnlein Reiter biegen.

Von ihren Roſſen wirbelnd ſtieg der Dampf;
So ſcharfen Trabes ging's nach Grimlinghauſen,
Als lockte ſie ein ernſtlich heißer Kampf.

Da rief ein Pferd — nein, nicht doch: ein Huſar!
Hinauf zum Fenſter im Vorüberbrauſen
Rief er: „Wie ſcheen! Mit ufgeleeſtem Haar!"

4. Der neue Jakob.

An blauen See'n durch klöſterliche Hallen
Im fernen Oeſtreich wandelt ein Poet;
Auf ſeiner Stirn mit ernſten Lettern ſteht
Ein ernſtes Wort: „Ich bin der Lieb' verfallen!"

Auch iſt es klar, er leidet an der Gallen!
Tief liegt ſein Aug' und funkelt nimmer ſtet;
Der Lippe Bartſchmuck hat er grimm zerdreht,
Und Rieſenſeufzer läßt er dumpf erſchallen.

Da kommt ein Brief. Raſch wird er aufgeriſſen.
Die kalten Blätter glühn von ſeinen Küſſen,
Mit Zittern lieſt er, was wir ahnend wiſſen.

Dann ruft er aus: „Sie iſt die zweite Stael!
Sei ſie nun ſonſten Lea oder Rahel —
In ſieben Jahren iſt ſie mein Gemahel!

Philalethes.

So (Philalethes) werde ich meine Sonette „fertigen", der Landrath wird die ſeinigen mit ſeinem beliebten „Rheinfels" unterſchreiben. Seine und meine ſollen in der Reinſchrift mit einander abwechſeln, und das Ganze wird den Titel: „Huhn und Nachtigall" führen. Nun aber genug von den Dummheiten.

* * *

Bei dieſer Gelegenheit einige Worte über das Heftchen „Huhn und Nachtigall", welches in der That Ausgang 1842 in hundert Abzügen als Manuſkript gedruckt, aber nachher auf Luiſens von Gall dringenden Wunſch wieder vernichtet ward, ſo daß wohl nur einige wenige Exemplare, vorher vertrauten Freunden mitgeteilt, ſich erhalten haben. Mit der ihm eigenen ſchalkhaften Heiterkeit benutzt Freiligrath in dieſer „ſonettiſchen Eierſchnur" den Namen Gall zu allerlei harmloſen Wortſpielen, die freilich für den der Verhältniſſe Kundigen gar ergötzlich ſind. Levin Schücking ſelbſt, in ſeiner Darſtellung der in St. Goar und Marienberg verbrachten Zeit (Weſtermanns Monatshefte April 1880), gedenkt der Luiſen von Gall dargebrachten Huldigungen und druckt eines von Freiligraths Scherzſonetten wieder ab. So hat es auch kein Bedenken, jetzt, vierzig Jahre ſpäter, zwei weitere derſelben mitzuteilen und damit zur Kennzeichnung jener glücklichen Zeit am Rhein einen weiteren Zug beizutragen. Daß Luiſe v. Gall nicht erſt nach ſieben Jahren, ſondern ſchon im nächſten Herbſt die glückliche Gattin des „Neuen Jakob" ward, iſt bekannt.

An Karl Krah.

St. Goar, 30. Dez. 1842.

Wir ſind jetzt Gottlob, hübſch und traulich in einem wunderhübſchen Logis eingerichtet, und wir ſelbſt haben uns wenigſtens eben ſo leidlich wieder flicken laſſen wie unſre Mobilien. Ohne Scherz: es geht uns wohl, und wir hoffen, geſund und im heiteren Vertrauen auf eine fernere glückliche

Entwicklung unserer Zustände aus dem alten Jahr in's neue hinüberzuspringen. Möge es mit Euch, Ihr Geliebten, ebenso wohl stehen! das ist der herzliche und treu gemeinte Wunsch, mit dem Ida und ich am St. Sylvestertage in's Gedächtniß unsrer lieben, ehrlichen Krahs uns zurückrufen!

Da säßen wir denn wieder, nach dem Darmstädter Intermezzo, fest und ruhig am lieben alten Rhein, den ich nicht ansehen kann, ohne daß mir die Wahrheit von Goethe's Wort über ihn neu sich einprägt:

„Immer erschien er mir groß, und erhob mir Sinn und Gemüthe."

So lange es geht, wollen wir nun auch hier bleiben. Es ist meine Absicht nicht und darf es nicht sein, mich schon jetzt für's Leben in die Einsamkeit zurückzuziehen. Ich bin noch viel zu jung, als daß ich meine äußeren Schicksale mit diesem St. Goarer Asyl als geschlossen betrachten könnte. Aber eben weil ich es nicht kann, und weil sicher das eine oder andere äußere Ereigniß mich in die Societät früher oder später zurückrufen wird, will ich mich jetzt noch der Stille freuen und sie fleißig benutzen. St. Goar soll die Wartestation sein, auf der ich einem Wendepunkt in meinem äußern Leben ruhig entgegensehe. Ich will hier an mich herankommen lassen, was mir etwa noch vorbehalten ist, ohne mich darum zu drängen! Laß' uns inzwischen die Zeit, die wir noch einander nahe sind, zu desto regerem Verkehr benutzen. Das Frühjahr muß uns jedenfalls wieder einmal zusammenführen; wie sehr wollten wir uns freuen, wenn es hier geschähe! Schlickus der Ehrsame hat uns schon im vorigen Monat (zum Glück vor unserer Lazarethzeit) in unserem Hausstande inspicirt, und wird wiederkommen, wenn der Eisgang bevorsteht. Ihr solltet ihm folgen!

Dir, der Du mich zu Unkel weinen sahst, als ich in Deiner Gegenwart einen harten Brief von Mutter und Geschwistern empfing, darf ich jetzt auch die Glücksbotschaft nicht vorenthalten, daß sich meine Verhältnisse zu den Meinigen wieder auf's Erfreulichste gestalten, und daß ich mit Grund hoffen darf, schon bald die alte Liebe und Einigkeit ganz wiederhergestellt zu sehen. Ich habe ihnen gestanden, daß ich das, worin ich wirklich gefehlt habe, von Herzen bereue, und dies Geständniß ist liebevoll und gütig aufgenommen worden. Gott sei dafür gepriesen! Nichtwahr, Du freust Dich mit mir, Alter, Ehrlicher?

* * *

An Gottfried Kinkel.

St. Goar, Sylvester 1842.

Die Mittheilungen über Ihr Dichten und Trachten haben mich wahrhaft gefreut; Sie schaffen mit einer so fröhlichen Rüstigkeit, daß es eine Lust ist!

Mir, wie meiner Frau gereicht es zu wahrer Genugthuung, daß Sie ſich in unſerm anſpruchsloſen Kreiſe gefallen haben, und mit freundlichen Eindrücken aus ihnen heimgekehrt ſind. Ich habe nur noch immer zu bedauern, daß Sie in ſo weit vorgerückter Jahreszeit bei uns waren, und wir keine Gelegenheit hatten, Sie im ganzen Umkreis unſerer ſchönen Umgebungen heimiſcher zu machen. Hoffentlich geſchieht dieß im nächſten Jahr einmal, und Sie kommen dann nicht mehr allein.

Wie hat ſich jetzt Alles zerſtreut, was damals hier beiſammen war! Fräulein von Gall ſitzt als Wärterin ihrer kranken Couſine zu Darmſtadt, Sie dociren wieder zu Bonn, Longfellow zu Cambridge, und Schramm portraitirt im Haag die niederländiſche Ariſtokratie. Nur Heubergers und wir ſind noch hier, und ſehen in der jetzigen Winterruhe nicht ohne Behagen auf die mannigfach bewegten und angeregten Sommerzuſtände zurück. —

Draußen in der Welt geht's indeß wild durcheinander. Was mag da nicht geſchwätzt und raiſonnirt werden, auch über ſo einen St. Goar'ſchen Höhlenbär, wie ich's nun zu meinem eignen Heile nun einmal bin. Mein armer „Flecken am Rheine" iſt gehörig zerhechelt und zerhegelt worden, und meiner harmloſen Perſon wird es nicht beſſer gehen. Das iſt nun einmal nicht anders, und man thut wohl, wenn man ruhig ſeines Weges geht und ſich nicht bewirren läßt. „Schnell fertig iſt die Jugend mit dem Wort", würde Wallenſtein ſagen, ich aber citire: „Opinionum commenta delet dies, rerum veritatem confirmat." Das Haſtſal dieſer Zeit wartet nicht erſt einen Abſchluß ab, eh' es ſeine Urtheile von ſich gibt, man würde aber ein Narr ſein, wenn man ſich in ſeinem Gange, wie Natur und innerſtes Weſen ihn gebieten, dadurch ſtören ließe. Ich glaube, daß ich in dieſer Hinſicht ſchon mehr Ruhe habe, als Sie.

Jetzt zu dem projectirten Jahrbuche! Was Sie darüber ſagen, ſtimmt im Ganzen mit meinen eigenen Anſichten über eine ſolche Unternehmung überein, und ich hatte bereits gegen Mitte November in ähnlicher Weiſe an Cotta über die Sache geſchrieben. Seine Antwort vom 22. Nov. theile ich Ihnen anliegend mit, und bitte um gelegentliche Zurückſendung. Sie ſehen, daß er qua Buchhändler durchaus nicht abgeneigt iſt, die Herausgabe zu riskiren, daß er aber nichtsdeſtoweniger im Intereſſe der Herausgeber allerlei freundſchaftliche Bedenken äußert. Obwohl mir dieſe nicht unerwartet kamen (ich habe ja noch das Rheiniſche Jahrbuch friſch im Gedächtniß), ſo muß ich doch geſtehen, daß ſie mich zu einer wiederholten, gewiſſenhaften Erwägung aller Pro's und Contra's veranlaßten, deren Reſultat geweſen iſt: — mich der Herausgabe eines derartigen Unternehmens vorläufig unter allen Umſtänden zu enthalten. Der Verdrießlichkeiten ſind

zu viele! Dabei der Zeitverlust und die Versplitterung! Der Rest des Winters und ein Theil des Frühlings würde mir verloren, und manche gute Stimmung würde zum Teufel gehen. Ich habe das um so mehr zu berücksichtigen, als ich allerlei Angefangenes durchaus bis zum Sommer, der der unvermeidlichen und unvorhergesehensten Störungen so viele bringt, vollenden muß. — Lassen Sie uns also von dem Gedanken, der sonst so viel Schönes und Anregendes hatte, absehen, und lieber selbständig schaffen, als uns an die Spitze eines Sammelwerkes stellen, das bei allen Aussichten eines guten Erfolges doch auch wieder in hohem Grade seine prekäre Seite hat.

* * *

An Karl Buchner.

St. Goar, 14. Januar 1843.

— Nun Herwegh! — Das ist eine saubere Geschichte! Si parva licet componere magnis, so hat die Geschichte seit dem Brande von Moskau keine schmachvollere Retraite aufzuweisen. Selbst die Verbannung kann hier nicht versöhnen, viel weniger restituiren! Wäre sie durch die Gedichte veranlaßt worden; hätte man Herwegh von vornherein den Zutritt in Preußen untersagt — eh bien, das wäre ein wirkliches Lob für ihn gewesen, das hätte seine Popularität nur erhöhen können! Aber nach diesem Briefe, nach diesem jämmerlichen Exerciz — es ist eine Schmach, eine kaum zu verwischende Schmach!

Und nun die Folgen: Es ist himmelschreiend! Lange ist die gute Sache wohl nicht so compromittirt worden durch den Hochmuth und die Tappigkeit eines Einzelnen!

Ich hab' in meinem Zorn ein Gedicht auf die Sache gemacht, und schreib' es Ihnen hier ab:

Ein Brief.

Das war ein lustig Ziehen ꝛc.

Sie sehen, daß auch „Jung und Alt" in dem Gedichte vorkommt. Wie gefällt es Ihnen? Ich habe die Absicht es drucken zu lassen, doch nicht eher, als bis ich Ihre Meinung darüber gehört haben werde. Lassen Sie mich drum einmal unbescheiden sein! Wenn es Ihnen irgend möglich ist, so geben Sie mir umgehend (oder doch sobald Sie sich ein Urtheil gebildet haben) Ihre Ansicht von der Sache! — Periculum in mora!

Ich fühle, daß das Gedicht gut und schlagend ist, bin mir auch bewußt, daß ich die Sache und nicht die Person im Auge habe, doch steht mir die junge Production noch zu nahe, als daß ich schon selbst in allen Dingen ein ganz freies Urtheil darüber haben könnte. Theilen Sie mir drum das Ihrige offen und ohne Hehl mit, Sie wissen wohl, daß ich mit mir reden

laſſe. Zunächſt fragt es ſich, ob der unbefangene Leſer ſofort den durchaus freien Standpunkt des Verfaſſers erkennen, und keinerlei reactionäre Tendenzen in dem Poem wittern wird. Wo man den dummen Streich eines Freiheitshelden rügt, glauben die Dummen nur gar zu leicht, man wolle der Freiheit ſelbſt an's Zeug. Das war meine Abſicht nicht, doch iſt es möglich, daß die eine oder andere Wendung hart auch für die Sache klingt, und das müßte drum vermieden werden! Die mancherlei Bedenken, die die Veröffentlichung hat, verhehle ich mir nicht, doch können ſie mich nicht ſchrecken. Die Clique wird mit doppelter Wuth über mich herfallen, darauf bin ich gefaßt und dafür habe ich Waffen. Wenn die ächte, wahre Freiheit nicht noch mehr compromittirt werden ſoll, ſo muß man dieſem egoiſtiſchen Unweſen, dieſem Schindludertreiben mit der Freiheit (sit venia verbo, ich kann mich aber bei Gott nicht anſtändiger ausdrücken) energiſch entgegenwirken, und dem hoffährtigen Troß zeigen, daß man, trotz ihres Abſprechens, auch eine politiſche Geſinnung hat, wenn man ſie auch nicht bei jedem Athemholen im Maul führt. — Iſt es aber edel, einem Verbannten noch eins zu verſetzen? Sonſt gewiß nicht, aber in dieſem Fall iſt eine Ausnahme wohl zu ſtatuiren! Dieſe maß- und ſchrankenloſe Aufgeblaſenheit, die ohne alle und jede Pietät durch's Land ſchrie, die ohne ſelbſt tolerant zu ſein, alle und jede Toleranz für ſich in Anſpruch nahm, und ſich für infallibler hielt, als der Papſt, verdient um ſo mehr eine Zurechtweiſung, als ſie nur durch eigene Dummheit ihr Exil verwirkt hat. — Doch was rede ich noch. Die Anſtände, die das Lied hat, wiſſen Sie ſelbſt, ohne daß ich Ihnen weitläufig drüber ſchreibe. Sagen Sie mir drum einfach und ehrlich Ihre Meinung. Der Schluß iſt verſöhnend, wie Sie ſehen! — Noch eins: Ich bin Herwegh ja noch eine Antwort ſchuldig! Nur, werden Sie ſagen, hätte ich ſie eher geben müſſen. Zugeſtanden; aber hätte mir früher eine Antwort geholfen? Hier iſt einer von den Fällen, wo ich mich nur durch ein Factum, durch den Erfolg rechtfertigen konnte.

Halten Sie vorläufig das Gedicht für ſich. Ebenſo vertraue ich das anliegende, nur als Manuſcript für Eingeweihte gedruckte, Heftchen gänzlich Ihrer Discretion an! Wohin kann land- und freiligräthliche Narrheit nicht führen!

Gott mit Ihnen im neuen Jahre! Es bleibt beim Alten!

* * *

An Karl Buchner.

St. Goar, 24. Januar 1843.

Die raſche Beantwortung meines letzten Briefes verpflichtet mich zu herzlichem Danke, den ich Ihnen hiemit vorab recht freundlich und aufrichtig abſtatte.

Daß mein Gedicht an Herwegh Ihren Beifall hat, freut mich sehr. Ohne denselben würde ich es nicht haben drucken lassen, was jetzt, wie Sie seitdem selbst werden gelesen haben, in der Cölnischen Zeitung geschehen ist. Einen Tag später brachte die Rheinische Zeitung einen gereimten Absagebrief für mich von Herrn Karl Heinzen zu Cöln, einem Mann, den ich nie zu meinen Freunden gerechnet habe. Ich sollte sagen, daß jeder Unbefangene schon an Form und Haltung des ganzen Produkts die hochnasige Bornirtheit erkennen müßte, die es eingegeben hat, und die sich auch in der „Erklärung" desselben Verfassers in der vorgestrigen Rheinischen ausspricht. Mich mit einer solchen bierschenkenhaften Michelei in einen lyrisch-didaktischen Prinzipienstreit einzulassen, fällt mir nicht ein, doch habe ich vor, in kurzen Zwischenräumen einige die Fragen der Zeit berührende Gedichte in der Cölnischen abdrucken zu lassen, aus denen sich dem anständigen Leser von selbst herausstellen wird, daß meine Stellung keine unfreie, namentlich auch nicht die eines Denunzianten ist. Wie der Mensch das aus meinen Versen herauslesen konnte, ist mir doch wahrlich unbegreiflich. Nur die entschiedenste Beschränktheit oder Böswilligkeit war dazu im Stande. Ich nehme aber eher die erste an. Diese Leute können nicht begreifen, daß ein Mensch, wie Herwegh, die Sache der Freiheit compromittirt hat, und halten es für einen Verrath, wenn man ihm deßwegen im Interesse der Freiheit den Text liest. Lieber die Freiheit selbst geschmäht, als einem ihrer jungen wahnsinnigen Apostel auf die Finger geklopft. Das ist ein crimen laesae majestatis! Denn eine Majestät muß diese Troßbubenwirthschaft nun doch einmal über sich haben: ist's nicht Friedrich Wilhelm IV., so ist's doch Georg I. — Du lieber Gott!

Ich muß nun sehen, ob alle Leute so dumm sind, wie dieser „gewesene Freund", oder ob es auch noch gescheite gibt, die, nach Ihrem mich tröstenden und beruhigenden Vorgange, den freisinnigen Kern meines Gedichtes nicht verkennen, und nach ihm das Ganze interpretiren. Wozu den Dreck noch breiter treten! Mein fernerweites Schaffen muß doch das Meiste thun, um solche Lümmel gründlich zu widerlegen.

* * *

An Karl Buchner.

[Undatirt, Poststempel 5. 2. 43.]

Soeben wollte ich mich hinsetzen, Ihnen auf Ihren Brief vom 27. v. M. zu antworten, als mir der Vogel Greif (so heißt nämlich unser Postbote) Ihren lieben Brief überreichte. Ehe ich zu etwas Anderem übergehe, will ich Ihnen nun vorerst sagen, wie sehr und wie herzlich wir uns freuen, daß es Ihren lieben Patienten wieder besser geht. Möge Sie Gott jetzt Alle so

wohl und gesund erhalten! Wir reden oft und lange von Ihnen, — es ist uns nicht nur eine liebe Gewohnheit, sondern ein wahres Herzensbedürfniß geworden, uns in unserer Einsamkeit mit dem Gedanken an Sie zu beschäftigen. Bleiben Sie auch uns gut — wir hängen recht an Ihnen, glauben Sie mir's! —

Nun meinen Freundeshandschlag für Ihren Vaterlandsartikel, von dem ich Ihnen gar nicht sagen kann, wie wohl er meinem Herzen gethan hat, abgesehen selbst von der klaren, trefflichen Auseinandersetzung meines Verhältnisses zu Herwegh, die meiner Meinung nach auch den Bornirtesten auf den richtigen Standpunkt stellen muß. Ob ich, was Sie beiläufig Gutes und Liebes von meiner Person sagen, wirklich verdiene, weiß ich nicht, doch nehme ich's dankbar hin, da ich mir wenigstens das Zeugniß geben kann, nach Kräften einer ehrenwerthen, auf sittliche Tüchtigkeit basirten Stellung im Leben zuzustreben. Der Artikel ist mir viel werth, und wird, daran zweifle ich nicht im Mindesten, viel zur Vermittelung in der öffentlichen Meinung beitragen. Nochmals: den innigsten, herzigsten Dank für diesen raschen, schlagenden, wahrhaft freundschaftlichen Succurs!

Es freut mich, daß Wienbarg meinen „Flecken am Rhein" ein wenig von den Flecken gereinigt hat, die ihm von Seiten der hechelnden und hegelnden Kritik allbereits angeklext worden sind. Wienbargs Beifall ist mir ein werther und wichtiger. Sollte es Ihnen nicht zu viel Mühe machen, mir die versprochene Abschrift seiner günstigen Aeußerung bei Gelegenheit mitzutheilen, so würde ich Ihnen recht dankbar dafür sein. — So ist es übrigens mit lyrischen Gedichten! Dem gefällt dieses, jenem ein anderes! Nur eine Sammlung, und auch die nur näherungsweise, kann uns die Totalität des Dichters nahe bringen! Darum sollte man nach einzelnen Gedichten niemals den ganzen Poeten beurtheilen. Solche Urtheile sind immer wieder mit einem einzigen Gedichte aus dem Felde zu schlagen. So warf mir neulich Püttmann, der glorreiche Tscherkesse, bei Gelegenheit des „Fleckens am Rhein" Mysticismus, unklare Gefühlsweiche u. d. g. in dem Umfange vor, daß er sagte, ich scheine mich darin zu verlieren! Was wird er nun nach dem „Ein Brief" sagen? — Alles dumme Leute! — Sie wollen die Akten schließen, eh' der Proceß zu Ende ist. Neben einem bischen Talent gehört freilich auch ein hartes Fell dazu, um sie vor und nach alle zu beschämen.

Mein „Kindermährchen" auf die Grimm hab' ich aus dem Staube wieder hervorgesucht, und es nebenbei auch vollendet. Ich denke, daß es gut geworden ist. Ich werde es nach meiner Rückkehr von Cöln dem Morgenblatt schicken. Ich habe heute zum Abschreiben keine Zeit mehr, sonst würd' ich es beilegen. Doch bin ich im Voraus überzeugt, daß Sie einverstanden damit sein werden.

Was Sie an dem „Mit raſchen Pferden ꝛc." tadeln, iſt am Ende doch nur ein Wort, doch ſehe ich aus dem Nachdruck in der Karlsruher Zeitung, wie vorſichtig man ſein muß. Uebrigens zeigt Ihnen, um ein naheliegendes Beiſpiel zu nehmen, eben mein Gedicht an Herwegh, wie wenig eigenes Urtheil die große Maſſe denn doch eigentlich hat. Die vorherrſchende Stimmung iſt gegen mich, das iſt unbeſtritten, und das ſchreiben mir ſogar vernünftige Leute mit bedenklichem Kopfſchütteln. Iſt das aber nicht eine Schande? Iſt es nicht eine Schande, daß es erſt einer Vermittelung durch erklärende Artikel bedarf, um in einem ſo einfachen Falle ein durchſchnittlich richtiges Urtheil zu fixiren?

Ach, ich wollte, wir ſäßen 'mal wieder beieinander, und könnten eſſen und trinken und lachen, als ob gar keine Zeit in der Welt wäre, weder gute noch böſe! Ich kann mit Niemanden ſo herzlich lachen, wie mit Ihnen, und ſehne mich ſehr, ſehr nach einem Buchner-Freiligrath'ſchen Gelächter in der guten, alten Weiſe. Nun, im Frühjahr, ſo Gott will!

* * *

An Levin Schücking.

[Fragment. Februar 1843.]

— Vielleicht lockt es Dich auch, daß Emanuel Geibel, wie er mir kürzlich in einem freundlichen Briefe anzeigte, mit dem Frühjahr auf einige Zeit hierher kommen wird. Meine Frau und ich, Du und Gallina, Geibel, die Stolterfoth, Schlickus pictor — das könnte wieder ein prächtiger Poetenſommer werden!

Das Verbot der Rhein. Ztg., der Deutſchen Jahrbücher, der Leipziger Allgemeinen, Herweghs Verbannung, Hoffmanns Abſetzung ohne Penſion — das Alles hat mich, wie jeden vernünftigen Freund der Freiheit und des Fortſchrittes, kürzlich um ſo mehr verdüſtert und auf mir gelaſtet, als es unläugbar iſt, daß bloß die Eitelkeit, der Egoismus und die Tappigkeit unſerer radikalen Wortführer die Reaction in dieſem Maße hervorgerufen haben. Inſonderheit Herweghs Jungenhaftigkeit hat mich ſchwer geärgert. Dieſe Buben gebärden ſich, als ob ſie allein das Heil uns bringen könnten und tragen nur dazu bei, daß wir ein doppelt Schloß an's Maul kriegen. Dabei ihr cavalières Losdreſchen auf's Chriſtenthum, ihr frivoles Kokettiren mit Socialismus und Communismus, ihre Impietät gegen alles Aeltere ꝛc. — Difficile est, satyram non scribere. Die Laus lief mir über die Leber, und ich ließ ein Gedicht an Herwegh in der Kölniſchen los, von dem ich voraus wußte, daß es mir die Clique (i. e. die Freunde Herweghs, nicht die Freunde der Freiheit) mehr als je auf den Hals hetzen würde. Dies

ist denn auch geschehen, und die Rheinische Ztg. vornehmlich schlägt mit gelähmtem Flügel selbst weiblich auf mich los. Das Gedicht hat ungeheure Sensation erregt und beinahe eine eigne Literatur — pro und contra — hervorgerufen. Meinetwegen! Wenn die Rheinische mir vorwirft, ich sei neidisch, ich sei ein „Höfling", die Pension redete aus mir, ich griffe „zur Standarte der Polizei", ich sei „arm", ich müßte aus dem Englischen übersetzen, ich sei undankbar gegen Gust. Schwab und Justinus Kerner — so beweisen alle diese Anschuldigungen nur die Bornirtheit, die verlogene Bosheit und das Getroffensein meiner Gegner, die, statt sich an den Gegenstand, an mein Gedicht zu halten, mit Nebensachen in's Feld rücken. Jeder ächte Liberale wird auf meiner Seite sein, das weiß ich und deß tröst' ich mich. Ich stehe jetzt vielleicht unabhängiger, innerlich freier da, als jeder andere Poet. Ich sehe der Zukunft (meiner eignen, heißt das) froh und heiter entgegen, und denke mich schon in Kurzem auf einem Standpunkte zu befinden, der meine Feinde beschämen wird. Von der Zukunft des Vaterlandes erwart' ich nicht viel. Stickluft oben und Stickluft unten — was soll aus dieser Misère Gutes kommen? Es ist jetzt übrigens vielleicht die rechte Zeit, daß das Korn und die Spreu, die Männer des gesetzmäßigen, vernünftigen Fortschrittes und die halbgaren Schreier des Radikalismus, sich sondern. Ich wollte, wir könnten über das Thema einmal sprechen.

* * *

An Emanuel Geibel.

St. Goar, 13. Febr. 1843.

Hochverehrter Herr!

Ihr Brief hat mir eine größere Freude gemacht, als ich Ihnen mit kurzen Worten sagen kann. Schon seit längerer Zeit hatte ich mich mit dem Wunsche getragen, Ihnen näher zu treten, und dachte eben ernstlichst daran, Ihnen zur Vermittelung eines freundschaftlichen Verhältnisses zuerst die Hand zu bieten, als Ihr lieber Brief meiner Absicht überraschend zuvor kam. Den herzlichsten Dank für Ihr Wohlwollen und Ihre Theilnahme! Ich nehme die Widmung Ihrer altspanischen Volkslieder und Romanzen mit tausend Freuden an, und drücke Ihnen warm und dankbar die Hand dafür. Eine Auszeichnung, die mir in dieser Weise von Ihnen zu Theil wird, darf mich wohl mit einem ehrlichen Stolz erfüllen.

Sie richteten Ihren Brief irrthümlich nach Darmstadt. Ich bin im Oktober v. J. vollständig hierher übergesiedelt, und finde für die verhältnißmäßige Einsamkeit und Stille, die den Winter über in einer kleinen Landstadt unvermeidlich sind, reichen Ersatz in der, auch jetzt herrlichen und grandiosen

Natur, in meiner Ehe und in dem Welttreiben, das der Strom in der schönen Jahreszeit hart unter meinen Fenstern sich entwickeln läßt, und das fast täglich alte oder neue Freunde von draußen zu mir führt. Wie freue ich mich darauf, daß auch Sie im Frühjahr kommen wollen! Thun Sie's nur recht bald! Freundliche Gesichter und ein treu gemeinter Handschlag sollen Sie willkommen heißen und Ihnen die Zeit Ihres Hierseins angenehm zu machen suchen. Herrlich wär' es, wenn St. Goar Ihnen so gefiele, daß Sie es zu Ihrem ständigen Sommerquartier erwählten! Es ist freilich nicht eben der schönste Punkt des Rheines (in der Hinsicht geht mir Nichts über das Siebengebirge!), aber es ist doch auch schön, und hat zumal das Eine Gute, daß es zwischen Frankfurt, Mainz und Cöln so ziemlich in der Mitte liegt. Man kann eben so rasch oben wie unten sein, und das ist viel werth. Ueberlegen Sie sich's einmal, und sehen Sie vor allen Dingen mit eigenen Augen bald zu! Wahrscheinlich wird auch mit dem Frühlinge mein lieber Freund Levin Schücking auf mehrere Monate hierher kommen. Das gäbe eine prächtige Poetenwirthschaft.

Herr von Cotta schrieb mir unter'm 8. d. M. wörtlich den folgenden Passus über Sie:

„Sie werden aus der A. Z. ersehen haben, wie dieselbe Herrn Geibels Besuch bei Ihnen in ihrer 37. Nummer anführt."

„Da Ihnen bekannt ist, wie die J. G. Cotta'sche Buchhandlung bemüht ist, sich mit jungen Talenten in Verbindung zu setzen, so vermitteln Sie vielleicht eine solche zwischen Geibel und ihr, wenn seinerseits Lust und Liebe, wie Veranlassung dazu vorhanden ist."

Gewiß macht Ihnen diese Mittheilung Freude. Sollten Sie Lust haben, mit der Cotta'schen Buchhandlung in Verbindung zu treten, so bedarf es jetzt nur eines Wortes von Ihnen. Ich kann Sie, auf langjährige Erfahrung gestützt, versichern, daß es in jeder Beziehung eine Lust ist, einen Verleger, wie Cotta, zu haben.

* * *

Der Schluß fehlt. Es bedarf kaum der Erwähnung, daß jene Notiz der A. A. Zeitung von einem Besuche Geibels bei Freiligrath sich nur auf einen beabsichtigten Besuch beziehen konnte. Geibel traf erst am 24. Mai 1843 zu St. Goar ein und hatte Freiligrath vorher nie gesehen.

An August Boelling.

St. Goar, 17. Febr. 1843.

Heute sind es acht Tage, daß wir bei unserm ehrlichen Kerpener Gastfreunde gemeinschaftlich das Mittagsmahl zu uns nahmen, und durch die

Schellfiſchpille aus dem Laboratorium ſeiner Frau zu dem Schlammbade Kraft ſammelten, das wir nach dem Kaffee in gemüthlicher Schweinerei bis Horrem durchwaten mußten! Nachdem ich auf dem Cölner Poſthofe Abſchied von Dir genommen und mich zwiſchen zwei oberländiſchen Juden möglichſt bequem poſtirt hatte, fiel ich alsbald in einen erquicklichen Duſel, aus dem ich, nach diverſen angenehmen Träumen von Schellfiſchen, Bettelmännern, Naſen, Tunnels und Cölner Muſikmeiſtern, nur ſtoßweiſe beim Pferdewechſel erwachte, und erſt auf der Moſelbrücke vor Coblenz zum vollen Bewußtſein meiner ſelbſt und des von meinen Nachbarn verbreiteten Wohlgeruches mich aufraffte. Einige Stunden ſpäter war ich wieder hier, und traf meine Frau, Gottlob, heiter und geſund in ihrer Speiſekammer. Die ſechs Tage Abweſenheit waren ihr, wie mir, lang genug geworden, und wir freuten uns beide herzlich, daß wir uns wieder hatten. Solche kurze Trennungen zeigen Einem recht, wie lieb man ſich hat, und wie man nicht ohne einander mehr leben kann! Wir ſind bis jetzt immer nur wenige Tage getrennt geweſen, aber bei jedem Wiederſehen iſt es ein Jubel, als ob wir uns in Jahren nicht geſehen hätten. Ich bin, was meine Ehe angeht, wirklich ein über Alles glücklicher Kerl, und wollte nur, daß Du meinen vergnüglichen Hausſtand einmal mit eigenen Augen inſpicirteſt. So Gott will, thuſt Du's einmal im Frühjahr oder Sommer.

Hoffentlich biſt auch Du am vorigen Samſtag glücklich wieder bei den lieben Deinigen angelangt, und haſt durch das oben erwähnte Schlammbad keinen Huſten oder Schnupfen davon getragen. Die nächtliche Ruhe im Mainzer Hof wird Dich erwärmt und geſtärkt haben, und ſo hege ich gern die frohe Ueberzeugung, daß der Genieſtreich, der Dich im kalten Monat Februar in Sturm und Regen hinausfahren ließ, keine nachtheiligen Folgen für Dich gehabt hat. Laß mich bald etwas Beruhigendes darüber hören! — Unſer Wiederſehen hat mir übrigens in innerſter Seele wohlgethan, da ich daraus die Gewißheit geſchöpft zu haben glaube, daß Du mir noch in alter Weiſe gut biſt. Je älter man wird, deſto mehr ſieht man ein, wie häufig man im Leben irre gegangen iſt, und es beglückt dann doppelt, wenn man, nach langem Kreislaufe am Anfangspunkte der Bahn wieder ankommend, von derſelben Liebe, die man ſo lange aus den Augen verlor, begrüßt wird. Laß' es ſo unter uns bleiben, lieber Auguſt, und empfange nochmals aus vollem Herzen meinen warmen und innigen Dank für die Freundlichkeit, mit der Du meinem Wunſche entſprochen haſt! Du haſt meinem Herzen eine Freude dadurch bereitet, die ich wohl empfinden, nicht aber mit ein paar Federſtrichen ausdrücken kann! Du biſt ein ehrlicher, treuer Kerl! —

Bei meiner Rückkehr fand ich verſchiedene angenehme Briefe vor, u. A.

von dem biedern „Bruder Jonathan" (dem Amerikaniſchen Dichter Longfellow zu Cambridge bei Boſton), von Levin Schücking, und von Emanuel Geibel. Letzterer, mit dem ich bis dahin noch gar nicht in Verbindung geſtanden hatte, kündigt mir ſeinen Beſuch auf's Frühjahr an, und bittet mich zugleich, mir ein Bändchen Spaniſcher Volkslieder, das er herauszugeben vor hat, widmen zu dürfen. Dieſe Näherung von einem ſo talent- und geſinnungsvollen Poeten hat mich wahrhaft gefreut. Da er beabſichtigt, einen längeren Aufenthalt am Rhein zu machen, ſo hoff' ich, daß er vielleicht den ganzen Sommer hier bleibt. Wahrſcheinlich wird auch Schücking auf einen Monat herkommen — möglicherweiſe auch die Gallina — das kann in der That wieder ein famoſer Sommer werden, und ich freue mich ſchon jetzt von ganzer Seele auf ihn. Jedenfalls mußt Du unſerer Poetenwirthſchaft ein paar Tage beiwohnen! Ich glaube Dir wirklich eine heitere und genußreiche Zeit in unſerm Kreiſe verſprechen zu können, und werde Dir, was meine eigene werthe Perſon angeht, vor allen Dingen den ſchlagenden Beweis liefern, wie fidel, und doch auch wie ſolid, ich noch immer ſein kann.

* * *

An Adelheid v. Stolterfoth.

St. Goar, 18. Febr. 1843.

Den wärmſten und innigſten Dank, liebe und verehrte Freundin, für Ihre drei herzlichen Briefe und für die wohlthuende Theilnahme, die Sie mir in dem letzten derſelben wegen der Verunglimpfungen ausſprachen, denen ich in den letzten Wochen von Seiten der radikalen Partei ausgeſetzt geweſen bin. Ich war, als ich mein Gedicht gegen Herwegh ausfliegen ließ, auf Angriffe dieſer Art gefaßt, denn die Wahrheit gebiert immer Haß, und der Clique konnte nichts Empfindlicheres widerfahren, als wenn zum Nutzen und Frommen der ächten, vernünftigen, geſetzmäßigen Freiheit ihrem Popanz Herwegh einmal derb der Kopf gewaſchen wurde — nicht von einem anonymen Zeitungsſchreiber, ſondern von einem Manne, deſſen Namen ſchon ſonſt beim größeren Publikum accreditirt war. Dergleichen ſtillſchweigend hingehen zu laſſen, war der Clique natürlich nicht wohl möglich; da ſie aber die Richtigkeit meiner Anklage ſelbſt nicht anzutaſten vermochte, ſo blieb ihr nichts übrig, als die Lauterkeit meiner Motive zu verdächtigen und mich ſelbſt, meine Perſönlichkeit wie meine Competenz, in den Augen des Publikums nach Kräften herabzuſetzen. Darin muß ich mich ergeben, und kann dieſe gemeine Wuth, mit der das Völkchen über mich herfällt, eigentlich nur als einen ſchmeichelhaften Erfolg anſehen. Wäre mein Gedicht matt, unwahr und unbedeutend, ſo würde man ihm und mir die Ehre der Verfolgung

nicht zu Theil werden lassen. Diese Wellen werden sich schon legen, und ich denke noch frisch und muthig dazustehen, wenn sie und andere längst verlaufen sind. All diesen Gemeinheiten eine directe Abwehr entgegenzusetzen, ist unter meiner Würde, doch werde ich zur passenden Zeit und am rechten Orte mich schon rühren. Vorläufig beruhige ich mich damit, daß die Verständigen und die Wohlwollenden die reine Absicht, welche mir mein Lied gegen Herwegh eingab, nicht verkennen, und denke übrigens mit Victor Hugo:

Gleicht dieser Ruhm, der des Gemeinen Beute,
Den Fahnen nicht, gerettet aus dem Streite? —
Zerrissen sind am schönsten sie.

Wir hoffen, wieder einen fröhlichen, interessanten Sommer zu verleben, und haben, was Einen lieben Besuch angeht, der auch Ihnen Freude machen wird, schon in diesen Tagen eine uns auf's Angenehmste überraschende Ankündigung erhalten. Von dem trefflichen Emanuel Geibel nämlich. Er gedenkt den Sommer still am Rhein seinen Studien zu leben, und wird mit dem Frühjahr herkommen, um sich ein ruhiges zurückgezogenes Plätzchen zu suchen. Möglich, daß ihm St. Goar als solches zusagt! Ich wünschte es von Herzen und habe ihm geschrieben, daß gut sein hier ist! Er lebt gegenwärtig in seiner Vaterstadt Lübeck.

Fast die ganze vorige Woche habe ich zu Cöln zugebracht — meinen Widersachern unter der Nase. Die Angriffe meiner Feinde haben mir in Cöln keinen Schaden gethan; ich habe die ganze Literatur, die mein Gedicht pro und contra in den verschiedensten Blättern hervorgerufen hat, mit Muße im traulichen Freundeskreise gemustert, und zum Theil recht herzlich darüber gelacht.

* * *

Der nachfolgende Brief ist bereits in Nr. 11 der Gegenwart vom 15. März 1879 sehr bruchstückweise mitgeteilt. Er lautet — mit geringen Kürzungen — also:

An Jakob Felsing.

St. Goar, 28. Febr. 43.

Dein freundlicher Brief hat mir wie meiner Frau gar große Freude gemacht, und ich würde denselben gewiß schon eher beantwortet haben, wenn der seit seinem Empfang verflossene Monat durch literarische Händel, eine Reise nach Cöln und einige dringende Arbeiten mir nicht wirklich wie Wasser zwischen den Fingern ver- und zerflossen wäre! Es war uns wohlthuend, von Dir selbst zu hören, daß wir in gutem Andenken bei Euch fortleben, und in dieser freudigen Gewißheit reiche ich Dir denn nach längerer Unterbrechung in ungeschwächter Liebe und Herzlichkeit wieder die Hand. Wir denken Eurer und der vielen, uns durch Eure Freundlichkeit erheiterten und

verschönerten Stunden mit steter liebevoller Dankbarkeit, und es bedarf wahrlich nicht erst des Hinblicks auf deine „Genoveva", und Deine „Poesie", um das Gedächtniß an die gastfreundlichen kunstgeschmückten Räume, in denen sie entstanden, und in denen Ihr uns so oft traut und herzlich empfinget, in uns aufzufrischen! Möge es so zwischen uns bleiben, lieber Felsing! Nimm es mir nicht übel, wenn ich jezuweilen ein fauler Scribent bin, und glaube nichts destoweniger, daß ich es gut mit Dir meine und Dir mit dauernder Anhänglichkeit treu und mit voller Liebe ergeben bin.

Deine Vereinsblättersendung habe ich gern empfangen, und freue mich ihres Besitzes. Schirmers Radirungen sind wirklich — meinem Gefühle nach! vergib dem Laien, wenn er vielleicht gegen das Deinige sich aussprechen sollte! — ausgezeichnet und prächtig. Ich habe lange keine landschaftlichen Compositionen auf dem Papiere gesehen, die mich so angezogen und gefesselt hätten! Das hat der Schirmer los. Seine Landschaften sind immer wie die Natur selbst; man sinnt und lebt sich in sie hinein, wie man sich in einen Wald, in eine Wolkenformation, in ein Abendroth träumerisch hineinleben kann! Ein prächtiger Kerl!

Auch ein prächtiger Kerl, wenn selbst in anderer Art, ist allerdings Oberst von Radowitz, und es freut mich außerordentlich, daß auch Du ihn als solchen erkannt hast und gegen engherzige Federfuchsereien mannhaft seine Partie genommen hast. Ohne ein stupendes Gedächtniß ist eine solche Fülle von Kenntnissen, wie sie Radowitz besitzt, noch dazu in einem so mannigfach bewegten äußeren Leben, wie er es in seiner Stellung führen muß, natürlich nicht zusammenzuhalten; — mit bloßem Gedächtniß spricht man über alles das aber nicht so geistreich und gediegen, wie er es thut. Seine ganze Erscheinung ist eine stolze, imponirende, und hat auf mich wenigstens einen Eindruck gemacht, daß ich kaum begreifen kann, wie man überhaupt nur ein geringschätziges Urtheil über ihn fällen möchte. Was man ihm, und wohl nicht ohne Grund, vorwirft, ist eine entschieden aristokratische (heutzutage sagt man reactionäre) Tendenz; das hat aber hier nichts zu thun, und wenn es entschuldigt werden muß, so meine ich, daß es sich bei einer solchen zum Herrschen wie geborenen Persönlichkeit beinahe wie von selbst versteht. Ich verehre Radowitz außerordentlich.

Wie glücklich Du mit Deiner lieben Frau jetzt im Besitze zweier prächtiger Kinder sein mußt, können mir uns lebhaft denken, und nehmen von ganzem Herzen den innigsten Antheil an Eurem Glücke. Wir sehnen uns recht, auch Dein zweites Töchterchen mit Augen anzuschauen, und hoffen, daß es vielleicht im Laufe dieses Jahres noch geschieht. Wirst Du denn nicht zukünftigen Sommer mit den Deinigen einmal an den Rhein kommen?

Wie glücklich würden wir sein, wenn wir Euch plötzlich aus unseren Fenstern auf einem landenden Dämpfer entdeckten und Euch ein paar Tage in unserer Strom- und Felsenherrlichkeit herumführen könnten! Laß Dir diese Sache dringend und freundlich an's Herz gelegt sein!

Was nun uns angeht, so leben wir still und vergnügt in unserer Zurückgezogenheit vor uns hin. Meine gute Frau, die im December und Januar durch Erkältungen und Nervenleiden viel ausstehen mußte, ist jetzt, gottlob, seit mehreren Wochen ziemlich wohl, und das trägt zur Lebensfreudigkeit viel bei. Im Mai wird die jüngste Schwester meiner Frau zu uns ziehen, ein liebes gutes Kind, von deren Anwesenheit wir uns viele Freude versprechen. Arbeiten kann ich hier jetzt genug und bin auch nicht unfleißig. Besonders im Uebersetzen fördere ich rüstig.

So geht ein Tag wie der andere einförmig und glücklich vorüber, und das Frühjahr mit Blättern und Blüthen wird uns ins Fenster lachen, ehe wir's denken. Die Angriffe, denen ich in letzter Zeit von der Bornirtheit und Böswilligkeit unserer Radikalen ausgesetzt worden bin, haben mich nur wenig berührt und mir in keinem Falle das Leben verkümmert. Ich bin mir bewußt, in dieser Streitsache das Reinste und Beste gewollt zu haben, und gewöhne mich vor und nach überhaupt weniger die Mitwelt als die Nachwelt im Auge zu haben bei dem, was ich dichte und denke. Ein durchschnittlich richtiges Urtheil kann erst dann über den Menschen gefällt werden, wenn sie ihm die letzte Scholle auf's Haupt geworfen haben, und bis dahin muß man eben ruhig seinen Gang gehen, das thun, was man für das Rechte erkannt hat, und sich durch die Leidenschaftlichkeit des Tages, durch die Schreier rechts und links nicht beirren lassen. Es wäre schlimm, wenn man Furcht hätte, die Wahrheit zu sagen.

Beiliegend, lieber Felsing, findest Du die fünf Thaler für den Kunstverein. Sei nun so gut, mir die Aktie mit einem so freundlichen Briefe, wie Dein voriger war, recht bald zu schicken, und verlaß' Dich darauf, daß ich Dir ihren Empfang mit einer Epistel anzeigen werde, deren Art und Weise Du aus der vorliegenden ermessen mögest. So kommen wir, hoff' ich, nach und nach in einen gegenseitig erfreulichen Briefwechsel; es müßte wenigstens kurios zugehen, wenn sich in unserer Aktienzeit nicht auch eine Correspondenz auf Aktien zustande bringen ließe!

Wenn Du es gerne thust, so schreibe mir in Deiner Antwort doch auch, mit was für Arbeiten Du jetzt beschäftigt bist. Wie weit ist „Poesie und Liebe"[1]), was machen die Stiche nach Kaulbachs Zerstörung von Jerusalem, was der Londoner Christuskopf? Du denkst Dir vielleicht nicht, wie innigen

[1]) Felsings Stich nach Kaulbach.

Antheil ich an dem allen nehme, und wie es mich erfreuen wird, wenn ich etwas von Deinen Schöpfungen durch Dich erfahre.

* * *

An Ernſt Struve.

St. Goar, 2. März 1843.

Deinen Vorſchlag wegen Dante, lieber Ernſt, der mich wahrhaft entzückt hat, werde ich in einem feinen Herzen aufheben. Ein großartigerer, gewaltigerer Tragödienſtoff, als Dante und ſeine Zeit, läßt ſich wahrlich kaum denken, und der Gedanke, mir an ihm meine dramatiſchen Sporen zu verdienen, packt und rüttelt mich mehr, als ich Dir ſagen kann. Nur darf ich mich jetzt noch nicht daran machen. Ich habe augenblicklich noch ſo mancherlei Lyriſches los zu werden, daß ich vorläufig noch nichts Größeres anfaſſen darf, zu dem volle Freiheit und Sammlung gehört. Wenn aber der zweite Band meiner Gedichte, die Felicia Hemans und eine überſetzte Anthologie aus zeitgenöſſiſchen anglo-amerikaniſchen Poeten erſt heraus ſind (und in 1—1½ Jahren wird alles das hoffentlich vom Stapel gelaufen ſein), ſo geb' ich Dir mein Wort, daß ich wenigſtens den Verſuch machen will, einen Dante zu ſchreiben. Nenne mir unterdeſſen in Deinem nächſten Briefe etliche Bücher, die ich zu einem tieferen Studium der Zeit und des Mannes nöthig habe. Seine eigenen Werke, die Divina Commedia und die Vita Nuova müßten freilich das Meiſte thun, doch möchte ich auch gern ſonſt allerlei Kritiſches und Hiſtoriſches nachleſen. Für die Geſchichte reicht v. Raumer wohl nicht aus?

Schon ehe dieſer Dante-Vorſchlag kam, hatte ich ſeit einiger Zeit mit Ernſt daran gedacht, mich bei erſter Muße einmal an's Drama zu machen, doch war es nicht die Tragödie, ſondern das Luſtſpiel, woran ich mich zuerſt verſuchen wollte. Was meinſt Du dazu, lieber Ernſt, wenn ich eine ungemein komiſche Epiſode aus dem Simpliciſſimus in freieſter Weiſe, nur mit der in der Natur der Sache liegenden Berückſichtigung des alten Romans, als Komödie behandelte? Ich glaube, daß ein deutſches Luſtſpiel aus dem dreißigjährigen Kriege noch etwas Anderes werden könnte, als Wallenſteins Lager von Schiller. Mein Sujet ſpielt im Tilly'ſchen Lager vor Magdeburg und iſt eine ſo prächtige, in ſich gerundete und abgeſchloſſene Geſchichte, daß es mit dem Teufel zugehen müßte, wenn ich nichts Ordentliches daraus machte. Auch hier könnteſt Du mir zum Behuf vorhergehender Studien mit der Angabe einſchlagender Werke nützlich werden; weniger ſolcher, die das eigentlich Hiſtoriſche und das Sittengeſchichtliche betreffen (denn dafür reichen die bekannten Geſchichtswerke und der Simpliciſſimus ſelbſt vollkommen aus), als vielmehr

derjenigen, die Soldatenweſen, Heeresbräuche und dgl. ſchildern. So kommt z. B. im Simpliciſſimus häufig der köſtliche Titel „Rumormeiſter“ vor, welches in den kaiſerlichen Heeren der Kerl war, der die dem Lager anklebenden Weiber, Soldatenfrauen, Marketenderinnen u. ſ. w. zu zügeln hatte. Wo gibt es ein Werk, wo ſich über ſolche Geſellen und Aehnliches etwas Gründliches und Erſchöpfendes nachleſen ließe?

Laßt übrigens gegen Fremde nichts von dieſen beiden Planen fallen. Mir iſt daran gelegen, daß, wenn ich im Drama auftrete, es durchaus unerwartet und plötzlich geſchieht. Ich verlaſſe mich deßhalb feſt auf Eure Verſchwiegenheit.

* * *

An Karl Buchner.

St. Goar, 7. März 1843.

Es iſt ein ſo ſchöner Frühlingsmorgen, daß ich, ſtatt auf den Stuhl vor meinem Schreibtiſch, mich lieber auf die „Stadt Mannheim“ ſetzte, die eben an der Landungsbrücke klingelt, und bei dem warmen Sonnenſchein und dem lenzblauen Himmel eine plaiſirliche Fahrt nach Mainz verſpricht. Heute geht das nun freilich nicht, doch iſt mir das prächtige Wetter ſammt den erſten Veilchen und dem Hühnergekakel in der Nachbarſchaft ſo vagabundiſch in die Adern gefahren, daß ich zuvörderſt wenigſtens vom Reiſen ſprechen muß. Alſo: Sie kommen, und wir kommen! Wir, denke ich, Ende April oder Anfang Mai, Sie (NB. zweimal, zuerſt allein und nachher mit der Geſchätzten) zu noch näher zu beſtimmenden Friſten. Die für Ihre erſte Herkunft müßten Sie uns allerdings ſchon in Ihrem nächſten Briefe mit einiger Gewißheit im Voraus angeben, damit wir nicht etwa aus Unkenntniß an einander vorüberführen. Wahrſcheinlich werden Sie die erſte Hälfte Aprils wählen, wo ich Ihnen auch ſchon mit ziemlicher Beſtimmtheit einen Maitrank verſprechen kann, zu welchem Sie den Waldmeiſter nicht erſt vom Niederwald mitzubringen brauchten. Erinnern Sie ſich noch meiner vorigjährigen botaniſchen Bemühungen, und des aus ihnen reſultirenden, von der Lorcher geheimen Polizei überwachten, Maitranks? Machen Sie, daß wir bald einen ähnlichen Abend (aber nicht in Lorch, ſondern bei Freiligraths) erleben — ich ſehne mich gar zu ſehr danach, wieder einmal mit Ihnen zuſammen zu ſein. Sie haben ganz Recht, das Schreiben iſt ein ſchlechter Behelf für die mündliche Unterhaltung. Laſſen Sie uns denn bald zum Sprechen kommen, es hat ſich ſeither Stoff in Menge geſammelt!

Ueber meine Sache mit Herwegh mag ich kaum noch Dinte verlieren, wenn es nicht in der Abſicht geſchähe, Ihnen wiederholt für Ihren treuen

Beistand in derselben meinen Dank abzustatten. Ich bin bis zur Stunde noch ganz ruhig darüber, daß ich mein Gedicht gegen Herwegh veröffentlicht habe, und betrachte die Angriffe, die es mir zuwege gebracht hat, eher als einen Succeß. Meine Gegner thun sich wahrlich durch die auf der Hand liegende Perfidie ihrer Taktik gegen mich keinen Vortheil! Plänkelkrieg mag ich nicht gegen sie führen, brech' ich aber einmal los, so wird es ein Donnerwetter sein, ärger als mein Schlag auf Herwegh, dessen Schwere ja eben die Ursache all dieser Gehässigkeiten ist. Eine Unbesonnenheit begeh' ich nicht — beging sie auch nicht, als ich gegen Herwegh auftrat.

Was Sie über meine, durch Pension ꝛc. ꝛc. bedingte, politische Stellung sagen, finde ich zum Theil durchaus richtig. Was ich etwa noch zu bemerken hätte, verschiebe ich übrigens bis zur mündlichen Discussion, da es mir wirklich nachgerade langweilig ist, über die Sache zu schreiben. Dann werd' ich Ihnen endlich auch — natürlich sub rosa rosissima — ein noch dem ersten halben Jahr meines Darmstädter Aufenthalts angehörendes Factum mittheilen, das Ihnen vielleicht mehr noch, als bisher alles Andere, beweisen wird, wie frei ich mich zu halten stets bestrebt habe, und — wenn in der Vergangenheit eine Bürgschaft für die Zukunft liegt — stets bestreben werde. Es ist eine Geschichte, die vielleicht mit mir zu Grabe gegangen wäre, wenn ich in den Anschuldigungen, die mir Bornirtheit und Böswilligkeit jetzt täglich in's Gesicht werfen, nicht eine Aufforderung finde, sie einem Freunde mitzutheilen, der, wenn etwa ein jäher Tod mich vor der Zeit abriefe, zu meiner Ehrenrettung Gebrauch davon machen könnte. In einem Radikalismus, wie ihn die Deutschen Jahrbücher und die Rheinische Zeitung ausübten, seh' ich kein Heil für unsere Zukunft, das gesteh' ich offen; — aber Gott soll mich bewahren, daß ich je, in Gesinnung, Wort oder That, der Reaction mich anschlösse. Wie ich denke und handle, werde ich freilich früher oder später einsam dastehen; — gerettete Selbständigkeit wird mir's tragen helfen.

Bei unserm neuen Censurgesetz werden Sie auch Augen gemacht haben. Erst die freie Presse und nun dieß Edikt! Es kommt mir vor, wie jene Procession der Hüpfenden, wo die Andächtigen nach jedem Schritte vorwärts zwei rückwärts thun!

* * *

Was das sub rosa rosissima mitzuteilende Geheimnis betrifft, so läßt sich nur vermuten, daß sich diese Äußerung auf folgendes bezieht. Freiligrath ward durch Prinzeß Marianne während des Aufenthalts zu Darmstadt an Radowitz empfohlen, welcher damals Gesandter bei den mittelrheinischen Höfen war. Dieser war ernstlich bemüht, des Dichters Zukunft sicher zu stellen, allerdings in einer Weise, gegen welche Freiligraths Drang

nach Unabhängigkeit der Überzeugung und Meinungsäußerung, sogar noch in jener unpolitischen Zeit, sich sträubte. Radowitz' Vorschlag ging dahin, Freiligrath sollte in Gemeinschaft mit dem Professor V. A. Huber zu Marburg, dem konservativen Publizisten, eine Zeitschrift in regierungsfreundlichem Sinne begründen, für deren Redaktion ein angemessenes Honorar in Aussicht stand. Die Verhandlungen darüber gingen nicht schriftlich, wenigstens nicht von Radowitz' Seite; der feine Diplomat lud Freiligrath zweimal zu sich nach Frankfurt ein zu mündlicher Besprechung; Freiligrath schlug schließlich das in der Darmstädter Sorgenzeit doppelt verlockende Anerbieten aus.

* * *

An J. P. Eckermann.

St. Goar, 20. März 1843.

Theuerster Freund!

Vergeben Sie mir, daß ich Ihnen erst so spät auf Ihren lieben Brief antworte. Ich wollte alle Tage meine Schuld abtragen, aber das verruchte Aufschieben, dem ich leider mehr als billig ergeben bin, hat mich wieder einmal ein Vierteljahr vertrödeln lassen, ohne Ihnen Nachricht von mir zu geben. Tragen Sie mir's nicht nach, und vergelten Sie nicht Gleiches mit Gleichem! Ich mein' es gut und habe Sie lieber, als ich Ihnen sagen kann, und als Sie vielleicht selbst glauben, und die Zeit läuft rascher als der Rhein.

Den herzlichsten Dank für Ihre Bemühungen für mich in der Goethe-Angelegenheit! Die Nachschrift Ihres Briefes zerstört freilich alle Hoffnungen wieder, die Ihr Brief selbst geweckt hatte: doch hör' ich kürzlich wieder, daß die Sache doch richtig geworden und der Verkauf des Hauses und der Sammlungen beschlossen ist. Ob die Geschichte nun wirklich etwas für mich ist, will ich meinem Stern in Ruhe überlassen. Vordrängen kann und mag ich mich nicht. Um so weniger, als es dort Aspiranten in Menge geben wird, und ich keinem Würdigeren oder Bedürftigeren in den Weg zu treten gesonnen bin. Der Würdigste, wie ich Ihnen schon früher schrieb, sind und bleiben Sie, und ich kann Ihre Gründe gegen eine Annahme der Stelle Ihrerseits keineswegs unbedingt gutheißen. Bei mir ließen sich auch wohl Obstakel finden, man muß aber nicht mit Gewalt welche aufsuchen. Dem Geh. Rath von Müller werde ich in diesen Tagen auch in diesem Sinne schreiben.

Mich wie Ida schmerzt es sehr, Sie noch immer so leidend zu wissen. Wir haben uns hin und her nach einem Mittel für Sie erkundigt, aber ohne Erfolg. Wie geht es Ihnen jetzt nur? [Bestes Recept gegen Magenkrampf: alle Morgen zum Frühstück ein Scheibchen rohen Schinken mit Weißbrod zu essen und ein Glas guten Wein, entweder Bordeaux oder

Madeira, zu trinken. Dann im Sommer an den Rhein nach St. Goar zu Freiligraths zu kommen und Rheinbäder zu gebrauchen. Dieß ist das einzige Mittel, das Ihnen helfen kann, lieber Doctor. Wenn Sie das nach meiner Vorschrift pünktlich befolgen und mit uns in den Bergen herumklettern, verspreche ich Ihnen völlige Genesung. Ida Freiligrath, Doctor der Medicin.]

Während ich eben aus der Stube gegangen war, hat sich, wie Sie sehen, liebster Eckermann, meine naseweise kleine Frau über meinen Brief gemacht und ein Recept hineingeschmuggelt, dessen Trefflichkeit, trotz der Naseweisheit der Verschreibenden, außer Frage steht. Ich bitte Sie also auch für mich recht dringend und herzlich, es zu gebrauchen, d. h. jetzt noch ungefähr einen oder zwei Monate mit Schinken und Bordeaux sich zu stärken, und dann hierher nach St. Goar zu kommen, und den Sommer mit uns zu verleben! Bitte, bitte, überlegen Sie sich's, und lassen Sie mich bald wissen, daß wir Sie erwarten dürfen, und daß ich Ihnen (denn unsere eigene Wohnung ist leider zu beschränkt) ein Zimmer miethen soll. Geibel wird auch gegen Pfingsten hier sein, und ein paar Monate bleiben. Ich hoffe auf einen recht heitern und belebten Sommer und würde — ich wiederhole es aus vollem Herzen — glücklich sein, wenn Sie durch Ihre Anwesenheit ihn mir vollends zu einem gemüthlichen machen wollten!

Ihr Gespräch im Hansa-Album ist — da Sie mich um meine Meinung fragen — durchaus ebenso bedeutend und vortrefflich wie die früheren. Ich habe mich recht erquickt und gestärkt daran — welch ein Kerl war der Alte doch! Lassen Sie doch ja bald den 3. Theil der Gespräche erscheinen, so etwas thut Noth in der Misere des Tages!

Ist Ihnen auch der Lärm zu Ohren gekommen, den mein Gedicht an Herwegh noch täglich macht, obgleich es schon am 20. Januar in der Köln. Zeitung erschien? Ich bin dadurch förmlich zu einem Zankapfel zwischen den Parteien geworden und habe viel Kothschmeißerei ausstehen müssen. Doch macht das Nichts. Ich weiß, was ich gewollt habe, und daß der philosophische Radikalismus, den ich gründlich verachte, und der sich durch mein Gedicht in pleno mehr getroffen fühlt als er gestehen mag (obgleich der Spectakel, den er darüber macht, es genugsam zeigt), mich in keiner Weise aus dem Sattel heben wird. Herwegh, der unklare einseitige Fanatiker, ist zu beklagen, daß er sich von dem Gesindel eine Zeitlang als Popanz hat gebrauchen lassen. Sein herrliches Talent ist dadurch vor der Hand um alle Geltung gekommen. Mit „politischen" Gedichten richtet der Schreiber jenes Briefes an den König von Preußen heuer Nichts mehr aus.

* * *

An Emanuel Geibel.

St. Goar, 4. April 1843.

Es hat mich recht gefreut, lieber und verehrter Freund, daß Sie sich nun wirklich entschlossen haben, einen Theil des Sommers in St. Goar zu verleben. Nach dem stillen, einsamen Winter sehne ich mich von Herzen nicht nur nach den flüchtigen Anregungen, die schnell vorüberfausende Reisende mir bringen werden, sondern vor allen Dingen nach dem längeren vertrauten Umgange eines in Leben und Wissenschaft herangereiften, und in der Brandung der Zeit selbstbewußt dastehenden Mannes. Solch ein Umgang ist es vornehmlich, was mir in der Romantik dieses Winters gefehlt hat, und ich kann Ihnen drum nicht sagen, wie ich mich auf Ihr längeres Hierbleiben freue. Ich hoffe mit Ihnen, daß es uns an gegenseitiger Anregung und Förderung nicht fehlen wird.

Wissenschaftlichen Bedarf werden Sie sich allerdings leicht von Bonn verschaffen können. Sonst versteht es sich von selbst, daß meine kleine Bibliothek, die vornehmlich in moderner englischer Literatur manches Interessante enthält, durchaus zu Ihren Diensten ist.

Wie wollen Sie es mit Ihrer Wohnung gehalten haben? Eine übergroße Auswahl können wir Ihnen nicht bieten, und dabei muß ich Ihnen euch noch bemerken, daß wenn Sie auf Sonne bestehen, Sie der Aussicht auf den Rhein entsagen müssen. Die auf den Strom gehenden Zimmer haben nämlich nur die Morgensonne, in den Frühstunden von 5 bis 9 etwa, und sind den übrigen Theil des Tages hindurch im Schatten. Aber eben deßwegen sind sie im Sommer so angenehm, und den auf die Straße sehenden, von früh Morgens bis spät Abends der Sonne ausgesetzten Räumen bei Weitem vorzuziehen. Die Sonne brennt nicht wenig zwischen unsern Schieferfelsen, und wenn sie mit ihren Frühstrahlen das Zimmer eingesegnet und erwärmt hat, so ist man froh, wenn man sie Mittags und Nachmittags nur auf die rings geschlossenen Jalousien des rheinüber liegenden St. Goarshausen prallen sieht. Aber wie Sie wollen! Setzen Sie mich nur bald und bestimmt von Ihren Wünschen in Kenntniß; ich werde ihnen nach besten Kräften nachzukommen suchen.

Herr von Cotta freut sich Ihrer Bereitwilligkeit, mit seiner Verlagshandlung in Verbindung zu treten, würde aber, glaub' ich, lieber eine Sammlung Ihrer Gedichte als den Roderich verlegen. „Dramatische Werke," schreibt er, „werden von Verlegern stets als bloße Opfer betrachtet, und zwar selbst dann, wenn sie nicht einmal honorirt werden. Doch will ich damit durchaus keine Unterhandlung im voraus abschneiden." Wenn Sie hier sind, wollen wir ausführlich über die Sache reden. Daß, wenn Sie eine baldige

Publikation Ihres Roderich beabsichtigen, Cotta denselben verlegen und anständig honoriren muß, ist keine Frage. Die Proben Ihrer Tragödie, welche Sie ohnlängst im Morgenblatt mittheilten, hab' ich mit großem Vergnügen gelesen.

Also Pfingsten! Sehen Sie zu, daß Sie Wort halten können, und halten Sie sich unterwegs nicht zu lange auf!

Und nun das herzlichste Lebewohl und Glückauf zu Ihrer Reise! Wären Sie nicht so bald hier, so würd' ich noch mehr schreiben, so aber verschieb' ich, gleich Ihnen, das Eigentliche und Mehrste auf die mündliche Unterhaltung. Lassen Sie mich nur noch wissen, daß und wie ich für Sie miethen soll. Wir beiden Großpensionnaire des Königs von Preußen müssen seinen Posten schon Etwas zu verdienen geben.

* * *

An Gottfried Kinkel.

St. Goar, 19. April 43.

— Wenn ich Ihnen nur sagen könnte, welch reichen und reinen Genuß mir Ihre Gedichte verschafft haben, und wie dankbar ich Ihnen für die freundliche Zusendung derselben bin! Erwarten Sie keine Kritik von mir! Sie wissen, daß ich auf den Namen eines Kritikers par excellence keinen Anspruch machen kann, und daß ich mich schlecht darauf verstehe, mir über einen ästhetischen Genuß recensententenhaft Rechenschaft abzulegen. Lassen Sie mich Ihnen darum nur einfach die auf volle, ehrliche Ueberzeugung gegründete Versicherung aussprechen, daß ich seit langer Zeit keine Sammlung von Gedichten mit gleicher Befriedigung aus der Hand gelegt habe, und daß Sie sich, was aus lobenden Recensionen gewiß bald des Breiteren erhellen wird, auf keine würdigere und trefflichere Weise beim größern Publikum hätten introduciren können, als eben durch diese schöne Zusammenstellung Ihrer lyrischen und epischen Sachen. Das Buch lehrt uns mit dem Dichter auch den Menschen lieben, und das ist wohl das Beste und das Schönste, was man ihm nachsagen kann. „Sein Schicksal schafft sich selbst der Mann," — dieser Grundgedanke Ihres köstlichen Otto Schütz klingt meinem Gefühle nach durch das ganze Buch, und das zumal macht es mir so überaus lieb und werth. Ein abgeschlossenes, nach Kampf und Ringen mannigfacher Art sieghaft abgeschlossenes Stück Menschenleben tritt mir daraus entgegen, wahr, schlicht, ohne Koketterie, und allzeit in entsprechendster, gediegenster Form. Ich wiederhole es, einen wohlthuendern Gesammteindruck hat lange kein Bändchen Gedichte auf mich gemacht!

Im künftigen Monat also machen Sie Hochzeit und besuchen uns auf

Ihrer Hochzeitsreiſe mit Ihrer jungen Frau. Ich kann Ihnen gar nicht ſagen, wie ich mich über Beides freue und die Tage Ihres Hierſeins ſchon im Geiſt anticipire. Lieb wäre mir's, wenn Sie mir die Zeit, die Sie für St. Goar beſtimmt haben, ſchon bald angeben wollten. Ich werde nämlich einen Theil (wahrſcheinlich die erſte Hälfte) Mai's von hier abweſend ſein. Meine Frau begleitet mich natürlich, und würde es gleich mir ungern ſehen, wenn wir uns verfehlten. Sagen Sie mir darum, wann Sie Ihre Reiſe anzutreten gedenken, damit ich mich wo möglich danach richten kann!

Geibel, mit dem ich auf ſeine Veranlaſſung ſeit einiger Zeit im Briefwechſel ſtehe, wird gegen Pfingſten hier eintreffen und einen Theil des Sommers bei mir zubringen. Levin Schücking folgt ihm gegen Mitte Juni, um gleichfalls länger zu bleiben. Ich bin eben darüber aus, ein Logis für Beide zu miethen, und hoffe, daß ſie mir die Boten eines ſchönen, bewegten und anregenden Sommers ſein werden. Meine Fremdenſaiſon hat eigentlich ſchon mit dem erſten April begonnen, wo die von Heidelberg nach London zurückkehrende Dichterfamilie Howitt auf einen Tag hier ausſtieg. Auch Moritz Carriere war vorige Woche auf zwei Tage hier.

* * *

An Karl Buchner.

St. Goar, 10. Mai 1843, als am
Königl. Preuß. Buß- und Bettage.

Was ich bisher zur Beſchleunigung unſeres Beſuchs beitragen konnte, hab' ich redlich gethan. Ihrer geneigten Hindeutung auf den respectus parentelae willig folgend, vertiefte ich mich, ſammt meiner Couſine, bereits am 26. v. M. in den Gutenberg, machte beſagtem Frauenzimmer Tags darauf eine Stelle in dem Seminar für Kleinkinderlehrerinnen zu Kaiſerswerth aus, und ſäuſelte darauf ſpäter, nach allerlei Naturgenüſſen in dem prächtigen Thale der Ruhr, von Düſſeldorf und Unkel zurück nach St. Goar. Ich habe mich wirklich angenehm und nützlich auf der Tour unterhalten, und rechne namentlich einen Düſſeldorfer Tag — bei Frau Immermann und den Familien Schrödter und Leſſing — zu den intereſſanteſten dieſes Frühjahrs. In Unkel empfingen mich Schlickum und Strolch mit der alten brüderlichen Liebe. Letzterer erkannte mich ſchon an der Stimme (ich kam Nachts an, und mußte lange um Einlaß lärmen), obgleich ihn das neidiſche Schickſal nun faſt ſchon ein Jahr von meiner Seite geriſſen hat. Er iſt knurrig und wohlgenährt, wie ſonſt, und noch immer ein ſtarker Entomolog.

Aus dem vor mir ſtehenden, mit allerlei Waldgewächſen angefüllten Glaſe zieht meine Frau ſoeben ein Blümelein Vergißmeinnicht, um es in

ihren Brief an die Ihrige zu legen. Ich mag nun nicht minder höflich ſein, und lege Ihnen drum eine Probe der ächteſten „St. Goarer Maikräuter“ bei, ein pretium affectionis, das Sie um ſo mehr ſchätzen werden, wenn Sie erfahren, daß ich es meiner nächſten Bowle geradezu in Abzug bringe. Gibt es etwas Edleres, als ſo eine blühende Asperula odorata? Schauen Sie, ſchmecken Sie, riechen Sie!

Samſtag ſchreib' ich Ihnen wieder, und ſchließe darum heute, da ich noch zu Walde muß, um den Stand des Gewächſes zu inſpiciren. Mit einem Kräuterhändelchen wär' es doch ſo übel nicht. Wollen's überlegen!

* * *

An Karl Buchner

St. Goar, 23. Juni 1843.

Schon ſind wir ſeit unſerem Fortgehen von Darmſtadt in der dritten wöchentlichen Verdünſtungsperiode, und wir haben noch immer nicht an die lieben Gräflichen,[1]) die uns unſer Dortſein ſo ſchön und freundlich machten, geſchrieben. Und nicht nur das: — Sie ſind mir ſogar mit einem Briefe zuvorgekommen, der nun morgen auch ſchon 8 Tage im Sack mit mir herumfährt. O Faulheit, Dein Name iſt Freiligrath! — Aber nicht wahr, ich darf hinzufügen: O Langmuth, Dein Name iſt Buchner!?

Empfangen Sie nun hiemit, liebſter Freund, meinen doppelten Dank — den einen für alle Liebe und Herzlichkeit, die wir, wie immer, ſo auch jetzt unter Ihrem gaſtfreien Dache gefunden haben; den andern für Ihren freundlichen Glückwunſch zu meinem Geburtstage! Was ſoll ich es zum 101ſten Male wieder ſagen: Ihre und der Geſchätzten Freundſchaft iſt uns ein Schatz geworden, den wir je länger je mehr lieb und hoch halten, und deſſen Beſitz uns Lebensbedürfniß geworden iſt. Wir fühlen uns nach einem längeren Zuſammenſein mit Ihnen immer innerlichſt erquickt und befriedigt, und was in Scherz und Ernſt unter uns angeregt worden iſt, klingt lange wohlthuend nach in uns. So war es auch diesmal, und ſo, hoff' ich, wird es noch lange, wird es immer bleiben! Führen Sie nun bald Ihren Vorſatz aus, hierher zu kommen! Ich freue mich von ganzer Seele auf ein paar Rheiniſche Tage mit Ihnen!

Emanuel Geibel Prometheus läßt ſich Ihnen freundlich empfehlen, und bittet Sie, das anliegende Exemplar ſeiner 2ten Auflage wohlwollend annehmen zu wollen. Seine „Zeitſtimmen“, die er nächſtens in neuer Zufuhr erwartet, werden Ihnen bei Ankunft gleichfalls zukommen, und ich denke, dem Packet dann auch meinerſeits Etwas beifügen zu können, was Ihnen längſt beſtimmt,

[1]) Der Freund wohnte in der Grafenſtraße.

leider aber durch Faulheit (diesmal nicht meiner selbst, sondern anderer Leute) immer noch nicht in meinen und Ihren Händen ist.

Seit ich von Darmstadt wieder hier bin, hab' ich wenig gethan; ich bedarf, um gründlich productiv zu sein, größerer äußerer Ruhe, als der bewegte Sommer sie mir bisher gegeben hat. Ich habe wenig zu einem tieferen Einkehren in mich selbst kommen können. Doch sollen die Grimme demnächst bestimmt an's Morgenblatt abgehen.

* * *

An Adelheid von Stolterfoth.

St. Goar, 30. Juni 1843.

Welch ein nasser, kalter, abscheulicher Sommer! Doch hat er uns schon manchen lieben und interessanten Gast gebracht, unter denen ich vor Allen den Dänen Anderſen lieb gewonnen habe. Ein Mann von 38 Jahren, aber nichtsdestoweniger eine so reine, harmlose Kinderseele, wie sie eben nur der Dichter des „Improvisators" und des „Nur ein Geiger" besitzen kann. Ich denke, daß ich mir an ihm, wie an Longfellow, einen Freund für's Leben gewonnen habe. — Kurz nach Pfingsten war Kinkel aus Bonn mit seiner jungen Frau bei uns, die uns nicht minder einen genußreichen Tag verschafften. Kinkels kürzlich bei Cotta erschienenen Gedichte werden Ihnen schon bekannt sein; wo nicht, so mach' ich Sie dringend aufmerksam darauf. Es ist manches außerordentlich Schöne in dem Bändchen, vor Allem das größere Schlußgedicht „Otto der Schütz". Ich ziehe diesen Otto unbedingt Zedlitzens „Waldfräulein" vor, und glaube sogar, daß Letzteres kaum entstanden sein dürfte, wenn Otto nicht vorher dagewesen wäre. Das übrigens unter uns, denn wir wollen den guten Zedlitz nicht kränken.

Levin und Louise sind glücklich. Wahrscheinlich findet er in Augsburg eine sichere Stellung — auch auf anderen Seiten scheint man ihm entgegen zu kommen. Ich hoffe, daß die Beiden schon bald eine trauliche Häuslichkeit sich begründen können. Sie — wie auch Geibel — erwidern Ihre Grüße aufs Herzlichste. Geibel ist eine tüchtige, gediegene Natur. Von außen noch etwas burschikos, aber der Kern ist echt und nobel.

* * *

Mit der Freundschaft zwischen Freiligrath und Anderſen war es freilich ein schöner Traum. Die „reine sorglose Kinderseele" war nicht danach geartet, dem tapferen mannhaften Freiligrath in ernster Stunde verbunden zu bleiben. Als unser Freund einige Jahre später, um seines Glaubensbekenntnisses willen flüchtig, zu London mit dem gefeierten Roman- und

Märchen-Dichter zusammentraf und ihn herzlich begrüßte, da trat Anderſen dem mißliebigen Dichter der Freiheit ſehr befangen gegenüber: Freiligrath hat ihm dafür in der zweiten ſeiner Eingang 1852 gedichteten Poetiſchen Epiſteln einen nicht gerade ſchmeichelhaften Denkſtein geſetzt. [1])

An Levin Schücking.

St. Goar, 22. Juli 43.

Lieber Levin!

Beikommend endlich, aber für einen Marienberger Nichtsthuer doch noch zu früh, allerlei Apparat für den Brockhauſiſchen Artikel. Rodnagel hat im Biographiſchen das Richtigſte geliefert und Du kannſt Dich daher, unter Hinzufügung des ſeitdem Vorgefallenen, hauptſächlich nur an ihn halten.

Bei der Aufzählung des von mir Edirten bitte ich Dich, des „Rheiniſchen Odeon" (mit Hub und Schnetzler) gar nicht zu erwähnen. Ich habe eigentlich nur geſtattet, daß mein Name auf den Titel geſetzt worden iſt. Was dagegen das „Rheiniſche Jahrbuch" angeht, ſo iſt die Idee desſelben (d. h. die dem Rh. Jahrbuch eigenthümliche Zuſammenſtellung von Novelliſtiſchem, Literar-hiſtoriſchem, Kritiſchem, Epiſchem und Lyriſchem) einzig von mir ausgegangen, und es darf drum nicht ausgelaſſen werden. Sie wollten mich an einen Rhein. Muſenalmanach haben, ich dachte aber, eine Geſammtrepräſentation rheiniſcher Kräfte wäre beſſer, zumal ein Verſuch, die deutſche Taſchenbuchs-literatur im Allgemeinen zu heben, damit verbunden werden konnte.

Wenn Du meiner jüngeren Sachen (Gryn, Immermann, Flecken am Rhein, Herwegh u. ſ. w.) gedenken willſt, ſo wirſt Du mir eine Freude

---

[1]) Auch Anderſen berichtet im „Märchen meines Lebens" über ſein wiederholtes Zuſammentreffen mit Freiligrath. Der Letztere nahm darnach in St. Goar den däniſchen Dichter ſehr herzlich auf und äußerte, derſelbe habe einigen Anteil an Freiligraths Verheiratung; Anderſens Roman „Nur ein Geiger" habe ihn mit Ida zunächſt zum Briefwechſel und dann zu perſönlicher Bekanntſchaft gebracht.

Sommer 1847 fand Anderſen Freiligrath zu London wieder. Er begegnete ihm zuerſt auf der Straße, ohne ihn zu erkennen, weil Freiligrath den früheren Vollbart abgenommen hatte. Dagegen erkannte der ſcharfäugige Freiligrath den däniſchen Dichter ſofort, äußerte, derſelbe habe ihn wohl nicht erkennen wollen — unſer Freund konnte darin etwas argwöhniſch ſein — und ſprach, als ihn Anderſen aus dem Gedränge in einen Thorweg zog: „Sie wollen als Königsfreund wahrſcheinlich nicht vor ſo vielen Zeugen mit mir ſprechen." Anderſen beſuchte ihn einige Male, machte auch mit ihm einen vergnügten Ausflug. So berichtet das „Märchen meines Lebens" Kap. 8. der Wartig'ſchen Ausgabe. Freiligraths Epiſtel vom 23. Januar 1852 geht darnach mit dem zwar ſehr ſelbſtzufriedenen und mit Vorliebe vornehmen Bekanntſchaften nach-ſtrebenden, aber ſonſt doch harmloſen und ehrlichen Dänen ein bischen ſehr ſcharf ins Gericht.

machen. Es wird ſich immer ſchon ein Anknüpfungspunkt dafür finden. Ueber meine politiſchen Händel müßte jedenfalls auch ein verſtändiges Wort geſagt werden.

Ich habe jetzt ein famos Gedicht in der Mache.

Gott ſei mit Dir, Levin!

* * *

An Karl Buchner.

St. Goar, 3. Aug. 1843.

Lieber theurer Freund!

Sie müſſen wahrhaftig glauben, daß der Dämon der Faulheit oder ſonſt ein unſauberer Geiſt mich reitet, ſeit wir zuletzt in Darmſtadt bei Ihnen waren. Seit unſerer Abreiſe am dritten Pfingſtfeiertage dies erſt der zweite Brief! Doch hoff' ich, daß Sie mir mit gewohnter Nachſicht verzeihen werden, wenn Sie hören, daß meine Frau ſeit vorgeſtern vor 14 Tagen infolge eines böſen gaſtriſchen Fiebers anhaltend bettlägerig geweſen iſt, und erſt ſeit vorigem Montag ab und zu wieder ein paar Stunden ſich erhebt. Rechnen Sie dazu Tag für Tag ein halb Dutzend fahrender Literaten, Schauſpieler, Muſici und andern ſtrolchenden Geſindels, das Einen nolens volens am Schreibtiſch überfällt und Einem die theure Zeit ſtiehlt, ſo werden Sie gewiß eher Mitleid mit mir haben, als mir zürnen. Soeben erſt verläßt mich wieder ein soi-disant Muſikdirektor, ein alter Bekannter aus Elberfeld, und ich fürchte faſt, daß Sie dieſen Blättern die fliegende Haſt noch anſehen, mit der ich ihn vor zwei Minuten auf's Dampfſchiff ſpedirt und mich unmittelbar darauf an die Schreibmappe gepflanzt habe.

Beim Zeitungsleſen hab' ich kürzlich häufig bedauert, daß ich über dieſes und jenes nicht mit Ihnen ſprechen konnte. Was ſagen Sie zu dem himmelſchreienden Urtheil in Sachen Jordans? Was zu den abſcheulichen Blößen, die ſich Herwegh, der Menſch, den Communiſten gegenüber gegeben hat? Kennen Sie ſeine 21 Bogen aus der Schweiz, in denen er als Dichter faſt nur Schund und blasphemiſchen Greuel auftiſcht (cf. das Heidenlied Nr. 2)?

* * *

An Levin Schücking.

Liebſter Kleucker!

Den allerſchönſten Dank für die freundliche Abfaſſung und Zuſendung des Brockhauſiſchen Artikels! Ich bin durchaus mit demſelben einverſtanden und habe nur an ein paar Stellen einige unbedeutende Einſchiebſel gemacht, die Du — inſonderheit den Paſſus über meine Verheirathung — nothwendig finden und billigen wirſt.

Meiner Frau geht es Gottlob wieder beſſer, eine ungemeine, durch die Krankheit geſteigerte Nervenreizbarkeit abgerechnet. Das naſſe, kalte Wetter iſt einer raſchen Beſſerung leider nicht günſtig.

Geibel, der ohnlängſt den illustrious author of Pelham auf der Prinzeß Marianne kennen gelernt hat, iſt auf acht Tage hinumter nach Bonn und Cöln.

Herwegh blamirt ſich doch gründlich.

Ich bin ſeit 14 Tagen wieder einmal rechtſchaffen ſchafferig (wie die Schwaben ſagen) und laſſe ein Sonett nach dem andern vom Stapel. Meiſt über Fragen der Zeit, aber auch Anderes iſt nicht ausgeſchloſſen. Grundton: ein der Reaction wie dem Schwindel der Radikalen gleich entfernt ſtehender Liberalismus. Ich hab' vorläufig ein halb Dutzend als Probe an's Morgenblatt geſchickt und laſſe die ganze Reihe wahrſcheinlich in einem Hefte für ſich noch dieſen Herbſt drucken. Ich denke, das Zeug ſoll wieder einmal um ſich freſſen.

Vale, lieber Alter, und laß Dein Antlitz bald über uns leuchten. Schönſte Grüße von Haus zu Haus:

Am Mittelrheine, zu der Lurlei Füßen,
Wo bei den Heiden weiland Sanct Goar
Der erſte Chriſt und Salmenfänger war,
Da ſchwingt ſich auf ein feierliches Grüßen.

In alle Wege

Dein

Aelteſter.

6. Aug. 1843, als am Tage des Vertrags von Verdun. Was ſagſt Du zu der officiellen Affenſchande, ſo man mit dem Tage zu treiben ſich gemüſſigt ſieht?

* * *

An Levin Schücking.

St. Goar, 11. 8. 43.

Liebſter Kleucker!

— Ich bin durchaus nicht einverſtanden damit, daß Grabbe ſchon jetzt als Romanfigur benutzt werden ſoll. Dafür ſteht er uns noch zu nahe, war überhaupt von vornherein zu verkommen und verludert, als daß ſich nur irgend etwas Erquickliches oder Erbauliches aus ihm machen ließe. Da iſt der tolle, lebenskräftige Günther tauſendmal beſſer und dankbarer. Ein ſo ſchwacher, kindiſch willenloſer Menſch wie Grabbe iſt kein Vorwurf für die Kunſt. Für die Pſychologie allerdings in hohem Grade.

Wegen meiner Sonette ſei unbeſorgt. Ich mache vorläufig, was gemacht werden muß, und ſichte nachher das vielleicht zu Starke heraus. Glaube nicht, daß ich einer Mode zu Lieb, die ſchon wieder aus der Mode iſt, das Zeugs mache. Daran denk' ich nicht. Es kommt mir eben, und ich kann es nicht abweiſen. Lachen mußt' ich übrigens, als ich das von Deutſchen Tyrannen in Deinem Zettel las. Eins der Sonette nämlich wünſcht für Deutſchland einen ordentlichen rechtſchaffenen Tyrannen:

„O drückt' auch uns nur landlos ein Johann;
Kein größer Heil, bei Gott, als ſolche Johne!
Ihr wißt, wie Kühnheit zorniger Barone
Die Freiheit Englands Jenem abgewann!"

Du kannſt Dir die weitere Ausführung denken. Einem guten Fürſten trotzt man keine Magna Charta ab. Dem ſchlechten aber rückt man auf's Collet. Alſo, da wir eine M. C. haben wollen und müſſen, iſt ein John nützlich und wünſchenswerth. Ich glaube nicht, daß ich das Paradoxon in ſolcher Weiſe durch Sophiſtik rette.

Vale! Semper tuissimus

Yo el Baribal.

* * *

In die Mitte des Auguſt 1843 fällt ein Ausflug unſeres Dichters nach Coblenz und ſein erſtes Zuſammentreffen mit Hoffmann v. Fallersleben, welcher damals, ob der „Unpolitiſchen Lieder" ſeiner Breslauer Profeſſur enthoben, als fahrender Sänger durch das Land zog. Die beiden Dichter, der kgl. preußiſche Penſionär und der politiſch Verfemte, trafen ſich am 16. Auguſt zufällig durch Vermittelung des Buchhändlers Baedeker, machten einen Spaziergang zuſammen, tauſchten ihre jüngſten Gedichte aus, wobei Freiligrath bemerkte, man werde bald von ſeiner politiſchen Geſinnung eine beſſere Meinung gewinnen. Am Abend waren ſie abermals bei Baedeker in großem Kreiſe beiſammen, und Hoffmann ſang zu des Wirthes größtem Mißvergnügen ſein neues Lied vom „Schweigethaler", deſſen erſte Strophe lautet:

Wollt' ein König mir doch geben
Penſion!
O wie ließ' ich hoch ihn leben,
O wie würd' ich ihn erheben!
Penſion!

Freiligrath nahm in ſeiner rührenden Gutartigkeit die grelle Taktloſigkeit des direkt auf ihn gemünzten Liedes nicht übel; beim Heimweg in ihr gemeinſames

Nachtquartier, den Rieſen, ſchlägt Hoffmann vor, noch „etwas Kühlendes“ zu genießen. Und die beiden Poeten ſaßen in ſpäter Nacht zuſammen, tranken und politiſirten: es iſt das

Jene Nacht im Rieſen,
Wo wir den Champagnerſchaum
Von den Gläſern blieſen;
Wo wir leerten Glas auf Glas,
Bis ich alles wußte,
Bis ich deinen ganzen Haß
Schweigend ehren mußte.

Düſter mit verkohltem Docht
Flackerten die Kerzen;
Düſter und von Zorn durchpocht
Brannten unſere Herzen;
Dennoch oft, gleichwie ein Blitz,
Finſtrer Wolk' entquollen,
Brach ein Lachen, brach ein Witz
Hell durch unſer Grollen.

Als am Morgen des 17. Auguſt Hoffmann ſpät erwachte, war Freiligrath ſchon ohne Abſchied rheinauf gedampft; niemand gedächte noch „jener Nacht im Rieſen“, wenn nicht Freiligrath ſelber durch ſein Gedicht im Glaubensbekenntnis zu der Vermutung Anlaß gegeben hätte, dieſelbe habe ſeine Umkehr zur freiſinnigen Dichtung veranlaßt. Es bedarf bloß eines Blickes auf die vorhergehenden Briefe, auf die damals entſtandenen Sonette, um zu erkennen, daß Freiligrath einer ſolchen Anregung nicht bedurfte, eines Blickes auf die Briefe aus dem Eingang 1844, um zu finden, daß nur die maßlos kleinliche Cenſur jener Tage den Dichter in die entſchiedene Oppoſition trieb, welche dann auch im Feuer der nun beginnenden Arbeit allgemach ſchärfer ward. Es wäre alſo an der Zeit, dieſe allerdings von unſerem Dichter ſelbſt verſchuldete Märe von ſeiner Umwandelung in jener Nacht endlich zu den Toten zu werfen. Freiligrath ſelbſt verwahrt ſich, und mit Recht, in ſeinen Briefen aus Brüſſel mit ſchärfſten Worten dagegen, daß er durch Hoffmann bekehrt worden ſei. Übrigens beſuchte Hoffmann unſern Freund alsbald darnach in St. Goar, machte mit ihm und Geibel einen Ausflug nach Oberweſel, und blieb mit ihm fortan in einer, allerdings nur locker geknüpften brieflichen Beziehung. Er gedenkt in ſeinem redſeligen Buche „Mein Leben“, Band IV. eingehend ſeiner Beziehungen zu demſelben in den Jahren 1843 und 1844 und ſtellt ſelbſt die Bekehrungsmythe in Abrede.

An Karl Buchner.

St. Goar, 24. Aug. 1843.

Theuerſter Freund!

Nun liegen ſchon wieder achtzehn Tage zwiſchen dem Datum Ihres letzten Briefes und dem meines heutigen, aber der Gottſeibeiuns ſoll mich holen, wenn ich eher zum Schreiben kommen konnte. Sie können ſich nicht vorſtellen, wie wirr und lebhaft die heurige Saiſon für uns iſt. Ein Beſuch drängt den andern, ich weiß manchmal kaum, wo mir der Kopf ſteht. Doch bin ich nicht böſe drum. Es kommt freilich viel des Gleichgültigen und ſelbſt Unangenehmen, dafür ſieht man dann aber auch auf der andern Seite Leute bei ſich, wie Saphir, Hoffmann von Fallersleben und Juſtinus Kerner (die Reihenfolge der Namen iſt die chronologiſche), und das iſt denn doch auch was werth. Kerner und ſeine Frau haben uns erſt heut Morgen verlaſſen, liebe, herzige Menſchen, deren Beſuch die beſten und innigſten Saiten in uns angeſchlagen hat, und noch lange fortvibriren laſſen wird. Auch Hoffmann's Bekanntſchaft iſt mir lieb und hocherfreulich geweſen. Wir haben uns bald verſtanden, und ſein Vorſatz, wieder herkommen zu wollen, iſt mir Bürge, daß auch er ſich wohl und zu Hauſe hier gefühlt hat. Wahrſcheinlich werden Sie alle drei, Kerner, Hoffmann und Saphir, auch bald dort ſehen — wenigſtens hatten ſie die Abſicht, Darmſtadt demnächſt auf ihren Touren zu berühren. Noch einen Radikalen hab' ich kürzlich kennen gelernt, zuerſt flüchtig auf dem Dämpfer, und nachher (vorigen Sonntag) erneuert zu Geiſenheim, den Königsberger Walesrode. Ein gewichster geiſtreicher Mann, doch ſind wir uns im Trouble des Dampfſchiffs und einer großen Geſellſchaft nicht näher getreten.

So viel von St. Goars Saus und Braus, um mich wegen meiner abermaligen Schreibfaulheit zu entſchuldigen. Und nun ein recht herzliches: „Grüß Gott!" und die freundlichſten Wünſche für Ihr und der lieben Ihrigen Wohlergehen! Ich hoffe, daß dieſe Zeilen Sie Alle friſch und geſund finden werden!

Könnten Sie mir nicht in Ihrer Antwort mit zwei Worten kurz und bündig ſagen, wodurch denn eigentlich Jordan zumeiſt peccirt haben ſoll? Ich bin zwar im Allgemeinen au fait, da ich J. aber einige Sonette in meinen „Patriotiſchen Phantaſien" widmen will, ſo möchte ich gern auch im Einzelſten unterrichtet ſein.

* * *

An Adelheid von Stolterfoth.

St. Goar, 7. Sept. 1843.

Liebe hochverehrte Freundin!

Ihre Rückkehr und der gute Erfolg Ihrer Badereiſe hat uns mit der herzlichſten, theilnehmendſten Freude erfüllt, und wir danken Ihnen innig für die große Güte, mit der Sie uns alles ſo bald und ſo freundlich mitgetheilt haben! Möchte es uns nur bald vergönnt ſein, Sie wieder zu ſehen! Wie Ihnen Ida geſchrieben hat, iſt es uns im Augenblick nicht wohl möglich, zu Ihnen zu kommen; dagegen rechnen wir mit freudigem Vertrauen darauf, daß Sie, ſobald es geht, einmal rheinab ſchwimmen. Wie lange, lange ſind Sie nun nicht in St. Goar geweſen! Es wird wirklich faſt oder gar ſchon ein Jahr ſein; und wenn abgeſehen ſelbſt von dieſer langen Friſt, Sie überdieß in Erwägung ziehen:

1) daß die Lurley mit jedem Tage mehr in die Brüche geht;

2) daß die ſchöne Wallnußbaum-Allee, die zum Rheinfels führt, nach vollendeter Nußernte abgehauen wird, und endlich:

3) daß auch mein St. Goarer Poetenzelt (das Sie NB. noch gar nicht betreten haben) wohl die längſte Zeit hier geſtanden hat;

— ſo iſt das alles, glaub' ich, Veranlaſſung genug, um noch einmal hierher zu kommen, ſo lange der status quo noch andauert. Laſſen Sie uns drum nicht vergeblich hoffen! Wir bitten Sie ſehr und auf's Herzlichſte!

Wenn ich daran denke, daß ich den Rhein verlaſſen ſoll, ſo wird mir in der That ganz weh zu Muthe! Und doch wird es nöthig ſein, wenn ich mich nicht die längſte Zeit im Jahre in lauter Aeußerlichkeiten und geſellſchaftlichen Rückſichten verpuffen ſoll. Ida hat Ihnen geſchrieben, wie über alle Maßen lebhaft unſre heurige Saiſon iſt: wir ſind kaum einen Tag zu Athem gekommen, und bei allem Angenehmen und Erfreulichen einer ſolchen Frequenz ſtellt ſich als letztes Reſultat doch nur ein großer Nachtheil heraus. Zeit und Stimmung, Geſundheit und Geld gehen zum †††; man leidet phyſiſch und pſychiſch unter dem Druck all dieſer Freundlichkeiten. Zum Arbeiten bin ich faſt gar nicht gekommen, und kann außer ein paar Dutzend Sonetten und einigen Ueberſetzungen nichts in den letzten Monaten Entſtandenes aufweiſen. Und doch iſt mir eben am Abſchluß eines größeren Cyklus von Sonetten, den ich unter dem Sammeltitel „Patriotiſche Phantaſien" gern noch in dieſem Jahre herausgeben möchte, ſo ſehr Viel gelegen. Vielleicht bringt mir der September oder Oktober noch die gewünſchte Muße. Ich bitte den heil. Apoll von Herzen darum.

Wohin wir uns übrigens im nächſten Frühjahr flüchten werden (denn

vor dem Winter läßt ſich allerdings an keinen Umzug mehr denken), das mag der liebe Gott wiſſen. Ich wollte, daß ich als Bibliothekar oder dergl. inzwiſchen einen feſten Heimathsboden fände. Wenn man ein Amt bekleidet (mag es auch noch ſo ſehr Sinekure ſein), ſo hat man doch immer mehr Vorwand, ſich dem Andrange der Fremden zu entziehen, als wenn man ſo vogelfrei, als Poet bloß der Muſe lebt. Das reſpectiren die Wenigſten.

Von den patriotiſchen Sonetten, die ich eben erwähnte, erlaube ich mir, Ihnen eine kleine bereits gedruckte Probe beizulegen, von der ich herzlich wünſche, daß ſie Ihnen gefallen möge! Dann ſchick' ich Ihnen auch nach Ihrem Wunſche „Waldfräulein" und Kinkels „Gedichte", den Poeten Emanuel aber in ſebſteigener Perſon. Sie werden einen lieben, wackeren Menſchen in ihm kennen lernen, deſſen Perſönlichkeit Ihnen gewiß zuſagen wird. Von ſeinen neueſten Sachen hat er manches bei ſich, und wird Ihnen ſicher mit Vergnügen davon vorleſen.

Kerner und ſeine Frau ſind zu liebenswürdig. Reinere kindlichere Naturen kann man ſich kaum denken! Mein Zuſammentreffen mit Hoffmann von Fallersleben war nicht, wie Sie aus jenem Zeitungsartikel vielleicht geſchloſſen haben, ein verabredetes, ſondern ein rein zufälliges. Ich fand ihn zu Coblenz bei einem uns beiden befreundeten Buchhändler, wo ſich dann von ſelbſt eine Bekanntſchaft vermittelte, die mir lieb und werth geworden iſt. Wir haben uns beim Scheiden herzlich die Hand geſchüttelt, wenn wir gleich nicht in allen Dingen einer Anſicht ſind.

* * *

Zu dieſem Briefe die Bemerkung, daß die Wallnußbaum-Allee heute noch ſteht und ihre Erhaltung den beiden Dichtern Freiligrath und Geibel zu danken hat, die ihrem Freund, dem Landrat, ſo lange zuſetzten, bis derſelbe einen Bericht über die Sachlage an den Oberpräſidenten machte; darauf erfolgte der Beſcheid, daß der Prinz von Preußen, der die Ruine erworben, auch die Allee kaufen wolle.

An Karl Buchner.

St. Goar, 8. Sept. 1843.

Theuerſter Freund!

Der gute Geſell — Emanuel — ſchnürt ſein Bündel — und verläßt das Thal der Gründel. — Mit Weh und Ach — begleiten wir ihn bis Bacharach; — dort mit Spruch und Reim — entlaſſen wir ihn nach Geiſenheim, — wo die Schwiegermutter — ihn hoffentlich ſtärkt mit entſprechendem Futter — und wo Adelaide — ihn begeiſtert zu neuem Liede. — Denn

er hat den St. Goarer Harm satt — und steuert recta via nach Darmstadt; — von Darmstadt aber zum alten Kerner —

Und so ferner!

Nehmen Sie den guten Sänger (wie ihn Andersen ohnlängst in einem Briefe an mich nannte) freundlich auf, und lassen Sie sich Neues und Neuestes aus St. Goar von ihm erzählen. Er ist eine wackere, tüchtige Natur, die Ihnen zusagen wird, und deren wildes Feuer, so Gott will, in ein paar Jahren verflackert ist. Wo der Stamm gut ist, da kann man allerlei kleine Auswüchse schon verzeihen. Die Zeit nimmt sie meist von selber weg.

Und nun — nach also vor sich gegangener Introduction Emanuelis des Poeten — meinen allerherzlichsten Dank für Ihren letzten lieben Brief.

Mein Cyklus „Patriotische Phantasien" (im Morgenblatt steht noch „Träume von einer deutschen Flotte" — mit der Flotte fing ich aber nur an, und der Kreis erweiterte sich unmerklich so, daß ich es schon wagen mußte, Möser'n einen Titel zu stehlen), hat in den letzten Wochen, allzu häufiger Besuche wegen, gestockt, doch sind wenigstens ein paar Dutzend fertig, und wenn ich, wie ich hoffe, jetzt etwas Ruhe kriege, so denk' ich doch in 1 bis 2 Monaten das halbe Hundert fertig zu machen, und werde es dann noch diesen Herbst in einem besondern Heft erscheinen lassen. Das Grimm-Gedicht und einiges andere Verwandte soll dann gleich angehängt werden. Allerschönsten Dank für Ihre Notizen über Jordan. Doch — ich muß schließen. Emanuel nimmt schon vorn im Zimmer den Henkerskaffee ein, und der Dämpfer, auf dem ich ihn bis Bacharach begleite, ist schon in Sicht. Drum Ade, Ade, Ade!

* * *

Zwischen dem S. 63 mitgeteilten Brief an Emanuel Geibel vom 4. April und dem nun folgenden liegt der heitere Poetensommer 1843, dessen Geibel in der Gesellschaft des Freiligrath'schen Ehepaares und der Familie Heuberger von Herzen froh ward. Mit dem Herbste zog Geibel wieder von dannen, mit allerlei Aufenthalten, um zunächst nach Stuttgart zu gehen. Er sprach ein bei Adelheid von Stolterfoth in Geisenheim, bei Karl Buchner in Darmstadt, bei Justinus Kerner in Weinsberg, ohne dem Freund in St. Goar auch nur ein Wort des Berichtes zugehen zu lassen. Da erließ denn Freiligrath ein überaus ergötzliches Mahnschreiben, zwei ineinander geheftete Quartbogen; das vorderste Blatt gleichsam Titelblatt; die folgenden 6 Seiten aber illustrirt durch eine Reihe eingeklebter Wein-Etiketten; der ganze Brief ein Beweis köstlichster übermütiger Laune.

Literae
gratulatoriae „illustratae.“

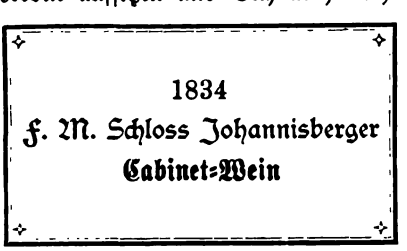
„Am Mittelrheine zu der Lurlei Füßen,
Wo bei den Heiden weiland Sankt Goar
Der erſte Chriſt und Salmenfänger war,
Da ſchwingt ſich auf ein feierliches Grüßen.“

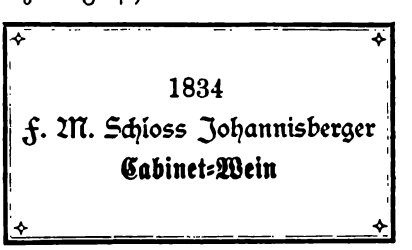
St. Goar, 16. Octobr. als am Tage
St. Galli 1843.

Lieber Emanuel!

Außer einem mündlichen Kuhpockenbulletin, welches Du die beſondere Gewogenheit hatteſt, mir durch den Studioſen Pf. zuzufertigen, bin ich ſeither ohne alle und jede Nachricht von Dir geblieben. Ich ſchließe daraus wohl am allerbeſten, daß es Dir wohl geht und Du Dich — wie ſtand das auch anders zu erwarten! — in Kerners herziger Häuslichkeit raſch und zu Deinem Frommen zurecht gefunden haſt. Mit der Zeit könnteſt Du das aber auch wohl ſelbſt einmal ſagen, und Einen dem bloßen Schließen und Vermuthen über Dich und Deine Zuſtände entheben. Auch eine Licenz (in dieſem Falle die Dir verliehene der Correſpondenzfaulheit) ſoll man nicht mißbrauchen.

Die Hauptveranlaſſung zu dieſen Zeilen iſt Dein übermorgiger Geburtstag, zu dem wir alle Dir von Herzen Glück wünſchen! Meine Frau legt einen ſelbſtgehäkelten Geldbeutel, die Schnur eine anderweitige, mit der Hand gearbeitete Bagatelle bei; ich aber in meiner Eigenſchaft als Strick binde Dich ſolenniter mit gegenwärtiger Flaſche Liſztiſchen Champagners an, die bei aller Vortrefflichkeit die ſonderbare Eigenthümlichkeit beſitzt, daß Du Dir weder einen Glanz noch einen Strich auf ihrem Boden holen wirſt; ich kann alſo ohne Furcht, daß Du des Guten vielleicht zuviel thuſt und mit Theobald Händel anfängſt, meiner Generoſität die Krone aufſetzen und Dich auch noch mit zwei Flaſchen





regaliren. Mehr aber wird nichts gereicht. Ihr Strolche werdet ohnehin ſchon zu viel Clevner und Riesling vertilgen, und inſonderheit übermorgen, kann ich mir denken, wird es weder an Flaſchen noch an Zöpfen fehlen.

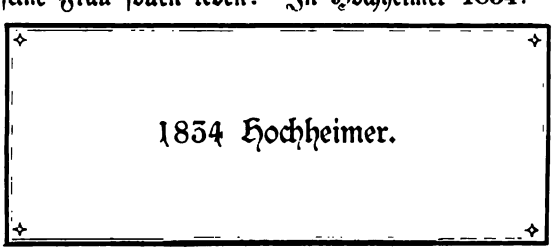
Viel zugetragen hat ſich hier ſeit Deinem Fortgehen eben nicht. Am 9. Septbr. beſchloß ich mit meiner Frau eine Tags darauf anzutretende kleine Tour nach Rolandseck und dem Siebengebirge. Am 10. früh brachte mir der Poſtbote einen Brief von Häring, an Dich adreſſirt, jedoch mit dem Beiſatz auf der Adreſſe: „im Fall der Abweſenheit des Herrn. Dr. Geibel von Hrn. Freiligrath zu eröffnen.“ That's und fand die Nachricht, daß Häring ſammt Frau ſelbigen Tags nach Cöln dampfen wollten und uns gern auf der Brücke begrüßen möchten. Fuhren alſo zuſammen, und beſtimmten Härings, Abend und Nacht auch in Rolandseck zu zubringen. Vergnügten Abend verlebt. Sehr bedauert, daß der Ghibelline nicht dabei war. — NB. Hab' ihm doch noch eine Flaſche Rolandsecker Ausbruch für den Geburtstag mitgebracht. Nun aber auch keinen Tropfen mehr! Wirklicher Ausverkauf!

Sonſt noch allerlei Beſuch gehabt, unter anderen eine aus Italien heimkehrende Stettiner Familie, deren hübſche, ſelbſt im Muſenwerk nicht talentlos dilettirende Töchter mir einen mächtigen, an Ort und Stelle gebrochenen Lorbeerzweig aus dem Garten Pitti mitbrachten.

Von Briefen und Packeten nichts für Dich angekommen, als ein Exemplar Deiner Gedichte und das beiliegende Kreuzband von Goedeke. Daß ich letzteres geöffnet (es war ja kein Brief), wirſt Du meiner Neugier, die einen Dich betreffenden Aushängebogen von Goedeke's Buche witterte, freundlich vergeben. Der Landrath läßt die Biographie jetzt im Kreisblatt drucken, wie er früher auch Schückings Aufſatz über Dich der Allg. Zeitung für das Kreisblatt entnahm.

Aber, zum Teufel, Eine Flaſche müſſen wir doch noch leeren! Der alte Kerner und ſeine Frau ſollen leben! In Hochheimer 1834!

Und nun: Liebeſter



Emanuel!

„Prinzessin Eugenie die edle Dame" ist seit acht Tagen bei uns und wird noch acht Tage weiter hier bleiben. Sie ist ein gutes frommes Kind, und wenn sie allein ist, so singt sie aus dem Gesangbuche:

Liebster Immanuel, Du Licht der Frommen,
Du meiner Seele Trost, ach komm' nur bald,
Du Friedefürst hast mir das Herz genommen,
Das ganz in Liebe Dir entgegenwallt.

Ueberhaupt glaub' ich, daß die St. Goarer Mägdelein noch viel an Dich denken. Wo ihrer zwei oder drei zusammen sind, da ist es gewiß 5 mal unter 10 mal in Deinem Namen, und da bist Du mitten unter ihnen. — Liebes Geburtstagskind, Du vergibst mir doch die schlechte Anwendung der Bibel? —

Heut ist der Tag des heil. Gallus. Dabei fällt mir ein, daß Levinus und Gallina seit dem 6. hujus ein Paar und jetzt in Augsburg sind. Werden's Dir wohl auch geschrieben haben. Möge es Ihnen wohl ergehen!

Habe allerlei gemacht seither, und lege ein sauberes Zopflied zur Ergötzung bei.

Grüße die guten Kerners alle, alle auf's Herzlichste von mir und uns. Auch die verehrte Frau von Suckow. Ihr, wie Vater Justinus, schreib' ich nächstens! Gott mit Dir! Laß' von Dir hören! Dein alter

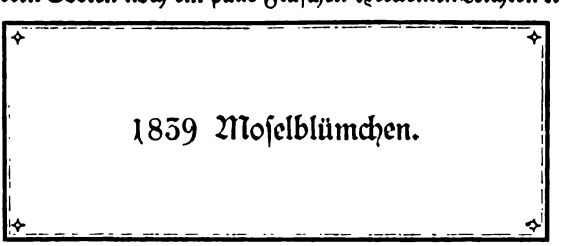
Freiligrath.

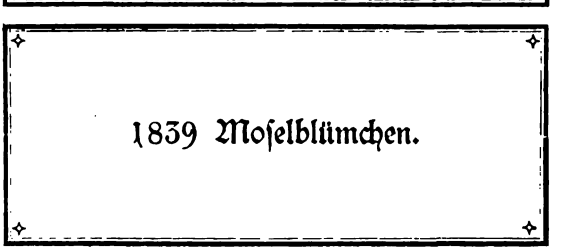
* * *

P. S.

Liebster!

Der Brief war fertig, als mir einfiel, man könne doch eigentlich des Guten nie zu viel thun. Besonders an einem Geburtstage. Wollen also zur Abkühlung auf all die starken Sorten noch ein paar Flaschen excellenten Leichten trinken. Also:





Aber nun auch Basta, sonst gibt's richtig einen Haarbeutel!

Der leichteren Verpackung des Flaschenkellers wegen (auch Geldbeutel und Buchzeichen würden sich einem simpeln Briefe schlecht beilegen lassen) schick' ich Dir die ganze Geschichte auch noch im Geleit des oben erwähnten Exemplars Deiner Gedichte. Von Deinen Cigarren hab' ich zwei in Rauch aufgehen lassen seither.

Noch einmal

und allemal

Dein Fth.

NB. Das Geldstück im Beutel darfst Du nie ausgeben. Du bist dann immer bei Kasse, trägst auch immer das Bildniß unseres Bonifacii im Sack nach.

Folgt ein Zeitungsausschnitt:

Schriftsteller auf Reisen. Auf einem und demselben Dampfboote von Köln nach Düsseldorf befanden sich vor ein paar Wochen Saphir, Freiligrath, Walesrode und Levin Schücking. — Saphir war sehr verstimmt, sehr wortkarg, er schien auch körperlich leidend. Desto aufgeweckter war dagegen Walesrode, der immerwährend einen Zuhörerkreis um sich versammelt hatte, den er mit wohlklingendem Organ und gutgesetzter Rede unterhielt. Freiligrath hielt in der rechten Hand eine Flasche Rheinwein, in der linken einen grünen Römer. Vor jedem Glase schüttete er einen Tropfen über Bord in des Stromes grünliche Flut, verharrte schweigsam und blickte oft träumerisch nach den Bergen und Schlössern am Ufer, bis „die Augen ihm thäten sinken." Schücking kam fast nie aufs Verdeck, sondern hielt sich fortwährend in der Restauration oder vielmehr in der Küche auf. Er schien mit Eifer und Beobachtungsgabe die Zubereitung der Speisen zu studiren. Alle vier geistreichen Männer waren stets isolirt, nur einmal sah man sie in einer Gruppe beisammen stehen und eine Schaar Gänse betrachten, die mit großem Geschrei in einem Dorfe aufflog und sich in den Rhein stürzte. Vielleicht fürchteten diese für ihre Federn. Es war übrigens so, als fühlte sich jeder der gedachten Schriftsteller durch den andern genirt.

Was sagst Du zu diesem saubern Stuck literarischer Verlogenheit?

* * *

An Karl Buchner.

St. Goar, 23. Okt. 1843.

Ihre letzten Nachrichten hatten wirklich lange auf sich warten lassen, und wären sie nicht endlich am 11. Oct. Morgens eingetroffen, so würden Sie ohne Fehl am 12. Mittags ein Briefchen von mir erhalten haben. Nicht, um zu mahnen, sondern um freundlich anzufragen, ob vielleicht Krankheit, viele Arbeit oder Ausbleiben des Ghibellinen Veranlassung Ihres langen Schweigens wären. Nun ist es keines von Allem, sondern eben Nichts, als die liebe Faulheit gewesen, was uns so lange zappeln ließ. Diese Faulheit

aber, ſchlage ich unbedenklich vor, iſt nicht ſowohl (nach dem von der jenſeitigen Geſchätzten angeführten Sprüchworte: „Böſes Beiſpiel verdirbt gute Sitten“) ein Reſultat unſerer früheren Schweigſamkeit geweſen, als vielmehr der Anweſenheit Immanuelis des Friedefürſten in Ihrem Hauſe beizumeſſen. Ein größerer Faullenzer, wie der, iſt mir in meiner correſpondenzlichen Praxis (mich ſelbſt natürlich ausgenommen) noch nicht vorgekommen, und ich finde es ganz begreiflich, daß ſeine temporäre Nähe Sie inficirt hatte. Denken Sie, der Menſch hat uns am 8. Sept. verlaſſen, und bis jetzt auch nicht die blaſſe — wollt' ich ſagen: das blaſſe Inſekt von ſich hören laſſen. Das nenn' ich wirklich ſtarken Tabak! Laſſen Sie uns deſto fleißiger ſein, und antworten Sie, damit wir wieder in Gang kommen, diesmal raſcher. Wir Faullenzer von St. Goar verſprechen dann auch Beſſerung, und wollen den Winter hindurch keinerlei Art von Sommerlicenz geltend machen. Es wird jetzt mit jedem Tage ruhiger und ſtiller, und das kommt dem Schreiben natürlich zu Gute. Das Reiſejahr liegt in den letzten Zügen, und läßt nur noch alle zwei bis drei Tage ein gelindes Zucken verſpüren. Bald wird es ganz verendet haben.

Meine Sonette hab' ich, wie Sie vermuthen, fortgeſetzt, doch ſind ihrer noch nicht genug, um ſie als beſonderes Büchlein zu ediren. Ich ſchaffe jedoch in der Stille weiter, und habe auch ſchon daran gedacht, wieder einmal eine Handvoll im Morgenblatt auszuſchleudern.

Leider werd' ich nicht Alles, was ich habe, veröffentlichen können. Es müßte wenigſtens nicht mit rechten Dingen zugehen, wenn die Cenſur ein Ding, wie das beifolgende z. B., durchließe.

O, drückt' auch uns nur landlos ein Johann!
u. ſ. w.

Ein Paradoxon, und deßhalb auch nur halb wahr. Aber doch iſt was dran! Ein Tyrann oder ein Kind (cf. die jüngſten Ereigniſſe in Griechenland) — damit kommt man am eheſten zu Streiche.

Ich habe kürzlich auch allerlei Neues zu alten Singweiſen gemacht. Mein Zopflied in der Cölniſchen Zeitung vom 12. Oct. hat, wie mir Briefe melden, am Niederrhein und in Weſtphalen Glück gemacht, und wird ſchon vielfach geſungen. Der Neubau des Königsſtuhls bei Rhenſe hat mich auch zu einigen Strophen veranlaßt, die ich heut' an Du Mont ſchickte, jedoch nicht recht weiß, ob er ſie nehmen wird. Sollte es nicht geſchehen, ſo ſtehen ſie hier. Sie dürfen ſie aber eigentlich weniger leſen, als vielmehr nach der angegebenen Melodie durch die Zähne brummen.

Der Königsstuhl bei Rhense.

(Weise: In des Waldes düstern Gründen.)

Neu gebaut beim alten Rhense
Steht der Wahlstuhl wiederum,
u. s. w.

Aber, claudite jam rivos! Wenn ich fortfahre, zu schwatzen und abzuschreiben, so komm' ich auch mit diesem Briefe nicht zu Stuhle. Drum für heute Lebewohl!

* * *

An Levin Schücking.

[St. Goar, Ende October 1843.]

Liebster Kleucker!

Es grenzt freilich an Verworfenheit, einen jungen Ehemann schon in der dritten Woche seines Honeymoon's mit Wischen zu behelligen; da mir indessen die Beilage mit dringender Bitte um baldige Beförderung soeben zugestellt worden ist, so hoffe ich auf Entschuldigung zählen zu dürfen. Zuerst also Dir und Deiner Gemahlin die herzlichsten Glückwünsche von mir und meiner Frau! Es war ein gescheuter Einfall von Euch, noch vor dem Winter voran zu machen; der Teufel hole das Warten, oder: Warte wer warten kann! citirt Freiligraths Ferdinand sich selbst, d. h. seine Uebersetzung eines Longfellow'schen Gedichts. Du bist aber ein Strolch; uns Deine Hochzeit einen Tag zu früh haben feiern zu lassen. Was ist das für eine heidnische Bräutigamsconfusion!

Ging also Freitag 6. hujus Nachmittags 4 Uhr einsam spazieren, nachdem ich mir vorher Dir zu Ehren den grünen Salzburger sammt güldener Troddel auf's Haupt gestülpt hatte. Sah drin aus, als wär' ich selbst wieder ein Hochzeiter. Wunderschöner stiller Herbstnachmittag. Lange im Wald auf moosigem Hügel gelegen; still an Euch gedacht; Segen gesprochen; Miltons barbarisch schöne Ode „on Christ's nativity" gelesen; stillvergnügt nach Haus gegangen; Ida Punsch gemacht; extra Punsch; angestoßen; leben gelassen; getrunken.

Also hab' ich in der Meinung, Deinen Hochzeitstag zu feiern, Deinen Polterabend begangen, o Levin! Hol' aber der Teufel solch herbstliche Waldliegerei mit Ossian'scher Scenerie. Denn andern Tags hatt' ich ein geschwollen Gesicht sammt tic douloureux und hab' mich zwei Wochen damit herumtragen müssen. Alles Dir zu Ehren!

Nun aber nochmals: tausend, tausend Glück! Recht aus vollem Herzen! Mög' es Euch wohl ergehen, und laß' mich hören, daß Du vergnügt und glücklich und zufrieden bist!

Der Ghibelline wird wohl noch in Weinsberg ſein, wo Du ihn auf Deiner Hochzeitsreiſe wahrſcheinlich geſehen haſt. Der Faullenzer hat noch keine geſchriebene Sylbe von ſich ſehen laſſen, doch bin ich ſo großmüthig geweſen, ihm zum Tage ſeiner Menſchwerdung (den 18. Oktbr.) einen Gratulationsbrief nach Weinsberg auf den Hals zu ſchicken. Was iſt das für ein Geſchwätz über unſere Fahrt mit Saphir, Walesrode ꝛc. ꝛc. im Herloßſohn'ſchen Morgenſtern? Sataniſche Verlogenheit! cf. Die Berichtigung der Flegelei in der Joſephina vom 6. Oktober.

Beſagte Joſephina hat kürzlich ein Zopflied von mir gebracht, das am Niederrhein und in Weſtphalen mit ungemeinem Beifall aufgenommen worden iſt. In den nächſten Tagen wird ſie auch ein Lied auf den neugebauten Königsſtuhl bei Rhenſe von mir auftiſchen, n. b. wenn ſie's nicht refüſirt. Bin überhaupt fleißig geweſen ſeither.

* * *

An Heinrich Künzel.

St. Goar, 1. Nov. 1843.

Deine verſchiedenen Mittheilungen über Dich ſelbſt und Euer Darmſtädter Leben überhaupt haben mich vielfach intereſſirt. Das wichtigſte Ereigniß, das ſich in der Zwiſchenzeit bei Euch zugetragen hat, iſt wohl die Verheirathung Schückings mit der Gallina geweſen. Wenigſtens wird es nicht an den verſchiedenſten Anſichten über dies Faktum gefehlt haben. Doch, mein' ich, können die Leutchen zu allem Gerede lachen, wenn ſie ſich ſonſt nur glücklich fühlen. Und das ſcheint mir durchaus der Fall zu ſein! Ein Brief Levins aus Augsburg, der in dieſem Augenblicke bei mir eintrifft, ſpricht ſich auf's Glücklichſte und Zufriedenſte über ſeine neue Lage aus.

Hat Dich denn auch Emanuel Geibel bei ſeiner neulichen Anweſenheit in Darmſtadt beſucht? Wir haben einen angenehmen Sommer in ſeiner Geſellſchaft verlebt, und werden den Vagabunden, der eben jetzt zu Stuttgart weilt, gern kehren ſehen, wenn er im Dezember zur Aufführung des Roderich nach Darmſtadt geht und von dort aus, ſeinem Verſprechen gemäß, auch einen Abſtecher nach St. Goar macht.

Der Sommer iſt uns überhaupt mehr als bewegt dahingegangen; eine lebendigere Zeit iſt mir ſelten durch die Stuben gelaufen. Anderſen, Juſt. Kerner, Saphir, Hoffmann v. Fallersleben, Wilibald Alexis, Kanzler v. Müller, Berthold Auerbach, Wilh. Smets, Ferd. Hiller, Theodor v. Kobbe, Kinkel, La Roche der Schauſpieler, Frau v. Ploennies, Dräxler-Manfred, die Howitts — das ſind, außer Schücking und Geibel, ungefähr die bedeutendſten Namen, der minder bedeutenden Menge aber war Legion. Auch Engländer und Amerikaner waren in Fülle da.

An meine Ueberſetzung der Hemans lege ich jetzt endlich die letzte Hand, und werde ſie wohl bis Oſtern druckfertig haben. Sonſt hat mich von engliſchen Poeten neuerer Zeit Tennyſon fort und fort noch gefeſſelt, und ich überſetze ab und zu noch Manches von ihm. Sollte das Morgenblatt demnächſt ſein größeres Gedicht Locksley Hall von mir bringen, ſo laß' die Ueberſetzung Deiner Aufmerkſamkeit empfohlen ſein. Von eigenen Arbeiten bin ich zumeiſt mit einem Cyklus patriotiſcher Sonette beſchäftigt, von denen Du vielleicht einzelne Proben im Morgenblatt und in der Cölner Zeitung ſchon geleſen haſt. Wie haben Dir mein Zopflied und mein Rhenſer Königsſtuhl gefallen? Letzteres hat prüden Leuten Anſtoß gegeben. Und doch war die, allerdings etwas burſchikoſe, Pointe ganz unſchuldig. Zu Stuhle kommen in der figürlichen Bedeutung von fertig werden, etwas zu Stande bringen, iſt ja gäng und gäbe!

Wie es ein Nachtwächter zum Hofrath bringen kann, das hat ja Dingelſtedt glänzend bewieſen.

Die Wormſer Loge: — o ich Faullenzer!

* * *

An Hofrath Riemer in Weimar.

Nach Ueberſendung eingekochter Preißelbeeren.

(Spätjahr 1843.)

Als zuerſt in alten Tagen
Mich erfriſcht Homeros' Bronn,
Täglich hab' ich aufgeſchlagen,
Täglich, Riemer's Lexikon.

Breit wie Wörterbücher pflegen,
Breit und ehrbar ſtand es da;
Hieß, beliebter Kürze wegen,
Nur „der Riemer" fern und nah.

Alles wechſelt mit den Zeiten! —
Jenen „Riemer", hochgeehrt,
Gab ich auf für einen zweiten,
Der mich andre Dinge lehrt!

Nicht bei Büchern zwar und Schriften
Führt er, Jenem gleich, das Wort:
Unter Speiſekammer-Düften
Ehrbar ſteht er auf dem Bord.

Neben Wein und Wildpretziemer
Pflanzt' er feierlich ſich hin;
Eigentlich iſt's auch kein Riemer,
Sondern eine Riemerin.

Sei's! Ist Beiden doch zu trauen!
Willig nach des Tages Lauf
Sag' ich meiner lieben Frauen:
„Idchen, schlag' den Riemer auf!"

Und sie thut's! Da strömt Vokabel
Auf Vokabel rasch heran;
Faßlich, traun, für jeden Schnabel,
Der sich halb nur rühren kann.

Zwar nach Griechenlands Gefilden
Führt ein solch Studiren nicht:
Näher liegen ja die wilden
Berghöh'n, draus die Ilme bricht!

Dorten läßt sich trefflich weiden!
Unter Wipfeln und Gerank
Buchstabiren wir mit Freuden
Und von Herzen: Habet Dank!

Habet Dank und laßt Euch sagen:
Nahet bald des Rheines Höh'n!
Daß wir Riemer'n nachgeschlagen,
Mög' es lachend Riemer seh'n!

* * *

In den Kreis der Freunde, mit welchen Freiligrath Briefe wechselte, tritt in jener Zeit auch Dr. Lorenz Diefenbach, welcher damals, als wissenschaftlicher und schöngeistiger Schriftsteller überaus thätig, zu Steinheim bei Hanau wohnte. Diefenbach, früher schon als Mitarbeiter am Rhein. Jahrbuch unserem Freunde nahe getreten, hatte Freiligrath um Material zu einem biographischen Aufsatz gebeten, dieser vertröstete auf eine persönliche Zusammenkunft in Frankfurt, wo in jenem Winter 1843—44 der Maler Ernst Becker aus Dresden — derselbe ging 1847 nach London und starb dort durch Selbstmord — Freiligrath in Öl porträtierte; das Bild scheint nicht vollendet worden zu sein, ist jedenfalls weder im Besitze der Familie noch sonst nachweisbar. Durch ein Mißverständnis ward die Hoffnung einer Zusammenkunft mit Diefenbach zunichte, und schließlich bittet Freiligrath den Freund, jene Biographie noch hinauszuschieben, bis er die große Wandelung zum politischen Dichter völlig hinter sich habe.

* * *

An Lorenz Diefenbach.

St. Goar, 7. Nov. 1843.

Ich habe Dich dringend und herzlich um Verzeihung zu bitten, daß ich Deinen freundlichen Brief vom 20. August erst heute beantworte. Mein

Leben in den letzten Monaten ist ein so bewegtes, leider auch von Sorgen verschiedener Art so vielfach gedrücktes gewesen (um so mehr, als man äußerlich gleichmüthig und heiter sich zu geriren hat), daß Zeit und Stimmung zu einem Briefe, wie ich ihn Dir gern geschrieben hätte, sich immer nicht finden wollten. Auch heute wird es nur Weniges und Flüchtiges sein, was ich Dir auf all das Liebe und Herzige Deines Blättchens erwidern kann. Der trübe Novemberhimmel liegt mir wie Blei auf der Seele — „my soul is dark."

Vor allem laß' mich Dir die ernstliche und wahrhaftige Versicherung geben, daß Dein Andenken bei mir keineswegs „schon einer abgethanen Vergangenheit angehört", daß im Gegentheil Dein Bild, auch wenn ich schweige, frisch und lebendig mir in der Seele fortlebt; daß ich das, was ich gedruckt von Dir besitze, und ab und zu neu in den Blättern finde, mit dem theilnehmenden Interesse liebevoller Freundschaft fort und fort gern betrachte und mich seiner freue, und daß ich endlich dem jüngsten Gange Deiner Schickungen, wie ich ihn durch Dich selbst und durch Frankfurter Freunde erfahren habe, mit treuem, stetem Auge gefolgt bin. Darauf kannst Du überhaupt bei mir rechnen: wo ich mich einmal, auf den Grund geistigen Erkennens und gemüthlichen Verständnisses, als Freund gegeben und angeschlossen habe, da halte ich aus für's Leben! Eine gelegentliche Correspondenzträgheit müssen mir meine Freunde allerdings nachsehen; und sie können's auch, mein' ich, denn es wäre schlimm, wenn Briefe den einzigen Gradmesser der Freundschaft abgeben sollten. Also: auf alt-neue Freund- und Brüderschaft den herzlichsten Handdruck!

Es freut mich aufrichtig, daß L. grade Dich zu meinem Biographen und Kritiker für seine „Zeitgenossen" gewählt hat; ich hätte mir's in keiner Hinsicht besser wünschen können. Gern steht Dir Alles für Deine Arbeit zu Diensten, was ich Dir irgend für dieselbe Neues und Nützliches geben kann: aber — kann's nicht mündlich eben so gut geschehen, wie schriftlich? Ich gestehe offen, daß ich, unfertig wie ich bin, immer noch eine Art Widerwillen vor Allem habe, was auch nur entfernt an Selbstbiographie erinnert. Alles, was ich im Leben und Literatur durchgemacht, ist mir noch zu neu, als daß es mir nicht unbehaglich sein sollte, mit der Feder in der Hand darüber zu sinnen, und es niederzuschreiben. Mündlich, im heiteren, hin und wider spielenden Gespräch macht sich das leichter und ungezwungener und ich denke es mir ganz traulich, eines grauen, stürmischen November- oder Dezembertags neben Dir zu sitzen, und unter den Wolkengebilden einer ächten Havannahcigarre die Vergangenheit zu beschwören. Auch reales Material, die ersten Entwürfe älterer Gedichte, Briefe rathender Gönner und

Freunde (Chamiſſo, Schwab, Immermann, Uhland, Brentano u. ſ. w.) dürften bei einer ſolchen Sitzung nicht mangeln. Ich würde es überhaupt an Nichts fehlen laſſen, um ſie in alle Wege zu einer erſprießlichen und für Deine Zwecke förderlichen zu machen. Ich gehe nun, um durch Becker (den Portrait- nicht den Genrebecker) ein ſchon vor zwei Jahren begonnenes Oelbild von mir vollenden zu laſſen, in kurzer Zeit auf einige Tage nach Frankfurt und könnte bei dieſer Gelegenheit leicht den kleinen Abſtecher zu Dir hinüber machen, um, wie Becker für ſein Oel-, ſo auch Dir noch für Dein Dintenbild zu ſitzen. Iſt Dir das recht? Komm' ich überhaupt nach allem Faullenzen nicht zu ſpät? Haſt Du vielleicht, ohne meine Antwort abzuwarten, ſchon den Artikel abgefaßt? Oder, ungeduldig, ihn ganz und gar abgelehnt? Auf alles das möchte ich gern Beſcheid haben, und bitte Dich dringend, mich wo möglich umgehend mit zwei Worten au fait zu ſetzen.

Es iſt das allerdings von mir Faullenzer eine naive Bitte — Du biſt aber viel zu gut, als daß Du ſie anders als mit lächelnder (oder auch lachender — deſto beſſer!) Gewährung aufnehmen ſollteſt. Laß' mich nicht vergebens hoffen!

Wenn Du mich wirklich noch portraitirſt, ſo bitt' ich nur um zweierlei: 1) Stell' mich nicht, wie ſo viele Kritiker, als ein pſychologiſches Meerwunder hin, und 2) halt' immer feſt, daß ich noch nicht fertig bin, noch nicht abgeſchloſſen habe.

* * *

An Adelheid von Stolterfoth.

St. Goar, 11. November 1843.

Liebe verehrte Freundin!

— Es freut mich recht, daß Geibels Perſönlichkeit Ihnen zugeſagt hat. Ich habe ſeit ſeiner Abreiſe bis jetzt nur Einen Brief von ihm erhalten, in dem er ſeines Beſuches bei Ihnen mit den freundlichſten Worten gedenkt. Er iſt jetzt ſchon ſeit längerer Zeit von Kerner fort, in Stuttgart, wo er bis zum December bleiben und alsdann nach Darmſtadt gehen wird, um daſelbſt der Aufführung ſeines „Roderich" beizuwohnen. In Weinsberg hat er noch Levin und Louiſe als junges Ehepaar geſehen, die auf ihrer Reiſe nach Augsburg auf ein paar Tage bei Kerner's zuſprachen. Levin hat mir nach der Hochzeit einmal geſchrieben und ſcheint ſich als junger Ehemann und als Mitarbeiter an den Cotta'ſchen Inſtituten recht glücklich zu fühlen. Wenn die Politik ſeiner Poeſie nur keinen Eintrag thut! Kennen Sie bereits ſeinen eben erſchienenen ſchönen Roman „Ein Schloß am Meer?" Laſſen Sie ſich, da wir eben von neuer Literatur reden, doch auch Berthold

Auerbachs ganz vortreffliche „Schwarzwälder Dorfgeschichten" empfohlen sein. Ich bin ganz entzückt von dem Buche, und wenn ich der Schwarzwald wäre, so brächt' ich seinem Verfasser ein rauschendes Tannenständchen dafür.

Die Muse ist mir in der letzten Zeit ziemlich hold gewesen, und ich habe manches vor mich gebracht. Meist allerlei Humoristisches, wovon ich Ihnen anliegende kleine Probe zu freundlicher Aufnahme empfehle. Anderes theile ich Ihnen, wenn Sie erlauben, später vielleicht mündlich mit.

Für Ihren warmen, freundschaftlichen Antheil an meiner Zukunft den innigsten und gefühltesten Dank! Ich möchte wohl, daß es sich bald auf die eine oder andere Weise mit mir machte, das Unzulängliche und Ungewisse meiner jetzigen Situation drückt mich trotz meines angeborenen leichten Sinnes (für den ich dem lieben Gott nicht genug danken kann) wirklich zuweilen sehr. Ob es aber in Wiesbaden wird geschehen können? Eine Anecdote, die Ihnen meine Frau erzählen wird, mag Ihnen beweisen, daß ich in der nächsten Umgebung des Herzogs als „fürchterlicher Liberaler" verschrien bin. Da möchte es denn doch schwer fallen. Ihre freundliche Andeutung wegen der Behandlung eines Stoffes aus der Geschichte des Hauses Nassau nehme ich dankbar (und gewiß ohne alle und jede Mißdeutung!) entgegen, nur ist es mir nicht wohl möglich, mich eben für den nachmaligen Kaiser Adolph von Nassau zu begeistern. Persönliche Tapferkeit ist so ziemlich das Einzige, was man dem nachrühmen kann; im übrigen war er ein unwürdiger, in der Reihe der deutschen Kaiser schmachbeladen dastehender Fürst, der des Liedes nicht werth ist. Schade, daß ich die Nassau'sche Specialgeschichte zu wenig kenne, als daß ich mich nach einem andern, mir mehr zusagenden Stoffe umsehen könnte.

* * *

Frau Ida schreibt gleichzeitig an Adelheid von Stolterfoth: „Eine Bekannte von uns, Frau v. S., brauchte bis jetzt in Bingen die Traubenkur; dort lernte sie auch einen Herrn Marx kennen, der früher an der Rheinischen Zeitung Mitredacteur war, also ein furioser Radicaler. Der sagte zu ihr, als er hörte, daß sie uns besuchen wolle: Was, zu Freiligrath wollen Sie gehen? Wissen Sie auch, daß der ein Feind Herweghs und der Freiheit ist? Kurz darauf spricht sie den Hofmarschall des Herzogs von Nassau; der sagt ihr: Was, Sie wollen zu Freiligrath gehen? Wissen Sie auch, daß der ein wüthender Liberaler ist? So verschieden lautet das Urtheil der Menschen."

An Karl Buchner.

St. Goar, 4. Dec. als am Tage Barbarae [1843].

Seit einem halben Monat ungefähr bin ich dermaßen am Schanzen,

daß ich mich, wie Arioſt, manchmal ſelbſt in die Waden (keine Renommage!) kneipe, um zu fühlen, daß ich wirklich Ich bin, und in ſelbſteigener Perſon ſolche Dinge vollbringe. Ich ſchreibe nun zwar keinen Orlando furioso, doch aber hab' ich mich, aus verſchiedenen Gründen, einmal furios und recht im Ernſt über die Hemans gemacht, an der ich ſeit lange nur ſpielend und ab und zu gearbeitet hatte. Ich muß mir die Perſon vom Halſe ſchaffen, einmal um deſto freier an etwas Eigenes, Größeres gehen zu können, und dann auch, um zum nächſten Sommer zu Süß- und Salzwaſſerkuren die erforderlichen Moneten zu erſchwingen. Ich habe geſtern mit Cotta über das Buch contrahirt, kriege für den ſplendid gedruckten Bogen 4 Louisd'or und werde demnach, da die Sammlung ihre 20—25 Bogen ſtark werden wird, an die 800—1000 Gulden dafür herausſchlagen. So ſchlug Moſes Waſſer aus dem Felſen. Der Fels iſt aber nicht die Hemans, ſondern Cotta.

Ich arbeite nun tüchtig, und nicht bloß des leidigen Mammons willen, ſondern recht mit Luſt und Liebe drauf los, und muß mich recht wundern, wie mir die Geſchichte ſchnurrt. Die Hauptlaſt werde ich bis Neujahr beſeitigt haben, und Nebenſächliches: Anordnung des Geſammtmaterials u. ſ. w. mit Muße bis Oſtern beſorgen können. Neben dieſer Arbeit hab' ich ſeit 14 Tagen auch noch täglich Correcturen zu machen und zu expediren gehabt. Meine ſiebente Auflage ſoll nämlich noch vor Weihnachten in's Publikum, und da ſchickt mir dann die Cotta'ſche Buchdruckerei täglich Kreuzbänder. Von allen Cotta'ſchen Miniaturausgaben erleben meine Gedichte zuerſt eine neue Auflage. Das freut mich doch.

Alles das erzähle ich Ihnen nur, um mich einigermaßen wegen meines abermaligen langen Schweigens zu entſchuldigen. Als ich Ihren letzten, lieben Brief empfing, ergötzte mich der Eingang deſſelben (über die „naive Art", mit welcher ich in meinem vorigen Briefe Sie der Schreibfaulheit bezichtigen wollte) um ſo mehr, als ich während des Leſens daran dachte, wie ich durch eine recht raſche Antwort jene Naivetät möglichſt rechtfertigen und mich im vollen Glanze, meiner Tugend bewußt, aber doch beſcheiden, vor Ihren ſtaunenden Augen entwickeln wollte. Ach, du lieber Gott, wie iſt das wieder ſo ganz anders gekommen, als ich's mir dachte. An ein Entwickeln iſt nicht mehr zu denken, ich kann mich nur zuwickeln, und leider nicht, wie Horaz, in meine Tugend, ſondern in mein Laſter, das aber doch eigentlich nicht ſowohl ein Laſter, als ein Naturfehler, eine von Ewigkeit prädeſtinirt geweſene ſchwere Schickung zu ſein ſcheint. Ich muß einmal drüber nachdenken, was es eigentlich für eine Bewandtniß damit hat. Unterdeſſen bis ich's heraus habe, bitte ich Sie angelegentlichſt um Verzeihung. Und die kriege ich auch, nichtwahr? Denn ich bin doch im Grunde ein

rechtſchaffener Kerl (Sans comparaison: Neulich wollte ein Mann aus dem Volke einen Thaler von mir pumpen, ſagend dabei: „Sie können's mir dreiſt vorſtrecken! Ich bin zwar dem Trunke ergeben, aber ein Mann von Ehr'!" — Hat den Thaler auch gekriegt, ſelbiger Trinker, Durchbringer und Holzhacker) — alſo, was ich ſagen wollte, ich bin, wenn auch ein wenig der Faulheit „ergeben," doch — gewiſſermaßen ein rechtſchaffener Kerl, und habe Sie ſo zu ſagen von Herzen lieb. Alſo bitte ich dringend und mit Grund, mir noch einmal ein weniges von Verzeihung vorſtrecken zu wollen.

Ich ſchwätze da ſo in Einem hin, als ob ich bei Ihnen ſäße und jezuweilen mit Ihnen anſtieße. Nun will ich mich aber zuſammennehmen, ſintemal ich doch nur einen Brief ſchreibe, und will ruhig fortfahren wie folgt:

Geibel hat mir denn doch endlich in den letzten Octobertagen herzlich und warm aus Stuttgart geſchrieben. 'S iſt auch ein guter Kerle in der Hauptſache, und da muß ein anderer guter Kerl wohl ſchon ein Auge zudrücken. Ich fürchte nur, er wird in Stuttgart wieder zu ſehr verhätſchelt, und in prinzeßlichen Salonſchnack hineingeritten. Uebrigens wird ihm Niemand, der es wahrhaft gut mit ihm meint, vor der Hand ſchon eine ſolche Wendung wünſchen. Es wäre ihm weit beſſer, wenn Leben und Kritik ihn einmal im Ernſt packten und ſchüttelten.

Ende Octobers war ich einige Tage in Cöln, wo Andree, nunmehriger Redacteur en chef der Joſephina, eben eintraf. Du Mont iſt ungeheuer drüber aus, die Zeitung auf den Strumpf zu bringen, und ich denke, daß es ihm gelingen wird, ſeine 9000 Abonnenten noch zu vermehren. Gutzkow's Feuilletons-Artikel koſten ihn viel Geld, gefallen aber allgemein und nützen dem Blatte ſehr. Allerlei Neues, Intereſſantes und Nützliches gehört zu Cöln, kann's aber unmöglich all zu Papier bringen, und muß es ſpäterem Geſchwätz vorbehalten. Der neue Cölner Cenſor iſt ein Auditeur Wenzel, und hatte am zweiten Tage ſeiner Scheerenführung die Zeitung mit meinem Königsſtuhl-Gedicht zu cenſiren, worin es heißt:

Fauler Wenzel, nimmer ſehnen
Wir uns heut' zu Dir zurück!

Die Geſchichte hat ungeheure Heiterkeit erregt, und auf Du Monts Comptoir heißt hinfüro der Cenſor nur der faule Wenzel.

* * *

Aus dem Schluſſe des Jahres 1843 iſt der erſte erhaltene Brief an Berthold Auerbach. Freiligrath gedenkt desſelben mehrfach bereits in der Unkeler Zeit. Von da an blieben Lyriker und Romandichter lebenslang durch einen, wenn auch zeitweiſe, doch niemals völlig unterbrochenen

Briefwechſel verbunden. „Ich wollte Ihnen," antwortet mir Berthold Auerbach auf meine Bitte um Mitteilung der Briefe, „ausführlich ſchreiben und mein ganzes Leben mit Freiligrath, das zu dem Sonnigſten und Erquickendſten meines Daſeins gehört, näher ſchildern. Aber ich komme jetzt nicht dazu und hoffe es nachzutragen, wenn ich noch meinen Lebensgang aufzeichnen kann. Auch hoffte ich, daß noch weit mehr Briefe ſich finden ließen. Beſonders einer wäre ſehr wichtig. Er enthielt das Gedicht über die Dorfgeſchichten in einzelnen Strophen und dazwiſchen erzählende Proſa, und zuletzt hieß es: Ich mache aus dem Ganzen ein Gedicht und laſſe es drucken. Bei den ſo traurigen Erfahrungen von konventioneller Verlogenheit und von Selbſtſucht ſteht der vollkommen wahrhaftige und hingebungsſtarke Verkehr mit Freiligrath wie ein Lichtbild mir in der Seele!"

„Ich ſehe, daß ich das viele Andere doch nicht jetzt zu Papier bringen kann, und will nur einen Moment aufzeichnen. Als nach dem Vorgange mit Herwegh Karl Heinzen den bekannten Brief an Freiligrath veröffentlichte, unterzeichnet „K. Heinzen, vormals Freund Freiligraths," reiſte ich ſofort zu dem Dichter nach St. Goar und kam gerade zu guter Stunde, um den Neuling in den Unbilden des öffentlichen politiſchen Lebens von der erfahrenen Gemeinheit zu befreien; denn ich glaube, es war ausgeführt, jedenfalls beabſichtigt worden, Freiligrath eine Katzenmuſik zu bringen. Und dieſe Gehäſſigkeiten griffen den im öffentlichen Leben noch wenig Abgehärteten ſehr an. Die Art, wie er mich willkommen hieß, und wie wir dann, uns aufrichtend, über die Berge gingen, werde ich nie vergeſſen. Seine ganze innige Seele, ſeine volle Freundſchaftskraft kam in jenen Tagen zu Wort; noch mehr aber zeigte ſie ſich im Händedruck und im ſtillen Zunicken."

Freiligrath ſandte dem Freund im November 1843 das ſoeben vollendete Gedicht „Dorfgeſchichten". B. Auerbach dankt dafür in einem uns vorliegenden tiefgemütvollen, für das Verſtändnis ſeiner Dichtungen höchſt bedeutſamen Briefe. Darauf erwidert Freiligrath:

Mein lieber alter Auerbach!

Eine Arbeit, die meine ganze Zeit in Anſpruch nahm, hat mich ſeither abgehalten, Dir Deinen lieben und herzigen Brief vom 25. November zu beantworten. Möge es denn endlich heute geſchehen, nicht zwar ſo ausführlich, wie Deine vielen und intereſſanten Mittheilungen es mir zur Pflicht machen, aber doch aus vollem warmem Herzen! Ich kann Dir gar nicht ſagen, wie Dein Brief mich erfreut hat! Ich bin nun einmal, trotz der menſchenfreſſeriſchen Gedichte einer abgethanen Periode, eine weiche Seele; als ich Deine Blätter geleſen hatte, ſtanden Thränen in meinen Augen. Ich war

ſo froh, ſo glücklich in dem Bewußtſein: da haſt Du einmal einem redlichen tüchtigen Kerl eine gute Stunde gemacht — haſt einen lichten warmen Strahl in eine Menſchenſeele hineingeworfen! — Laß' uns ſo in der Liebe an einander feſthalten, lieber Auerbach!

Warum ich Dir eigentlich heute ſchreibe, iſt Folgendes. Du ſprichſt von Deinem Weihnachtsbeſuche in Mainz, deuteſt aber durch ein „geht es" nur die Möglichkeit eines Abſtechers nach St. Goar an. Dieſe Möglichkeit möchte ich nun gern in eine Gewißheit, dieſes „geht es" in ein „es muß gehen" verwandeln. In der That, Lieber, es wär' eine Sünde, wollteſt Du nicht kommen! Sieh, wir haben Dich hier ſo lieb, möchten ſo gerne mit Dir von Nordſtetten, vom Ivo und vom Vevele ſchwatzen — gelt, Du machſt uns die Freude und ſteigſt eines nebligen Dezembermittags vor unſerer Hausthür aus dem Düſſeldorfer Dämpfer? Nachtquartier können wir Dir bei unſerer beſchränkten Einrichtung freilich nicht bieten, dagegen verſteht es ſich von ſelbſt, daß Du Dich in allen andern Dingen als unſern Gaſt betrachteſt. — Alſo nicht wahr: Du kommſt? Ich zähle ganz ſicher darauf, und unterlaſſe es drum auch, auf die Details Deines Briefes einzugehen. Wir wollen alles mündlich verhandeln und unſrer dabei in der Stille und Traulichkeit des Winters froher werden, als es in der Hatz und dem Geräuſch des Sommers möglich war.

Wir leſen jetzt die Dorfgeſchichten in einem wöchentlichen Leſekränzchen, das wir mit dem hieſigen Landrath und deſſen Töchtern allwinterlich flechten. Ich wollte, Du hätteſt vor etlichen Abenden die Thränen ſehen können, welche die Mädchen um das Vevele vergoſſen. Ihrem Vater iſt dagegen die Geſchichte vom Befehlerles ganz nütze geweſen.

Simrock, von dem ich vor einer Stunde die drei erſten Bände ſeines Heldenbuches zugeſchickt bekam, ſchreibt mir in ſeinem herzlichen Begleitbriefe unter Anderem: „Auf Auerbachs Dorfgeſchichten haſt Du mich durch Dein Gedicht ſehr begierig gemacht, und ich denke doch jetzt bei ihm eine Ausnahme von der Regel zu machen, die er einmal ſelbſt aufgeſtellt hat, daß ich nichts läſe, was nicht mindeſtens 600 Jahre alt wäre."

Vor einer Stunde iſt mir auch die erſte Strophe eines neuen Liedes eingefallen:

O glaubt nicht, ſie ruhe fortan bei den Todten,
O glaubt nicht, ſie meide fortan dies Geſchlecht!
— — — —
Die Freiheit, das Recht!

Ich will ſehen, was mir der liebe Gott heute dazu gibt.

18. Dezember [1843], am Geburtstage meines guten ſel. Vaters.

An Emanuel Geibel.

St. Goar, 25. Dezbr. 1843.

Die Weihnachten ſind mild und nebelig ins Land gekommen, lieber Emanuel, und ich wende gleich die erſte Feſttagsſtille dazu an, Dir nach langem Schweigen endlich Deinen Brief vom 23. Oktbr. zu beantworten. Du haſt mir und den Meinen viele Freude damit gemacht, und wir ſind Deiner Reiſe, wie Du ſie ausführlich und anmuthig beſchreibſt, mit Theilnahme und Wohlgefallen gefolgt. Späteres Erfreuliches über Dein Stuttgarter Treiben hat uns die Augsburgerin berichtet, und ich hoffe, daß Du ihre Mittheilung bald ſelbſt in einem neuen langen Briefe vervollſtändigen und bis auf die jüngſten Tage zurückführen wirſt.

Was ſoll ich Dir nun von unſerm Leben und meinem Schaffen erzählen? Jenes ſpinnt ſich, nach dem lauten und bewegten Sommer, um ſo ſtiller und einförmiger in den Wintermonaten ab. Wie Du weißt, ſind unſre geſelligen Bezüge zu den St. Goarer Autochthonen ſo gut wie null, und außer unſern wöchentlichen Leſeabenden mit Landraths ſind wir durchaus auf uns ſelbſt angewieſen.

Von meinen Arbeiten die letzte Zeit her läßt ſich raſch berichten. Hauptwerk iſt die Hemans geweſen und wird es auch wohl bis Oſtern bleiben. Es iſt doch eine Arbeit, die der Mühe lohnt. Ich bin ſicher, daß das Buch ſeinen Weg finden und ſich ſein Publikum gewinnen wird. Sonſt iſt auch wieder manches Eigene entſtanden, von dem Du Einiges — Leichtes und Schweres — im Feuilleton der Cölniſchen Ztg. geleſen haben wirſt.

Dabei denk' ich an Gutzkows Angriff auf Dich, den Kinkel in der Allgemeinen mit treuer Freundeshand parirt, Deinem Gegner aber eben durch die Parade wiederholten Anlaß zu Feindſeligkeiten gegeben hat. Im Ganzen bin ich nicht für Antikritiken. Wo die Perſon, wo die bürgerliche Ehre angegriffen wird, mag man gegenreden oder gegenreden laſſen: ein äſthetiſches Urtheil aber zerfällt entweder, wenn es falſch iſt, in ſich ſelbſt, oder läßt ſich, wenn es irgendwie Grund hat, ſo leicht nicht durch eine Antikritik aus dem Felde ſchlagen. In beiden Fällen iſt ſie alſo unnütz, und im letzteren bleibt eben kein Remedium, als daß der Angegriffene durch etwas Neues, Vollendetes den Gegner Lügen ſtraft und beſchämt. Gutzkow's Art, Dich herunterzureißen, iſt gereizt und boshaft, das fühlt auch der Unbefangenſte heraus und deutet es zu Deinen Gunſten; daß er aber im Einzelnen, namentlich in Betreff der Reminiscenzen, nicht ganz unrecht hat, haben Dir auch ſchon Deine Freunde, wenn auch wohlwollend und in beſter Abſicht, nicht verhehlt, und ſie können es nur bedauern, daß Du Dir durch Hintanſetzung einer unbedeutenden geſellſchaftlichen Artigkeit, durch deren

Erfüllung Du weder ein Opfer gebracht noch Dir etwas vergeben hätteſt, einen ſo gefährlichen Gegner geweckt haſt. Wie konnteſt Du nur Gutzkow nicht beſuchen? Hatte er Dich doch vor der Zeit immer freundlich und mit Achtung genannt, und iſt er doch ein Kerl, der bei Allem, was man gegen ihn ſagen mag, immer eine der merkwürdigſten und hervorragendſten Perſönlichkeiten der Epoche iſt und bleiben wird. Doch, laſſen wir's gut ſein. Ich denke, Du biſt ein Kerl, der ſich weder phyſiſch, wie John Keats, den eine Recenſion Giffords unter die Pyramide des Ceſtius bettete, noch literariſch durch ein Cölner Feuilleton todt ſchlagen läßt. Weiſ' dem Kerl die poetiſchen Weisheitszähne, und beiß' Dich aus Reminiscenzen und Gutzkow'ſcher Malice glorreich mit ihnen heraus! So Gott will, iſt ſchon der Roderich ein ſolcher Weisheitszahn, und das bald! Wie ſieht's mit der Aufführung in Stuttgart und Darmſtadt aus? Und wie mit dem Druck?

Grüß' mir alle dortigen Freunde, Dingelſtedt, Pfizer, Fr. v. Suckow etc., auf's Allerſchönſte! Vor Allem aber den redlichen Schwab, an dem mein Herz treu und dankbar hängt, auch wenn ich ihm nicht ſchreibe. Ich thu's aber gewiß bald einmal! An Kerner hab' ich kürzlich geſchrieben, und Weihnachtshäkeleien meiner und der landräthlichen Frauensleute an ihn ſpedirt. Kommſt Du bald einmal wieder nach Weinsberg hin?

Und wann ſehen wir Dich hier? Weiß der liebe Gott, wie mich oft verlangt, einen Schoppen mit Dir auszuſtechen und Dich ſingen zu hören. Du biſt doch eine ehrliche gute Seele, und es dauert mich ordentlich, wenn ich manchmal etwas Feines habe und Dich nicht damit netzen kann. Wärſt Du doch z. B. geſtern Abend zur Beſcheerung und zum Champagner-Cardinal bei uns geweſen. Du findeſt doch keine ſtillvergnügteren Menſchenkinder als uns St. Goarer Land- und Freiligräthe.

Apropos, ſoll ich Dir denn nicht Deinen Mammon jetzo ſchicken? Du haſt ihn vielleicht nöthig, er liegt in meinem Schreibtiſch, und mir obendrein auf der Seele.

Nun Adieu, Emanuel! Meine Frau, Marie und Landraths grüßen herzlich. Gott mit Dir! Vergnügte Feiertage! — Proſit Neujahr!

* * *

An Karl Buchner.

St. Goar, 1. Januar 1844.

Das allerherzlichſte Proſ't Neujahr! Ihnen und allen lieben Ihrigen! Verleben Sie das neue Jahr ſo geſund, ſo heiter und ſo glücklich, wie Sie es hoffentlich angetreten haben, und erhalten Sie uns auch in ihm die

Freundſchaft und Liebe, die Sie uns bisher ſchenkten, und die wir mit zu unſern wertheſten und köſtlichſten Beſitzthümern rechnen. —

Am 16. Dezbr. hab' ich die letzten Correcturbogen der neuen Auflage meiner Gedichte an Cotta zurückgeſchickt, habe jedoch bis heute noch keine fertigen Exemplare geſehen. An der Hemans hab' ich gleichfalls tüchtig weitergefördert; — das Grimm-Gedicht macht mir aber richtig immer noch Bauchgrimmen, und ich habe Duller'n ſtatt ſeiner ein anderes, während dem Ueberſetzen entſtandenes Lied „Für Freiheit und Recht" am 1. Feiertage zugeſchickt. Er wird es Ihnen ohne Zweifel gezeigt haben, und es wird im Einverſtändniſſe mit Ihnen geweſen ſein, daß er es mir aus gewichtigen Gründen ſchon am 26. Dezbr. remittirte. Ich ſchickte es nun an Du Mont, damit er mit ihm den neuen Jahrgang des Feuilletons beginnen möchte. Er will es thun — Püttmann und Andere goutiren das Lied in hohem Grade — da gefällt es dem Cenſor, dem „faulen Wenzel", das Gedicht von A bis Z zu ſtreichen, und ſothane Wenzelei folgendermaßen zu motiviren: „Unſtatthaft wegen der auf Erregung von Unzufriedenheit gerichteten Tendenz." — Ich erhielt das Gedicht vor einer Stunde zurück, werde mich aber dabei nicht beruhigen, ſondern den Cenſor beim O. Cenſurgericht verklagen, und ſo, will's Gott, den Druck von Rechtswegen in der Cölniſchen Ztg. durchſetzen. Es iſt mir natürlich nicht um mein Gedicht, ſondern um das Princip zu thun. Auch Andree und Gutzkow verklagen den Wenzel eben jetzt — haben Sie ſich nicht auch zu beſchweren? Es iſt gut, wenn Klagen zuſammenkommen! Je mehr, je beſſer! — Es iſt jetzt mit der Cenſur in Preußen ſchlimmer als je — wöchentlich, ſagt mir der hieſige Landrath (der Cenſor unſeres Kreiſes iſt), kommen neue geheime Inſtructionen an die Cenſoren, ſo daß natürlich ein nur irgend beſchränkter Kopf in dieſem Chaos von Verboten die Beſinnung verliert und zuletzt vernunftlos drauflos ſtreicht, nur um es oben nicht zu verderben. Daher die ſich täglich mehrenden Klagen beim Obercenſurgericht aus allen Gegenden des Staates. Es iſt eine Heiden-wirthſchaft — troſtlos — troſtlos — troſtlos! Wann wird es anders werden?!

Auerbach war vorgeſtern auf einen Tag hier. Ein wackerer, tüchtiger Kerl doch, den ich mehr und mehr achten und lieben lerne.

* * *

An Karl Buchner."

St. Goar, 3. Januar 1844.

Mein geſtern zur Poſt gegebener Brief von vorgeſtern wird eben jetzt in Ihre Hände gekommen ſein. Ich ſchicke ihm dies kurze Supplement noch nach, weil ich Sie doch eben benachrichtigen wollte, daß ich heute Morgen

abermals ein von oben bis unten durchſtrichenes Gedicht von Du Mont zurückbekam, und daß meine Doppelbeſchwerde an das Ober-Cenſurgericht nunmehr gleichzeitig mit dieſen Zeilen zur Poſt gebracht wird. Der Brief, außer meiner Klagſchrift auch die durchſtrichenen und von Wenzel'n in margine beſchmierten Cenſurklatſche der Gedichte enthaltend, liegt bereits geſiegelt vor mir.

Und rathen Sie einmal, welcher Art dies Gedicht denn eigentlich war? Es iſt eine Ueberſetzung nach Burns — ein ſchönes, herrliches Gedicht für Menſchenwürde und Menſchenrecht, das noch dazu in deutſchen Landen ſchon 3—4 andere Ueberſetzungen erlebt hat. Was ſagen Sie dazu?

Hier des Liedes erſte Strophe:

Ob Armuth euer Loos auch ſei,
Hebt froh die Stirn trotz alledem!
Geht kühn den feigen Knecht vorbei;
Wagt's, arm zu ſein trotz alledem!
Trotz alledem und alledem,
Trotz niederm Plack und alledem!
Der Rang iſt das Gepräge nur,
Der Mann das Gold trotz alledem!

Kennen Sie Herwegh's zweite Sammlung ſchon? Ich kenne ſie nur von Hörenſagen, und würde mich freuen, wenn Sie mir eventualiter Etwas darüber ſchreiben wollten. Es ſoll ja auch ein Gedicht gegen Geibel und mich drin ſein.

* * *

An Levin Schücking.

St. Goar, 3. Febr. 1844.

Theuerſter Levin!

Dein freundlicher Brief vom 11. v. M. hat mir nach ſo langem unerklärlichen Ausbleiben eine große Freude gemacht. Es war Zeit, daß er kam, denn ich fing ſchon an knurrig zu werden, um ſo mehr, als ich wußte, daß Du an Gutzkow, Auerbach u. A. geſchrieben hatteſt, juſt zu einer Zeit, als ich warten mußte. Ich habe deßwegen mächtig auf Dich raiſonnirt (vor der Hand nur inwendig) als auf einen Kerl, der nur an Leute ſchreibt, die er brauchen kann, und alte, wahrhaft ergebene Freunde darüber vernachläſſigt. Nun iſt Alles wieder gut, und ich bitte Dir meine Zörnigkeit hiemit feierlichſt ab.

Daß Du Dich in der Ehe ſo glücklich, und in Deinen Augsburger Verhältniſſen ſo zu Hauſe fühlſt, freut mich unendlich. Gottes Segen über Dich, lieber Alter, jetzt und immer! Möge Dir das neue Jahr Alles bringen,

was Du wünſcheſt und erflehſt! Italieniſche Reiſen, Zwillinge und Drillinge, châteaux en Espagne et en Westphalie!

Als Dein Brief ankam, war ich eben zu Frankfurt, wohin ich zu meiner Erholung nach langer angeſpannter Arbeit einen mehrtägigen Ausflug unternommen hatte. Ich habe bei dieſer Gelegenheit nicht nur „Zopf und Schwert", ein prächtiges Stück voll ächter, wirkſamſter Komik, über die Bretter gehen ſehen, ſondern auch Gutzkows perſönliche Bekanntſchaft gemacht. Wir haben uns gut verſtanden, ich bin ohne Vorurtheil an Gutzkow herangetreten und geſtehe gern, daß der Eindruck, den er mir zurückgelaſſen hat, ein reiner und erfreulicher iſt. Er kam mir auf's Liebenswürdigſte entgegen, und veranſtaltete mir noch zu guter Letzt einen heiteren Abend in ſeinem Hauſe. Den letzten Akt von „Zopf und Schwert" war ich bei ihm in ſeiner Theaterloge. Es war in der That eine Luſt, dieſen Applaus zu erleben. Ich bin, Gottlob, in ſolchen Fällen ſo durchaus Kind, ſo durch und durch unblaſirt, wie vor 15 oder 20 Jahren, und war auch bei dieſer Gelegenheit ſo mitelektriſirt, daß ich noch dieſen Augenblick mit Freude daran denke. 'S war übrigens ein Stück Literaturgeſchichte, wie Heinrich Laube ſagen würde. Vorne der herausgerufene Gutzkow, dankend und vor dem donnernden Publikum ſich verneigend — hinten im Schatten der Lyriker Freiligrath, über den Erfolg des Dramatikers neidlos ſich freuend und innerlich jubelnd, daß er wieder einmal aus voller Seele etwas Gutes anerkennen konnte. Unten im Parterre dann Braunfels und anderes nergelndes Geſindel!

Was Du mir über meine Ueberſetzung der Hemans und Einſchlagendes ſagſt, trifft ganz mit dem zuſammen, was ich ſelbſt ſeit Monaten über dieſen Gegenſtand gedacht habe. Die „Patriotiſchen Phantaſien" ſind keineswegs ad acta gelegt, ich bin im Gegentheil, bei allem Ueberſetzen, eifriger daran geweſen als je, und habe überhaupt kaum einmal in meinem Leben eine productivere Zeit gehabt, als jetzt vielleicht ſeit einem Vierteljahr. So wird denn zu Oſtern außer dem Mſcpt. der Hemans auch ein Bändchen politiſcher Gedichte an Cotta abgehen, und ich müßte mich ſehr täuſchen, wenn das Ding nicht wie eine Bombe in den Jammer des Tages hineinſchlüge. Es würde die Grenzen eines Briefes überſchreiten, wenn ich Dir hier entwickeln wollte, wie ich, ſeit wir uns zuletzt ſahen, durch Studium, Nachdenken und vor unſern Augen täglich ſich zutragende Facten immer weiter links gedrängt worden bin; wie ich, ohne die Revolution zu wollen, dennoch einſehe, daß die Reform Noth thut, und wie es mir, namentlich durch die jüngſten Landtagsabſchiede und ſo manches Andere, klar geworden iſt, daß ein Dichter, wie der gute Emanuel z. B. in ſeiner conſervativen Unſchuld doch am Ende nur dem roheſten Abſolutismus in die Hände arbeitet. Ich muß das los

ſein, ich will meiner Ueberzeugung gemäß die reine, unzweideutige Stellung einnehmen, nach der meine Ehrlichkeit lechzt; ich ſchlage dem Faſſe den Boden ein. Mag dann daraus entſtehen, was da will.

Uebrigens brauchſt Du nicht zu fürchten, daß das bevorſtehende polit. Bändchen irgendwie eine Conceſſion ſei, die ich Herwegh und Conſ. mache! Vertraue meinem geſunden Sinn und laß' mich gewähren! Ich weiß, was ich will, und komme ſchon zu Rande. Schade, daß das Abſchreiben ſo verflucht langweilig iſt, ſonſt ſchickt' ich Dir eine Handvoll neueſter St. Goarer politiſcher Lyrik. Ich bin jetzt ordentlich im Grimm: ich ſage: Aſſah! ſpucke in die Hände, und ein Gedicht iſt fertig. Das neueſte heißt: „Im Himmel", und handelt vom alten Fritzen.

So ging es jüngſt im Himmel zu: Der alte Fritz ſprang auf,
u. ſ. w.

Herr Je, da hab' ich Dir doch den ganzen Kohl abgeſchrieben und denke nicht an das theure Porto! Iſt übrigens nichts für Euren Berliner Muſenalmanach. Wenn mir Zahmes einfällt, ſo könnt Ihr ſicher bis Ende März auf mich rechnen.

Gutzkows Aufſatz über Geibel hat mich nun wohl nicht „amüſirt", wie Du meinſt, denn dazu hab' ich den friſchen, harmloſen Jungen zu lieb, aber ich meine doch, daß dergleichen Ungunſt des Moments zur Förderung der Selbſterkenntniß und zum Zuſammenraffen einmal nicht ſchaden kann. Der unterlaſſene Beſuch Geibels bei Gutzkow hat den Artikel allerdings wohl nicht veranlaßt. Doch glaub' ich nichts deſto weniger, daß Gutzkow, wenn er den Emanuel durch einen Beſuch in ſeiner Art und Weiſe näher kennen gelernt hätte, ſein Urtheil ſchonender und milder würde abgegeben haben.

Herweghs Ausfall gegen Geibel und mich iſt nicht der Rede werth. Dergleichen unſchuldigen Spaß gönne ich meinen Feinden von Herzen. Ich habe aus vollem Halſe zu dem Dings gelacht, und es wenigſtens 100 Leuten mit Ergötzen vorgeleſen. Das 2te Bändchen enthält doch viel Schönes. Das Gedicht von dem König iſt nicht nur $^2/_3$ ſuperb, ſondern leider auch $^2/_3$ wahr.

* * *

An Karl Buchner.

St. Goar, 11. Febr. 1844.

Der Grimm ſteckt richtig immer noch im poetiſchen Grimmdarm, NB. ohne Kirſchkerne. Es iſt eigen, wie lange es manchmal dauert, eh' man einen einmal fallen gelaſſenen Gegenſtand wieder aufnehmen kann. Denn daran liegt's allein, daß ich mit dieſem Gedichte immer noch im Rückſtande bin, da meine poetiſche Productivität übrigens bedeutend florirt gegenwärtig. Ich habe ſeit meinem letzten Briefe an Sie wieder eine Anzahl politiſcher Gedichte

gemacht, die ich nicht nur zu dem beſten rechne, was ich in dieſer Art gemacht habe, ſondern auch zu dem beſten, was mir überhaupt je in glücklicher Stunde gelungen iſt. Ich rechne dazu namentlich zwei Gedichte von der weißen Frau, theilweiſe auch eins vom alten Fritz im Himmel. Mein politiſches Bändchen „Ein Glaubensbekenntniß" wird, ſo Gott will, auch bis Oſtern fertig. Es wird entſcheidend für mein Leben ſein. Ich vertraue Ihnen — natürlich ganz und durchaus unter uns — an, daß ich die Penſion jedenfalls kündige. Ich will frei und ungehemmt daſtehen — die paar hundert Thaler ſind und bleiben doch ein Maulkorb. Ich kann das nicht mehr ertragen, vollends jetzt nicht, wo faſt Alles, was der König thut, einem die Bruſt beklemmt. Gott wird weiter helfen! Ich weiß, was ich meinem treuen, guten Weibe ſchuldig bin, und werde danach handeln. Im ſchlimmſten Falle bin ich noch immer ſo viel vom Kaufmann, um einer Commisſtelle von 5—600 Thl. ſicher zu ſein, die mich wenigſtens augenblicklich vor pekuniärem Derangement ſchützt. Es wird eine harte Nuß ſein, dieſe interimiſtiſche Rückkehr zu einer verlaſſenen, meinem innerſten Weſen fremden und nicht zuſagenden Fahne — ich brauch' ihr ja aber nur einen Theil meiner Zeit, nicht mein Herz und mein Denken, zu widmen, und bin eben, trotz anderweitiger Gebundenheit, frei unter ihr — freier als jetzt, in dieſer verfluchteſten aller Amphibienſtellungen, in die ein armer Teufel je hineinpatſchen konnte. Es ſteht feſt: ich ſchlag' dem Faß den Boden ein! Meine Frau iſt mit allem einverſtanden — denn ſie hat allerdings auch eine Stimme, wie das, glaub' ich, in jeder glücklichen, nicht nur auf Liebe, ſondern auch auf Achtung baſirten Ehe der Fall iſt. Sie iſt überhaupt ein treffliches Weib, von klarſtem Verſtande und reinſtem und regſtem Rechtsgefühl. Dies letztere iſt es eben auch, was ſie die jetzigen Zuſtände und meine ſpecielle Lage ſo durchaus richtig auffaſſen und beurtheilen läßt. Der liebe Gott ſegne und behüte ſie mir! So lange ich ſie habe und an ihr halte, weiß ich, daß es mir nicht ſchlecht gehen kann. Die Vorſehung wird meine Wege ebnen, und wenn es auch nur ihretwillen wäre. Was liegt am Ende an mir?

* * *

An Emanuel Geibel.

St. Goar, 26. Febr. 1844.

Wegen Eures Almanachs hab' ich an den Geſpenſteräugigen geſchrieben. Ich bin fortwährend productiv, doch iſt's eben alles nichts für die Berliner Preſſe. Wegen dreier Gedichte, die mir um Neujahr der Cölner Cenſor ſtrich, hab' ich heute Beſcheid vom Ober-Cenſur-Gericht erhalten, leider zu ⅔ ungünſtig lautend. Eine wahre Schmach! Mich wurmt ſolches Zertreten

des Gedankens mehr, als es Dich zu wurmen ſcheint. Ich begreife Dein „Gern entſagt er jenen Liedern“ auf Seite 49 der Zeitſtimmen wahrhaftig nicht. Was mir ein Gott zu guter Stunde gegeben hat, was aus dem Innerſten meiner Ueberzeugung, aus den reinſten Tiefen meines Herzens hervorgequollen iſt, dem entſag' ich nicht, und ſollt' ich's in Straßburg oder in der Schweiz drucken laſſen. Schmerzlich genug, daß man ſich in ſolcher Weiſe flüchten muß! Aber die Schuld iſt nicht auf unſrer Seite!!

Gott mit Dir, Emanuel! Das verſteht ſich von ſelbſt, daß wir uns lieb behalten, auch wenn wir im Gewirr des Kampfes plötzlich Mann gegen Mann ſtehen ſollten. Blankes, reines Schwert, das iſt die Hauptſache, mag es dann hüben oder drüben leuchten!

* * *

Freiligraths Briefe vom 1. und 3. Januar zeigen uns, wie der Dichter von der Cenſur gequält ward. Alsbald darauf verſuchte er in der Kölniſchen Zeitung ſein wundervolles Gedicht „Am Baum der Menſchheit drängt ſich Blüt' an Blüte“ zu veröffentlichen; aber auch dieſes Gedicht ſchlüpfte nur mit Verluſt zweier Zeilen durch die enge Gnadenpforte. Dr. Alexander Kapp, gleich ſeinem Bruder Ernſt ein alter Bekannter des Dichters, wünſchte das Gedicht auf dem Oſterſchlußakt des Soeſter Gymnaſiums vortragen zu laſſen und bat daher um Mitteilung der fehlenden beiden Zeilen. Darauf erhielt er vom Dichter folgenden Brief:

St. Goar, 3. März 44.

Ich antworte Ihnen umgehend, um Ihnen zu zeigen, eine wie große Freude Sie mir mit Ihren gütigen Zeilen von vorgeſtern gemacht haben. Die Theilnahme, welche Ihnen dieſelbe eingegeben hat, beglückt mich wahrhaft, und ich drücke Ihnen warm und herzlich die Hand dafür. Hier die beiden unterdrückten Verſe der zweiten Strophe meines Gedichtes:

Vom Steppengeier ward die Roſe Polen
Vor unſern Augen wild und grimm zerpflückt.

Das iſt allerdings ſo unſchuldig und ſo faktiſch, daß der Vortrag auf dem Aktus Ihnen trotz des in letzter Inſtanz zu Berlin beſtätigten Cenſurſtriches unmöglich Ungelegenheit machen kann. Alſo von Herzen Glück zu!

Beiliegend auch, da ich vor Poſtabgang keine Zeit mehr zum Abſchreiben habe, die beiden anderen Cenſurſtücke in originali. Sie werden ſich wundern, daß das eine Gedicht noch obendrein eine Überſetzung iſt.

Was erlebt man nicht heutzutage! Seit ich das Glück hatte, Sie vorigen Herbſt ſo unerwartet auf dem Dämpfer wiederzuſehen (ich gedenke noch oft mit Freude jener Begegnung), bin ich durch Studium, Nachdenken und täglich vor unſerer Naſe ſich ereignende Fakten noch ein gut Stück weiter links

gedrängt worden, und wenn mein Glaubensbekenntniß auch nicht dasjenige Herweghs iſt, noch jemals ganz es werden wird (ich verhalte mich ungefähr zu ihm wie die Gironde zum Berg), ſo hoffe ich nichts deſto weniger recht bald (im Laufe des Sommers, denke ich) der Welt darzuthun, daß man aus warmem vollem Herzen ein Freund der Freiheit und des Fortſchrittes ſein kann, ohne geradezu alles gut zu heißen, womit unſere jüngſten Ultras der guten Sache mehr geſchadet als genützt haben. Ich werde nämlich unter dem Titel „Ein Glaubensbekenntniß" eine Reihe kürzlich entſtandener Zeitgedichte drucken laſſen, ohne freilich im gegenwärtigen Augenblicke ſchon zu wiſſen, wo in deutſchen Bundesſtaaten ich das Büchlein — es iſt unter zwanzig Bogen — nur durch die Cenſur bringen will. Im ſchlimmſten Falle wende ich mich damit nach England oder Holland. Schmerzlich genug, daß ein Vaterlandsfreund zu ſolchen Umgehungen der heimiſchen Preſſe gezwungen ſeine Zuflucht nehmen muß. Herr Gott, wenn die Herren endlich nur einſehen wollten, daß ohne freie Preſſe kein Heil für uns kommen kann! Das Ober-Cenſurgericht iſt wie alle halben Maßregeln ungenügend und eine Lächerlichkeit! — Darf ich Ihnen hier ein paar Verſe abſchreiben, die ich ohnlängſt gegen die Cenſur machte? Sie ſind an dieſem Orte natürlich bloß für Sie, werden aber ſpäter in meinen Zeitgedichten auch eine Stelle finden.

Wann?

Die Zeitung ſchreibt von braven Henkern
u. ſ. w.

Aber ich ermüde Ihre Geduld und will Ihnen darum für heute Lebewohl ſagen.

* * *

An Lorenz Diefenbach.

St. Goar, 10. März 44.

Du biſt gut und nachſichtig — ich drücke Dir dankbar die Hand!

Wie es kam, daß ich Dich gegen mein Verſprechen im Januar nicht beſuchte, weißt Du! Die erſten Tage meines Frankfurter Aufenthalts verſtrichen unbenutzt, weil man mir die Mainpaſſage zwiſchen Hanau und Steinheim, wegen des endloſen Treibeiſes und in Ermangelung ſicherer, zweckmäßiger Nachen, nicht nur als beſchwerlich, ſondern ſelbſt als gefährlich ſchilderte. Nachher kam dann die fatale Grippe, die mich Hals über Kopf nach Hauſe zu eilen zwang.

Ich kann Dir nun nicht ſagen, wie leid es mir thut, daß wir uns ſo durch pure Ungunſt des Zufalls nicht geſehen und geſprochen haben.

Zuerſt und vor Allem ſind wir um's Wiederſehen an ſich gekommen — ſodann auch um die geſprächsweiſe Mittheilung und Anordnung des Materials zu Deinem Aufſatze, die ich immer und unter allen Umſtänden der langweiligen ſchriftlichen vorziehe.

Die letztere ſoll Dir inzwiſchen umgehend auf's Prompteſte werden (quand même!); — wenn es Dir nämlich Dein gegebenes Verſprechen nicht geſtattet, mir die nachſtehende Bitte freundlich zu gewähren.

Dieſe beſteht nun aber in nichts Geringerem, als daß es Dir gefallen möge, den Artikel über mich erſt in 3—4 Monaten zu ſchreiben, und L. ſtatt ſeiner vorläufig mit einer der andern von Dir übernommenen Biographien zu befriedigen. Der Grund zu einem ſo ſeltſamen Geſuch iſt nun — ich vertraue Dir's sub rosa rosissima und unter Abnahme Deines Ehrenworts, nichts von der Sache verlauten laſſen zu wollen, an — einfach der Umſtand, daß ich in ganz Kurzem ein Bändchen Zeitgedichte hinausſchleudern werde, deſſen Erſcheinen nicht ohne namhafte, auf meinen Lebensgang jedenfalls tief und entſcheidend nachwirkende Folgen bleiben wird. Ich kann hier nur andeuten, daß ich mich ſelbſt auf eine Sommer-Excurſion nach Oſtende vorbereite, und meiner Ueberzeugung gern jedes Opfer bringe. Con sordini iſt meine Sache nicht — das Wort, das mir ein Gott auf die Zunge legt, kann ich nicht zurückhalten, vollends dann nicht, wenn ich irgendwie ein Gutes damit ſtiften zu können glaube.

Alſo: ich bin eben jetzt in einem Abſchluß begriffen, ich gebäre einen neuen Kerl aus dem alten heraus — eine innerlich und äußerlich durchaus neue Periode guckt mir in's Fenſter.

Und bis ſie mir im Haus (oder im Zelt) drinnen iſt, hätte ich gern, daß Du Deine Arbeit über mich noch verſchöbeſt. Warum? brauch' ich nicht zu erörtern. Jetzt iſt Alles noch halb, unfertig, eckig — in zwei Monaten, vor der Hand wenigſtens, wird es ganz rund, vollendet ſich darſtellen. Es iſt dann ein Abſchluß da, ein Ruhepunkt, eine Periode. Drum: wenn Du kannſt, ſo erfülle mir und Dir zu lieb (denn auch dem Biographen muß ein ſolcher Ruhepunkt willkommen ſein, wenn der Gegenſtand ſeiner Darſtellung ein noch lebender, wechſelnder, werdender iſt) — ja mir und Dir zu Lieb erfülle meine Bitte!

* * *

An Karl Buchner.

St. Goar, 14. März 1844.

Was meine Zeitgedichte betrifft, ſo will ich Ihnen mittheilen, daß das Manuſcript des Büchleins zu Oſtern nach Stuttgart wandern wird (das

und Einſchlagendes alles im Vertrauen!); der Baron hat ſich auf eine vorläufige Anfrage bereit erklärt, den Verlag zu übernehmen, nur fragt ſich allerdings, ob er nicht bei eigener Anſicht der Gedichte vor einigem ſehr Starken zurückſchrecken wird. Item, was die Cenſur dazu ſagen wird, der das Büchlein (welches nur gegen 10—12 Bogen enthalten wird) verſuchsweiſe und confidentiell im Manuſcript vorgelegt werden ſoll. Ich bin geſpannt auf den Erfolg, und muß, wenn Cotta und Cenſur ein Veto ausſprechen, allerdings andere Wege einſchlagen. Im allerſchlimmſten Fall hab' ich Verbindungen in England und Holland (denn Schweiz und Elſaß mag ich nicht), und werde alſo wohl nicht den Schmerz erleben müſſen, das Zeug ungedruckt im Pult zu behalten.

Mit dem Grimm-Gedicht bin ich denn Gottlob auch vor einiger Zeit glücklich niedergekommen, und hab' es geſtern an Eduard den Patrioten geſchickt. Schreiben Sie mir offen Ihre Meinung darüber. Aendern kann und mag ich nichts. Sollten Sie Rückſichten nehmen müſſen, ſo würde ich dieſelben natürlich ehren, und nur bitten, mir das Manuſcript zurückzuſchicken.

Wiſſen Sie, daß Geibel mit Schücking einen neuen deutſchen Muſenalmanach (Berliner Verlag und nur Notabilitäten drin) probiren will? — Ich werde ihnen wohl Nichts geben können, weil mein politiſches Bändchen alles verſchluckt, und weil ich ohnehin Nichts habe, was zahm genug für ſie wäre.

* * *

Im Frühling 1844 begab ſich Freiligrath mit der Gattin nach Asmannshauſen, um dort in tiefſter Zurückgezogenheit, ungeſtört durch den vorüberrauſchenden Schwarm der Reiſenden, ſein Glaubensbekenntnis druckfertig zu machen. Niemand wußte des Dichters Aufenthalt als Maria Melos und Freund Heuberger, und dieſe bewahrten das Geheimnis treulich. Hier ſchrieb er im Mai 1844 das kecke Schlußgedicht. Während dann im tiefſten Geheimnis die Preſſen an der Fertigſtellung des Glaubensbekenntniſſes arbeiteten, verweilte der Dichter mit ſeiner Gattin elf Sommerwochen zu Kronthal am Taunus. Nicht zum Zeitvertreib, ſondern Freiligrath brauchte die Waſſerkur nach allen Regeln. Ein vernachläſſigtes rheumatiſches Leiden quälte ihn ſchon ſeit Jahren, und da es anfing ſich auf die Bruſt zu werfen, ſo war es hohe Zeit, geeignete Mittel dagegen zu ergreifen. Durch tägliches Vollbad und die Nachkur in Oſtende wurde der Feind aber auch vollſtändig aus dem Felde geſchlagen und hat ſich nie wieder gezeigt.

Der kühle naſſe Sommer jenes Jahres geſtattete nur ſelten Ausflüge. Doch fehlte es nicht ganz an Unterhaltung, und die Gegend mit ihren ſanften Taunushügeln, mit ihrem üppigen Pflanzenwuchs und den herrlichen Kaſtanienwäldern hatte große Reize. Hoffmann v. Fallersleben verweilte gleichzeitig

als Badegaſt in dem nahe gelegenen Soden und beſuchte Freiligrath faſt täglich, wobei er nie verfehlte, ein Sträußchen Feldblumen mitzubringen, welches er mit ganz beſonderem Geſchmack zu ordnen verſtand. Überhaupt zeigte er ſich bei näherer Bekanntſchaft ſo liebenswerth und gemüthlich, daß ihn Freiligrath ſehr in's Herz ſchloß; er ſtrich im Glaubensbekenntnis die ſcharfen Stellen, welche Hoffmanns Neigung zu kleinlicher Krittelei rügten, und ließ nur die leiſe Mahnung ſtehen: „Mit Kanonen auf den Plan, nicht mit Schlüſſelbüchſen!"

In Soden traf Ferd. Freiligrath auch mit Gutzkow zuſammen, mit dem Komponiſten Ferdinand Hiller und deſſen Gemahlin, ſowie flüchtig mit Mendelsſohn-Bartholdy. Auch nach Homburg wurden wegen Varnhagens von Enſe mehrere Ausflüge unternommen. Derſelbe thut im zweiten Bande ſeiner Tagebücher wiederholt Freiligraths und ſeiner Gattin Erwähnung; es mögen daher dieſe Worte hier eine Stelle finden; ſie zeigen, wie der feine Menſchenkenner alsbald den Dichter und ſeine Gattin in unübertrefflicher Weiſe nach ihrer Eigenart zu erkennen und zu charakteriſieren wußte. Er ſchreibt:

„Homburg, Dienstag, den 23. Juli 1844. Ein andres Zwiſchenſpiel machten drei Ankömmlinge aus Kronthal, Fräulein von S. brachte den Dichter Freiligrath und ſeine Frau mit. Freiligrath gefällt mir, ein ehrlicher, wackrer Mann voll geſunder Kraft und geiſtiger Erregbarkeit, bei etwas knorrigem weſtphäliſchen Ausſehen; die Frau iſt voll Verſtand und Lieblichkeit, eine geborne Melos, aus dem Weimariſchen, von Goethe'n oft freundlich angeblickt. Mit Freiligrath hatte ich Unendliches zu verhandeln, er war nie in Berlin, hat ſeinen Freund Chamiſſo nie geſehen, und alles von dorther iſt ihm wichtig! Rückert, Geibel, Bettina, Humboldt, Herwegh, Schelling waren fruchtbare Themata, wir ſprachen auch von Carriere und Roſenkranz, von Eichhorn das Nöthige. Die Frau ſprach über Weimar und dortige Verhältniſſe treffend und fein, und benahm ſich überhaupt mit anmuthiger Natürlichkeit; dem Mann iſt in ihr ein wahrer Schatz geworden.

Homburg, Donnerstag, den 1. Auguſt 1844. — Ich hatte mich angezogen, um auf die Terraſſe zum Kaffee zu gehen, da kam Freiligrath zu Fuß von Kronthal, brachte mir ſeine Handſchrift, zugleich ſein Album, die meinige aufzunehmen. Wir ſprachen viel. — Freiligrath gefällt mir mehr und mehr; er iſt tüchtig, klug und gutmüthig; ſeine Frau iſt auch ſehr angenehm, ſcharf und beſtimmt, doch alles in Anmuth."

Wie zurückgezogen Freiligrath in jenem Frühling und Sommer lebte, geht daraus hervor, daß aus dieſer Zeit nur einige wenige Briefe an Karl Heuberger und Karl Buchner vorliegen.

An Karl Heuberger.

Kronthal, 11. Juni 44.

Herzlieber Freund!

In den acht Tagen, die seit unsrer Abreise von St. Goar verflossen sind, hat sich Manches ereignet, Manches aber auch nicht. Zu den Ereignissen zähle ich u. A. unsern Einzug in Kronthal pr. Eselsfuhre; den Brand des Rhein. Hofes in Mainz, der mich und meine Frau noch vor wenigen Tagen beherbergte; meine Schwitz- und Sitzbäder u. s. w. u. s. w. — zu den Nichtereignissen aber hauptsächlich mein Nichtschreiben an Sie.

Heute endlich schlage ich dem Fasse meiner Faulheit den Boden ein. Es ist 11 Uhr Morgens, ich habe geschwitzt und vollgebadet, bin nach dem Frühstück dritthalb Stunden spazieren gewesen, und habe mich soeben durch eine kräftige Schädeldouche zu einer Unterhaltung mit Ihnen gestärkt. Während ich mich derselben hingebe, sitzt Ida mit nassen (n. b. ufgelösten) Haaren im Garten, um ihr zweites Regenbad in stiller Betrachtsamkeit nachwirken zu lassen. Es geht eben auch hier zu wie in Marienberg; nur, was die Zahl der Kurgäste angeht, in weit kleinerem Maßstabe. Auch wird statt des Schmitzischen Süßwassers zu allen Kronthaler Bädern kaltes Mineralwasser angewandt, was, wie Dr. K. versichert, energischer wirkt als jenes, selbst bei höherer Temperatur. Zwölfgrädiges Salzwasser, wie wir es hier in den Vollbädern haben, soll eine kräftigere Wirkung äußern als 8—9grädiges süßes.

Ich weiß nicht, was daran ist, und kann Ihnen nur soviel mit Bestimmtheit sagen, daß wir uns ganz vortrefflich hier gefallen. Kronthals Lage, am Fuße des gewaltigen Altkönigs, hart unter dem es malerisch überragenden Städtchen Kronberg, ist wahrhaft reizend und gehört zu dem Schönsten, was ich in der Art kenne. Die ganze Gegend ist wie ein Garten, wie eine einzige große Anlage, und das Klima fast italienisch. Rundum sind Wälder von zahmen Kastanien (nicht bloß einzelne Bäume), welche die bei Heidelberg wachsenden an Höhe und Breitästigkeit noch übertreffen, und in die Mappe Schlicki pictoris treffliche Baumstudien liefern würden. Außerdem Gärten, Haine, Fruchtfelder — Alles reich und bunt und üppig durcheinander, und von der dunkelbewaldeten Kette des Taunus schirmend umfangen. Auch an Burgen fehlt es nicht. Der Königstein ist eine der imposantesten und malerischsten Ruinen, die ich noch gesehen habe, Eppstein soll ihm Nichts nachgeben, und die Aussicht vom Falkenstein wird als wundervoll gerühmt. Nehmen Sie nun noch zu diesen Reizen der Gegend das idyllisch-patriarchalische Badeleben bei dem trefflichen alten K. und seiner liebenswürdigen Familie, so werden Sie mir zugeben, daß wir

vor der Hand hier gut aufgehoben ſind. Auch in ärztlicher Hinſicht hat K. unſer volles und ganzes Vertrauen. Wir halten ihn für einen geſchickten, gewiſſenhaften und dabei äußerſt humanen Mann, und hoffen, mit ſeiner Hülfe Kronthal geſund zu verlaſſen.

Recht oft denken wir an St. Goar, an Sie und Ihre Töchter und Mariechen. Was machen Sie, wie geht es Ihnen, was gibt es Neues? Bitte, bitte, geben Sie uns bald ausführlich Nachricht! Unſer Herz hängt an Ihnen Allen, wir hatten uns doch mehr in St. Goar eingelebt, als wir ſelbſt wußten, und es gehört mit zu unſerm Glücke, daß wir immer wiſſen, was Sie treiben! Soll ich Ihnen auch noch einmal für Alles, Alles danken, was Sie mir zu einer Zeit, die mehr in meinem Leben ſagen will, als ein bloßes Fortziehen ſonſt wohl zu ſagen hat, ſo rund und freundſchaftlich geboten und gewährt haben? Ich unterlaſſe es, denn ich denke, Sie kennen mein Herz und verſtehen meinen Handdruck! —

Hat Anderſen noch nicht geſchrieben? Und Geibel? Wenn Jener nach St. Goar kommt, ſo müſſen Sie ihn wirklich mit Ihren Töchtern und Mariechen hierher begleiten. Nicht bloß ein Rendezvous auf dem Niederwald! Es iſt zu ſchön hier — die Tour kann und wird Sie nicht gereuen!

Briefe an mich ſchlagen Sie (und auch Maruſch) gefälligſt immer in ein Couvert mit der Adreſſe des Medicinalraths Dr. Küſter zu Kronthal bei Frankfurt. Es iſt das am ſicherſten und unverfänglichſten. Und frankiren Sie eben ſo wenig wie ich. Es hängt hier ein Briefkaſten aus, der täglich vom Königſteiner Boten ausgenommen wird, aber nur unfrankirte Briefe aufnimmt. Dieß der Grund meines Nichtfreimachens.

Und nun Adieu! Sie wiſſen nun vorläufig, wo Sie uns finden können, und was wir machen. Laſſen Sie doch ja bald von ſich hören, wir bitten herzlich darum! Meine Frau grüßt Sie recht, recht freundlich! Legen Sie mich Ihren mockeligen Sprößlingen aufs Allermockeligſte zu Füßen Auch Ihrem verehrten Urgroßvater alles Liebe und Freundliche! Könnten Sie mir nicht ein allereinzigſtes Exemplärchen von „Huhn und Nachtigall“ ſchicken? Man iſt hier neugierig auf das Opusculum, und ich habe verſprochen, Ihr gutes Herz auf die Probe zu ſtellen. —

* * *

An Karl Heuberger.

1. Juli 1844.

Lieb- und Allerwertheſter
(natürlich: Freund und Landmann!)

Ein geſtern Abend eingelaufenes Sendſchreiben von fleur de Marusch

ſetzt uns von Ihrer glücklichen Heimkehr in Kenntniß. Nochmals den herzlichſten Dank für die ſchöne Ueberraſchung, die Sie uns ſo unerwartet bereiteten! Wir denken noch oft an die frohen Stunden, die wir in Ihrer Geſellſchaft zubrachten, und hoffen auf eine baldige Wiederholung!

Neues hat ſich ſeit Ihrer Abreiſe hier nicht zugetragen. Unſer Badeleben geht in der ſtillen, gemüthlichen Weiſe, die Sie kennen gelernt haben, ſeinen Gang fort, und nur dann und wann die Ankunft eines neuen Gaſtes, oder ein ganz beſonderes Ereigniß, wie z. B. geſtern die Kronberger Kirchweih, bringt einen vorübergehenden Wechſel in das monotone Bienengeſurr unſeres lieblichen Thals.

Ad vocem: Wechſel! Können Sie ſich denken, daß der oft beſprochene aus Augsburg (gegen Lacrymae und Monteſiascone valedirend) mich endlich doch ereilt, mich ſogar in der keuſchen Zurückgezogenheit eines Sitzbades ausfindig gemacht hat? Wo ſind nun unſere ſchönen Träume von Umſonſtgeſoffen haben? Er, den wir für verirrt, verloren — ja zuletzt ſelbſt für nicht exiſtirend, für ein Non Ens, hielten, rückt uns nun doch in ſchrecklicher Wirklichkeit auf die Haut, rufend: „sum, sum, sum! ich muß bezahlt werden!“ Ein ſchreckliches Geſumme! Aber was iſt dagegen anzufangen? Denn es iſt wahr: er iſt! Est, est, est! — Da kann man auch wohl ſagen: zwiſchen Est, est, est und Est, est, est iſt ein Unterſchied! Grade wie zwiſchen Eppelwein und Eppelwein!

Ich ſchaffe den Mahner nun einſtweilen aus der Welt, und behalte mir vor, ſpäter bei Ihnen und v. Vitzthum als ſein ſummender Stellvertreter anzuklopfen. — Dabei fällt mir ein, daß ich bei unſerm Badehäuschen auch noch eine halbe Aktie beſitze. Wahren Sie gef. die Rechte derſelben, bis ſich ein Liebhaber findet.

Alles Schöne zu Ihrer Eifelfahrt! Dieſes Blatt ſoll kein Brief ſein, ſondern nur ein Handdruck!

* * *

An Karl Heuberger.

26. 7. 44.

Herzlieber Freund!

Ich bin eigentlich recht beſchämt, daß ich Ihnen auf Ihre luſtigen Briefe erſt ſo ſpät antworte, und noch dazu mit Nichts, als mit dieſem kurzen trocknen Zettel. Aber ſo geht's, wenn man den ganzen Tag im Waſſer liegt. Die ſüße, freundliche Gewohnheit des Daſeins und Faullenzens plätſchert ſich Einem ſo unvermerkt in Leib und Seele hinein, daß man ſchier einen Centner zu heben glaubt, wenn man den zugeſtaubten Federkiel vom Tiſche

nimmt, um ihn endlich wieder einmal der Wohlthat eines Dinten-Vollbads theilhaftig werden zu laſſen. Sie kennen das aus Erfahrung, und werden dem Freunde drum verzeihen, was unter andern Umſtänden allerdings unverantwortlich wäre.

Ihre lieben Zuſchriften haben mir viele Freude gemacht, und ich danke Ihnen recht herzlich dafür. Sobald ich ſelbſt wieder trocken geworden bin, ſollen meine Antworten auch an Trockenheit verlieren. Verlaſſen Sie ſich drauf!

Was ſoll ich Ihnen denn nur eigentlich von uns und von Kronthal erzählen? Unſre Kur nimmt einen erwünſchten Fortgang, und ſcheint ſeit einer Woche ungefähr auch namentlich meiner Frau vortrefflich bekommen zu wollen. Quod Deus bene vertat! —

Anderſen war noch nicht hier, und ſcheint nun überhaupt ausbleiben zu wollen. Dagegen iſt Hoffmann v. Fallersleben ſeit 14 Tagen in Soden, und ſpeiſt einen um den andern Tag zu Mittag hier. Auch Mendelsſohn-Bartholdy hält ſich zu Soden auf — eine ſo liebenswürdige und angenehme Perſönlichkeit, daß es mir ordentlich leid thut, ihn im „Auch ein Walpurgisnachtstraum" mit haben figuriren zu laſſen. Eine bedeutende und freundliche Bekanntſchaft haben wir auch an Varnhagen von Enſe gemacht, der in Homburg badet und allerlei Intereſſantes über Berlin und Berliner Zuſtände in geiſtreicher Weiſe auszukramen verſteht.

Ach, verehrter Freund und Landmann, welch eine entſetzliche Hitze iſt das heute! Und ich war in ihr ſchon nach Soden, um den amerikaniſchen Muſikſtudenten W. bei Mendelsſohn einzuführen! Nun ſitz' ich im verhangenen Stübchen, und ſchwitze Schweiß und Trübſal, während draußen im Schatten der Kaſtanien Frau von E. mit meiner Frau luſtwandeln geht. Ich muß nur machen, daß ich hinkomme! Uh! —

Empfehlen Sie mich dem wirkl. Geh. Obergroßvater auf's Angelegentlichſte, wie auch ſeinen liebenswürdigen Enkelinnen, die mich bei dieſen hitzigen Zeitläuften in ihr Nachtgebet einſchließen mögen.

Der ich bin und bleibe

allemal der Ihrigſte

Mockel.

* * *

Im Mai 1844 entſtand Freiligraths Gedicht „Das Fenſterkreuz". Eine Abſchrift desſelben wanderte alsbald nach Darmſtadt; ſie liegt mir vor. Die beiden letzten Zeilen in derſelben lauten:

Abprallend fuhr er jach zurück; heimrollt' er hüpfend durch den Saal: —
Ein Jahr, und Georg Wilhelm ſtarb! — Erlaßt mir, Freunde, die Moral!

Karl Buchner erhob Bedenken gegen dieſen Schluß, und der Dichter erkannte dieſelben als berechtigt an. Er ſchreibt:

[Undatirt. Poſtſtempel Königſtein 29. Juli.]

Herzlieber Freund!

Für heute nur wenige Worte, da wir ja bald ſelbſt kommen!

Mit Ihren Ausſtellungen an der Schlußſtrophe des Eppel-Gedichts erkläre ich mich einverſtanden. Man ſagt zwar am Niederrhein allgemein Géorg, auch meine ich nicht, daß der willkürlich angenommene Tod irgendwie als Strafe gedeutet werden könne (die Moral ſollte bloß ſein: ein Gewalthaber mag ſich ſtellen wie er will, ſo ſetzt er doch nicht Alles durch) — aber Sie haben nichtsdeſtoweniger Recht, daß es mit dem Schluſſe, wie er erſt war, auf irgend eine Weiſe haperte. Ich hatte das gleich ſelbſt gefühlt, wußte aber nicht recht, wo der Fehler ſteckte. Die von Ihnen vorgeſchlagene Aenderung will mir aber auch nicht genügen. Ich habe drum mit Ihrer Erlaubniß die letzte Strophe folgendermaßen umgeſchrieben:

Der Apfel flog — fort in den Wald? Nicht doch, fehl warf die hohe Kur!
Hinflog er ſauſend durchs Gemach, und traf das Kreuz des Fenſters nur!
Traf's, prallte machtlos dann zurück! — So recht, nur feſten Widerſtand!
Laß' Dir dies Kreuz ein Vorbild ſein, und einen Troſt, mein Vaterland!

So, denke ich, wird's gehen.

Hoffmann iſt noch in Soden. Auch Mendelsſohn-Bartholdy hab' ich dort kennen gelernt, wie Varnhagen von Enſe in Homburg. Lenau iſt heut vor acht Tagen auf wenige Stunden bei Mendelsſohn in Soden geweſen, ganz incognito, ohne ſelbſt Hoffmann aufzuſuchen, der nur wenige Häuſer von ihm war. Hauptziel ſeiner Reiſe ſoll Frankfurt geweſen ſein, wo ihn, ſagt man, ein paar ſchöne Augen feſſeln.

Alſo — bis zum Wiederſehen in kurzer Friſt, Anfangs Auguſt, alles Gute und Herzliche Ihnen und den Ihrigen!

* * *

In die nächſten Wochen fiel noch ein Beſuch in Darmſtadt; der Abſchied ward den beiden Freundespaaren unendlich ſchwer, als ob ſie ahnten, daß ſie ſich nie mehr in gleicher Weiſe wiederſehen würden. Unmittelbar vor dem Scheiden vom Rheinland und aus Deutſchland ſchreibt F. Freiligrath an Karl Buchner, auf der Schlußſeite eines Briefes von Ida Freiligrath an Frau Buchner:

Kronthal, den 13. Auguſt 1844.

Laſſen Sie mich, herzlieber Freund und verehrte Frau Buchner, noch dies nämliche Blatt benutzen, um Ihnen — fürs Erſte, aber will's Gott

nicht für immer und nicht einmal für lange! — das wärmſte und herzlichſte Lebewohl zu ſagen! Bleiben Sie uns ſo zugethan wie bisher, und wie wir es Ihnen für's Leben ſind! Die Erinnerung an Sie und an Ihre glückliche ſtille Häuslichkeit wird uns begleiten, wo wir auch ſind und was auch aus uns wird! Wir werden Ihnen bald Nachricht geben! Sobald wir in Oſtende zu einiger Ruhe gekommen ſind, laß' ich eine Brieftaube nach Darmſtadt fliegen.

Grüßen und küſſen Sie Ihre Kinder von mir! Gott ſei mit Ihnen allen! Auf Wiederſehen! Ohne Wandel immer Ihr

F. Freiligrath.

* * *

Das Glaubensbekenntnis war vollendet und bereit zum Ausfliegen; auch der Dichter machte ſich reiſefertig, Deutſchland zu verlaſſen, um dem drohenden Sturme zu entgehen. In Mainz verweilte er noch ein paar Tage, den Freunden ſein Buch zu ſenden und es mit kurzen Abſchiedsworten zu begleiten; von zahlreichen Briefen derart, welche vorliegen, ſeien hier nur diejenigen an Lorenz Diefenbach, Eckermann und Gottfried Kinkel mitgeteilt.

Mainz, 18. Aug. 44.

Lieber, theurer Diefenbach!

Ein eigener Unſtern hat über uns gewaltet, daß ich Deutſchland verlaſſe, ohne Dir noch einmal die Hand zum Abſchiede gereicht zu haben. Als ich vor Wochen nach Kronthal kam und mich bei Frankfurter Freunden nach Dir erkundigte, hieß es, Du ſeieſt nach Bonn — nicht gereiſt, ſondern gezogen. Ich ſchrieb alſo nicht nach Steinheim, ſondern dachte Dich ſpäter auf meiner Rheinabfahrt in Bonn zu beſuchen. Nun ſagt mir am Vorabend meiner Abreiſe von Kronthal Braunfels, daß Du noch feſt in Steinheim ſitzeſt, und daß jenes Verziehen doch nur eine Reiſe geweſen iſt. Das iſt Pech, und ich kann Dir nicht genug meinen Schmerz und mein Bedauern darüber an den Tag legen. Alſo einen warmen, herzigen Handdruck zum Abſchiede! Auf Wiederſehen, ſo Gott will! Behalt' mich lieb, und laß von Dir hören! Wir baden für's Erſte in Oſtende, und Du Mont-Schauberg in Cöln, dem ich behufs der leichteren Correſpondenz meine Adreſſe mittheile, wird Alles, was ihm für mich zukommt, gern beſorgen.

Meine „Zeitgedichte", deren letzter Bogen, während ich dies ſchreibe, durch die Preſſe geht, ſollen dieſen Zeilen bei ihrem Weggehen beigelegt werden. Schreib' mir doch Deine Meinung über das Buch, und wenn Du ein öffentlich Wort über daſſelbe ausſprechen willſt, ſo ſoll's mich freuen!

Adieu, Adieu! Ich ſtehe bereits mit Einem Fuß im Dampfſchiff. Gott mit Dir! Bleib' mir gut!

* * *

An J. P. Eckermann.

Mainz, 18. Auguſt 44.

Lieber, theurer Freund!

Nehmen Sie das beiliegende Buch freundlich von mir! Es wird Ihnen zeigen, daß ich im letzten Jahre eine Entwickelung durchgerungen habe, die Sie vielleicht in dieſem Maße nicht für möglich hielten. Gleichviel! Ich ſtehe, wo ich ſtehe! Eine Rückkehr iſt unmöglich, und ich möchte ſie auch nicht, ſelbſt wenn ſie geſtattet wäre!

Daß ſich unter dieſen Umſtänden nicht an eine „Verſorgung" in Weimar denken läßt, ſehen Sie ſelbſt ein. Ich danke Ihnen aber herzlich und aus voller Seele für Ihren letzten Brief, der mir Ihre Unterhaltung mit dem Erbgroßherzog über mich mittheilte. Wohin mich mein Schickſal auch führen und wie es ſich auch geſtalten möge — ich werde Ihnen ſtets mit inniger Liebe, mit warmer Freundſchaft zugethan bleiben, und bitte auch für mich zuweilen um eine freundliche Erinnerung.

Gott ſei mit Ihnen, lieber guter Eckermann! Beruhigen Sie meine Schwiegermutter, die ſich mehr ängſtigen und entſetzen wird, als der Mühe werth iſt! Ida iſt wohl und grüßt Sie auf's Herzlichſte. Ebenſo Marie. In vier Tagen ſind wir in Oſtende!

Laſſen Sie mich mit zwei Citaten ſchließen. „Sein Schickſal ſchafft ſich ſelbſt der Mann." Und: „Fliehe die Gunſt der Großen! Sie geben dir Wenig und nehmen dir Alles!" Das letzte von Börne!

Adieu! So Gott will, doch auf Wiederſehen!

* * *

An Gottfried Kinkel.

Mainz, 18. Aug. 44.

Theurer Freund!

Beikommend endlich das „Glaubensbekenntniß", das nur durch zufällige Umſtände und Hinderniſſe ſo lange aufgehalten wurde. Möge es Ihnen auch jetzt noch Freude machen, zu ſpät kommt dergleichen nie.

Ich ſtehe ſchon mit Einem Fuß im Dampfſchiff. Morgen geht's rheinab bis Cöln, und dann weiter nach Oſtende. Ob ich Sie, Simrock und andere Bonner Freunde noch werde ſehen können, ſteht dahin. Geſchieht es nicht, ſo müſſen Sie mir nicht böſe darum ſein. Wir reiſen mit viel Gepäck, und überdies iſt das Wetter zweifelhaft. Alles Urſachen, um unſre Reiſe nach

Kräften zu beſchleunigen. Alſo eventualiter: das allerherzlichſte Lebewohl Ihnen und Ihrer vortrefflichen Frau, von mir und Ida! Bleiben Sie uns gut, und laſſen Sie uns ein frohes, glückliches Wiederſehen hoffen! Man fällt doch nicht aus der Welt!

Wollen Sie über mein Buch öffentlich ein Wort ſprechen (etwa in der Allgemeinen), ſo wird es mich freuen, und ich werde Ihnen dankbar dafür ſein.

Nun, Gott ſei mit Ihnen! Der Himmel weiß, wann ich wieder einmal den Rhein hinauffahre. Aber ich weiß, was ich thue, und — „ſein Schickſal ſchafft ſich ſelbſt der Mann!“ Nochmals Adieu, Adieu! Wenn mir in dem Streite, den ich vor mir ſehe, Mitkämpfer Noth thun, ſo weiß ich, daß auch Sie für mich eintreten werden.

Jetzt und immer mit Herz und Hand
der Ihre

F. Freiligrath.

* * *

So ging denn Ende Auguſt Freiligraths Glaubensbekenntnis hinaus an die Freunde und in die Welt; der Dichter ſelbſt fuhr an einem regneriſchen Auguſttage des Jahres 1844 den vielgeliebten Strom, den er vier Jahre lang nicht wiederſehen ſollte, hinab in die freiwillig gewählte Verbannung.

Achter Abſchnitt.

Oſtende und Brüſſel Auguſt 1844. Meyenberg und Zürich März 1845. London Juli 1846 bis Mai 1848.

Während Freiligrath den Rhein hinabſchwimmt und ſtille Herbſtwochen am Meeresſtrand von Oſtende verbringt, betrachten wir das Buch, welches unterdes in vielen Tauſenden von Abzügen hinaus ging, um alsbald verboten, von der Polizei aufgeſpürt, dafür aber um ſo eifriger gekauft und geleſen zu werden; das Buch, mit welchem Freiligrath den Phraſenhelden Herwegh mit einem Streiche und für immer vom Stuhle der Ehren hinabwarf und ſich ſelbſt als geharniſchten Bannerträger des freiſinnigen Gedankens vor allem Volke darſtellte; das Buch, mit welchem derſelbe Dichter, der vormals jede Parteipoeſie verworfen und Herwegh einen ſo unſanften Brief geſchrieben, mit aller Entſchiedenheit als Parteimann auftrat, um deſſentwillen er aber auch bei allen Königiſchen, bei allen Ängſtern und Drückern in Acht und Aberacht gethan ward.

Dichter geben wohl einem neuen Werke ein paar Strophen der Einführung mit; Freiligrath wählt für das Vorwort des Glaubensbekenntniſſes die Proſa, und mit Recht, denn was er hier zu ſagen hatte, war bitterer Mannesernſt, und der „duldet nicht der Leier Klang." Dieſes, von Asmannshauſen Mai 1844 datierte Vorwort iſt eine wichtige Urkunde für Freiligraths Lebensgeſchichte; ſie darf hier nicht fehlen.

„Die jüngſte Wendung der Dinge in meinem engeren Vaterlande Preußen hat mich, der ich zu den Hoffenden und Vertrauenden gehörte, in vielfacher Weiſe ſchmerzlich enttäuſcht, und ſie iſt es vornehmlich, welcher die Mehrzahl der in der zweiten Abtheilung dieſes Buches mitgetheilten Gedichte ihre Entſtehung verdankt. Keines derſelben, kann ich mit Ruhe verſichern, iſt gemacht; jedes iſt durch die Ereigniſſe geworden, ein ebenſo nothwendiges und unabweisliches Reſultat ihres Zuſammenſtoßes mit meinem Rechtsgefühl und meiner Ueberzeugung, als der gleichzeitig gefaßte und zur Ausführung gebrachte Entſchluß, meine vielbeſprochene kleine Penſion in die

Hände des Königs zurückzulegen. Um Neujahr 1842 wurde ich durch ihre Verleihung überraſcht; ſeit Neujahr 1844 hab' ich aufgehört, ſie zu erheben."

„Indem ich mich ſolchergeſtalt, durch Wort und That, offen und entſchieden zur Oppoſition bekenne, ſchicke ich gleichwohl der zweiten Abtheilung die erſte, ſchicke ich den unzweideutigen Stimmen einer ausgebildeten und in ſich gefeſteten politiſchen Meinung die minder ſicheren und bewußten einer erſt werdenden und ſich geſtaltenden voraus. Ich kann nicht anders! Wer am Ziele ſteht, ſoll auch den Umweg nicht verläugnen, auf welchem er es erreicht hat! Dies mein Glaube, und dies der einzige Grund, der mich gerade bei dieſer Gelegenheit zur Wiederveröffentlichung jener älteren Gedichte beſtimmt. Andere Motive, vollends ſolche des Haſſes und des Neides, wie man ſie einſt bei meinem Liede gegen Herwegh vorausgeſetzt hat, ſind mir jetzt ſo fremd, wie ſie es damals waren, und ich ſtelle ſie hiermit auf's Entſchiedenſte in Abrede. Es iſt mir hauptſächlich darum zu thun, eine nunmehr hinter mir liegende Uebergangsepoche meiner poetiſchen und politiſchen Bildung auch ſichtbar für mich und Andere zum Abſchluß zu bringen."

„Und ſo leg' ich denn dieſe Sammlung, Aelteres und Neueſtes, vertrauensvoll an das Herz des deutſchen Volkes! Die Beſonnenen und ruhig Prüfenden, hoff' ich, werden die zahlreichen Fäden leicht entdecken, welche aus der erſten Abtheilung des Buches in die zweite herüberführen. Sie werden es erkennen, hoff' ich, daß hier nur von einem Fortſchreiten und einer Entwicklung die Rede ſein kann, nicht aber von einem Uebertritt, nicht von einem buhleriſchen Fahnentauſch, nicht von einem leichtfertigen Haſchen nach etwas ſo Heiligem, wie die Liebe und die Achtung eines Volkes es ſind. Sie werden es vielleicht um ſo eher, wenn ſie gleichzeitig erwägen, daß die ganze Schule, die ich ſoeben als Individuum vor den Augen der Nation durchgemacht habe, doch am Ende nur die nämliche iſt, welche die Nation, in ihrem Ringen nach politiſchem Bewußtſein und nach politiſcher Durchbildung, als Geſammtheit ſelbſt durchlaufen mußte und zum Theil noch durchläuft; — und das Aergſte, was ſie mir vorzuwerfen haben, wird ſich zuletzt vielleicht auf das Eine beſchränken, daß ich nun doch von jener „höheren Warte" auf die „Zinnen der Partei" herabgeſtiegen bin. Und darin muß ich ihnen allerdings Recht geben! Feſt und unerſchütterlich trete ich auf die Seite derer, die mit Stirn und Bruſt der Reaction ſich entgegenſtemmen! Kein Leben mehr für mich ohne Freiheit! Wie die Looſe dieſes Büchleins und meine eigenen auch fallen mögen: — ſo lange der Druck währt, unter dem ich mein Vaterland ſeufzen ſehe, wird mein Herz bluten und ſich empören, ſollen mein Mund und mein Arm nicht müde werden, zur Erringung beſſerer

Tage nach Kräften das Ihrige mitzuwirken! Dazu helfe mir, nächſt Gott, das Vertrauen meines Volkes! Mein Geſicht iſt der Zukunft zugewandt!"

Wir ſind mittlerweile um 36 Jahre älter geworden und können Freiligraths Glaubensbekenntnis ohne Haſt und Vorliebe prüfen. Der nächſte Eindruck iſt der der Überraſchung, daß eine Sammlung von Gedichten, die uns ihrer allergrößten Zahl nach keineswegs politiſch gefährlichen Inhaltes erſcheinen, ſolch ungeheure Wirkung üben konnte. Wir vergeſſen dabei, daß unſere Haut infolge dreißigjähriger Preßfreiheit eine viel ſchärfere politiſche Zugluft vertragen kann; wir vergeſſen, daß in jenen vormärzlichen Tagen, da jedes Zeitungsblatt, jede kleine Druckſchrift von dem Rotſtift irgend eines halbgebildeten polizeilichen Cenſors bedroht war, da man mehr als zwanzig Bogen ſchreiben mußte, um überhaupt etwas Freiſinniges uncenſirt ſagen zu dürfen und zu können, ein freies Wort wirklich eine befreiende That, eine Herzenserquickung, ein Seelenlabſal für viele Tauſende war. Um die verhängnisvolle Zahl von 21 Bogen zu erreichen, war Freiligrath genötigt, eine ganze Reihe von Gedichten einzufügen, die völlig unverfänglicher Art ſind oder uns wenigſtens ſo erſcheinen; aber was war unverfänglich in einer Zeit, da Gedichte wie „Trotz alledem!" nach Robert Burns, oder „Die Freiheit! das Recht!" geſtrichen wurden, und das königliche Ober-Cenſurgericht auf des Dichters Anrufen dieſe Streichung beſtätigte, weil in dieſen Gedichten „den falſchen Freiheitsideen, der feindlichen Entgegenſetzung der verſchiedenen Stände in aufregender Weiſe das Wort geredet wird?"

Wir dürfen alſo zunächſt ausſcheiden eine ganze Reihe von Gedichten, welche ſchon vorher unbeanſtandet veröffentlicht worden waren und eigentlich nur um der Bogenzahl willen hier aufgenommen worden zu ſein ſcheinen; Poeſien wie die ganze erſte Abteilung, aus der zweiten die beiden vorerwähnten, dann Guten Morgen, Dorfgeſchichten, Des Kaiſers Segen, Ein Denkmal, das wunderbar ſchöne Am Baum der Menſchheit, Hohes Waſſer, Feldmuſik, der prachtvoll tiefſinnige Hamlet, Die Flottenträume und ſo manches andere Gedicht. Hin und wider tritt auch die politiſche Satire auf in der Geſtalt der Anekdote, wie in Prinz Ludwig von Preußen, Das Fenſterkreuz, oder auch in dem Walpurgistraum. So iſt mehr als die Hälfte der vier und vierzig Gedichte des Glaubensbekenntniſſes derart, daß es der fabelhafteſten Zartfühligkeit eines Cenſors von 1844 bedurfte, um ſie anſtößig zu finden.

Schärfer weht ſchon der Wind in denjenigen Gedichten, welche auf einzelne ſoziale Schäden der Zeit hindeuten; ich denke dabei vornehmlich an die Gedichte „Vom Harze" und „Aus dem ſchleſiſchen Gebirge;" in zwei geharniſchten Gedichten geißelt Freiligrath die Cenſur, dieſen Mord des ungeborenen Gedankens; das eine derſelben eine deutliche Hinweiſung auf jenen Hauptdemagogen-

verfolger in Preußen, Tschoppe, welcher im Irrenhause starb. Ein schneidender Grimm oder eine tiefsittliche Entrüstung geht durch die Gedichte, welche sich gegen den patriarchalischen Absolutismus der preußischen Regierung und gegen die brutale Oberherrschaft Rußlands über Deutschland wenden; das sind wahrhafte politische Zorngedichte, und wenn auch die Spitzen bisweilen in den Rosen der Poesie verhüllt sind, so mußten sie doch sehr empfindlich stechen. Sie sind entstanden im Januar und Februar 1844, also sichtbarlich unter dem Eindruck der Erbitterung, daß man ihm zwei ganz allgemein gehaltene Gedichte gestrichen, daß man das „Am Baum der Menschheit" nur verstümmelt zum Druck zugelassen hatte. Da ist zuerst „Im Himmel," ein wahrhaftes Prophetenwort; der alte Fritz, in Gegensatz gestellt zu der schönredenden Schwächlichkeit des Nachfahren, bricht zürnend los:

Herr, dies betrogne deutsche Volk! Und keiner, der es rächt,
Und keiner, der ihm schaffen mag sein vorenthaltnes Recht!
Der jeden Schwur, den man ihm brach, einfordert fest und kühn!
Der zornig mit dem Fuße tritt auf Karlsbad und auf Wien! —

Ich thät's! Einschlüg' ich mit der Faust dies Diplomatennetz!
„Reichsstände! öffentlich Gericht! ein einig deutsch Gesetz!
Und überall das freie Wort!" — Bei Gott, so trät' ich hin!
Bei Gott dem Herrn, so schlüg' ich durch! — so wahr ich König bin!

Diesem Gedicht von zündender Beredsamkeit folgt dann das Lied von den acht Rossen, ein Gedicht voll schärfster politischer Ironie mit dem derben Schlusse:

Immer ruhig, immer sachte,
Ihr getreuen, lieben Achte!
Eines glaubt und bleibt dabei,
Steckt der Karr'n einmal im Drecke,
Hui, dann geht es rasch vom Flecke,
Und die Zäume fliegen frei!

Die Gedichte „Die weiße Frau" und „Vom süßen Brei" führen uns jene gespenstische Gestalt vor, welche durch die deutschen Fürstenschlösser todverkündend wandelt und dem Dichter auch aus den finstern Gängen des Detmolder Schlosses in unheimlicher Erinnerung stand. Sie tritt an das Lager des schlafenden Enkels und ruft ihm zu:

Auf, mein Geschlecht! — Hör', wie weithin
Ein Schrei gellt, den du selbst beschworen!
Durch meiner Särge doppelt Zinn
Fühlt' ich ihn spitz mein Herz durchbohren!
Es ist der Schrei, den um sein Recht
Das Volk erhebt — annoch in Treuen!
Du schläfst sehr fest, o mein Geschlecht,
Zu überhören solch ein Schreien!

Zu ätzendem Gift aber wird Freiligraths Poeſie, wenn ſie ſich gegen Rußland wendet, wie in dem „Kinderlied" von St. Nikolas, einem wahren Meiſterwerk politiſcher Ironie, einem prächtigen Kleinbild jenes allmächtigen Zornes, welchen jeder freiſinnige Mann damals gegen Rußland empfand, ſo daß derſelbe ſich ſogar, heute für die wenigſten mehr erkenntlich, in dem ſonſt ſehr unpolitiſchen Struwwelpeter ablagerte. Noch kräftiger als in dem ſpitzigen Nikolasliede wird in „Zwei Flaggen" dieſer Zorn gegen den Doppeladler aller Reußen laut,

der zu dieſer Friſt
Als Büttel hauſt auf unſern Grenzen;
Der gegendeutſch und undeutſch iſt,
Und dem wir dennoch feig ſcherwenzen;
Der nur aus Schlauheit eng und feſt
Den Adlern dieſſeits ſich verbündet,
Und keck in jedem deutſchen Neſt
Ein Filial des eignen gründet.

Dieſe Gedichte waren Pfeffer und Salz in Freiligraths Glaubensbekenntnis und wirkten vor allem auf die große Schar der Leſer, welche das Buch als politiſche Kundgebung auffaßten; dieſe Gedichte allein waren es zugleich, welche dem Verfaſſer die Grenzen Deutſchlands bis auf weiteres verſchloſſen.

Während die deutſche Preſſe, je nach der Parteifärbung, dem Dichter, welcher ſo keck in ernſter Zeit ſein Glaubensbekenntnis aller Welt vor Augen gelegt, zujauchzte oder ihn aufs ſchärfſte verurteilte, nicht als Dichter, ſondern als Parteimann, blieb leider faſt unbeachtet der poetiſche Wert dieſer Dichtungen, welcher dieſelben zu einer zweiten hochbedeutenden Offenbarung von Freiligraths Genius ſtempelt; es iſt das Verdienſt der ausländiſchen, der engliſchen und der franzöſiſchen Preſſe geweſen, vornehmlich die poetiſche Bedeutung des Glaubensbekenntniſſes zu erkennen, in ihm die Fäden nachzuweiſen, welche zurückführen zu jenem Freiligrath, dem Sänger des Löwenrittes und der anderen wunderbaren Gedichte, welche zuerſt ſeinen Namen über diejenigen aller Mitſtrebenden hoch emporgehoben hatten. Denn darüber iſt jedenfalls kein Zweifel, daß an dichteriſcher Wärme und Fülle, an dauerndem poetiſchen Werte Freiligraths Glaubensbekenntnis, wenigſtens die bedeutſameren der darin geſammelten Poeſien, himmelhoch alles überragt, was ſonſt in jenen Jahrzehnten in Hinſicht auf Zeitdichtung geleiſtet ward.

Gegenüber der entweder kleinlich ſpöttelnden oder großartig backenaufblaſenden oder zürnend verzagenden politiſchen Poeſie jener Zeit des Wollens und Nichtkönnens, des Verſuchens und Nichtdurchführens erkennen wir bei

Freiligrath dieſelbe plaſtiſche Greifbarkeit der Darſtellung, dieſelbe Gedrungenheit und Kraft des Gedankens wie früher, und dazu eine frühlingsfriſche Herbe und Entſchiedenheit der Geſinnung. Betrachten wir nur die poetiſch bedeutſameren Gedichte der zweiten Abteilung, wie köſtlich friſch iſt das Zopflied auf Prinz Louis Ferdinand! wie unvergleichlich ſchön und warm iſt die Hoffnung auf eine zukünftige Auferſtehung des Vaterlandes ausgeſprochen in jenem wunderbaren „Am Baum der Menſchheit drängt ſich Blüt' an Blüte", mit der ergreifenden Strophe:

Der du die Blumen auseinander falteſt,
O Hauch des Lenzes, weh' auch uns heran!
Der du der Völker heil'ge Knoſpen ſpalteſt,
O Hauch der Freiheit, weh' auch dieſe an!
In ihrem tiefſten, ſtillſten Heiligthume
O, küß' ſie auf zu Duft und Glanz und Schein —
Herr Gott im Himmel, welche Wunderblume
Wird einſt vor allen dieſes Deutſchland ſein!

Wie markig großartig iſt das Bild Friedrichs des Zweiten in „Im Himmel" gezeichnet, und dann wieder wie innig ſchön das Bild aus des Dichters häuslichem Leben „Feldmuſik!" Kann die Troſtloſigkeit über die würde- und kraftloſe Stellung Deutſchlands in Europa geiſtreicher und herzzereißender ausgedrückt werden als im „Hamlet", die Nachtſeiten der damaligen geſellſchaftlichen Zuſtände kraftvoller und poetiſch ergreifender als im „Rübezahl" oder in jenem furchtbaren „Vom Harze" in der dramatiſch packenden Geſchichte des Bauern, welcher den gefräßigen Hirſch auf ſeinem Acker erlegt und dafür vom Förſter erſchoſſen wird? Dann wieder, mit welch freudigem Mut ſpricht der Dichter in „Hohes Waſſer" zu der Gattin:

Wohin? — Noch weiß es Gott allein,
Doch bin ich freudig und ergeben!
Und du auch, Liebe, ſollſt es ſein:
Auch ſolche Springfluth hört zum Leben!
Sie jagt es auf, ſie friſcht es an,
Sie hütet es vor dumpfem Stocken —
Drum ohne Bangen in den Kahn,
Und gieb dem Sturme deine Locken!

So recht! — Am Steuer ſteh' ich dreiſt,
Und laſſe kühl die Welle branden!
Ob hier und dort ein Strick auch reißt —
Wir werden landen und nicht ſtranden!

Helloffen liegt vor uns die Welt,
Ich bin gerecht in vielen Sätteln!
So lange Faust und Schädel hält,
Du Liebe, brauch' ich nicht zu betteln!

Anderer nicht zu gedenken. Noch das Schlußgedicht Mai 1844 trägt den Stempel jenes köstlichen Lebens am Rhein, die Signatur der Unkeler Brauſezeit, jenes frühlingsfriſche:

Zu Asmannshauſen in der Kron',
Wo mancher Durſt'ge ſchon gezecht,
Da macht' ich gegen eine Kron'
Dies Büchlein für den Druck zurecht!
Ich ſchrieb es ab bei Rebenſchein,
Weinlaub um's Haus und ſaft'ge Reiſer!
Drum, wollt ihr rechte Täufer ſein,
Tauft's: Vierundvierz'ger Asmannshäuſer!

Wohl waren es Lieder gegen eine Krone gerichtet, aber es waren zugleich echt poetiſche Klänge, in denen abwechſelnd der Humor und die tiefe ſittliche Entrüſtung, die Liebe zur Gattin und die Liebe zum Vaterland das Wort führen. Dieſe poetiſche Bedeutung des Glaubensbekenntniſſes wird uns ſofort offenbar, ſobald wir dasſelbe vergleichen mit den Liedern eines Lebendigen, deren hochbegabter Verfaſſer doch eigentlich nur ausnahmsweiſe über die allgemeine Phraſe hinauskommt. Und für Freiligrath war es mehr; denn mit dem Buche, das er hinausgehen ließ, verzichtete er auf viel mehr, als er bereits mit der königlichen Penſion geopfert, er verzichtete auf ſein trauliches Heim, auf ſeinen vielgeliebten Rhein, auf die Freunde, aufs Vaterland.

Über die Ereigniſſe während jenes ſtillen Halbjahres, welches Freiligrath mit der Gattin in Belgien verbrachte, geben uns faſt nur die Briefe Kunde. Aus Oſtende, wo er vier Wochen lang verweilte, liegt nur ein freundſchaftlicher Brief vor, ein Beweis, daß der Dichter den Aufenthalt daſelbſt völlig dem ſüßen Nichtsthun am Meeresſtrande widmete, den er ſeit dem Scheiden von Amſterdam nicht wieder geſehen. Für den Winter richteten die beiden ſich in Brüſſel ein; auch während dieſer Zeit entſtand nachweisbar nur ein Gedicht, das vortreffliche Lied „Meiner Frau zum Geburtstage, Dezember 1844." So ſtill und zurückgezogen der Dichter auch lebte, ſo fehlte es doch auch hier nicht an mancherlei geſellſchaftlichen Beziehungen. Heinzen und Marx mit ihren Familien brachten den Winter ebenfalls in Brüſſel zu; Frau Luiſe v. Ploennies, von Darmſtadt her dem Paare befreundet, kam mit ihrer Tochter und ihrem ſpäteren Schwiegerſohn auf der flamändiſchen Triumphreiſe auch nach der Hauptſtadt; eine Familie Kuffrath aus Köln,

in Brüſſel anſäſſig, gab muſikaliſche Abendunterhaltungen, in welchen ſich die gefeiertſten Künſtler hören ließen; auch die Familien des Buchhändlers Muquardt und des belgiſchen Gelehrten und Literarhiſtorikers A. van Haſſelt bildeten einen angenehmen Umgang; mit den politiſchen Freunden aber ward beim ſäuerlichen belgiſchen Bier in der Kneipe zur Faille déchirée mancher vergnügte und belebte Abend verbracht.

Heinrich Bürgers, der bekannte freiſinnige Schriftſteller und Volksvertreter, hat im November und Dezember 1876 in der Sonntagsbeilage der Voſſiſchen Zeitung einen anziehenden Aufſatz veröffentlicht, Erinnerungen an F. Freiligrath überſchrieben, und ſchildert darin, wie er bei verſchiedenen Gelegenheiten kürzere oder längere Zeit mit dem Dichter zuſammentraf. Zuerſt geſchah das in jenem Herbſt 1839, als Freiligrath, dem Kaufmannsſtand entſagend, den Rhein hinaufwanderte nach Unkel und unterwegs in Bonn, von zwei Füchſen aus dem Lippiſchen Lande eingeführt, einen Kneipabend mit den Hanſeaten in ungeheurer Heiterkeit verbrachte, obwohl nur ein ſehr beſcheidener Teil der Muſenſöhne eine Ahnung davon hatte, welche Ehre ihrer Kneipe widerfuhr; Bürgers ſo wenig wie die meiſten ſeiner Freunde kannten damals, anderthalb Jahre nach dem Erſcheinen der Gedichte, das neuerſchienene Dichtermeteor.

Es war in den erſten Monaten des Jahres 1845. Karl Marx, vorher Redakteur der unterdrückten demokratiſchen Rheiniſchen Zeitung zu Köln, hatte in Paris ein neues literariſches Unternehmen begonnen, ward aber auf Andringen der preußiſchen Diplomatie ausgewieſen, und begab ſich nach Brüſſel, mit ihm H. Bürgers, welcher ſich gleichfalls der journaliſtiſchen Laufbahn zugewendet hatte und damals, Marx befreundet, zu Paris verweilte. Zum Verſtändnis des Nachfolgenden ſei noch bemerkt, daß die Rheiniſche ſeiner Zeit den Dichter des Briefes an Herwegh in feindſeligſter Weiſe angegriffen hatte. Bürgers erzählt nun über den Dichter des Glaubensbekenntniſſes, und ſein Bericht ſchildert uns nicht bloß den Brüſſeler, ſondern den ganzen Freiligrath:

„Als wir in Brüſſel eine Nacht verbracht hatten, war ungefähr das Erſte, was Marx am Morgen zu mir ſagte: „Wir müſſen heute zu Freiligrath gehen, er iſt hier und ich muß gut machen, was die Rheiniſche Zeitung, als er noch nicht auf den Zinnen der Partei ſtand, an ihm verbrochen hat; ſein Glaubensbekenntnis hat Alles ausgeglichen.“ Und wir gingen am Abend hin und trafen den jungen Gatten in Geſellſchaft ſeiner Frau und Schwägerin, die zum Beſuch aus Weimar da war, und von Karl Heinzen, der ſich auch in Brüſſel aufhielt; wir wurden bald gute und herzliche Freunde. Diesmal aber kannte ich das Glaubensbekenntniß, und ich freute mich doppelt der

Bekanntſchaft des Dichters, des herrlichen Menſchen und des Geſinnungsgenoſſen von der reinſten, begeiſterungsvollſten Ueberzeugung! Nicht als ob er dieſe irgendwie zur Schau getragen hätte, er war im gewöhnlichen Verkehr von einer ſo anſpruchsloſen Einfachheit, daß Niemand etwas von dem Feuer ahnte, das ihm Seele und Geiſt durchglühte und ſeinem Dichtermunde die flammenden Strophen entſtrömen ließ. Dieſe Doppelnatur hat ſich niemals bei Freiligrath verleugnet und bezeichnet die Eigenthümlichkeit ſeiner Individualität. War es die weſtphäliſche Art, welche Unſcheinbarkeit des äußeren Weſens liebt, war es die Schule der Kaufmannſchaft, die ihm frühzeitig Selbſtbeherrſchung auferlegte, — welche Eindrücke der erſten Erziehung und der ſpäteren Lebensſtellung auch mitgewirkt haben mögen, es war vor Allem wie aus harmoniſchem Guſſe der ſittlich humane Charakter, der ihn durchdrang, ohne Zwang, ohne reflectirte Sentimentalität, jener Charakter, der von Menſch zu Menſch den keuſchen Eindruck einer Manneswürde macht, die ſich ſelbſt genug iſt, nicht nach dem Beifall der Umgebung geizt und am wenigſten ihren Werth Anderen aufdrängt. Es fehlte dem Dichter gewiß nicht an Selbſtgefühl, und er hat demſelben, wo es am Orte war, warmen Ausdruck gegeben, aber im Alltagsdaſein trat ſein Genius nicht hervor, und wenn er einmal ſein Heiligthum erſchloß, ſo war es ein hohes Zeichen des Vertrauens für den Freund, bei welchem er zarten und innigen Verſtändniſſes verſichert ſein durfte. Auch hatte ſeine äußere Erſcheinung nichts von dem, was nach gemeiner Vorſtellung den Poeten kennzeichnet. Sie machte unmittelbar den Eindruck einer durchaus bürgerlichen Natur, die im Geſchäftsleben ihre Sphäre hat und ſich beſſer auf Tauſchwerthe verſteht als auf ideale Güter. In den Zügen ſeines breiten, vollen, fleiſchigen Geſichts lag nichts Träumeriſches, nichts „Genialiſches“, die Naſe war nicht fein geſchnitten, der Mund trat zurück hinter den etwas hangenden Unterbacken, das Kinn war zu kurz, um ein richtiges Oval zu bilden, das auch vom Bart nicht ergänzt wurde, deſſen undichter Wuchs den Unterkiefer mehr umrahmte als bedeckte. Sein Kopf trug wie ſeine Geſtalt den weſtphäliſch-niederrheiniſchen Typus: ſtarkknochig, ſtirnfeſt und muskelderb. Nur das weite, klare, hellblickende Auge unter den leichtgeſchwungenen Brauen und das Spiel der Züge in der Anregung des Geſprächs verriethen die treue Seele, die kein Arg und kein Falſch kannte, das tiefe Gemüth, dem die Menſchenliebe das leichteſte aller Gebote war, und erſt im ſtärkeren Affekt zuckte und wetterleuchtete der reiche, mit der köſtlichen Gabe der Dichtung wuchernde Geiſt. Im Umgange war Freiligrath vollendeter Gentleman, unbefangen und ſicher in ſeiner ſchlichten Art, freundlich und entgegenkommend, zartfühlig und taktvoll, aber feſt und beſtimmt, klar und rund. Er brachte es nicht leicht über ſich, eine Bitte abzuſchlagen, wenn er ſie zu erfüllen im

Stande war, und der Auftrag, den er übernahm, konnte der Ausführung ſicher ſein. Gewiſſenhaft gegen ſich ſelbſt, war er treu und duldſam gegen Andere; ſeine Herzensgüte ließ ihn oft mit bewundernswerther Langmuth läſtigen Beſuch von Leuten aushalten, die irgend ein Anliegen hatten oder den Dichter gern kennen lernen wollten. In ſpäteren Jahren mußte er ſich künſtlich gegen ſolche Zudringlichkeit abſchließen, der er aus ſich nicht widerſtand, wie ſehr ſie auch ſeinem Weſen fremd und zuwider war. In Geſellſchaft ein fröhlicher Geſelle, in jungen Jahren ein luſtiger Zecher, liebte er muntere Unterhaltung und leichtes Geplauder, war ein Feind von gelehrter Disputation oder zänkiſchem Disput, wie von äſthetiſcher Kritik oder geiſtreicher Splitterrichterei, dagegen ein trefflicher Erzähler voll humoriſtiſcher Laune, die den feinen Beobachter von Menſchen und Dingen und dabei den milden Beurtheiler von Schwächen und Mängeln erkennen ließ. In ernſten Fragen liebte er es, ſich mit ſich ſelber in der Stille in's Klare zu ſetzen; er hörte aufmerkſam dem Meinungsaustauſche zu, betheiligte ſich aber ſelten daran. War er im Grundſatz einverſtanden, ſo kümmerte ihn nicht die kritiſche Formel; ſeine poetiſche Natur griff den Kern heraus und geſtaltete ihn ſich zu einem lebendigen Bilde, das von ſeinen unmittelbar menſchlichen Zügen und Bezügen Licht, Farbe, Charakter und Rahmen empfing. So war er auch Politiker aus lebendigem Mitgefühl, aus pochendem Herzen, mit klarem Kopfe, aber ohne ſyſtematiſche Doctrin, ohne Buchſtabengläubigkeit, und ſo will er als politiſcher Dichter gefaßt und verſtanden ſein."

„In Brüſſel hatte Freiligrath, da nun Deutſchland ihm keine ſichere Stätte mehr bot, nur zeitweiligen Aufenthalt genommen, um ſich ein anderes Aſyl zu ſuchen. Es gefiel ihm nicht in der walloniſch-flämiſchen Welt; er hatte nur geringen Verkehr mit einigen Deutſchen, welche die letzte Demagogenverfolgung nach Belgien verſchlagen hatte, und die dort zu Amt und Würde oder zu bürgerlicher Stellung gelangt waren. Seinen näheren Umgang bildete Karl Heinzen, der aus ähnlichem Grunde, wie der Dichter, die Heimat mied oder meiden zu müſſen glaubte. Heinzen war damals enragirter Konſtitutioneller; er hatte eine Broſchüre für ſeine Anſicht geſchrieben, die er im Auslande drucken ließ, und war überzeugt, daß er deßwegen von dem Kölner Oberprokurator verfolgt werden würde. Ich glaube, daß eine Unterſuchung wegen der Schrift niemals gegen ihn eingeleitet worden iſt. Heinzen behandelte aber die Sache mit der höchſten Wichtigkeit und wußte regelmäßig in Geſellſchaft das Geſpräch darauf zu lenken. Marx war nicht gutmüthig genug, den konſtitutionellen Biedermann ernſthaft zu nehmen, und brachte ihn durch ſeine kauſtiſche Kritik des Konſtitutionalismus jedesmal in Verzweiflung, hier und da zu heftigen Ausbrüchen jener naturwüchſigen Grobheit, die er

ſpäter als republikaniſcher „Pionier“ ſo kunſtgerecht kultivirt hat. Er war aber eine durch und durch ehrliche Natur, und ſein derbes Weſen machte keineswegs den Eindruck der Ungeſchlachtheit. Die drei Kinder der Zeit, er, Freiligrath und Marx, von ſo verſchiedenen Ausgangspunkten, ſo verſchiedenartigem Bildungsgange, ſo abweichendem Temperament, Geiſt und Charakter, bildeten gegen einander einen ſeltſamen Kontraſt, und doch band ſie die Gemeinſamkeit des Strebens, der Kampf für die politiſche Freiheit, wie ſie damals von dem bürgerlichen Verſtande, dem poetiſchen Gefühl und der philoſophiſchen Dialektik erfaßt wurde. Heinzen hatte im holländiſchen Dienſte auf Java die tropiſche Welt kennen lernen, die Freiligrath nur im Gedichte ſah und die Marx unter dem Geſichtspunkte des Weltmarktes begriff. Heinzen bekämpfte, nachdem er, aus Indien zurückgekehrt, preußiſcher Steuerbeamter geweſen, mißvergnügt die preußiſche Bureaukratie, Freiligrath ſtand zukunftsfroh auf der Warte ſeines geliebten deutſchen Volks, Marx brütete mit choleriſcher Energie über der Befreiung des vierten Standes durch radikale Umwälzung der Geſellſchaft.“

„Marx und ich wohnten in einem Logirhauſe und arbeiteten den ganzen Tag über zuſammen. Eines Abends kamen Freiligrath und Heinzen, um Abſchied zu nehmen, uns zur großen Ueberraſchung, die wir die Trennung ſo bald nicht erwarteten. Freiligrath hatte ſeinen Entſchluß gefaßt, und Heinzen ſchloß ſich ihm an. Der Dichter war in ungewöhnlich munterer Stimmung, etwas angeheitert. Er hatte „Pearl“ getrunken, ein engliſches Warmgebräu, das in einer kleinen, von einem alten, zurückgebliebenen „Waterlooer“ gehaltenen Taverne trefflich präparirt wurde. Er entſchuldigte ſich luſtig mit ſeinem „Pearl“ und wollte den Abſchiedstrunk, den wir boten, nicht annehmen. Er ſagte uns, daß er über Frankreich nach der freien Schweiz gehen wolle, um ſich dort irgendwo feſtzuſetzen, und war glücklich in dem Gedanken, friſchem Schaffen zu leben, denn ſein Aufenthalt in Brüſſel war, abgeſehen von den literariſchen Studien, die er beſtändig betrieb, wenig, fruchtbar geweſen. Er ſcherzte und lachte und riß uns mit fort. Ein herzliches und fröhliches Adieu, ein Händedruck, ein Kuß, auf glückliche Reiſe ihm, auf Wiederſehen uns“! —

Bürgers' Bericht iſt unſerer Erzählung ſchon etwas vorausgeeilt. Freiligrath ſah bald ein, daß Brüſſel kein Aufenthalt für die Dauer ſei; und da ſich inzwiſchen herausgeſtellt hatte, daß er nicht nach Deutſchland zurückkehren konnte, wo ein Verhaftbefehl gegen ihn in Kraft ſtand, ſo erſah er ſich die Schweiz als künftigen Wohnort. Eingang März brachen beide dahin auf, Frau Ida in Geſellſchaft der Schweſter mit wiederholten Ruhepauſen in befreundeten Häuſern zu Köln, St. Goar und Darmſtadt, aber

auch mit schwerer Belästigung durch Hochwasser und Eisgang am Rhein, Freiligrath mit seinem Freunde Heinzen unter mancherlei Beschwerden des grimmigen Winters über Metz, Straßburg und Basel.

Außer einem Schreiben an Karl Heuberger ist ein einziger Brief vorhanden aus den Ostender Tagen, und auch dieser im Entwurf, ohne Ausfüllung des Datums; aber dieser Brief an den Minister Eichhorn sollte Freiligraths bis dahin nur stillschweigend aufgehobenes Verhältnis zu König Friedrich Wilhelm IV. endgültig lösen.

An Karl Heuberger.

Ostende, 16. Septembris 1844.

Theuerster Freund!

Morgen werden es schon vier Wochen, daß wir uns zu Coblenz Lebewohl sagten, und noch immer haben Sie keine Nachricht von mir. Die Reise und das Bad müssen mich entschuldigen. Wir waren erst noch ein paar Tage in Kettwig, von wo aus ich einen Abstecher in die Gegend von Dortmund machte, um meine Mutter und meine Geschwister wiederzusehen; dann anderthalben Tag in Düsseldorf bei Schroedter's (superbe neue Bilder von Schroedter und Lessing gesehen; auch Karl Hübner's vielbesprochene „Schlesische Weber"), und eilten darauf erst, Cöln kurz berührend und in Mecheln Nachtquartier machend, in zwei Tagen bis hierher. Uebermorgen werden es drei Wochen, daß wir hier eintrafen. Die Reise ist in hohem Grade interessant: die Blitzschnelle der Eisenbahn; die Menge bedeutender Städte, die man, wenn auch nur im Fluge, berührt; die zum Theil, besonders von Verviers bis Lüttich, höchst anmuthige Gegend; das rege Treiben des fremden Volkes — Alles das wirkt in seiner Neuheit anregend und erfrischend. Ostende selbst ist monoton und langweilig, doch versöhnt die See mit Allem, namentlich wenn sie Einem so rasende, unermüdlich anstürmende Wellen auf den Hals schickt, wie heute früh. Es geht wahrlich nichts über das Seebad!

Bis Ende nächster Woche werden wir noch hier bleiben, und alsdann die Hauptstädte des Landes, Gent, Antwerpen, Brüssel, Lüttich, besuchen und betrachten. Vielleicht machen wir in einem der letztgenannten beiden Orte einen längeren mehrmonatlichen Aufenthalt. Die Bewegung und Werdelust des flämischen Theiles der Nation interessirt mich in hohem Grade, und ich habe wohl Lust, sie mir den Winter hindurch in der Nähe anzusehen.

Diese Nacht träumte mir lebhaft von Ihnen und St. Goar. Lurlei, Katz, Rheinfels, Plateau, Gründelthal und siebente Mühle standen klar und lebhaft und plastischer, als wohl sonst die zerfließenden Bilder des Traumes

ſich darſtellen, vor mir. Ach, es iſt doch ſchön und herrlich dort! Mein Herz iſt oft drüben — St. Goar und Landraths haben eine feſte Statt in ihm! —

Das wäre vor der Hand Alles! Das nächſte Mal, bei endlicher größerer Ruhe (ſo ein verbadeter Sommer iſt wirklich etwas Entſetzliches!), auch ein ruhiger und geordneter Brief! — Noch immer keine Nachricht von Geibel? Herr ſei bei uns, das iſt ein großartiger Faulpelz!

Noch Eins: — laſſen ſich's Euer Liebden gefallen, zu guter Letzt noch ein Fläſchchen:

Bass & Co's
Superior
Pale
INDIA ALE
J. Wallis
154, Fenchurch Street

mit mir auszuſtechen. Ein feines Gläschen, nicht wahr?

* * *

An Staatsminiſter Eichhorn.

Hochwohlgeborner Herr!

Hochgebietender Herr Miniſter!

Unter'm 14. April 1842 hatten Ew. Excellenz die Gewogenheit, mich von einer mir zutheil gewordenen Huld Seiner Majeſtät des Königs brieflich in Kenntniß zu ſetzen. Ich fand damals Gelegenheit, Seiner Majeſtät für das mir allergnädigſt ausgeſetzte Jahrgeld von 300 Thlrn. unmittelbar meinen Dank auszudrücken, und unterließ es aus dieſem Grunde ſeither, Ew. Excellenz geneigtes Schreiben zu beantworten.

Inzwiſchen hat Vieles ſich geändert, und ich berge nicht, daß dieſelbe königliche Gnade, die ich vor drittehalb Jahren noch mit unbefangener Freude willkommen hieß, mich jetzt eher beengt und in der offenen Darlegung des Mitgefühls behindert, welches ich, auf Grund einer redlich gewonnenen Ueberzeugung und nach dem Maße der mir verliehenen Kräfte, einer bewegten und bewegenden Zeit auszuſprechen mich verpflichtet glaube. Wohl weiß ich, daß Seine Majeſtät, als Sie mir die erwähnte Auszeichnung zuzuwenden beſchloſſen, nur einen Akt kunſtfördernder Gnade beabſichtigten, keineswegs

aber des Willens waren, mir und meiner Muſe irgendwie einen Zwang aufzuerlegen: — nichtsdeſtoweniger kann ich mich des angedeuteten Gefühls von Beengung nicht erwehren, und ziehe, wie die Sachen ſtehen, eine ganze volle Unabhängigkeit auch dem Schatten eines Gebundenſeins vor. Es iſt der Zweck dieſer Zeilen:

Das mehrerwähnte Jahrgeld durch Ew. Excellenz geneigte Vermittelung dankbar und ehrerbietig in die Hände Seiner Majeſtät zurückzulegen.

Faktiſch habe ich es bereits ſeit dem 2. Januar d. J., als dem Datum der letzten von mir ausgeſtellten Quartalquittung, nicht mehr erhoben.

Mit der vollkommenſten Hochachtung

Ew. Excellenz ganz ergebener

F. Freiligrath.

Oſtende, . . . September 1844.

* * *

Aus dem Brüſſeler Winter ſind die nachfolgenden Briefe.

An Karl Simrock.

Brüſſel, den 11. Oktober 1844.

Meinen Brief vom 14. Auguſt wirſt Du ebenſowohl erhalten haben, wie vor Kurzem durch meinen Verleger das Freiexemplar meiner Zeitgedichte. Ich habe in dieſen Tagen an Schlickum geſchrieben, daß und warum es mir unmöglich war, bei meiner Rheinabfahrt noch bei Euch vorzuſprechen: ſei auch Du mir nicht böſe darum, und laß' uns — bis zum Frühjahr wenigſtens — ein frohes glückliches Wiederſehen am Rhein hoffen. Einſtweilen ſitz' ich warm und wohl zu Brüſſel, Rue du Pachéco Nr. 35, und warte ab, wie ſich die Dinge für mich in Deutſchland geſtalten. Mein Buch iſt, Gott Lob, glücklich und unverrathen vom Stapel gelaufen und muß jetzt nachgerade anfangen zu rumoren und verboten zu werden. Da der ganze Schritt Ueberzeugungsſache und innere Nothwendigkeit für mich war, ſo iſt es mir jetzt, wo der Wurf gethan iſt, natürlich gleichgültig, ob der Einer oder die Sechſer oben liegen: — dennoch läugne ich nicht, daß ich der Nachricht von der einen oder andern Art des Erfolgs mit Spannung entgegenſehe! Ich hoffe, Alles wird gut gehen: d. h. die Reactionaire werden wüthend über mich ſein, und die Liberalen mich wenigſtens diesmal nicht verkennen. Sollteſt Du, ohne Dich durch eine mögliche Brieferöffnung zu compromittiren, mir im Lauf der nächſten Wochen Dieſes oder Jenes aus Deinem Kreiſe berichten können, ſo würd' ich Dir's Dank wiſſen. Ein paar anonyme Briefe aus Cöln, von Radikalen geſchrieben, laſſen mich im Allgemeinen hoffen, daß der Empfang des Buches im Rheinlande ein freudiger und vertrauensvoller geweſen iſt.

Dem „Zopf", wirst Du gesehen haben, ist nun doch kein „Kopf" gemacht worden. Ich kann an etwas Rundem und Fertigem nachträglich nicht mehr posseln und feilen und meine auch, daß es in diesem Falle nicht mehr nöthig war. Der Name des Prinzen kommt ja nicht nur in der Ueberschrift, sondern auch in ein paar spätern Strophen vor. Also ist das: „Wie er's in der Schlacht getrieben" immer noch deutlicher als das: „Er stand auf seines Daches Zinnen." In dem ganzen Schiller'schen Gedicht kommt der Name Polykrates nicht vor, und in der Ueberschrift steht er noch dazu im Genitiv. Du siehst, ich stecke mich hinter berühmte Beispiele.

Ich möchte Dir jetzt in Menzenberg keltern helfen!

* * *

An K. Buchner.

Brüssel, Rue du Pachéco 35.
12. Okt. 1844.

Herzlieber Freund!

Damit ich Ihrem gerechten Unwillen über mein sündlich langes Schweigen gleich von vornherein ein behagliches Lächeln ablocke und ihn, ehe er diesem späten Brieflein zornig entgegenpoltert, möglichst entwaffne, so halte ich Ihnen schon an der Pforte das beiliegende Autographon Augusts von Platen begütigend entgegen. Nicht, Ihr Gesicht entrunzelt sich schon? Sie rufen Otto und Adolf herbei (denn Wilhelm, der Handschriftensammler par excellence, ist ja jetzt in Gießen), auch die Geschätzte sieht das unschätzbare Blättchen an, Karl und Mariechen bewundern es nicht minder, und am Ende, nachdem Ihnen auch noch das italienische Baviera auf der sonst französischen Adresse besagten Autographons Spaß gemacht hat, ruft die ganze gräfliche Familie unisono: — „Allen Sündern sei vergeben! Faul ist er, aber brav!" — Und das bin ich, re vera! Denn habe ich nicht Ihret- und dieser Handschrift willen mit einer alten Jungfer eine geheime Correspondenz geführt und mich obendrein von ihr anfingen lassen in einem Liede, dessen Schlußvers lautet:

„Laß' mich den Schatten Deiner Seele sein?"

Wahrlich, also ist es! —

So, da hätte man sich warm und traulich zu Ihnen auf's Sopha gesetzt, und Sie hätten wieder einmal ein Auge zugedrückt. Wenn Sie sich einmal für mich malen lassen, so muß es durchaus mit zugedrücktem Auge sein. Es steht Ihnen so schön zu Gesicht, und entspricht so sehr Ihrem Charakter. Sehen Sie sich nur 'mal selbst drauf an! —

Hat Ihre liebe Frau denn das Briefchen richtig erhalten, welches Ida am 4. Okt. einer unserer Ostender Badebekanntschaften mitgab, um es in Coblenz zur Post zu besorgen? Ich war damals, ganz im Ernst zu reden,

zu allem Schreiben unfähig, und ſo mußten jene Zeilen vorläufig allein gen Darmſtadt wandern. Wenn Sie ſich nur denken könnten, wie ich die ganze Zeit unſeres Oſtender Aufenthaltes geharrt und gezappelt habe! Zabern ließ mich den ganzen endloſen September hindurch ohne alle Nachricht, ſo daß meine Ungeduld und Ungewißheit zuletzt zur wahren Seelenfolter wurden und mich in einer Aufregung und Spannung hielten, die an's Fieberhafte grenzten und Alles aufkommen ließen, nur keine ſtille, gemüthliche Stimmung zum Briefſchreiben. Jetzt iſt Alles gut. Das Buch iſt unverrathen und unbeſchrieen vom Stapel gelaufen, und muß, wenn auch jetzt ſchon mit dem Verbot einer einzelnen Regierung (der Cölner) beehrt, bereits ziemlich um ſich gegriffen haben und rumoren. Es wird und kann an den verſchiedenartigſten Urtheilen nicht fehlen. Darauf bin ich gefaßt, hoffe aber zu Gott, daß ſich nach dem erſten Erſtaunen und Debattiren ein Durchſchnittsurtheil zu Gunſten meiner Ehrlichkeit und Geſinnungstüchtigkeit herausſtellen wird. Eins freut mich jetzt bei der Sache: daß ich nämlich durch mein vorläufig von der Klugheit gebotenes Exil dem Alltagsgeſchwätz der Philiſter über die Geſchichte entgangen bin. Alle Pro's und Contra's mit eigenen Ohren anhören zu müſſen, denk' ich mir ſchrecklich.

Ueber mein Leben ſeit unſerem Abſchiede auf dem Poſthofe zu Darmſtadt iſt ſonſt wenig zu berichten. Oſtende iſt langweilig und nur durch das Seebad von Intereſſe. Belgien iſt ſchön und herrlich! Herr Gott, wie köſtlich müßte es ſein, wenn Sie im nächſten Sommer mit Ihrer Frau herangedampft kämen! Sollte ſich unſer Exil wirklich bis dahin verlängern, ſo dürften Sie uns wahrlich nicht unbeſucht laſſen! In zwei oder vielmehr anderthalb Tagen können Sie von Darmſtadt aus hier ſein. Ueberlegen Sie ſich's: — Das Meer, eine bewegte Gegenwart und eine ernſte, große Vergangenheit, die ſich in den herrlichſten Bauwerken und Bildern manifeſtirt, ſollen Ihnen Ihre Gutthat lohnen!

Unſer Leben hier iſt ſtill und zurückgezogen. Außer Coremans und den Brüſſeler Vertretern der flamändiſchen Bewegung, die mir freundlich entgegen gekommen ſind, kenne ich noch keine Literaten. Durch den deutſchen Buchhändler Muquardt bleibe ich mit deutſcher Journaliſtik und deutſcher Literatur überhaupt in Berührung. Ein halb Dutzend Empfehlungsbriefe, die ich ſonſt noch im Sack habe, werde ich wahrſcheinlich gar nicht benutzen, da es mir nicht darum zu thun iſt, meine Zeit mit geſellſchaftlichem Treiben zu vergeuden. Ein paar angenehme Häuſer genügen da vollkommen. Heute haben wir ein erſtes, ſolennes Diner auszuſtehen, auf das wir uns übrigens doch freuen, da die Milanollo's und der Wiener Pianiſt v. Meyer dort ſein und ſpielen werden. Da das Glaubensbekenntniß nun Gottlob auch verboten

iſt, ſo werd' ich morgen wohl ein Uebriges thun und 5 Franks an die Elsler ſpendiren. Sonſt gehen wir wenig in's Theater.

Das Paquet ſoll noch heut auf die Eiſenbahn. — Sapperlot, meinen Sie denn in der That, daß ich bis zum Frühjahr mich nicht ſelbſt wieder darauf ſetzen kann?

Waren Sie denn nicht in Trier, ein Wallfahrer zum heil. Frack? Es geſchehen wahrhaftig noch Zeichen und Wunder, und dieſe Wallfahrten im 19. Jahrhundert ſind eins!

* * *

An Karl Heuberger.

Brüſſel, Rue du Pachéco 35. 31. Octbr. 1844.

Ich habe Ihren Geburtstag verſtreichen laſſen, ohne Ihnen zu demſelben zu gratuliren. Ich will meine Schuld wenigſtens nicht in den neuen Monat mit hinüberſchleifen, ſondern rufe Ihnen noch in dieſem in Ida's und meinem Namen ein recht herzliches: „Vivat Heuberger 53 Jahre" zu! Wir haben uns, wie häufig, ſo namentlich an Ihrem Geburtstage lebhaft und herzlich in Ihren ſtillen, gemüthlichen Familienkreis zurückgedacht, und ich brauche Sie nicht erſt zu verſichern, daß von den vielen Wünſchen, die Ihnen bei dieſer Gelegenheit dargebracht werden, meine und Ida's gewiß mit die wärmſten und aufrichtigſten ſind. Erhalte Sie Gott — und laſſe er auch mich perſönlich noch an manchem Ihrer künftigen Wiegenfeſte Theil nehmen!

Ein kleines Geſchenk, das ich Ihnen zu dem eben celebrirten beſtimmt hatte, laſſe ich Ihnen, um theures Porto zu ſparen, mit einer paſſenden Gelegenheit zukommen. Es iſt wieder ein Portrait, das wohl ein Plätzchen in Ihrer Gallerie berühmter Männer verdient. Oder ſollte Manneken —, le plus ancien bourgeois de Bruxelles, kein beſcheidenes Eckchen in einem Ihrer (nicht heimlichen) Gemächer ſich erbitten dürfen? Jedenfalls! Bereiten Sie dem Edlen einſtweilen eine Stätte; ſollte, wie ich hoffe, bald wieder ein Bekannter an den Rhein reiſen, ſo ſtell' ich Manneken, zur Ablieferung an Sie, alsbald bis St. Goar unter ſeinen Schutz.

Was ſoll ich Ihnen denn von mir und uns ſagen? Daß wir uns für Brüſſel als Winterquartier entſchieden haben, wiſſen Sie bereits. Meine Gründe dafür ſind einfach folgende: 1) Iſt es hier, wenn man ſich ein wenig danach einrichtet, durchaus nicht theurer als zu Gent, Antwerpen, Lüttich ꝛc. ꝛc. 2) Lebt man in der größeren Stadt ungenirter und unbeſchrieener. 3) Hat Brüſſel durch Theater, Muſeen ꝛc. ꝛc. die entſchiedenſten Vorzüge vor jeder andern belgiſchen Stadt, und endlich 4) kann man ſich nur in Brüſſel mit Deutſcher Literatur au courant halten. — Das entſcheidet, nicht

wahr? Es ſind hier zwei deutſche Buchhandlungen, wo ich deutſche Bücher und Zeitſchriften allwöchentlich in neuer Auswahl habe, und ohne zu kaufen leſen kann.

Dabei fällt mir ein: Hat Ihnen Bädeker Heine's Neue Gedichte ſchon zugeſchickt? Sie werden jetzt wohl ſchon in Preußen verboten ſein, das muß Ihnen aber ein Sporn mehr ſein, ſie zu leſen. Ungezogeneres, aber auch Witzigeres, mag lange nicht unter einem Preßbengel hervorgegangen ſein. Wenn Sie „Deutſchland, ein Wintermährchen" an einem trüben Novembernachmittage vornehmen, ſo garantir' ich, trotz der Herbſtnebel, für den hellſten Sonnenſchein in Ihrem Innern. Ich wenigſtens bin, obgleich ich ſelbſt in dem Opusculo einige Hiebe abkriege, bei'm Leſen faſt unter den Tiſch gefallen vor Lachen.

Auch in den Gedichten des Fräuleins von Droſte-Hülshof iſt viel Schönes, Tiefes, Inniges — daneben aber auch viel Unklarheit und Verworrenheit. Nicht minder fühlt man überall die Ariſtokratin heraus. Merkwürdig iſt übrigens der Naturſinn dieſer Dichterin und ihre Virtuoſität im Schildern weſtphäliſcher Moor- und Haidegegenden. Darin liegt hauptſächlich ihre Force.

Auch Simrock's geſammelte Gedichte ſind eben herausgekommen. Rechnet man mein „Glaubensbekenntniß" dazu, ſo iſt der heurige lyriſche Herbſt nicht arm an mehr als gewöhnlicher Liederſpreu. Aus Frankfurt ſchreibt man mir, daß meine Gedichte dort mehr Aufſehen erregen als Heine's, daß aber beide Sammlungen gleichzeitig verboten worden ſind. Im Pariſer „National" las ich geſtern, daß das Gl.Bekenntniß auch in Hamburg und im Großherzogthum Heſſen verboten wurde, in letzterem „Staate" mit einer Strafe von 10 fl. für jedes Exemplar, bei deſſen Verkauf der Buchhändler ſich attrapiren läßt. Iſt es nicht eine wahre Schande, daß man ſich ſelbſt ſolche Facten aus franzöſiſchen Blättern zuſammenleſen muß? Die Cölner und die Ganzgemeine (andere deutſche Zeitungen leſ' ich hier nicht) benehmen ſich mehr als feig in meiner Angelegenheit. In Cöln ſoll übrigens, wie Reiſende mir mittheilten, der Jubel ein ungemeiner geweſen ſein. In zwei Tagen ſind gegen 300 Exemplare verkauft geweſen (in dem kleinen Hanau, ſchreibt mir mein Frankfurter Correſpondent, ſind im Umſehen 30 Exp. abgeſetzt worden), und die Weinſtuben haben bis Mitternacht vom Recitiren meiner Verſe gezittert. — Doch genug davon! Ich ſollte von der Sache eigentlich ganz ſchweigen (und bitte auch Sie, es in Ihrer Antwort thun zu wollen), da wir uns über Politica ohnehin nie einigen werden. Wir ſind uns gut, auch ohne Eines Glaubens zu ſein, und ich gebe Ihnen, wenn Sie das beruhigen kann, überdieß das Verſprechen, keineswegs immer und nur Zeitgedichte ſchreiben zu wollen. Es dämmert mir ſchon jetzt manches Andere, was nur auf dem Gefühl und dem Gemüth beruht. Das rein Menſchliche hat auch ſeine Rechte.

Hat Sie denn Lenau's, des eben Verlobten, schreckliches Schicksal nicht tief erschüttert? Mich hat lange Nichts so ergriffen wie diese entsetzliche Botschaft.

* * *

An Wilh. Ganzhorn.

Brüssel, den 9. November 1844.

Liebster Dietwalde!

Wollte Dir hiermit endlich vermelden, daß ich Deine holdseligen Sendschreiben allesammt richtig erhalten, item mich über Deine Römerfahrt und amtliche Beförderung baß gefreut habe. Die Dietwaldi sind doch, weiß Gott, liebliche Strolche! Immer am Wandern, immer auf den Beinen, n. b. die üblichen Fristen des Zuhause-Sitzens abgerechnet!

Lieber Dietwalde, es war mir wirklich unmöglich, Dir vor Deiner Abreise nach Welschland noch einmal in Mannheim die Hand zu drücken. Der Abhaltungsgründe, die ich Dir mündlich einmal auseinandersetze, waren gar zu viele! Desselbigengleichen darfst Du mir nicht böse sein, daß ich Dich damals von Stuttgart aus nicht besuchte; der liebe Gott führt seine Dietwaldos wunderlich, doch aber im nächsten Jahr hoffentlich auch wieder einmal zusammen.

Meine Zeitgedichte, o Dietwalde, wirst Du inzwischen wohl in die Hände bekommen und Deinen zweien Schildkröten vorgelesen haben, widrigenfalls Du ein Exemplar bei mir zu Gute behältst. Ich bin mit dem Erfolge des Buchs und dessen, was daran hängt, vollkommen zufrieden: die reactionaire Presse schreit sich heiser dagegen, die Regierungen verbieten es, Preußen will mich bei etwaiger Rückkehr fangen und mir wegen Majestätsbeleidigung den Prozeß machen lassen — aber die ehrlichen Leute drücken mir die Hand, die Bestellungen auf das Buch (trotz der Verbote!) können kaum befriedigt werden, und in meine Brust ist eine Ruhe und eine Heiterkeit eingezogen, wie ich sie früher in dieser Weise nicht kannte. Und das ist die Hauptsache! Schreibe auch Du mir, Dietwalde, welch einen Eindruck das Buch auf Dich gemacht hat! Ich denke, wir verstehen uns jetzt noch besser als ehedem! Daß mein Zorn ein ganzer, ehrlicher, wahrer ist, wird Dir aus jeder Zeile des Büchleins entgegenleuchten, auch wenn Du mich nicht persönlich kennteſt.

Kennst Du denn Simrocks Amelungenlied und Kleines Heldenbuch (beide bilden wieder Unterabtheilungen seines großen Heldenbuchs, Stuttgart bei Cotta), o Dietwalde? Wo nicht, so wende Deinen letzten Heller daran, diese fürtrefflichen Bücher zu acquiriren! Deutscheres, Kernigeres, Gediegeneres ist lange Zeit aus keines deutschen Poeten Feder geflossen! Namentlich das Amelungenlied (keine Uebersetzung nämlich, sondern eine freie Bearbeitung der deutschen Heldensage im Tone des Nibelungenliedes) ist merkwürdig und bewundernswerth. Simrock ist gegenwärtig unser einziger Epiker, ein

Kerl, der die Nibelungen schreiben könnte, wenn sie noch nicht da wären! Eile Dich an diesem klaren, kräftigen Born zu erfrischen!

Lieber Schildkrötenpfleger, ich bin nun fern vom lieben Rheine, und der Teufel weiß, wann ich wieder hinkomme! Die St. Goarer Salme heben betrübt die bemoosten Häupter aus der Fluth empor, und sehen sich nach mir um. Vergebens! Statt zur Lurlei schau' ich jetzt zum Manneken — empor, diesem Schutzheiligen Brüssels, dem es jeder ächte Brüsseler an jeder Straßenecke nachmacht. 'S ist doch ein schlecht Leben hier! Wenn ich nicht an jedem Bäckerfenster die bekannten Voltaire's und verbrannten Nasenkönige anschauen, und Deiner, Du allnächtlich zum Mohren werdender Dietwalde, dabei gedenken könnte, so hielt' ich's kaum hier aus. Aber das Faro ist lieblich! Und das Lambick auch! Solches muß man den Belgiern lassen!

Und ein frisches, freies Bürgerleben haben die Kerle auch! Und das tröstet Einen doppelt, wenn man eben von unsern servilen Theekesseln, unsern sich bückenden und gekrümmten Schweifwedlern kommt!

Da ich meine Gelder hier in partibus missfidelium mächtig beisammen halten muß, so frankir' ich diese Epistel nicht. Was Dietwaldus nicht ungnädig verspüren wolle.

Heute Abend werd' ich zu Deinem Gedächtniß ein Liter Faro trinken, und dabei einem gebackenen Leopoldo die schwarzgebrannte Nase abbeißen.

NB. Den ganzen Winter bleib' ich hier zu Brüssel, wo Du mich unter oben angemerkter Adresse jederzeit findest.

Der ich mich Deinen Schildkröten zu Füßen lege, und mit treuem Handschlag verbleibe, allezeit meines Dietwaldi

Dietwaldus.

* * *

An Karl Heuberger.

Rue du Pachéco 35, 1. Decbr. 44.

Lieber Freund!

Auf Ihre lange Epistel vom 7. Nov. heute nur wenige Worte freundlicher Erwiderung, da mich einestheils Arbeiten drängen, und da ich anderntheils christlich genug denke, Ihnen, was das Porto angeht, nicht allzu großen Kummer zu machen. Ihre sämmtlichen Mittheilungen haben mich höchlich gefreut und interessirt.

Das Geschwätz über mein Buch ist nun wohl nachgerade verhallt. In seiner Seichtheit, seiner Sophistik, seiner Schweifwedelei nach oben, seiner albernen Bornirtheit (wie dumm z. B., daß ich nur durch fremden Einfluß auf meinen jetzigen Standpunkt gekommen sein soll) ist es leider ein abermaliger

trauriger Beweis für die grenzenlose Feigheit und Misere im lieben Vaterlande! Indessen hab' ich die tröstliche und erhebende Gewißheit, daß es das Seinige mitgewirkt, daß es — bis unter das niedrigste Strohdach! — angeregt und aufgeregt hat, und daß, wenn die rechte Stunde kommt (und kommen wird sie, trotz Eurer Verblendung, trotz Eures: „Après nous le déluge!"), meine Position eine reine und klare ist. Zudem ist dies kleine Buch ja nur ein Debut, und für ein solches kann ich vollends mit dem Erfolge zufrieden sein.

Von ausländischen Blättern haben bisher in England der „Atlas" und das „Athenaeum" das Glaubensbekenntniß besprochen. Ersterer durchaus lobend, enthusiastisch, radikal, eine Uebersetzung von „Hamlet" beifügend. Letzteres ebenfalls in hohem Grade anerkennend, aber nach bekannter Melodie, die politische Poesie als Genre herabsetzend. Meine läßt der Kritikus inzwischen gelten, und gibt zum Beweise drei sehr gelungene Uebersetzungen: „Guten Morgen," „Im Himmel", „Die Freiheit, das Recht!" Im mittelsten Gedicht hat der Uebersetzer leider die Pointe nicht ganz getroffen. Auch in einem französischen Blatte soll bereits eine ehrende Anzeige, durch Uebersetzungen belegt, erschienen sein.

* * *

An Levin Schücking.

35, Rue du Pachéco, 11. Dez. 44.

Den allerschönsten Dank, lieber Levin, für Deinen letzten Brief und das Exemplar der Droste. Beides ist mir auf verschiedenen Wegen richtig zugekommen.

Es freut mich herzlich, daß meine jüngsten Gedichte dem Princip nach Deinen Beifall haben. Daß Du dagegen die Rückgabe der Pension ꝛc. mißbilligst, beweist mir nur, daß wir noch lange nicht auf Einem und demselben Standpunkte stehen, daß Du den meinigen überhaupt verkennst, und daß die Couleur Deiner Oppositionsgedanken zur Zeit noch eine sehr matte und vorsichtige ist. Wäre sie das nicht, so würdest Du einsehen, wie ich einzig so und nicht anders handeln konnte und mußte!

Dich hier des Breitern zu widerlegen, kann nicht meine Absicht sein. Vor der Hand lasse ich den Streit rechts und links toben, und denke, daß mich später die Zeit am Besten und am Schlagendsten selbst rechtfertigen wird. Mein Buch kommt mir vor, wie Schills Ritt gegen die Franzosen. Als sich der in Stralsund pro patria todt säbeln ließ, schalt man ihn auch einen Narren, einen Tollkopf — hernach sind wir aber doch in Paris gewesen! In Zeiten der Feigheit und des Druckes ist auch ein vereinzelt dastehendes Beispiel von Muth und Aufopferung etwas werth.

Und ich habe Opfer gebracht — nicht bloß das der Pension.

Deinen wohlgemeinten Artikel in der Beilage zu Nr. 331 der Allgemeinen Zeitung hab' ich gelesen, und danke Dir auch dafür herzlich. Unangenehm hat mich in demselben nur berührt, daß auch Du meinen Schritt äußern Einflüssen beizumessen scheinst, daß Du von „Verleitung" sprichst und dgl. Wer mich so lange gekannt hat, wie Du, sollte billig wissen, daß, wenn irgend ein Mensch auf eigenen Füßen still seinen Weg vor sich hin gegangen ist, ich der bin! Eine Nacht im Riesen, die ich hernach unbefangen selbst dem Publikum vor Augen stelle, konnte mich nicht umwandeln! Eins der bösesten Gedichte des Bändchens, das Sonett S. 278, war, wie Du Dich erinnern wirst (ich las es Dir noch in Marienberg vor), vor jener Nacht entstanden, in der Hoffmann beiläufig bloß Persönliches, die Geschichte seiner Absetzung und seine Flucht aus Fallersleben, erzählte. Der Portraitmaler Becker aus Frankfurt war zugegen, von Proselytenmacherei war keine Rede. Ueberhaupt würde grade Hoffmann, dessen persönliche Liebenswürdigkeit ich schätze, dessen kleinliche Auffassung der Gegenstände aber mir längst zuwider ist, nicht im Stande gewesen sein, mich zu einer Demonstration zu veranlassen. Dazu haben mich zunächst die Landtagsabschiede vom Jan. d. J. bewogen. Wer konnte bei solchem schamlosen Herauskehren des krassesten Absolutismus länger zusehen?

Wenn ich mich influenziren ließe, warum hast denn Du, warum hat Geibel, warum der Landrath Heuberger nicht irgendwie einen entscheidenden Einfluß auf mich ausgeübt? Ihr seid allzusammen Narren! Was ich bin, bin ich durch mich selbst und durch den König von Preußen. Der ist der ärgste Demagogenfabrikant. Aber da soll Alles per Trichter in mich hineingegossen sein! Ich bin fest überzeugt, daß, wenn ich morgen nach Deutschland zurückäme und auf offener Straße irgend etwas thäte, was ich aus unabweislichem Drange, aus physischer Nothwendigkeit nicht lassen könnte, männiglich dazu krähen würde: „Da haben wir's! Das kommt von dem bösen Beispiel in Brüssel! Sehet da den verderblichen Einfluß von Manneken —!" — Schlagend, mein' ich, sonst aber natürlich sans comparaison.

Die aus 8000 Exemplaren bestehende Auflage des Buches ist jetzt so gut wie vergriffen. Allein in Aachen wurden in den ersten Tagen 600 verkauft und nur ein einziges confiscirt. Anonyme und nicht anonyme Briefe freundlichen Inhalts sind mir dutzendweise zugeflogen, unfreundliche zwei — beide anonym. Die Sensation, namentlich am Rhein, in Berlin und Schlesien, muß ungeheuer gewesen sein. Der Erfolg war, wie er sein mußte, auch das Herunterreißen ist Etwas, worauf ich gerechnet hatte!

Hast Du die englischen Anzeigen im Atlas und im Athenaeum gelesen? Erstere durchaus anerkennend; letztere wohlmeinend, aber die politische Poesie

als Genre herabſetzend. Der Kritiker meint, da ich einmal herabgeſtiegen ſei, ſo habe ich mich wenigſtens als Poet meines Stoffes bemächtigt; Alles, auch das Trockenſte und Abſtrakteſte, ſei plaſtiſch, palpabel, ſcharf umriſſen von mir hingeſtellt worden; ich habe die „faculty divine“ auch hier nicht verläugnet.

Ich läugne nicht, daß dieſe Würdigung der äſthetiſchen Seite des Buches von jenſeits des Kanals mich gefreut hat. Der Kerl iſt geſcheiter, als die deutſchen Eſel, die da ſagen, das Bändchen ſei poetiſch ſchlechter als meine erſte Sammlung. Hab' ich es doch vorſätzlich verſchmäht, meine rhetoriſche Kraft hier geltend zu machen! Mich ſoll wundern, wie Du (in Deiner verheißenen Kritik in dem neuen Beiblatt zur Allgemeinen) über den Punkt Dich auslaſſen wirſt.

Die Gutzgauchiſche Kritik in der Weſer-Zeitung hab' ich geleſen. Sie iſt ſuperklug. Dieſe Sophiſtik glaubt, ſie könne das poetiſche Gras wachſen hören, und ſchießt doch oft meilenweit daneben. Heute leſ' ich in einer Buchhändlerannonce der Allgemeinen, daß auch die Jahrbücher der Gegenwart Etwas über mich bringen. Dieſe Philoſophen werden mich wahrſcheinlich gehörig verarbeiten.

Herr Gott — welch eine Brühe über den Einen Gegenſtand! Nimm's nicht übel, es ſoll nicht wieder geſchehen!

Wir leben jetzt ſtill und zurückgezogen hier in Brüſſel. Den Sommer waren wir im Taunus (unter neuen Bekanntſchaften von damals nenne ich zumal Varnhagen v. E.), dann den Herbſt zu Oſtende, und jetzt hier. Wie lange, das weiß Gott. Nach Preußen zurück kann ich nicht für's Erſte.

Die Droſte iſt, trotz ihrer heraldiſchen und Rokokoliebhabereien eine rechte, echte Dichterin. Sie weiß Einem nicht nur die Phantaſie in Brand zu ſtecken, ſondern rührt, wenn ſie will, auch das Herz; „Des alten Pfarrers Woche,“ „Die beſchränkte Frau“ und ſolche Sachen ſind mir über Alles lieb geworden. Das ſind Stücke, nach denen man wieder greift, auf die man immer gern zurückkommt. Sonſt hat mich auch Manches in dem dicken Bande choquirt.

Was macht denn Geibl, wie er jetzt häufig gedruckt wird? Iſt Euer Muſen-Almanach noch nicht zu Stande gekommen? Der Schwerenöther (Geibel, nicht der Almanach) iſt mir ſeit vorigem Februar einen Brief ſchuldig.

* *

An Levin Schücking.

[Brüſſel] Sylveſter 1844.

Lieber Alter!

Das iſt ein ſchöner Jahresſchluß für Dich und Louiſe! Deine Anzeige lief geſtern Abend ein, und hat mir wie meiner Frau eine wahre, innige

Deinen wohlgemeinten Artikel in der Beilage zu Nr. 331 der Allgemeinen Zeitung hab' ich geleſen, und danke Dir auch dafür herzlich. Unangenehm hat mich in demſelben nur berührt, daß auch Du meinen Schritt äußern Einflüſſen beizumeſſen ſcheinſt, daß Du von „Verleitung" ſprichſt und dgl. Wer mich ſo lange gekannt hat, wie Du, ſollte billig wiſſen, daß, wenn irgend ein Menſch auf eigenen Füßen ſtill ſeinen Weg vor ſich hin gegangen iſt, ich der bin! Eine Nacht im Rieſen, die ich hernach unbefangen ſelbſt dem Publikum vor Augen ſtelle, konnte mich nicht umwandeln! Eins der böſeſten Gedichte des Bändchens, das Sonett S. 278, war, wie Du Dich erinnern wirſt (ich las es Dir noch in Marienberg vor), vor jener Nacht entſtanden, in der Hoffmann beiläufig bloß Perſönliches, die Geſchichte ſeiner Abſetzung und ſeine Flucht aus Fallersleben, erzählte. Der Portraitmaler Becker aus Frankfurt war zugegen, von Proſelytenmacherei war keine Rede. Ueberhaupt würde grade Hoffmann, deſſen perſönliche Liebenswürdigkeit ich ſchätze, deſſen kleinliche Auffaſſung der Gegenſtände aber mir längſt zuwider iſt, nicht im Stande geweſen ſein, mich zu einer Demonſtration zu veranlaſſen. Dazu haben mich zunächſt die Landtagsabſchiede vom Jan. d. J. bewogen. Wer konnte bei ſolchem ſchamloſen Herauskehren des kraſſeſten Abſolutismus länger zuſehen?

Wenn ich mich influenziren ließe, warum haſt denn Du, warum hat Geibel, warum der Landrath Heuberger nicht irgendwie einen entſcheidenden Einfluß auf mich ausgeübt? Ihr ſeid allzuſammen Narren! Was ich bin, bin ich durch mich ſelbſt und durch den König von Preußen. Der iſt der ärgſte Demagogenfabrikant. Aber da ſoll Alles per Trichter in mich hineingegoſſen ſein! Ich bin feſt überzeugt, daß, wenn ich morgen nach Deutſchland zurückkäme und auf offener Straße irgend etwas thäte, was ich aus unabweislichem Drange, aus phyſiſcher Nothwendigkeit nicht laſſen könnte, männiglich dazu krähen würde: „Da haben wir's! Das kommt von dem böſen Beiſpiel in Brüſſel! Sehet da den verderblichen Einfluß von Manneken —!" — Schlagend, mein' ich, ſonſt aber natürlich sans comparaison.

Die aus 8000 Exemplaren beſtehende Auflage des Buches iſt jetzt ſo gut wie vergriffen. Allein in Aachen wurden in den erſten Tagen 600 verkauft und nur ein einziges confiscirt. Anonyme und nicht anonyme Briefe freundlichen Inhalts ſind mir dutzendweiſe zugeflogen, unfreundliche zwei — beide anonym. Die Senſation, namentlich am Rhein, in Berlin und Schleſien, muß ungeheuer geweſen ſein. Der Erfolg war, wie er ſein mußte, auch das Herunterreißen iſt Etwas, worauf ich gerechnet hatte!

Haſt Du die engliſchen Anzeigen im Atlas und im Athenaeum geleſen? Erſtere durchaus anerkennend; letztere wohlmeinend, aber die politiſche Poeſie

als Genre herabsetzend. Der Kritiker meint, da ich einmal herabgestiegen sei, so habe ich mich wenigstens als Poet meines Stoffes bemächtigt; Alles, auch das Trockenste und Abstrakteste, sei plastisch, palpabel, scharf umrissen von mir hingestellt worden; ich habe die „faculty divine" auch hier nicht verläugnet.

Ich läugne nicht, daß diese Würdigung der ästhetischen Seite des Buches von jenseits des Kanals mich gefreut hat. Der Kerl ist gescheiter, als die deutschen Esel, die da sagen, das Bändchen sei poetisch schlechter als meine erste Sammlung. Hab' ich es doch vorsätzlich verschmäht, meine rhetorische Kraft hier geltend zu machen! Mich soll wundern, wie Du (in Deiner verheißenen Kritik in dem neuen Beiblatt zur Allgemeinen) über den Punkt Dich auslassen wirst.

Die Gutzgauchische Kritik in der Weser-Zeitung hab' ich gelesen. Sie ist superklug. Diese Sophistik glaubt, sie könne das poetische Gras wachsen hören, und schießt doch oft meilenweit daneben. Heute les' ich in einer Buchhändlerannonce der Allgemeinen, daß auch die Jahrbücher der Gegenwart Etwas über mich bringen. Diese Philosophen werden mich wahrscheinlich gehörig verarbeiten.

Herr Gott — welch eine Brühe über den Einen Gegenstand! Nimm's nicht übel, es soll nicht wieder geschehen!

Wir leben jetzt still und zurückgezogen hier in Brüssel. Den Sommer waren wir im Taunus (unter neuen Bekanntschaften von damals nenne ich zumal Varnhagen v. E.), dann den Herbst zu Ostende, und jetzt hier. Wie lange, das weiß Gott. Nach Preußen zurück kann ich nicht für's Erste.

Die Droste ist, trotz ihrer heraldischen und Rokokoliebhabereien eine rechte, echte Dichterin. Sie weiß Einem nicht nur die Phantasie in Brand zu stecken, sondern rührt, wenn sie will, auch das Herz; „Des alten Pfarrers Woche," „Die beschränkte Frau" und solche Sachen sind mir über Alles lieb geworden. Das sind Stücke, nach denen man wieder greift, auf die man immer gern zurückkommt. Sonst hat mich auch Manches in dem dicken Bande choquirt.

Was macht denn Geibl, wie er jetzt häufig gedruckt wird? Ist Euer Musen-Almanach noch nicht zu Stande gekommen? Der Schwerenöther (Geibel, nicht der Almanach) ist mir seit vorigem Februar einen Brief schuldig.

* *

An Levin Schücking.

[Brüssel] Sylvester 1844.

Lieber Alter!

Das ist ein schöner Jahresschluß für Dich und Louise! Deine Anzeige lief gestern Abend ein, und hat mir wie meiner Frau eine wahre, innige

Freude bereitet! Wir nehmen den wärmſten Antheil an Eurem Glücke, und wünſchen Euch von Herzen Alles, was ſich eben bei ſolchem Anlaſſe wünſchen und bieten läßt! Gott ſegne den kleinen Levino-Gallum, und laſſe ihn zur Freude von Gallien, Gallizien, Portugall und Galliläa wachſen und gedeihen! Seinen Geburtstag werde ich beſonders gut merken: er liegt zwiſchen dem meines verſtorbenen Vaters (18. Dezbr.) und dem meiner Frau (20. Dezbr.) grade in der Mitte! Wem ſieht der kleine Sohn der Literatur denn gleich, Dir oder Deiner Frau? Und ſind Mutter und Kind beide noch ſo wohl, wie Dein Brief es hoffen läßt? Die Straße Pacheco wünſcht und erfleht das Beſte und Glücklichſte, und grüßt Dich und die Deinigen auf's Theilnehmendſte und Herzlichſte!

Meinen Brief vom 11. Dezbr. wirſt Du erhalten haben, wenigſtens ſchließe ich's aus der Wohnungsbezeichnung auf der Adreſſe des Deinen und aus der Beifügung Deines Artikels über mich in ſeiner erſten Geſtalt. Möchte der Ton meiner Epiſtel wieder einmal etwas keifig und ärgerlich geweſen ſein, ſo vergieb's mir! Es iſt in der letzten Zeit ſo mancherlei auf mich eingeſtürmt, daß ich jezuweilen grimmig und bärbeißig bin! Das iſt aber nur äußerlich, mit dem Maule und mit der Feder — tief im Herzen meine ich's eigentlich ſo bös nicht, vollends nicht mit alten Freunden!

Mein Leben ſpinnt ſich hier einfacher und einſamer ab, als Du vielleicht glaubſt. Doch bin ich fleißig, laſſe noch im nächſten Monat einen tendenzloſen Band Ueberſetzungen (worin die 1000 mal liegen gelaſſene Hemans die Hauptſtelle einnimmt) an Cotta abgehen und denke dann, nachdem ich mit dieſen Translationen Alles abgeſchloſſen habe, was noch unbeendigt aus der Vergangenheit in die Gegenwart hereinhing, an zwei famoſe größere Stoffe mich zu machen, die mir ſeit einigen Wochen aufgegangen ſind. Ich freue mich über Alles darauf, und bitte Gott, daß er mir beide Würfe möge gelingen laſſen! Mein ganzes Herz, meinen ganzen Glauben an eine große, glückliche Zukunft der Menſchheit denke ich eben hier in einer neuen und eigenthümlichen Weiſe zum Ausdruck zu bringen. Es ſollen menſchheitliche Dichtungen werden, keine politiſche mehr! Vorwärts! Durch!

Die Frankfurter O. Poſt-Amts-Zeitung ſoll mich gratis nach Amerika reiſen laſſen. Daran iſt, zu Deiner Beruhigung, wenn Dich der Artikel etwa alarmirt haben ſollte, nur dies wahr: — Ich machte vor 6 Wochen ungefähr mit Ida eine kleine Tour nach Antwerpen, lernte dort einen Deutſchamerikaner aus Neuyork kennen, der für mein Glaubens-Bekenntniß ſchwärmte, und beſuchte ihn auf ſeine Einladung zweimal auf ſeinem Schiffe, dem prachtvollen Dreimaſter Probus, den er eben mit ein paar Hundert Auswanderern nach Texas abgehen laſſen wollte. Namentlich eine dieſer

Kajütensitzungen war prächtig. Der Kapitän, der Rheder, ein paar Auswanderer, ein demagogischer Pastor aus Unna mit seiner Frau, ich und die meine — so saßen wir flott und gutes Muthes auf dem schwimmenden Hause, der Madeira funkelte in den geschliffenen Gläsern, und die Stripes and Stars-Flagge, zu unserer Ehre aufgezogen, flatterte lautrauschend über uns. Andern Tags hierher zurückgekehrt, kriege ich plötzlich einen Brief aus Antwerpen, eben von jenem Deutschamerikaner. Und der enthielt wirklich, nobel und delikat gefaßt, das Anerbieten freier Ueberfahrt für mich und meine Frau, wenn meine Verhältnisse, jetzt oder künftig, mir eine Auswanderung geböten oder wünschenswerth machten. Ich lehnte natürlich dankend ab, aber die Sache hat mir doch eine Freude gemacht, wie ich sie in dieser Art noch nicht erlebt hatte! —

Adieu, lieber Kindervater! Du mußt Dich ordentlich stolz in der neuen Qualität dünken. Wie wird der gute Heuberger (denn ein wackerer Mann ist er, trotz seines Bureaukratenthums) sich über dies erste Facit Eures Multiplicationsexempels freuen! Prost Neujahr! — Mit alter Liebe

Dein Freiligrath.

Karl Heinzen war hier mit seiner Frau, hat mich besucht, und ich habe natürlich vergeben. Wir haben sogar schmollirt, denn H. ist wirklich ein tüchtiger, redlicher Kerl — schroff und stellenweise auch einseitig, aber ehrlich und brav.

Wie geht es dem armen, armen Lenau? Sein Unglück hat mich tief erschüttert und die neuigkeithaschende Indiskretion der Zeitungen empört.

* * *

An Karl Krah.

Brüssel, Rue du Pachéco, 35. 2. Januar 1845.

Lieber alter Krah!

Prost Neujahr! — Ich habe eine schwere Schuld an Dich auf der Seele: Dein freundlicher und liebevoller Brief vom Febr. v. J. ist ohne Antwort geblieben, und wir sind die rothen Dächer von Vogelsang vorbeigerutscht, ohne Dir und Deiner guten Schwester die Hand gedrückt zu haben. Das war im August vorigen Jahrs, nachdem ich wenige Tage vorher die große, wenn auch mit Wehmuth gemischte Freude genossen hatte, meine Mutter und meine Geschwister nach 4 langen Jahren der Trennung und der halben Entfremdung wiederzusehen. Gott Lob, dies Wiedersehen hat die letzten Schranken niedergerissen, die Verhältnisse und Lebenswirren zwischen uns aufgethürmt hatten, und ich kann namentlich von meinen Geschwistern sagen, daß ihr ganzes Herz und ihre ganze Seele wieder eben so innig an mir hangen, wie in „der guten alten Zeit.“ Unser Rendezvous fand auf dem

Lande, in der Nähe von Unna, statt, und die Enge der dörflichen Behausung machte es nothwendig, daß mein Bruder Karl und ich in einem Bette schliefen — ganz so, wie wir's vor Jahren im elterlichen Hause trieben. Ich kann Dir nicht sagen, wie glücklich ich war. Der leise Athem des guten, ehrlichen Jungen, der mir noch im Schlafe die Hand umschlossen hielt — draußen das Rauschen meiner heimathlichen Bäume — die lieben Sterne durch's Fenster schauend — nebenan meine Mutter und meine Schwestern: das Alles machte mich schlaflos und weich, aber meine Seele war voll Glücks und Danks gegen Gott. —

Als wir dann später nach Cöln kamen, war es erst unser fester Vorsatz, Euch heimzusuchen. Aber Ida war erschöpft und sehnte sich nach Ostende; dazu kam die Masse unseres Gepäcks und der (in Voraussicht der nächsten Zukunft wohl verzeihliche) Wunsch, unsere Kasse durch einen mehrtägigen Cölner Aufenthalt nicht vor der Hand zu schwächen. Vergebt, Ihr Lieben, was nur halb unsre Schuld ist, und laßt uns ein frohes, ungetrübtes Wiedersehen von der Zukunft erflehen! Jetzt freilich ist noch an keine Rückkehr für mich zu denken, aber die Dinge werden sich drehen, und Alles wird gut werden!

Vor der Hand geht es uns hier so erträglich, wie es Einem in der Fremde gehen kann, und ich segne noch stündlich den Schritt, der mich dahin führte, wo ich jetzt stehe. Meine Stellung ist eine ganze geworden, Gott sei Dank, und ich brauche meinen Zorn nicht täglich mehr in mich hereinzufressen. Nun wird der heilige Geist schon weiter helfen.

* * *

An Karl Heuberger.

35 Rue du Pachéco, 23. 1. 45.

Unsere Elsaß-Projekte sind noch stark im Schwange. Wenn die Märzveilchen blühen, denken wir an den Vogesen zu sein, und uns dort, nicht in Straßburg selbst, wohl aber in einem der hübschen Dörfer anzusiedeln, an welchen die Umgegend reich sein muß. Wir streben weniger nach der unmittelbaren Nachbarschaft des Rheins, als vielmehr nach den Vorbergen des Wasgaus, von welchen man auf die nach Basel führende Eisenbahn, auf den Rhein und jenseits auf die dunkeln Höhen des Schwarzwaldes hinab- und hinübersieht. Dort wollen wir ein Häuschen mit Garten miethen, und uns in traulicher Einrichtung wieder zu Hause fühlen, was hier in Brüssel, und überhaupt in diesem summenden, materiellen, industriellen Belgien, weder mir noch meiner Frau recht gelingen will. Das Elsaß ist jedenfalls deutscher, heimlicher, gemüthlicher.

Was ſoll ich Ihnen ſonſt noch ſchreiben? Politica etwa? Gott bewahre! Ich ſehe mit jedem Briefe, den Sie mir ſchreiben, mehr ein, daß unſre Standpunkte zu himmelweit von einander verſchieden ſind, als daß je an Einigung, ſelbſt an ein Zuſammentreffen auf dem halben Wege zu denken ſein könnte, und habe mir drum vorgenommen, meinerſeits wenigſtens einen Gegenſtand in unſrer Correſpondenz für immer fallen zu laſſen, deſſen Beſprechung ohnehin zu keinem Ziele führen, ſondern nur dazu dienen kann, uns einander zu entfremden. Darum fort mit der Politik — nicht aus meinen Gedichten, wohl aber aus unſeren Briefen! Es gibt Gottlob der Punkte noch genug, in welchen wir miteinander harmoniren, und es würde mich in tiefer Seele ſchmerzen, wenn dieſe ſonſtigen Harmonien durch ein zu beharrliches Herumtupfen auf der Einen wunden Stelle unſrer Freundſchaft je geſtört werden ſollten. Wozu überhaupt die ewigen Debatten über das „Glaubensbekenntniß", ein Ereigniß, das jetzt Monate hinter mir liegt, und das nächſtens einer neuen „That in Worten" Platz machen wird und muß? Amen, Selah!

Ich könnte Ihnen auf Alles, was Sie mir in Ihrem letzten Briefe zuſchanzen, die Hülle und Fülle erwidern, aber ich unterlaſſe es, weil ich Sie und den Frieden, d. h. den Frieden mit Ihnen, zu lieb habe. — Wie ernſt übrigens iſt dieſe Zeit! Durch Freundſchaften, durch den Kreis der Familie ſogar ſchreitet ſie eiſernen Schrittes mitten hindurch, rechts und links ſcheidend und ſondernd, und ſich wenig darum kümmernd, was durch ſie entzwei geriſſen wird! Möchte es uns vergönnt bleiben, auch aus verſchiedenen Lagern nach wie vor liebevoll und theilnehmend uns die Hand zu reichen! Das iſt mein innigſter, heißeſter Wunſch! —

* * *

An Lorenz Diefenbach.

Brüſſel, 31. Januar 1845.

Proſt Neujahr, lieber Diefenbach! — Vergieb, daß ich Deinen warmen, herzlichen Brief erſt jetzt beantworte, und laß Dir auch meinen verſpäteten Dank für denſelben gefallen. Er hat mir und meiner Frau einen frohen Tag gemacht. Wir leben hier ſehr ſtill und zurückgezogen, faſt einzig auf uns ſelbſt beſchränkt, und wenn das auch im Grunde genug iſt, ſo thut doch ein lieber Freundeszuruf aus der Heimath immer wohl! Dank und Handſchlag! —

Von meinem Glaubensbekenntniß will ich nur wenige Worte ſagen. Das iſt nun eine alte Geſchichte, die mit allem Süßen und allem Bitteren, was ſie mit ſich brachte, hinter mir liegt und bald Neuem Platz machen

muß. Die Hauptſache: „mit meinem Gewiſſen in's Reine zu kommen, und mir eine unzweideutige Stellung zu ſchaffen," hab' ich erreicht, und kümmere mich drum wenig um alles Geſchwätz und alle Verlogenheit rechts und links.

Nun von Frühlingsplanen! Belgien und Brüſſel gefallen weder mir noch meiner Frau mehr. In dieſem induſtriellen Summen und Schwirren in dieſem dickköpfigen Katholicismus, in dieſer Nachäfferei franzöſiſcher Art und franzöſiſcher Unart werden wir uns nun und nimmer heimiſch und zurecht finden. Dabei iſt das Leben unanſtändig theuer — chambres garnies und Reſtaurationsküche widern uns an — wir müſſen wieder ein eigen Häuschen und einen eigenen Heerd haben. Da uns nun aber Preußen, wie ich aus ſicherer Quelle weiß, für's Erſte noch verboten iſt, und ich keine Luſt habe, mich durch eine voreilige Rückkehr dem heimlichen Verfahren in die Hände zu liefern, ſo denken wir ſtark an's Elſaß oder an die Schweiz, namentlich an letztere, und werden wohl ſchon im März unſre Entdeckungsreiſe antreten. Ich über Thionville und Metz, meine Frau und meine Schwägerin, die ſeit Kurzem unſer Exil mit uns theilt, über Cöln und Mainz — in Straßburg treffen wir dann zuſammen. Du kennſt ja die Schweiz; ſchreib' mir doch, wo ſie am ſchönſten und am billigſten iſt! Wir werden jedenfalls auf's Land ziehen — ſind die Ufer des Zürcher Sees theuer? Oder wo iſt ſonſt gut hauſen? Und haſt Du nicht Luſt, Dich mit überzuſiedeln? Ach, wer erſt dort wäre! — Halt' dieſen Plan aber vorläufig noch für Dich!

* * *

An Wilhelm Ganzhorn.

Brüſſel, 5. Febr. 1845.

Lieber Dietwalde!

Meinen Brief vom 9. Novbr. v. J. wirſt Du erhalten haben. Ich zeige Dir nun mit Gegenwärtigem an, daß ich im Lauf des nächſten Monats Belgien verlaſſen und über Thionville und Metz zunächſt nach Straßburg ſäuſeln werde. Nicht um dort zu bleiben, ſondern einſtweilen nur, um mir den Münſter zu betrachten und um Weiteres in ſeinem Schatten zu planiren. Könnten wir uns nun bei dieſer Gelegenheit nicht einmal wiederſehen, nicht einmal wieder die Hand drücken, nicht einmal wieder einen beſcheidenen Zopf riskiren? O Dietwalde, wie lange iſt es her, ſeit wir in der Wernerskirche bei Bacharach den letzten Heurigen tranken! Jener Heurige, hätten wir ihn am Leben gelaſſen, wäre nun auch ſchon nicht der Jüngſte mehr. Es iſt wahrlich Zeit, daß wir der Tage, die da waren, bei einem kühlen Trunke wieder gedenken! Mich verlangt Dich wiederzuſehen!

For auld lang syne, my dear,
For auld lang syne,
We'll have a cup of kindness yet
For auld lang syne!

Burns.

Alſo ſchreibe mir bis Anfang März poste restante nach Straßburg, ob Du Luſt und Zeit haſt, mir einen Tag unter'm Münſter zu gönnen! Ich laſſe Dich dann antwortlich ſofort wiſſen, an welchem ich Dich erwarte. Du haſt ja auf der Eiſenbahn nur wenige Stunden bis Straßburg.

Vale, lieber Alter! Empfiehl mich Deinen Schildkrotten, deren ich oft gedenke.

Semper tuus

Dietwalbus.

* * *

An Karl Buchner [auf einem Quartbogen mit Bild].

Brüſſel, 10. Febr. 1845.

Die nebenſtehende Illuſtration, herzlieber Freund, ſtellt eine Geburtstagsfeier vor. Der Mann im violetten Schlafrock iſt ein gewiſſer „alter Herr", der übermorgen ſo und ſo viel Jahr alt wird, der gratulirende Jüngling aber bemüht ſich, den bekannten Verfaſſer des Glaubensbekenntniſſes zu repräſentiren, wie er, in die Farben der Unſchuld und Treue gekleidet, ſeine geburtstäglichen Wünſche kindlich an den Tag legt. Sie, lieber Freund, der Sie jenen wie dieſen perſönlich zu kennen das Glück haben, werden über die frappante Aehnlichkeit erſtaunt ſein, und nicht minder ſofort enträthſeln, was der brave Gratulant dem nicht minder braven Violetten durch die Blume zu verſtehen gibt. „Lieber Freund und alter Herr", will er ſagen, „tauſend herzliche Glückwünſche zu Deinem Geburtstage! Was Du erflehſt und was zu Deinem Heil gereicht, ſei Dein — immer ein ſo ſchöner Schlafrock, immer ſo ſchöne weiße Unerwähnbare, immer ſo ſaubere rothe Pantoffeln, immer ein ſo hoffnungsgrüner, blumenreicher Teppich! Vor allen Dingen aber bleibe Deine Wange ſo roth, Dein Haar ſo braun, bleibe Deine Stirn ſo runzellos, wie ich ſie jetzt vor mir ſehe! Und ſtets auch ſei Deine Hand ſo ſegnend gegen mich erhoben (denn zu einer Ohrfeige holſt Du doch hoffentlich nicht aus?), wie eben heute!" —

Soweit die Illuſtration und der Scherz! Was ich im Ernſt meine, wiſſen Sie! Alſo ein herzlicher, treuer Handdruck und Alles was in ihm liegt! Gott mit Ihnen und den Ihrigen, denen er Sie noch lange, lange erhalten wolle! —

Alles, was Sie über Ihre literariſchen Arbeiten und Häusliches ſchreiben,

erregte, wie immer, mein Interesse und meine Theilnahme. Von meinem Fleiß, über den Sie Auskunft wünschen, läßt sich nicht viel berichten. Der Poet muß, wenn er eben einen Sturm in der öffentlichen Meinung erregt hat, diesen Sturm erst ganz austoben lassen, eh' er sich zu neuen Schöpfungen rüsten kann. So ist es denn gekommen, daß ich, ein paar Gedichte ausgenommen, nur wenig geschaffen habe diesen Winter. Dagegen sind (ich bitte Sie aber dies vorläufig noch für sich zu behalten!) ein paar größere Pläne in mir aufgestiegen, die ich bei erster völliger Muße, neuer traulicher Einrichtung und Abwesenheit aller der Störungen, die mich hier trotz aller Eingezogenheit dennoch verfolgen, auszuführen gedenke, und von welchen ich Ihnen dann ausführlicher schreibe. Ihren Bauernkriegsvorschlag will ich mir ad notam nehmen; vielleicht daß ich dazu komme; der Gegenstand hat eine Menge allgemein menschlicher Motive, die in die jüngsten Bewegungen der Gegenwart fast prophetisch hereinragen.

Mit Heinzen hat sich, nachdem er zuerst sich mir genähert hatte, ein freundschaftliches Verhältniß ziemlich wieder gemacht. Es ist nun Alles wieder gut — ich konnte nur nicht anfangen. H. ist brav und ehrlich, aber sein Gesichtskreis scheint mir ein wenig enge. Mit Grün, der allerdings etwas sehr anmaßend, ist er total zerfallen. Es ist ein wahrer Jammer, daß sich die Kräfte der Opposition nicht concentriren wollen zum gemeinschaftlichen Wirken. Liberale, Radikale, Communisten, Sozialisten — das schimpft und wüthet gegen einander, statt sich vor der Hand auf den Einen allgemeinen Feind zu werfen und nachher über Prinzipien sich zu verständigen. Die Absoluten verstehen das besser; sie bilden eine feste, geschlossene Masse, und lachen über die Uneinigkeit im feindlichen Lager in ihr Fäustchen. Seit einer Woche ist auch Marx hier, ein interessanter, netter, anspruchslos auftretender Kerl. Er wird nach einiger Zeit wahrscheinlich eine Zeitschrift hier begründen und dann auch andere Kräfte hierherziehen. Seine und Ruge's Ausweisung aus Frankreich auf preußische Requisition, ist doch eine wahre Schmach! Für beide Länder! Selbst Humboldt's neueste Reise nach Paris soll mit in Bezug auf diese Angelegenheit unternommen worden sein!!

* * *

An Karl Simrock.

Brüssel, den 16. Febr. 45.

Zuerst meinen allerherzlichsten Dank für Deine freundlichen Geschenke, die mir wie meiner Frau eine wahre Erquickung in diesem einsamen stillen Winter gewesen sind. Das kleine Heldenbuch ist wieder köstlich, und in ihm ist zumeist „Walther und Hildegunde" unser Liebling geworden. Das ist

ein Kleinod, eine Perle, ein Juwel, an dem man ſich nicht ſatt ſehen kann, das man immer und immer wieder vornehmen und ſich daran erfreuen muß. Welche Zartheit und Innigkeit, bei aller Todtſchlägerei! Wäre ich Cotta, ich ließe eine Einzelausgabe dieſes Gedichts mit Illuſtrationen von Neureuther oder ſonſt einem Kerl, der's verſteht, an's Licht treten. Es iſt eine Fülle von Bildermotiven drin; es iſt Alles ſo anſchaulich und greifbar, daß man's nur gleich hinmalen möchte! Schade, daß ich nicht zeichnen kann! Die Geſchichte ſteht vor meiner Seele, als wäre ich ſelbſt mit dabei geweſen. Und wie iſt Dir auch hier der Nibelungenton geglückt! Wer, dem man's nicht ſagt, ſollte ahnen, daß hier aus mönchslateiniſchen Hexametern eine Uebertragung vorliegt! Du biſt ein Hauptkerl, Simrath! Hol' mich der Teufel, es iſt mir eine wahre Wonne, Dir ſo recht aus voller Seele meine Freude und meine Bewunderung auszuſprechen! Du ſtifteſt Dir mit Deinem Heldenbuche ein Denkmal in unſerer Literatur, an dem wir lyriſchen Unraſte mit Staunen emporblicken, und das, wenn die Maſſe auch nur langſam zu ſeinem Verſtändniſſe reift und zu ſeiner Anerkennung ſich bequemt, eben darum vielleicht um ſo dauernder und gewurzelter die Freude und der Stolz einer ſtillern Zeit, eines weniger mit ſich ſelbſt beſchäftigten Geſchlechts ſein wird. Du kannſt das mit Ruhe abwarten; die's verſtehen, lieben und preiſen Dich ſchon jetzt; ich wollte, Du ſäheſt einmal alle die Briefe, in welchen man mir begeiſtert und entzückt von den Amelungen und dem kleinen Heldenbuche geſchrieben hat. Auch die zwei neuen Volksbücher und die Sammlung Deiner Gedichte haben uns manchen ſtillvergnügten Abend bereitet. In letztern fand ich natürlich eine Unzahl alter Bekannten, aber auch viel Neues, deſſen ich mich freuen und woran ich mich erquicken konnte. Inſonderheit haben mir die Bonner Faſtnachtslieder ungeheuren Spaß gemacht. Die „Siwveſchläfer" ſind koſtbare Geſellen. Das iſt ganz der trockne Simrath'ſche Humor, ehrbar und ernſt und den Schalk nur in den Mundwinkeln verſtohlen zur Schau tragend. Ich könnte Dir noch hundert andre Lieder nennen, die mir ein Labſal geweſen ſind, aber wozu die Aufzählung des Einzelnen? Genug (und auch das zu verſichern, klingt beinahe wie Anmaßung), daß mir das Ganze den wohlthuendſten, befriedigendſten Eindruck hinterlaſſen hat, und daß es mir eine Beruhigung iſt, nun auch Deine Lyrica ſicher unter Einer Decke zu wiſſen. — Dein Fleiß im letzten Jahr iſt übrigens ſtupend; eben leſe ich auch die Buchhändleranzeige über Dein Dombuch und Deine heil. Rocks-legende, und ich bin ganz gefaßt darauf, in den nächſten Tagen wieder etwas Neues von Dir angekündigt zu finden. —

Belgien gefällt mir gar nicht. Nichts als Geld, nichts als Induſtrie — ſchnöder, arroganter Materialismus! Keine Treuherzigkeit, keine Gemüthlichkeit!

Dabei Alles theuer! Du merkſt, wo das hinaus will? — Nun ja, Anfang oder Mitte März gehen wir fort! In die Schweiz — nicht zu den Schweizern! Dort hat man wenigſtens Natur (nach der beſonders meine Frau wahrhaft lechzt) und die denn doch am Ende die rechte und einzige Tröſterin iſt und bleibt — auch im Exil!

Nach Preußen kann ich nicht zurück und will es auch nicht, ſelbſt wenn ich dürfte. Ich muß ja doch bald einmal wieder das Maul aufthun, und dann wär' es ja nur die alte Geſchichte. Am Vierwaldſtätterſee erfahr' ich auch ſchon, welch ein Mondkalb von Conſtitution Se. Majeſtät uns zu verleihen geruhen wird. Oder ob es nur eine offizielle Erfindung geweſen iſt, um die heurigen Provinzialſtände rechtweich, rechtnachgiebig, recht erwartungsſelig zu machen. — —

* * *

An Wilhelm Ganzhorn.

Brüſſel, 7. März 45.

Liebſter Dietwalde,

Allerfürtrefflichſter Siegfried,

Ganzhürnerner Ganzhorn und Schildkrötenbeſitzer!

Deinen Brief vom 6. Februar habe ich wohl erhalten, und wird dagegen der meinige vom 5. ejusdem richtig in Deine Hände gelangt ſein. Indem ich mir die ausführliche Beantwortung des erſteren bis zum Wiederſehen vorbehalte, wollte ich Dir mit Gegenwärtigem einzig vermelden, daß beſagtes Wiederſehen demnächſt in optima forma vor ſich gehen kann. Ich treffe nämlich, wenn nicht der leibhaftige Satan oder ſonſt eine höhere Macht mich daran hindert, künftigen Donnerstag, als am 13. Martis, um die zwölfte Stunde zu Straßburg ein, und werde daſelbſt bis zum 15. Abends in Erwartung Deiner, o Dietwalde, wie auch Deiner ganzhürnernen Schildkröten verharren. Dieſer Zettel, rechne ich aus, iſt am 12. in Deinen Händen, und Du haſt alſo Zeit, Deine Arrangements zu treffen. Komm, wann und ſobald Du kannſt! Von Straßburg aus ſchreib' ich Dir nun nicht mehr. Erfragen mußt Du mich in obbemeldeter Stadt bei Dr. Guſtav Mühl, Dornengaſſe Nr. 8.

Alſo: auf ein frohes frühlingsfriſches Wiederſehen! Mögen uns die Iden des Märzes heuer mehr Fidelität bringen als weiland dem in Gott ruhenden Julio Cäſari! Die gebackenen Leopoldi grüßen, und ich bin mit Herz und Hand Dein alter Dietwaldus.

* * *

An Ida Freiligrath.

Metz, Freitag. [14. März 1845.]

Lieber guter Engel!

Ich schreibe Dir heute nur diese wenigen vorläufigen Zeilen aus Metz, damit Du nicht allzulange auf Nachrichten aus Straßburg warten mögest, die ich erst übermorgen werde loslassen können. Die Wege von Namur bis hier waren schrecklich, und es ist nur zu verwundern, daß die Diligence mit sammt allen Passagieren nicht den Hals gebrochen hat. Vom späten Ankommen darf man heute nichts Böses reden, wenn man überhaupt nur angekommen ist. Nun ist aber das Gebirg mit seinem Schnee, seinen Schluchten und seinem Glatteis überwunden, das war das Schlimmste! Wir sind stundenlang gegangen, weil der Wagen jede Minute glitschte und umzuwerfen drohte. Wir hatten manchmal 10 Pferde vor, der Hemmschuh ist einmal zerbrochen u. s. w. u. s. w. — Aber, wie gesagt, jetzt ist Alles überstanden, wir sind im Ebenen und morgen in Straßburg. Möge es Dir nur gut gegangen sein! Meine Sorge um Dich und meine Sehnsucht nach Dir kennen keine Grenzen. In Zürich finde ich doch sicher einen Brief?

In einer Stunde geht es weiter über Nancy nach Straßburg, wo wir morgen Nachmittag ankommen. Uebermorgen schreib' ich Dir ausführlich; aber schon nach Darmstadt, da der Brief jedenfalls zu spät nach St. Goar kommen würde. — Wie geht es Dir aber, mein gutes, süßes, herziges Leben? Hoffentlich gut, und Gott wird weiter helfen! Er schütze und behüte Dich! Grüße Mariechen und Landraths tausendmal. In alle Ewigkeit

Dein Nandi.

* * *

An dieselbe.

Straßburg, Montag. [17. März 1845.]

Herzensweib!

Die wenigen Worte, die ich mit vor Kälte zitternder Hand in Metz an Dich auf's Papier warf, werden hoffentlich gestern oder heute bei Dir eingelaufen sein. Fast thut es mir leid, daß ich Dir damals meinen nächsten Brief nicht mehr nach St. Goar, sondern schon nach Darmstadt zu schicken versprach. Seit ich Metz verlassen habe, ist der Winter wieder mit solcher Heftigkeit eingebrochen (selbst auf das gestrige Thauwetter hat es diese Nacht wieder gefroren und tüchtig geschneit), daß ich Gott weiß was drum gäbe, wenn Du diesen Brief noch in der sichern und warmen Landrathur erwartetest und Dich eben jetzt nicht den Unannehmlichkeiten der Weiterreise nach Darmstadt aussetztest. Wenn ich daran denke, daß Du den Rhein (bei

Mainz) wahrſcheinlich im kalten, glitſchigen, mit Menſchen vollgepfropften Nachen paſſiren mußt, ſo ſtockt mir der Athem, und mir bleibt Nichts übrig, als Alles in Gottes Hand zu legen, und ihn um ſeinen Schutz für mein Theuerſtes auf der Welt, für meine liebe, einzige Ida, zu bitten. —

Nun laß' mich Dir noch Etwas von meiner Reiſe erzählen! Gleich nachdem Ihr fort wart, bat mich Heinzen dringend, noch einen einzigen Tag zu warten, da er nun unfehlbar einen belgiſchen Paß bekommen würde. Du wirſt mich tadeln; aber ich konnt' es ihm nicht abſchlagen, und ſo ſind wir denn erſt Dienſtag Abend abgeſegelt. Herr Gott, wie öde war unſer Logis! Ein Beſen hier, ein Kehrblech da — Staub in allen Ecken! Es war zum Verzweifeln, ich alter Eſel hatte Thränen in den Augen!

So waren wir denn Mittwoch früh in Namur, wo wir einen halben Tag liegen bleiben mußten, und einſtweilen Stadt und nächſte Umgegend in Augenſchein nahmen. Letztere iſt wirklich reizend und muß im Sommer prachtvoll ſein. Die Ufer der Maas, welche hier die Sambre aufnimmt, ſind köſtlich — Alles in kleinerm Maßſtabe, als der Rhein, aber doch ſchön und voll Charakter. Dazu ſchien die Sonne, eine erſte Bachſtelze hüpfte auf den Uferkieſeln, es war wie lauter Frühling. Aber die „Träuflung kam hintennach." In den Ardennen packte uns der Winter mit verdoppelter Malice. Ich erinnere mich keiner mühevolleren und garſtigeren Tour, und ſelbſt Heinzen ſetzt einige Momente der Fahrt den ſchlimmſten ſeiner bataviſchen Reiſe an die Seite. Doch haben wir auch viel gelacht, namentlich über eine Nachtſcene zwiſchen Longwy und Metz, wo Heinzen (durch eine Flaſche Lothringiſchen Landweins inſpirirt) plötzlich aus dem Wagen ſpringt, meinend, wir wären „in einer großen Stadt." Die weißen Felder und Bäume mußten ihn an Marmorſäulen und Paläſte erinnern. Der Wagen rollt inzwiſchen luſtig weiter. Heinzen, ſeinen Irrthum gewahr werdend, hinterdrein. Endlich hat er den Wagen, aber an einer Stelle der Chauſſee, wo er zwiſchen feſtgefrornen faſt manneshohen Schneemauern rollt. Mit Gefahr ſeines Lebens, trippelnd und lavirend, drängt ſich H. zwiſchen Schnee und Wagen, reißt die Thür auf, und ſpringt mit kühnem Satze, mit der vollen Wucht ſeines Leibes und ſeiner langen Beine, in die Maſchine hinein. Das iſt aber zweien franzöſiſchen Damen, die grad' an der Thüre ſitzen, nichts weniger als angenehm. Sie packen ihn (buchſtäblich wahr!) mit erdroſſelndem Griff an die Kehle, ſchreien: „ah, le brigand!" und eine Scene des Kampfes erfolgt. Heinzen ſiegt ob, und drängt ſich durch bis in die entgegengeſetzte Ecke, mir gegenüber. Aber nur nachdem Schleier zerriſſen, Hühneraugen zertreten und Schimpfworte von beiden Seiten ausgeſtoßen ſind. Hierin war namentlich Heinzen groß. Ich konnte vor

Lachen über ſein läſterliches Läſterfranzöſiſch nicht zu mir kommen. „Vous (ſprich à la Heinzen: fous) n'êtes pas des femmes, fous êtes des hyènes, fous êtes des Haifiſche, fous — fous — fous — êtes des pucelles! Hierauf ſank er in ſeine Ecke, und entſchlief ſanftſelig auf einem mitgeſchleiften Plüſchhut der einen Dame, der am nächſten Morgen beim Ausſteigen in Pfannenkuchengeſtalt, unter den Grenzen ſeines Daſeins hervor, kläglich aus dem Wagen zu Boden fiel. —

In Metz hätten wir wieder 24 Stunden liegen bleiben können, wenn wir nicht vorgezogen hätten, über Nancy zu gehen. Der kleine Umweg wurde durch die Gewißheit, am nächſten Morgen 5 Uhr (vorigen Samſtag) ſicher Gelegenheit nach Straßburg zu finden, reichlich aufgewogen. Und ſo ging's denn nach Nancy und von dort hierher. In dem Stück Vogeſen aber, das wir paſſiren mußten, war es wieder entſetzlich. Schneeſturm, zerbrochene Fenſter, beſoffener Conducteur, drohender Wagenumſturz — ganz wieder die alten Geſchichten. Wir kamen auch volle 12 Stunden zu ſpät nach Straßburg, geſtern Morgen 9 Uhr. Ich war dumpf, betäubt und verſchnupft. Mühl aber, der Medicus, verordnete mir ſofort ein „Fußwaſſer", darauf lag ich zu Bett bis heut' Morgen, und bin jetzt, nachdem ich den Münſter beſtiegen und mich im Neſt umgeſehen habe, wieder ſo friſch wie ein Vogel. Die Straßburger Fußwaſſer ſind vortrefflich. Uebrigens iſt jetzt wieder entſchiedenes Thauwetter, und Straßburg iſt in ihm keine Stadt, ſondern eine Sauce. —

Die Revue des deux mondes vom 1. März hat zwei Bogen über mich von St. René-Taillandier, Lob und Tadel gemiſcht. Der Kerl hat doch richtig erkannt (und ſich aufs Allerehrendſte ausführlich darüber ausgeſprochen), daß ich durch einen Theil der Glaubensbekenntniß-Gedichte ein neues Genre in der deutſchen politiſchen Lyrik aufgebracht habe.

* * *

An Wilhelm Ganzhorn.

Straßburg, Hotel zur hohen Steige,
Montag, 17. März 45.

Lieber Dietwalde!

Die Ardennen und Vogeſen waren voll Schnee und Glatteis, wir haben in Namur, Metz und Nancy halbe Tage lang liegen bleiben, ſtellenweis 10 Pferde vorſpannen, ganze Stunden durch den kniehohen, gefrorenen Schnee neben der Diligence herlaufen und ſekundlich ihres Umſturzes gewärtig ſein müſſen. So, lieber Alter, hat es ſich zugetragen, und dieß iſt der Grund, daß ich, gegen alle Berechnung und Erwartung, erſt geſtern Morgen

½9 Uhr hier eingetroffen bin. Nachdem ich mich durch einen warmen Kaffee erquickt und ein wenig abgebürstet hatte, lief ich gleich zu Mühl und sodann mit ihm in den Rebstock. Da warst Du denn, wie der dicke Hospes mir mit Leidwesen versicherte, schon seit 9 Uhr fort nach Kehl, und mir blieb nur das Nachsehen, und mit ihm der Schmerz, Dich nicht begrüßt, Dich vergeblich nach Straßburg gesprengt zu haben! Vergieb mir, was ich nicht voraussehen konnte und woran ich ohne Schuld bin! Und laß' uns nun ein späteres, frohes Wiedersehen hoffen, und sei herzlich bedankt für die Liebe, die Dich auch bei diesem schnöden Spätwinter den weiten Weg hierher nicht scheuen ließ! Morgen geh' ich über Basel nach Zürich, an dessen Seeufern (nicht in der Stadt selbst; wir beide, ich und meine Frau, lechzen zu sehr nach der Natur) ich ein neues ländliches Asyl à la St. Goar zu finden hoffe. Dort wirst auch Du mich aufzustöbern wissen. Gern siedelte ich mich in Deinem Neuenburg an, was nach der Vignette Deines Briefes lieblich und anmuthig sein muß, aber ich bin auch in den süddeutschen Staaten, wenn auch vor Auslieferung, dennoch aber nicht vor Ausweisung sicher, und auch eine Ausweisung würde dem eben Neuangesiedelten wehe thun. Ich meine, was die Kosten eines abermaligen Umzugs angeht u. dgl. Zudem würde ich mir ja durch die Rückkehr in einen Bundesstaat für Künftiges die Hände binden; zudem würde das Ding wie eine Concession aussehen, und Concessionen mach' ich nicht.

Also nach der Schweiz! Wenn Du mir eine rechte Liebe erweisen willst, so schreib' mir bald einmal nach Zürich, poste restante.

Adieu Hürnerner! Ich bin wie immer Dein alter Getreuer

Dietwaldus.

* * *

Von Basel begab sich Freiligrath nach dem Züricherse, in der Hoffnung, zunächst auf Schweizerboden einen stillen Poetenwinkel zu finden. Dazu war freilich die Zeit nicht die günstigste; gerade damals war die Schweiz durch das Umsichgreifen der Jesuitenherrschaft in Luzern und die dagegen versuchten Freischarenzüge aufs tiefste aufgewühlt, und Freiligrath dankte es nur einer freundlichen Duldung des Kantons St. Gallen, daß er am sonnigen Ostufer des Züricher Sees, in dem anmutig gelegenen Landhause Meyenberg bei Rapperswyl, mit dem Blick auf das kleine Inselchen Ufnau, welches Huttens Asche birgt, eine Stätte der Ruhe fand. Es war Zeit, daß er eine Stelle gewann, da er stehen konnte. Denn hier ward ihm der heiße Wunsch der vier ersten Ehejahre erfüllt, wurde ihm am 11. September

1845 seine Tochter Katharine, gemeiniglich von den Eltern Käthe genannt, geboren. Die mitgeteilten Briefe zeigen uns die unsägliche Freude, mit welcher das Töchterlein von unserm Dichter aufgenommen ward, zu dessen Eigenschaften der tiefste Familiensinn gehörte.

So verbrachte Freiligrath, während ringsum politischer Hader tobte, einen stillvergnügten Sommer und Herbst am lachenden Strand des Züricher Sees, unbeschränkter Gebieter eines kleinen hübschen, ganz möblirten Hauses, sowie eines Gartens, in dem er Spargeln stach und Gurken zog. Der bescheidene Hauswirt, der Apotheker des Städtchens, kam bisweilen zum Besuch, wohl auch dieser oder jener Bürger von Rapperswyl oder einer der Patres aus dem nahen Kapuzinerkloster; aber auch an vorüberfahrenden oder eigens, um Freiligrath zu begrüßen, herbeikommenden Besuchern fehlte es nicht. Da kam von Zürich Franz Liszt, um dem Dichter seine Komposition von „O lieb, so lang du lieben kannst" vorzuspielen; aber der zum Mobiliar des Hauses gehörende jammervolle Rappelkasten hauchte unter des lachenden Künstlers Händen seinen letzten Seufzer aus; es kam der Nordamerikaner Bayard Taylor auf seiner ersten großen Reise, ein beredtes Zeugnis, wie lebendigen Widerhall Freiligraths Glaubensbekenntnis jenseits des Meeres gefunden, wie denn damals von Milwaukee aus dem flüchtigen deutschen Dichter eine kleine Farm zum Geschenk angeboten ward. Es kam Gabriel Riesser aus Hamburg, nachmals treffliches Mitglied des Frankfurter Parlamentes, und aus Italien heimkehrend der arme Heinrich Stieglitz, welchen der freiwillige Tod seiner Frau nicht aus einem halben in einen ganzen Dichter zu verwandeln vermocht hatte.

An Zuspruch von Gästen fehlte es also nicht. Im übrigen ist es erklärlich, wenn der Aufenthalt in der stillen Ecke am Zürichersee, so lachend die Aussicht sich auf- und abwärts breitete, dem Dichter auf die Dauer nicht zusagte, welcher an den mannigfachen Wechsel des Rheinlandes gewöhnt war. Es drängte ihn, in einer politisch vielbewegten Zeit mit der Welt in Berührung zu bleiben, und außerdem galt es einer drohenden Ausweisung aus dem ultramontanen Kanton St. Gallen auszuweichen; so siedelte er im Spätjahre nach Hottingen bei Zürich über, in das Hauptquartier der deutschen politischen Flüchtlinge der vormärzlichen Zeit. Es war das, scheint mir, nicht zum Vorteil weder seiner eigenen politischen Anschauung, noch zu demjenigen seiner Dichtung, daß er in denselben überhitzten Dunstkreis politischer Parteileidenschaft geriet, aus welchem vier Jahre früher die Gedichte eines Lebendigen hervorgegangen waren. Der Grund liegt nahe. Adolf Strodtmann, ein Freund des Dichters und gleich ihm jahrelang in der Fremde umgetrieben, entwickelt denselben in schlagender Weise in seinen Dichterprofilen, bei der

Beſprechung von Herwegh; er ſagt: „Das Exil iſt immer ein Fluch, zumeiſt aber für den Dichter, den das kühne Ausſprechen ſeiner politiſchen Anſichten in die Verbannung trieb. Jedenfalls iſt es eine Ausnahme von der Regel, wenn ein Poet, der Jahrzehnte lang flüchtigen Fußes in der Fremde umherirrte, die Seelengröße beſitzt, uns in einer Divina commedia einen Spiegel der tiefſten innern Kämpfe ſeiner Zeit zu hinterlaſſen, deſſen ernſte Wahrheit auf ſeine Zeitgenoſſen mit der verſteinernden Kraft eines Meduſenhauptes wirkt und noch die ſpäte Nachwelt zur Bewunderung zwingt. Auch blieb ja Dante, von einem kurzen Aufenthalt in Paris abgeſehen, nach der Verbannung aus Florenz auf italiſcher Erde, nicht allzuweit von ſeiner Vaterſtadt entfernt, an deren Fehden er als eines der angeſehenſten Häupter einer mächtigen Partei bald in offenem Kriege, bald in geheimer Verſchwörung noch unmittelbar theilnahm. Anders die Mehrzahl jener deutſchen Schriftſteller, welche in den dreißiger und vierziger Jahren in's Exil zogen, um der ihnen beſtändig drohenden Gefahr kleinlicher Preßproceſſe und langjähriger Kerkerhaft zu entrinnen. Sie theilten nothgedrungen das allgemeine Loos des politiſchen Flüchtlings, welcher, losgeriſſen von den feſten Wurzeln des Vaterlandes, bald jeden unbefangenen Blick, jedes ſichere Verſtändniß für die öffentlichen Zuſtände und die Entwicklung des ſtaatlichen Lebens in der Heimat verliert. In Unkenntniß über die allmählich ſich ändernde Stimmung ihrer Nation, über die tiefen Umwandlungen, welche ſich in Geiſt, Gemüth und Charakter derſelben vollzogen, beurtheilten ſie den Gang der Ereigniſſe einzig nach dem Pulsſchlag ihres eigenen Herzens, das in der Einſamkeit der kalten Fremde voll unruhiger Erwartung immer ſchneller und ſtürmiſcher zu pochen begann. Sie ſahen ja nicht das langſame, aber kräftige Aufgehen und Heranwachſen der Keime, welche ſie vielleicht ſelber dereinſt ausgeſtreut hatten; denn alle Frucht politiſcher Entwicklung reift langſam, und die Ernte, wie reich und golden ſie ſei, entſpricht nicht immer den Vorſtellungen, welche ſich der ungeduldige Säemann von ihrer Quantität oder Qualität gemacht hat. Auch die politiſchen Ideale ſind dem allgemeinen Naturgeſetz des Wechſels und der Umbildung, den günſtigen oder ungünſtigen Einflüſſen der geſchichtlichen Temperatur unterworfen; das vergißt derjenige nur zu leicht, welcher in der Abgeſchiedenheit des Exils ſtarr und trotzig an ſeinen Jugendträumen feſthält und in grollende Bitterkeit verſinkt, wenn ein neues Geſchlecht ſich um ein neues Panier mit veränderter Inſchrift ſchaart. Die alten Freunde in der Heimat, welche dereinſt ſeine Kampfgenoſſen waren und mittlerweile in ernſter, täglicher Arbeit mit ihrem Volke zu neuen Zielen fortgeſchritten ſind, erſcheinen ſeinem verdüſterten Gemüthe dann wohl gar als Abtrünnige und Renegaten, und er ſchmäht ſie, weil ſie nicht, gleich ihm, in entwicklungsloſer

Principienstarrheit bei der verblaßten Fahne geblieben sind, die sie vor Jahren so hoch hielten, unter deren Zeichen aber heute keine Schlacht mehr geschlagen wird."

Das war auch Freiligraths Geschick. Von den deutschen Flüchtlingen, in deren Kreis er trat, sagte ihm im Grunde der Darmstädter Wilhelm Schulz am meisten zu, ein tüchtiger Mann, gemäßigter Gesinnung, Karl Buchners Freund; auch Adolf Follen gehörte zu dem älteren Geschlecht, welches trotz trüber Erfahrungen im Vaterland die fernere Entwickelung Deutschlands keineswegs mit pessimistischen Augen ansah. Anders der jüngere Zuzug, mit welchem Freiligrath gleichfalls in Berührung kam, Arnold Ruge, Karl Heinzen, leidenschaftliche Köpfe, voll von unausgegorenem Radikalismus, nicht bloß in politischen, sondern auch in sozialen und religiösen Fragen. Wenn Freiligrath auch, ungeachtet seiner ihm schon zu Amsterdam von dem trefflichen Johannes Müller vorgeworfenen Unkirchlichkeit, bezüglich seiner tiefinnersten Überzeugung viel zu sehr gefestigt war durch eine gewissenhafte Erziehung und angeborene gediegene Seelenart, als daß er sich in wüste Verneinung hätte hineinreißen lassen, so entsprach es doch ganz seinem knorrigen westfälischen Charakter und zugleich seinem Wesen als Dichter, wenn er hinsichtlich seiner politischen und sozialen Anschauungen, unter den Eindrücken der in der Schweiz herrschenden fieberisch erregten Stimmung, erheblich weiter auf die Linke trat als bisher und dieser Gesinnung auch in den damals entstandenen Dichtungen Ausdruck gab.

Das Schlimme ist nur, daß der Dichter, eben weil er Dichter ist, die politischen Gegensätze allzuscharf aufzufassen und darzustellen geneigt ist, daß der Dichter, indem er sein Lied im Kampfe des Tages erklingen läßt, selbst von der höheren Warte der Dichtung auf das Schlachtfeld der Parteien hinabsteigt; die Gefahr liegt dann allzu nahe, daß die edeln Klänge der Dichtung sich in einen unmelodischen leidenschaftlichen Schlachtruf verwandeln. Das war nun zwar bei unserem Freunde nur selten der Fall; Freiligrath war viel zu sehr Dichter, um lediglich gereimte Leitartikel zu schreiben; er bleibt Poet, auch wenn er mit einer grandiosen rednerischen Fülle das Sturmlied der Revolution singt; auch jetzt noch bewahrt er sich so gut wie immer die wahrhaft erstaunliche Gestaltungskraft, die Vorliebe zur Darstellung des Dramatisch-Packenden, eine wunderbare Fähigkeit, die Empfindung in Handlung umzusetzen; er unterscheidet sich dadurch, wenn er auch sonst zu Herweghs Parteidichtung herabsteigt, vollständig von dem Nebenbuhler; dabei sind Sprache und Versbau von einer wundersamen Fülle und Größe; kurz, mögen wir auch die politische Anschauung des Dichters nicht teilen, als vollen Dichter müssen wir ihn bewundernd gelten lassen.

Da ist zuerst das großartige Gedicht „Leipzigs Todten!“ mit dem unheimlichen Kehrreim:

Ich bin die Nacht, die Bartholomäusnacht;
Mein Fuß ist blutig und mein Haupt verschleiert.
Es hat in Deutschland eine Fürstenmacht
Zwölf Tage heuer mich zu früh gefeiert!

Ihm folgt „Requiescat“ vom Februar 1846, eine ernste Selbstschau, ein Vermächtnis fast des Dichters an sein Volk. Er sieht den Proletarier des Geistes — ein freundliches Geschick hat ihm selbst so Trostloses abgewendet, aber dem heimatlosen Flüchtling mochte der Gedanke manchmal durch die Seele zucken — alternd, von der Sorge gehetzt, vom Mangel gepeitscht,

Also schrieb er Blatt auf Blatt,
Bleich und mit verhärmten Wangen,
Während draußen Blum' und Blatt
Sich im Morgenwinde schwangen.
Nachtigall und Drossel schlug,
Lerche sang und Habicht kreiste: --
Er hing über seinem Buch,
Tagelöhner mit dem Geiste!

Dennoch, ob sein Herz auch schrie,
Blieb er tapfer, blieb ergeben:
„Dieses auch ist Poesie,
Denn es ist das Menschenleben!“
Und wenn gar der Muth ihm sank,
Hielt er fest sich an dem Einen:
„Meine Ehre wahrt' ich blank!
Was ich thu', ist für die Meinen!“

Endlich ließ ihn doch die Kraft!
Aus sein Ringen, aus sein Schaffen!
Nur zuweilen, fieberhaft,
Konnt' er noch empor sich raffen!
Nachts oft von der Muse Kuß
Fühlt' er seine Schläfen pochen;
Frei dann flog der Genius,
Den des Tages Drang gebrochen!

Lang jetzt ruht er unterm Rain,
Drauf im Gras die Winde wühlen;
Ohne Kreuz und ohne Stein
Schläft er aus auf seinen Pfühlen.
Rothgeweinten Angesichts
Irrt sein Weib und irrt sein Samen,
Bettelkinder erben nichts,
Als des Vaters reinen Namen!

Ruhm und Ehre jedem Fleiß!
Ehre jeder Hand voll Schwielen!
Ehre jedem Tropfen Schweiß,
Der in Hütten fällt und Mühlen!
Ehre jeder naſſen Stirn
Hinter'm Pfluge! — Doch auch deſſen,
Der mit Schädel und mit Hirn
Hungernd pflügt, ſei nicht vergeſſen!

Gedicht iſt mit warmem Herzblut geſchrieben; gottlob, daß der es, deſſen Freiligrath mehrfach gedenkt, diesmal allzuſchwarz in ſt ſah; und doch, wer ſteht uns dafür, daß es ihm in ſeiner Dienſtknechtſchaft nicht bisweilen ſo zu Mute war?

und gar in die Arena des politiſchen Parteikampfes tritt der t dem 1846 erſchienenen Heftchen Ça ira. Freiligrath erſcheint als Bannerträger der Revolution. So gleich in dem erſten nach der Marſeillaiſe gedichteten Liede „Vor der Fahrt". Kecken Mutes das Piratenſchiff der Revolution:

Es iſt die einz'ge richt'ge Fähre —
Drum in See, du kecker Pirat!
Drum in See, und kapre den Staat,
Die verfaulte ſchnöde Galeere! —
Schwarzer Brander, ſchleudre Raketen
In der Kirche ſcheinheil'ge Jacht!
In der Kirche ſcheinheil'ge Jacht!
Auf des Beſitzes Silberflotten
Richte kühn der Kanonen Schlund!
Auf des Meeres rottigem Grund
Laßt der Habſucht Schätze verrotten!

eht durch das Gedicht eine grimme Leidenſchaftlichkeit gegen das und auch die Ausſicht auf die alſo erkämpfte neue Erde,

Wo die Freiheit herrſcht und das Recht,
Wo kein Armer ſtöhnt und kein Knecht,
Wo ſich ſelber Hirt iſt die Heerde!
Wo nur der Eintracht Fahnen wehen,
Wo uns kein Hader mehr zerſtückt!
Wo der Menſch von der Menſchheit Höhen
Unenterbt durch die Schöpfung blickt!

en Eindruck dieſer Poeſie des Umſturzes nicht abzuſchwächen. weit gelungener iſt der „Eispalaſt". In „Wie man's macht!" er das Volk, die Monturkammern und Zeughäuſer zu plündern turm gegen die Hauptſtadt zu gehen; er vermahnt in der „Freien

Preſſe", die Buchdruckerlettern in Kugeln zu verwandeln und ſo die Freiheit zu erfechten. Tragen dieſe nach Pulver riechenden Gedichte das Gepräge der Entſtehung in dem ſchwülen Dunſtkreis des fieberiſch bewegten Schweizerlandes, ſo erſcheint dagegen „Von unten auf" als ein Nachklang der Stimmung von St. Goar, wenn es nicht wirklich zum größten Teil in dieſer Zeit entſtand, ein Gedicht von hinreißender Kraft des Gedankens und der Darſtellung. Der Dampfer, welcher den König ſtromab führt, zieht ſtolz auf dem Rhein dahin, vorbei an Reben und Nußlaub und Burgtrümmern; der Heizer aber, raſtend von harter Arbeit, überſchaut aus ſeiner Lucke das Verdeck und ſpricht zürnenden Mutes:

Wie mahnt dies Boot mich an den Staat! Licht auf den Höhen wandelſt du!

Tief unten aber, in der Nacht und in der Arbeit dunkelm Schooß,
Tief unten, von der Not geſpornt, da ſchür' und ſchmied' ich mir mein Loos.
Nicht meines nur, auch deines, Herr! Wer hält die Räder dir im Takt,
Wenn nicht mit ſchwielenharter Fauſt der Heizer ſeine Eiſen packt?

Du biſt viel weniger ein Zeus, als ich, o König, ein Titan!
Beherrſch' ich nicht, auf dem du gehſt, den allzeit kochenden Vulkan?
Es liegt an mir — ein Ruck von mir, ein Schlag von mir zu dieſer Friſt,
Und ſiehe, das Gebäude ſtürzt, von welchem du die Spitze biſt!

Der Boden birſt, aufſchlägt die Gluth und ſprengt dich krachend in die Luft!
Wir aber ſteigen feuerfeſt aufwärts an's Licht aus unſrer Gruft!
Wir ſind die Kraft! Wir hämmern jung das alte morſche Ding, den Staat,
Die wir von Gottes Zorne ſind bis jetzt das Proletariat!

Und dann geht der Feuermann grimmigen Mutes wieder an ſeine Arbeit und ſpricht: „Heut, zornig Element, noch nicht!" Wunderbar, wie hier neben dem wilden Revolutionsſchrei die echteſte herzbewegende Poeſie ſteht! Trotz alledem und alledem, dieſes Ça ira, in welchem der Dichter vorſchauenden Sinnes verkündet, was zwei Jahre ſpäter geſchah, es iſt dennoch allmächtige Poeſie in dieſen flammenden Zorngedichten, die Freiligrath mit dem kecken Nachwort ſchließt:

Kein beſſer Schachbrett, als die Welt:
Zur Limmat rück' ich von der Schelde!
Ihr ſprengt mich wohl von Feld zu Feld,
Doch ſchlagt ihr mich nicht aus dem Felde!

So iſt es eben in dem Schach
Der Freien wider die Deſpoten:
Zug über Zug und Schlag auf Schlag,
Und Ruh' wird keine nicht geboten!

Mir iſt, als müßt' ich auch von hier
Den Stab noch in die Weite ſetzen;
Als würden auch aus Tells Revier
Die Launen dieſes Spiels mich hetzen!

Ich bin bereit! Noch brauſt das Meer
Um Norwegs freie Bauernſtätten;
Noch raſſelt es von Frankreich her,
Wie Klirren von gebrochnen Ketten!

Kein flüchtig Haupt hat Engelland
Von ſeiner Schwelle noch gewieſen;
Noch winkt mir eine Freundeshand
Nach des Ohio luſt'gen Wieſen!

Von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt,
Von Land zu Land — mich ſchiert es wenig!
Kein Zug des Schickſals ſetzt mich matt: —
Matt werden kann ja nur der König!

Zwei Arbeiten von geringerer, aber immer noch unverächtlicher Bedeutung erſchienen während Freiligraths Aufenthalt in der Schweiz. Zunächſt ein zugleich vermehrter und um die für die Gegenwart nicht mehr anziehenden Gedichte verkürzter Wiederabdruck der Überſetzungen nach Victor Hugo, eine Frucht des in Meyenberg verbrachten Sommers; ſodann eine Sammlung von Verdeutſchungen jüngerer engliſcher Lyrik, Felicia Hemans, Laetitia Landon, Southey, Tennyſon, ein Buch, welches den Dichter bereits ſeit Jahren beſchäftigt hatte. Auch dieſe Überſetzungen geben aufs neue Zeugnis von Freiligraths meiſterlicher Befähigung, Wort und Gedanke des fremden Dichters in die deutſche Form umzugießen, ſo daß ſie mit der Vollendung von Originaldichtungen erſcheinen. Einige der Gedichte hat Frau Ida überſetzt.

Über die geſelligen Verhältniſſe Freiligraths während der Züricher Zeit geben die Briefe genügenden Aufſchluß. Zu denjenigen, mit welchen der Dichter freundſchaftlich verbunden war, gehörte auch der würdige und liebenswürdige greiſe Naturforſcher, Prof. Lorenz Oken, welcher dem von Zürich ſcheidenden Freiligrath wiederholt ſeine Freundſchaftsdienſte anbot; doch wurden dieſelben dankbar abgelehnt. Der innigſte Verkehr war derjenige mit Wilhelm und Karoline Schulz. Die beiden Wohnhäuſer waren nur durch einen ſchmalen Weg getrennt; ſo war der erſte Blick des Morgens aus den Fenſtern ſchon ein Gruß, alsbald von einem hellen Lachen gefolgt: denn wenn Freiligrath die edle Gabe des herzlichſten Lachens zu Teil geworden, ſo beſaß Wilhelm Schulz dieſelbe in ganz wunderbarem Maße. Häufig erzählten ſich die Freunde am Fenſter ihre Träume, worauf denn Freiligrath

gleich ſein Traumbuch herbeiholte, die Deutung über die Gaſſe hinüberrief und das Lachduett aufs ſchönſte anhub. In anderer Weiſe ſtand die feinſinnige Frau Karoline, die Freundin von Herwegh und Georg Büchner, dem Dichterpaare nahe. Auch Gottfried Keller, damals erſt in den Anfängen ſeines Rufes, trat Freiligrath nahe; zunächſt etwas unbeholfen und befangen, aber, wenn er auftaute, ein prächtiger Geſellſchafter; Freiligrath erkannte in ihm das kräftig aufſtrebende Talent, und die beiden Dichter gewannen einander bald lieb. Gottfried Keller hat unſern Freund einige Jahre ſpäter am Rheine beſucht.

Mit dem Ende des Aufenthaltes in der Schweiz erfolgt abermals ein bedeutſamer Wechſel im Lebensgange F. Freiligraths. Sieben Jahre lang, ſeit Frühling 1839, hatte er als freier Dichter gelebt; aber dieſe Freiheit von einer zwingenden Arbeitspflicht hatte, wie mancher deshalb abſichtlich mitgeteilte ſcherzhafte Briefſchluß an Schücking u. a. Freunde zeigt, auch die Kehrſeite zeitweilig eintretender Geldklemme gehabt; ſie hatte zugleich, abgeſehen etwa von dem Zeitraum leidenſchaftlich emſiger Arbeit am Glaubensbekenntnis, wohl einen Wechſel in der Richtung, aber keineswegs eine Steigerung der Produktion im Gefolge gehabt. Nun war Freiligrath Familienvater und mußte ſich die Frage vorlegen, ob die Erträgniſſe ſeiner Dichterthätigkeit auf die Dauer genügen würden, für ſich und die Seinen den Kampf des Lebens durchzukämpfen; er hatte bisher nicht Not gelitten, aber auch nicht für die Zukunft ſorgen können; er war Kaufmann genug, um die einſtige Abnahme ſeiner dichteriſchen Leiſtungskraft, ein Sinken des Abſatzes ſeiner Werke in Berechnung zu ziehen; er war viel zu ſehr Dichter, um als dichteriſcher Tagelöhner zu arbeiten, wenn er das überhaupt jemals gekonnt hätte. Nun, galt es denn, ums tägliche Brot zu arbeiten, ſo ſollte es nicht im Dienſte der Poeſie geſchehen, ſondern wie vormals auf dem Kontorſtuhl. Freiligrath traf dieſe Entſcheidung ungezwungen, mit verſtändigſter Überlegung. Und ſo brach er abermals ſein kaum aufgerichtetes Zelt am Züricher See ab, um in England ſich einen neuen Herd zu gründen. Er verließ Zürich am 21. Juli 1846.

Es mögen nun die Briefe aus der Schweizer Zeit über des Dichters Leben und Stimmung Beſcheid geben.

An Karl Buchner.

Meyenberg bei Rapperſchwyl am Zürcher See,
12. April 1845.

Herzlieber Freund!

Sie ſind ein vortrefflicher Mann und die geſchätzte Ihrige iſt eine vortreffliche Frau, daß Sie mir meine beiden Landſtreicherinnen nicht länger vorenthalten, ſondern ſie, wenn auch nicht in den April, aber doch in den

April hinein und in die Schweiz geſchickt haben. Für alles Freundliche den beſten und herzlichſten Dank! —

Daß wir hier für's Erſte nach Wunſch unter Dach und Fach gekommen ſind, daß wir ein Häuschen und einen Garten, dazu frohmüthige Ausſicht und ein Prachtexemplar von Apotheker zum Hausherrn haben — das und anderes wird meine Frau ausführlich der Ihrigen berichten. Ich danke Gott, daß wir ſo weit ſind, und wünſche nichts ſehnlicher, als daß uns das neue Haus eine Heimath werde! Wir ſehnen uns beide nach Ruhe — vollends da gegen den Herbſt ein neues Opusculum von mir im Verlag meiner Frau an's Licht zu treten verſpricht. Gebe Gott, daß alles gut geht, und daß unſere langen ſehnlichen Wünſche jetzt endlich erfüllt werden! Wir ſind ſchon jetzt anticipando überglücklich, und ich braue allbereits im Geiſte den Kindtaufscardinal, in dem auch Sie ſich eigentlich einen Zopf trinken ſollten. Ein Fremdenzimmer haben wir — darum gehen Sie bei Zeiten mit der Geſchätzten zu Rathe! Will's Gott, wird dann aus dem Zu-Rathe-gehen auch ein Zu-Raths-gehen!

Zürich erreicht man von hier mit dem Dampfſchiff in 2½ Stunden, alſo raſch genug, um ſich von Zeit zu Zeit mit guten Freunden und der Journaliſtik des Tages in Verbindung ſetzen zu können; ein paar Zeitungen halt' ich hier auch auf dem Meyenberg. Unter den guten Freunden nenne ich obenan Schulz'es und die mir durch ſie bekannt gewordenen Eßlinger's. Beides treffliche Familien, wo man ſich wohl und heimiſch fühlt. Mit Schulz, dem Schalk, hab' ich wirklich ſchon viel gelacht. Aber merkwürdig: bei ſolchen Veranlaſſungen rufen Schulz und ich regelmäßig: o Buchner! Wir haben nämlich ausgemacht, bei dem und dem würden Sie ſicher mitlachen, und ſo iſt es uns denn zur ſüßen Gewohnheit geworden, bei gewiſſen Paſſagen Ihren Namen als den eines ſehnlich herbeigewünſchten Mitlachers auszurufen. —

Von Schweizerpolitik diesmal nichts. Nur ſoviel, daß ich während der Ungewißheit über das Loos der Freiſchaaren mitgefiebert und mitgezittert habe. Es iſt ein Elend und ein Jammer, daß ſie unterlegen ſind! Demungeachtet ſind die neuen Wahlen in Zürich liberal ausgefallen. Für die politiſchen Flüchtlinge, in specie für Heinzen und Ruge, der auch in wenigen Tagen nach Zürich kommt, iſt das gut. Ich bin hier im Canton St. Gallen, und werde mich hier, mit Hülfe des Apothekers, hoffentlich behaupten.

* * *

An Karl Heuberger.

Meyenberg bei Rapperſchwyl am Zürcher See,
19. April 1845.

Ueber den erſten Theil meiner Reiſe, von Brüſſel bis Straßburg, hat

Ihnen meine Frau noch zu St. Goar berichtet. Von Straßburg bis Zürich war es nur noch ein Sprung. Nach einem heitern und durch unerwartet gefundene alte und neue Bekannte froh verlebten Baseler Tage kam ich Charfreitag früh in Zürich an, wo ich mich ebenfalls von verschiedenen Seiten der herzlichsten Aufnahme zu erfreuen hatte. Ich fiel gleich bei meiner Ankunft mitten in die Politik hinein, und möchte die fieberhaft bewegten Tage, die ich (weiß Gott, nicht als gleichgültiger Zuschauer) mit verlebt habe, um Nichts in der Welt missen! Hier war doch wirklich einmal politisches Leben; nicht bloß, wie bei uns, Zeitungsklopffechterei, nicht bloß Idee gegen Idee — nein, Leidenschaft gegen Leidenschaft, Mann gegen Mann, Faust gegen Faust! Die Allgemeine Zeitung irrt sehr, wenn sie meint, diese Schweizer Wirren würden als eben so viele Reagentien gegen den 44. Asmannshäuser bei mir wirken. Ganz im Gegentheil! Sie haben meine Erbitterung gegen Alles, was Druck und Geistesknechtung heißt, nur noch vermehrt! Bei uns Fürsten, hier Aristokraten und Jesuiten — das ist die nämliche Geschichte! Hole der Teufel das Lumpenpack allzusammen! Das Herz möchte mir brechen, wenn ich an den Sieg der Luzerner Regierung über die Freischaaren denke! Und Schmach und Schande über die Augsburger Allgemeine, daß sie ihren Lesern solch niederträchtig falsche und einseitig parteiische Correspondenzen über die hiesigen Zustände auftischt!

Uebrigens hat mich die Politik nicht abgehalten, die Ufer des Züricher Sees sinnend und schauend zu umwandeln und mir zuletzt hier bei Rapperschwyl, in reizendster Lage, eine passende ländliche Wohnung zu miethen, die ich heute vor 14 Tagen mit meiner Frau wieder vereinigt, schon zwei Tage später bezogen habe, und mich stündlich wohler und heimischer in ihr fühle. Das Haus, Meyenberg geheißen und außer Küche, Keller, Waschküche und ähnlichen Räumen noch 10 freundliche und geräumige Zimmer enthaltend, liegt auf einer Anhöhe mit prächtiger Aussicht auf das alterthümliche Städtchen Rapperschwyl, auf den Züricher See und einen Theil der Alpen, namentlich auf die stets mit Schnee bedeckten Gipfel des Säntis und des Glärnisch. Ein kleiner Garten, Rebhügel und frische grüne Matten umgeben es; ein anmuthiger Park ist mit zwei Schritten zu erreichen; eine Scheuer, in welcher der zu Rapperschwyl wohnende Eigenthümer seine prächtigen Schweizerkühe stehen hat, die uns täglich mit frischer Milch versorgen, liegt in geringer Entfernung hinter dem Hause. Dabei ist die Wohnung (die wir n. b. ganz allein bewohnen) durchaus möblirt, bis auf's Küchengeschirr hinab, und für Alles das zahlen wir 30 Ld'or. für's Jahr. Der Hauspatron, ein Apotheker, ist die Gefälligkeit und Zuvorkommenheit selbst, und ich zweifle nicht, daß er uns mit der Rasse vollständig wieder aussöhnen wird. Sogar

ein Fortepiano hat er uns heraufgeſchickt, als wir kaum den halben Wunſch äußerten.

Sie werden mir zugeben, daß wir nichts Paſſenderes und Billigeres finden konnten, und wir wünſchen herzlich, daß es uns vergönnt ſein möge, wenigſtens vor der Hand ein Jahr in Ruhe hier zu hauſen. Vollends, da wir jetzt die Ausſicht haben, gegen den Herbſt Elternfreuden zu erleben. Wenn, wie wir zu Gott hoffen, Alles gut geht, ſo werden wir im September ſo glücklich ſein, einen kleinen Freiligrath (denn ein Mädchen wird's doch wohl nicht werden) auf dem Meyenberge jodeln zu hören. Bis jetzt, Gottlob, iſt Alles nach Wunſch gegangen, und auch die Reiſe hat nicht im Mindeſten geſchadet. Sie können nicht glauben, wie glücklich dieſe Ausſicht uns macht! Nach ſo langem Warten iſt die Freude doppelt groß!

Meine Frau und Marie haben mir viel von St. Goar erzählt, und ich habe mich herzlich der guten Nachrichten über Sie und die Ihrigen gefreut! Auch von mir noch tauſend Dank für die freundliche Aufnahme, die Sie den melodiſchen Schweſtern zu Theil werden ließen! Möchte es uns doch hier, auf unſerm reizenden Fleckchen Erde vergönnt ſein, einmal gegenſeitige Gaſtfreundſchaft auszuüben! Nehmen Sie denn wirklich immer nur noch Anſtand, bei dem Exilirten vorzuſprechen oder ihm eine Ihrer Töchter zu ſchicken? Für die gute Mathilde und ihre leidende Geſundheit wäre gewiß nichts beſſer, als ein Sommeraufenthalt bei uns, der ihr Sonne, Bergluft und Bergklettern genug bringen ſollte, um ſie ganz wieder herzuſtellen. Ueberlegen Sie ſich's, und ſeien Sie nicht gar zu ängſtlich. Einſtweilen freu' ich mich ſehr, daß Herr v. Bitzthum mit ſeinen beiden Söhnen eine Schweizerreiſe beabſichtigt und auch mich zu beſuchen verſprochen hat. Geſichter vom alten lieben Rhein werden mir doch, auch in der wonnevollen Schweiz, eine Wohlthat ſein, und ich freue mich ſchon jetzt, wie auf die Bitzthümlichen, ſo auch beſonders auf Schlickum und Simrock, die beſtimmt im Herbſte (will's Gott: zur Kindtaufe) kommen wollen. An eine Rückkehr denk' ich nicht, und bitte Sie ſogar hiemit dringend, mir doch baldmöglichſt einen St. Goarer (von der Landrathur oder von der Bürgermeiſterei ausgeſtellten?) Heimathſchein beſorgen zu wollen, den ich, da mein Paß am 6. Mai abgelaufen iſt, unumgänglich nöthig habe, wenn ich mich ohne Umſtände und ohne Scherere hier behaupten will. Sie würden mich durch eine baldige Erfüllung dieſer Bitte überaus verpflichten! Da ich zuletzt 2 Jahre, als ſteuerpflichtiger und ſteuerzahlender Einwohner, in St. Goar zugebracht habe, ſo kann man mir, denk' ich, auch eben dort einen Heimathſchein mit Fug und Recht ausſtellen. Iſt aber die abſolute Unmöglichkeit vorhanden, dort das Gewünſchte zu erlangen, ſo ſetzen Sie mich gütigſt umgehend oder doch ſo bald wie

möglich davon in Kenntniß, damit ich sodann zu Soest mein Heil versuchen kann.

* * *

An Karl Simrock.

Meyenberg bei Rapperschwyl am Zürchersee,
3. Mai 1845.

Lieber, alter Simrath!

Vergieb, daß ich Dir meine Ankunft in der Schweiz nicht schon früher angezeigt habe! Es gab mit Hin- und Herlaufen, Wohnung suchen, Miethen, Einziehen und Einrichten so unendlich viel zu thun, daß ich erst nach und nach dazu komme, meinen deutschen Freunden Nachricht zu geben. Ich habe ihrer darum nicht weniger herzlich und mit Liebe gedacht.

Laß' mich nun zuerst Dir und Deiner trefflichen Hausfrau recht aus Herzensgrund für die freundliche und freundschaftliche Aufnahme danken, die Ihr meiner Frau und meiner Schwägerin jüngst zu Theil werden ließet. Schon aus St. Goar schrieb mir die erstere ganz glücklich über die bei Euch verlebten, ihr wie ihrer Schwester unvergeßlichen Tage, und wie lieb und herzlich sie von Deiner lieben Frau empfangen worden sei! Und noch jetzt reden wir oft, reden wir täglich von Euch. Wenn wir des Rheins und der vielen lieben, an unsern Geschicken theilnehmenden Menschen gedenken, die uns an seinen Ufern wohnen, dann bildet Ihr vor Allen den Mittelpunkt unserer Erinnerungen und unserer Gespräche. Gott segne Euch, daß Ihr meiner lieben Langen durch Eure Freundlichkeit und Eure Herzensgüte heitere glückliche Stunden bereitet, daß Ihr ihre öde graue Winterreise durch den hellen Schein Eurer Liebe und Eures Wohlwollens verschönert habt! Wir vergessen nicht!!

Seit dem 5. April bin ich mit meiner Frau wieder vereinigt. Meine Reise von Brüssel über Namur, Arlon, Metz, Nancy, Lunéville bis Straßburg (in Heinzen's Gesellschaft) war durch Schnee und Glatteis über alle Maßen beschwerlich und stellenweise sogar gefährlich. In Straßburg blieb ich einige Tage, Gründonnerstag war ich sodann in Basel (bei Wackernagel, der Deiner freundlich gedenkt, zu Tisch) und Tags darauf endlich in Zürich, wo Alles in Erwartung des bevorstehenden Freischaarenputsches gespannt und stürmisch durcheinanderging. Wackere und theilnehmende Männer, von der liberalen Partei natürlich, kamen mir, zum Theil sogar ohne mein Zuthun, warm und herzlich entgegen, meinen Ansiedelungsprojekten mit Rath und That die Hand bietend. Und so bin ich denn jetzt schon seit drei Wochen hier bei Rapperschwyl in einer bescheidenen, aber reizend gelegenen, von Wiesen und Gärten umgebenen,

ländlichen Wohnung einquartirt: die Aussicht ist die schönste, die man haben kann: der prachtvolle See, das alterthümliche, vielgethürmte Rapperschwyl, die Huttensinsel Ufnau und die Schneekuppen der Glarner und Appenzeller Alpen. Säntis und Glärnisch sehen uns in's Fenster und haben uns schon oft den köstlichen Anblick des Alpenglühens gewährt. In Zürich bin ich mit dem Dampfschiff in dritthalb Stunden — kurz es ist ein paradiesisches und in jeder Hinsicht für uns passendes Fleckchen Erde, auf dem wir uns neuerdings eingenistet haben, und ich bitte Gott, daß er uns einstweilen ruhig drauf wohnen lassen möge.

Zum Schlusse noch den allerschönsten Dank für die Bücher, die Du meiner Frau für mich mitgabst! Sie haben mir viele und große Freude gemacht und ich habe in specie den Orendel mit großem Interesse, wie das Dreikönigbüchlein, dies naive, kindlich poetische Gedicht, mit herzlichem Behagen gelesen. Nur ein Bedenken habe ich bei diesen, sonst so trefflichen und preiswürdigen Arbeiten gehabt: — arbeitest Du damit nicht, ohne es selbst zu wollen, den Ultramontanen in die Hände? Dies Hundevolk benutzt alles für sich und seine Zwecke!

Vale, alter theurer Freund! Gott mit Dir und den Deinen! Laß' bald einmal von Dir hören: hier hat jede Zeile vom Rhein und von Dir Werth für mich!

* * *

An Karl Buchner.

Meyenberg, 3. Juni 1845.

Auch Ihren letzten Brief hab' ich nicht auf der Stelle beantwortet, doch war die Ursache des Verzugs lediglich eine äußere. Der Brief traf nämlich a tempo mit meinen längst erwarteten Effekten bei mir ein, und da gab es mit Auspacken, ängstlichem Nachforschen, ob nicht dies oder das verletzt oder zerbrochen sei, mit Arrangiren u. s. w. mehrere Tage hindurch soviel zu thun, daß ich, meist von oben bis unten bestaubt, Stroh und Heu in den Haaren und an den Kleidern, und obendrein jeden Abend körperlich ermüdet, bei'm besten Willen nicht gleich zum Schreiben kommen konnte. Dazu kam gestern noch das Fest der Liedertafeln am Zürchersee, bei dem ich, vom Vorstand eingeladen, nicht wohl fehlen durfte, und so abermals einen Tag, an welchem ich Ihnen endlich Nachricht hätte geben sollen, unbenutzt verstreichen lassen mußte. —

Neues kann ich Ihnen eigentlich wenig mittheilen. Das Land ist vor der Hand ruhig. Und was meine unbedeutende Person betrifft, so erfahr' ich das Meiste darüber eben selbst erst aus deutschen Zeitungen. So die Ein-

ladung nach Amerika, der Verhaftbesuch in Brüssel u. s. w. Ruge, den die Zeitungen mit mir unter Einem Dache wohnen lassen, lebt übrigens, gleich Heinzen, in Zürich, und ich hab' ihn bis jetzt erst zweimal gesprochen, das erstemal zu Pfingsten, wo er mich auf ein paar Stunden besuchte; das anderemal gestern zu Meilen auf dem Sängerfest, wo auch Schulz und Heinzen waren. Letzterer scheint sich in Zürich gut zu gefallen, und hat sich, wie mir vorkommt, namentlich an Ruge eng angeschlossen. Quant à moi, so ist es mir herzlich lieb, daß ich vor der Hand ruhig und einsam hier auf dem Lande bin. Nun meine Bibliothek da und ausgepackt ist, vermisse ich die Gesellschaft und die Stadt nicht mehr zu sehr, und bereite mich, da ich aus Erfahrung weiß, wie nur die Stille meinen Productionen förderlich ist, auf einen arbeitsamen Sommer und Herbst vor. Auch meiner Frau wegen, der bei ihren Umständen die frische Landluft das Beste und Zuträglichste ist, bereue ich nicht, daß wir einstweilen Bauern geworden sind. Wie es sich später macht, weiß ich noch nicht. Vorläufig kann ich bis Ende September, gegen Caution, ruhig hier bleiben und bliebe dann natürlich auch am liebsten noch den Winter über. Nun fragt es sich allerdings, ob mir St. Gallen (das für meinen abgelaufenen Preuß. Regierungspaß einen neuen von der Preußischen Gesandtschaft zu Bern haben will, den ich natürlich nicht kriege) dann nicht die Thür weist? Nun, ich muß es darauf ankommen lassen. Im schlimmsten Fall ist Zürich nicht weit, und ein Umzug mit einem kaum geborenen Kinde wird, wenn auch unangenehm, doch zu bewerkstelligen und zu ertragen sein.

Die Berliner sind aber doch prächtige Leute! Die Ausweisung Itzstein's und Hecker's ist doch famos! Nur noch mehr solcher Betisen, damit sich das Gouvernement mit jedem Tage mehr discreditire, damit Michel, wie schwer auch von Begriff, doch endlich begreife, woran er ist! Die Geduld wird der Edle freilich bei aller Einsicht nicht verlieren!

* * *

An Wilhelm Ganzhorn.

Meyenberg bei Rapperschwyl am Zürcher See,
26. 7. 45.

Es ist wahr, o Dietwalde, daß ich ein Faulpelz bin, auch sonst noch dies und das hat mich am Schreiben gehindert. Meine Niederlassung fand Schwierigkeiten, noch jetzt bin ich nur interimistisch und gegen Caution aufgenommen und deswegen in einer nichts weniger als sichern und angenehmen Lage. Das ärgert und hetzt und verstimmt — man kann dann bei'm besten Willen nicht zu einem heitern Worte an einen fernen Freund gelangen.

Außerdem hab' ich jeden sonnigen Moment zur Arbeit benutzen müssen: ein Band alter englischer Uebersetzungen, den ich, um alten Wust gesichtet zu haben, zusammenstelle, hätte schon längst in Cotta's Händen sein sollen, und ich bin seit längerer Zeit eifrig drüber aus, ihn zum Abschluß zu bringen. Auch wird der Druck jedenfalls noch im August beginnen. Endlich und drittens bin ich seit Wochen in eben so fataler als arger Geldklemme, also und dergestalt, daß ich selbst geringe Portoausgaben scheuen mußte und zu frankirende Briefe gezwungen liegen ließ. Jetzt, da Du mich um Antwort trittst, muß ich sie Dir gröblicher Weise unfrankirt zuschicken, was Du Dir, sämmt dem Anhören dieser Jeremiade, selbst zuschreiben mögest. Ich liege wirklich eben jetzt fabelhaft krumm, doch hoffe ich, bei anhaltender Krümmung derer Schreibfinger, nachgerade aus der allgemeinen Krummheit herauszukommen und die enormen Schlappen, die Reisen, neue Einrichtung, Fracht meiner Bibliothek ꝛc. meinem Seckel beigebracht haben, vor und nach zu verwinden.

Selah! Warum ich Dir eigentlich so rasch antworte, ist nicht die Absicht, Dir Trübsal vorzublasen, sondern vielmehr die, Dich in Deinem Vorsatze, mich hier zu besuchen, nach Kräften zu bestärken. Mehercule, Dietwalde, mach' Dich auf die Strümpfe, und lasse Dein Angesicht über mir leuchten! Nach Spanien oder Norwegen wirst Du heuer doch wohl nicht mehr kommen, und da sind denn die Alpen zum einstweiligen Ersatz doch auch nicht zu verachten! Also mach', daß Du kommst, Alter, und laß' uns ein paar frohe Tage mit einander verleben.

Einen edlen Valteliner führ' ich im Keller, und der Weiler Feldbach, allwo ein fürtreffliches Bairisches das Licht der Welt erblickt und sich Deinen Lippen entgegensehnt, ist nur eine Viertelstunde weit. Logiren kannst Du bei mir: ich bin Inhaber eines Fremdenzimmers, das sich gewaschen hat. Also noch einmal: Komm, und laß' mich ehestens wissen, wann Du kommst! Du wirst mich „trotz alledem und alledem" frisch und fidel finden. Geht es mir doch, jene lumpigen Wespenstiche abgerechnet, vortrefflich, und steht mir ja überdies schon bald ein besonders großes Glück bevor. Meine Frau hat sich nämlich eines Besseren besonnen, und will mir im September einen kleinen Jungen schenken, worüber, wie Du leichtlich ermessen kannst, großer Jubel in Bänken ist. Daß der Junge „Dietwaldus" getauft wird, auch seiner Zeit Professor und Schildknecht werden muß, item weiße Hände behält, wenn er sie Nachts aus der Wiege hängen läßt, versteht sich Alles von selbst. Sollte das Büebli aber zufällig als Maidli auf die Welt kommen, so soll es ebenfalls dem Schattenspiel zur Ehre, Adelhaide benamset sein. N.B. Auch Schlickus und Simrath werden mich im August und September noch besuchen. Es wäre hübsch, wenn Ihr zusammenträft.

An Karl Heuberger.

Meyenberg, 27. Juni 1845.

Den beſten Dank, lieber Freund, für Ihre letzten beiden Briefe, wie für die Glückwünſche zu meinem eigenen und zum bevorſtehenden Geburtstage meines erſten Kindes, welche Sie mir in ſo herzlicher Weiſe darbrachten. Den 17. Juni haben wir ſtill, aber dafür um ſo vergnügter gefeiert. Nur das liebenswürdige (wenn auch demagogiſche — erſchrecken Sie nicht!) Ehepaar Schulz aus Zürich war ſo freundlich geweſen, mit einem Kranze herüberzukommen, und ſo verfloß uns denn ein Tag, der mir eigentlich, je älter ich werde, um ſo fataler wird, in heiterem, traulichem Geſpräche. Auch ein biedermänniſcher Cardinal, ein ächt St. Goar'ſches Gebräu, wurde gegen Abend präparirt, und ließ man darin nicht nur das ältliche Geburtstagskind leben, ſondern auch ſonſt gute Menſchen und Freunde. Sonach wird Sie ein gewiſſes Ohrenklingen, welches Sie an jenem Abende verſpürt haben müſſen, nicht weiter wundern. Möchte es uns nur vergönnt ſein, uns noch zuweilen aus einer und derſelben Bowle gegenſeitig leben zu laſſen! Das iſt's, was ich, mit andern guten Dingen, mir ſelbſt zum 35. Geburtstage gewünſcht habe, ohne dabei allerdings juſt an eine Rückkehr nach Preußen zu denken. Wenn mir nur mein Aufenthalt hier oder in einem andern Kanton auf Betrieb der Preuß. Diplomatie nicht verkümmert wird! Jetzt, wo mir das Hierherſchaffen meiner Bücher und ſonſtigen Siebenſachen über 100 Gulden aus der Taſche gejagt hat, und wo obendrein die Niederkunft meiner Frau nahe bevorſteht, wäre mir eine derartige Preuß. Intervention denn doch ein wenig unerwünſcht. Und doch läßt mich der beiſpielloſe Vorfall in Brüſſel auf Alles gefaßt ſein, vollends, da ich mit meinem Begehren um einen Heimathſchein von Pontius nach Pilatus geſchickt werde. Sie weiſen mich nach Soeſt, und der Soeſter Magiſtrat ſchickt mich nach St. Goar. Etwas Aehnliches iſt mir wirklich noch nicht vorgekommen, und ich werde mich nun (wäre es auch bloß des Experimentirens wegen) auf Grund meines abgelaufenen St. Goarer Paſſes um einen neuen Paß an die Preuß. Ambaſſade nach Bern wenden. Wird mir auch dieſer abgeſchlagen, ſo kann ich wenigſtens, auf Dokumente geſtützt, als politiſcher Flüchtling auftreten und das Aſylrecht in irgend einem freiſinnigen Kanton (nicht in St. Gallen, wo ich jetzt wohne) in Anſpruch nehmen. —

Auf Ihre diverſen politiſchen Ausfälle laß' ich mich nicht ein. Ich habe mich ſchon früher darüber ausgeſprochen. Wozu Katzbalgereien, die doch zu keinem Reſultat und zu keiner Verſtändigung führen können? Nur zwei Namen auszuſprechen kann ich mich doch nicht enthalten: — Itzſtein, Hecker!! Wie iſt es möglich, daß eine Regierung ſich ſolchergeſtalt, faſt

gefliſſentlich, compromittiren und discreditiren kann!? Der Erfolg, der von einem Kinde vorauszuſehen war, iſt nur verdient! Nun er aber vorliegt, iſt man natürlich „allerhöchſten Orts" ſehr indignirt über die Sache. Nun wird Alles dem armen Arnim in die Schuhe geſchoben! Oh, oh, oh!!! Wahrſcheinlich wird Herr von Arnim demnächſt ſein Portefeuille abgeben müſſen, auf daß die Majeſtät wenigſtens auf ihrer bevorſtehenden Rheinreiſe nicht gar zu unpopulär daſtehe. Aber der Rhein wird ſich hoffentlich nicht noch einmal dupiren laſſen, wie er ſich 1842 dupiren ließ!

Unſere Tage ſpinnen ſich hier ruhig und einförmig ab, was mir recht lieb iſt, da Ida, wie wohl auch im Ganzen, doch durch vieles Sprechen und dergleichen gar leicht angegriffen und ermüdet wird. Mit dem Städtchen Rapperſchwyl ſtehen wir gar nicht in geſelligem Verkehr, und mit Zürich nur gelegentlich durch einen Beſuch von daher. Ich bin, ſeit wir hier wohnen, erſt einmal in Zürich geweſen, Ida und Mariechen noch gar nicht, dagegen waren wir neulich einen Sonntag in Thalwyl, einem ſchöngelegenen Ort am See, beim Pfarrer Sprüngli, demſelben wackeren Manne, der die Sympathien der Frankfurter Geldſäcke für das unglückliche Felsberg rege zu machen gewußt (8000 Gulden ſind in Frankfurt zuſammengekommen) und dadurch auch in der Schweiz zu umfaſſender Nacheiferung angefeuert hat. Ruge und Heinzen, die, wie ich höre, die Zeitung unter Einem Dache mit mir wohnen ließ, leben in Zürich, und ich ſehe ſie faſt ſeltener als meine anderen Züricher Bekannten. —

Meine engliſchen Ueberſetzungen (Hemans, Tennyſon, Longfellow, Miß Landon u. a. — alles in Einem Bande) erſcheinen wohl noch zum Herbſte. Ebenſo meine Auswahl aus meinen früheren Bearbeitungen Victor Hugo'ſcher Gedichte, verbeſſert und gefeilt, in zweiter Auflage. Von meinen Gedichten bei Cotta wird jetzt die 8. Auflage gedruckt. Iſt das Alles abgelaufen und ſammt der Kindtaufe hinter mir, ſo rüſt' ich mich hoffentlich auf den Winter zu etwas Größerem. Ich habe Pläne und Stoffe die Fülle. —

Läßt denn der Ghibelline nichts von ſich hören? Faſt glaub' ich, er kömmt nächſtens einmal in höchſteigener Perſon, um das Loch im Keller zu vergrößern. Und was hören Sie von L. L. L., d. h. Luiſe, Levin und dem Sohne Lothar?

* * *

An Wilhelm Ganzhorn.

[Undatirt, Ende Auguſt 1845.]

Soeben läuft Dein Sendſchreiben bei mir ein, o Dietwalde, und ich beeile mich, Deinem Wunſche gemäß, Dir umgehend einige Zeilen darauf zu

erwidern. Es freut mich, daß Du bald kommen wirst, und es bedarf nicht der Frage, daß unsre Begegnung eine heitre und fidele sein soll. Bagatellen (und Anderes hat mich seither doch nicht geärgert) dürfen Einem den frischen, kecken Muth nicht verscheuchen, der ja allein den Lebenskahn flott halten kann in Strudeln und Wirbeln. Mir soll er wahrlich nie verloren gehn! Ich würde mich selbst anspeien, wenn er's thäte!

An Schlickum hab' ich am 14. Juli geschrieben und bin seither ohne Nachricht von ihm geblieben. Also und dergestalt, daß ich das Nähere über seine und Strolch's Ankunft nicht zu vermelden weiß. Jedenfalls wird sie nahe bevorstehn. Simrock aber hat mich wissen lassen, daß er in diesem Jahre doch nicht mehr kommen könne, dafür aber künftigen Sommer bei mir vorsprechen will. Heuer geht er zur Abwechselung einmal nach Belgien.

Ich habe in der Bartholomäusnacht (23/24. Aug.) ein zornig Gedicht auf die Leipziger ditto vom 12. hujus gemacht. Du sollst es lesen, wenn Du hier bist. Was läßt sich dies biedermännische Deutschland nicht Alles von seinen „angestammelten" Herrschern bieten!

„Ich bin die Nacht, die Bartholomäusnacht;
Mein Fuß ist blutig und mein Haupt verschleiert.
Es hat in Deutschland eine Fürstenmacht
Zwölf Tage heuer mich zu früh gefeiert!"

Rede aber einstweilen nicht davon.

Auf Wiedersehen!

Allemal Dein

Dietwaldus.

* * *

An Karl Buchner.

[Der Brief ist, wie eine ganze Reihe gleichzeitiger, geschrieben auf einem Bogen, welcher Verwandten und Freunden anzeigt, daß Ida Freiligrath geb. Melos am 11. September 1845 zu Meyenberg am Züricher See von einem gesunden Mädchen glücklich entbunden worden.]

Meyenberg, 16. Sept. 1845.

Mit leichtem Herzen ergreife ich die Feder, theurer Freund, um Ihnen die umstehende Nachricht auch schriftlich zu bestätigen. Gott sei gepriesen, Alles ist glücklich von Statten gegangen. Es waren qual- und angstvolle Stunden — dafür ist unser Glück jetzt aber auch um so größer. Mutter und Kind befinden sich bis heute fortwährend so wohl, wie wir nur wünschen können. Alles nimmt seinen natürlichen regelmäßigen Verlauf; der gefährlichste Tag ist glücklich überstanden. Möge Gott ferner helfen!

Uebrigens: Parturiunt montes, nascitur ridiculus mus! Auch der Meyenberg ist einer dieser Berge! Der „Herr Sohn," auf den wir uns gefreut hatten und von dem wir seit Monden fabelten, ist ein klein Mädchen geworden; statt eines Löwen ist eine kleine Maus zum Vorschein gekommen. Aber allerdings keine lächerliche, sondern eine niedliche, patschlige, allerliebste! Das Kind ist wirklich zum Auffressen lieb und süß, dabei vollkommen gesund und von beweglichen, wohlgestalteten Gliedmaßen, hat große klare dunkle Augen, schwarze Härchen, eine hohe schöne Stirn, leider aber auch meine s. v. Stumpfnase, in einer Aehnlichkeit, daß es wirklich lächerlich ist. Ueberhaupt ist das ganze Gesicht freiligrathisch, nicht melodisch, was mir eigentlich für ein Mädchen leid ist. Nun Gott besser's! Das Beste ist, daß die Kleine gesund ist und sich die warme Kuhmilch, mit der sie aufgefüttert wird, vortrefflich schmecken läßt. In ihrem Bädchen, das ihr alle Morgen einzig behagt, schlägt sie mit Händchen und Füßchen um sich, daß es eine wahre Lust ist, und daß die Hebamme heut früh sagte: „Sie hat sieben Leben!" — Ach, entschuldigen Sie nur alle diese Details! Das Glück, zum ersten Mal Vater zu sein, ist so bewältigend, so beseligend für mich, daß ich noch immer fast wie im Rausche bin, und Ihnen Alles das weitläufig herzähle, was doch eigentlich nur für uns, die Eltern des kleinen Engels, von Interesse sein kann.

Nun eine Bitte! Seit einigen Monaten schon hatten Ida und ich beschlossen, bei einem Knaben meinen Bruder Karl, den Dr. Simrock und Ihre liebe Frau — bei einem Mädchen aber meine Schwester Karoline Frl. Katharine Dehn in Warschau (Ida's älteste Freundin) und Sie, lieber Freund, zu Gevatter zu bitten. Werden Sie unsre herzliche Bitte gern und freundlich erfüllen? In diesem Falle bitte ich recht sehr, mir bald mit einigen Worten Nachricht zu geben! Das Kind soll Katharina Karoline heißen!

In meinem Gärtchen blühen die Dahlien in voller Pracht. Doch seh' ich sie nur mit Wehmuth, da sie mich immer an den trefflichen, lieben Höpfner erinnern! Sein Tod hat uns auf's Tiefste erschüttert![1])

* * *

An Levin Schücking.

[Auf einem Bogen mit Geburtsanzeige.]

M[eyenberg], 20. 9. 45.

Liebster Levin!

„Never mind, the next will be a boy!" sagen wir mit Queen Victoria, und sind keineswegs betrübt, daß auch der Meyenberg einer von

[1]) Freund Höpfner in Darmstadt war ein eifriger Dahlienzüchter und hatte eine schöne neue Art von purpurroter Farbe Ferdinand Freiligrath benannt.

den Bergen ist, von denen es im lat. Sprichwort heißt, daß sie Mäuse gebären. — — Wir sind sehr, sehr glücklich; ich bin noch immer wie im Rausche, wenn ich den kleinen Engel ansehe oder auf den Armen halte. Nach so langem Warten muß ja wohl unsere Freude eine doppelte sein. Von Eurer freundschaftlichen Theilnahme sind wir überzeugt. Wer einen Lothar hat, wird auch die Wonne über ein Käthchen (Katharina Karoline soll der Wurm heißen) verstehen und zu würdigen wissen.

Vergieb mein langes seitheriges Schweigen! Seit wir am 10. März Brüssel verließen, bin ich nach den ersten Mieth- und Einrichtungswirren mit Arbeit überhäuft gewesen, habe obendrein Aerger und Niederlassungsschwierigkeiten die Menge gehabt. Der Kanton ist zwar paritätisch, doch wiegt grad' in dieser Gegend das ultramontane Element bedeutend vor — Grund genug, daß man mich, da ich durchaus ohne Papiere bin und trotz aller angewandten Mühe keine neuen bekomme, nach Kräften chicanirt und mich nur bis Ende k. M. hier dulden will. Wäre meine Frau nicht in Umständen gewesen, so hätt' ich schon eher fortgemußt. Ich nehme nun in Zürich das Asylrecht in Anspruch, und denke, daß ich mich bei der jetzigen liberalen Regierung ein oder ein paar Jahre dort werde halten können. Wo nicht, so schiff' ich demnächst nach England über. Amerika, wo man mich mit offenen Armen aufnehmen würde, liegt doch zu weit ab. Man muß sich durch zu große Entfernung nicht kampfunfähig machen. Wer dreinschlagen kann, soll den diesseitigen Hunden (mögen sie nun Fürsten, Adel oder Bourgeois heißen) nicht den Gefallen thun, sich hinter die Schlachtlinie zurückzuziehen. In der Schweiz, in Belgien und in England kann man doch immer beobachten und, wenn's Noth thut, eine Brandrakete steigen lassen. Anliegend findest Du eine.

Wo bist Du denn jetzt, noch in Ostende oder schon wieder daheim? Ich lasse den Brief jedenfalls am besten nach Augsburg gehen. Tausend Grüße Dir, Deiner Frau und dem kleinen Lothar, an den Du ein schön Gedicht gemacht hast, wenn nur die zahme und banale Pointe mit dem freien Wort nicht wäre. Unsere Kinder sollen mehr haben, als nur das, Sapperlot! Wir wollen aber auch drum schaffen und ringen, nicht bloß mit einer einzelnen gelegentlichen Pointe! Ich werde alle Tage rabiater und freudiger!

* * *

An Emanuel Geibel.

[Auf einem Bogen mit Geburtsanzeige.]

[Meyenberg], 21. Sept. 45.

Liebster Emanuel!

Meinen Brief vom 26. Febr. 1844 hast Du unbeantwortet gelassen.

Nichtsdestoweniger, und trotz Allem, was sich seit jener Zeit sonst ereignet hat, glaube ich Deines dauernden freundschaftlichen Antheils an meinen Geschicken so gewiß zu sein, daß ich Dir die umstehende frohe Botschaft, als einen Beweis meines Andenkens, ohne Skrupel zuschicke. Die Politik apart, sind wir Beide Poeten und Menschen, haben einen sonnigen, heitern Sommer am Rhein miteinander verlebt, lieben den güldenen Propfenzieher mit unerschütterlicher Anhänglichkeit, und wenn dermaleinst ein Gervinus kommender Jahrhunderte entscheiden soll, wer von uns Beiden den meisten Antheil an jenem berühmten Loche im Weinkeller des Landraths hat, so wird der Edle jedenfalls in einige Verlegenheit gerathen. Und darum bin ich gewiß, daß Du Dich meines neues Glückes mit mir von Herzen freust und den Handdruck, den ich Dir vom Bettchen meines Kindes nach der Ostsee hinüberschicke, trotz alledem und alledem in alter Liebe erwiderst. Wir sind in der That sehr, sehr glücklich, lieber Emanuel!

Ida befindet sich so wohl, wie wir nur wünschen können. Ich wollte bei Gott, Du heiratheteſt auch bald, und erlebteſt gleiche Freuden. Du würdeſt dann einsehen, daß für Weib und Kind ringen, daß für eine Familie Kraft und Leben einsetzen mehr und beseligender ist, als in einem aristokratischen Salon oder bei einem deftigen Mittagsschmause patricischer Bourgeoisie zwanzig pommer'sche Gänsebrüste unter 20 Jahren im Fluge erobern.

* * *

An Karl Buchner.

Zürich (Hottingen, zum Sonnenthal),
4. Dezbr. 1845.

Herzlieber Freund und Gevatter!

Endlich komme auch ich dazu, Ihnen meine wiederum einmal leidig angewachsene Briefschuld abzutragen, und Ihnen von ganzem Herzen für die freundliche Annahme der Gevatterschaft meinen Dank auszusprechen. Ihre Pathen-Epistel war so heiter und so ergötzlich, Ihre Theilnahme an unserem langersehnten neuen Glücke so warm und innig an den Tag gelegt, daß ich wohl sagen kann, wie mich lange Nichts so erfreut und erquickt hat, als dieser neue Beweis Ihrer treuen Liebe und Anhänglichkeit, und daß mich nur die unsägliche Last und Unruhe des Umzugs und der neuen Einrichtung verführen konnten, so lange darauf zu schweigen. Also: tausend Dank und den wärmsten, herzigsten Handschlag! Ich rechne es Ihnen hoch an, daß Sie den Sprung in's Rapperschwyler Kirchenbuch meinetwegen gewagt haben! —

Um nun zuerst vom Nächstliegenden zu reden, so ist die kleine Käthe

fortwährend die Luft unsrer Augen und unsrer Herzen. Klein und zart ist sie noch immer, dennoch aber bis jetzt durchaus gesund und das süßeste, niedlichste Ding, das man sich denken kann. Ihre Milch bekommt ihr fortwährend vortrefflich; sie hat in den letzten Wochen (heute wird sie grade zwölfe alt) sichtlich zugenommen und kann schon so schelmisch und intelligent lächeln und gurren, daß es eine Lust ist. Singen hört sie gar gern, und ist am zufriedensten, wenn ich sie gelegentlich herumtrage und ein Lied anstimme. Auch die Kupferstiche an den Wänden und die glänzenden Einbände meiner Bibliothek interessiren sie bereits, und die Mutter bringt sie mir drum wohl zum Kaffee oder sonst auf ein Viertelstündchen herüber, wo sie dann ihre großen dunkeln Augen aufreißt und sich an den Köpfen und Landschaften, die ihren Vater an die fernabliegende Heimath erinnern müssen, ihr blaues Wunder sieht. Möge Gott uns den kleinen Engel erhalten! Der Besitz eines solchen Wurmes gibt dem Leben doch erst die rechte Weihe und die rechte Bedeutung.

Unsre Züricher Existenz ist die stillste und einfachste. Der Kreis, in dem wir uns bewegen, ist sehr klein, und in ihm sind wieder Schulzes unser häufigster und erquicklichster Umgang, was zum Theil allerdings in der nahen Nachbarschaft (Schulzes sind unsre „Nächsten" oder „Nebenmenschen", pflege ich zu sagen), zum Theil aber auch in gemüthlichen und heimathlichen Beziehungen seinen Grund hat. Unsere kleine deutsche Kolonie befindet sich eben jetzt in einer garstigen Spannung, die durch principielle Differenzen veranlaßt, nachgerade auch auf die geselligen Verhältnisse influenziren zu wollen scheint. Die Sache ist, daß Schulz in seinem „Briefwechsel eines Staatsgefangenen mit seiner Befreierin" sich einige beiläufige Ausfälle gegen Hegelthum und Atheismus erlaubt und dadurch den allerhöchsten Unwillen Ruge's und Heinzen's auf sich geladen hat, die (aller Gewissensfreiheit schnurstracks zuwider) den Atheismus als Hebel der politischen und als Ende und Ziel aller Freiheit, als unumstößliches Dogma zu propagiren trachten. Bei Heinzen kommt die Sache um so komischer heraus, als er, selbst nichts weniger denn Philosoph, seinen Atheismus als Resultat fix und fertig überkommen hat, und von dem geistreichen, durch gewandte und scharfe Dialektik ihm imponirenden Ruge förmlich in's doktrinäre Schlepptau genommen worden ist. Sie können sich nicht denken, mit welcher gegenseitigen Malice dieser Kampf geführt wird, wie unerquicklich er (zumal wenn die Frauen dabei sind) die Zusammenkünfte macht, und wie er, wenn die Streitführenden sich nicht bald eines Bessern besinnen, zu einer förmlichen Spaltung in unsrem Flüchtlingshäuflein führen muß. Ist es doch schon so weit gekommen, daß Schulz und Follen den Spitznamen „reaktionär"

Liberale" führen, und daß ich (der ich mich allerdings auch zu einer Ursache alles Seienden, zu einem in Gott ruhenden, gottdurchhauchten All, nicht zu einem bloßen seellosen Mechanismus bekenne und längst bekannt habe) wegen meines zufälligen öftern Verkehrs mit Schulzes die alleranzüglichsten Dinge zu hören kriege. Kuriose Kerle, die Deutschen! Sich über den lieben Gott zu zanken, so lange es noch Könige zu entthronen gibt! — Beiläufig noch: Ruge ist fest der Meinung, die deutsch-katholische Bewegung sei eine rein philosophische, datire gradeswegs aus den deutschen Jahrbüchern, und werde sicher zur Dethronisation des lieben Herrgotts in Deutschland, Europa und auf Erden führen! — Amen, Selah! — Dowiat mag das Ding immerhin junghegelisch treiben; Ronge aber, glaub' ich, thut es nicht, und wenn er's thäte, und die Nation sähe des Pudels Kern, so würde sein Einfluß sicher die längste Weile gedauert haben.

Um auf Anderes zu kommen: Hat Ihnen Sauerländer (wie ich ihm aufgetragen hatte) denn auch einen nunmehr selbständig erschienenen Victor Hugo zugeschickt? Erwarten Sie demnächst auch von Cotta einen Band Uebersetzungen aus dem Englischen von mir. Ich habe diese beiden Bücher jetzt zusammengeschlagen, damit sie endlich etwas Abgeschlossenes, mich nicht mehr Genirendes sein möchten, und denke jetzt um so erfolgreicher an Eigenes gehen zu können. Diese erste Züricher Zeit hat sich schon ziemlich inspirirt und arbeitsam angelassen, und wenn es so fortgeht, so denke ich um Ostern wieder ein politisches Bändchen gleich dem Glaubensbekenntnisse (was die Bogenzahl angeht, sonst aber noch entschiedener) fertig zu haben. —

Daß Schücking seit 1. Nov. das Feuilleton der Köln. Ztg. redigirt, werden Sie wissen.

Die obigen Mittheilungen über die Herrgotts-Zänkereien in unserm Kreise sind natürlich sub rosa!

* * *

An Karl Buchner.

Zürich 12./16. Febr. 1846.

Herzlieber Freund und Gevatter!

Zuvörderst meine allerbesten Glückwünsche zu Ihrem heutigen Geburtstage! Lasse ich dieselben auch diesmal ohne Illustration abgehen (Sie werden sich des rührenden Bildes vom vorigen Jahre noch wohl erinnern), so kommen sie nichtsdestoweniger aus gutem treuen Herzen, und wollen alles Heil und allen Segen auf Ihr mehr und mehr ergrauendes Haupt, auf Ihre mehr und mehr sich rundende Körperfülle herabflehen von dem großen Unbekannten, dessen Sein oder Nichtsein letzthin so bedeutende Katerbalgereien unter den

hiesigen Gegnern des Absolutismus hervorgerufen hat. Sie sollen heut Abend bei einem Glase Cardinal feierlichst leben gelassen werden, und wir wollen uns dabei zu dem Gläsergeläute in Ihre Räume hinüberdenken.

Aus Mittheilungen von Schulz haben Sie erfahren, wie das atheistisch-deistische Ungewitter, dessen Zusammenziehen ich Ihnen schon zu Anfang Dez. sub rosa berichtete, sich seitdem entladen hat. Schulz hat Ihnen damals die betreffenden Aktenstücke zukommen lassen und schickt Ihnen anliegend die seitdem hinzugekommenen Supplemente, von denen Sie die Carikatur in der conservativen „Wochenzeitung" am Meisten amüsiren wird.

Uebrigens hab' ich vorausgesehen, daß die ganze Blamage (denn eine solche ist dieser Streit) in dieser kläglichen Weise ausgehen würde. Follen hat Unrecht gethan, die Sache zu provociren. Er kannte die hiesigen Verhältnisse, und mußte wissen, daß den Schweizern, conservativen wie radikalen, kein amüsanteres Stiergefecht geliefert werden konnte, als diese (auf beiden Seiten nicht eben würdevolle) Bataille deutscher Flüchtlinge.

Die „Wochenzeitung" beweist, wie erwünscht den Hunden der Anlaß war, ihren Deutschenhaß wieder einmal auszulassen.

Was mich angeht, so hab' ich mich dem Streite durchaus fern gehalten, einmal, weil ich die Blamage voraussah, und dann auch, weil mir nichts einfältiger und taktloser scheint, als diese Vernichtung der Partei in sich selbst und durch sich selbst. Meine Stellung zwischen den beiden Fraktionen ist durch diese Neutralität zwar nichts weniger als angenehm geworden, doch kommt das einsamere Leben (ich sehe zwar die Nichts-Wütheriche ebensowohl noch zuweilen, als den Gotteswütherich Follen — aber im Ganzen hab' ich mich doch in letzterer Zeit mehr für mich gehalten) meiner Muse zu Gute, und ich bin deswegen im Grunde froh darüber. Mit Schulzes, unsern guten und treuen Nachbarn, hat uns die ganze dumme Geschichte natürlich nicht auseinander gebracht. Wir sehen uns oft, lassen den lieben Gott auf sich beruhen, und sind vergnügt mit einander.

Aber, Verehrtester, warum halten Sie sich Bücher wie das Püttmann'sche Bürgerbuch mit solcher Sensibilität vom Leibe? Wer eine Sache bekämpft, soll sie auch in ihren Entwicklungen verfolgen. Vollends Sie, an der Spitze eines Journals, das Puls und Odem der Zeit belauschen will, sollten sich nicht so bänglich abschließen. Ansteckung werden Sie nicht fürchten, wozu also nicht frisch und derb der (vermeintlichen oder wirklichen) Krankheit auf den Leib gerückt, sie in ihren Stadien beobachtet, und dann (aber auch dann erst!) nach bester Erkenntniß und Ueberzeugung gegen sie zu Felde gezogen? Ich bin nicht Communist, wenigstens nicht Communist von der enragirten Sorte, aber ich bin der Meinung, daß die neue Lehre, wenn sie auch nur

einen Uebergang vermitteln ſollte, ein weſentlicher Fortſchritt iſt, und daß ſie, in der Humanität wurzelnd, mehr anregen, fördern und zuletzt zur Entſcheidung bringen wird, als eine einſeitig politiſche Anſchauung. Ueber die Illuſionen deutſcher Conſtitutionen und Conſtitutiönchen ſollten wir doch hinaus ſein! Der Communismus wird eine Zukunft haben! Alle ſeine Träume werden nicht verwirklicht werden, aber wenn er auch, gleich dem Columbus, nicht in Indien landet, ſo wird er doch ein Amerika entdecken. —

Käthchen ſoll Käthchen heißen, Herr Gevatter, denn Katharine wird nur zu leicht corrumpirt in Kattrrine! Doch nenn' ich ſie auch zuweilen Kato (nicht franz. Cataut, ſondern lateiniſch Kato)! Das macht ſich ganz republikaniſch.

* * *

Nach Soeſt.

Sonntag Morgen, den 3. Mai 1846.

Geliebte, theure Mutter!
Geliebte, theure Schweſtern!

Lina's Brief kam geſtern Nachmittag um 5 Uhr bei mir an. Er hat mich zu Boden geworfen. Ich habe den Abend durchweint und habe die Nacht durchweint, und jetzt, wo ich mich hinſetze, ein Wort der Liebe in Euren verwaiſten Kreis hinüber zu rufen, fühle ich mich auf's Neue ſo ſchmerzlich bewegt, daß ich meine ganze Kraft zuſammen nehmen muß, um nicht abermals in Thränen auszubrechen und das Haus mit Wehklagen zu erfüllen.

Alſo Karl todt! Unſer engelsguter, frommer, unſchuldiger Karl todt! Heute vor acht Tagen las er noch im Wilhelm Tell, und heute liegt er ſchon ſeit vorgeſtern in ſeiner letzten dunkeln Ruheſtätte! Der Frühling treibt Blumen und Laub, aber nicht, damit er ſie ſieht und ſich an ihnen freut, ſondern nur, damit ſie ſein Grab ſchmücken. Nur im Grab noch hört er die Nachtigall und die Lerche, und das Licht des erſten Viertels, das jetzt ſo klar und friedlich am Abendhimmel ſteht, ſcheint ihm nicht mehr in ſein ſanftes, treues Auge, ſondern küßt nur den friſchen Raſenhügel, unter dem das beſte, redlichſte, kindlichſte, harmloſeſte Herz der Ewigkeit entgegenſchlummert!

O Mutter, Lina, Gisbertine! Iſt es denn wahr, iſt es denn nur möglich? Da ſteht noch vor mir auf der Fenſterbank das Fläſchchen mit Lang-Lebens-Elixir, das er mir bei unſerm letzten Wiederſehen ſo lieb und froh und ſtolz, als ſein eignes Kunſterzeugniß, zum Geſchenk machte, und die theuern, ehrlichen Züge ſeiner Handſchrift fallen mir auf dem daran

befeſtigten Zettel wie grüßend in's Auge. Da zittert noch im Morgenwinde mein Zweig von dem Haidebüſchel, den wir damals bei'm Abſchiede unter uns vertheilten; — ach, und neben mir liegt ſein letzter lieber Brief an mich vom 7. März, den ich ihm zu ſeinem Geburtstage beantworten wollte! Ich hatte mich ſchon ſo innig darauf gefreut, ihm Peſtalozzi's Lienhard und Gertrud zu ſchicken, wollte für Euch, liebe Schweſtern, deren letzte Geburtstage ich ohne Geſchenk vorübergehen ließ, den „Genius von Peſtalozzi" und für den lieben Ferdinand Schwollmann Herder's Werke in Einem Bande, mein längſt beabſichtigtes Konfirmationsgeſchenk, beifügen. Das Alles, hatte ich mir geträumt, ſollte ihm, dem unvergeßlichen Seligen, und mit ihm Euch einen heitern 12. Mai bereiten helfen. Ach, wie anders iſt es gekommen! Karl's Geburtstag, der ſonſt ſo frohe und glückliche, iſt uns zum Trauertag geworden, und der einzige Kranz, den wir dem geliebten Bruder bringen können, iſt ein Todtenkranz auf ſein frühes Grab!

Liebe Mutter, liebe Lina, liebe Gisbertine, o wie trüb und traurig iſt mir um's Herz! Draußen lacht und ſtrahlt die Welt, die Blumen duften und die Vögel ſingen, die Alpen blitzen ſilbern im Sonnenſchein, aber Alles iſt mir, als läge ein Flor darüber. Lieb klein Käthchen ſtreckt die Hände nach mir aus und lacht mich an, aber meine Thränen rinnen fort und fort, und ſie ſieht mich groß an, und weiß nicht, was mir iſt. Der holde Engel kennt den Tod noch nicht. Ihm iſt noch Alles Luſt und Freude und Lächeln, und es ahnt nicht die dunkeln Stunden, die auch ihm kommen werden, wenn der liebe Gott es heranwachſen läßt.

Du ſchreibſt mir, daß ich Euch Troſt ſpenden ſolle, geliebte Lina! Ach, ich kann es nicht! Nur mit Euch weinen, nur mit Euch jammern kann ich! O, daß ich jetzt bei Euch ſein, daß ich meine Thränen mit Euren Thränen vermiſchen könnte! Aber das iſt ja eben noch ein Schmerz, den ich allein tragen muß, den Ihr nicht kennt, weil Ihr den frommen Todten nie verlaſſen, weil Ihr ſeine letzten Seufzer, ſeinen letzten verklärten Blick, über ſein Haupt gebeugt, empfangen habt! Mir iſt weh, weh! In den letzten ſechs Jahren hab' ich Euch, hab' ich den lieben, ſeligen Bruder nur einmal geſehen, nur einmal an mein Herz gedrückt! Erſt jene unglückliche Spannung durch meine Schuld, und jetzt dies Exil, das mich verhindert, in Eure Arme und an Karl's Grab zu eilen! Gott ſei ewig geprieſen, daß ich ihn wenigſtens jenen Einen halben Tag wiedergeſehen habe! Noch denke ich mit ſchmerzlicher Wonne an die Nacht, wo er mit mir in Einem Bette ſchlief und dadurch Erinnerungen an die ſchöne, glückliche alte Zeit in mir weckte! Ich weiß es noch, als wäre es geſtern geweſen! Draußen rauſchten die Pappeln, die Sterne blickten durch's Fenſterchen, neben mir aber ſchlief

der gute fromme Karl, und hielt meine Hand in der ſeinen, wie er es ſo oft als krankes Kind gethan, wenn ich neben ſeinem Bettchen ſaß und ihm erzählte oder Bilder zeigte! Ach, ich habe ihn recht von ganzer Seele lieb gehabt, von frühſter Kindheit an, und ſein liebes, rührendes Bild, das des kranken, leidenden Kindes ſowohl, wie das des kräftigen, heranwachſenden, aber immerdar kindlichen und frommen Jünglings, ſoll und wird nie aus meinem Herzen ſchwinden! Noch ruft mich das Leben, noch feſſeln eine treffliche, liebe Frau und ein Engel von Kind, noch feſſelt Ihr drei ewig Theuern und Geliebten mich an die Erde, und ich bitte Gott, daß er mich noch eine Zeitlang auf ihr möge wandeln laſſen: — ſollte ich aber früher oder ſpäter abgefordert werden, ach, ſo wollte ich, daß ich neben Karl und Otto und Vater vor dem Walburger Thore ſchlafen, daß mein unruhvolles und bewegtes, mein oft irrendes und ſtrauchelndes, ach mein jetzt blutendes und zerriſſenes Herz neben ihnen zu Aſche werden könnte, wie es lebend für ſie und neben ihnen geſchlagen hat. Meine Seele iſt bei den Todten und iſt betrübt bis in den Tod!

Wenn uns Etwas tröſten und aufrichten kann, ſo iſt es dies: Iſt je ein Menſch ſchuldlos und reinen Herzens vor Gottes Thron berufen worden, ſo iſt es Karl, unſer frommer Engel Karl! Sein Herz kannte kein Arg und keine Sünde! Er hatte die volle Unſchuld und Harmloſigkeit des Kindes in ſein ſpäteres Jünglingsalter mit hinübergenommen. Wiſſentlich und abſichtlich hat er gewiß Niemanden betrübt, Niemanden gekränkt, Niemanden beleidigt! Nur die Erde liegt auf ſeiner reinen frommen Bruſt — kein Vorwurf, keine Schuld laſtet auf ihr! Er iſt glücklich vor Vielen, Vielen! Aus dem treu erfüllten Kreiſe ſeiner Pflichten tritt er rein und ohne Fehl vor den ewigen Richter, und darf freier aufblicken zu ihm, als Tauſende! Ihm iſt wohl, denn er war fromm und gut! O, Friede und Ruhe in Deine kühle Gruft, mein Herzensbruder, mein verklärter, einziger Karl!

Wie mir jetzt alle Erinnerungen aus früherer Zeit plötzlich mit doppelter Lebhaftigkeit vor die Seele treten! Alles wird mir wieder gegenwärtig, tauſend kleine Züge werden wach in mir, das ganze theure Bild des Verklärten von ſeiner ſorgenvollen Kindheit an bis zum letzten, ach allerletzten Kuß ſteht vor mir, und füllt meine Augen auf's Neue mit Thränen! Wie lieb, wie gut war er doch! Ach, und wie glockenhell und lieblich tönte einſt ſein Stimmchen in ſeiner früheren Knabenzeit! „Gut ſein laßt uns Alt und Jung", „Glocke, du klingſt fröhlich", „Höre, wie der Regen fällt", — ach, ich kann die Töne nicht los werden! Immer und immer, ſüß und rührend, klingen ſie meinem inneren Ohre! Und der Mund, der ſie ſang,

iſt jetzt verſtummt! Nie mehr auf Erden wird er mich und Euch begrüßen — o Tod, Tod, Tod!

Geliebte, theure, ſchwergeprüfte Mutter! Tröſten kann ich Dich nicht, das kann nur Gott! Aber ich faſſe Deine liebe zitternde Hand, die unſerm frommen Engel die brechenden Augen zugedrückt hat, ich weine tauſend und aber tauſend Thränen darauf, und bitte zu Gott, was ich bitten kann, daß er Dir Kraft verleihen möge, auch dieſen Verluſt, den Verluſt Deines Erſtgebornen, zu ertragen! Und auch für Euch bitte ich zu ihm, theure Lina, theure Gisbertine! Gottes Troſt, Gottes Kraft, Gottes Segen über Euch Alle! Ich ſchließe Euch Alle, Alle mit blutigen Thränen in meine Arme; ich möchte vor Leid und Traurigkeit zur Erde ſinken! Könnte meine Liebe zu Euch noch inniger werden, als ſie ſchon iſt, liebe Mutter und liebe Schweſtern, o ſo wäre es an dieſem friſchen, heiligen Grabe! Möge Gott mir die Gnade erzeigen, Euch meine Liebe noch anders, als mit bloßen Worten an den Tag legen zu können! Ach, auch für Karl hatte ich ihn oft, oft darum gebeten. — Der aber iſt meinen Armen entrückt, Gott ſelbſt beglückt ihn jetzt mehr, als meine und irgend eines Menſchen Macht ihn je hätten beglücken können!

Was ſoll ich noch ſchreiben? Ich bin matt und müde, meine Augen brennen von vielem Weinen. Es iſt 6 Uhr Abends, ich habe den Brief nur ſtoßweiſe hinwerfen können. Hundertmal hab' ich aufſpringen und meinen Thränen, meinem Schluchzen freien Lauf laſſen müſſen.

Meine Frau, obgleich ſie den Engel Karl nie geſehen hat, ſondern ihn nur aus meinen Mittheilungen kennt, iſt dennoch tief, tief erſchüttert. Ihr Geſicht iſt roth und verweint, wie das meine. Tauſend und aber tauſend Mal läßt ſie Euch grüßen, läßt ſie Euch ihren Schmerz und ihr Mitgefühl ausdrücken. „Deine arme, arme Mutter!" war geſtern Abend Alles, was ſie ſagen konnte! O, ſie iſt gut und lieb und hat Euch von ganzem Herzen lieb!

Du möchteſt gern von Käthchen hören, liebe Lina! O, die iſt ein ſüßer, holder Engel, und hat heute mit ihrem lauten fröhlichen Lachen hundertmal in meine Thränen hineingekräht. Sie nimmt ſehr zu, an Körper wie an Geiſt, und wird mir mit jedem Tage ähnlicher. Es iſt ein rechtes ehrliches Freiligrathsgeſicht. Ihre größte Luſt iſt jetzt, wenn ich ſie unter die Aermchen faſſe, und dann mit bloßen Beinchen auf dem Tiſch herummarſchiren oder an meiner Bruſt in die Höhe klettern laſſe. Dann lacht ſie und ſtrampelt ſie, und ſieht mit ihren großen braunen Augen triumphirend auf die Welt unter ſich herab. Möge Gott uns den ſüßen Engel erhalten! Ach, er hat uns ja alles Glück nur geliehen. Alles wechſelt, Alles vergeht!

Doch die Liebe bleibt und wird bleiben, über Tod und Grab hinaus! Daran wollen wir halten! Das ist das Einzige, was in diesem Leben voll Räthsel und Widersprüche Trost und Halt geben kann!

In acht bis zehn Tagen schreibe ich Euch wieder! Ich habe noch Viel zu fragen und zu bitten! Auch zu erzählen, da mir die nächsten Monate wahrscheinlich wieder einen (aber durchaus glücklichen und heilsamen) Schicksalswechsel bringen werden.

Lina's Treue und Sorge rührt und erschüttert mich tief! Gottes Segen über sie! Möge sie an Karl's frischer Gruft meinen Dank, meine schmerzlichen Grüße nicht verschmähen! Mutter, Lina, Gisbertine — Gott mit Euch! Er stärke, er halte Euch! Ich umarme Euch mit heißen, bittern Thränen!

Bis über's Grab Euer

Ferdinand.

* * *

An Karl Heuberger.

Zürich, 7. Mai 1846.

Lieber Freund!

Seit ich Ihren letzten lieben Brief empfing, ist ein großer bitterer Schmerz durch mein Leben gegangen. Mein Bruder Karl ist am 27. April durch einen unglücklichen Fall von einer Leiter eines jähen Todes gestorben. Am 12. d. M. würde er 26 Jahr alt geworden sein. Ein besseres, kindlicheres, harmloseres Herz hat die Erde nicht getragen. Von frühester Kindheit an schwach und kränkend, häufig selbst dem Grabe nahe, war er jetzt seit längerer Zeit kräftig und gesund, und stand einem Theile des Geschäftes, in welchem auch ich einst die Handlung erlernte, mit Eifer und Erfolg vor. Und nun mußte dies Entsetzlichste sich zutragen! Am 26. April Nachmittags hatte ihn meine älteste Schwester noch bei der Lectüre von Schiller's Tell gefunden. Er war so glücklich im Genuß der herrlichen Dichtung — ach, er las sie vielleicht, um dabei des Bruders in der Schweiz zu gedenken und das schöne Land, in dem er mich wohl bald einmal besucht hätte, schon vorher im Spiegel der Poesie kennen zu lernen! Andern Tags zwischen 6 und 7 Uhr wurde meine Mutter mit der Botschaft geweckt, Karl sei gefallen. Sie findet ihn im Sopha sitzend, blaß, aber ohne äußere Verletzung und nur über heftiges Kopfweh klagend. Die Mutter führt ihn hinauf, er kleidet sich noch selbst aus und legt sich. Ich lasse meine Schwester weiter reden: „Der Arzt erklärte gleich, daß es gefährlich werden könne, aber Keiner ahnte, daß sein Ende so nahe wäre. Ueber zwei Stunden verlor er das Bewußtsein, und ist dann ohne irgend einen Kampf nach 11 Uhr sanft eingeschlummert.

Bei'm letzten Athemzuge hat er die Augen aufgeschlagen, die ihm unsre arme Mutter, ach Ferdinand, gewiß mit brechendem Herzen sanft zugedrückt hat. Auch unsere geliebte Gisbertine war bei seinem Scheiden zugegen; sie sagte mir noch eben, in den letzten Augenblicken wäre sein Gesicht so verklärt, so fromm geworden." — — Ach, lieber Freund, ich bin tief, tief erschüttert! Ich ringe nach Ruhe und Fassung, aber ich finde sie nicht! Es wird lange währen, eh' diese Wunde vernarbt — die erste dieser Art, die mir seit dem Tode meines Vaters und meines jüngsten Bruders (1829 und 1830) geschlagen worden ist! Und meine arme Mutter, meine armen Schwestern!

Wie schal und nichtig erscheint doch neben einem solchen Verluste Alles, was das Leben sonst von Schmerz und Sorge und Kummer für die Menschenbrust in Bereitschaft hält! Wie schrumpft vollends der Kummer zu einem Nichts zusammen, den die Bosheit und die Gemeinheit schlechter Menschen uns zu machen streben!

* * *

An Karl Buchner.

Zürich, 22. Juni 1846.

Herzlieber Freund und Gevatter!

Dank und Handschlag für Ihre beiden lieben Briefe sowohl wie für Ihren herzlichen und liebevollen Glückwunsch zu meinem Geburtstage. Das neue Lebensjahr bringt mir gleich bei seinem Beginn eine mächtige Veränderung. Am 15. Juni hab' ich nach London geschrieben, daß ich eine mir von dort angetragene Correspondentenstelle in einem angesehenen Handelshause annehmen will und dieselbe noch im Monat Juli anzutreten bereit bin. Die Stelle wird meine Thätigkeit 6—7 Stunden täglich in Anspruch nehmen und mir also für Poesie und Studium Zeit genug übrig lassen. Gehalt für den Anfang 200 Pfund Sterling (nahe an 2400 fl. Rheinisch) mit Aussicht auf Verbesserung bis zu 300 Pfund. Schon die erste Summe ist hinreichend, mich und die Meinen anständig, wenn auch bescheiden, in England zu souteniren. Ich werde also von den Chancen eines rein literarischen Erwerbs nicht mehr abhängig sein, denjenigen aber, der sich mir durch neue Auflagen und neue Productionen von selbst ergibt, zur Sicherung der Zukunft meiner Familie auf die Seite legen können. Seit ich meine Pension dem König von Preußen zurückgab, also seit Anfang 1844, hat sich meine Autoreinnahme auf fl. 7400 bis jetzt belaufen, und wenn ich die fl. 2500 dazu rechne, welche die eben im Druck begriffene 9. Auflage meiner Gedichte sammt den „Gedichten aus dem Englischen" mir im Laufe d. J. noch einbringen werden, so hab' ich innerhalb dreier Jahre nahe an fl. 10000 Honorar bezogen. Weder meine

Vergangenheit noch meine Gegenwart nöthigt mich alſo zu meinem vorhabenden Schritte, wohl aber glaub' ich ihn meiner raſch ſich mehrenden Familie im Blick auf die Zukunft ſchuldig zu ſein. Wer bürgt mir für die dauernde Gunſt des Publikums, wer für fernere, regelmäßig alle Jahr wiederkehrende, neue Auflagen, wer (bei den täglich zunehmenden Verfolgungen freiſinniger Schriften) für die Möglichkeit, poetiſch-politiſche Sachen auch in Zukunft verwerthen zu können? Was den letzten Punkt angeht, ſo hab' ich ſchon Erfahrungen gemacht, über die Sie erſtaunen würden, wenn ich ſie dem Papier anvertrauen dürfte! Alſo entſchloß ich mich kurz, ſchrieb vor drei Monaten nach London, und werde jetzt in wenigen Wochen eine Exiſtenzbaſis unter den Füßen haben, auf der mir die wechſelnde Gunſt des Publikums ſowohl, wie die Donnerkeile der Gewalthaber gleichgültig ſein können. Und welch Gefühl dabei: nicht mehr von der Poeſie leben zu müſſen! Wie oft hat es mich ſchmerzlich gedrückt, wenn ich daran dachte! Kein ſchlimmer Joch für den Pegaſus, als dieſes! Jedes andere iſt golden dagegen!

Da die Sache ſchon ſo weit gediehen iſt, ſo iſt ſie natürlich auch kein Geheimniß, und wenn es Ihnen der Mühe werth däucht, ſo geſtatte ich es gern, daß Sie für eine Feuilleton-Notiz des „Vaterlandes" Gebrauch davon machen. Sollte ſpäter, wie es nicht fehlen wird, die Malice und die Niederträchtigkeit meinen Entſchluß zu entſtellen oder herabzureißen ſich bemühen, ſo weiß ich, daß Sie um ſo eher darauf entgegnen werden, als ich ſelbſt, dem die Angriffe wahrſcheinlich nicht einmal zu Geſicht kommen, dazu ſchweigen muß. Ich möchte Sie für einen ſolchen möglichen Fall noch beſonders daran erinnern, daß der Entſchluß, den ich jetzt ausführe, ſchon Anfang 1844, als ich die Exiſtenzbaſis der Penſion wegwarf, von mir gefaßt wurde. Meine damaligen Briefe an Sie ſprechen ſich darüber aus. Hauptſächlich deßwegen ging ich zuerſt nach dem commerciellen Belgien (das aber weder mir noch meiner Frau als bleibender Aufenthalt gefallen konnte), und wandte mich dann, immer noch jenen urſprünglichen Plan im Kopfe, nach der Schweiz. Ich hab' auch Schritte gethan, ihn hier zu verwirklichen, aber ſie ſind vergeblich geweſen. Wie im öffentlichen, ſo iſt es auch im Privatleben nur der Nepotismus, welcher in der Schweiz Stellen vergibt. So wandt' ich mich dann nach England, und es iſt mir Gottlob gelungen! Kehrte ich einmal auf's Comptoir zurück, ſo war es doch am beſten unter großartigen Verhältniſſen, auf dem Schauplatz des Welthandels! —

* * *

An Levin Schücking.

Zürich, 2. Juli 1846.

Ich bin in der letzten Zeit zweimal am Bodenſee geweſen, und ſo oft

mir Dein altes Meersburg über die blanke Waſſerfläche herüber in mein Kreuzlinger Fenſter ſchaute, fiel mir meine, wieder einmal bis zur halben Unverantwortlichkeit angewachſene Briefſchuld an Dich ſchwer auf's Herz. Deine letzten Zeilen vom 11. Okt. aus Augsburg waren ſo gut und freundlich, daß ſie ſchon längſt die beſte Erwiderung verdient hätten: aber, wie's eben geht, man iſt faul, man ſchiebt auf, man zürnt gelegentlich über dies und das, was der Andere unterdeſſen ausgehen läßt, und ſo ſind Monate herum, ehe man ſich's nur verſieht.

Nun mag ich aber um ſo weniger länger zaudern, als ich wieder an einem Wendepunkte meines Schickſals ſtehe, den ich einem alten Freunde ſelbſt mittheilen zu müſſen glaube. Ich ſiedle noch im Laufe dieſes Monats mit meiner Familie nach London hinüber. Ich ſelbſt mache die Reiſe über Paris und Havre, meine Frau mit Käthchen und Miss Tilly Slowboy, der Wärterin, den Rhein hinunter über Rotterdam. Die Gründe für die getheilte Expedition, die auf beiden Seiten bitter genug gefühlt werden wird, liegen auf der Hand: ich mag mich den Conſequenzen eines Betroffenwerdens auf Preußiſchem Gebiete nicht ausſetzen, und meine Frau, die im künftigen Oktober ihrer zweiten Niederkunft entgegenſieht, muß deswegen, abgeſehen von unſrem wilden queckſilbernen Töchterlein, die von Mannheim ab ununterbrochene Waſſerreiſe dem franzöſiſchen Meſſageriegerumpel vorziehen.

Die Gründe zu meiner Anſiedelung in England ſind die folgenden: Aller literariſche Erwerb iſt unſicher, weil dem Zufall ausgeſetzt. Wer bürgt mir für die dauernde Gunſt des Publikums, wer ſchützt mich vor Verboten? Zudem bin ich nicht Publiziſt, der ſich durch regelmäßiges Tagelöhnern ein mit ziemlicher Sicherheit zu beſtimmendes Fixum zuſammenſchlagen kann. Ich muß, ſelbſt für poetiſche Ueberſetzungen, auf Inſpiration warten; ich kann und will nicht von der Poeſie leben. Ueberdies laborire ich noch an einigen alten Schulden (jetzt zwar Gottlob, nur wenige); meine Familie mehrt ſich raſch; die Zukunft meiner Kinder (und auch meiner Frau, wenn ich, was Gott verhüten wolle, plötzlich ſtürbe) liegt mir am Herzen und legt mir heilige Verpflichtungen auf — kurz, daß ich's in wenigen Worten zuſammenfaſſe, ich glaube es mir und den Meinen ſchuldig zu ſein, den Chancen eines rein ſchriftſtelleriſchen Erwerbs zu begegnen und mir durch irgend eine praktiſche Beſchäftigung eine ehrliche und ehrenvolle Unabhängigkeit zu ſichern. So habe ich mir denn durch die Vermittlung engliſcher Freunde eine Correſpondentenſtelle auf einem angeſehenen kaufmänniſchen Bureau in London ausmachen laſſen, die mir vor der Hand 200 Pfund („Sperlinge", wie Schlickus der Maler ſagt) jährliches Gehalt auswirft, nach einem Jahre aber auf 300 £ ſich verbeſſern wird. Wenn man, wie wir es thun werden,

in der Nähe Londons eine hübſche billige Gartenwohnung bezieht, ſo kommt man ſchon mit 200 £ anſtändig, wenn auch beſcheiden aus. Zu arbeiten hab' ich täglich 6—7 Stunden, behalte alſo für Poeſie und Studium Zeit genug übrig, und erkaufe mir eine feſte, geſicherte Exiſtenzbaſis, die mir die wetterwendiſche Gunſt der Dame Publikum ebenſo gleichgültig macht, wie die Donnerkeile der Gewalthaber, gewiß nicht zu theuer. Erweiſt ſich die Literatur nebenher auch noch ergiebig, ſo iſt's um ſo beſſer. Aber ich bin nicht darauf angewieſen, ich bin nicht davon abhängig, ich brauche nicht, wie leider jetzt ſo mancher flüchtige Schriftſteller, auf die Geldbeutel des liberalen Geſindels zu ſpekuliren, wenn's einmal ſchief gehen ſollte. Mein Fall iſt übrigens, wie mich dünkt, trotz ſeiner Specialität, von ziemlich allgemeinem Intereſſe in den augenblicklich ſchwebenden Literaturfragen. Meines Erachtens rührt ein großer, wo nicht der größte Theil der gegenwärtigen Miſère davon her, daß das Schriftſtellerthum einen beſonderen Stand bildet. Daher der Zudrang arbeitsſcheuer Jungen, daher die Production aus Noth, daher die Maſſe von Schund, der, wenn er auch bald vergeſſen wird, doch ephemer den Markt überſchwemmt, ſelbſt gegen Beſſeres mißtrauiſch macht und den Geſchmack der Menge vollends ruinirt. Ich wünſche von Herzen, daß mein Beiſpiel nicht ohne Wirkung ſein möge. Wenn ich, der ich doch etwas bin und vor mich gebracht habe, einen ſolchen Schritt thue, ſo müßte doch, mein' ich, auch der Dünkel manches Zaunkönigs in ſich ſchlagen. Louis Blanc, in ſeinem Büchlein von der Organiſation der Arbeit, hat vollkommen recht: der wohlhabende Autor widme ſich nur dem Cultus des Gedankens — er kann es! Der arme aber ſchaffe ſich ſein täglich Brod durch irgend ein unbeſcholten praktiſch Gewerbe, und überlaſſe ſich nur in ſeinen Weiheſtunden dem Höheren, zu dem er eigentlich berufen iſt. So Rouſſeau, ſo Béranger! — Erinnerſt Du Dich auch des ſchönen, dieſen Punkt berührenden Chamiſſo'ſchen Gedichtes: „Nachhall?" — Ach, es iſt eine uralte Frage, ſie raſſelt uns aus Spinoza's Gläſern und aus Burns' Pflugſchar entgegen; die Neuzeit aber, wie ſie denn nicht nur alle Dinge auf die Spitze getrieben hat, ſondern auch in jede Wunde die prüfende Sonde ſenkt, will auch hier zuerſt eine Löſung verſuchen, ohne, fürcht' ich, damit fertig zu werden. Schriftſtellerverſammlungen, gleichviel zu Stuttgart oder zu Weimar, thun's nicht. Mögen ſie ſich zuſammen thun zum Trinken und zum Toaſtiren, das geht ſchon an, aber weiter bringen ſie es auch nicht! Ueberhaupt: der Genius iſt immer einſam geweſen! Einſam ſchafft er und bringt das Geſchlecht durch Einen Gedankenblitz weiter, als Millionen raiſonnirender, brüderlich miteinander tafelnder Hohlköpfe: einſam und ſchweigend auch duldet er und fügt ſich der eiſernen ἀνάγκη, jener Noth-

wendigkeit, die da geweſen iſt vom Anfang und die da bleiben wird bis zum Ende, trotz Communismus und Socialismus und aller andern Beglückungstheorien, die da ſind und ſein werden.

Aber wohin gerathe ich! Ich wollte Dir blos ſagen, daß ich nach London gehe, daß ich es gern und freudig thue, weil es für die Meinen geſchieht, und daß ich mich von dieſen ſtillen grünen Matten des verſtorbenen Salomon Geßner ordentlich mit Lechzen nach den Wirbeln der Weltſtadt ſehne! In 14 Tagen ſpäteſtens bin ich dort. Die Meinen kommen etwas ſpäter, weil ich erſt Quartier machen will. Sie reiſen mit einem Niederländiſchen Boot den Rhein hinunter und haben alſo, den Abend gegen acht dort ankommend, nur eine Nacht für Cöln. Iſt es nicht zu ſpät, ſo wird Ida Dich und Deine liebe Frau noch bitten, ihr eine Stunde im Gaſthof zu ſchenken. Ich wollte von Herzen, daß es geſchehen könnte. Ihr müßt doch meine Käthe inſpiciren, das liebe, herzige ſtumpfnaſige Ding, unſern neunmonatlichen Haustyrannen, der mit Lachen und Jubeln von 4 Uhr Morgens bis 8 Uhr Abends kommandirt, daß Miss Tilly Slowboy ſchier des Teufels ſein möchte, und daß mein Schnurrbart (in London wird er fallen müſſen, indeß was thut's) ob vielem Zauſen leiſe wimmert. Wäre Lothar und Gerhardine auch noch auf am ſpäten Abend, alſo und dergeſtalt, daß eine ſolenne Vorſtellung beiderſeitiger Jugend vor ſich gehen könnte, ſo wäre das um ſo ſchöner. Ich möchte wohl dabei ſein. Aber was hilft das Wünſchen!

Du ſprachſt in Deinem letzten Brief von Würtemberg. Aber, Alter, da kennſt Du mich ſchlecht. Abgeſehen davon, daß Preußen mich reklamiren und Würtemberg, wenn auch nicht mich ausliefern, doch wenigſtens in der Stille mir andeuten würde, recht bald nach der Schweiz zurückzukehren: — abgeſehen davon, ſag' ich, wär' es denn nicht die ſchnödeſte aller Conceſſionen an das monarchiſche Princip, wenn ich mich unter den „Schutz" des Würtembergers begeben, durch ſeine „Gnade" irgendwo an Enz oder Neckar vegetiren, geduldet vegetiren wollte! Eher ging' ich direct nach Preußen und ſtellte mich einem Majeſtätsbeleidigungs-Prozeß! Was habt ihr Leute da drinnen denn für traurig-komiſche Ideen! Will man durch ein Buch, wie das Glaubensbekenntniß eins war, wirken, ſo ſoll man auch ein rechter Kerl ſein, alle Folgen auf ſich nehmen und in keiner Weiſe ein ſentimentales Pater peccavi winſeln. Die Verſe thun's nicht allein, es will auch ein Ding dabei ſein, das man Character nennt. Unſer guter langer Stuttgarter hat es nicht; mich aber, wenn ich das Maul einmal voll nehmen ſoll, mich aber, der ich weder von der einen noch von der andern Seite Etwas will, ſondern blos meine Unabhängigkeit und Freiheit, mein Princip und meine

Ueberzeugung zu wahren und aufrecht zu halten trachte, mich treibt u. A. auch dieſes Ding über den Kanal und auf den Drehſtuhl. Alſo Nichts von Würtemberg und dem „Wirthen am Berge", der nicht beſſer iſt, als die andern alle.

Deiner vielfachen und vielſeitigen ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit und der Erfolge, die ſich daran knüpfen, freu' ich mich von Herzen. Deine „Ritterbürtigen" ſind mir auf dem hieſigen Muſeum zu Geſicht gekommen. Die Oppoſition gegen die Autonomen iſt nun wohl im Ganzen ziemlich wohlfeil und gefahrlos, doch iſt es gut, wenn auch auf dieſen Punkt conſequent Breſche gerannt wird. Bei Deinen liberalen Beſtrebungen fällt mir zumeiſt ihr Mangel an Entſchiedenheit auf. Du ſtellſt Dich allerdings auf die Seite des Fortſchrittes; aber Du haſt noch eine Menge Deiner alten Renaiſſance-Liebhabereien um Dich herumbaumeln, Du möchteſt es um Alles in der Welt nicht durchaus mit der Reaction verderben. Hat man doch ſogar aus einem Deiner Feuilleton-Artikel (es war der, in welchem die Liſte der engliſchen Schriftſtellerpenſionen ſich befand) ein verſtecktes Anerbieten Deiner Feder an die Reaction herausleſen wollen. Der Revolution biſt Du jedenfalls abhold, obgleich wir in Deutſchland nur durch Revolution zu Etwas kommen werden.

Meine Ueberſetzungen aus dem Engliſchen wird Cotta bald in meinem Auftrage an Dich gelangen laſſen. Willſt Du ſie, zuſammen mit meinem Victor Hugo, im Feuilleton beſprechen (es wäre das eine paſſende Gelegenheit, meine Beſtrebungen als Ueberſetzer überſichtlich zu würdigen), ſo wird es mich freuen. Als einen Gefallen verlange ich die Beſprechung nicht. Die Sachen müſſen Dir ſelbſt intereſſant und wichtig genug ſcheinen, um eine Kritik darüber zu geben. Wo nicht, ſo überlaſſe ſie ruhig ihrem Schickſal. Etwas Todtgeborenes wird auch durch den Odem einer freundlich geſinnten Kritik nicht lebendig gemacht, ebenſowenig, wie die Kritik durch beharrliches Ignoriren und Negiren etwas Lebendiges todt ſchweigen kann. Wenn wir überhaupt nur erſt wieder eine Kritik in Deutſchland hätten!

Mir und den Meinen geht es wohl. Aber der Tod meines einzigen Bruders zu Soeſt hat mich faſt erdrückt. Solch ein Schmerz iſt ein doppelter in der Verbannung!

Gott mit Dir, lieber Schücking! Ich drücke Dir warm und treu die Hand, und wünſche herzlich, daß unſer Verhältniß wieder ein engeres und regeres werde. Von London aus vielleicht was für's Feuilleton — vorigen Herbſt konnte ich nicht. Freudige Grüße an Deine liebe Frau und küſſe mir Deine Kinder. Grüße mir auch Du Mont, den Redlichen!

* * *

Es war im Sommer 1846, da fuhr F. Freiligrath, den Seinen voran, übers Meer nach England, der Frau und dem Töchterlein, welche er einige Wochen ſpäter vom Feſtlande herüberholte, die neue Heimſtätte zu bereiten durch ſeine Arbeit, die Arbeit des Geiſtes im Dienſte des Reichtums. Er hat den Gedanken, die ihn bewegten, in dem Gedichte „Nach England" Ausdruck gegeben, in welchem er das Wort des Meeres zu dem heimatloſen Dichter vernimmt:

Wider dich, weil froh du ſangſt,
Das Gebell von tauſend Hunden!
Wider dich die blöde Angſt
Vor dem Dichter-Vagabunden!
Wider dich und deinen Trutz
Alle Waffen des Gemeinen;
Kälte, Dünkel, Eigennutz —
Alle wider dich, den Einen!

Doch du biſt dir ſelbſt ein Heer!
Dir voraus mit hellem Singen
Jagt dein Lied, der Tailleſer,
Muth und Freude dir zu bringen!
Dann der Wille, dann der Fleiß,
Dann, die Alles kann: die Liebe —
Keine Schlacht ſo grimm und heiß,
Daß die Schaar nicht Meiſter bliebe!

Wärſt du einzeln, ernſter Mann,
Sagt' ich dir: Bleib' auf der Welle!
Meide Liliput fortan,
Sei des Elements Geſelle!
Eintagsunruh, Eintagsſtreit,
Woll' auf meinen Grund ſie tauchen!
Odem der Unendlichkeit
Laß mich in die Bruſt dir hauchen!

Aber nicht bei Maſt und Tau,
Nicht auf Planken, ſturmdurchnäßten —
Zarte Kinder, müde Frau
Wollen wandeln auf dem Feſten!
Darum, wo die Ernte wallt,
Willſt du ſä'n und willſt du pflanzen;
Wo der Lärm der Städte ſchallt,
Mit im Gliede willſt du ſchanzen:

Auch ein Mann, der Steine bricht;
Auch ein Mann in Eiſenhütten! —
Laſſe nur den Alltag nicht
Deine Dichtung dir verſchütten!

Sei, der zwiefach reiſig ſteht
Auf der friſch erkämpften Grenze:
Tagelöhner und Poet,
Eine beider Würden Kränze!

Und ſo war es wahrlich: Tagelöhner und Poet! Nur daß leider der Poet unter der Laſt der täglichen Schreibarbeit nur ausnahmsweiſe zu ſeinem Rechte kam. Es war nicht ſo leicht für den revolutionären deutſchen Dichter eine ſolche Arbeit zu finden. Die Howitts, das ihm ſchon ſeit einigen Jahren befreundete engliſche Dichterpaar, hatten ihm zwar ſchon einen Poſten als Korreſpondent ausgemacht, ehe er noch die Schweiz verließ, allein bei ſeiner Ankunft in London fand er die Stelle beſetzt. Abermals dem Bemühen Will. Howitts, in deſſen Hauſe zugleich Freiligrath bis zur Ankunft der Gattin und dem Beziehen einer eigenen Wohnung gaſtliche Aufnahme genoß, gelang es, ihm eine Stelle in dem angeſehenen Hauſe Huth & Co. zu vermitteln. Somit war Freiligraths Lage in der Hauptſache geſichert. Wenn der Gehalt auch nicht ganz ausreichte, um die Koſten des Haushalts in der Weltſtadt zu decken, ſo trug doch Frau Ida ihr Teil dazu bei, indem ſie die frühere Lehrthätigkeit wieder aufnahm. Freilich laſtete „die Galeeren- und Tretmühlen-Arbeit, die er deutſcher Nation und Freiheit zu Ehren bei John Bull gefunden", ſchwer auf dem Dichter; aber er freute ſich ſeiner koloſſalen Arbeitsfähigkeit und fand Troſt in dem Gedanken: „Man muß ſchaffen und ſchanzen, daß man mit Ehren durchkommt und keine Partei-Almoſen zuſammenzutrommeln braucht."

Aber wenn es wahr iſt, was Goethe ſpricht:

Der iſt am glücklichſten, er ſei
Ein König oder ein Geringer, dem
In ſeinem Hauſe Wohl bereitet iſt,

ſo war unſer Dichter dennoch ein glücklicher Mann. In der geräuſchvollen Einſamkeit der Weltſtadt war ihm ſein Haus die Heimat, in welcher Freiligrath von der Tagelöhnerei des Kontors aufatmete, mochte auch ſonſt ſeine Dichtung unter der Laſt der täglichen Arbeit zeitweilig ermatten. Die Briefe ſind redende Zeugen des Glückes, das er im Beſitz ſeiner Ida und der kleinen Käthe immer aufs Neue empfand. Herbſt 1846, bald nach der Überſiedelung nach London, ward ihm abermals ein Töchterlein geboren, die freudig begrüßte kleine Marie; ſie ſtarb nach wenigen Wochen, und Freiligraths ſchmerzdurchwühlte Briefe ſprechen in beredteſter Weiſe das ſchwere Leid jener Tage aus. Noch in London ward ihm Herbſt 1847 der freudigſte Erſatz für den Verluſt des zweiten Töchterchens zu Teil durch die Geburt des erſten Sohnes, jenes Wolfgang, alſo genannt nach ſeinem Paten

Wolfgang von Goethe, jenes Sohnes, der 1870 so tapfer als Krankenpfleger dem siegreichen deutschen Heere nach Frankreich folgte und dem der Vater das allbekannte wunderschöne Gedicht widmete. Der Verfasser dieses Buches aber fühlt sich ernstfreudig berührt von dem Gedanken, daß seine lange heimgegangenen Eltern Paten waren der beiden ältesten noch lebenden Kinder des Dichters.

Im übrigen bildeten diese beiden Jahre des ersten Londoner Aufenthaltes gleichsam nur das Vorspiel zu der Verbannung, welche ihm von 1851 an siebzehn Jahre lang ununterbrochen beschieden war. Die Völkerbewegung von 1848 machte diesem ersten englischen Exil ein rasches Ende.

Der Gedichte aus diesem ersten Londoner Jahr 1847 sind nur drei, darunter nur ein eigenes, das eine allmächtige Erbitterung gegen den reichen, die armen Hörigen mißhandelnden Grundadel atmende Gedicht „Irland". Die beiden anderen sind Übersetzungen nach Thomas Hood, darunter jenes entsetzliche, aber mit erstaunlicher Meisterschaft umgedichtete „Lied vom Hemde", dessen wiederholter Weheschrei: Schaffen! schaffen! schaffen! dem tagelöhnernden Dichter aus der Seele gesprochen war.

Lassen wir nun Freiligraths Briefe aus den ersten anderthalb Jahren des Londoner Aufenthaltes folgen.

* * *

An Karl Heuberger.

Clapton Pond, 17. Sept. 1846.

Liebster Freund und Landpfleger!

Vergeben Sie mir, daß ich es auf einen Mahnbrief ankommen ließ! Das bewegte Leben der großen Stadt, der neue Wirkungskreis, die tausenderlei neuen Bezüge — das Alles macht die Tage und Wochen fliegen und trägt einzig die Schuld, daß ich, wie für andere Freunde, so auch für Sie noch keine rechte Sammlung zu einem Briefe gewinnen konnte. Bin ich erst einmal ganz Londoner, und ich hoffe es bald zu sein, so sollen Sie nicht mehr über mich zu klagen haben.

Einstweilen werden Sie sich beruhigen, wenn Sie hören, daß es mir und den Meinen bis jetzt so wohl und glücklich geht, wie wir nur wünschen können. Ida und Käthchen haben sich von den Strapatzen der Land- und Wasserreise bald und vollständig erholt, und ich, der ich jetzt dreimal die Nordsee gekreuzt habe, ohne seekrank zu werden, treibe mich mit gleichem Behagen und gleicher Sicherheit auf den Wellen des socialen Meeres herum, welches London heißt. Es ist wirklich etwas Großes um diese Stadt, sie ist eine Welt in sich. Beschreibungen mache ich Ihnen nicht, sondern gebe

mich dafür lieber der Hoffnung hin, daß Sie sich im nächsten Sommer einmal selbst herübermachen, um unter meiner Führung London kennen zu lernen.

Meine hiesigen Verhältnisse haben sich so freundlich gestaltet, wie ich nur wünschen konnte. Das Haus, in welchem ich arbeite, Friedr. Huth & Co., ist eines der angesehensten und gewaltigsten Londons, ist ein Haus von universeller, von kosmopolitischer Bedeutung. Meine Stellung, den Chefs gegenüber, ist angenehm, obgleich sie, wie alle Männer des Besitzstandes, in ihren politischen Ansichten conservativ sind. Mein Salair ist vor der Hand mäßig, doch so, daß ich ohne Sorgen bescheiden davon leben kann. Ueberdies habe ich alle Chancen stetigen Avancements, sei es im Hause Huth oder in London überhaupt, vor mir, und es wird nur auf mich selbst ankommen, sie zu benutzen. Muße für die Muse fehlt mir auch nicht.

Einstweilen wohnen wir noch in furnished apartments, werden aber später ein eigenes Häuschen miethen und uns selbst möbliren. Man lebt dann angenehmer und billiger.

So, lieber Freund, wären Sie durch einige flüchtige Striche wieder so ziemlich au fait von uns. Die Ausführung muß unserer späteren Correspondenz vorbehalten bleiben. Nehmen Sie für heute mit der Skizze freundlich vorlieb!

P. S. Sie sollten einmal Ihren Mockel als Londoner sehen, ohne Schnurrbart, in Frack und Cravate — und täglich rasirt! Das ist sein größter Kummer, sonst gefällt er sich aber nicht übel in seinem veränderten Anzug und mir auch nicht. Dabei wird er ganz schlank trotz alles englischen beefs; es steht ihm aber ganz gut. Adieu! Ida.

* * *

An Karl Heinzen.

London, 18. Sept. 1846.

— Ich hätte Dir billig schon eher schreiben sollen, aber die Neuheit der hiesigen Zustände und vor allen Dingen die Schwierigkeiten, die ich wider Vermuthen bei meiner Ankunft hier vorfand, ließen mich bis jetzt nicht dazu kommen. Sie bestanden in nichts Geringerem, als daß ich die mir zugesagte Stelle schon besetzt fand, weil man mein Kommen nicht erwarten konnte oder wollte. Das war eine garstige Geschichte. Ich dachte mich gleich in ein liquides Salair hineinzusetzen und mußte nun erst von Neuem danach suchen. Doch hat das Suchen zum Glück nicht so lange gewährt, daß ich dadurch in Verlegenheit gerathen wäre. Ich bin jetzt in dem großen und renommirten Hause Friedr. Huth u. Co. angestellt. Merkwürdig ist es, wie mein politisches Flüchtlingthum mir überall unter den Kaufleuten im Wege stand. Rothschild würde mich schon vor vier Wochen engagirt haben,

wenn er nicht, seiner eigenen Erklärung zufolge, auf Preußen hätte Rücksicht nehmen müssen. Nun, einstweilen bin ich auf Nr. Sicher und kann dem Teufel und den Großpreußen ein Schnippchen schlagen.

Und später schreibt er:

Ich warne Dich, nach schwerer eigener Erfahrung, freundschaftlich, nicht ohne Garantien eines Auskommens einen Boden zu betreten, auf dem der Mammon so absolut herrscht wie in England; auf dem der Arme, will er nicht mit seiner Familie verhungern, so unausgesetzt schaffen und schanzen, sich so mit Leib und Seele an die Arbeit verkaufen muß wie hier. Bei den zweihundert Pfund, die ich bis jetzt habe, sind mir nur die Sonntage frei. Die Wochentage muß ich ganz dem Geschäfte widmen. Ich gehe Morgens um 8 Uhr von Haus, bin um 9 auf dem Comptoir, arbeite bis 2, nehme dann ein hastiges Mittagessen in einem der Speisehäuser der City ein und kehre erst Abends gegen 6—7 Uhr (Dienstags und Freitags, als an den beiden Haupt-Posttagen, erst um 9—10) nach Haus zurück. Und bei all dem Plack kann ich nicht einmal mit dem, was er mir einbringt, bestehen. Meine Frau gibt deswegen auch einigen jungen Engländerinnen in unserer Nachbarschaft deutschen Unterricht, was jährlich gegen 50 Pfund einbringt. Nun, es wird hoffentlich nicht so bleiben, und wir sind froh, für den Anfang wenigstens so viel zu haben, um mit Ehren durchzukommen und Niemanden verpflichtet zu werden. —

Hier in London auf dem Trocknen zu sitzen, müßte Dich bald mürbe machen, und wenn Du von Eisen wärst. —

* * *

An Karl Buchner.

London, 24. Septbr. 1846.

Herzlieber Freund und Gevatter!

Als ich gestern Abend von meinem Office zu Hause kam, gab mir Ida die Inlage mit der Bitte, dieselbe mit einigen Zeilen an Sie zu begleiten und dann Alles zusammen zur Post zu geben. Dies soll denn auch hiemit geschehen, und obendrein will ich Ihnen die frohe Nachricht geben, daß mir Ida heute früh, ¼ nach 8 Uhr, leicht und glücklich ein allerliebstes Mädchen geboren hat. Laus Deo! Es ist willkommen, wenn auch schon ein Junge wenigstens ebenso angenehm gewesen wäre! Mutter und Kind sind gesund. Möge Gott weiter helfen!

Käthchen (oder Kato oder Katharine) hat ihr Schwesterchen gar lieb, und streichelt sie auf's Rührendste unter den zärtlichsten Liebkosungslauten.

Ich bin doch ein glücklicher Kerl, wenn ich so am Wochenbett stehe und auf das gesammte Weibervolk, Mutter und zwei Töchter, herabsehe! Ein Heerd und eine Familie sind doch auch eine Heimath, selbst im Auslande und im Exil!

Meine hiesigen Verhältnisse haben sich, nachdem sich meine erste Stelle zerschlagen hatte, doch noch rasch auf's Günstigste gestaltet, und werden es hoffentlich immer mehr. Näheres mit meinem nächsten Briefe, zu dem Sie mir hoffentlich durch eine recht schnelle und ausführliche Antwort Veranlassung geben. Einstweilen nimmt mich das Comptoir noch mehr in Anspruch, als ich wohl wünschte, doch ist das nur für den Anfang. Und selbst bei diesem heftigen Schanzen stattet mir die Muse nicht selten einen Besuch ab.

Tausend Dank für Ihr allerliebstes Büchelchen [1])! Es macht mir täglich Freude, mehr als ich Ihnen sagen kann! Mein Herz hängt doch mit allen seinen Fasern an der Heimath, und es ist mir eine Erholung und ein Genuß, mich am Abend, wenn ich aus dem Tumult und den Gasflammen der Zwei-Millionen-Stadt in meine stille Häuslichkeit zurückkehre, zuweilen an Ihrer Hand in unser Rheinparadies zurückversetzen zu können. Vollends an Stellen, wo wir miteinander waren, wozu dann (außer Darmstadt und seinen Umgebungen) vornehmlich Asmannshausen mit Geisenheim, Rüdesheim und der Niederwald gehört. Auf S. 32. sehe ich Sie vor mir, wie Sie sich von Adelaiden die Glasgemälde zeigen lassen, auf S. 34. verzappeln Sie, weil ich Niederwaldmeister pflücke (der Ihnen denn doch zu Lorch die trefflichsten Dienste that), treten aber auch auf der nämlichen Seite, zu Asmannshausen, unter der Kuckucksuhr auf mich zu, und wollen sich mit mir ausschütten vor Lachen, daß wir zusammen in „der Krone" sind. Ungern habe ich aber auf der gleichen Seite das von uns entdeckte Asmannshäuser Bierhaus vermißt, wie es denn auch nicht fein ist, daß Sie unter Rüdesheim den dicken Molch von Weinhändler nicht verewigten, der, ein alter Bekannter von mir, uns in Rüdesheim in flagranti beim Biere ertappte. Bei einer zweiten Auflage helfen Sie diesen Mängeln wohl noch ab. Unterdessen erbau' ich mich von ganzem Herzen an der ersten, sentimental oder humoristisch, wie es die Stimmung eben mit sich bringt.

Haben Sie meine Uebersetzungen aus dem Englischen auch von Cotta zugeschickt erhalten? Und rumort nicht schon ein gewisses Pamphlet: „Ça ira"? Resp. ist es nicht schon irgendwo confiscirt worden? Theilen Sie doch den dortigen Freunden die Geburt unserer Nr. II. in meinem Namen freundlich mit. Gott mit Ihnen und den Ihrigen! Alles Herzliche Ihrer trefflichen Frau und Ihren lieben Kindern!

---

[1]) [K. Buchner] Führer in der Rhein-, Main- und Neckargegend.

An Levin Schücking.

[London], 10 Moorgatestreet,
19. Okt. 1846.

— Herzlichen Dank für die Aufnahme, die Ihr meiner Frau zutheil werden ließet! Zwei Tage, nachdem sie Euch verlassen hatte (Montag, 17. Aug.) nahm ich sie mit Käthchen zu Rotterdam unter den Boompjes in Empfang. Tags darauf durch Sturm und Windsbraut nach London. Alles ist Gottlob! glücklich von Statten gegangen. Käthchen war gleich am zweiten Tage vollständig von ihrem Reiseübel genesen, und gedeiht bei Englischer Milch und Englischem Weißbrod vortrefflich. Ida aber hat mir am 24. Sept. leicht und glücklich unser zweites Mädchen geboren, was ich Eurer Theilnahme hiemit freundlich gemeldet haben will. Helfe Gott nun weiter, und erhalte mir mit dem großen Schatz meine kleinen Schätze!

Mit dem Glück des Besitzes steigert sich die Angst und die Sorge um einen möglichen Verlust. Wie gesagt: Gott helfe weiter! Und erhalte er vor allen Dingen auch mich gesund, daß ich für die Meinen ringen und schaffen kann! Nebenbei auch, daß ich mich als Poet noch recht als ganzer Kerl ausprägen und darstellen kann! Ich hoffe es! Dies Welttreiben hebt und trägt und schwängert mich merkwürdig, trotz aller Arbeit und Plackerei!

Ich kann heute nicht mehr schreiben, da ich viel zu thun habe. Ich schreibe diese Zeilen auf dem Office, um mich herum 4 Principale und 27 Mit-Clerks, unter denen, außer Engländern und Deutschen, 2 Spanier, 1 Schwede, 1 Russe und 1 Mulatte. Das summt und schwirrt in X Zungen. Hoffentlich bist Du mit den Deinigen frisch und wohlauf! Dir und Deiner lieben Frau alles Herzliche, und küß' mir Deine Kinder!

Der Revolution in Genf freue sich, was Odem hat, und lobe den Herrn!

* * *

An die Soester Verwandten.

London, 14. Novbr. 1846.

Liebe Mutter und liebe Schwestern!

Ich muß mir endlich ein Herz fassen und Euch den herbsten Schlag melden, der meine kleine Familie bis jetzt getroffen hat. Der Tod hat zum ersten Male sein Opfer von uns gefordert. Unsere kleine Marie, Dein liebes Pathchen, meine Herzens-Gisbertine, ist am Allerheiligen-Tage, Abends ¼ vor 8 Uhr, sanft und schmerzlos zu Gott hinübergegangen. Tags darauf, am Allerseelen-Tage, machte Ida an meiner Seite ihren ersten Ausgang nach diesem Wochenbett — um unserm süßen, kleinen Engel ein Grab aus-

zuwählen; und seit dem 5. Nov., Nachmittags 3 Uhr, schläft sie schon unter dem Rasen, auf dem wir gehofft hatten, daß sie springen und spielen sollte. Es ist ein theures Einstandsgeld, das wir dem Boden der neuen Heimath zahlen müssen — der Heimath, die ich ja auch im Hinblick auf die jetzt schon Vollendete betreten hatte, um mir eine sichere Existenz für mich und die Meinen zu gründen.

Unser Schmerz ist größer, als ich Euch sagen kann, und nur die Religion kann ihn mildern. Rede man doch nicht davon, daß der Verlust eines Kindes in so zartem Alter minder schmerzlich sei! Wir sind gefaßt und hoffen zu Gott, daß uns die Kleine bei Ihm aufgehoben bleibe, aber unser Herz blutet, und wird bluten, so lange uns das Engelsbild des lieben Kindes im Herzen und in der Seele leben wird. Und das wird es, bis wir selbst den schweren Gang gehen, den Mariechen uns vorangegangen ist. Ach, welch ein rührendes, reizendes Kind war sie! Als sie bleich und bekränzt in ihrem Sarge balag, konnte man kein lieblicheres Bild des Todes sehen. Bis sie begraben wurde, habe ich täglich Stunden lang einsam bei ihr gesessen, und sie mit meinen Thränen und Küssen bedeckt. Ach, sie haben sie nicht geweckt! Ihr könnt Euch nicht denken, wie schön und lieblich sie war! Ihr Gesichtchen war so fein und so edel, und der Tod hatte es so reif und ernst gemacht. Sie lag da mit dem frommen, intelligenten Ausdruck eines Erwachsenen, und die zarte, blasse Hand hielt ein Resedasträußchen, das Käthchen gebrochen hatte. Doch still von dem Allem — ich werde zu weich sonst, und darf doch auf dem Comptoir, wo ich dies schreibe, keine Thräne blicken lassen! Wir haben eine Skizze von der kleinen Leiche nehmen lassen, die sie ziemlich treu darstellt, und die Ihr vielleicht künftig einmal seht. Die und das Mützchen und das Hemdchen und das Röckchen, in welchen sie auf den Knieen ihrer Mutter gestorben ist, sind nun Alles, was wir noch von ihr haben! Sie ist an uns vorübergegangen wie eine holde, liebliche Erscheinung, wie ein Engel, den Gott uns gesandt, daß er unsere Herzen fester und inniger an Ihm hangen lasse! Und die Mission hat sie erfüllt! Wir haben nur Einen Trost, und der ist Gott!

Nun schläft sie schon über 8 Tage auf dem Kirchhofe zu Abney Park, eine Stunde nördlich von London. Wir haben ihr ein schönes, stilles Plätzchen ausgesucht; eine große, herrliche Ceder vom Libanon rauscht ihr ein Wiegenlied, und die kleine Kirche des Gottesackers schlägt ihr die Stunden, die sie uns nun schon fern ist. Auf dem Grabe ruht ein Astern- und Epheukranz, den Ida geflochten hat, und den ich nach dem Begräbniß selbst darauf legte. Bald aber wollen wir Blumen auf ihm pflanzen — das Grab des deutschen Kindes soll auch im fernen, fremden Lande ein Garten

sein! Ich und der Geistliche, auch ein Deutscher, waren die Einzigen, die der lieben Leiche zu Grabe folgten. Am 28. Okt., als sie schon mehr und mehr hinschwand, hat sie die heil. Taufe empfangen. Ach, als ich Deinen letzten Brief erhielt, liebe Gisbertine, da dachte ich nicht, daß die Taufe eine so plötzliche, eine so thränen- und schmerzenreiche, eine Noth-Taufe sein würde! Ich nahm mir damals vor, Dir den Tauftag so früh anzuzeigen, daß Du ihn im Geiste mit uns feiern könntest. Aber Gott beschloß es anders.

Welch ein Jahr! Erst unser lieber, unvergeßlicher Karl und nun mein Kind! Die Welt liegt mir wie unter einem schwarzen Flor — ich bin tief, tief gebeugt und finde nur in der Liebe derer, die mir Gott noch gelassen hat, in der Religion, in meinen Studien und meiner Arbeit Erleichterung und Erholung. O, Mutter, Lina, Gisbertine, laßt uns einander lieb haben, immer mehr, immer inniger! Was wäre das Leben ohne die Liebe! Ach, und was muß die Liebe wieder leiden durch den Tod! Schreibt mir bald, ich bitte Euch herzlich darum! Und meiner kleinen Marie bewahrt auch jetzt eine Stelle in Eurem Herzen; laßt sie Euch auch im Tode lieb und heilig sein!

Vergebt mir diese verspätete Anzeige. Ich hatte nicht den Muth über meinen Verlust zu schreiben.

* * *

An Karl Buchner.

London, 8. Febr. 1847.

Herzlieber Freund und Gevatter!

Die Galeeren- und Tretmühlen-Arbeit, die ich, deutscher Nation und Freiheit zu Ehren, bei John Bull übernommen habe, lastet eben jetzt zur Zeit des Bücher-Abschlusses doppelt schwer auf mir. Ida meinte drum auch, ich sollte, um ihren anliegenden Brief nicht aufzuhalten, diesmal lieber gar nicht schreiben. Dazu kann und mag ich mich aber nicht entschließen, sondern will Ihnen, wenn auch nur mit fliegender Feder und wenigen Worten, doch jedenfalls mit eigener Hand recht warm und recht herzlich zu Ihrem bevorstehenden Geburtstage Glück wünschen. Ich wollte, wir könnten ihn zusammen feiern, wie vor fünf Jahren; da das aber nicht geschehen kann, so will ich beim Nachhausekommen (d. h. 10 Uhr Abends, denn Dienstags und Freitags bin ich vor dem nie daheim) noch ein Glas Sherry mit Ida auf Ihr Wohl leeren, und dann wollen wir von Ihnen und den Ihren plaudern, und uns in die gute, alte Zeit zurückversetzen. Alles Heil und alles Glück — Ihnen und Ihrer Frau und Ihren Kindern zum neuen Jahre und zum Geburtstage! Und denken Sie unser und halten Sie uns lieb, wie wir Sie! Darum bitte ich von ganzem Herzen!

Ich kann nicht auf die Details Ihres lieben Briefes eingehen, da es mir an Zeit dazu mangelt. Nur für Ihre mir so herzlich ausgesprochene Theilnahme an unserm noch immer nicht verwundenen herben Verluste will ich Ihnen warm und innig danken.

Ueber mein und unser hiesiges Leben hat Ida an Ihre liebe Frau geschrieben. Einstweilen steckt man in Mühe und Arbeit bis über die Ohren. Aber der Plack macht mir fast Spaß. Ich amüsire mich schier über meine colossale Arbeitsfähigkeit, und denke, daß sie mich doch zuletzt zu reellen Resultaten führen wird, die wenigstens meinen Kindern zu Gute kommen sollen. Aller Anfang ist schwer, tröste ich mich geistreich mit dem Sprichwort. Es wird schon besser kommen. Heute fängt Ida ihren Unterricht an (zweimal wöchentlich 1½ Stunden an drei junge Damen unserer Nachbarschaft) und ist überglücklich, daß sie nun auch 10 Guineen quartaliter in die Haushaltungskasse einschießt. So muß man schaffen und schanzen, daß man mit Ehren durchkommt und keine Partei-Almosen zusammenzutrommeln braucht. „So lange Faust und Schädel hält" — und sie werden halten, hoff' ich! —

* * *

An Levin Schücking.

London, 22. 4. 47.

Ich mache mir fast Vorwürfe, daß ich Deinen theilnehmenden Brief vom November nicht schon eher beantwortet habe. Aber ich muß zu viel von meiner Zeit den monotonen, täglich wiederkehrenden Anforderungen meines Berufs widmen, und wenn ich meine wenigen Freistunden und Freitage (holidays not Fridays) mit Weib und Kind verleben will, wenn ich überdies nicht ganz vergessen soll, daß ich doch eigentlich ein Poet bin und Verse aus dem Aermel schütteln muß, so kann ich nicht wohl anders, als im Punkte der freundschaftlichen Correspondenz ein wenig faul werden und mich auf die Nachsicht meiner Freunde verlassen. Vergieb drum auch Du mir, und rechne immer auf die alte Gesinnung, auch wenn ich nothgedrungen manchmal das Maul halte. — —

Möchtest Du, o Levin, es auch für tugendsam und räthlich halten, den ruchlosen Verfasser des Ça ira laufen zu lassen, item mit dem Laufenlassen einen bildlichen Strafact zu verbinden, so bitt' ich Dich nur um Eins: hänge mich nicht und verbrenne mich nicht, sondern laß mich Deinen Sohn Lothar mit einer Schlüsselbüchse todtschießen! Oder auch: köpfe mein Conterfei, sei es nun mit einem Feder- oder einem Brodmesser. Nur keine Scheere — das will ich mir ausgebeten haben!

Es ist eine verrückte Welt. Ludwig der Baier dient der Lola, und

Friedrich Wilhelm IV. mit sammt seinem Hause will dem Herrn dienen. Nichtsdestoweniger geht die Menschheit vorwärts, und eben die krasse Bornirtheit, die Absolutismus und Volksvertretung vereinigen will, die eine Constitution ein Blatt Papier nennt, das sich „als zweite Vorsehung zwischen den Himmel und das Volk der Borussen drängen wolle" — eben diese Bornirtheit, die auf der einen Seite schmeichelt, während sie auf der andern dreist herausfordert, wird mehr zur Beschleunigung der Dinge beitragen, als alle politische Poesie und als die gesammte „schlechte Presse". Das Verdienst dieser letzteren bleibt es dann freilich, eine Bornirtheit bis auf den Punkt gebracht zu haben, auf welchem angekommen sie sich geberden mußte, wie wir es am 11. April erlebt haben, und so sind sie doch zuletzt die Haupthebel des Stücks Weltgeschichte, welches eben zu Berlin abgespielt wird.

Ich lebe hier still und zurückgezogen, wie zuvor, arbeite viel und dichte mäßig. Wir haben seit Dezember ein kleines nettes Haus bezogen, zwischen Wiesen und Bäumen ferne von der Stadt, nahe aber dem Kirchhofe, auf welchem unsere kleine Marie schläft. Deutsche Bilder füllen unsere Wände, deutsche Erinnerungen unsere Herzen. Ohne Sentimentalität, versteht sich; dazu hat man in diesem Treiben keine Zeit. Käthchen ist ein prächtiges Kind, alle Tage wachsend, alle Tage gescheidter. Sie versteht Deutsch und Englisch, spricht aber erst wenig — aus beiden Sprachen durcheinander. Den Milchbuben nennt sie boy, ein Ei aber auf Deutsch Ei. Gar herzig klingt ihr „O dear!" wenn sie mich umarmt. Erhalte sie Gott!

Die Englische Gesellschaft cultiviren wir wenig; die Ermüdung, welche bei den riesigen Entfernungen damit verbunden ist, greift Ida zu sehr an, auch ziehen wir es vor, die Abende traulich für uns zu verleben. Doch hab' ich schon manche interessante Bekanntschaft gemacht: Barry Cornwall, Tennyson, Monckton Milnes, Bulwer u. A. — Bulwer hatte kaum zufällig erfahren, daß ich in England sei, als er mir auf der Stelle einen wahrhaft herzlichen Brief schrieb, mich nach seinem Landsitze Knebworth Park einlud u. s. w. Ich muß sagen, daß mich diese unprovocirte Annäherung in dieser Weise sehr gefreut und meinem Herzen wohlgethan hat. Ich war noch nicht in Knebworth, werde aber im nächsten Monat wohl einmal hingehen. Unterdessen hat mich Bulwer, als er neulich auf kurze Zeit in der Stadt war, mit seinem Sohne, einem hübschen 15jährigen Jungen, draußen bei mir aufgesucht. Er sieht krank und leidend aus, und klagte auch über seine Gesundheit.

Eine Soirée beim Lord Northampton (President of the Royal Society), der ich ohnlängst beiwohnte, war interessant durch die Masse von Celebritäten jeder Art, die sich auf ihr combinirt fand. Ich bin daselbst einer Unzahl von Leuten vorgeritten worden — natürlich nicht dem Chevalier

Bunſen, der beſternt und bebändert, glatt und feiſt wie ein chriſtlich germaniſcher Aal, hierhin und dorthin ſchlüpfte. Prinz Albert fehlte ſelbſtredend auch nicht. Der intereſſanteſte Kopf war übrigens der des bekannten Reiſenden Holman, — blind, mit langem weißem Barte und hoher Stirn. Aus ſolcher Geſellſchaft wandelt man dann nach Mitternacht durch Shoreditch und andere Viertel des Elends und des Laſters ſinnend nach Hauſe, die ewigen unverrückbaren Sterne über dem Haupte.

Den neulichen großen Feſttag hab' ich zu einem Ausflug in die ſüdlichen Grafſchaften benutzt. Dieſe Engliſchen Eiſenbahnen gehen raſend ſchnell — in Einer Stunde iſt man 50 bis 60 Engliſche Meilen in's Land hinausgeriſſen. Dann ſteigt man aus und ſchlägt ſich ſeitwärts. Schmucke Dörfer, reizende Landſitze, ſuperbe Parks und Raſenebenen, ewig krächzende Krähenneſter. Ich war den Tag in Hever, dem wohlerhaltenen Schlößchen Anna Bolein's, und in Penshurſt, dem ſtattlichen Familienſitze der Sidney's. Die alte banqueting hall, mit den ſchweren Eichentiſchen und dem koloſſalen Feuerplatze in der Mitte, iſt noch ganz, wie da Eliſabeth, Ben Jonſon und Waller Gaſtfreundſchaft drin genoſſen. Aber von all dieſen Orten leiten Blutſpuren nach dem Londoner Tower zurück. Der Schmetterling der Schönheit und der Aar des ſtarren, nobeln Republikanerthums — Anna Bolein, Algernon Sidney — beide geköpft in der grauen Bluthöhle am Themſefluß. Unter den Familienbildern zu Penshurſt zeichnet ſich der Kopf des Algernon Sidney beſonders aus. „Algernon Sidney, beheaded", hat der Maler auf die Leinwand ſchreiben müſſen. Das iſt ein ſtolzes Epitheton, und ein edler Familienſtolz, es auf's Bild des Märtyrers zu ſetzen. Nächſtens denk' ich nach Newſtead Abbey und nach Stratford upon Avon zu pilgern. —

Ich leſe hier Augsburger-, Cölner- und Weſerzeitung, bleibe alſo ziemlich au fait. Für manches gute Wort von Dir, das ich hin und wieder über mich gefunden, meinen Dank — inſonderheit für die Anzeige der Engliſchen Gedichte in der Allgemeinen. Gelegentlich ſtellſt Du dies oder das auf (nicht über mich, ſondern ſonſt), worüber ich mit Dir disputiren würde, wenn wir bei einer Flaſche Wein zuſammenſäßen und ein ſcharfes Wort durch einen Blick oder einen Handdruck mildern könnten, ſobald es gefallen iſt. Wir haben ſchöne Stunden weiland mit einander verlebt, lieber Levin, und wollen uns jetzt in unſern Briefen das Leben nicht ſauer machen.

* * *

Nach Soeſt.

London, 23. April 1847.

Liebe Mutter und liebe Schweſtern!

Obgleich ich auf meinen Brief vom 1. März noch ohne Eure ſehnlich

erwartete Antwort bin, so kann ich doch dem Wunsche nicht widerstehen, am Todestage unseres unvergeßlichen Karl mit einigen Zeilen zu Euch zu treten. Nach meiner Berechnung muß dieses Blatt grade am künftigen Dienstag in Eure Hände gelangen, und ich weiß, daß Eure Liebe und Euer Schmerz es als einen Boten meiner Mittrauer gern begrüßen werden.

Wie rasch ist die Zeit dahin geeilt! Nun wird es also schon ein Jahr, daß der Gute, Fromme, Treue von uns geschieden ist! Heute vor einem Jahre ging er noch frisch und liebevoll unter Euch einher, am nächsten Sonntage las er im Tell und verlebte den letzten, ernsten und doch so glücklichen Abend mit Euch — ach, und dann kam der böse unheilvolle Morgen, das beste reinste Herz hörte auf zu schlagen, und nun schmückt der Frühling auf's Neue schon sein Grab mit Halmen und Blumen. Ich darf und will auf alle die erschütternden Einzelheiten jener Tage hier nicht wieder zurückkommen — aber glaubt und fühlt, daß mein Herz Euch in dieser Trauerzeit doppelt nahe ist; daß es, wie die Euern, frisch in ihr blutet, und bis zu seinem eigenen letzten Schlage nicht aufhören wird, den geliebten vorangegangenen Bruder zu ehren und zu beweinen. Friede seiner heiligen Asche! Bringt ihr meine Grüße und meine Thränen — kniet auch für mich an dem stillen Hügel, der die irdische Hülle einer reinen kindlichen Seele beherbergt. Uns Allen aber senke Gott seinen Trost und seinen Frieden in die bekümmerten Herzen — vor Allem in das Deine, Du liebe, tiefgebeugte Mutter! Ach, wenn ich jetzt nur Eine Stunde bei Euch sein könnte!

Während Ihr nun Karls und der andern Theuern Gräber mit frischen Blumen bepflanzt, lockt uns der Frühling an den kleinen Hügel unserer seligen Marie. Ich habe ein einfaches prunkloses Steinkreuz mit Namen, Geburts- und Sterbetag machen lassen, welches in den nächsten Tagen aufgestellt wird. Sobald das geschehen ist, wird der übrige Raum der Gruft in ein Blumenbeet umgeschaffen. Es ist uns so lieb, daß der Kirchhof unserer Wohnung so nahe liegt, Ida kann nun selbst die kleine Anpflanzung besorgen, und auch Käthchen geht, seit es wärmer ist, häufig mit ihrer Wärterin hinaus. Der Platz ist so schön und lieblich — ein großer Park mit einer freundlichen, zierlichen Kapelle in der Mitte, hohe, schöne Bäume (auch eine prächtige Ceder) und viel immergrünes und anderes Strauchwerk. Es ist ein rechter Weltkirchhof. Die meisten Gräber sind natürlich englische, aber doch ist wohl keine Nation der Erde, die nicht ihre Stellvertreter hier liegen hätte. Der Häuptling einer Insel im stillen Ocean ist hier sogar begraben; auch ein junges Mädchen aus Archangel, die Tochter deutscher Eltern, die hier auf einem Besuche starb. Ihre Londoner Freundinnen haben ihr ein schönes Denkmal gesetzt und lassen es ihrem Grabe nie an frischen Kränzen fehlen.

Und nun ſchlummert hier auch unſer Herzens-Engel mit dem feinen, ſchmalen Geſichtchen und mit Käthchens Blumenſtrauß in den feſtgeſchloſſenen Händchen. — Ach, es iſt etwas Furchtbares um den Tod! — Wolle Gott auch dieſen kleinen Seelenfunken nicht verloren gehen laſſen, wolle Er ihn uns bei ſich aufbewahren, bis auf den Tag, nach dem keine Trennung mehr ſein wird!

Von Käthchen, Gott Lob! kann ich Euch nur Gutes berichten. Ihre Zähne machen ihr zwar jetzt manchmal heiße Bäckchen und eine unruhige Nacht, im Ganzen aber kriegt ſie ſie doch leicht und gut, und iſt überhaupt nach wie vor ein kregeles herzhaftes Ding voller Poſſen und Schwänke. Könnket Ihr ſie nur einmal ſehen! Möge Gott ſie ferner wachſen und gedeihen laſſen! Als ich heute Morgen bei ſchönem Sonnenſchein nach der Stadt ging, nahm ich ſie ein paar hundert Schritt mit auf den Weg. Dann läuft ſie ſeelenvergnügt an meiner Hand, kräht und jauchzt vor Luſt, wirft die Beinchen wie ein Grenadier beim Parademarſch, und möchte nur immer und immer neben mir hertraben — ihre Babett muß Kehrt mit ihr machen, und dann winkt ſie mit ihren Händchen und ruft mit ihrem ſüßen feinen Stimmchen: Papa, Papa! oder O dear, O dear! bis ſie mich aus den Augen verloren hat. Speckter's Fabelbuch iſt jetzt ihre große Luſt, beſonders das Bild mit den Täubchen, die ſie Kuruku nennt.

Und nun Adieu, liebe Mutter, liebe Lina, liebe Gisbertine! Gott ſegne Euch, Gott ſchütze Euch, Gott geb' Euch Troſt! Ich bin bei Euch jetzt und am Tage, wo Ihr dieſen Brief erhaltet! Denkt meiner in Liebe! Laßt uns über die Gräber hinausſchauen!

* * *

An Karl Buchner.

London, 16. Sept. 1847.

Herzlieber Freund und Doppelgevatter!

Der Klimax in der Anrede deutet Ihnen ſchon an, was folgen ſoll: — Geſtern vor acht Tagen, Mittwoch den 8. Sept., Nachmittags 2 Uhr, wurde meine gute Frau leicht und glücklich von einem geſunden, wohlgeſtalteten Knaben entbunden, der bis jetzt an der Bruſt ſeiner Mutter trefflich gedeiht, und den Gott, die Wiederkehr der herzzerreißenden Trübſal des vorigen Herbſtes uns erſparend, zu unſerer Freude heranwachſen laſſen wolle. Morgen werden die kritiſchen neun Tage ihr Ende erreicht haben, und ich glaube drum heute immer ſchon einen ſich mir eben bietenden freien Moment benutzen zu dürfen, um Ihnen und den Ihrigen anzuzeigen, daß wir alle Urſache haben, uns der Hoffnung auf einen ferneren günſtigen Verlauf der Sache hinzugeben.

Ida hat, Gottlob, das Schlimmste überstanden, und der Junge, der Ihrem Pathchen ganz lächerlich ähnlich sieht (meine Kinder, scheint es, fallen ebenso manierirt aus, wie meine Gedichte), hat in den 8 Tagen seiner freien Existenz schon sichtlich und bedeutend zugenommen. Möge nun Alles so erwünscht und gedeihlich fortgehen — auch damit meine Frau (wonach sie sich äußerst sehnt) bald im Stande sei, der Ihrigen zu antworten und für die so freundlich und gütevoll übernommene Gevatterschaft selbst zu danken. Einstweilen geschieht es hiermit, in Ida's und meinem Namen, durch mich: warm und aufrichtig, und überdies in der frohen Zuversicht, daß das neue Verhältniß sich als ein frisches, festes Glied der Kette erweisen wird, welche uns, die leiblich Getrennten, im Geist und im Gemüth auf immer verbindet und zusammenhält!

Nun zur Beantwortung Ihres lieben Briefes! Jene klatschende Morgenblattcorrespondenz, die wie alle Correspondenzen gleichen Ursprungs voll von Unrichtigkeiten ist, rührt von einer Mamsell A. B., einer Gouvernante irgendwo im Westend, her. Himmel, diese deutschen Kaffeeblätter! Kürzlich sollen sie auch gesagt haben, ich sei mit meiner Lage in London höchst unzufrieden, und Herr Huth trage die Schuld! Welch ein Unsinn und welche Taktlosigkeit! Wäre nicht solch eine Notiz, wenn sie meinem Chef unter die Augen käme, im Stande, mein ganzes Verhältniß zu zerstören und mich Knall und Fall brodlos zu machen? Die Wahrheit ist, daß ich hier allerdings noch nicht stehe, wie ich, zumal bei wachsender Familie, stehen muß: daran trägt aber nicht mein Haus die Schuld, welches mich ordentlich und ehrenvoll behandelt (Herr Huth, wenn auch Tory, ist anerkannt einer der Ausgezeichnetsten und Biedersten unter den hiesigen reichen Deutschen — in aller Beziehung ein Ehrenmann), sondern die Lage der Dinge überhaupt. Commissalaire sind selten hoch, und wäre es nicht Unsinn von mir, mit jenen Klatschartikeln zu verlangen, mein Haus solle mich meines Poetenthums wegen besser bezahlen, als jeden andern Arbeiter? Was meine commercielle Thätigkeit werth ist, bekomm' ich für sie. Reicht das nicht aus, so muß ich natürlich vor und nach (auf einmal geht nichts in diesem Gewühl) andere Wege anbahnen, und hoffe zu Gott und meiner Kraft, daß es mir auch gelingen wird. Inzwischen verlang' ich von denen, die mich beschäftigen, nichts Unbilliges und Unvernünftiges, sondern bin zufrieden mit dem, was meine Arbeit, ihrer Art und ihrem Werthe nach, mir einbringt. Daß mir der Poet extra bezahlt würde, wäre ebenso wahnwitzig, als wenn ich e. g. mich bei Ihnen als Holzhacker meldete, mir aber, weil ich eben der flüchtige Poet Freiligrath sei, das Doppelte des Taglohns eines gewöhnlichen Holzhackers ausbitten wollte. Die Sache leuchtet ein. So ist aber Deutschland,

ſo ſind die deutſchen Blätter! Ich verlange nichts von dem Geſchmeiß: aber, bei Gott, iſt es nicht naiv, mich erſt ziehen, mich gleichgültig meinen Weg mir hauen zu laſſen, und nun einem Londoner Kaufmann, der ſich den Teufel um Poeſie und Poeten kümmert, ſolche Zumuthungen publice an den Kopf zu werfen, und dadurch meine Stellung im Augenblick ganz zu verderben, meinen längeren Aufenthalt im Hauſe vielleicht geradezu unmöglich zu machen? Aehnliche Taktloſigkeit und Indelikateſſe iſt mir, der ich doch ſchon Vieles der Art durchgemacht habe, wirklich noch nicht vorgekommen! Ich muß nun den Erfolg abwarten. Herr Huth iſt ſeit zwei Monaten in Kiſſingen, geht nach Leipzig, kehrt über Weimar, Erfurt, Frankfurt zurück — wie leicht kann er ſolch dummes Geſchwätz leſen, mich ſelbſt dahinter vermuthen und (zumal bei ſeiner großen Empfindlichkeit gegen Alles, was in Blättern über ihn geſagt wird, ſelbſt das Beſte) ſeinem Aerger durch eine plötzliche Kündigung Luft machen? Ich glaube nun zwar nicht, daß es ganz ſo ſchlimm kommen wird; immer aber, fürcht' ich, ſteht mir noch eine unangenehme Auseinanderſetzung bevor. Das iſt dann das Reſultat dieſes verhenkerten Notizenkrams, der mich bald beim Buchbinder Huth 300 Pf. verdienen läßt, bald dem Kaufmann Huth den Kopf wäſcht, daß er mich nicht nach Würden traktire! Dank, daß Sie wenigſtens einen Theil dieſer Narrheiten zurückwieſen! Und nun mehr als genug von ihnen!

Ich muß noch bemerken, daß ich Schulzen, im Andenken an gute und böſe Stunden und zum Zeichen meiner Anhänglichkeit an ihn, der uns mit Carolinen wirkliche treuſte Freundſchaft ſtets bewieſen, vor der Geburt unſeres Knaben auch zu Gevatter gebeten habe. Hoffentlich iſt es der Frau Doppelgevatterin nicht unlieb. Dritter Gevatter iſt Wolfgang von Goethe, der Enkel ſeines Großvaters, den ich einmal bei Ihnen introduzirte.

Herzlich freuen wir uns des Fortſchreitens Ihrer Kinder und des Glückes, das Sie eben jetzt empfinden, indem das ganze Häufchen wieder einmal auf kurze Zeit um Sie verſammelt iſt. Wir können uns das ſchöne Bild, wenn auch die Figuren, ſeit wir ſie zuletzt ſahen, ſich zum Theil verändert haben (Ihre Söhne haben ja Manneslänge, und Sie ſollen ja dicker ſein als ich, mit Reſpekt zu melden), recht lebhaft vergegenwärtigen. Grüßen Sie Alle von ganzem Herzen, verſichern Sie ſie meines Antheils und meines Gedenkens, und wenn Sie wieder beim Landesvater im Kreiſe der Söhne präſidiren (Sie mögen einen ſchönen Lärm in Wald- und Grafenſtraße verführen!), ſo bringen Sie auch uns Flüchtigen eine Gerſtenſaftlibation, der ſich, mir ſpecialiter zu Ehren, ein recht ausgeſuchtes Schelmenlied anreihen möge, ſei es nun das Leineweberlied (als ob die Leineweber Schelme wären, arme Schelme freilich!) oder jenes beliebte: „Es ſteht ein Wirthshaus an der

Lahn," welches ich einſt, auf der Rückfahrt von Erbach und Michelſtadt, zum gerechten Erſtaunen der beiderſeitigen Geſchätzten in Ihrer Terminkutſche zu intoniren mich erkühnte. — Apropos: Das Wirthshaus an der Lahn mag eine ſehr ſchnöde Fuhrmannskneipe geweſen ſein, aber glauben Sie, die Hand auf's Herz, nicht auch, daß nichtsdeſtoweniger Journal und Didaskalia in ihm aufgelegen haben?

Hierbei noch ein Ausſchnitt aus der Aachener Ztg., der meine geſtrigen Mittheilungen erläutert:

— „Freiligrath ſoll mehr und mehr mit ſeiner Lage in England unzufrieden ſein. Sollte man nicht erwartet haben, daß ſelbſt ein Kaufmann, wenn er einen bedeutenden Dichter Europas in ſeinem Comptoir anſtellt, denſelben von einem gewöhnlichen Commis zu unterſcheiden wiſſen würde? Herr Huth ſcheint es nicht zu verſtehen."

Nun aber wirklich Adieu! Ida grüßt mit mir Sie alle auf's Herzlichſte!

* * *

An Levin Schücking.

10 Moorgatestreet, 20. Sept. 1847.

Soeben leſe ich in der Allgemeinen, daß Du mit Deiner Familie nach Italien zu gehen vor haſt und will Dir drum vor Deiner Abreiſe eben noch mittheilen, daß mir meine Frau am 8. d. M. einen Stammhalter geboren hat, einen geſunden wohlgeſtalteten Jungen, der ſich bis jetzt mit ſammt ſeiner Mutter ſo wohl befindet, wie wir nur wünſchen und erwarten können. Möge Gott weiter helfen! Der Burſche macht uns überaus glücklich, vollends da er mit Gletſcherſtirne und Stumpfnaſe das leibhafte Miniatur-Conterfei von Käthchen iſt, die ihn nicht genug anſtaunen und herzen kann. —

Nun Adieu, Levin! Ich hoffe, dieſe Depeſche trifft Dich noch zu Cöln! Grüß' mir die Schweiz und den erſten warmen Hauch, der Euch beim Hinabſteigen von den Alpen aus Süden entgegenweht und die Locken Deiner Kinder nach der Heimath zurückfliegen läßt. Grüße mir auch die wackern Rebellen von Mailand bis Meſſina und werde in dem alten Stiefel, aus dem der Lenz als Stiefelknecht Dir glücklich wieder nach Norden in die Höhe helfen möge, wenigſtens ebenſo revolutionär als Se. Heiligkeit der Papſt!

Wer weiß, wohin ſelbiger Stiefel, der ſich jetzt wirklich wieder einmal als Siebenmeilen- und Fortſchrittsſtiefel zu gebaren anfängt, Dich am Ende noch mit ſich reißt im Laufe des Winters?

Nicht zu vergeſſen: der Junge ſoll Wilhelm Wolfgang heißen, wenn Gott ihn unſerer Liebe erhält.

Viele Grüße an Dich und Deine Frau, und die beſten, guten Wünſche für Reiſe und Wohlergehen!

* * *

An Karl Buchner.

London, 12. Februar 1848.

Herzlieber Freund und Gevatter!

Endlich eine Antwort auf Ihre beiden lieben Briefe! Sie ſind gut und nachſichtig, daß Sie die Schreibfaulheit eines Vielbeſchäftigten ſo mild beurtheilen und durch ſo angenehme Aufregungsmittel, wie zweite Briefe nach unbeantworteten erſten es ſind, zu kuriren ſuchen. Dafür (wie für alles Andere, was Sie Ihren Freunden lieb und theuer macht) ſoll Ihnen der liebe Gott heute auch einen frohen, glücklichen Geburtstag ins Haus ſtiften, dem bis zum 12ten Febr. 49 ein ganzes glückliches Lebensjahr folgen möge. Ich drücke Ihnen herzlich die Hand und werde heute Abend einer Flaſche Sherry auf Ihr Wohl den Hals brechen. Einſam mit Ida! Das iſt nun wohl ein angenehmes Trinken, zumal da ich mich quantitativ ſehr gut dabei ſtehe — eine Flaſche Rheinwein in Ihrem Kreiſe wäre mir aber doch noch lieber! Ida müßte aber auch dabei ſein. — — —

Nun hab' ich ſchon ſo viel von Andern geſchwätzt und noch kaum von mir ſelbſt. Und doch hab' ich das Wichtige zu vermelden, daß ich England (ſo gut wie ſicher) bald ſchon verlaſſen und mit meiner Familie (die lawinengleich bei jedem neuen Umſchwunge ein Stück angeſetzt hat) nach Amerika gehen werde! Der Schritt wird mir ſchwer, Gott weiß es, und doch iſt er nothwendig! Details ſchreibt Ida — hier nur ſoviel, daß ich hier, bei gänzlichem Dranſetzen aller meiner Zeit und aller meiner Kraft, doch nicht einmal des Lebens Nothdurft verdienen kann, auch keine Ausſicht habe, je etwas Genügendes in England zu finden. Dagegen wollen mir meine Amerikaniſchen Freunde (den guten Longfellow, auch einen Siebengebirgler von damals, an der Spitze) einen geiſtigen, mir in jeder Hinſicht congenialen Wirkungskreis verſchaffen, der mich überdieß in alle Wege pekuniär ſicher ſtellt. Dieſe Anträge, nobel und würdig geſtellt, trafen, ohne allen Anlaß von meiner Seite, gerade ein, als hier auch das letzte Ankerſeil riß! So ſei es denn! Im Mai oder Juni iſt Deutſchland, iſt Europa transatlantiſch für uns geworden! Wie geſagt, das Herz blutet mir bei dieſem Immerweiterziehen — aber es muß ſein, und Gott wird helfen! Nächſtens mehr über dieſe Plane, die Sie einſtweilen noch nicht in die Oeffentlichkeit wollen gelangen laſſen. —

In Italien geht es ja prächtig jetzt! Erſt die Schweiz, nun Neapel

— wo die Revolution auftritt, da ſiegt ſie! Wäre nur auch erſt Deutſchland ſo weit. Ohne Revolution geht's nicht! Mit ihr — ça ira!

Schreiben Sie doch bald wieder! Wir ſind ja bald um ein gut Stück Weges weiter von einander!

* * *

Da kam die mächtige Völkerbewegung des Februar und März 1848. Der franzöſiſche Königsthron ward umgeſtürzt, Deutſchland erbebte, in Wien und Berlin ward die alte patriarchaliſche Herrſcherweisheit zu Schanden vor der ungeheuern Kraft eines lange unterdrückten, endlich mit vulkaniſcher Übermacht losbrechenden Strebens nach Freiheit. Man mag ſich denken, mit welcher fieberiſchen Spannung der Dichter des Ça ira dieſer Kunde lauſchte. Schon hatte er, obwohl mit blutendem Herzen, den Plan gefaßt, nach Nordamerika überzuſiedeln, wo er beſonders durch die Bemühung ſeines in St. Goar gewonnenen Freundes, Longfellow, eine behagliche Stellung erwartete; aber tapferen ſelbſtverleugnenden Sinnes, wie er allezeit war, mochte er in dieſer Zeit der Entſcheidung nicht von ferne ſtehen, ſondern beſchloß nach Deutſchland zurückzukehren; in Köln, Mainz oder Frankfurt, der Stadt des deutſchen Parlamentes, gedachte er ſich niederzulaſſen; voraus aber ließ er einige Dichtungen fliegen, welche mit ihrer ungeheuern poetiſchen Kraft in dieſer Sturmzeit die Geiſter mächtig bewegten.

Mehr denn dreißig Jahre ſind ſeitdem dahingegangen. Die damals Männer waren, ſind geſchieden; die damals blutjung waren, haben jetzt graue Haare; dreißig Jahre in unſerem ſchnelllebigen Jahrhundert ſind eine lange Zeit, in der auch der Begabteſte und Feſteſte mancherlei Wandelungen der Überzeugung durchzumachen genötigt ſein wird. Was das Jahr 1848 erſtrebte, iſt mittlerweile zur Wahrheit geworden, freilich auf ganz andere Weiſe als alle diejenigen gedacht, welche damals an der Bewegung der Geiſter ſich beteiligten, wenn auch die großen Ereigniſſe der Jahre 1870/71 nur erwachſen konnten auf dem Boden, welchen das Jahr 1848 vorbereitete. Wir Nachlebenden ſind in der glücklichen Lage, Freiligraths Gedichte aus jener Sturmzeit, ohne Rückſicht auf die darin ausgeſprochenen Anſchauungen, lediglich als Werke der Poeſie zu betrachten, als die glänzendſten Werke, welche die geſamte politiſche Lyrik jener Jahrzehnte überhaupt hervorbrachte. Und wollt ihr mit dem Dichter hadern, ſo antwortet er euch:

O laßt ihn brechen durch den grauen Flor,
O ſchreibt dem Glüh'nden keine Wege vor;
Er iſt ein Blitz! Wohlan, ſo laßt ihn blitzen!

Die fieberiſche Bewegung, in welche die Pariſer Februarrevolution und die darauffolgenden Ereigniſſe in Deutſchland den Dichter verſetzten, erweckte

sofort in ihm auch die während des letzten Jahres fast entschlummerte poetische Gestaltungskraft; es entstehen in den Monaten Februar bis April mehrere politische Gedichte, welche die Klänge des Ça ira fortsetzen und sogar noch steigern. Es sind dies die Lieder: „Im Hochland fiel der erste Schuß", „Die Republik", „Schwarz-Roth-Gold", „Berlin" und „Das Lied vom Tode". Sie stehen in hohem Maß unter dem Einfluß der gewaltigen Zeitbewegung, so daß in manchen derselben der zarte Hauch der Poesie fast ganz von dem erbitterten Schlachtruf der politischen Parteileidenschaft übertönt wird.

Von der glühenden brandenden Bewegung in des Dichters Seele geben Zeugnis einige Briefe aus jener Zeit, während welcher Freiligrath abermals sein Zelt abbrach, seine Habe packte oder verkaufte, um heimzukehren auf den Boden des Vaterlandes, nicht um des Friedens zu genießen, sondern um zu kämpfen.

An Heinrich Koester.

London, 6. März 1848.

Arbeit, Sorgen, meerüberschweifende Plane — was alles nicht hat mein längst beschlossenes Schreiben an Dich verhindert! Nun löst die Zeit mir die Zunge! Im Jubel dieser stolzen weltgeschichtlichen Tage, im bewußten Glücke dieser Alles ergreifenden, Alles mit sich fortreißenden Bewegung, muß ich auch Dir in alter Liebe und neuer Hoffnung die Hand pressen! Herr Gott, welch ein Sieg! Jahrhunderte in den Raum zweier Wochen zusammengedrängt!

Was ich Dir hier beilege, entstand im Taumel der ersten Nachrichten, zwischen dem Lesen und Schreiben langweiliger Geschäftsbriefe. Es macht drum keine Ansprüche auf Vollendung, ist — als warmer Ausdruck hingerissener Augenblicke — aber doch vielleicht geeignet, die eigene Begeisterung fortzuleiten und fremde wachzuhalten. Sonst bin ich allerdings der Meinung, daß die Ereignisse heuer am besten agitiren — besser, als nachhinkende Verse. Die Geschichte dichtet, der Demos dichtet! Was liegt da am Reflex des ungeheuern Weltepos in der Seele des einsamen Lyrikers?

Glaubst Du es übrigens vor Deinem ästhetischen und politischen Gewissen verantworten zu können, und fürchtest Du sonst keine Inconvenienzen, so suche die Strophen durch Abschrift und Vorlesen nichtsdestoweniger nach Kräften zu vertreiben! Die Zeit verlangt Männer! Thue Jeder, was er kann!

Was soll ich Dir nur von mir selbst sagen, jetzt, wo alles Interesse des Einzelnen zurücktritt vor dem großen und gewaltigen Ganzen? Nur so viel: ich stand eben auf dem Punkte, mich mit Weib und Kindern nach Boston einzuschiffen, als dieser Sturm losbrach, und mich nun einstweilen

noch zurückhält. Ich will nicht der Soldat sein, der vom Schlachtfelde desertirt! Ein paar Monate Wartens werden mir zeigen, ob ich wieder im Vaterlande für's Vaterland wirken kann. Bis dahin verschiebe ich meine Entschlüsse. Setzt die Nation es durch, daß ihre Flüchtlinge die Heimkehr als ihr gutes Recht decretirt bekommen, so bleibe ich gewiß nicht draußen: einer „Amnestie" aber folge ich nicht, sondern lasse mich lieber hier oder in den Backwoods begraben. Vom Rufe des Volks, nicht von der Gnade der Monarchen soll unsre Rückkehr abhangen. Macht Ihr nur halbe Revolution, d. h. laßt Ihr die Monarchie bestehen und preßt ihr nur die Hauptzugeständnisse ab, so vergeßt auch Eurer Expatrioten nicht! Freilich — auch halbe Zustände würden mich bestimmen, lieber im Auslande zu bleiben. Aber es gibt vielleicht sonst ordentliche Kerle, die weniger halsstarrig sind. Denen wäre dann doch geholfen.

Ich muß mich hier knapp genug durchschlagen. In meiner Familie aber bin ich unendlich glücklich. Meine Frau ist ein Prachtweib für einen flüchtigen Poeten — fest, klar und stolz darauf, daß sie mein Exil theilt und es mir versüßt! Meine Kinder sind gesund und gescheit; Käthe, die Aelteste, ein Ausbund von Wildheit und Liebenswürdigkeit; Wolfgang, der Jüngste, ein süßer, lachender, krähender Sechsmonatlicher. Mögen sie wachsen und uns erhalten bleiben! Marie, unsere Zweite, haben wir leider vor längerer Zeit schon in die fremde Erde betten müssen. Das war eine schwere, herbe Prüfung!

Ach, wie viel nun doch von mir selbst! Dessen, was Du mir über Dich und Dein neues Streben mittheilst, freue ich mich von Herzen. Grüße alle, die meiner noch gedenken.

Leb' wohl und halt' mich lieb!

Vive la République!

* * *

An Karl Buchner.

London, 8. April 1848.

Theuerster Freund!

Ich muß Ihnen doch in diesen großen stolzen weltgeschichtlichen Tagen die Hand drücken. Mitten im Donner dieses erhabenen demokratischen Gewitters, dessen Ausbruch wir Alle wohl geahnt haben, aber doch in dieser Stärke und Allgemeinheit nicht voraussehen konnten!

Aus meinem letzten Briefe wissen Sie von meinen Amerikanischen Planen. Die sind natürlich mit den Thronen, die wir stürzen sahen und noch sehen werden, über den Haufen geworfen. Ich komme nach Deutschland

zurück, um nach Kräften an Ihren weiteren Kämpfen und Entwickelungen in nächster Nähe Theil zu nehmen: gleich gerüstet auf Preßprocesse, wie auf weitere Barrikaden und wahrscheinliche antirussische Wachtfeuer. In ungefähr vier Wochen (nicht eher, denn ein Hausstand läßt sich nicht im Handumdrehen verpflanzen) denke ich am Rhein zu sein, um mich wahrscheinlich in Cöln, Mainz oder Frankfurt für's Erste anzusiedeln. Wir sehen uns also bald wieder, und ich meine, unser Wiedersehen wird ein glückliches und jubelndes sein. Sie sind zwar Constitutioneller und ich bin Republikaner (und komme also, wie es scheint, augenblicklich auch in der Freiheit nicht aus der ecclesia pressa heraus), aber wir lieben uns darum doch, und haben am Ende auch nur Ein gemeinschaftliches Ziel vor Augen.

Wenn die Geschichte und der Demos ihre Epen und Dramen dichten, so liegt am Reflex derselben in der Seele des zuschauenden (oder auch mit agirenden) Lyrikers eigentlich blutwenig. Dennoch strömt das volle Herz zuweilen über, wenn auch in rauhen, fast improvisirten Klängen, die auf ästhetischen Werth weiter keinen Anspruch machen. So, bitte ich, wollen Sie die beiliegenden Flugblätter aufnehmen und beurtheilen. Ich habe sie, eins nach dem andern, in etlichen tausend Exemplaren an den Rhein geworfen, und Sie kennen sie also möglicherweise schon.

* * *

An Heinrich Koester.

London, 13. April 1848.

Ich danke Dir von ganzem Herzen für Deinen Brief, der mir, warm und theilnehmend und jubelnd wie er ist, eine unendliche Freude bereitet hat. Ich beantworte ihn nicht ausführlich, da das nächstens mündlich geschehen soll: will und muß Dir aber doch schon jetzt sagen, daß die Liebe und das Gedenken so vieler Wackern mich stolz und glücklich macht, und daß ich dem Augenblick entgegenlechze, wo ich Dir und Euch Allen wieder die Hand werde drücken können!

Anfangs Mai denke ich Alles, was mich hier noch bindet, gelöst und geordnet zu haben, und werde dann mit Kind und Kegel über Rotterdam rheinauf nach Frankfurt dampfen, wo ich, wenn nicht unvorhergesehene Ereignisse meinen Beschluß ändern, zunächst mich niederzulassen gedenke. Geht es an, so mach' ich in Düsseldorf Station; wo nicht, so richt' ich mich erst in Frankfurt ein, und komme dann unverweilt zu Euch und den Wupperthaler Freunden besonders hinüber.

Die Entwicklung der Dinge in Deutschland befriedigt mich bis jetzt nicht. Du meinst, die Republik werde die Anarchie bringen, ich aber sage Dir:

Jetzt steckt Ihr bis über die Ohren in der Anarchie, und nur die ganze volle Freiheit, die Republik, wird Euch aus der unseligen Halbheit der augenblicklichen ungenügenden Zustände retten. Ihr wollt ein Parlament — ein souveraines Volksparlament mit wählbarem Präsidenten (der doch natürlich niemals ein Fürst sein soll?): — eh bien, schließt ein solches Parlament nicht die Fürsten aus, macht es sie nicht überflüssig, ist es faktisch nicht die Republik? Daß ich übrigens die letztere nur als diejenige Staatsform will, innerhalb deren die Socialreform am freiesten und umfassendsten zu bewerkstelligen sein wird, versteht sich von selbst, und ich brauche Dir das wohl nicht erst zu sagen. Uebrigens wird sich Alles noch machen. Wir sind erst am Anfange. Ich komme nicht, um Errungenschaften, ich komme, um gewisse neue Kämpfe zu theilen. Ich lege Dir hier allerlei Schnitzel bei, die Dich vielleicht interessiren, und die Du theilweise zum Abdruck in freisinnige Blätter befördern magst.

Vergieb diese wenigen flüchtigen Zeilen — ich habe so viel mit Ordnen und Einpacken und Verkaufen zu thun, und bin überdies noch an mein Comptoir geschmiedet.

* * *

An Berthold Auerbach.

London, 19. April 1848.

Lieber Auerbach!

Du hast mir durch H. liebe herzige Briefe geschickt, die ich längst beantwortet hätte, wenn ich hier in diesem Krämertreiben nicht ein gehetzter athemloser Mensch wäre, der zu Allem Zeit haben muß, nur nicht zu einem hingebenden Gefühls- und Ideen-Austausch mit fernen Freunden. Zudem wußte ich, daß H. Dir meine dankbare Freude über Dein treues Gedenken gemeldet hatte; zudem wußte ich Dich glücklich — glücklich und darum auch eines Freundeswortes weniger bedürftig.

Nun aber ist das Unglück über Dich gekommen — Du mußt die Blüthen dieses überreichen Lenzes auf die Bahre Deines Weibes, Deines kaum gewonnenen Weibes werfen; nicht allein in der Luft über die Erhebung unsres Volkes, auch im Schmerz über den Verlust Deines Theuersten sollte der heurige Frühling ein ver sacrum für Dich werden. Und da es so gekommen ist, kann und darf ich nicht schweigen. Der Glückliche bedurfte meiner nicht, den Trauernden erquickt vielleicht ein warmes Wort von dem fernen alten Freunde.

Und so trete ich denn weich und ernst vor Dich hin, fasse Deine beiden Hände, und sage aus der Fülle meines Herzens: Armer, armer Auerbach!

Das ist Alles — mehr weiß ich, mehr habe ich nicht! Nur Mitgefühl und Theilnahme — keinen Trost! Den spenden zu wollen, wäre Vermessenheit und Beleidigung! Trost suche bei Gott, Trost suche bei Dir selbst, Trost suche bei dem Kinde, das sie Dir gelassen — wir Freunde können Dich nur brüderlich an unsere Brust pressen und Dir sagen, wie tief, wie unsäglich tief es uns betrübt, Dich von diesem Herbsten betroffen zu sehen. Wir hoffen und vertrauen, Du werdest diesen Schmerz männlich in Dir durchkämpfen. Sei gebeugt, aber nicht gebrochen! Ach, was läßt sich leicht rathen — aber, nicht wahr, Du bist ein Mann?! Du gedenkst und Du trauerst ewig, aber mit der Weihe des Grames im blutenden Herzen trittst Du bald zurück in unsere Reihen, neu gefestet und neu gekräftigt, ein Mann, der sein Weib in die freie, deutsche Erde betten mußte, nachdem sie ihm und der Freiheit einen Jungen geboren?!

Sie muß ein treffliches Weib gewesen sein, daß sie Dich so glücklich machen konnte! Dafür soll ihr Grab grünen, und auch wir, die wir sie nicht gekannt haben, wollen sie lieben und ehren und um sie trauern!

Ich bin bald bei Dir, lieber Auerbach! Anfangs Mai breche ich auf aus dem Exil, zunächst nach Frankfurt. Dort hoffe ich Dich zu treffen, und dort wollen wir mitwirken, jeder nach seinen Kräften, daß das stolz und groß Begonnene nicht in unseliger Verwirrung und Befehdung aufgehalten werde oder gar verkümmere und zu Grunde gehe.

Meine Frau fühlt Dein Leid und drückt Dir die Hand, gleich mir selber. Meine Kinder sollen mit dem Deinen spielen. Ich habe zwei am Leben — das dritte schläft seit anderthalb Jahren unter dem englischen Rasen.

Gott mit Dir! Unser Wiedersehen wird ernst sein, aber doch ein freudiges!

Neunter Abſchnitt.

Düſſeldorf Mai 1848, Köln Oktober 1848, Bilk Juni 1850 bis Mai 1851.

Im Mai 1848 kehrte F. Freiligrath aus England nach Deutſchland zurück und ſiedelte ſich zunächſt in Düſſeldorf an, welches ihm aus der luſtigen Barmer Zeit wie als Wohnſtätte zahlreicher Freunde, Theodor Eichmann, Heinrich Koeſter, Wolfgang Müller u. a., lieb war. Mit leidenſchaftlichem Eifer warf er ſich in die hochgehenden Wogen der Zeit, nicht als Redner, denn die Gabe lebendig hervorquellender fortreißender Rede zu einer größeren Verſammlung war dem Mann, der im Kreiſe der Freunde ſo ſprudelnd friſch zu ſprechen wußte, verſagt, nicht als Parteiführer, denn langatmige Beratungen und Komitéſitzungen waren ihm ein Greuel, ſondern um zu wirken durch das Gewicht ſeines Namens, durch die Gewalt ſeiner mächtigen poetiſchen Beredſamkeit. Über ſeine Teilnahme am Frankfurter demokratiſchen Kongreß berichtet der Brief an Frau Ida vom 15. Juni 1848. Die Gedichte dieſer Zeit ſetzen die früheren Klänge fort, ſo das Anfang Juni geſchriebene „Trotz alledem!“ und vornehmlich jenes großartige „Die Todten an die Lebenden“. Freiligrath, ſo berichtet H. Bürgers in den früher erwähnten Erinnerungen, hatte ſich dem Volksklub angeſchloſſen, welcher die revolutionäre Demokratie vertrat. Die Mitglieder des Klubs gehörten meiſt der unbemittelten Klaſſe an, und die Beiträge waren, wie bei allen demokratiſchen und Arbeitervereinen, niedrig geſtellt. So kam es, daß ſich bald Ebbe in der Klubkaſſe einſtellte, ja daß kleine Schulden vorhanden waren, über deren Deckung der Vorſtand vergebens nachſann. In einer derartigen Beratung des Vorſtandes, welchem Freiligrath angehörte, fand der Präſident, der die Sache ſehr ernſt nahm, daß der Dichter, der zum Fenſter hinaus auf den Rhein ſah, nicht mit der gebührenden Aufmerkſamkeit bei der Sache war, und es entſpann ſich darüber zwiſchen den beiden ein etwas hitziger Wortwechſel. In der Verlegenheit, wie der Friede wieder herzuſtellen ſei, kam eines der Mitglieder auf den glücklichen Einfall, für Freiligrath eine Buße zu beantragen, in der Leiſtung eines Gedichtes beſtehend, das gedruckt und

zum Besten der Kasse vertrieben werden sollte. Der Vorschlag fand natürlich allgemeinen Beifall, Freiligrath nahm ihn an, und das beste Einvernehmen war hergestellt. Nach einigen Tagen, es war im Juli, kam Freiligrath mit dem Gedicht „die Todten an die Lebenden" in den Vorstand; das Gedicht wurde sofort gedruckt, das Exemplar zu 1 Sgr. zum Verkauf geboten, der Absatz war reißend, und alsbald hatte der Volksklub nicht nur seine Schulden gedeckt, sondern noch einen reichlichen Überschuß in der Kasse."

Das Gedicht muß also Ende Juli entstanden sein; bereits am 1. August ward es vom Dichter in der Versammlung des Volksklubs vorgelesen; es fand rauschenden Beifall; alsbald in 9000 Exemplaren gedruckt, ward es durch die Freunde und Parteigenossen zu Düsseldorf selbst, zu Köln, Elberfeld, Barmen, Crefeld 2c. verbreitet; sie gehen wie warme Semmel, schreibt Freiligrath an Freund Zulauff. Es ist nicht zu verwundern, daß das Gedicht eine allmächtige Wirkung übte. Auch wer es heutzutage, 30 Jahre später, liest, nachdem die Kämpfe jener Tage längst verrauscht sind, den muß die grandiose Beredsamkeit dieser stolzen Worte packen, mit welchen die toten Märzkämpfer die Lebenden auffordern zur letzten blutigen Erhebung für die Freiheit; es ist ein verzehrender Zorn darin, eine hinreißende Kraft der Poesie, eine allmächtige Leidenschaft, wenn der Dichter die Toten sprechen läßt:

Zu viel schon hattet ihr erreicht, zuviel ward euch genommen!

Zu viel des Hohns, zu viel der Schmach wird täglich euch geboten:
Euch muß der Grimm geblieben sein — o, glaubt es uns, den Todten!
Er blieb euch! ja, und er erwacht! er wird und muß erwachen!
Die halbe Revolution zur ganzen wird er machen!

Er wartet nur des Augenblicks: dann springt er auf allmächtig;
Gehobnen Armes, weh'nden Haars dasteht er wild und prächtig!
Die rost'ge Büchse legt er an, mit Fensterblei geladen:
Die rothe Fahne läßt er wehn hoch auf den Barrikaden!

Sie fliegt voran der Bürgerwehr, sie fliegt voran dem Heere —
Die Throne gehn in Flammen auf, die Fürsten fliehn zum Meere!
Die Adler fliehn; die Löwen fliehn: die Klauen und die Zähne! —
Und seine Zukunft bildet selbst das Volk, das souveräne!

So warm der Nachlebende die flammende Beredsamkeit, die hohe he Bedeutung des Gedichtes anerkennen muß, so ist doch auch nicht in Abrede zu stellen, daß dasselbe nicht nur eine erneute Volkserhebung, auch in unbestimmter Frist, in Aussicht stellt, sondern auch für König ch Wilhelm IV. selbst die allerschärfsten Spitzen enthält; so erscheint irlich, wenn schon am 4. August 1848 der Oberprokurator Schnaase trag auf Vorführung des Verfassers und Beschlagnahme des Gedichtes

stellte. Die Ratskammer des königlichen Landgerichts beschloß dagegen, daß kein Grund zur Einleitung einer Untersuchung vorhanden sei. Anderseits erhob der Generalprokurator des Rheinischen Appellationsgerichtshofes Anklage gegen den Dichter, „durch das Vortragen des von ihm verfaßten Gedichtes „Die Todten an die Lebenden" in einer öffentlichen Versammlung zu Düsseldorf, sowie auch durch den Druck desselben die Bürger direct aufgereizt zu haben, sich gegen die landesherrliche Macht zu bewaffnen, auch die bestehende Staatsverfassung umzustürzen." Einige Wochen vergingen; Freiligrath blieb unbehelligt und lebte in gewohnter Weise. Am 28. August ward er vor den Untersuchungsrichter geladen, „um wegen der gegen ihn erhobenen Beschuldigungen vernommen zu werden." Freiligrath erschien und ward verhaftet; jedoch ward die Haft mild gehandhabt, dem Dichter der Verkehr mit der Familie und den Freunden nicht entzogen. Alsbald nachdem die Kunde von dieser Verhaftung durch die Stadt gegangen, ward auf den 30. August eine Volksversammlung berufen, welche über die gesetzlichen Mittel zur Erleichterung des Geschickes des verhafteten Mitbürgers Freiligrath beraten sollte. Eine von derselben gewählte Abordnung begab sich zum Oberprokurator und erhielt von demselben die Antwort, die Verfolgung und Verhaftung Freiligraths sei nicht von der Düsseldorfer Behörde ausgegangen, sondern höheren Orts, von Köln her, aufgetragen worden.

Freiligrath hatte also den Septembermonat 1848 in Untersuchungshaft zuzubringen; am 3. Oktober erschien er vor dem Geschworenengerichte, dem ersten, welches zur Aburteilung eines politischen Vergehens berufen worden; die Behörde gestattete dabei, daß der Dichter von Offizieren der Bürgerwehr in den Saal eingeführt ward und nicht auf der Bank des Angeklagten, sondern in der Reihe seiner Verteidiger auf einem Stuhle Platz nahm; dem Eintretenden wurden aus der dichten Menge der Zuhörer Lorbeerkränze zugeworfen. Im Gerichtssaale selbst wie an verschiedenen Stellen der Stadt waren Abteilungen der Bürgerwehr aufgestellt, um die Ordnung aufrecht zu halten; es sollte auf diese Weise jede Mitwirkung der Polizei oder des Militärs vermieden werden.

Der Anklageakt ward verlesen; bei der Stelle:

„Die rothe Fahne läßt er wehn hoch auf den Barrikaden"

erhob sich ein stürmischer Beifallruf aus der Mitte der Zuhörer, und der Präsident mußte zur Ruhe vermahnen. Freiligrath gestand zu, daß er das Gedicht abgefaßt, vorgetragen und zum Druck befördert habe; dasselbe habe die Absicht gehabt, gegen die Reaktion zu arbeiten, aber nur durch moralische Einwirkung; was die Form des Gedichtes anlange, so möge ihm beim Niederschreiben desselben der Pegasus durchgegangen sein; es sei dies nichts als

poetiſche Licenz; die in der Anklageſchrift hervorgehobenen Stellen ſeien als Prophezeiung oder bildlich zu faſſen. Es ſei in die Zukunft gewieſen. So lange wartet, habe er ſagen wollen, bis die Stunde ſchlägt, bis die hiſtoriſche Notwendigkeit ein Freiwerden herbeiführt; das ſei der ganze Kommentar des Gedichtes. Er habe zu einem Kampfe aufgefordert, aber zu einem moraliſchen, habe unter dem Kriege nicht die phyſiſche Gewalt, ſondern die moraliſchen Waffen verſtanden.

Der öffentliche Ankläger und die beiden Verteidiger entwickelten nun ihre entgegenſtehenden Anſichten in ausführlicher Rede; der Angeklagte ſelbſt verzichtete auf das Wort. Nach kurzer Beratung kehrten die Geſchworenen zurück; als der Obmann derſelben das einſtimmig ausgeſprochene Nicht-ſchuldig! verkündigte, erhob ſich im Gerichtsſaal ein donnernder Freudenruf, welcher alsbald bei der auf der Straße gedrängt ſtehenden Volksmenge einen lauten Widerhall fand. Der Dichter ward wieder in den Saal geführt; der freudige Ruf hatte ihm bereits das Urteil verkündet, ehe es ihm vorgeleſen ward. Glückwünſchend umringen ihn die Freunde; draußen umarmt ihn die Gattin, welche, ohne daß er es wußte, der Verhandlung beigewohnt hatte. Die Bürgerwehr und eine zahlreiche Volksmenge geleitet den Dichter mit Muſik, unter einem Regen von Blumen, nach ſeiner Wohnung — Windſchlag 275, jetzt Oſtſtraße —, wo er tief ergriffen in kurzen Worten ſeinen Dank ausſpricht; abends wird ihm ein Fackelzug gebracht. Der Tag des Gerichtes war für den Dichter ein Tag des Triumphes geworden.

Alſo endete am 3. Oktober 1848 der erſte in der Rheinprovinz von Geſchworenen entſchiedene politiſche Prozeß. Freiligraths Freiſprechung wurde überall mit Begeiſterung und Genugthuung vernommen, um ſo mehr als der Fall auch in Frankreich, England und Amerika großes Aufſehen gemacht hatte. Freiligrath war im Augenblicke wohl der populärſte Mann in den Rheinlanden. Auf welch heitere Art ſich dieſe Popularität mitunter kundgab, davon weiß Adolf Strodtmann eine hübſche und wohlverbürgte Anekdote zu erzählen. Strodtmann, damals ein Brauſekopf von zwanzig Jahren, berührte auf der Durchreiſe nach der Bonner Hochſchule Düſſeldorf und konnte der Verſuchung nicht widerſtehen, ſeine erſte kleine Sammlung politiſcher Lieder dem gefeierten Zeitdichter zu überreichen; er ſchildert im erſten Band ſeiner Dichterprofile jenes Zuſammentreffen alſo:

„Freiligrath wohnte damals am Windſchlag, in der ländlichen Umgebung Düſſeldorfs, im Hauſe des Malers Ritter, der ihm die zwiſchen Gärten und Feldern gelegene Wohnung für den Sommer möblirt vermiethet hatte. Freiligrath war erſt vor wenigen Tagen aus der Haft entlaſſen worden. Er empfing mich mit herzgewinnender Freundlichkeit, und machte mich mit

mehreren seiner Freunde, Malern und Schriftstellern, bekannt. Von den literarischen und politischen Gesprächen, die er bei jener ersten Begegnung mit mir pflog, ist mir nicht viel in der Erinnerung geblieben; um so lebhafter entsinne ich mich einer humoristischen Scene, deren Zeuge ich zufällig war. Ich hatte mich noch nicht lange mit dem Dichter in seiner Wohnung unterhalten, als das Dienstmädchen eintrat und einen Besuch meldete. „Wer ist's?" erkundigte sich Freiligrath. „Ich weiß nicht," antwortete das Mädchen, „so ein Mann und eine Madam; sie sagen, daß sie Sie nothwendig gleich sprechen müssen." — „Gut, führe sie herein!" Gleich darauf schoben sich zwei wunderliche Gestalten ins Zimmer. Der Mann, schlecht gekleidet, schlottrig und dürr, drehte verlegen seine Mütze in der Hand; die Frau, rund und wohlgenährt, mochte über die Fünfzig sein, und schien ihren Begleiter durch ein lebhaftes Geberdenspiel zum Reden zu ermuthigen. „Wir wollen — wir dachten — nehmen Sie's nicht für ungut," stotterte der Mann. „Ach was!" sagte die Frau, ihn mit einem sanften Stoß in die Rippen beiseite schiebend, „Du hast niemals Courage. Wie sollte der Herr Freiligrath böse sein, daß wir zu ihm kommen? Laß mich nur reden! Sehen Sie, Herr Freiligrath, wir sind Orgelleute, und wir waren gerade in Koblenz, als die Nachricht von Ihrer Freisprechung kam. Weißt Du was, sagte ich zu meinem Manne, da müssen wir gleich mal nach Düsseldorf, um dem Freiligrath zu gratuliren. Und dann mußt Du ihn bitten, daß er uns ein Lied für die Drehorgel schreibt, recht so was gruselig Packendes, wie das von den Toten an die Lebendigen. Sehen Sie, wir bezahlen sonst immer einen Thaler für die neuen Lieder, und doch sind sie lange nicht so schön, wie Ihr Gedicht. Und dann wollten wir ein großes Bild dazu malen lassen, so ein Mordgeschichtenbild, wie Sie von den Gendarmen ins Gefängnis geschleppt werden und wie Sie bei Wasser und Brot auf dem Stroh liegen und wie Sie vor Gericht stehen und sich vertheidigen, und in der Mitte soll Ihr Kopf gemalt werden, mit den langen Haaren, sechsmal so groß wie das schwarze Steindruckbild, das seit einigen Wochen in allen Schaufenstern hängt." Freiligrath hatte gut remonstriren — alles Reden half ihm zu nichts, die Frau bat nur um so eindringlicher. „Ach, zieren Sie sich doch nicht so," sprach sie auf ihn ein, „wir haben sechs Melodien auf unserem Kasten, da können Sie sich ja eine aussuchen, die Ihnen am besten gefällt. Und wenn Sie sagen, daß es mit dem Gedichtmachen so schnell nicht geht, wir haben immer bis morgen oder übermorgen Zeit; und wenn Ihnen ein Thaler zu wenig ist, können wir Ihnen auch zwei geben, weil Sie es sind." Um die braven Leute, die er vergeblich zu belehren suchte, daß er kein Drehorgelliederfabrikant sei, nicht

zu kränken, griff Freiligrath endlich zu einer humoristischen Ausflucht. „Es giebt in Düsseldorf ja noch andere Dichter," sagte er, „die gewiß bessere Lieder machen als ich. Gehen Sie zu meinem Freunde Dr. Wolfgang Müller — der schreibt Ihnen vielleicht eins; — besonders wenn Sie ihm zwei Thaler dafür bieten," fügte der Schalk hinzu.

Wie populär Freiligrath zu jener Zeit war, mag folgender kleiner Vorfall bezeichnen. Der Dichter kam einstmals, von einer Reise zurückkehrend, in Düsseldorf an und rief einen Gepäckträger an, ihm einen Koffer zu besorgen, indem er dabei die Bezahlung im voraus darbot. Der Arbeiter las den Namen Freiligraths auf dem Koffer und indem er die Mütze abnahm, stotterte er ganz verlegen: Um Vergebung, Herr, seid Ihr der Freiligrath, der „die Toten an die Lebenden" gemacht hat? Und als der Dichter lächelnd nickte, schob der Dienstmann die Hand zurück, die ihn bezahlen wollte, und sprach: Die Ehr' vergeß' ich mein Lebtag nicht, Herr Freiligrath! und zog mit dem Koffer ab. Als der Dichter nach Jahren in London an den Düsseldorfer Gepäckträger erinnert ward, sagte er: Ich gestehe, diese Anerkennung eines Mannes aus dem Volke gehört zu meinen schönsten Erinnerungen.

Derweilen war in Köln, dem Mittelpunkte der demokratischen Bewegung in den Rheinlanden, die Neue Rheinische Zeitung begründet, zu ihrer Leitung der uns bereits von Brüssel her bekannte Karl Marx berufen worden. Das Blatt sprach die Ansichten der heißblütigsten Demokratie aus und pflanzte offenkundig das Banner der roten Republik auf; es vertrat dabei seine Tendenz mit einer Kühnheit und Schärfe, welche einerseits die Gemäßigten zurückschreckte und zugleich die erregte Menge zu wilder Leidenschaftlichkeit aufstachelte. Ende September wurde infolge gewaltiger revolutionärer Bewegungen in Köln der Belagerungszustand verkündigt, das Erscheinen der Neuen Rheinischen Zeitung verboten, ein Teil ihrer Redakteure in Anklagezustand versetzt; sie erschien wieder am 11. Oktober und brachte dabei die Mitteilung, daß F. Freiligrath in die Redaktion eingetreten sei; es kam dabei wohl mehr auf seinen gefeierten Namen als auf seine wirkliche Mitarbeit an.

Am 21. Oktober 1848 siedelte der Dichter nach Köln über. Er brachte der Partei und seinem Freunde Marx das Opfer, gegen seine Neigung Zeitungsredakteur zu werden. Freiligrath übernahm die Herstellung des englischen Artikels; doch wurde er, nachdem die übrigen Redaktoren sich wieder eingestellt hatten, dieser lästigen Arbeit überhoben und konnte aufs neue seiner dichterischen Thätigkeit leben, deren jüngste Produkte ab und zu im Feuilleton des Blattes erschienen. Es waren das die Gedichte „Wien", „Blum", „Ungarn", das zornsprühende Gedicht gegen Cavaignac, eine Über-

setzung nach Delphine Gay, jetzt unter der Überschrift „24. Juni bis 24. November" im Anhang des dritten Bandes wieder abgedruckt, alle aus dem November oder Dezember 1848; in den ersten Monaten des Jahres 1849 folgten dann die nach der Weise der Marseillaise gedichtete „Reveille" und schließlich das „Abschiedswort der Neuen Rheinischen Zeitung". Zwischen diesen mächtig bewegten politischen Gedichten, von welchen besonders die auf die Vorgänge zu Wien und in Ungarn bezüglichen, wie jedesmal, wenn Freiligrath an einen wirklichen Vorgang anknüpfte, von fortreißender Kraft und Beredsamkeit sind, schob sich dann die friedsame Arbeit an der Vollendung der schon zu Unkel begonnenen Übersetzung von Venus und Adonis.

Mittlerweile hatten sich überall die Regierungen befestigt; nur in Baden und der Pfalz brach eine neue stürmische Volksbewegung aus, welche alsbald durch die preußische Kriegsmacht niedergeschlagen ward. Um auch in der Hauptstadt des Rheinlandes die Ruhe herzustellen, ward Marx aus Preußen ausgewiesen; da die Tage der Zeitung ohnedies gezählt waren, — auch finanziell kam sie auf keinen grünen Zweig, und mehr als einmal drohten die Drucker mit Arbeitseinstellung, wenn sie ihren Lohn nicht ausgezahlt erhielten, — beschloß Marx mit einem kecken Trumpf vom Schauplatz abzutreten; die letzte Nummer der Neuen Rheinischen Zeitung vom 19. Mai 1849 erschien in rotem Drucke und trug an ihrer Spitze das von Freiligrath am selben Morgen während des Ankleidens gedichtete „Abschiedswort" mit den trotzig-stolzen Schlußstrophen:

Nun ade, nun ade, du kämpfende Welt,
Nun ade, ihr ringenden Heere!
Nun ade, du pulvergeschwärztes Feld,
Nun ade, ihr Schwerter und Speere!
Nun ade — doch nicht für immer ade!
Denn sie tödten den Geist nicht, ihr Brüder!
Bald richt' ich mich rasselnd in die Höh',
Bald kehr' ich reisiger wieder!

Wenn die letzte Krone wie Glas zerbricht,
In des Kampfes Wettern und Flammen,
Wenn das Volk sein letztes „Schuldig!" spricht,
Dann stehn wir wieder zusammen!
Mit dem Wort, mit dem Schwert, an der Donau, am Rhein —
Eine allzeit treue Gesellin
Wird dem Throne zerschmetternden Volke sein
Die Geächtete, die Rebellin!

Freiligrath preist in den Liedern dieser Zeit mit feurigen Klängen die neue Rebellion, die ganze Rebellion, die rote Fahne. „Er war," sagt sein Gesinnungsgenosse Bürgers, „der Sänger der Revolution geworden, der neuen

Revolution, wie sie damals die Köpfe und Herzen aller radikalen Demokraten und des größten Teiles des Volkes bewegte. Seine poetische Kraft hatte sich gesteigert und gestählt. Es ist keine große Zahl von Gedichten, die dieser Periode angehören; um so mehr hat der Genius sich darin zusammengefaßt, verdichtet und verpanzert, wie es der ungeheure Kampf der Zeit erheischte. Ja, diese Gedichte sind rot nicht bloß in der politischen Färbung, sie sind mit dem Herzblut geschrieben; es wogt und wallt in ihnen die heiße Glut eines Herzens, das dem Vaterlande und der Menschheit schlägt und seinen festen Glauben in einen großen entscheidenden Sieg der Volkssache setzt." Es ist erklärlich, daß in einer Zeit aufgeregtesten Parteikampfes die Federn nicht in Rosenwasser getaucht waren, daß im Ansturm gegen das Bestehende manches harte und scharfe Wort fiel; lesen wir aber jetzt, dreißig Jahre später, jene rote Schlußnummer, sehen wir den sprühenden Haß, die in gar nicht mehr faßbaren Ausdrücken sich ergießende Leidenschaftlichkeit des politischen Teiles — der König von Preußen heißt der hohenzollerische Unterknäs, der Kaiser von Österreich der Olmützer Unterknäs, der Kaiser von Rußland der Petersburger Oberknäs, der Präsident Napoleon der Stier von Uri — lesen wir den Cynismus, die nackte Vaterlandslosigkeit im Feuilleton jener roten Schlußnummer, so müssen wir sagen: Freiligraths leidenschaftliche, aber edle und schöne Dichtung nimmt sich an der Spitze dieses Blattes aus wie eine exotische Purpurblume auf einem Distelfelde. Freiligrath vertrat eben das poetische, das ideale Element an der Zeitung. Wohl widerte ihn manches darin Gesagte an, wohl mißbilligte er manches, was er als Mitglied der Schwefelbande — denn mit diesem wahrscheinlich von Marx selbst aufgebrachten Spitznamen bezeichneten sich die Redakteure scherzend selbst — mit zu unterschreiben hatte; an gelegentlichen Zwisten und Uneinigkeiten fehlte es auch nicht, und nur Freiligraths große Gutherzigkeit und sein Korpsgeist machten es möglich, daß die zeitweiligen Fehden beigelegt werden konnten.

Es waren zu Köln Gerüchte im Umlauf, daß alle Redakteure der Rheinischen Zeitung gefänglich eingezogen werden sollten. Dies veranlaßte Freiligrath, Ende Mai 1849 in aller Stille eine Reise nach Holland anzutreten; da er aber unter den obwaltenden Verhältnissen seinen Paß nicht hatte visieren lassen, und die Holländer in jener bewegten Zeit es sehr genau damit nahmen, so ward ihm der Aufenthalt nicht gestattet, sondern ihm bedeutet, daß er den Paß binnen 24 Stunden an der deutschen Grenze wieder in Empfang zu nehmen habe. Es begegnete ihm, daß ein ganz Fremder ihn in einer Straße Amsterdams holländisch anredete mit den Worten: Herr Freiligrath, Herr Freiligrath, machen Sie hier keine Streiche!

Der Dichter machte seine gezwungene Heimreise mit dem Dampfschiff; um allen Paßweitläufigkeiten an der Grenze zu entgehen, verkleidete er sich als Heizer, begab sich in den Maschinenraum; im roten wollenen Hemde, das Schüreisen in der Hand, wie der „Proletarier-Maschinist" seines „Von unten auf", so passierte er die Grenze unangefochten. So gut spielte er seine Rolle, daß einer der deutschen Zollbeamten bei der Untersuchung des Schiffes ihm auf die Schulter klopfte mit den Worten: Nun, mein Sohn, hast du auch ein Pfündchen Kaffee für Muttern mitgebracht? Freiligraths Besorgnisse waren übrigens unbegründet; er und H. Bürgers waren die einzigen Redakteure, die nicht ausgewiesen und auch sonst nicht von der Polizei behelligt wurden.

Auch nach dem Untergang der Neuen Rheinischen Zeitung verblieb F. Freiligrath noch über ein Jahr in Köln; das Haus, das er mit seiner Familie inne hatte, lag Johannisstraße Nr. 26. Von seinem Arbeitszimmer, im zweiten Stock nach hinten gelegen, bot sich eine weite Aussicht über den Strom und das jenseitige Uferland bis nach dem bergischen Höhenzuge. Hier lebte er, mehr und mehr zurückgezogen aus dem geselligen Verkehr, seiner Familie und stiller Arbeit. Er bereitete die Herausgabe der Sammlung „Zwischen den Garben" vor, welche alle seit dem Erscheinen der ersten Sammlung entstandenen nichtpolitischen Gedichte enthielt; in dieser Arbeit, wie in der weitergeführten Beschäftigung mit Shakespeare's Venus und Adonis fand er Trost für den ihm peinlichen Gang der Zeit. Er schließt das im Juli 1849 gedichtete Vorwort von „Zwischen den Garben" mit den schmerzlichen Worten:

Mög' euch das Werk behagen:
Es half in diesen Tagen
Den Kummer mir ertragen
Um das zertretne Vaterland!

Freunde, die ihn besuchten, waren stets herzlich willkommen, aber er mischte sich nicht mehr in die öffentlichen Dinge und ließ sich selten nur bewegen, ein Wirtshaus zu besuchen. Zudringliche Fremde, die ihn oft belästigt hatten, wurden durch kluge häusliche Veranstaltung fern gehalten. Ich selbst habe in jenem Frühling 1849 den Dichter besucht; aus dem Norden heimkehrend, fiel ich ihm nichtsahnend ins Haus, da er gerade, einen Tag nach dem Erscheinen jener letzten roten Nummer, in tiefster Stille mit der Familie seinen Hochzeitstag feierte. Er war gütig wie immer gegen den jugendlichen Sohn des alten Freundes, obwohl die Verschiedenheit der politischen Ansichten damals einige Jahre lang den brieflichen Verkehr mit K. Buchner, wie den mit manchem andern Freunde, unterbrach. Von Politik war nicht die Rede. Ich habe den teuern Mann nicht wiedergesehen.

Diese letzte Kölner Zeit war eine recht trübe. Freiligrath litt nicht bloß unter dem Drucke der Zeitereignisse; er selbst, seine Familie waren wiederholt durch Krankheitsleid, darunter ein schweres Scharlachfieber, heimgesucht; seine Briefe zeigen uns, wie schmerzlich der tief gemütvolle Mann jedesmal unter solchen häuslichen Kümmernissen litt. Seine bisher nächsten Befreundeten, die Mitarbeiter an der Neuen Rheinischen Zeitung, waren alle bis auf H. Bürgers aus Preußen verwiesen; wer mit ihm in engeren Verkehr trat, ward unter polizeiliche Beaufsichtigung gestellt und, wenn es möglich war, bei der ersten Gelegenheit aus der Stadt entfernt. So führte der erst vor einem Jahre aus der Verbannung zurückgekehrte Dichter in der Heimat ein trauriges einsames Leben; wie ein Geächteter ward der charakterfeste Mann von der sogenannten „guten Gesellschaft" gemieden, die ihm mit ängstlicher Scheu aus dem Wege ging. Doch besaß er auch in dieser trüben Zeit ein Häuflein Kölner Freunde, die ihm unverbrüchlich anhingen.

Der bereits früher erwähnte Adolf Strodtmann verweilte damals vier Wochen in Köln, ward dann aber, ob seines Verkehres mit Freiligrath, als verdächtig ausgewiesen. Er berichtet eine zweite köstliche Geschichte aus dieser sonst an heiteren Erlebnissen nicht gerade reichen Zeit. „Nichts", erzählt er, „war dem geraden Sinne des Dichters verhaßter als affektirtes Wesen oder plumpe Schmeichelei. So liebenswürdig er sich mit dem einfachsten Mann aus dem Volke wie mit seines Gleichen unterhielt, so schroff und satirisch konnte er werden, wenn ihm gespreizte Unnatur entgegen trat. Auch davon sollte ich ein ergötzliches Beispiel erleben, als ich bei meiner gezwungenen Abreise von Köln Freiligrath meinen letzten Besuch machte. Kaum hatten wir uns begrüßt, als ein gewisser H. sich melden ließ. Der von Eitelkeit aufgeblasene Mensch behauptete in einer konfusen Broschüre, den Kommunismus erfunden zu haben, und hatte in seiner lärmenden Großmannssucht nicht eher geruht, bis er endlich seiner Schullehrerstelle entsetzt worden war. Nun spielte er mit selbstgefälligem Pathos aller Orten die Rolle des Freiheitsmärtyrers. Mit verzückt rollenden Augen blieb er eine Weile halb auf der Thürschwelle stehen, streckte die Arme gen Himmel und rief in salbungsvollstem Kanzeltone: „Da wäre ich denn in dem Zimmer des großen Freiligrath, des herrlichen Dichters der Revolution . . . ." — „Bitte, ersparen Sie sich und mir alle Komplimente," unterbrach ihn dieser. — „Aber ich weiß wirklich nicht, wie ich das Glück fassen soll, den Mann mit eigenen Augen zu erblicken, der unter allen Poeten in unserem lieben Rheinland allein noch den göttlichen Namen eines Dichters verdient, der in dieser jammervoll reaktionären Zeit . . ." — „Nun ja," fiel ihm Freiligrath ironisch ins Wort, „der alte Arndt zählt natürlich nicht mehr mit, seit

er in Frankfurt unter die Kaisermacher ging; Simrock ist unter dem Herumstöbern in den Sagen der Vergangenheit selbst zur verschollenen Sage geworden; Kinkel — hm, den sollten Sie doch neben mir gelten lassen. Wolfgang Müller's Couleur ist freilich mehr himmelblau, als roth; und Pfarrius zwitschert gar nur zahme Waldlieder statt revolutionärer Weisen. Ja, ja, mein Verehrtester, es ist eine klägliche Zeit! Den Geheimen Rath und Premierminister von Goethe und den Hofrath von Schiller haben wir längst abgedankt. Hatten übrigens ein recht hübsches Talent, die Beiden, nicht wahr? — aber pah! ich bin doch ein ganz anderer Kerl. Was meinen Sie zu dem da?" fuhr er mit bitterem Lächeln fort, indem er auf eine Büste Shakespeare's wies, die auf seinem Arbeitstische stand; „der hat auch gut daran gethan, daß er sich rechtzeitig begraben ließ! Er hat schändliche Tyrannen und sentimentale Liebhaber statt Barrikadenhelden auf die Bühne gebracht, und müßte mir heute ebenfalls seinen Kranz abtreten. Was sind all die alten Schlummerköpfe gegen den einzigen großen Freiligrath!"

Der kommunistische Schulmeister hatte den Dichter mit steigender Angst und Verwirrung angestarrt; plötzlich ergriff er mit einer hastigen Bewegung seinen Hut und schoß aus dem Zimmer. Wenige Minuten nachher erschien ein intimer Freund Freiligraths, der Maler Kleinenbroich. „Wie geht's?" frug er in gedrückter Stimmung. — „Mir? danke, recht gut. Aber was machst Du für ein melancholisches Gesicht?" — Der Maler begann in unruhig hin und her springender Weise ein Gespräch über Literatur, Kunst, Politik, über Schiller und Goethe, Shakespeare und die neuesten Tagesereignisse, während er stets einen ängstlich forschenden Blick auf die Züge Freiligraths gerichtet hielt. „Was in aller Welt ist Dir?" frug dieser zuletzt. „Sonst kann man doch ein vernünftiges Gespräch mit Dir führen; aber heute bleibst Du keine zwei Minuten bei der Stange und frägst mich aus, als wäre ich ein Delinquent, den Du hochnothpeinlich verhören willst!" Der Maler warf sich in einen Sessel und brach in ein schallendes Gelächter aus. „Was erscheint Dir so lächerlich?" frug der Dichter, als der Freund noch lange Zeit nicht zu reden vermochte. „Bist Du verrückt geworden, Mensch?" — „Ich nicht," gab derselbe, immer noch fortlachend, zurück, — „aber Du, Du sollst ja verrückt geworden sein!" Dann erzählte er: „Als ich eben über den Domplatz ging, kam der Kommunist H. auf mich zugestürzt, drückte mir krampfhaft die Hände und schluchzte mit thränenden Augen: Er ist verrückt geworden! Er ist wahrhaftig verrückt geworden! — Wer? — Nun, der Freiligrath! Ich war so eben bei ihm, und er sprach lauter dummes Zeug, kein vernünftiges Wort! Ach Gott, er ist wahrhaftig verrückt geworden! Da mußte ich mich doch rasch überzeugen und Dir etwas

auf den Zahn fühlen.“ Zum Abſchied rief Freiligrath mir noch auf der Treppe die Scherzworte nach: „Wenn Sie in Ihren Norden kommen, erzählen Sie dort nicht gleich allen Leuten, daß ich verrückt geworden bin! Vielleicht können wir die betrübende Thatſache noch eine Zeitlang verhehlen. Schonen Sie meine Reputation!“

Nichts hielt den Dichter in Köln feſt; wollte er ferner am Rhein leben, ſo zog ihn das heitere Düſſeldorf immerhin mehr an als die finſtere Feſtung; eine Suche weiter ſtromauf blieb ohne Erfolg. So kehrte er im Juni 1850 nach Düſſeldorf zurück; in dem unweit gelegenen Dorfe Bilk hatte er ein neues zuſagendes „Gehäuſe“ gefunden. Aber auch hier hatte er mit endloſen Feindſeligkeiten zu kämpfen. Gleich anfangs ein Ereignis, welches das klägliche Weſen jener Zeit genugſam kennzeichnet, und deſſen Verlauf und Ausgang Freiligraths Brief, nach dem Entwurfe mitgeteilt, darſtellen mag; er lautet:

Einem verehrlichen Vorſtande des Künſtlervereins Malkaſten

danke ich hiermit für die gefällige Mittheilung vom 8. d. M., der zufolge ich die Ehre hatte, durch die in Ihrer Generalverſammlung vom 6. Juli vorgenommene Ballotage als außerordentliches Mitglied des Malkaſtens aufgenommen zu werden.

Seitdem habe ich zu meinem Bedauern erfahren müſſen, daß verſchiedene Mitglieder Ihres Vereins, Herrn Director von Schadow an der Spitze, das fait accompli meiner Aufnahme nachträglich zur Principienfrage erhoben und es, zur Beruhigung ihrer Gewiſſen, für nöthig gefunden haben, ſich mit Herrn Reg. Präſidenten v. M. in Rapport darüber zu ſetzen. Herr v. M. ſeinerſeits hat in der Sache an's Miniſterium rapportirt, und dieſes endlich hat in den letzten Tagen einen Beſcheid ertheilt, der es Herrn von Schadow und Conſorten zur Pflicht zu machen ſcheint, aus dem Vereine auszutreten, falls ich als außerordentliches Mitglied desſelben länger Ihre Zuſammenkünfte beſuchen möchte.

Verehrlicher Vorſtand! Die Sache liegt nun einfach ſo: — Entweder Sie erleben den Schmerz, in Herrn v. Schadow und ſeinen Meinungsgenoſſen einige Ihrer ausgezeichnetſten Mitglieder ziehen zu ſehen, oder aber es ſteht Ihnen die etwas difficile Geſinnungsprobe bevor, das eben erſt aufgenommene außerordentliche Mitglied Freiligrath ohne allen und jeden triftigen Grund alsbald wieder aus Ihrem Kreiſe entfernen zu müſſen.

Meine Herren! Ich ehre Ihre Pietät wie Ihre Delikateſſe: — ich will Ihnen das Unangenehme der leidigen Alternative erſparen! Und ich begehe darum willig und lächelnd das unendlich Deutſche und Komiſche, Sie

heute, vierzehn Tage nach meiner fast einstimmigen Aufnahme in Ihre Gesellschaft, um Löschung meines Namens auf der Liste Ihrer Mitglieder ergebenst zu bitten.

Düsseldorf, 19. Juli 1850.

Mit vollkommenster Hochachtung
F. Freiligrath.

* * *

So war er aus der Künstlergesellschaft, in welcher er so manchen guten Freund zählte, glücklich hinausgebissen. Auch die Ortspolizei von Düsseldorf war nicht müßig; sie erließ im November 1850 einen Ausweisungsbefehl gegen Freiligrath; dieser wendete sich dagegen an die Regierung mit Berufung auf seine Eigenschaft als preußischer Staatsbürger. Er empfing lange keine Antwort; erst auf wiederholtes Anrufen erkannte die Regierung Anfang Mai 1851 Freiligraths preußisches Staatsbürgerrecht an; sofort am 5. Mai ließ er sich in die Bürgerrolle von Düsseldorf eintragen und erhielt daraufhin den verlangten Reisepaß; acht Tage darnach bestieg er das Schiff, um zum zweiten Male auf englischem Boden die Freiheit zu suchen.

Während jenes Düsseldorfer Jahres entstand das beste Bild, welches wir überhaupt von Freiligrath besitzen, ein Meisterwerk seines Freundes Hasenclever, im Briefwechsel wohl scherzend Haas genannt. Das Bild zeigt, etwas idealisiert und rembrandtisch beleuchtet, das energische Gesicht, von dunkelm Haar und Bart umrahmt, nicht sowohl ernst als von schelmischer Heiterkeit, wie Freiligrath im Kreise seiner Künstlerfreunde erschien. Es ist im Besitz der Witwe des Dichters.

Auch ein Gipsmedaillon Freiligraths von dem Bildhauer Graß, einem Schüler Davids, aus jener Zeit ist wohlgelungen und hat mit als Vorbild gedient, als Professor Donndorf 1878 die herrliche Erzbüste für das Grabdenkmal schuf. Das Kunstwerk brachte dem jungen Meister die Verbannung ein; er ließ sich wie Freiligrath in London nieder. Noch eines Portraits mag hier Erwähnung geschehen, welches im Frühjahr 1848 von Hartmann, einem in London lebenden beliebten jungen Maler aus Nürnberg, in bunter Kreide ausgeführt wurde; es zeigt den Dichter ohne Schnurrbart; der darnach gefertigte Steindruck ward namentlich während der Zeit der Haft in großer Anzahl verkauft.

An poetischen Werken ist auch aus diesen letzten Tagen am Rhein nicht gerade viel zu verzeichnen. Gar wunderschön ist das Ausgang 1850 gedichtete „Weihnachtslied für meine Kinder"; er schaut in Gedanken die Weihnachtsbäume, die er den Seinen am Zürichersee, am Themsestrand und dann wieder am Rhein entzündet; er ahnt schon, daß dieser für lange Jahre

etzte Weihnachtsbaum ſei, der ihm auf deutſcher Erde brennt; er denkt in die Weite übers Meer:

Ade, ade! Das alte Weh!
Wer weiß, an was für Wellen
Wir über's Jahr, Rauhfroſt im Haar,
Die Weihnachtstanne fällen!
Vielleicht auf's neu umfängt ſie treu
Alt-Englands werther Boden —
Doch ſichrer iſt, ſie ſteht zur Friſt
Am Hudſon in den Loden. —

Drum muß es ſein, und ſtößt der Rhein
Euch aus, ihr Vagabunden:
Der neue Herd, der feſte Herd,
Er wird euch doch gefunden!
Dran wurzelt ihr, und lacht, das hier
Uns hudelt, des Gelichters: —
Die Heimath bloß macht heimathlos
Die Kinder ihres Dichters!

Da Glockenton! Halb achte ſchon!
Gut' Nacht nun eurem Baume!
Nicht, wild Quartett, du gehſt zu Bett,
Du ſiehſt ihn fort im Traume?
Schon blaßt ſein Licht! Vergeßt ihn nicht,
Ihr früh um mich Gehetzten —
Im Vaterland, das uns verbannt,
Im Vaterland den letzten!

Aus demſelben Jahre 1850 iſt das furchtbar-grandioſe „Am Birken-a" und das gedankenvoll vorausſchauende „Kalifornien", gedichtet für von Fr. Kapp in New-York herausgegebene Zeitung; aus 1851 das : Gedicht „Die Revolution." Eine Anzahl von Überſetzungen aus dem iſchen, welche mit dieſen zugleich in den Neueren Politiſchen und alen Gedichten erſchienen und das bittere Los des Proletariers in ifenden Zügen zeichnen, haben dieſer Zeit ihre Entſtehung zu danken.

Faſſen wir die poetiſche Ernte der drei Jahre vom Mai 1848 bis 1851 zuſammen, ſo iſt die Ausbeute nicht gerade bedeutend zu nennen; Dichter war eben mächtig verſtrickt in die gewaltige Bewegung der Zeit, t anfeuernd und mitarbeitend, Hammer, dann niedergebeugt und gehetzt, os. Die politiſchen Gedichte, deren hauptſächliche bereits hervorgehoben erſchienen einzeln als Flugblätter oder in der Neuen Rheiniſchen Zeitung; in zwei Heftchen geſammelt unter dem Titel „Neuere Politiſche und ale Gedichte," 1849 und 1851, oder, wie Freiligrath ſie an die Freunde ſend nannte, Die Stunden der Andacht, 1. u. 2. Teil; Buchhändler

Scheller, der Besitzer der Schaub'schen Handlung zu Düsseldorf, übernahm den geschäftlichen Vertrieb des zweiten Heftchens. Sprechen diese Dichtungen Freiligraths mächtig angeregte politische Leidenschaft aus, so ist völlig anderer Art die Sammlung „Zwischen den Garben. Eine Nachlese," welche 1849 bei Cotta erschien; daß das Buch keine weitere Auflage erlebte, kann nur der Acht zugeschrieben werden, welche damals auf dem Haupte des Dichters lag. Denn es sind wahrhaft prächtige Dinge darin, wenn auch die hier zusammengestellten Gedichte einigermaßen die mannigfachen Stimmungen der letzten 15 Jahre widerspiegeln, und dadurch das Buch nicht den einheitlichen Eindruck der ersten Sammlung macht. Da sind einzelne Blätter, welche an die farbenglühenden früheren Dichtungen erinnern, wie Die Klänge des Memnon, Das Hospitalschiff, Die Nacht im Hafen; an sie reiht sich die höchst eigentümliche und tiefsinnige Kreuzigung. Da ist 20 Jahre nach dem Entstehen erst zu Gnaden aufgenommen und allerorten mit Entzücken begrüßt das wundervolle „O lieb, so lang Du lieben kannst," da sind die Liebeslieder aus der Unkeler Zeit, die Lieder für den Rolandsbogen; anderes wieder, wie die Rheinsage vom Löwentöter Gryn, das Kindermärchen vom König Einaug, die Feier Schenkendorfs in „Bei Coblenz," die Vision Zincgrefs erscheint als Nachklang aus der St. Goarer Zeit; kurz, neben einigem minder Bedeutenden eine ganze Reihe trefflicher Gedichte; dazu wieder wie früher meisterliche Übersetzungen aus dem Englischen. Und so ist doch schließlich die poetische Ernte auch dieser Sturmjahre keineswegs arm zu nennen.

Doch noch eine andere, köstlichere Ernte brachten unserem Dichter die in der Heimat verbrachten Jahre; sein Haus füllte sich; zu der Tochter und dem Sohne, mit denen er nach Deutschland zurückgekehrt war, gesellte sich eine zweite Tochter Luise, geboren 18. August 1849 zu Köln, und ein Sohn Otto, geboren zu Bilk am 10. August 1850. So kehrte Freiligrath zwar mit geknickten politischen Hoffnungen, aber dennoch reicher und glücklicher in die Verbannung zurück.

Lassen wir nun die im übrigen wenig zahlreichen Briefe dieser vielbewegten Zeit nach ihrer Reihenfolge lebendiger sprechen, als der Berichterstatter es vermag. Verschwinden im Drange der Zeit einige der frühern Briefwechselnden vorübergehend oder für immer, so treten dafür andere ein: Freiligraths Jugendfreund, Ludwig Elbers in Barmen, nach seinem Lieblingsliede Laudon genannt, „der Treueste der Treuen," wie ihn später der Dichter in einem Briefe nennt; Theodor Eichmann in Düsseldorf, auch einer der alten Barmer Freunde, ihm fortan bis zum Tode herzlichst verbunden, wie die 218 Briefe erweisen, von welchen nur ein bescheidener Teil, vielfach

gekürzt, diesem Werke einverleibt werden konnte; dazu gesellen sich, uns von früher bekannt, Heinrich Koester zu Düsseldorf, Heinrich Zulauff zu Barmen, Karl Stumpf zu Köln u. a.

* * *

An Ida Freiligrath.

Frankfurt im Landsberg, Donnerstag in der Frühe.
(Poststempel 15. Juni 1848.)

Liebe Republikanerin,

Die Sitzungen und der Umstand, daß ich schon in mehrere Commissionen gewählt wurde, welche mir fast keinen einzigen freien Augenblick auch außer den Sitzungen übrig ließen, haben es mir bis jetzt unmöglich gemacht, Dir Nachricht zu geben. Auch jetzt nur wenige Worte, die ich vor dem Frühstück eilig hinwerfe, um sie auf dem Wege nach unserer heutigen ersten Sitzung (8 Uhr früh) zur Post zu geben und mich gleichzeitig nach einem Briefe von Dir zu erkundigen, den ich hoffentlich vorfinde und über Dich und die Kinder Gutes und Beruhigendes aus ihm erfahre.

Ueber den Congreß wirst Du die Details wohl in der Neuen Rheinischen lesen. Leider sind die Leute nicht alle so durchaus von Einer Couleur, wie ich erwartete. Die Abstufungen und Schattirungen machen sich manchmal sehr bemerklich und hemmen den Gang unserer Verhandlungen nur allzuoft auf's Allerekelhafteste. Doch hat die Konferenz ihr großes Gute: man lernt sich kennen und erfährt Details über die Stimmung in den verschiedenen Gegenden Deutschlands, wie sie einem sonst verborgen geblieben wären. Und diese sind allerdings nur erfreulich. Die Republik zählt jetzt mehr Anhänger in Deutschland, als ich noch bei meinem Hierherkommen selbst geglaubt hätte, und daß sie siegen wird, bald siegen wird, ist mir so gewiß, wie daß 2×2 gleich viere sind.

Dienstag Nachmittag war ich, eine vorberathende Versammlung schwänzend, in Darmstadt und sah Buchner's, Schulze's und Felsing's, letztere beim Fortgehen auf dem Bahnhofe. Alles ist wohlauf und grüßt herzlich. Hier wimmelt's von alten Bekannten und politischen Sommitäten. Ronge ist mit mir in einer Commission zur Organisation einer vorörtlichen Behörde für alle demokratischen Vereine, die uns bis gestern Abends 11 Uhr zusammenhielt. Ruge und seine Frau waren gestern meine Tischnachbarn und haben über dem Essen das Grüßen nicht vergessen. Feuerbach, Blum, Schlöffel (der Alte), Theodor Althaus — sie fallen mir gar nicht gleich alle ein, es ist aber wirklich interessant, all die Großen und Kleinen essend, trinkend, redend, debattirend durch einander wimmeln zu sehen!

Soviel für heute! Ob ich übermorgen früh schon abreisen kann, ist die Frage. Wenn nicht, so schreib' ich noch einmal.

Adieu, liebes theures Weib! Ich schreibe zwischen drei sich anziehenden Zimmergenossen, daher nur dieser dürre rasche Bericht ohne alle die 1000 Küsse und Zärtlichkeiten, die ich sonst in meinen Briefen an Dich verschwende. Ich hab' Dich aber doch lieb — ganz unsäglich, Du dumme Alte!

Küss' mir die Käthe und den Wolf! Ich bitte Gott, daß er euch schützt und schirmt. Möge ich nur gleich einen Brief von Dir finden.

God bless you!

NB. Ich bin ganz gesund.

* * *

An Heinrich Zulauff.

Düsseldorf, 3. Aug. 1848.

Ich bekenne mich zum Empfange Deiner gestrigen Sendung von Th. 3. — Beikommend sende ich Dir noch 30 Stück. Kannst Du mir nun noch einen Thaler übermitteln, ohne daß Du Schaden hast, so ist es gut. Hier geht der Wisch, wie warme Semmel; in zwei Tagen 400 Stück. Ich hatte 3500 abziehen lassen und denke, daß von den auswärts versandten auch nicht eines den Krebsgang gehen wird. Ich habe jetzt noch 100 im Hause, die bis Mittag fort sein werden. Der Satz steht einstweilen noch, so daß wieder auftauchende Nachfrage sofort befriedigt werden kann. Sieht man Dich denn nicht einmal in Düsseldorf? Meine Wohnung ist Windschlag 275, gar nicht weit vom Bahnhofe.

* * *

An Heinrich Zulauff.

Köln, 29. Decbr. 1848.

Meinen herzlichsten Dank für Deine freundschaftlichen Bemühungen in Sachen meines Heftchens, wie für die prompte Zusendung der 10 Thaler, zu deren Empfang ich mich hiermit bekenne. Desselbigengleichen ersucht mich Käthchen, dem Ohm eine schöne Patschhand für den allerliebsten Muff auszurichten, der ihr eine ungeheure Freude, mir aber und meiner Frau eine wahrhaft große und angenehme Ueberraschung bewirkt hat. Darum auch von den Alten den aufrichtigsten Dank für die unserer Brut erwiesene Aufmerksamkeit. Der Ohm „Zulauffer," wie sie trotz aller Berichtigungen hartnäckig Deinen Namen verdreht, hat jetzt einen doppelten Stein bei ihr im Brett.

Die Zeitung, hoffen wir, wird sich durchschlagen. Die nächsten Tage

werden es ſicher ausweiſen, daß die Zahl unſerer Abonnenten ſich in enormer Weiſe vermehrt hat, und dann müßte es doch mit dem Teufel zugehen, wenn wir den paar alten Gläubigern erliegen wollten. Fahre nur fort, für das Blatt zu wirken, wie und wo Du kannſt; wir erkennen alles mit Freundesdank an. Die geſammte Redaction grüßt Dich herzlich. Adieu, lieber Zulauffer! Ich würde Dir einen längeren Brief ſchreiben, aber die Polk'ſche Botſchaft, für den Bearbeiter und Ueberſetzer ein Aktenſtück von grauſenerregender Länge, fordert gebieteriſch weitere Auszüge.

* * *

An Heinrich Zulauff.

Köln, 17. März 49.

— — Mir und den Meinigen geht es leidlich. Ich habe lange an Augenſchmerzen gelitten, beſſere aber jetzt. Die Redaction iſt jetzt wieder vollzählig, und ich benutze dies günſtige Verhältniß, indem ich mir eine Muße zur Vollendung von Venus und Adonis gemacht habe. Die Arbeit macht mir Freude, doch will ich froh ſein, wenn ich zu Rande damit bin. Eine ſolche äſthetiſch-ſprachliche Tüftelei iſt doch nichts für eine Zeit wie dieſe. —

* * *

An Heinrich Zulauff.

Köln, 27. Auguſt 1849.

Ich ließ Deinen freundlichen Brief vom 2. d. M. unbeantwortet, weil ich nach Deinem mir darin gegebenen Verſprechen täglich einem Beſuche von Dir entgegenſah. Nun erfahre ich ſoeben, daß Du ſchon ſeit dem 24. Auguſt nach Bremen abgereiſt biſt, um Dich am 1. September nach Texas einzuſchiffen. Ich kann Dir nicht ſagen, wie leid es mir thut, Dich nicht mehr geſehen zu haben. Ich hätte gern noch auf die Erfüllung Deiner transatlantiſchen Wünſche mit Dir angeſtoßen, gern noch mein jüngſtes Mädchen, welches meine Frau am 18. Auguſt leicht und glücklich mir gebar, Dir gezeigt. Die vorgeſchrittenen Umſtände meiner Frau machten es mir unmöglich, dorthin zu kommen, ſonſt wäre es ſicher geſchehen, und Du hätteſt mir dann nicht ſo ohne herzlichen Handdruck davon kommen ſollen. — —

Im Laufe September erſcheint von mir:

1. Zwiſchen den Garben. Eine Nachleſe älterer Gedichte. Stuttgart. Cotta.

2. Venus und Adonis. Nach Shakeſpeare. Düſſeldorf. Schaub,

und ich möchte beide Büchlein gerne drüben in Deinen Händen wiſſen. Kannſt Du mir nicht noch eine Bremer Adreſſe aufgeben, durch welche ich dieſelben ſicher in Deine Hände gelangen laſſen könnte? Willſt Du mir ſpäter einmal aus Texas ſchreiben, ſo wird es mich ſehr glücklich machen. Laß' mich beſonders

wiſſen, wie Deine Kinder die Seereiſe über ſich gemacht haben, und wie ſie ihnen bekommen iſt. Nächſtes Frühjahr geh' ich wahrſcheinlich nach den Vereinigten Staaten. Nun Ungarn gefallen iſt, bleibt kaum etwas anderes übrig.

Und nun drücke ich Dir im Geiſte herzlich die Hand, mein lieber theurer Freund — Du, einer von den Wenigen aus der alten Zeit, die mir treu geblieben ſind, und deren Liebe und Anhänglichkeit mich immer und überall beglücken wird. Bleib' mir gut — und laß' uns ein frohes Wiederſehen hoffen!

Tauſend herzliche Grüße von uns allen, an Dich, Deine liebe Frau und Deine Kinder! Möge das Weltmeer Euch lind und freundlich in die Freiheit hinüberſchaukeln! — Weiß der Teufel, mir ſteht eine Thräne im Auge! Ich werde faſt weich, da ich Dir dies Lebewohl zurufe! Nun, ſo ſei's denn: — Lebewohl!

* * *

An die Weidmann'ſche Verlagshandlung.

Köln, 21. Oktober 1849.

Ihr freundlicher Brief vom 6. d. M. traf zu böſer Zeit bei mir ein. Zwei meiner Kinder — eins lebensgefährlich — lagen am Scharlachfieber darnieder, mich ſelbſt hatte eine bösartige Halsentzündung auf's Bett geworfen, und meine Frau, die eben erſt aus den Wochen erſtandene Krankenpflegerin, wurde in Folge aller Angſt und Nachtwachen von einem gaſtriſchen Uebel befallen, das uns um ſo mehr erſchreckte, als es ſich mit allen Symptomen der Cholera ankündigte. Jetzt ſind wir Gottlob zwar ſämmtlich auf der Beſſerung, mein Haus iſt aber doch noch immer wie ein Lazareth. Jedenfalls wird mein ſeitheriges Schweigen bei Ihnen entſchuldigt ſein.

Die Wiedererweckung des alten Muſenalmanachs durch Gruppe iſt mir eine angenehme Kunde geweſen, und ich danke ihm und Ihnen für die Aufforderung zur Theilnahme. Leider kann ich derſelben bei dem ſo nahe bevorſtehenden Erſcheinen des erſten Jahrgangs und unter dem nur erleichterten Drucke der angedeuteten häuslichen Verhältniſſe, diesmal nicht entſprechen. Erlebt das Unternehmen einen zweiten und folgende Jahrgänge, ſo hoffe ich mich dann rechtzeitig einſtellen zu können. Faſt aber fürchte ich, Gruppe laſſe ſeine Noahstaube zu früh ausfliegen. Die Waſſer werden wieder ſteigen — geſchweige daß ſie ſchon verlaufen wären — und auch das Schifflein, auf dem die deutſchen Poeten der böſen Zeit vergeſſen zu wollen ſcheinen, zu Grunde reißen. Möge keiner der Mitfahrenden ſich täuſchen: das Gebraus der Fluthen wird den Sang und Klang ſchon bald wieder übertönen, und der Muſenkahn dürfte ſich ſchwerlich als rettende Arche bewähren. Immer beſſer indes, mit zerriſſenen Saiten im wilden freudigen Sturm verſtummen

müſſen, als zwiſchen den Blutlachen der Standrechtsmonarchie zahme Lieder klimpern.

* * *

Vorſtehender Brief liegt nur im Entwurfe vor, ohne Adreſſe; jedoch iſt es zweifellos, daß er an die Weidmann-Reimerſche Buchhandlung zu Berlin, in deren Verlag 1851—53 der von Gruppe herausgegebene deutſche Muſenalmanach erſchien, gerichtet iſt.

An Theodor Eichmann.

Köln, 17. Nov. 49.

Lieber Eichrath,

Ich höre, daß Du wieder im Lande biſt, und will darum nicht zaudern, Dir den Empfang eines Schinkens und zweier Pumpernickel anzuzeigen, welche mir, wie es ſcheint, auf Deine gutthätige Veranſtaltung, ohnlängſt aus Rheda zugegangen ſind. Obgleich mir jeder nähere Avis über die liebenswürdige Sendung mangelt, ſo ſcheint es doch, göttlichen und menſchlichen Inſtitutionen gemäß, feſtzuſtehen, daß ſelbige keineswegs dazu beſtimmt iſt, zwiſchen die Blätter eines Albums gelegt zu werden. Habe ſie alſo mit Gottes und meiner lieben Frauen Hülfe friſchweg in Anſchnitt genommen und befinde mich, trotz eines verwundeten linken Hinterfußes, annoch ganz wohl dabei. Das Einzige, was mir und den Meinigen den Genuß in etwa verkümmert, iſt die Ungewißheit, ob wir durch obbemeldete Behandlung meiner edlen Landsleute auch wirklich Deinen Willen erfüllen, mit andern Worten, ob Du ſie uns wirklich zum Conſumo, oder aber nur als Tranſitgut (etwa zur weiteren Beförderung an den Fürſten Metternich in Brüſſel) haſt zugehen laſſen. Im letzteren Falle würde es in Deinem (reſp. Metternichs) Intereſſe liegen, mir Deine Verfügung vor dem gänzlichen Verſchwinden der nicht genugſam zu preiſenden Gottesgabe (alſo ſehr bald) zukommen zu laſſen — im erſteren aber: nun, theurer Eich- und Commerzienrath, Du kennſt ja mein Herz hoffentlich ebenſogut wie meinen Magen. Beide ſtehen unter ſich im nachbarlichſten Connexe, und gebieten meiner Rechten, die Deinige in dankbarer Sättigung gerührt zu ſchütteln.

Zugleich aber auch, das beikommende, längſt für Dich beſtimmt geweſene Päckchen endlich mit Bindfaden zu umſchnüren, ihm mein Inſiegel aufzudrücken, und es ſodann dem zunächſt nach Düſſeldorf ſäuſelnden Bahnzug zu übergeben. Nimm, ich bitte herzlich, das Büchlein „Zwiſchen den Garben" als einſtweiliges Pfand für die vielleicht zu kühn zu Meſſer und Zahn begnadigten Pumpernickel, „Venus und Adonis" aber in gleicher Weiſe für den vortrefflichſten aller Eberſchinken! Ich bin beſchämt, Dir auf Deine koloſſale Speckſeite

nur mit zwei so winzigen Würstchen dienen zu können, aber ein Schelm macht größere Würste, als er kann!

Mein Haus, dessen Krankheitszustände durch die Freunde zu Deiner Kunde gelangt sein werden, rappelt sich allmählich wieder auf. Käthchen, die wir dem Tode schon verfallen glaubten, hilft allbereits wieder am Pumpernickel und sagt: „Den hat auch der Herr Eichmann im Dürfeldorf gemacht." Ebenso ist Wölfchen entschieden bessernd, nur die kleine Luise hat seit gestern einen Nesselausschlag, hoffentlich etwas Ungefährliches. Meine Frau ist ganz wieder auf Strümpfen, bei mir, wie bemerkt, hapert nur noch das linke Hinterbein.

* * *

An H. Hoffmann v. Fallersleben in Bingerbrück.

Köln, 12. Dec. 1849.

Deine Wohnung muß nach Deiner Beschreibung reizend gelegen sein, und es ist rechtschaffen von Dir, daß Du Deine Thätigkeit in ihr gleich mit der Lectüre von „Venus und Adonis" begonnen hast. Die Uebersetzung ist allerdings fürtrefflich, doch wird eine 2te Auflage immer noch Anlaß zu einigen Verbesserungen geben, namentlich in den ersten 68 Stanzen, die (schon vor 10 bis 12 Jahren gearbeitet) nicht überall so treu sind, wie ich wohl wünschte, daß sie es wären.

Den Rest (Stanze 69 bis 199), welchen ich theils im Februar, theils im Juli und August dieses Jahres übersetzte, wirst Du bei einer gelegentlichen Vergleichung mit dem Original eben so wohllautend, dabei aber meistens weit wortgetreuer, als jene ersten 68 Stanzen finden. Man macht doch auch im Technischen Fortschritte. Scheller drängte mich zu sehr mit dem Manuscript, überdies lag meine Frau in den Wochen und die Scharlachfieberzeit begann, sonst hätt' ich das Ding schon in der ersten Auflage möglichst makellos gemacht. Nun soll's in der zweiten geschehen. Was bleibt einem im Augenblick übrig, als solche Bosselei?

Die Nachricht, man gehe in Bingen damit um, die Zukunft meiner Familie zu sichern, war mir, der ich im Fall meines Todes so gut wie nichts hinterlasse und die Existenz der Meinigen nur gesichert sehe, so lang ich gesund und am Leben bin, wohlthuend und erfreulich. Nur ist die Sache eigentlich zu erfreulich, als daß ich sie schon glauben oder wenigstens als etwas Gewisses annehmen könnte. Wir wollen sehen, was wird. Eventuell würde ich mich nicht schämen, einen Theil dessen, was ich dem Volke mit freudigem Bewußtsein im Exil, wie im Kerker geopfert habe, für meine Kinder und mein Weib aus den Händen des Volkes zurückzuempfangen.

* * *

Herrn Gottfried Keller, Studirens halber ſich Aufhaltenden zu Heidelberg.

Köln, 6. März 50.

Dein Schuß in's Blaue hat gut getroffen. Das iſt freilich kein Wunder, da ich täglich dicker werden ſoll und ſomit für Freund und Feind eine immer weniger zu fehlende Zielſcheibe abgebe.

Seit jenem „erſten Schuſſe" im Februar 48 hat mich übrigens kein Schuß ſo gefreut wie der gegenwärtige Deinige. Du warſt mir eben ſo verſchollen, wie ich Dir. Kein „grüner Heinrich" pochte an meine Thür, um Kunde von Dir zu bringen; keine Zeitung meldete, „der friſcheſte Dichter der jungen Schweiz" habe eine reiche Jüdin geheirathet oder wenigſtens dem Reichstagsdeputirten Wilhelm Schulz ein „ſauer zubereitetes" erſtes Kind aus der Taufe gehoben.

Und nun, mitten in dieſe Ungewißheit hinein, Dein Freiſchuß — dieſer doppelt famoſe, weil er ja der Vorläufer des Schützen ſelbſt iſt.

Ich freue mich von ganzer Seele auf unſer Wiederſehen, lieber Keller! Wie Du ſiehſt, lebe ich noch in Köln, und daſelbſt (die Blinden in Genua kennen zwar meinen Tritt, doch ſei es Dir unverhohlen) in der Johannisſtraße Nr. 26. Nimm, wenn Du mit dem Dampfſchiff ankommſt, ſofort eine Droſchke nach meiner Wohnung und kehre nicht erſt im Gaſthofe ein. Das koſtet Dir nicht nur ſchmähliches Geld, ſondern raubt uns auch Stunden, die wir beſſer bei einander auf meiner Kneipe ſitzen. Mein Schlafſopha iſt ſuperb gepolſtert und wird es ſich angelegen ſein laſſen, Dich nach Würden zu empfangen.

Aber warum willſt Du nur Einen Tag hier zubringen? Richte Dich doch auf längere Zeit, richte Dich doch wenigſtens ſo ein, daß ich Dich auch einen Tag nach Düſſeldorf führen, Dir Leſſing's neuen Huß (den auf dem Scheiterhaufen) zeigen und Dich mit einigen der jüngeren Künſtler (die älteren ſind conſervative Eſel) bekannt machen kann. Sieh' zu, was Dir möglich iſt, und melde mir den Tag Deiner Ankunft.

Meine Frau, die Dich freundlich grüßt, freut ſich auch ſehr auf Deinen Beſuch. Käthe, die Rapperſchwylerin, wirſt Du nicht mehr kennen, ſo groß iſt ſie geworden. Außer ihr habe ich noch einen ſüßen Schalk von Jungen, Wolfgang, und eine kleine Luiſe. Das kribbelt und wibbelt um Einen herum, und ſchon geht man auf's zweite Vierteldutzend los. Es ſind zuletzt die beſten Gedichte, die man macht.

Nun Adieu, lieber Gottfried von Glattfelden! Schreib' mir bald das Nähere über Deine Abreiſe, und dann Hand in Hand und Aug' in Auge. Ich hoffe, wir ſind uns ganz die Alten geblieben! Es iſt Einem während

der letzten zwei Jahre so Manches in Trümmer gegangen, daß man Gott danken muß, wenn man sich wieder einmal einen ordentlichen Kerl aus der großen Fluth herausfischen kann.

A propos — wie stehst Du denn jetzt mit dem lieben Gott? Und was macht Follenius?

* * *

An H. Hoffmann v. Fallersleben.

Köln, 23. März 50.

Edler Freund,

(wo öffnet sich dem Frieden ꝛc.) — ich hätte Dir allerdings längst schreiben sollen, aber ich bin faul von Gottes Gnaden, habe dazu auch wirklich viel Arbeit, Unruhe und gelegentlich selbst Sorge gehabt, und erscheine somit zur Genüge gerechtfertigt.

Aber, liebster Hoffmann, wie kannst Du, — aber sehr geehrte Frau Ida Hoffmann, geborene von Fallersleben, wie können Sie mein neuliches Ausbleiben so arg schelten? Sind denn nicht Sie, Frau Ida zum Bergen, geborene Hoffmann, eine ärgere Ausbleiberin, als ich je ein Ausbleiber war — sind Sie nicht ein Muster alles Warten- und Zappelnlassens? Und dürfen Sie darum den Stab über mich brechen? Und Dich, mein Freund, hätte ich nach der Geduldprobe des vorigen Decembers auch für ruhiger und weiser gehalten. Wofür heißt man Dich denn Hoff- und Harrmann? Ist nicht das Harren Dein Beruf (wozu Dich Gott im Himmel schuf) und mußt Du Dich nicht darin fügen, auch ohne zum Narren zu werden?

Spaß bei Seite, es war damals doch recht dumm von mir, daß ich nicht vollends bis Bingen ging. Hätte ich auch nur ahnen können, daß Ihr „was auf mich gemacht" hättet — Du Gedichte und Deine Frau Braten! Die Sache ging so zu. Ich war allerdings bis Boppard gedampft, um dort ein mir empfohlenes Quartier in Augenschein zu nehmen. Es entsprach leider meinen Wünschen und Bedürfnissen nicht. Nun wäre freilich nichts einfacher und natürlicher gewesen, als weiter zu fahren bis Bingen. Aber der Tag war rauh und kalt, dazu hatte mich die einstweilige Fehlreise etwas verstimmt, und endlich zog es mich alten Esel mit einem wahren Heimweh nach Hause. Ich kam auch noch am selben Abend wieder hier an, nach grade 24stündiger Abwesenheit, und bin noch jetzt froh darüber, da ich meine Aelteste am Croup schwer erkrankt und meine Frau bekümmert und erschöpft fand. Die Kleine ist seitdem, Gottlob, vollständig wieder genesen — an jenem Tage schwebte sie aber in Lebensgefahr. Ich kann mich, will ich meinem Herzen und meinen Besorgnissen folgen, eigentlich gar nicht mehr von den Meinen trennen.

Seitdem bin ich nun auch zweimal am Siebengebirge (Godesberg, Plittersdorf, Mehlem, Rolandseck, Königswinter, Honnef) herumgestiegen, aber auch ohne eigentliches Resultat. Eine einzige Wohnung, hübsch und wunderschön gelegen, aber doch auch nicht ohne Aber (da sie zu Königswinter in Einer Reihe mit den großen Gasthöfen, zu sehr à la portée de chacun ist) könnte uns gefallen, und wir sollen weitern Bescheid darüber hören. Möglich also, daß wir uns dort ansiedeln, möglich auch nicht. Im letztern Falle hol' ich Euren Braten doch wahrscheinlich noch nach. Ich möchte nur nicht gern aus dem Preußischen heraus, da ich hier Staatsangehöriger (d. h. als solcher Anerkannter) bin, und danach respectirt werden muß, während mich die „Ausländer" ad libitum ausweisen können. O rara temporum felicitas!

Einstweilen aber den herzlichsten Dank für Eure freundlichen Einladungen und (ohne Spaß) die angelegentlichsten Entschuldigungen namentlich der bratenden Hausfrau gegenüber. Ich hoffe, ihrer Bratkunst sicher noch einmal die gebührende Ehre erweisen und mich alsdann im stricten Wortsinn, aus ihrer Ungunst herausbeißen zu können.

Wie hat denn der Wahlsieg der Socialisten bei Euch eingeschlagen? Donnerwetter, das war doch einmal ein Blitz, der in die Zukunft hineinleuchtete! Ja, es wird noch Alles gut werden! Aber erst, wenn in Frankreich die rothe Republik gesiegt hat, wie sie denn unfehlbar siegen wird!

* * *

An Heinrich Koester.

Köln, 5. April 1850.

Lieber Custos!

Du bist im Grunde ein schlechter Mensch, daß Du mir auf mein schönes Poesiegedicht nicht einmal antwortest. Doch sei Dir vergeben, da heute wenigstens ein mündlicher Gruß, nebst Einladung, bei mir eingetroffen ist.

Besagter Einladung werde ich, will's Gott, am Dienstag entsprechen. Ich würde, um den Sabbath zu heiligen und Dich Deiner Jugend nicht zu entziehen, schon übermorgen kommen: aber ich muß den Sonntag wiederum in leidigen Miethangelegenheiten an die sieben Berge. Zudem trifft erst am Sonntag Abend Gottfried Keller, der Schweizer Poet (ein trefflicher, ganzer Kerl) hier ein, dem ich Montag das malerische und romantische Köln, Dienstag aber das malerische und romantische Düsseldorf (namentlich Dich, Haas, Lessing's Huß u. s. w.) zu präsentiren wünsche. Ihr werdet es, wenn Ihr nicht ganz verderbt und abgestumpft seid, mit Dank erkennen, daß ich

mich für den diesmaligen Willkomm sofort mit der Bekanntschaft eines frischen und dem Vaterlande nicht unrühmlich bekannten Menschen revanchire.

Ich muß diesmal doch auch wirklich unsern Freund Wolfgang von Königswinter aufsuchen, um ihm zu seinem jüngsten zweifüßigen Verse Glück zu wünschen. Es gränzt wirklich an Verworfenheit, daß ich den Edeln bei meinen letzten Düsseldorfer Spritzfahrten niemals begrüßt habe. Liegt aber lediglich an seiner Solidität und Euren Kneipgewohnheiten, in die ich Schilfrohr immer hineingebeugt werde.

Somit für heute Addio! Stäubet den Staub aus den Bratenröcken und sorget für ein überströmendes Seidel!

☞ Schaffe, daß ich Dich nicht im Katzenjammer treffe!

* * *

An H. Hoffmann v. Fallersleben.

Köln, 10. Mai 1850.

— Heute ist hier meine Miethe abgelaufen — ich weiß aber noch nicht wohin. Zum Glück ist die Wohnung noch nicht wieder vermiethet, ich kann also noch tagweise bleiben, bis wir endlich unser Bündel schnüren.

Ich habe Dir früher geschrieben, warum ich nicht an den Oberrhein zu ziehen wünsche. Nun hat sich aber von Boppard (so hoch wäre ich allenfalls gegangen) bis Roisdorf abwärts nichts Passendes gefunden. Entweder hatte das Wasser bei dem letzten Eisgange mannshoch in den Häusern gestanden, oder die Wohnungen waren zu klein resp. zu groß, oder es fehlte an einem Hausgarten für die Kinder, oder die herrlichste Aussicht war durch eine ziegelrothe Scheune verbaut u. s. w. u. s. w. — Dabei diese Bigotterie, dieses Schwarzweißthum, diese Unkultur allenthalben. Für einen Sommer ließe sich's ertragen; wenn ich aber an Jahre denke (und wenn ich mit meinem ganzen Mobiliar, mit Bibliothek ꝛc. ꝛc. irgendwohin siedle, so kann es eben nur auf längere Zeit sein), so sehe ich ein, daß ein derartiges Leben, wenn auch meinetwegen in der herrlichsten Natur, eine Unmöglichkeit für mich geworden ist. Ich habe den Rhein auf diesen neuerlichen kleinen Entdeckungsreisen erst wieder kennen gelernt. Gräßliches Volk! Vielen Vermiethern war ich schon nicht recht, weil ich als Demokrat verabscheut bin. Ich habe nun, da Köln mir auf keinen Fall konveniren kann, die Absicht, mich vor den Thoren Düsseldorfs, in Derendorf oder Pempelfort, anzusiedeln und werde morgen oder übermorgen auf Häuserschau hingehen. Dort sind hübsche, in Gärten gelegene Häuser (Immermann wohnte in einem solchen), die Gegend ist nicht grandios, aber freundlich, meine Kinder haben frische, gesunde Landluft, und mir selbst liegt die Stadt mit ihren geistigen Ressourcen,

mit ihrem jetzt wieder frischeren und auch politisch geweckteren Künstlerleben, mit manchem bewährten Freunde und mit einem anständigen Verleger nahe genug, um meine ländliche Einsamkeit zuweilen mit Genuß unterbrechen zu können.

Ein Angenehmes bietet der Niederrhein zudem: man ist hier so dicht bei England und Amerika! Bei gewissen möglichen Wendungen immer höchst angenehm!

* * *

An Karl Stumpf.

Bilk b. Ddf., 11. Aug. 1850.

— Gestern Abend 6 Uhr hat mir meine Frau einen prächtigen gesunden Jungen geboren. Die Sache ging rasch und glücklich von statten. Mutter und Sohn befinden sich heute so wohl, wie wir es nach Zeit und Umständen nur erwarten können. So hätte ich denn jetzt zwei liebe herzige Pärchen beisammen. Mögen sie mir erhalten bleiben und gesund und kräftig heranwachsen!

Meinen älteren Kindern hat die frische Landluft bis jetzt sehr gut gethan. Sie sind unberufen stärker und blühender als je. Freilich wühlen sie auch den ganzen Tag im Garten herum und sind an Gesicht, Hals und Händen braungebrannt von der Sonne, wie ein wohlgeräuchter Meerschaumkopf. Käthe, die wenige Tage nach unserer Ankunft hier einen bösen Fall that, der ihr eine klaffende Stirnwunde über dem rechten Auge eintrug, ist — bis auf eine auch noch wohl verwachsende Narbe — ganz wiederhergestellt und muß nur gehütet werden, daß sie in ihrer unsäglichen Wildheit und Wippeligkeit nicht wieder fällt.

Wir wohnen hier jetzt wirklich hübsch und angenehm, und ich hoffe, daß Du Dich durch einen baldigen Besuch selbst einmal davon überzeugst. —

* * *

Es war im Mai 1851. Freiligrath hatte sich durch Beharrlichkeit die Anerkennung seines preußischen Staatsbürgerrechtes erstritten; das zweite Heft der Neueren Politischen und Sozialen Gedichte war zum Ausfliegen bereit; er sah voraus, daß es ihm einen neuen Preßprozeß eintragen werde. Er wollte denselben nicht abwarten; hatte er ja doch schon seit Monaten den Plan gefaßt, abermals den Wanderstab zu ergreifen. Um zu verhindern, daß die Düsseldorfer Polizei in letzter Stunde die Hand auf ihn lege, bereitete er die Abreise in tiefster Stille vor. Am Abend des 12. Mai 1851 war er bei Freund Koester mit einer kleinen Zahl seiner Vertrautesten, F. Lassalle, Ed. Schauenburg, Th. Eichmann u. a. bei Becherklang und heiterem Gespräch vereinigt; keiner ahnte, daß es für lange Jahre zum letzten Male sei. In später Nachtstunde ging das Boot an Düsseldorf vorbei

zuthal; erſt im letzten Augenblick verkündete Freiligrath den Freunden, daß er in der nächſten Stunde nach England abreiſe, was natürlich große Aufregung in dem Kreiſe verurſachte. Alle beſchloſſen den Freund zum Rhein zu begleiten. Das Schiff brauſte heran; Freiligrath nahm raſchen Abſchied und ſchritt über die Brücke; gleich als ob er ſich vor den Häſchern verſtecken wollte, legte er ſich in übermütiger Laune in das am Schiffsbord aufgehängte Boot, mit ſo raſcher Bewegung, daß es in gefährliches Schaukeln geriet; hier, meinte er, werde ihn wohl keiner finden! Die Glocke ſcholl, die Räder ſchlugen in die Flut, und der Dichter fuhr einſam in die Nacht dahin, in die zweite längere Verbannung, um erſt ſiebzehn Jahre ſpäter ins Vaterland heimzukehren, ein ſtillgewordener müder Mann, aber freudig empfangen von einem ganzen dankbaren Volke.

Führen wir die Betrachtung dieſer Sturmzeit im Leben des Dichters zu Ende, auch über die zeitliche Grenze des Düſſeldorfer Aufenthaltes, um dieſelbe ein für allemal abzuſchließen.

Wie in der Bewegung des Jahres 1848 eine politiſche und eine ſoziale Strömung nebeneinander hergingen, ſo hatte ſich auch die kommuniſtiſch gefärbte Arbeiterpartei des Rheinlandes in Gemeinden und Kreiſe gegliedert, welche in dem Kölner Geheimbunde ihre Centralbehörde erkannten, deren Seele Karl Marx bildete. Unter der Ungunſt der Zeiten war dieſer kommuniſtiſche Geheimbund entſchlafen; Marx, welcher nach der Ausweiſung ſich nach London begeben hatte, ſtand an der Spitze der dortigen Centralbehörde, welche, um die Parteifreunde zu erneuter Wirkſamkeit anzuregen, im März 1850 einen Vertrauten nach Köln ſandte; jener Londoner Sendling brachte eine längere Anſprache mit, von deren Verbreitung man eine Neubelebung des Bundes und den Beitritt zahlreicher neuer Mitglieder erwartete; er wandte ſich an ein früheres Bundesmitglied, welches eine Anzahl von Parteifreunden verſammelte, um die Mitteilungen desſelben entgegenzunehmen. Der Londoner legte die Anſprache in ſechs Bruchſtücken vor, und da er große Eile hatte, ſeine Reiſe fortzuſetzen, ſo teilten ſich die Anweſenden in die Abſchrift dieſer Anſprache, in welcher im übrigen über die Gliederung des Bundes nichts enthalten war. Freiligrath war einer der ſechs Männer, die ſich an der Abſchrift beteiligten. Im Herbſt 1850 gingen dann einige Sendlinge des Arbeiterbundes, meiſt dunkle Ehrenmänner, nach verſchiedenen Orten Süd- und Nord-Deutſchlands, um frühere Verbindungen zu erneuern, neue anzuknüpfen. Einer derſelben, der Schneidergeſelle Nothjung aus Mülheim am Rhein, ward im Mai 1851 zu Leipzig verhaftet; die bei ihm gefundenen Papiere belaſteten eine Anzahl der Kölner Parteifreunde. Auch dieſe wurden verhaftet, unter ihnen zwei Journaliſten, der ſchon genannte

Heinrich Bürgers und der gegenwärtige Oberbürgermeister von Köln, Dr. Herm. Becker; sie, Nothjung und acht andere minder namhafte Persönlichkeiten wurden angeklagt, im Laufe der Jahre 1848—51 zu Köln „ein Complott gestiftet zu haben, dessen Zweck gewesen, die Staatsverfassung umzustürzen und die Bürger gegen die königliche Gewalt und gegen einander zur Erregung eines Bürgerkrieges zu bewaffnen." Als Teilnehmer an der erwähnten Besprechung mit dem Londoner Sendling wie an der Abschrift der Ansprache erschien auch F. Freiligrath der Teilnahme an jenem Arbeiter-Geheimbunde verdächtig; da er indes bereits am 12. Mai sich nach London begeben, so erging gegen ihn folgender

Steckbrief.

Der Literat Ferdinand Freiligrath, 40 Jahre alt, geboren zu Detmold, zuletzt zu Düsseldorf wohnhaft, welcher sich wegen Theilnahme an einem Complotte zum Umsturze der Staats-Regierung in Untersuchung befindet, hat sich der Vollziehung eines von dem königl. Instructionsrichter hierselbst erlassenen Vorführungsbefehls durch die Flucht entzogen. Ich theile das Signalement hierunten mit und ersuche die betreffenden Polizei-Officianten, auf den pp. Freiligrath zu wachen, ihn im Falle der Betretung zu verhaften und mir vorführen zu lassen.

Köln, 14. August 1851.

Der Ober-Procurator v. Seckendorff.

Signalement. Größe 5 Fuß 7 Zoll, Haare dunkelbraun, Augen bräunlich, Nase und Mund proportionirt, Bart braun, Kinn breit, Zähne vollständig, Gesicht voll, Gesichtsfarbe gesund, Statur gesetzt. —

Auf diesen Steckbrief antwortete Freiligrath alsbald durch folgende, in der Kölnischen Zeitung erschienene

Berichtigung.

Der Steckbrief des Ober-Procurators Seckendorff d. d. 11. August 1851, der mir in der zweiten Ausgabe der Kölnischen Zeitung vom 15. August soeben zu Händen kommt, enthält die unrichtige Angabe, daß ich mich der Vollziehung eines von dem königl. Instructionsrichter erlassenen Vorführungsbefehles durch die Flucht entzogen habe. Ich bin am 12. Mai d. J. mit einem regelmäßigen Paß für's In- und Ausland auf ein Jahr aus Preußen abgereist, nachdem ich mich vorher meines Bürgerrechts in Düsseldorf versichert hatte. Aber selbst bis zum 14. August, dem Datum des Steckbriefs, hatte der Instructionsrichter es noch immer vergessen, den angeblichen Vorführungsbefehl in mein Domicil zu Bilk gelangen zu lassen. Ich würde mich übrigens

auf diese Einladung des pp. Seckendorff sofort nach Köln verfügen, wenn ich nicht befürchten müßte, Monate zu sitzen, ohne auch nur verhört zu werden.

London, 18. August 1851.

Ferdinand Freiligrath.

Gleichzeitig war gegen den Dichter auch wegen des zweiten Heftes der Neueren Politischen und Sozialen Gedichte eine Untersuchung in Düsseldorf verhängt worden, in welche der buchhändlerische Vertreiber des Büchleins, Freund Scheller der Sparsame, verwickelt ward; derselbe zog indes vor, durch eine Reise nach London dem Ungewitter auszuweichen; Freiligrath berichtet in jenem Herbst gar ergötzliche Dinge über ihn. Gegen den Dichter aber erging zehn Tage nach jenem ersten Steckbriefe die folgende

Bekanntmachung.

Der unten signalisirte Literat Ferdinand Freiligrath, zuletzt hier wohnhaft, hat sich der gegen ihn wegen Aufforderung zur Empörung, Störung des öffentlichen Friedens und Majestätsbeleidigung eingeleiteten Untersuchung durch die Flucht entzogen.

Auf Grund des von dem Herrn Instruktionsrichter erlassenen Vorführungsbefehls ersuche ich alle Polizeibehörden auf den ꝛc. Freiligrath zu achten, ihn im Betretungsfalle verhaften und mir vorführen zu lassen.

Düsseldorf, den 24. August 1851.

Für den Ober-Prokurator:
Der Staats-Prokurator
gez. v. Ammon.

Signalement. Alter 42 Jahre, Größe 5′ 5″, Haare schwarz, Stirn hoch, Augenbrauen schwarz, Augen grau, Nase mittel, Mund breit, Zähne gut, Kinn rund, Bart schwärzlich, Gesichtsform rund, Gesichtsfarbe gesund, Statur gesetzt. —

Freiligrath that sehr wohl daran, sich weder in Köln noch in Düsseldorf zu stellen. Die elf Angeklagten im Kommunistenprozeß hatten eine anderthalbjährige schwere Untersuchungshaft auszustehen; erst im Oktober und November 1852 kam die Sache zur Verhandlung vor dem Schwurgericht; sieben der Angeklagten wurden zu 3—6 Jahren Einschließung verurteilt, vier freigesprochen. Auch der Dichter würde ohne Zweifel freigesprochen worden sein, weil außer der Beteiligung an jener Abschrift nichts gegen ihn geltend gemacht werden konnte; eine Teilnahme desselben an dem Geheimbunde wird in der ganzen Verhandlung nicht erwähnt, ebenso scheint die kurz nach seiner Abreise zu Bilk vorgenommene Haussuchung nichts Kompromittirendes ergeben zu haben. Seine anderthalb Jahre Unter-

ſuchungshaft aber hätte er gleich den übrigen Freigeſprochenen zu überſtehen gehabt. Freiligrath wurde übrigens weder verurteilt noch freigeſprochen. Und ebenſo geſchah es in dem Düſſeldorfer Prozeß. Scheller ſtellte ſich im Spätjahr 1851 dem Gericht und ward von den Geſchworenen freigeſprochen. Freiligrath dagegen ward wegen der Neuen Politiſchen und Sozialen Gedichte weder in Abweſenheit verurteilt noch freigeſprochen; ein höchſt merkwürdiges Verfahren. So ſchwebte die Anklage in beiden Fragen lebenslang über ihm, nur daß er bei ſeiner Wiederkehr im Jahr 1868 ebenſowenig ein Intereſſe daran hatte, eine Freiſprechung zu verlangen, als der Staatsanwalt, die alten durch die Zeitläufte längſt begrabenen Prozeſſe wieder aufzunehmen; dennoch war dieſe unſichere Stellung der Regierung gegenüber ein Hauptgrund, daß Freiligrath nachmals ſeinen Aufenthalt im Schwabenlande nahm.

Viertes Buch.

Verbannungsjahre.

1851—1868.

Zehnter Abschnitt.

London. Mai 1851 bis Juni 1868.

Mit der zweiten Flucht nach England beginnt für unsern Dichter eine Zeit mühevollen Ringens unter der Last der Arbeit, der Sorge um das Nächste, um das tägliche Brot; es war zugleich diejenige Zeit seines Lebens, während welcher er, leider notgedrungen und nicht zu seiner Freude, am längsten auf demselben Boden verweilte, dem Boden der Fremde.

Freiligrath war diesmal mit dem Vorsatze nach England gegangen, nach einem kurzen Aufenthalt daselbst sich nach Amerika einzuschiffen und somit den schon früher gehegten Plan zu verwirklichen. Er sah voraus, daß es ihm jetzt bei weitem schwerer fallen würde, in London Beschäftigung zu finden, als vor dem Jahre 1848. England war von Flüchtlingen überschwemmt, und jeder einzelne hatte an den Niederlagen der Revolution schwer zu tragen. Die Sympathie der Reichen, der Brotgeber, war nicht mit ihnen; es waren Freiligrath Äußerungen von verschiedenen angesehenen Häusern zu Ohren gekommen, des Inhalts, daß er sich bei ihnen vergebens um eine Stelle bewerben würde; diese Offenheit hatte wenigstens das Gute, daß es ihm die Mühe ersparte, vergebens anzufragen, und ihn der Demütigung enthob, einen abschlägigen Bescheid zu erhalten. Anderseits waren die Aussichten auch in Amerika jetzt viel weniger günstig als einige Jahre früher; auch dorthin hatte sich der Strom der Flüchtlinge gewendet und über die Nachkommenden bereits den Vorsprung gewonnen: es waren unter ihnen nicht nur Handwerker und Arbeiter, sondern auch Männer von Bildung und Geist, Wissen und Gelehrsamkeit. Und so durfte unser Freund immerhin in Zweifel sein, ob sich jenseits des Meeres ihm günstigere Aussichten eröffnen würden, als auf dem gastlichen Boden Alt-Englands, welcher zugleich den Vorteil bot, daß er dem Vaterlande soviel näher lag.

Der Dichter war in England auf dringende Einladung bei einem Freunde abgestiegen, Mr. Andrew Johnson, dessen Bekanntschaft er gleich bei seiner Ankunft in England 1846 gemacht, und mit dem ein stets wachsendes

Einvernehmen schon damals einen freundschaftlichen und herzlichen Verkehr zur Folge hatte; so ward denn auch das Verhältnis während der dreijährigen Heimkehr nach Deutschland brieflich festgehalten. Johnson war Beamter bei der Bank, ein guter Kenner der deutschen Literatur, begeisterter Verehrer von Lessing und Goethe; er bewohnte in bequemem Wohlstand ein Haus in einer nordöstlichen Vorstadt; hier ward Freiligrath herzlich aufgenommen und bis zur Ankunft seiner Familie festgehalten. Tages über, während Johnson auf der Bank war, arbeitete Freiligrath auf dem britischen Museum oder in einem Kaffeehause, wo er deutsche Zeitungen und Landsleute fand, deren gar mancher in jenem Sommer durch die erste Weltausstellung nach London gezogen ward.

Hauptsächlich auf Freund Johnsons dringendes Zureden beschloß Freiligrath in London zu bleiben; dieser wie andere Freunde bemühten sich unablässig, für ihn eine sichere kaufmännische Stellung ausfindig zu machen; es gab angesehene Geschäftshäuser in London genug, bei denen Freiligraths politische Gesinnung keinen Anstoß erregte, und so durfte man wohl hoffen mit der Zeit eine geeignete Stelle zu finden. Den Freund für den Anfang einigermaßen sicher zu stellen, bot Johnson unaufgefordert die Hand; dazu kam eine neue Auflage der Gedichte und der Auftrag von Eduard Hallberger in Stuttgart, eine Auswahl aus der englischen Lyrik zusammen zu stellen, die schöne Sammlung Rose, Thistle and Shamrock. Freiligrath arbeitete daran mit Vorliebe und gewohnter Gewissenhaftigkeit; nicht allein daß er mit feinem Geschmack und dichterischem Verständnis die Auswahl traf, er stellte auch auf dem britischen Museum die genaue Fassung der älteren Gedichte fest, und ließ sich dabei weder Mühe noch Zeit noch Kosten verdrießen; dafür erfreut sich das Buch auch seit einem Vierteljahrhundert der steten Gunst der Leser.

So glaubte der Dichter der Zukunft getrost entgegenschauen und sein Zelt wieder auf englischem Boden aufschlagen zu dürfen. Er ließ Frau und Kinder, welche den Sommer über in Bilk zurückgeblieben waren, im September 1851 nachkommen. Ein kleines Haus in dem halbländlichen Hackney, wo auch Johnson wohnte, ward gemietet; dieses Hackney blieb trotz mehrfachen Wohnungswechsels fortan Freiligraths neue Heimstätte. Der benachbarte Eppingforst, die ausgedehnten Wiesen am Flüßchen Lea boten willkommene Gelegenheit zu Ausflügen, ein großer freier heideartiger Grasplatz, von Wegen und Baumgängen durchschnitten, die Downs, war der beliebte Spielplatz der Kinderwelt; Freiligrath hat den Platz, über den jetzt die Weltstadt hinweggeflutet ist, in einem unvollendeten Gedichte gefeiert:

An der Weltstadt nördlichem Saum,
Fern von ihrem Gebrause,
Bei der Pappel, dem Ulmenbaum,
Ländlich steht meine Klause;

Liegt eine Wieſe, genannt die Downs,
Grün und wallend dahinter,
Grünt im Schatten des Weißdornzauns
Luſtig Sommer und Winter.

Dort im Graſe, das wellig weht,
Weiden Füllen und Rinder;
Dorten wandelt der ſtille Poet,
Dort auch ſpielen die Kinder;

Reiten auf Ponies mit lautem Schall,
Fahren mit ehrſamen Ziegen,
Schlagen den Reif und fangen den Ball,
Laſſen den Drachen fliegen;

Freu'n ſich des endlos entwickelten Knauls,
Dran er emporſchwirrt zum Äther: —
Fern die Rieſenkuppel St. Paul's
Anſchaut den fröhlichen Zeter.

Scharf umriſſen am Horizont,
Schwarz in dunſtiger Gelbe,
Bald beſchattet und bald beſonnt,
Ragt ſie wanklos dieſelbe. —

Übrigens wohnte Freiligrath nicht immer im ſelben Hauſe; zweimal machte das Heranwachſen der Familie größere Räume und damit einen Wohnungswechſel nötig; doch lag die neue Wohnung immer nur wenige Schritte von der früheren entfernt; der alte Kirchhof mit ſeinem Wahrzeichen, the old Hackney steeple, ward buchſtäblich von Freiligrath umkreiſt, was ihm öfters Anlaß zu dem Scherze gab, er drücke ſich ſo lange um den Kirchhof herum, bis er darauf zu liegen kommen werde. Die von ſchönen Bäumen und hübſchen Gärtchen umgebene Häuslichkeit Freiligraths iſt öfters von befreundeten Beſuchern aus der Heimat, wie von Rodenberg, Beta, E. v. Nienborf, G. Raſch u. ſ. w., in der Gartenlaube und anderen Zeitſchriften anziehend geſchildert worden.

Im Beginn freilich dieſes zweiten Londoner Aufenthaltes, während des erſten mißbehaglichen Wartejahres, fühlte ſich Freiligrath bisweilen recht einſam; aber er trug ſeine Einſamkeit mit dem ihm allezeit eigenen tapferen Mut und knorrigen Mannestrotz, wie er in ſeiner zweiten poetiſchen Epiſtel vom 23. Januar 1852 ſchreibt:

Ich bin nur Bär! Bär brumm' ich durch die Maſſen
Und gleiße nicht mit meinem „Dichterruhme",
Dem ſchön zerwetterten, durch Londons Gaſſen;
Den „Flüchtling", meinſt du, könnt' ich doch als Blume

Der Paſſion im Knopfloch prangen laſſen?
Ich dächte gar! Was bin ich dieſem Volke?
Hinſchrein' ich ruhig unter meiner Wolke!

Und ſtähle mich an dieſem muthigen Leben,
In das auf's Neue mich mein Schickſal warf;
Das unerbittlich mich in friſches Streben
Und Thun hineinſpornt, hart und rauh und ſcharf!
Das meine Träume, meine Lieder eben
So wenig kennt, als ihrer gar bedarf:
Das, achtlos meiner „Lorbeern", an mir rüttelt
Und mich — entwurzelt? — nein, nur feſter ſchüttelt!

Indes wäre es nicht richtig, dieſe grämliche Stimmung des Dichters als eine ſtändige oder auch nur vorwaltende zu betrachten. Ein Jahr nach der Überſiedelung auf den engliſchen Boden, im Juni 1852, fand er eine Kommisſtelle bei dem Inhaber eines Großgeſchäftes in oſtindiſchen Foulards, einem Mr. Oxford, mit einem Jahresgehalte von 200 Pfd.; derſelbe genügte freilich in dem theuern London den Bedürfniſſen einer ſtets wachſenden Haushaltung nicht; literariſche Arbeiten, der Ertrag neuer Auflagen der Gedichte, Frau Idas deutſche Unterrichtsſtunden an Töchter engliſcher Familien mußten zur Haushaltungskaſſe mit beiſteuern. Mit größerer Sicherheit des Daſeins wuchs auch das Behagen des Lebens. Freiligraths geſelliger Verkehr erweiterte ſich von Jahr zu Jahr, und er mußte ſogar darauf Bedacht nehmen, daß derſelbe nicht zu ſehr an Ausdehnung gewinne. Denn nachdem Freiligrath den Tag über im Joche gearbeitet, fühlte er abends das unabweisbare Bedürfnis, ſich und ſeiner Familie zu leben, und war nicht aufgelegt, weite Eiſenbahnſtrecken zu durchmeſſen, um ein paar Stunden in einem heitern Freundeskreiſe zuzubringen, den er ſonſt wohl zu ſchätzen wußte; doch machte er auch ab und zu eine Ausnahme. Auch ſah er ſehr gern, wenn gute Freunde ſich in ungezwungener Weiſe an ſeinem Theetiſch verſammelten, was denn auch häufig geſchah, beſonders Sonntags. Karl Blind und deſſen lebensfrohe Gattin verſtanden es ganz beſonders, ausgezeichnete Menſchen aller Nationen unter ihrem gaſtlichen Dache zu vereinigen; bei ihnen fand man die gefeiertſten Namen der Flüchtlingswelt vereinigt: Mazzini, Louis Blanc, Ledru Rollin, Langiewicz, Klapka, Herzen, dazu manche literariſche Größen Englands, wie Swinburne, Maſſey, Dixon u. a. Während der Verkehr mit den Freunden vom Rhein, Gottfried Kinkel und Karl Marx, zeitweiſe getrübt war, blieb der mit Blind ununterbrochen freundſchaftlich; in den meiſten politiſchen Fragen, wenn auch nicht in allen, gingen Freiligrath und Blind Hand in Hand: wie ſie auch noch im Jahre 1870 einen Aufruf an die franzöſiſche Nation gemeinſam unterzeichnet haben. An Agitationen irgend

welcher Art nahm der Dichter grundsätzlich keinen Teil, ebensowenig an den Parteistreitigkeiten, welche auch auf fremdem Boden die Flüchtlingswelt zerklüfteten.

Aber der Kreis von Freiligraths Bekannten bestand nicht bloß aus politischen Flüchtlingen, sondern auch aus gar manchen Deutschen, welche dauernd in London ansässig waren, dem ärztlichen, künstlerischen, journalistischen, wissenschaftlichen oder kaufmännischen Berufe lebend. So der beliebte Arzt Dr. Heß, die drei Brüder Althaus aus Detmold, der Arzt, der Musiker und der Schriftsteller, Professor Buchheim, die Kaufleute Gerstenberg und Schwarz, der Journalist Max Schlesinger, sowie Dr. Emanuel Deutsch, der Orientalist am britischen Museum u. a. Zu diesem stehenden Freundeskreise gesellte sich der wandelbare der Fremden, die London besuchten, unter denen gar mancher in Freiligraths Haus trat; manche freilich, auch der alten Bekannten, wichen dem verfemten Mann aus, wie H. Künzel, welcher 1852 eine deutsche Schauspielergesellschaft nach London geleitete. Fast jährlich kam, Mahagoniblöcken und Büffelhörnern nachzuspüren, der treue Theodor Eichmann aus Düsseldorf; auch Karl Weerth und Ludwig Merckel, die Jugendfreunde, besuchten ihn, und Heinrich Koester; von anderen Bayard Taylor, Bodenstedt, Rittershaus, Jul. Rodenberg, Joachim, Stephen Heller ꝛc. An Anregung fehlte es also nicht.

Gottfried Kinkel schildert in seiner schönen Festrede vom Jahre 1867 das Haus unseres Dichters mit Worten warmer Freundschaft: „Ich habe ihn erst in Deutschland wohl gekannt, wo er, fünf Jahre älter als ich, zuerst meine Jünglings-Dichtung ermutigte; und später nach längerer Unterbrechung habe ich in London gute Tage mit ihm verlebt. Unter dem harten Druck der englischen Arbeit hat er die unwandelbare Liebenswürdigkeit sich gewahrt, die alle so unwiderstehlich an ihn fesselt, welche ihn und sein Haus näher kennen, dies kleine freundliche Haus in der ländlichen laubgrünen Vorstadt, mit der geistig großen klaren Frau, die so eifersüchtig ist auf ihres Dichters Ruhm und Charakter, mit den schönen und lebhaften Kindern; dies Haus, das so gastfrei deutschen Freunden Sonntags sich öffnet; das freie lichte herzliche Gespräch, von jenem Humor gewürzt, der aus dem Herzen stammt, ein Leben im schönsten Sinne bürgerlich, wie alles Echteste in Deutschland bürgerlich ist — o es bleiben das unvergeßliche Stunden, als man den langen schmalen Garten neben dem Dichter auf und ab wandelte in Gespräch und Sonnenschein, und dort in der stillen Vorstadt der Londoner Nebel und das Londoner Getöse so fern, so fern blieb von der friedlichen hellen Sonntagsinsel."

Wenn es die Zeit erlaubte, diente Freiligrath wohl den Freunden als kundiger Führer durch die Weltstadt. So bei Eichmanns erster Londonfahrt,

Mai 1852. Sie besuchten unter anderm auch ein Auswandererschiff, welches segelfertig im Hafen lag; sie ließen sich die glänzend ausgestatteten Räume zeigen; auf dem Verdeck drängten sich die Reisenden, meist Süddeutsche, Männer und Frauen, Schwarzwaldmädchen „im Schmuck der langen Zöpfe", Kinder um das bunt aufgestapelte Gepäck. Ein paar junge Leute traten an die Neugierigen heran. Sie sind Deutsche, sprach einer derselben; wir sind im Begriffe, in die neue Welt abzusegeln; Sie sind wohl die letzten Landsleute, die wir vor der Reise sprechen; der Abschied von Ihnen ist auch der Abschied vom Vaterland. So bitten wir Sie uns Ihren Namen zum Andenken zu nennen. Der Dichter nahm rasch das Wort; mit seiner gewohnten Scherzhaftigkeit stellte er den Freund vor als Kommerzienrat Eichmann aus Düsseldorf. Als er aber seinen eigenen Namen nannte, da stürzten die Männer auf ihn zu, ergriffen seine Hände und priesen sich glücklich, den Dichter der „Auswanderer" zu sehen, dessen Liederbuch sie nach Amerika begleite. Frauen und Kinder wurden herangerufen und alle wollten einen Händedruck haben. Tief gerührt stand Freiligrath im Kreise, dankte, wünschte glückliche Reise und „Euern Feldern Reis und Mais". Als die Freunde wieder das Ufer betraten, reichte Freiligrath mit nassen Augen Eichmann die Hand und sprach: Nicht wahr, lieber Freund, so etwas thut dem Herzen wohl, selbst wenn man vom heimatlichen Boden ausgewiesen ist?

So war es ihm auch eine große Freude, daß der Kölner Männergesangverein beim Besuch von London, Frühling 1854, ihm ein Ständchen brachte. Eine in jenem Sommer unternommene Reise nach Schottland brachte unserem Freunde den reichsten Genuß.

Und so gingen, trotz mancher Sorge, die Londoner Jahre unserem Dichter nicht einsam und freudlos dahin. Er schlug sich eben tapfer durch, arbeitete fleißig, brauchte wenig, nahm die ihm mehrfach angebotene Hülfe der deutschen Parteigenossen nicht an, hatte selbst eine allezeit offene und manchmal unvorsichtig offene Hand für verschlagene Deutsche, und während er für sich selbst nichts verlangen konnte, scheute er sich nicht, für schwerbedrängte Parteigenossen die Teilnahme der Barmer und Düsseldorfer Freunde anzurufen.

Fragen wir, was den Dichter in jenen Jahren der Dienstknechtschaft aufrecht hielt: es war vor allen Dingen der ihm beschiedene Segen des Familienlebens. Zu den vier lieben Häuptern, denen er Weihnachten 1850 zu Bilk den letzten Christbaum auf deutscher Erde angezündet hatte, gesellte sich noch das jüngste der Kinder, der am 7. August 1852 geborene Percy. Die Liebe zu Frau Ida, der heldenmütigen Genossin seiner Mühen und Entbehrungen, die Liebe zu dem in mannigfaltiger Weise sich entwickelnden

Häuflein der Kinder, das Bewußtſein für ſie zu arbeiten, hielten unſern Dichter in dem Drang jener Jahre aufrecht; dieſe Mitteilungen kehren in jedem Briefe wieder, wenn ſie auch um der Kürze willen vielfach unterdrückt ſind. Morgens bei guter Zeit muß der Dichter-Kontoriſt ausziehen, denn der Weg zur City, auch outside Bus, iſt weit; das beſcheidene Mittagsmahl nimmt er in irgend einem Speiſehaus; am Abend kehrt er müde zu den Seinen zurück; dann aber iſt ſein letzter Gang zu den Betten der ſchlafenden Kinder, ſein letztes Wort ein: God bless you!

Als ob Freiligrath nicht genug in Amt und Haus zu thun gehabt hätte, ſo kamen noch die unglaublichſten Anforderungen an ihn heran, die ſich alle auf ſeine bekannte Gefälligkeit und Herzensgüte ſtützten. Nicht nur ward ſeine Mildthätigkeit von heruntergekommenen Landsleuten, die ſich gern als politiſch Verfolgte darſtellten, ſtark in Anſpruch genommen, er ſollte auch mit Rat und That in den wunderlichſten Angelegenheiten zur Hand ſein. Ein Deutſch-Amerikaner ſendet ihm einen Maſtodonzahn, um die Rarität an das Britiſche Muſeum möglichſt vorteilhaft zu verkaufen; ganz Unbekannten ſoll er durch ſeine Verwendung bei der Königin, dem Prinzen Albert, Palmerſton Unterſtützung oder Anſtellung ſchaffen, den Plan einer Albatros-Poſt übers Meer befürworten, und was der Tollheiten mehr waren. Er ſcherzte oft: Wenn ich nur Gehalt dafür bekäme, Arbeit hätte ich genug für einen Allerweltskommiſſär! Er that, was in ſeinen Kräften ſtand und ließ ſich keine Mühe verdrießen, wenn er wirklich jemanden von Nutzen ſein konnte; es mußte es einer ſchon arg treiben, wenn er nicht eine kleine Gabe aus des Dichters allezeit offener Hand herauslocken konnte, wie etwa jener „Kölner Jong", der auf das dreiſteſte um das Darlehen eines Sovereigns bat, und als Freiligrath die unverſchämte Forderung ärgerlich zurückwies, das Kontor mit den im ſchönſten Kölner Platt verächtlich hingeworfenen Worten verließ: Un dat ſoll mich 'ne dütſche Dichter ſinn!

Zum Schluſſe dieſer Überſchau von Freiligraths Lebensverhältniſſen während der ſiebzehn Londoner Jahre ſei hier beigefügt, was des Dichters Geſinnungs- und Schickſalsgenoſſe, Ferdinand Wolff, uns darüber mitteilt:

„Was Freiligraths politiſche Stellung in Deutſchland ſowohl als in England war, das bezeugen am beſten ſeine Lieder und Gedichte. Man würde indeß dem Dichter Unrecht thun, wollte man ihn von einem engen politiſchen Parteiſtandpunkte beurtheilen, zumal in den fünfziger Jahren, als er zum zweiten Male in London als Flüchtling verweilte. London war damals der Sammelplatz von Anhängern der verſchiedenſten Parteien aus allen Theilen Deutſchlands. Nicht allein ſtanden ſich dieſe Parteien immer noch wie in Deutſchland feindſelig gegenüber, ſondern auch die Anfeindungen

wurden immer heftiger, die Spaltungen immer größer; man klagte sich gegenseitig der Bestechlichkeit, der Verrätherei an. Während diese verschiedenen Parteien sich feindselig gegenüberstanden, hatten sie alle einen gemeinsamen Feind, die Noth, das Elend, den Mangel; die meisten deutschen Flüchtlinge waren nicht allein aller Hülfsquellen beraubt, sondern waren überhaupt ohne positiven Erwerbszweig, in fremdem Lande, dessen Verhältnisse ihnen ebensowenig bekannt waren als die Sprache; nicht zufrieden mit dem Verluste ihrer eigenen Federn, rauften sie sich noch die wenigen Federn, die ihnen verblieben."

„Freiligrath war der einzige Glanzpunkt in der Mitte dieser traurigen Zustände, und es ist leicht zu begreifen, daß die verschiedensten Parteien sich seinen Namen und seinen Einfluß streitig zu machen suchten. Jede Partei glaubte ein Recht zu haben, den Dichter für sich allein zu beanspruchen und sich unter die Aegide seines Namens zu stellen. Handelte es sich darum, Unterstützungsgelder von Deutschland zu beziehen oder durch seinen Einfluß Hülfsquellen in England zu eröffnen, so wurde seine Verwendung vor allem und von allen in Anspruch genommen, und so lange es der Abwehrung von Not und Elend, oder der Verfolgung von außen galt, war Freiligrath da; er gedachte nicht des elenden Haderns und Zankens, er gedachte nur der Noth der Anderen und ließ seinen Einfluß allen zukommen."

„Ein Mann wie Freiligrath, der einer königlichen Pension und der königlichen Gunst freiwillig den Rücken kehren und ins Ausland wandern konnte, ein Mann, der, im Auslande bereits gekannt und von den literarischen Notabilitäten in England geschätzt und verehrt, sich in England ebensowenig von Lords und Herzögen protegiren lassen wollte, wie von Prinzen und Königen in Deutschland; ein Dichter, der in seinem ersten wie in seinem zweiten Exil es verschmähte, die Muse sich zinspflichtig zu machen, und es vorzog, auf dem Comptoirstuhle sein Leben zu gewinnen: — ein solcher Dichter war nicht der Mann, der sich sklavisch irgend einer Partei unterordnen konnte. Er stand faktisch über allen Parteien, aber jede Partei behauptete und brüstete sich, daß sie allein im Besitze von Freiligrath sei."

„Die einzige Partei, welcher Freiligrath huldigte, war die Partei der Bedrückten, der Leidenden. Als Schurz, der Befreier Kinkels, auf seiner Reise nach Petersburg als amerikanischer Gesandter einige Zeit in London verweilte, ließ er im wahren Gesandtschaftsstile seine Karte u. a. auch dem Dichter Freiligrath zukommen. Wäre Schurz als Flüchtling nach London gekommen, so würde niemand mehr als Freiligrath sich beeilt haben, ihm entgegenzukommen. Aber Schurz, der amerikanische Gesandte am Hofe von Petersburg, obgleich hundertmal ein Republikaner, war ebensowenig der

Mann, dem Freiligrath Huldigungen darzubringen geneigt war, als einem königlichen Gesandten. Der Dichter schickte ihm daher seine eigene Karte zu, und Schurz machte seinen Besuch auf der Schweizerbank in der City."

„Freiligraths Arbeitszimmer in der City war damals das wahre deutsche Gesandtschaftsbureau; hier, vor dem Comptoirstuhle des Dichters, drängte sich das ganze verbannte Deutschland, um sich Raths zu erholen; der verbannte deutsche Dichter war im wahren Sinn des Wortes der deutsche Gesandte, man möchte sagen, eigens vom Schicksale nach England getrieben, nicht allein um den hülf- und rathlosen Exilirten zur Seite zu stehen, sondern auch um als versöhnendes Element zu wirken, damit die sich gegenseitig anfeindenden Parteien sich nicht einander zerrissen und zerfleischten."

„Man kann dreist behaupten, daß, was die Deutschen damals von den englischen sozialen Zuständen kannten, sie meistens der Vermittelung Freiligraths zu danken hatten, wie die Engländer ihrerseits die meisten Produktionen deutscher Literatur durch ihn kennen lernten. Nicht allein hatte Freiligrath dieses Fach neben seiner vielfach in Anspruch genommenen Thätigkeit in dem geachtetsten englischen Journale, dem Athenäum, zu bearbeiten, sondern durch seine Verbindung mit den besten deutschen Zeitschriften war er in den Stand gesetzt, für dieselben die müßig dastehenden Kräfte in Wirksamkeit zu setzen; so gewann er Mitarbeiter für das Morgenblatt, das Ausland, das deutsche Museum, ja seine Theilnahme ging soweit, daß er das Honorar im voraus für uns berechnete und gar wohl discontirte."

Es ist schwer, die siebzehn Londoner Jahre in einzelne Abschnitte auseinander zu legen, denn sie gliedern sich nicht mehr nach dichterischen Kundgebungen, sondern leider bei weitem mehr nach der äußeren Stellung, in welcher Freiligrath sich befand. Als erster Abschnitt lassen sich allenfalls die vier Jahre vom Mai 1851 bis Mai 1855 bezeichnen, d. h. das erste Jahr des Suchens, die drei Jahre der Dienstknechtschaft bei Ehren-Oxford, dem Großhändler in indischen Foulards. So mögen denn die Briefe aus dieser Zeit zunächst folgen und uns in das stille Haus des deutschen Dichters in Hackney hineinschauen lassen; jedoch sei vorher noch ein Blick auf die dichterischen und sonstigen literarischen Leistungen Freiligraths in diesen Jahren gestattet.

Freiligrath war auch in dieser Zeit strenger Geschäftsarbeit nicht müßig. An eigenen Dichtungen entstand nicht viel; so Eingang 1852 die beiden scharf spöttischen und trotzigen Episteln an Weydemeyer, den Redakteur eines deutschen Blattes in New-York; dann in den nächsten Jahren ab und zu ein heiteres Gedicht auf die Hochzeit eines Freundes, wie er sie so unvergleichlich machen konnte. An die bereits erwähnte 1851 und 1852 gearbeitete

englische lyrische Blumenlese schlossen sich, wie aus den Briefen erhellt, Studien über die englische Poesie des 15. bis 17. Jahrhunderts, sowie die Übersetzungen nach Sidney und Spenser, dann 1853 die große Auswahl deutscher Poesie, welche unter dem Titel „Dichtung und Dichter" 1854 erschien. Das gewaltig umfängliche Buch will sich nicht eine Auswahl aus unserer gesamten Lyrik zur Aufgabe stellen, sondern hat sich einen beschränkteren Stoff gewählt: Wesen und Aufgabe der Poesie selbst in den Worten deutscher Dichter darzulegen, im zweiten Teile die Haupterscheinungen des deutschen Schriftlebens abermals von deutschen Sangesgenossen charakterisieren zu lassen. Es ist selbstverständlich, daß der zweite Teil manche Lücken aufweist, denn nicht jede bedeutende literarische Erscheinung hat in der Folgezeit ihr Preislied gefunden; was aber der Sammlung jedenfalls zuerkannt werden muß, ist die Neuheit des Gedankens, welcher ihr zu Grunde liegt, sowie daß der Sammler eine allumfassende Belesenheit, eine wirklich fabelhafte Kenntnis auf dem weiten Gebiete unserer nationalen Poesie bewiesen hat. Im übrigen hat das Werk keine zweite Auflage erlebt, woran neben dem allzubeträchtlichen Umfang wohl auch der Umstand schuld sein mochte, daß der Stoff eben ein beschränkter ist.

Die vorliegenden Briefe sind an bereits bekannte Freunde gerichtet. Besonders ergiebig sind diejenigen an den treuen Eichmann in Düsseldorf; daran schließen sich einige an Heinrich Koester, Wolfgang Müller, C. Stumpf; Heinrich Künzel kommt vorübergehend in Freiligraths Nähe, weicht aber dem Demokraten und Flüchtling vorsichtig aus; auch der unterbrochene Verkehr mit Gottfried Kinkel, Berthold Auerbach und Karl Buchner wird wieder aufgenommen, wie immer spärlich aber herzlich der mit L. Merckel. Seit 1857 tritt ein lebhafter Briefwechsel mit dem Jugendfreunde Karl Weerth ein, wieder anders gefärbt mit den warmherzigen Erinnerungen an Jugend und Heimat, der Anhänglichkeit an Detmold; auch des Dichters unglaubliche Gefälligkeit wie seine eingehende Kenntnis der Zoologie treten in schönster Weise dabei hervor.

An Theodor Eichmann.

London, 7. Aug. 1851.

Edler Eichrath!

Du mußt mir mein langes Schweigen schon vergeben. Meine Frau wird Dir gesagt haben, daß ich mit einem Bändchen neuer Makulatur (dies Mal zum Glück nicht eigener) eifrig beschäftigt bin, und da weißt Du schon aus alter Erfahrung, daß ich mir nur zu den allernöthigsten Briefen die Zeit abmüssige. Heute komme ich nun endlich Dir zu sagen, daß ich mich

zum Bleiben in England entschlossen habe, und daß meine Familie mir im nächsten Monat (so bald wie nur irgend möglich) folgen wird. Der größte Theil meiner Mobilien, dessen Auswahl meine Frau besorgen wird, muß nun natürlich den Weg alles Holzes wandeln, und ich nehme Dein Anerbieten, beim Verkauf mit Rath und That behülflich zu sein, dankbar an. Hoffentlich wird es nicht nöthig sein, die Sachen zu allzuargen Spottpreisen zu verschleudern. —

Scheller's Fall geht mir wirklich zu Herzen, doch denk' ich, daß alles noch besser abläuft, als Ihr jetzt denkt. Fast kommt mir die ganze Geschichte wie eine Drohung vor. Doch wird sich Scheller auch im schlimmsten Falle schon zu stellen wissen. Soviel steht fest, daß er jetzt, Arm in Arm mit mir, sein Jahrhundert in die Schranken fordern kann — daß er berühmt geworden ist (er soll jetzt nicht mehr der Sparende heißen, sondern der Berühmte) und

Von des Lebens Gütern allen
Ist der Ruhm das höchste doch;
Ist der Leib in Staub zerfallen,
Lebt der große Name noch!

Da kann er sich schon trösten! Tröste ich mich doch auch, und bin nicht einmal der Berühmte, sondern bloß der Berüchtigte.

Deine Mittheilung über die Höhle des in Gott ruhenden Neander fällt mir, wie ich Deine Briefe noch einmal überlese, schwer auf mein fühlendes Herz. Ich wollte nämlich in der That die gewünschten Verse aufschreiben, bin aber — und gewiß ohne meine Schuld — nie dazu gekommen. Ich komme überhaupt nie zu was Rechtem, bis ich wieder meine eigene Häuslichkeit habe, meine Frau mit zehn Schritten erreichen kann, und meine Kinder um mich herum tosen höre. Nun, will's Gott, wird das ja Alles bald wieder der Fall sein. Und wenn es mit der Erfüllung Deines Wunsches also nicht gar zu sehr eilt, so komme ich demselben immer noch mit bekannter Galanterie nach.

Nun Adieu denn für heute, Treuer, Redlicher, Ergrauender! Inliegende Lebenszeichen überhändige den Betreffenden und grüße Alles, was sich meiner gern erinnert. Es ist mir doch manchmal sehr gemüthlich, daß ich hier unbehindert Half and Half trinken kann.

Gott mit Dir denn, wackerer Eich- und Mahagoni-Mann! Gedenke mit wohlwollendem Lächeln

Deines
immer getreuen,
wenn auch täglich bösartigeren
und knurrigeren,
(weil im Exil und einsam lebenden)
Freundes und Wohlwünschers
F. Fth.

An Theodor Eichmann.

London, 16. Okt. 1851.

Lieber Commerzienrath!

Da ich Dir jedenfalls gern ein paar Zeilen in meine alte Heimath ſchicken möchte, ſo iſt es wirklich die höchſte Zeit, mein langes Schweigen zu brechen.

Nimm nun vor allen Dingen noch einmal meinen herzlichen Dank für alle mir und den Meinen in der letzten Zeit erwieſene Freundſchaft an! Ich mache nicht viel Worte deßwegen, aber Du weißt, wie ich es meine, und kennſt mich hoffentlich genug, um von der Aufrichtigkeit meiner Verſicherungen und dem Beſtande meiner Geſinnungen für Dich überzeugt zu ſein. Für die Begleitung meiner Familie durch Belgien kann ich Dir wirklich nicht genug danken. Meine Frau mit den vier Trabanten würde ohne Deinen Schutz und Deine Hülfe gar nicht zurecht gekommen ſein, da ſie und das Kindermädchen fortwährend von den beiden Jüngſten in Anſpruch genommen waren. Du haſt nur Mühe und Laſt von dieſer Tour gehabt (und Koſten obendrein), und es quält mich das beinahe, da ich — wie Du mit ergrauenden Locken voranſchreiteſt im Thale der Jahre — ſchwerlich jemals Veranlaſſung haben werde, auch Dir Weib und Kinder in einen ſichern Hafen zu retten. Nun, wie dem auch ſei, ich bin und bleibe Dir verpflichtet, und bekenne mich einem ſo treuen und bewährten Freunde gern und freudig zu jeder Schuld, in die ſeine aufopfernde Güte und Redlichkeit mich geſtürzt hat.

Die Stunde des Wiederſehens war, wie ich Dir nicht erſt zu ſagen brauche, eine überfrohe und überglückliche. Mein Herz ſchlug hoch, als das Boot durch den Maſtenwald der Themſe zuerſt ſichtbar wurde. Um dem Herankommenden näher zu ſein und es beſſer überſchauen zu können, ſprang ich auf das Quarterdeck eines am Quai liegenden Edinburger Dampfers. Nun ruderte es langſam näher, nun wandte es ſich, um Bord an Bord zu legen, und nun — ja, da ſah ich ſie wieder, die fünf lieben Geſichter, die ich länger als vier Monate entbehrt, die ich wachend und träumend vor mir geſehen habe, nach denen ich mich geſehnt, um die ich mich gehärmt hatte. Ida, mit Louiſchen auf dem Arme, winkte mir lächelnd. Der Kobold Käthchen ſtand grüßend auf einer Bank oder einer Tonne, Wolfgang mit den großen Augen ſtrahlte vor Freude, ſelbſt Louiſchen kannte mich auf der Stelle und warf mir Kußhändchen zu, Otto aber, der Dicke, Prächtige, ſah ſtumm und verwundert von dem Arme ſeiner Wärterin in das Gewimmel des Hafens und der Werfte. Nun war das Schiff gelandet, und nun — doch da ſind Worte zu ſchwach, aber die Erinnerung an den Moment treibt mir noch in dieſer Minute eine Thräne in's Auge, deren ich mich nicht ſchäme.

Die Ueberfahrt war für Alle eine mühevolle und beſchwerliche geweſen.

eekrankheit vom erſten Augenblick an, wo das Schiff ſich in Bewegung
gte, dazu eine überfüllte Kajüte u. ſ. w. Käthchen und Wolf haben
ſammen in einem „Schrank," d. h. ſo ſagt Käthchen, es war aber eine
wöhnliche berth, die Schlafanſtalt auf einem Seeſchiff, — geſchlafen.
ch war froh, als ich die ganze Armee in einer Droſchke hatte und ſie in
e Wohnung meines Freundes Johnſon geleiten konnte, wo engliſcher Comfort
nd engliſche Gaſtfreiheit bald Alles wieder in's rechte Gleiſe brachten.

Am Tage nach der Ankunft meiner Familie trafen auch meine Bücher
n Rotterdam ein, und eine Woche ſpäter ſämmtliche übrige Effekten.
:acht, Zoll, an's Haus ſchaffen und alle ſonſtigen Koſten beliefen ſich
der Gottes doch auf £ 30, 10 sh. 4 d. Eh bien, auch das verſchmerzt
h leichter, wenn man denkt, daß nun doch eine Zeit verhältnißmäßiger
uhe eingetreten ſein wird. Seit dem 23. September, übermorgen 3 Wochen,
ıb wir in unſerm eignen Häuschen, und fangen vor und nach an uns
imiſch in ihm zu fühlen. Ida war mit der Wahl der Wohnung ſehr
frieden, und es iſt auch ein geſundes, hübſch gelegenes, durchaus paſſendes
:häuſe. Hoffentlich nimmſt Du es Dir im nächſten Jahr ſelbſt einmal in
ıgenſchein. Ich freue mich ſehr, wenn ich an die Möglichkeit denke, dich einmal
r zu ſehen, und am Scheine des Küchenfeuers (in der Stube wird beileibe
ht geraucht) zum ſchäumenden Porter eine von Ew. Liebden geſchmuggelte Cigarre
t Dir zu rauchen. Unſere Küche iſt aber wohnlicher und hübſcher als z. B. unſer
ıheres Parterre-Zimmer. Wir nehmen unſre ſämmtlichen Mahlzeiten in ihr ein,
ıs der Wohnſtube (bei den 4 kleinen Ferkeln) natürlich ſehr zu Gute kommt.
eine Studirſtube iſt ſehr freundlich und elegant, und hat die große Annehmlich-
t, daß ich keinerlei polizeilichen Beſuch in ihr zu erwarten habe.

Wir ſind bis jetzt (Gottlob und unberufen!) geſund und wohl darin
weſen. Käthe, Wolf und Otto haben etwas Huſten, ſonſt ſind alle vier
ſch und munter. Otto läuft ſeit 14 Tagen. Es ſieht komiſch aus, wenn
wegen ſeiner Fleiſchmaſſe etwas unbeholfen, daherſchwankt und bald vorn,
ld nach hinten einen Purzelbaum ſchlägt. Dabei lacht er natürlich immer,
d ſchreit nur, wenn er ſeine Nahrung verlangt. Wolfgang hat wieder
ı Kätzchen zum Spielen. Der Junge hat Thiere über Alles gern. Doch
t ihm und Käthe die Exhibition ſelbſt noch mehr Vergnügen gemacht, als
zoologiſchen Gärten, welche Käthe die theologiſchen Gärten nennt.

* * *

An Ludwig Elbers.

3, Sutton Place, Hackney,
London, 21. Nov. 1851.

— Neues von hier, was Du nicht ſchon längſt aus den Zeitungen

wüßteſt, kann ich Dir nicht melden. Es wäre denn, daß ich die Nachricht von der Abreiſe Koſſuth's mit der frohen Botſchaft von der Ankunft Scheller's (einſt des Sparenden, jetzt des Berühmten) ergänzte. Die großen Männer löſen einander ab. Scheller als politiſcher Flüchtling iſt übrigens in der That eine intereſſante Erſcheinung. Er begreift ſelbſt kaum, wie er zu der Ehre kommt, und ſchwelgt, wenn man ihn in Ruhe läßt, in ſchmerzlich ſüßen Erinnerungen an ſeine verlaſſene Geliebte, die Schaub'ſche Buchhandlung. Tröſtet man ihn damit, daß dieſe Verlaſſene (durch das nach ihm und ſeiner Rückkehr täglich und ſtündlich fragende Publikum) bedeutend in Aufnahme kommen werde, ſo lächelt er ſäuerlich und nimmt mit ſtürmiſcher Haſt einen Schluck brandy and water. Des Morgens ſcheint er dann und wann an Katzenjammer zu leiden. Mit ſeiner engliſchen Hauswirthin unterhält er ſich pantomimiſch, ſo zwar, daß z. B. das Stubenmädchen (wenn ſie wiſſen will, ob er zu Haus ißt), auf den Mund deutet und ihn fragend dabei anſieht. Es courſiren dunkle Gerüchte, daß er die erſte derartige Geſte für eine Aufforderung zum Küſſen gehalten und demgemäß gehandelt haben ſoll. Das iſt das Loos des Flüchtlings auf der Erde! Sonſt geht es ihm wohl, doch klagt er manchmal über die Vergänglichkeit der edlen Metalle im Lande der verhängnißvollen drei Buchſtaben L. S.D. Im ſchlimmſten Falle, tröſte ich ihn dann, laſſe ich Dich und den Commerzienrath für ihn ſammeln, und dies iſt dann natürlich wieder eine Ausſicht, die Sonnenſchein auf ſein verhärmtes Geſicht zaubert.

Vom Commerzienrath habe ich lange nichts gehört, und weiß nur aus Deinem Briefe, daß meine nach Soeſt adreſſirte Epiſtel ihn dort nicht verfehlt hat. Es fehlt nur noch, daß auch dieſer Redliche den Kelch des Flüchtlingsthums ſchlürfen muß. Am Ende nehmt Ihr noch Alle die Stiefel auf den Buckel, und tretet das Waſſer bis nach Amerika. Dort iſt freilich auch nicht Alles Gold was glänzt; doch vollkommen iſt auf der verrückten Kugel ja eben Nichts. Mit dieſer Wahrheit (und nebenbei im Augenblick auch mit Heine's Romanzero) tröſte ich mich auch in England. —

* * *

An Theodor Eichmann.

London, 30. Dec. 1851.

Dieſe Zeilen, hoffe ich, werden am Neujahrstage in Deine Hände gelangen, und ich rufe Dir bei dieſem Anlaſſe diesmal ein mehr als gewöhnlich ernſt gemeintes: „Glück auf!" zu. Möge der Schritt, den Du vor haſt, Dir in jeder Hinſicht zum Heile gereichen, das iſt mein herzlicher und aufrichtiger Wunſch!

Deine Nachrichten über Soeſt, über die rothbelaubte Haar ꝛc. habe ich

gern und mit Dank gelesen. Wenn ich so von Deinen Streifzügen durch meine alten Gebiete lese, so beschleicht es mich wirklich manchmal wie Heimweh. Namentlich beneide ich Dich um Deine Besuche im Lippischen. Ich möchte wohl einmal mit Dir, still und unbemerkt, mein altes Detmold durchwandern und Dir alle die Plätze meiner Kindheit zeigen. Je älter man wird und je weiter man von der Heimat verschlagen wird, um so öfter und inniger denkt man an Alles zurück, was nie mehr wiederkommt.

Ueber mich und meine Familie ist wenig zu berichten. Gesund sind wir im Augenblick Alle, Gottlob und unberufen! Der Keuchhusten ist von den Kindern glücklich überstanden. Am Weihnachtsabend hatten wir ein hübsches Bäumchen mit allem üblichen Zubehör von Lichtern und Spielsachen — es war eine stille, trauliche Feier, die mich zwar etwas weich stimmte, bei der ich aber doch im Grunde meines Herzens froh und glücklich und dankbar war. Und konnte ich es denn nicht auch sein? Meine Kinder frisch und jubelnd, meine Frau heiter und wohl, ich selbst frei, frei, frei! —

Vorige Weihnachten brachten wir, mit Dir und Koester, bei Häringssalat und Geisenheimer vergnügt zu. Wir haben uns des Abends diesmal gern und in Treue erinnert.

Mit meiner englischen Anthologie, deren Zusammenstellung mir wirklich Freude macht, und die ein gutes Buch werden wird, bin ich jetzt bald fertig. Auch die Muse stellt sich vor und nach wieder ein, und wenn ich reich genug bin, abermals Selbstverleger zu werden, kann ich nächsten Sommer hoffentlich wieder ein Heftchen publiciren.

Sonst habe ich noch nichts Festes hier gefunden. Man wollte mich neulich, nach Lord Palmerston's Entlassung, zum Minister des Auswärtigen machen: ich lehnte jedoch ab, und wir wollen nun sehen, wie sich der arme Granville zurecht finden wird. Es wird jedenfalls im nächsten Jahre ein schöner Bottich voll Politik zusammengebraut, und über das arme Europa ausgegossen werden. Mich soll wundern, wie England sich in den bevorstehenden Conflicten, zu denen es mit seiner nächsten Handelskrise wesentlich beisteuern wird, stellt und verhält. —

* * *

An Theodor Eichmann.

3 Sutton Place, Hackney, London 1. 2. 52.
10 Uhr Abends, wo Du wahrscheinlich im Ludwig des edeln Gerstensaftes genießest.

Es hat fast einen ganzen Monat angestanden, ehe ich Deinen wirklich herzlichen und freundschaftlichen letzten Brief beantworte. Nimm vor allen Dingen meinen besten Dank für alle guten Wünsche für meine und der

Meinigen Zukunft! Ich weiß, wie treu und ehrlich Du es meinſt, und ſchüttele Dir von Herzen die zum Segen über mich ausgeſtreckte Rechte!

Ueber mich und unſer Leben hier läßt ſich wenig ſagen. Ich grüne und blühe, wie immer, und bin der Düſſeldorfer Freunde in Treue gedenkend! — Neulich war ich wegen Wölfchens ſehr in Sorge, es trat aber ein günſtiger Wendepunkt in der Krankheit ein, und der Junge iſt jetzt, Gottlob und unberufen, wieder ganz geſund, ißt und trinkt tüchtig (wird ſogar fett davon) und überraſcht uns nicht ſelten mit tiefſinnigen Bemerkungen, die beweiſen, daß ſein Geiſt mit dem Körper Schritt hält. So geſtern mit der folgenden (aus dem Gebiete der praktiſchen Philanthropie): „Mama, iſt es Sünde, wenn man einem Juden den Hals abſchneidet?“ Und vor einigen Tagen beim Eſſen: „Menſchen kommen in den Himmel — Kartoffeln in's Bäuchelchen — mein Bäuchelchen iſt den Kartoffeln ihr Himmel!“ Eine barbariſche Theologie! Die auch inſofern Sinn hat, als ja nur die guten Menſchen in den Himmel und die guten Kartoffeln in die elyſiſchen Gefilde des Bauches zugelaſſen werden. Die mit ſchwarzen Augen ꝛc. ꝛc. können lange warten!

Käthe, Louiſe und Otto wachſen und gedeihen, daß es eine Luſt iſt, und meine Frau hält ſich in allen Wirren und aller Laſt, die die liebe kleine Heerde bereitet, tapfer und aufrecht. Möge Alles ſo gut fortgehen! In der ſtill umfriedeten Häuslichkeit findet man den beſten, den einzigen Erſatz für alles Andere!

Das Erbieten, welches Du mir im Namen des Barmer Freundeskreiſes machſt, hat mich innig erfreut und gerührt. Ich danke Euch Allen herzlich. Sonſt keine Worte — die verlangt Ihr nicht! Geht Noth an Mann, ſo werde ich nicht erröthen, mich Freunden anzuvertrauen, und mich durch Freunde verpflichten zu laſſen. Im Augenblick iſt es aber nicht nöthig. Ich habe noch einige Einnahmen vor mir in nächſter Zeit, und denke überhaupt, daß es mir, wenn ich geſund bleibe, gelingen wird, mich mit eigenen Fäuſten durchzuboxen. Mit dem Gewinn einer Stellung ſieht es freilich mißlich aus. Ich ſtoße auf mehr Schwierigkeiten, als ich Dir beſchreiben kann. Doch thut Alles nichts, wenn ich mit den Meinigen geſund bleibe, und wenn mir die poetiſche Ader (die eben jetzt ſehr ergiebig und anmuthig ſpringt), nicht trocken wird. Noch einmal: Dank, herzlichen Dank! Euer ungeſuchtes, gut und freundſchaftlich gemeintes Erbieten ſoll mir wie ein Schatz ſein, den man ſich wohl hütet anzugreifen, der aber doch für alle möglichen Fälle ein Gefühl von Ruhe und Sicherheit giebt!

Amen, Selah, und Deine Hand, alter treuer Freund und Commerzienrath! Ich ernenne Dich hiermit zu meinem geheimen (wirklichen) Commerzien-

rathe! Wie ich in meinem letzten Briefe sagte: Stolz und Blume der Handelsräthe! —

* * *

An Heinrich Künzel.

3 Sutton Place, Hackney,
6. Juni 52.

Wie ich höre, bist Du in London, und es würde mir eine herzliche Freude sein, wenn ich Dich begrüßen, und bei einer Flasche Ale „Should auld acquaintance be forgot" mit Dir anstimmen könnte. Seit wir unsern Freund in Pforzheim besuchten und seit mein Hund Strolch (er hat inzwischen das Zeitliche gesegnet und schlummert sanft in seiner heimathlichen rothen Erde) Deine Hausgenossenschaft terrorisirte, sind unsere Bahnen himmelweit auseinander gegangen: wir müssen uns also billig freuen, daß sie, wenigstens körperlich, sich wieder einmal berühren, und dürfen die Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, uns im Vorüberfluge die Hand zu reichen und zu sehen, ob wir im innersten Kern „for a' that and a' that" nicht doch die Alten geblieben sind. So meine ich wenigstens, und auch Du, hoffe ich, wirst auf dem neutralen Boden Alt-Englands keinen Anstand nehmen, das milde Licht Deines Wandelsterns in meine (sonst allerdings compromittirende) revolutionäre Kometennähe zu bringen.

Auch meiner Frau würde es eine große Freude sein, Dich bei uns zu sehen und Dir unsre rising generation (zwei Buben und zwei Mädchen) zu segnender Handauflegung vorzustellen.

Also komm' einmal heraus, schreib' mir aber einen Tag vorher, daß Du mich sicher triffst.

* * *

An Heinrich Künzel.

3 Sutton Place, Hackney,
Monday, 14. 6. 52.

Dein Couvert mit den zwei Tickets zu „Kabale und Liebe" ist mir vorgestern ein Beweis gewesen, daß Du mein neuliches Billet richtig empfangen hast. Ich habe es freudig willkommen geheißen, und unter der Voraussetzung, daß es der einstweilige Vorläufer Deiner baldigen, persönlichen oder schriftlichen Beantwortung meiner Zeilen sein sollte, keinen Anstand genommen, von den Tickets dankbarlichst Gebrauch zu machen. Solltest Du gelegentlich noch über Tickets zu verfügen haben, so bitte ich, mich nicht zu vergessen. Ich revanchire mich durch Correspondenzen in Cotta's Instituten.

Kurz vor der Eröffnung Eurer Gnadenpforte vorgestern Abend sah ich

Dich aus der Nebenthür auf die Straße treten und die Richtung nach St. James' Square einſchlagen. Ich freute mich Deiner wohlbefrackten, glattſhavirten, würdevollen Perſönlichkeit, wurde aber durch das Gedränge und die Rückſicht auf meine Begleiterin abgehalten, Dir nachzuſpringen und meine Complimente zu machen. Hoffentlich gibſt Du mir bald Gelegenheit, das Verſäumte nachzuholen. Haſt Du vielleicht nächſten Sonntag frei, und willſt den Tag bei mir zubringen? Oder ſcheint es Dir räthlicher, mich Nachts zu beſuchen, à la Nicodemus? Ich bin jederzeit für Dich zu Hauſe, und glaube, daß Auld Lang Syne und Literatur (ich revidire eben eine Anthologie aus den engliſchen Dichtern, welche ich während des vorigen Winters für Stuttgarter Verlag zuſammengeſtellt habe, und bin außerdem mit einem auf die engliſche Poeſie des 15. und 16. Jahrhunderts Bezug habenden Werke beſchäftigt) uns Unterhaltungsſtoff genug bieten werden, ohne daß wir nöthig hätten, uns über Politik zu zanken. Ich bin überhaupt affabler, als Du vielleicht denkſt. Bin überdieß Beſitzer zweier Frackröcke und kann gelegentlich ſelbſt ſo tief ſinken, daß ich mich zweimal des Tags raſire.

Für heute denn Adieu, „Du reines Hermelin der alten Schule!"

Ganz Dein

F. Freiligrath.

* * *

An denſelben.

Beim Herannahen des Schluſſes Eurer Vorſtellungen und Deiner Abreiſe ſtatte ich Dir noch einmal meinen herzlichen Dank für Deine wiederholte freundliche Aufmerkſamkeit ab.

Sollte ich Dich nicht mehr ſehen (ich gebe den Gedanken an Deinen Beſuch nachgerade auf und will Dich durch eine wiederholte Einladung nicht uneasy machen), ſo ruf' ich Dir hiermit ein gut gemeintes Lebewohl zu, und bitte um Dein freundliches Andenken. Grüße die Freunde, die des verlorenen Sohnes und räudigen Schafes noch gedenken (ich habe zunächſt Buchner's, Felſing's, Rodnagel's, Tenner und ſeinen Schnurrbart im Sinn), und ruhe aus am Geſtade des Darms von den Mühen und auf den Lorbeern dieſer Londoner Sommer-Campagne.

Always truly yours

Monday Evening. F. Fth.

* * *

An Theodor Eichmann.

3 Sutton Place, Hackney, London,

19. Juni 1852.

Wir haben uns alle herzlich gefreut, von Deiner glücklichen Heimkehr

zu hören, und danken für die Beſorgung unſerer verſchiedenen Aufträge. — Vor allen Dingen muß ich Dir jetzt mittheilen, daß ich eine Stelle gefunden habe, und zwar bei Herrn Oxford! Am 16. d. M. Abends empfing ich ein Billet unſeres Freundes Sigismund Hannibal (NB. mit dem Familiennamen Goldregen), worin er mir mittheilt, daß Oxford — der eben auf Helgoland iſt — ihm geſchrieben habe, daß, wenn ich noch zu ihm kommen wolle, er gern bereit ſei, mir £ 200 zu geben. Ich habe dies Erbieten, das doch immer von Vertrauen zu mir und dem wirklichen Wunſche, mich zu gewinnen, Zeugniß ablegt (um ſo mehr, als ich mich gar nicht weiter um den Platz bemüht hatte), nicht von der Hand weiſen zu dürfen geglaubt, ſondern es am Morgen des 17. (meines Geburtstages) dankbarlichſt acceptirt. Sigismund Hannibal tanzte zur Bekräftigung der Sache ein graziöſes Pas de deux mit mir durch ſein ſtaunendes Comptoir, und nachdem ich mich von der Anſtrengung dieſer Ceremonie einigermaßen erholt hatte, ſchrieb ich ſofort (mit einer Goldfeder) eine ſchwungvolle Epiſtel nach Helgoland, die — mit Goldſand geſandelt, mit Goldlack geſiegelt und mit güldenem Pittſchaft pitſchirt — der Tebel hol mer — nicht verfehlen wird, einen güldenen Eindruck zu machen. So iſt die Sache denn feſt. Ende Juli trete ich ein. Ueber die bei meinem Eintritt ſtattfindenden Feſtlichkeiten wirſt Du ſpäter in den Zeitungen leſen. Es wird ſchon jetzt Allerlei gemunkelt. Die Eiſenbahn wird — wie es heißt — ihre ſämmtlichen Bahnhöfe zwiſchen Hackney und Fenchurchſtreet (wie auch nicht minder die Locomotiven ꝛc. ꝛc.) feierlich bekränzen; beim Ausſteigen in der Stadt werde ich vom Lord Mayor und ſämmtlichen Aldermen ſolenne empfangen; ſodann Proceſſion zum Comptoir; Uebergabe meines (ſelbſtredend auch bekränzten) Pultes und Schreibſtuhls; Tanz auf Bury Court; grandioſes Diner in London Tavern, wobei der alte Huth präſidirt; Ball, den ich mit der Königin zu eröffnen geruhen werde; zum Schluß allgemeiner Goldregen, und Vertilgung einiger Ox- (nicht förde) ſondern: höfte beſten Danziger Goldwaſſers.

Schwerenoth, wie begeiſtert meine Goldfeder mit all den Herrlichkeiten über's Papier tanzt! Ich muß wirklich einen ordinären Gänſekiel nehmen, wenn ich wieder in das Fahrwaſſer der ſchlichten Bürgerlichkeit einlenken will!

Alſo geſetzt und vernünftig zu reden! Die Stelle iſt nicht brillant, aber ſie ſichert mich doch gegen ſchlimme Zufälligkeiten, und gewährt mir und den Meinigen eine anſtändige, wenn auch beſcheidene Exiſtenz. Zudem iſt ſie in vieler Hinſicht angenehmer, als eine Situation in einem größeren Hauſe, wo die Menge der Commis Reibungen und Rivalitäten hervorruft, und wo der Einzelne, dem Prinzipal gegenüber, immer in einer mehr oder weniger verzwickten Lage ſich befindet. Dies iſt in einem kleineren

Hause, und namentlich auch bei Oxford, nicht der Fall. Ich werde dort erster Commis sein (außer mir sind nur noch zwei junge Leute da) und es scheint mir fast, als wenn ich von O. nur deshalb (und zwar mit freiwilliger Salairerhöhung) gewählt worden sei, weil er in mir einen Mann zu finden hofft, auf den er sich ganz verlassen kann und der ihn, wenn er auf Reisen ist u. dgl., zu vertreten die nöthigen Eigenschaften besitzt. Dies läßt mich auch nicht ohne Grund erwarten, daß die Stellung, wenn O. in mir findet, was er braucht, nach einiger Zeit selbst noch besser honorirt werden kann. O. ist ein sehr reicher Mann (wie ich seitdem in Erfahrung brachte), und soll außerdem in hohem Grade rechtlich sein und liebenswürdig. Ich werde mit Eifer und Thätigkeit an's Werk gehen, und keine Chance, die mir das Geschäft etwa bieten möchte, unbenutzt lassen. Uebrigens — um Alles zu erwähnen — bin ich zunächst für deutsche und französische Correspondenz und Buchführung engagirt. Das Geschäft ist einfach und ruhig. Oxford macht nur in Einem Artikel: Ostindische Foulards, soll darin aber das erste Haus in London sein.

Soviel hiervon! Eine Correspondentenstelle bei August Boelling wäre mir freilich noch lieber: da ich aber leider nicht in Barmen sein kann, so muß ich wohl einstweilen in London mich noch tummeln. Halte mich aber dem Freunde August für meine alten Tage bestens recommandirt! Eine Stelle mit möglichst geringer Arbeit und möglichst hohem Salair würde mich als Geschenk zu meinem 55. Geburtstage (dann bin ich ja längst wieder drüben!) ganz angenehm überraschen. —

* * *

An F. A. Brockhaus' Verlagsbuchhandlung in Leipzig.

London, 9. Juli 1852.

Hochgeehrter Herr!

Ich habe sehr um Entschuldigung zu bitten, daß ich mich erst durch Ihre freundliche Mahnung vom 3. d. M. bestimmen lasse, Ihrer Aufforderung vom 5. Juni zu entsprechen. Verschiedene Abhaltungen, deren Beseitigung nicht in meiner Macht stand, tragen die Schuld des Verzugs. Ohne dieselben würde ich Ihre Erlaubniß, zu dem mich betreffenden Artikel in der vorigen Auflage des Conversations-Lexicons Zusätze (und eventuell Berichtigungen) für die neue liefern zu dürfen, schon eher auf's Dankbarste benutzt haben.

Der frühere Artikel führt mein Leben bis zum Jahre 1843/44, und meldet Fakten und Jahreszahlen mit aller mir nur wünschenswerthen Genauigkeit. Doch scheint er mir, namentlich in Bezug auf meine erste Entwicklung, fast zu sehr bloßer Umriß, und ich würde mich freuen, wenn

die neue Bearbeitung Raum für ein paar Bemerkungen finden könnte, die, wie kurz und flüchtig auch gegeben, dennoch gleich dazu dienen würden, das nackte Gerippe zu füllen und zu bekleiden. Dazu gehört vor Allem, daß mein Vater — ein braver, in seinem Fache äußerst tüchtiger, von seinen Mitbürgern allgemein geliebter und geachteter Mann — die ersten dichterischen Versuche des Knaben (sie begannen mit dem achten Lebensjahre) freudig begrüßte; daß er aber nicht nur etwaige Anlagen zu erkennen und zu fördern verstand, sondern auch durch Wort und Beispiel dem Charakter die Richtung auf's Ernste und Ehrenhafte zu geben wußte. Ferner: daß unter den Lehrern des Detmolder Gymnasiums hauptsächlich Falkmann (der bekannte Stylistiker) bleibenden Einfluß auf mich ausübte; daß neben ihm Archivrath Clostermeier (Verfasser des Werkes „Wo Hermann den Varus schlug") lebhaften und thätigen Antheil an meinem Studiengange nahm; daß Chamisso und Schwab es waren, die mich durch anregenden Briefwechsel mit meiner Amsterdamer Einsamkeit aussöhnten; daß ich von Barmen aus mit Immermann und seinem Kreise rege Beziehungen unterhielt, daß ich, Barmen verlassend, zunächst an's Siebengebirge ging, dort meine jetzige Frau kennen lernte (eine geborne Weimaranerin, deren Kinderspielen mit seinen Enkeln Goethe noch gelächelt), den eingestürzten Rolandsbogen wieder aufbaute, und mich dann erst nach Darmstadt und später nach St. Goar wandte; daß endlich Alexander von Humboldt, ohne mein Zuthun durch den Kanzler von Müller dazu veranlaßt, mir den bekannten Jahrgehalt vom König von Preußen auswirkte.

Dies, geehrter Herr, wären etwa die Specialien, die der Artikel, soweit er mein Leben bereits behandelt, nachtragen könnte. Für die spätere Zeit bin ich so frei, die nachstehenden Andeutungen zu geben. Meine Sammlung politischer Gedichte „Ein Glaubensbekenntniß" erschien im Oktober 1844, nachdem ich meine preußische Pension bereits seit Beginn des nämlichen Jahrs nicht mehr erhoben und sie kurz vor Ausgabe des Buches, vermittelst eines Briefes an den Minister Eichhorn, förmlich in die Hände des Königs zurückgelegt hatte. Verfolgung voraussehend, ging ich nach Belgien, und verließ Brüssel eben zeitig genug, um einer auf preußische Requisition angeordneten Verhaftung zu entgehen. Ich lebte darauf in der Schweiz, theils bei Rapperswyl am oberen Züricher See, theils in Zürich, besorgte dort eine neue Ausgabe meiner Uebersetzung Victor Hugo'scher Poesien (Frankfurt, 1845), veröffentlichte einen Band Uebersetzungen „Englische Gedichte aus neuerer Zeit" (Stuttgart, 1846), ließ nach den Leipziger Augustereignissen 1845 ein Blatt „Leipzigs Todten" (Bellevue, 1845) fliegen, und trat schließlich mit einem Liederhefte „Ça ira" (Herisau, 1846) offen als Herold und Prophet der Revolution

auf. Das Wohl meiner wachsenden Familie erwägend, begab ich mich alsdann (Juli 1846) nach England, wo ich hoffen durfte (und wo es mir gelang), mich von den Zufälligkeiten einer bloß auf literarische Einnahmen basirten Existenz zu emancipiren und mir, für die Dauer meines Exils, eine sichere bürgerliche Stellung mit meinen merkantilischen Kenntnissen zu erobern. Das später im 2ten Hefte meiner „Neueren pol. und soc. Gedichte" (Düsseldorf, 1851) abgedruckte Lied „Nach England" ist der Ausdruck meines damaligen Wollens und Thuns. Dieses Lied, dann das im weitesten Kreise bekannt gewordene Gedicht „Irland", Uebersetzungen der socialen Poesien von Thomas Hood und Barry Cornwall („Die Seufzerbrücke", „Das Lied vom Hemde" u. A.) waren die dichterischen Resultate meines Londoner Aufenthalts um jene Zeit, denen bald wildere und leidenschaftlichere Klänge folgen sollten. Das Frühjahr 1848 rief mich nach Deutschland zurück; jedoch nur, um die von vornherein verpfuschte „Revolution" zu denunciren, nach bester Einsicht vor der täglich mehr hereinbrechenden Reaction zu warnen, und mich zuletzt durch den dreisten Trompetenstoß „Die Todten an die Lebenden" in's Gefängniß zu bringen. Nach meiner Freisprechung vor den Düsseldorfer Assisen am 3. Okt. 1848 lud mich Karl Marx in Cöln zur Theilnahme an der von ihm gegründeten „Neuen Rheinischen Zeitung" ein. Ich folgte seinem Rufe, war den bewegten Herbst und Winter über Mitredakteur des Blattes, und hatte im Mai des folgenden Jahres 1849 das „Abschiedswort der N. Rhein. Zeitung" zu singen. Seitdem lebte ich noch zwei Jahre abwechselnd in Cöln und in Düsseldorf, gab unter dem Titel „Zwischen den Garben" (Stuttgart, 1849) eine Nachlese zu meinen ältern Gedichten heraus, vollendete eine schon zu Amsterdam begonnene Uebersetzung von Shakespeare's „Venus und Adonis" (Düsseldorf, 1849), und stellte meine „Neueren politischen und socialen Gedichte" in zwei Heften (Düsseldorf, 1849 und 1851) zusammen. In diesen und ähnlichen Beschäftigungen wurde ich plötzlich (Sept. 1850) durch eine ebenso gehässige als unberechtigte Verfolgung der preußischen Regierung unterbrochen. Man stellte mein längst (1827) erworbenes preußisches Staatsbürgerrecht in Frage; ich sollte — mit einer Familie von vier kleinen Kindern, meine Frau eben in den Wochen — Düsseldorf und den preußischen Staat unverzüglich verlassen. Ich fügte mich diesem Ansinnen natürlich nicht; ich ließ es im Gegentheil auf einen, nicht erwarteten, Widerstand der zähesten Art stoßen, und hatte endlich, nach einem hartnäckigen Kampfe von acht Monaten, die Genugthuung, meine Gegner durch alle Instanzen gründlich geschlagen, mein bestrittenes preußisches Indigenat anerkannt und das Bürgerrecht der Stadt Düsseldorf mir verliehen zu sehen. Uebrigens ließ ich diese Wendung nur eintreten, um — nun, wo ich bleiben konnte, freiwillig zu ziehen. Ich hatte

den ganzen Streit zuletzt nur des Princips, nicht des Gegenstandes willen geführt; ich sah voraus, daß mir die Früchte meines Siegs sehr bald durch neue Widrigkeiten würden verkümmert werden, und trug in keiner Weise Verlangen, Zeit und Kraft und Stimmung fortwährend in so schnödem kleinen Kriege drauf gehen zu lassen. So entschloß ich mich denn, mit der Durchsetzung meines Rechts zufrieden, abermals zur Auswanderung, und lebe (seit Mai v. J.) wieder in London. Meine äußere Stellung ist, wie früher, die eines Correspondenten in einem achtbaren Handlungshause, die „Abendfeierstunde" gibt mich der Poesie und meinen Studien, und manches im Laufe dieses Jahrs Begonnene reift seiner Vollendung allmälig entgegen; an der Revolution halte ich zuversichtlich fest, ohne es deßwegen für nöthig zu finden, mich der Selbstüberhebungen, Marktschreiereien und Händel der hiesigen deutschen Emigration mitschuldig zu machen; ein sehr glückliches Familienleben, das ich mir in allen äußern und innern Stürmen zu begründen und zu bewahren wußte, hält mich für vieles mir sonst Verlorengegangene schadlos.

Mein Exil, darf ich hier übrigens nicht unerwähnt lassen, ist inzwischen aus einem freiwilligen sehr bald wieder ein unfreiwilliges geworden. Nach den ersten Monaten meines Hierseins (im August 1851) hielt Preußen es plötzlich für gerathen, mich zwiefach steckbrieflich verfolgen zu lassen: durch das Düsseldorfer Parket wegen der „Neueren polit. und socialen Gedichte"; durch das Cölner wegen behaupteter Theilnahme an einem imaginairen Complott!

Hiermit, hochgeehrter Herr, ist mein Bericht zu Ende. Ich glaube nichts Wesentliches vergessen zu haben und drücke schließlich nur noch den Wunsch aus, daß meine Mittheilungen, offen und vertrauensvoll wie ich sie gebe, so auch mit Wohlwollen benutzt werden mögen. Ich konnte natürlich nur Fakten beibringen: meine Poesie und mein Antheil an den politischen Bewegungen der letzten Jahre liegen am Tage, und das Urtheil darüber steht bei Andern, steht in letzter Instanz beim Volke. Mir selbst geziemt es hier nicht, das Wort darüber zu ergreifen.

Nur Eine Bemerkung möchte ich mir erlauben: über die Fabel von meiner sog. „Conversion" durch Hoffmann von Fallersleben, die zuerst von der reaktionairen Presse des Jahres 1844 erfundene und geschäftig verbreitete. Ich habe es bisher verschmäht, auch nur eine Sylbe dagegen zu schreiben, da der Mythus aber in jüngster Zeit sogar in Anthologien und Literaturgeschichten Eingang gefunden hat, so glaube ich eine Gelegenheit, wie sie sich mir eben ungesucht bietet, nicht versäumen zu dürfen, um der möglichen Wiederholung eines groben Irrthums entgegenzuarbeiten. Ich bin weder bekehrt, noch bin ich vollends durch Hoffmann bekehrt worden. Eine Entwicklung ist keine Bekehrung, eine Entwicklung geht auch nicht in einer Nacht

vor sich; zumal nicht bei mir. Wer mich näher kennt, wird wissen, daß ich gegen äußere Einflüsse mich eher spröde verhalte; daß ich bei Allem, was ich angreife, langsam und gründlich und gewissenhaft zu Werke gehe. Was ich bin, bin ich durch mich selbst und durch die Zeit geworden. Ich habe gearbeitet, gedacht und innere Kämpfe bestanden, ehe ich Hoffmann kennen lernte, und nachdem ich ihn kennen gelernt. Jene Nacht mit ihm ist vielleicht mit ein Sandkorn in der Wage meiner Entschlüsse gewesen, aber auch nichts weiter. Neues hat er mich damals nicht gelehrt; das „Bis ich Alles wußte" in meinem vielfach gemißdeuteten Liede an ihn bezog sich rein auf seine, mir erst bei dieser Gelegenheit im Detail bekannt gewordenen, persönlichen Schicksale. Ich begreife eigentlich nicht, wie man sich nur wundern mag, daß ich ein Dichter der Revolution geworden bin; wie man meinen ganzen Gang, statt von Innen heraus, von Außen herein construiren mag. Meine erste Phase, die Wüsten- und Löwenpoesie, war im Grunde auch nur revolutionair; es war die allerentschiedenste Opposition gegen die zahme Dichtung, wie gegen die zahme Societät. Nachdem ich mich einmal um die Politik des Tages zu bekümmern angefangen, konnte ich eben nur den Weg einschlagen, den ich nun seit acht Jahren mit unerschütterlicher Consequenz, kein Opfer scheuend, keinen Lohn begehrend, die liberalen (jetzt meist zu Kreuz gekrochenen) Zurechtweiser und Bespöttler meiner Uebergangszeit weit hinter mir lassend, gegangen bin. Ich wiederhole es: Resultate wie diese pflegen nicht aus den zufälligen Impulsen eines geselligen Abends hervorzugehen; bei einer Natur wie die meinige können sie es nicht. Es würde mich schmerzen, wenn die neue Auflage des Conv.-Lex. die Sache anders auffassen, wenn sie, meiner ehrlichen Versicherung zuwider, einem reaktionairen Mährchen weitere Verbreitung geben wollte.

P. S. Vielleicht kann ich auch noch erwähnen, daß eine Reihe meiner Gedichte von verschiedenen Uebersetzern (Engländern wie Amerikanern) in's Englische übersetzt worden ist. Auch, aber in kleinerer Anzahl, in's Französische und Holländische.

* * *

An Theodor Eichmann.

London, 7. August 1852.

Ich habe diesmal nur für wenige Zeilen Zeit. Dein Brief an den Fuhrmann[1]) ist richtig eingetroffen, und spreche ich Dir in dessen Beantwortung

[1]) Um das Öffnen der Briefe zu vermeiden und zugleich um den Freunden Unannehmlichkeiten zu ersparen, erhielt Freiligrath damals Nachricht unter der Adresse: Mr. Fuhrmann. Der kleine Wolfgang nämlich nannte sich immer einen Fuhrmann.

zunächſt unſer Aller Bedauern über Deinen Unfall aus. Bei alledem kannſt Du von Glück ſagen, daß die Sache nicht ſchlimmer kam. Du hätteſt ſtatt des Nagels den Fuß — das Bein — den ganzen Kerl verlieren können! d. h. den letzteren hätten wir — die Welt, der Commerz und Deine Freunde — verloren; wir hätten Dir aus dem mörderiſchen Blocke einen Sarg zimmern laſſen und auf Deinen Grabſtein geſchrieben: „Erblockt! Im Berufe geſtorben!“ — Nun, laß Dir die Sache zur Lehre gereichen, lieber Sohn; hüte Dich vor weitern Blockattentaten, verhänge über Dein Magazin den Belagerungszuſtand, und ſpieße Dich auch nicht gelegentlich in eins Deiner eignen Kuh- und Bullenhörner! Daß Du jetzt auf's Comptoir fährſt, wird übrigens Deinem Credit nur förderlich ſein. Die Leute meinen, das Geſchäft erlaubte das ſchon; Du wärſt allbereits zu vornehm zum Gehen geworden. Uebrigens Spaß bei Seite: — Ich wünſche von Herzen, daß Du bei Eintreffen dieſer Epiſtel ganz wieder auf und in dem Strumpfe ſein mögeſt! „Vorgeeilt auf rüſt'gen Füßen!“ — NB. Ein Vortheil bleibt es doch immer, daß Du hinfüro beim Nägelabſchneiden einen Nagel weniger zu beſorgen haſt.

Danke für alle Nachrichten! Die abermalige Hinausſchiebung des Cölner Proceſſes iſt eine infame Bosheit! Man will die Leute, deren gewiſſe Freiſprechung man vorausſieht, ſo lange brummen laſſen, wie nur irgend möglich! Daher die (jedenfalls fingirte) Erkrankung des Polizeiraths Sch., da man ſonſt durchaus keinen Vorwand hatte, die Aſſiſen zu vertagen und ſomit die Vorhaft zu verlängern.

Ich bin ſeit Montag in's gelobte Land eingezogen, wo Schweiß und Dinte fleußt, wo man Pfunde, Schillinge und Pence in Reales de Vallon, Mille Reis, Lire, Francs und Mark Banco verwandelt, Corahs und Bandanahs an alle Naſen der Welt verſchickt, hohe und niedrige „Commiſchon“ berechnet, und wo Journal und Hauptbuch mein tägliches Brot ſind. Eine Bowle wäre mir lieber (ohne Frage!) und die Tugend koſtet allerdings Müh — „jedoch, mein Gott, was wäre ſie, wenn ſie nicht rechnen müßte?“ Wenn alles ſtünde, wie es ſollte, müßte ich jetzt freilich billig auf meinen Lorbeeren ausruhen können, indeſſen: Tu l'as voulu, George Dandin! Es wäre eſelhaft, wenn ich mich beklagen wollte, zumal die Verhältniſſe des Comptoirs ſo angenehm ſind, wie ich nur wünſchen kann. Zudem: es iſt nöthig, und was thut man nicht gern für Weib und Kind?!

Was Du die „Recenſion“ in der Allgemeinen Ztg. nennſt, iſt wohl nur die hallunkige Nebenher-Erwähnung in einer der letzten Nummern, bei Gelegenheit der Beſprechung von Gedichten eines gewiſſen Sivers, den Du nicht mit Deinem Collegen Sievers, dem hinkenden Boten, verwechſeln mußt. Es hieß da unter Anderm: meine Phantaſie, unterſtützt von meinem Miſch-

lingsblut, habe Neger, Indianer, Mestizen wie aus dem Boden gestampft; übrigens habe ich nie erlebt, was ich gesungen, sei selbst niemals auf ein Pferd gekommen, während ich doch das Bäumen eines Rosses ꝛc. mit wollüstigem Behagen geschildert habe. — Was läßt sich gegen solche Narrheiten sagen? Ich bin von meinem 15—21 Jahre leidenschaftlicher Reiter gewesen, und meine Eltern, Großeltern und sämmtliche „Ahnen" würden sich nicht wenig verwundern, wenn sie von meinem „Mischlingsblut" läsen. Jetzt, wo ich fern bin, hat das Pack meiner Neider wieder gewonnenes Spiel. Nächstens werden sie mich ganz zum Afrikaner machen.

Frau und Kinder sind wohl, und zu den vier bevorstehenden Geburtstagen der letzteren wird ehestens der 5te erwartet. Alles grüßt! Sei bald wieder gesund, daß der Commerz nicht Rathlos wird!

P. S. Grüße auch, o halb Erblockter, Deinen Docter!

* * *

An Theodor Eichmann.

London, 16. Aug. 52.

Meinen vorigen Brief an Dich schrieb ich in Bury Court zwischen Journal und Kladde, und konnte Dir also das Allerneuste nicht mittheilen. Dies war aber nicht mehr und nicht weniger als mein jüngster Sprosse, der, während ich auf dem Comptoir Buch und Pult zuklappte, 5¼ Uhr Nachmittags gesund, feist und stumpfnasig die vier Wände beschrieen hatte. Und zwar ohne Arzt und Hebamme. Samstags, den 7. August 1852.

Meine Frau war am Morgen noch in Hackney gewesen, hatte mit den beiden Aeltesten Obst und Gemüse eingekauft, und ihnen drauf einen Pudding für ihr dinner gemacht. Wir dachten uns die Sache allerdings sehr nahe, aber doch nicht so brennend nahe, und so schlenderte ich denn vom Comptoir gemüthlich per pedes nach Hause. Käthe und Wolf machten mir um halb sieben die Thür auf, und riefen jubelnd: „Der Storch hat ein baby gebracht." Ich in drei Sätzen die Treppe hinauf! Da war denn Alles in Richtigkeit! Meine Frau lächelte mir fröhlich entgegen, und der Junge lag stattlich und krebsroth neben ihr. Es ist ein famoser, kräftiger Kerl und wird wohl dem Otto nachschlagen. Der Arzt war wirklich eine halbe Stunde zu spät gekommen, doch war auch ohne ihn Alles gut von Statten gegangen. Frau Pearse, unsre gute Freundin und Nachbarin, und die schnell herbeigerufene Wochenwärterin hatten geholfen, so gut es ging, und als der dicke Mediciner endlich kam, wurde ihm der jüngste Freiligrath schon entgegengetragen. Die ersten acht Tage sind nun herum, und Alles geht so leicht und trefflich von Statten, wie wir nur wünschen können! Helfe Gott weiter, ist die gute alte Redeweise!

So viel für heute! Otto kramanzelt um meine Füße herum, Käthe bettelt um den Grimm, und Wolf will die Bilder zum geſtiefelten Kater. Louischen aber ſteht neben mir und küßt meine Lenden.

P. S. Wolfgang fragt mich eben: Papa, ſoll das baby auch ein Schreiner werden? Er will nämlich ſelbſt einer werden.

* * *

An Theodor Eichmann.

8. Bury Court Samſtag, 2. 10. 52.

Auch heute nur wenige Worte, da ich erſt in nächſter Woche zu einigem Aufathmen zu kommen hoffe.

Dank für die mitgetheilten Zeitungsſchnippel. Es iſt ein Glück, daß es nicht durch Druckfehler heißt: „Schneider Freiligrath und Dichter Nothjung."

Meiner früheren Bitte um Einſendung der Cöln. Zeitung für die Dauer des Proceſſes unter Kreuzband, täglich, bitte ich Dich jetzt eingedenk zu ſein. Wenn es möglich iſt, ſo laß gleich am Montag Abend die erſte Nummer abrutſchen. — Adreſſe Fuhrmann, wenn Dir das lieber iſt. Ihr ſeid doch ſämmtlich Angſthaſen.

Der Fuhrmann, will ich hier erwähnen, befindet ſich mit den Seinen vortrefflich. So thut auch der liebe, lächelnde und krähende Minimus, den wir Byron und Shelley zu Ehren George Percy genannt haben, und ihn Percy rufen werden, wenn er erſt auf einen Ruf hört.

Meine Engliſche Anthologie erſcheint nun beſtimmt noch im Laufe dieſes Monats. Hallberger, dem ſie zu ſtark geworden war, wollte eine ganze Abtheilung „The Sea and the Sailor" herausnehmen, wodurch der Organismus des Buches total geſtört worden wäre. Die Correſpondenz darüber hat viel Zeit weggenommen und zum Theil die Verſpätung veranlaßt. Es iſt ſchlimm, daß das Buch nicht mehr in dieſer Reiſeſaiſon erſchienen iſt, dafür können es aber die Engländer in der nächſten kaufen. Auf nächſte Weihnachten aber gibt es für Engliſch lernende Damen kein ſchöneres Geſchenk! Upon my word, Sir! —

Gott mit Euch, liebe Söhne! Seid brav und tugendhaft und hütet Euch vor Complotten.

Euer Schneider F. Fth.

* * *

Herrn Boelling & Eichmann.

Düſſeldorf.

London, 8. Novbr. 1852.

Die jetzt ſchon ſeit vier Wochen andauernde Auction hat bisher zu wenig beſtimmte Reſultate geliefert, als daß wir uns hätten veranlaßt ſehen

können, Ihnen und andern Freunden mit Bericht darüber aufzuwarten. Auch heute noch enthalten wir uns aller Details, glauben aber doch schon im Allgemeinen andeuten zu dürfen, daß das Ergebniß ein befriedigendes sein wird, und daß kaum ein Zweifel besteht, daß Inhaber von Büffel- und andern Hörnern sich solche in den nächsten acht Tagen gründlich werden abgelaufen haben. Die Waare fiel im Ganzen zu spitz, d. h. man hatte sie zu sehr auf die Spitze getrieben, als daß nicht bei der leisesten herzhaften Berührung Bruch hätte entstehen müssen. —

Von Mahagoniholz haben wir kürzlich verschiedene hübsche Zufuhren gehabt und hoffen, daß Sie recht bald Anlaß nehmen werden, uns wieder mit einer Ordre darin zu erfreuen. Hörner flau, Pferdeschweife angenehm, Elfenbein begehrt, Perlenmutterschalen ohne Umsatz, Schildpatt äußerst gefragt und steigend.

NB. Wären Sie nicht geneigt, uns einige Partiechen Rhein- und Moselwein, Cardinalessenz ꝛc. ꝛc. in Consignation zugehen zu lassen? Der mit Sicherheit zu erwartende günstige Ablauf der Auction (und ihrer Hörner) stellt bedeutende Heiterkeit und daraus hervorgehenden namhaftesten Consum in Aussicht.

Mit bekannter freundschaftlicher Hochachtung

stets ergebenst

pr. proc. Fuhrmann Percy & Co.

Otto Portier.

* * *

Die Scherzreden dieses Briefes beziehen sich selbstverständlich auf den damals verhandelten Kölner Prozeß.

An Heinrich Koester.

London, 12. Dez. 1852.

Lieber Freund (der Jugend und der meinige!)

Indem ich endlich dazu komme, Deinen letzten lieben Brief zu beantworten, gratulire ich Dir zuerst und vor allen Dingen auf's Herzlichste zu Deiner Verlobung. Du hast da den gescheitsten Streich gemacht, den Du machen konntest. Eine „bessere Hälfte" hat Dir längst Noth gethan, und daß Deine Wahl auf ein so liebenswürdiges und vortreffliches Wesen gefallen ist, macht Dir Ehre und mir Freude. So tritt denn, o nunmehr Hundertjähriger, noch immer nicht zu spät in den theuern Orden ein, auf daß dermaleinst eine (dann schon selbst ergrauende und dem ersten Hundert sich nähernde) Descendenz dem Zweihundertjährigen die Augen zudrücken möge! Nimm meinen besten Segen, und gestatte, daß ich (Mentor'n gleich in Allem,

owohl an Geſtalt wie an Stimme)[1]) Euch hiermit gerührt und feierlich ‚uſammenmeckere! Amen! Und gewiß mit Freuden — wie Käthe ſagt. —

Viel Neues über mich und uns kann ich Dir diesmal nicht ſchreiben. Meine Frau hat vorige Woche an einer ſehr heftigen Grippe gelitten, iſt aber etzt wieder auf der Beſſerung. Die Kinder ſind Gottlob wohlauf und vachſen und gedeihen, daß es eine Luſt iſt. Der Kleinſte iſt ein famoſer ſtarker Kerl — ganz die Statur und Kräftigkeit des Otto, und dabei ein ſüßer, lächelnder Burſch, der immer kräht und fidel iſt. Ich ſelbſt bin geſund und ſchnurre mein Comptoir täglich ſo regelmäßig ab, wie ein Uhrwerk. Es ſind 8—9 Stunden — nicht zu viel alſo, und die Arbeit iſt weniger abſpannend, als die eines Kinderfreundes (und Jugenderziehers). So bin ich denn meiſt des Abends noch aufgelegt zu geiſtigem Schaffen, und habe dies und das unter den Händen, was im nächſten Jahre, wie ich hoffe, ſucceſſive an's Licht treten wird. Von den engliſchen Sonettiſten des 16. und 17. Jahrhunderts, von denen ich (Shakeſpeare incluſive) eine Ueberſetzung und Auswahl beabſichtige, wirſt Du Proben im Morgenblatt finden. Im Ganzen bin ich mit meiner Lage durchaus zufrieden, und würde, ſelbſt, wenn ich es könnte, bei der politiſchen Lage Deutſchlands im Augenblick keineswegs an eine Rückkehr denken. Dies nebenbei zur Berichtigung einer Ente, die kürzlich auf den Waſſern deutſcher Zeitungen herumſchwamm.

* * *

An Theodor Eichmann.

London, 14. März 1853.

Lieber Alter, Freund und Commerzienrath!

Deine drei Briefe liegen vor mir. Ich bin diesmal in der That ſchändlich faul geweſen, zähle aber auf Deine gewohnte Nachſicht und Vergebung, vollends wenn ich Dir ſage, daß ich im neuen Jahr (zu dem ich Dir nachträglich auch noch das beſte Glück wünſche) faſt immer unwohl geweſen bin. Ich hatte einen wahren Alten-Kerls-Huſten, der mich Tag und Nacht mit ſeinen Paroxysmen heimſuchte und mich, wenn ich Abends erſchöpft nach Hauſe kam, zu allem Briefſchreiben und andern Privatarbeiten untauglich machte. Dazu kam noch gelegentliches Unwohlſein der Meinen. Jetzt geht aber Alles wieder ziemlich gut, und das Frühjahr, welches ſich ſeit einigen Tagen mit Macht ankündigt, wird, hoffe ich, dem Reſte unſrer Winterleiden wohl den Reſt geben. Der Kaſtanienbaum vor unſerm Haus treibt ſchon ſeine dicken, halb geplatzten Knospen, die Sonne ſcheint warm und die

[1]) Hier iſt eine höchſt poſſierliche, aus einem Witzblatt ausgeſchnittene Karikatur, einen Geiſtlichen auf der Kanzel darſtellend, eingeklebt.

Hühner legen Eier. Sogar die Schwalben, will meine Frau mir weiß machen, ſollen ſchon wieder da ſein. Ich glaube es ihr noch nicht: jedenfalls aber ſoll die Schwalbe dieſes Briefes zu Dir flattern und Dir zwiſchen Deinen Büffelſpitzen und Mahagoniblöcken ein anmuthiges Gezwitſcher veranſtalten.

Viel Neues kann Dir die Briefſchwalbe leider nicht vorzwitſchern. Sie kommt nicht ſo weit her, wie jene andern Schwalben im „Schwalbenmährchen," wenn allerdings auch der, der ſie ſchickt, ein „träger Kaftanträger" iſt. Käme ſie von Süden hergeflogen: über die Lombardei, über die Donau, ſo wüßte ſie vielleicht Etwas zu erzählen! Eine trübe, traurige Geſchichte freilich! Aber ſo kündigen ſich Erdbeben an! So bereiten ſie ſich vor! Der Boden wird zeitig genug wieder auseinander krachen! — — —

Die Schwalbe iſt nun fertig. Sie zwitſchert Dir nur noch viele freundliche Grüße von meiner Frau und meinen Kindern, und bittet Dich ſchließlich, bald eine Gegenſchwalbe zwitſchern zu laſſen, und dann auch zu ſagen, wann Du in dieſem Jahre Deine Reiſe hierher vor haſt. Ich freue mich von Herzen Dir wieder ein Mal die Hand drücken zu können. Nochmals Adieu, altes Haus!

* * *

An Theodor Eichmann.

[London] 23. März 1853.

Vor allen Dingen und aus ganzer voller Seele meinen warmen, aufrichtigen Glückwunſch! Ebenſo den meiner Frau und das donnernde „Hurrah!" meiner Kinder (mit Ausnahme des annoch unvernünftigen natürlich)!

Deinen vorletzten Brief erhielt ich am Sonnabend und den letzten vorgeſtern. Ich wollte jenen erſt gleich beantworten und Balſamworte des Troſtes in Dein unruhiges Herz träufeln: eine richtige Ahnung ſagte mir jedoch, daß ich mit meinem Troſte zu ſpät kommen und Montag früh die förmliche Anzeige Deiner Verlobung auf dem Office vorfinden würde. Und ſo iſt es denn auch geſchehen; der alte Herr (er ſoll leben, trotz ſeines Royalismus!) hat ſich an's Herz gegriffen und ſeine Tochter an das Deinige gelegt! Und da iſt ſie gewiß gut gebettet. Denn eine treuere, redlichere Seele, als Dich, gibt es doch nicht, alter Kerl!

Du hätteſt gar nichts Geſcheiteres thun können, lieber Eichmann, als dieſen raſchen Schritt! Dein weiches liebebedürftiges Weſen ſehnt ſich längſt nach ſeiner Ergänzung durch ein liebes gutes Weib! Dies haſt Du jetzt gefunden und mit ihm, wie ich keinen Augenblick zweifle, das beſte, reinſte Glück, deſſen wir überhaupt theilhaftig werden können. Deinem Leben iſt jetzt ein Inhalt gefunden. Du weißt, wofür Du Dich mühſt; Du weißt,

wo Du Ruhe und Frieden zu ſuchen haſt. Du haſt ein Herz und Du haſt einen Heerd!

Grüße Deine Marie recht herzlich von mir und von Ida! Wir betrachten ſie ſchon jetzt als unſre liebe Freundin, und hoffen, ſie ſpäter auch perſönlich kennen zu lernen. Willſt Du nicht die Hochzeitsreiſe mit ihr nach England machen? Deine Vermählung findet doch ſicher noch dies Frühjahr ſtatt, etwa im Mai? Dann iſt es ſelbſt in England ſchön und warm, und Du könnteſt der jungen Frau ſchon einen Trip in's Land des Regens und der Nebel zumuthen. Ueberlege es mit ihr!

Jedenfalls laßt mich bei Zeiten wiſſen, wann die Hochzeit iſt. Es iſt das durchaus nöthig, damit ich mich mit dem Carmen nicht verſpäte, welches — wie ſich von ſelbſt verſteht — ein in allen Regenbogenfarben prangendes ſein, und ſelbſt Koeſter's berühmt gewordenes Geburtstagscarmen übertreffen wird. So wärſt Du denn wirklich glücklich unter der Haube, alter Freund! Ebenſo Koeſter! Nur noch Boelling und Scheller fehlen aus unſerm Düſſeldorfer Kreiſe. Aber wer weiß, ob nicht auch die Hauben ſchon in der Luft ſchweben, die beſtimmt ſind ihnen auf's Haupt zu fallen. Möge ihnen Dein Beiſpiel ermunternd vorleuchten!

Und nun für heute Adieu, alter Freund, Bräutrich (wie man in Schleſien nach der Analogie von Ente — Entrich, für Bräutigam ſagt), und laß, wenn Dein Glück und Deine neuen Pflichten Dir Zeit laſſen, recht bald wieder von Dir hören!

„Leb' wohl!" brauch' ich Dir kaum zu wünſchen. Du ſitzeſt jetzt dem Wohlleben im Schooße und lächelſt auf uns Junggeſellen und bereits zehnjährige Ehekrüppel mit Bräutrichsbehagen bedauernd herab. Gott ſegne Dir Dein Glück, lieber, treuer Freund!

* * *

An Theodor Eichmann.

London, 19. April 1853.

— Vor allen Dingen drücke ich Dir nochmals meine aufrichtige Freundestheilnahme an Allem aus, was Du mir über Dein glückliches Verhältniß ſchreibſt, das Dir, deß bin ich ſicher, je länger je mehr reines und ächtes Glück bringen wird. Rüſte jetzt nur mit Macht zur Hochzeit, damit ich nächſtens ſingen und ſagen kann wie folgt:

Auf und ſtimmt die Büffelhörner!
Cimbaln, Flöten und ſo ferner,
Stimmt ſie feierlich und hehr!

Kuchen backt und Maccaroni,
Und vom feinſten Mahagoni
Richtet einen Torus her!
u. ſ. w.

Iſt das nicht eine anmuthvolle Weiſe? Und macht ſie Dir nicht Luſt, bald das Ganze zu hören? Das wird aber nur gewährt, wenn die Zeit gekommen iſt. Darum führe ſie bald herbei, alter Junge! —

* * *

An Theodor Eichmann.

[London], 10. Auguſt 53.

Tauſend herzliche Glückwünſche zum Einlaufen in den Hafen der Ruhe und des ſtillen häuslichen Glücks, des beſten, das uns hienieden blühen kann! und eben ſo viele Dankſagungen, Dir und Deiner lieben Frau — der nunmehrigen Commerzienräthin for ever! — für Eure guten freundlichen Briefe, die mir, wie meiner Ida große Freude, zugleich aber auch, als wir von Eurer Beſteigung des Rolandsecks ꝛc. ꝛc. laſen, etwas Heimweh gemacht haben. —

Geſtern waren Marxens Kinder bei den meinigen. Am Abend ließ ich, ihnen zum Plaiſir und nebenbei, oder vielmehr hauptſächlich zur Nachfeier Deiner Hochzeit, einen Luftballon ſteigen. Auf den Hackney Downs, Du kennſt den grünen Platz in meiner Nähe. Die Geſchichte ging vortrefflich — was ein Glück war, denn es hatte ſich eine Unzahl Menſchheit um uns verſammelt, Kinder, Kindermädchen, Ladies and Gentlemen, die uns arg verhöhnt haben würden, wenn wir nicht reüſſirt hätten. Aber, wie geſagt, es ging ſplendid, und die acht Flüchtlingskinder waren mit ihrem Ballon die Helden des Abends. Ein anſehnliches Regiment! und wie haben ſie Hur — raaaaahhh! geſchrien! Vor und nach der Auffahrt ſchoß ich der ſtaunenden Verſammlung aus reiner Menſchenliebe und ohne Zinſen was vor, d. h. nicht aus meiner Taſche, ſondern mit dem Dir bekannten Barbarenbogen. —

* * *

An Wolfgang Müller.

3 Sutton Place, Hackney,
London, 2. Oct. 53.

Ich bin eben mit dem Abſchluß einer Anthologie „Dichtung und Dichter" beſchäftigt, in die ich, zu meinem großen Bedauern, bis jetzt nichts von Dir aufnehmen konnte, weil diejenigen Deiner Bücher, die Zweckdienliches enthalten dürften, mir hier nicht zur Hand ſind. Die Sammlung, deren Plan — ſoviel mir bewußt — neu iſt, bringt in ihrer erſten Abtheilung

eine organisch gegliederte Reihe von Gedichten auf und über Kunst, Poesie, Sprache, Sylbenmaße u. s. w. u. s. w. — gewissermaßen eine Aesthetik und Poetik in Versen. In der zweiten Abtheilung sodann, chronologisch geordnet, eine Folge von Liedern auf deutsche Dichtung und deutsche Dichter von der frühesten Zeit bis herab bis heute: — eine Geschichte unserer poetischen Literatur aus dem Munde der Poeten selbst! — Die dritte Abtheilung endlich befaßt sich mit den Dichtern des Auslandes, alten wie modernen.

Die erste Abtheilung ist bereits in die Presse gegangen, und kann also einstweilen (d. h. bis zu einer zu erhoffenden 2. Auflage) durch keine weiteren Zusätze bereichert werden. Könntest Du mir aber nicht dies und das für die 2. und 3. Abtheilung geben? Du hast gewiß in diese Abtheilung Passendes liegen oder gar schon drucken lassen. Bitte, vertraue es mir an, und sei im Voraus versichert, daß Du nicht in schlechte Gesellschaft kommen wirst.

Jedenfalls, wenn Du mir nicht anders dienen kannst, schick' mir eine Abschrift des Gesanges Deiner „Rheinfahrt", worin Du die rheinischen Dichter vorüberführst. Ich möchte wenigstens einzelne Portraits daraus nicht missen. Aber das muß ich Dir mit Nachdruck an's Herz legen: — ich bin eilig — eiliger als ich Dir sagen kann! Darum, was Du thun willst, das thu' bald! d. h. in acht bis höchstens zehn Tagen! Weißt Du kein Gedicht auf die Gudrun — etwa in der Art wie Vater Simrock in seinem Liede „Der Nibelungenhort" die Nibelungen tractirt hat? Desselbigen gleichen keins auf den Sängerkrieg auf der Wartburg? Ist Dir dergleichen bekannt, so leg' mir eine Abschrift bei! Du verpflichtest mich in Ponto lebenden durch solche Gefälligkeit zwiefach! Gibt nicht Grabbe in einem seiner Hohenstaufen-dramen eine Beschreibung des Wartburgkrieges? Es ist mir so, doch kann ich mich irren. Wenn es Dir möglich ist, so sieh einmal nach. Vielleicht ließe sich Gebrauch davon machen.

* * *

An Wolfgang Müller.

London, 14. Dec. 53.

Deine rasche und freundliche Gewährung meiner Bitte hätte einen früheren Dank verdient: ich bin aber in diesen letzten Monaten mehr ein Lastpferd denn ein Mensch gewesen und zähle darum auf Deine Nachsicht! Von Deinen poetischen Mittheilungen habe ich zwei benutzt: „Die Wunderblume", ein capitales Gedicht, das für die Stelle des Buches, an der es steht, wie gemacht scheint, und die Strophen auf Goethe aus der „Rheinfahrt". Auf Frauenlob hatte ich schon zwei Gedichte (von Simrock und der Stolterfoth), und ebenso waren Platen und Immermann vertreten. Die andern schönen Sachen aber ließen sich nicht verwenden, weil ich die ganze dritte Abtheilung

(die, wie Du Dich erinnern wirst, den ausländischen Poeten gewidmet sein sollte) der Aengstlichkeit der Verleger, denen das Buch zu stark zu werden drohte, geopfert habe. Nimm nun für alle Deine Güte und Bereitwilligkeit meinen herzlichen und aufrichtigen Dank! Sei mir wegen des Nichtgenommenen nicht böse, und möge Dir das Aufgenommene in seiner neuen Umgebung neue Freude machen.

Das Buch, denke ich, ist jetzt fertig und wird — leider etwas spät für die Weihnachten — seine Reise in die Sortimentshandlungen angetreten haben. Ich werde mich freuen, wenn es Dir gefällt, und habe, damit Du es gleich in Händen hast, dem Verleger Auftrag gegeben, Dir ein Exemplar zu schicken. Sage mir aufrichtig, was Du von dem Dinge hältst, und wenn ein öffentliches freundliches Wort Deiner Ueberzeugung nicht zuwider läuft, so sprich es aus, womöglich in der Cölnischen Zeitung. Die Anlage der Sammlung ist gewiß gut und, soviel ich weiß, auch neu, was aber die Ausführung angeht, so bin ich darüber im Augenblick, nach aller Arbeit des Lesens, Auswählens, Arrangirens und zum großen Theil selbst Abschreibens, fast ohne Urtheil, und möchte drum gern von einem Kerl, der frisch an die Sache herantritt, und sonst das Zeug dazu hat, eine offene und ehrliche Meinung hören. Halte, ich bitte Dich sehr, nicht damit hinter dem Berge.

Des Wohlseins und des Wachsens Deiner Familie freue ich mich von Herzen. Auch bei mir steht Alles wohl, und meine beiden Aeltesten, obgleich sie zumeist nur Englisch sprechen, machen sogar schon deutsche Reime.

Wenn Du mir wieder schreibst, so laß' mich doch auch wissen, was die alten, mir zum Theil längst verlorenen Freunde anfangen? Siehst Du Simrock zuweilen? Genießt Hoffmann in seiner Neuwieder Verbannung noch immer seine preußische Pension? Wo liegt denn das westphälische Schloß Levin's mit den Gespensteraugen? Und Geibel ist Ordenskapitular und in den anno 1848 abgeschafften Adelsstand erhoben worden?

Die Türken haben Gottlob Prügel gekriegt. — Je mehr, desto besser! Denn dann gibt's doch wohl endlich Verwicklungen, die zu etwas führen. Es kann noch ganz hübsch kommen. Nächstens erklärt sich hoffentlich Preußen für Rußland, dann stehen im Umsehen die Franzosen am Rhein, die Russen in Berlin, und von Deutschland bleibt nur so viel übrig, um die Schlacht am Birkenbaum schlagen zu können.

* * *

An Theodor Eichmann.

[London], 30. Dec. 53.

Mein lieber guter treuer Freund!

Tausend, tausend Dank für Deine Nachsicht mit meinem langen Schweigen!

Ich verdiene sie allerdings, denn Köster hatte vollkommen Recht, wenn er Dir sagte, daß meine Zeit augenblicklich zu sehr in Anspruch genommen sei, um meinen Freunden regelmäßig und ausführlich zu schreiben. Die Tage, und in dieser Zeit der Abschlüsse auch die Abende, vergehen mir auf dem Comptoir; dann die Zeit, welche durch den Hin- und Herweg zur Stadt täglich aufgefressen wird; dann die wenigen geselligen Bezüge, die man hat und die man doch nicht ganz und gar aufgeben darf, wenn man nicht Einsiedler werden will. Dazu gelegentlich eigenes Unwohlsein und Unwohlsein der Familie und den ganzen Sommer und Herbst Nacht für Nacht Beschäftigung mit der jetzt erschienenen Anthologie, so daß ich oft nicht wußte, und weiß, wo mir der Kopf steht. Abends bin ich müde und ab, und oft kaum im Stande, noch ein Buch in die Hand zu nehmen, geschweige denn einen Brief zu schreiben. Leidet doch selbst meine Muse unter diesem Plack! — Alles dies, lieber Eichmann, soll keine Klage sein (denn Georg Dandin hat es ja gewollt), sondern bloß eine Andeutung, wie es zugeht, daß ich oft so lange, und zwar auf wiederholte Mahnungen und wichtige Nachrichten, nichts von mir hören lasse.

Deine letzten Briefe enthalten des Traurigen und Schmerzlichen viel. Der Tod des redlichen Hasenclever hat mich erschüttert: ein großer Künstler und ein braver liebenswürdiger Mensch sind mit ihm zu Grabe getragen, und es bleibt Einem Nichts als das dumpfe Starren auf die frische Scholle und jenes krampfhafte Zucken um den Mund, wenn die Thräne in's Auge tritt und man sie, zu stolz um sie zu zeigen, in sich hineinfressen muß. Drücke Jansen die Hand für mich, und sage ihm, ich wisse, was er verloren, und ich traure mit ihm. Bitte ihn auch, der Frau Hasenclever mein und meiner Frau aufrichtiges Beileid auszusprechen. —

Der Tod hält Musterung, lieber Eichmann, der Kreis der Freunde lichtet sich und wird kleiner, die Schatten fallen länger, es wird Abend. Laß uns, die wir noch leben, darum um so fester aneinander halten! Einstweilen wollen wir dem Sensenmann noch trotzen! Wir dürfen, wir können noch nicht fort: Wir sind den Unsern noch zu nöthig. Ach, an den Grund kehrt sich der Schnitter freilich nicht!

Dies Jahr hat entsetzlich unter meinen Freunden aufgeräumt: Auch Duller, auch Schnezler (die beiden letztern ganz in meinem Alter) sind gegangen! Ich mag nicht daran denken! — —

* * *

Ausgang 1853 tritt ein neuer Freund in Freiligraths Lebenskreis, Dr. Karl Elze, damals in Dessau, später Professor in Halle; zur Erforschung

engliſcher Literatur machte er wiederholt Reiſen nach England und Schottland, und bleibt dem Dichter fortan bis zu ſeinem Lebensende freundſchaftlich verbunden.

An Karl Elze.

Freitag Abend, den 14. Jan. 1854.

Das wäre nun Alles ganz ſchön und wohl, lieber Freund, wenn ich nicht ſeit geſtern Morgen Hausarreſt hätte, und mich zur wahrſcheinlichen Abfahrt ins beſſere oder ſchlechtere Jenſeits rüſten müßte. Aber ſo iſt es leider! Campherkiſſen umfangen mir Hals und Wangen, blue pills und black draughts ſtürmen durch mein Gebein, und aus den Waſſerflüſſen Babylon laß' ich mir Fußbäder kochen. In dieſer bußfertigen Verfaſſung (d. h. verhüllten Hauptes und die Beine, die enthoſeten, in den erwärmten Waſſerflüſſen) wurde ich geſtern auch durch das erſte Exemplar meiner Sammlung „Dichtung und Dichter" überraſcht. Es war nicht wenig erſchüttert, mich ſo elend zu finden. — —

Alſo gehen Sie künftigen Montag allein zu Chapman.[1]) Sie werden ſich gewiß gut unterhalten, und wenn der Campher und die Gewäſſer, die erwärmten, mich noch einmal retten, ſo treffen wir uns dann Montag über 14 Tage bei dem Anwohner des Strandes.

* * *

An Theodor Eichmann.

[London] 23. April 1854.

Lieber alter Freund!

Du mußt und wirſt mir nicht zürnen, daß ich wieder einmal eine lange Pauſe in unſerer Correſpondenz habe eintreten laſſen. Im Januar war ich krank und mußte mich, wenn auch nur kurze Zeit, zu Hauſe halten. Dadurch entſtand nachher vermehrte Bureau-Arbeit, vollends, da zwei Clerks (von wegen ſchlechter Salaire) ausgetreten ſind und ihre Stellen, nach langem Hin- und Herverſuchen mit untauglichen Subjecten, erſt kürzlich wieder leidlich beſetzt wurden. Ich hatte inzwiſchen doppelt und dreifach zu thun, war mehr als je verſtimmt und malkontent, und bin deswegen auch in meiner Freiſtunde zu Nichts Rechtem für mich ſelbſt gekommen. Freundſchaftlicher Briefwechſel hat ſelbſtredend auch darunter gelitten. Gott beſſer's, und ſei Du vor allen Dingen mir nicht böſe, alter Kerl! —

Uns, hoffe ich, wirſt Du bei Deiner bevorſtehenden Reiſe nach London die Alten finden. Was uns hier drückt und unangenehm iſt, ſind am Ende

[1]) Buchhändler zu London, deſſen Haus Dichtern und Schriftſtellern offen war.

doch nur Aeußerlichkeiten. Im Innern ſind wir dieſelben — uns und unſern Freunden! Der Kampf mit dem Leben macht uns oft wohl müde, aber hat uns einſtweilen weder aufgerieben noch ſtumpf gemacht. Unſere Trompeter aber, unſere Kinder, in dieſem Kampfe wachſen und gedeihen herrlich, und machen ſchon dadurch (ohne daß es eigentlich noch ihrer anfeuernden Schreie bedürfte) Muth und Luſt, voranzuringen. Du wirſt Dich freuen, wenn Du das kleine Völkchen wiederſiehſt. Käthe, die jetzt tanzen lernt, und Wolf laſſen mehr und mehr ein vernünftiges Wort mit ſich ſprechen, Wieschen und namentlich Otto ſind Prachtkinder, und der kleine Percy, der Otto ſehr ähnlich und ihm ſchon über die Schulter gewachſen iſt, läuft und tobt mit den Andern um die Wette. Die kleine Heerde iſt unſer ganzes Glück, und ſolange ſie geſund iſt, fühlen wir uns reich und bevorzugt, trotz aller Sorge und aller Einſamkeit! —

Deine Mittheilungen über meine Anthologie „Dichtung und Dichter" ſind mir ſehr intereſſant geweſen, und ich danke herzlich dafür. Die Aufnahme, die „Dichtung und Dichter" gefunden hat, iſt eine ſehr günſtige geweſen, und freundliche Beſprechungen ſind mir in Fülle bekannt geworden. Auch eine Menge anerkennender Privaturtheile (zum Theil von alten Freunden, die mir das Buch wieder zugeführt hat) ſind mir zugeflogen. Im Ganzen läuft das Urtheil darauf hinaus, daß ich etwas Gutes, in der Idee etwas Neues und in der Ausführung Gelungenes gebracht habe: und vor allen Dingen, daß in dieſer Sammlung über Dichter und Dichtung die Sammlerhand eines Dichters nicht verkannt werden kann. — Daß man lieber neues Eigenes von mir läſe, als ſolch ein Sammelwerk, kann mich natürlich nur freuen: es würde jedoch eine verfluchte Hoffarth von mir ſein, wenn ich deswegen, weil ich einen Namen habe, mich für eine Arbeit dieſer Art zu gut halten wollte. Haben nicht Schwab, Simrock und andere Poeten gleichen Ranges ähnliche Sammlungen veranſtaltet? Ich komme zur rechten Zeit auch ſchon mit Eigenem wieder. Eher, als über meine Beſchäftigung mit ſolchen Sachen ſollte man ſich billig wundern darüber (und es zu verhindern ſuchen), daß ich Tag für Tag über Journal und Hauptbuch hänge, und die friſcheſte Kraft meines Geiſtes über Facturen, Coursberechnungen, Bilanzen und wie der Dreck ſonſt heißt, verdampfen laſſen muß, eh ich mich zu dem wenden kann, was doch wohl eigentlich mein Beruf iſt. Publicus hat gut reden.

Vor ein paar Nächten war ich mit dem guten Haas im Traum zuſammen. Wir waren vergnügt und glücklich — daß der Freund längſt bei Derendorf unter dem Raſen liegt, daß die erſten Frühlingsblumen ſchon aus ſeinem Hügel hervorſprießen, von alledem wußte der Traum nichts. Ich träume jetzt überhaupt viel von den Todten und den Entfernten — auch

der Rhein, breit und ſtolz und ſonnenbeglänzt, fluthet oft durch meine Träume. So ſah ich ihn noch vorige Nacht, im Rheingau ſchien's oder oberhalb Mainz, Oppenheim gegenüber. Meine Träume ſind wirklich voll Heimweh's — wach und am Tag hab' ich keine Zeit dazu. — —

* * *

An Theodor Eichmann.

London, 1. Juni 1854.

Dir und Deiner guten Marie, in meinem und Ida's Namen, die allerherzlichſten Glückwünſche zur Ankunft des holden Töchterchens! Wir können uns Euern innern Jubel denken, und freuen uns von ganzer Seele, daß Alles ſo raſch und glücklich von Statten gegangen iſt.

So wäre nun alſo das erſte Abſenkerchen an dem alten knorrigen Eichſtamm in die Höhe geſchoſſen! Möge das zarte ſchwanke Reis wachſen und gedeihen! möge es zu einem anmuthigen, graden, geſunden Bäumchen emporſtreben! mögen alle, alle Wünſche, die ſein junges Grün umflüſtern, überreichlich in Erfüllung gehen! Gott ſegne das liebe junge Weſen!

Ich möchte Dich ſehen, alter Kerl, wie Du der Kleinen die Cour machſt, wie Du Dich bei ihr zu inſinuiren ſuchſt, wie Du ſie hätſchelſt und verhätſchelſt. Aber, nicht wahr, jetzt fühlſt Du erſt recht, daß Du lebſt, daß Du Menſch biſt — mehr ſogar, als da Ihr (wie glücklich ſonſt auch) nur noch zu zweien wart?! Zur Entwicklung aller Anlagen, die in einem Kerl ſchlummern, zur Entfaltung alles deſſen, was er mit ſeinem Herzen und ſeinem Geiſte zu präſtiren vermag, gehört nothwendig, daß er Vater iſt! Die Eltern verknüpfen uns mit der Vergangenheit, die Kinder mit der Zukunft! Nur mit Kindern ſind wir ein Glied, ein aus der Vergangenheit in die Zukunft hinüberführendes, in der großen Menſchheitskette; ohne Kinder nur ein loſer abgeſprungener Ring! Darum fühlt man ſich auch erſt ganz als Kerl, wenn man Kinder hat! Du wirſt das ſelbſt jetzt empfinden!

Nun, lieber Eichmann, laß Dir die Kleine beſtens empfohlen ſein! Erzieh' ſie rechtſchaffen; — wer weiß, ob ſie nicht einmal meine Schwiegertochter wird?! Ich habe meinen Jungens ſchon von ihr geſprochen! Das ſoll aber eine Hochzeit ſein (heut über achtzehn Jahre) und wir alten Kerle wollen dabei ſagen: Das Leben iſt doch ſchön!

Vor der Hochzeit will die Kleine freilich getauft ſein, und Du haſt daher vollkommen recht, erſt die Kindtaufe in Ausſicht zu ſtellen. Aber, alter Freund, was meinſt Du damit, uns dazu einzuladen? Stehſt Du vielleicht mit dem Hof in Verbindung und haſt Wind von einer bevorſtehenden *Amneſtie*? oder mit irgend welchen Verſchwörern, und weißt um einen nahen

revolutionären Ausbruch? oder kommt Ihr en famille herüber und laßt hier die heilige Handlung vollziehen? Oder wollt Ihr es machen, wie wir mit dem faſt zweijährigen ungetauften Percy, und die Kleine einſtweilen als Heidin heranwachſen laſſen, bis Friede im Lande iſt und ich wiederkehren und ſie über das Taufbecken halten kann? Stehe Rede und Antwort hierüber, o Gatte und Vater, auf daß ich wiſſe, was in Bänken iſt!

Der Cölner Männergeſangverein hat uns kürzlich die Heimath recht in's Herz geſungen. Einmal ſogar in meinem Hauſe, wovon Dir ein von Koeſter bei mir eingeführtes Mitglied Näheres ſagen kann.

* * *

An Karl Buchner.

[London] 11. Juni 1854.

Lieber theurer Freund!

Ihren Brief vom 14. Febr. erhielt ich durch die beſondere Pünktlichkeit der Gebrüder Katz gegen Mitte Aprils, und nachdem zwei weitere Monate durch's Land gegangen ſind, ſchicke ich mich endlich an, ihn zu beantworten und Ihnen für die große Freude, die Sie mir gemacht haben, recht von Herzen zu danken. Es thut mir wohl, Sie wieder ganz zu den alten Freunden, zu den treu gebliebenen, unverlorengegangenen, zählen zu dürfen, und ich hätte Ihnen das längſt geſagt, wenn ich nicht den beſten, friſcheſten Theil des Tages, heute wie morgen, und morgen wie heute, in trockner ermüdender Berufsarbeit draufgehen laſſen müßte und darnach des Abends faſt immer zu abgeſpannt wäre, noch etwas Geſcheites vorzunehmen. Dazu kam in der letzten Zeit noch allerlei häuslicher Wirrwarr: veränderte Einrichtung, Völkerwanderung aus einem Stockwerk in's andere, Bücherumſtellung ꝛc. ꝛc. — Hoffentlich vergeben Sie mir dies jüngſte Zaudern einiger Wochen eben ſo bereitwillig, wie Sie mir die vorausgegangene Schweigſamkeit vieler Jahre (namentlich der drei letzten auf Ihren freundlichen Brief vom Nov. 1850) vergeben haben. Jener Brief, daß ich es hier gleich erwähne, traf mich mitten im hitzigſten Kampfe um mein beſtrittenes, preußiſches Indigenat. Die rohe Gewalt hatte die Schultern an die Pfoſten meines Hauſes geſetzt; faſt ein ganzes Jahr hindurch hatte ich mir die Stätte, auf der die Bettchen meiner Kinder ſtanden, von vierzehn Tagen zu vierzehn Tagen immer auf's Neue zu erobern. Da ließ ſich ſchlecht correſpondiren. Bald darauf wanderte ich wieder aus; meine Familie folgte mir in wenigen Monaten; ein neuer Heerd wollte gegründet ſein; eine Sorge, eine Mühe, eine Beſtrebung drängte die andere; dann endlich wieder der Plack eines Comptoirs — ach, lieber Freund, Sie ſind nicht der Einzige, dem ich in dieſen Jahren einen Brief

ſchuldig geblieben bin, und ich wollte nur, daß Alle, die in ähnlicher Weiſe mit mir zu rechten haben, mich eben ſo nachſichtig beurtheilten, wie Sie.

Nun kann ich Ihnen aber gar nicht ſagen, wie glücklich Ihre beifällige Aufnahme meiner Sammlung „Dichtung und Dichter" mich gemacht hat, und wie ſehr ich mich Ihnen für Ihre unprovocirten und mir deßwegen um ſo wertheren Bemühungen für dieſelbe verpflichtet fühle. Es ſind mir verſchiedene günſtige Beſprechungen des Buchs zu Geſicht gekommen: keine jedoch, die liebevoller, detaillirter und ſachkundiger darauf einging, als die Ihrige. Ich danke Ihnen herzlich dafür! Mit Ihren Ausſtellungen im Einzelnen bin ich faſt überall einverſtanden, wie ich denn überhaupt, gleich nachdem das Manuſcript fort war, ſehr wohl einſah, was und wieviel eigentlich noch fehlte, um das Buch zu einem durchaus guten zu machen, und wie Manches, hier durch Kürzen und dort durch Zuſetzen, in einer zweiten Auflage zu verbeſſern ſein würde. Da ich heute nur eilen muß, um den Brief endlich abgehen zu laſſen, ſo beſchränke ich mich hier auf dieſe wenigen zuſtimmenden Aeußerungen: Sie müſſen mir aber ſchon erlauben, daß ich in einer meiner nächſten Epiſteln (denn wir werden ja jetzt wohl wieder vor und nach in den Schuß kommen) noch einmal ausführlicher auf den Gegenſtand zurückkomme.

Was Sie mir über Ihr Leben und über Ihre Familie ſagen, habe ich, im Gefühle unveränderter alter Freundſchaft, mit warmer Theilnahme geleſen. Sie können wohl ſtolz und glücklich ſein im Beſitz ſo prächtig herangewachſener, Ihre ſchönſten Hoffnungen ſo herrlich erfüllender Kinder! Möge nun nur auch Ihre liebe Frau, die unveränderlich „Geſchätzte", bald wieder ganz geſund und kräftig werden! Dann, ſollte ich ſagen, fehlt Ihnen Nichts mehr zu einem glücklichen, allweg gemüthlichen Lebensnachmittage, und Sie können Ihr Haupt, wenn es auch grau iſt, dennoch hoch und freudig dem Abend entgegentragen! —

Von uns hat meine Frau der Ihrigen geſchrieben. Auch wir, wie rauh uns auch das Leben inzwiſchen geſchüttelt hat und wie wenig befriedigend auch im Ganzen unſere äußere Lage ſein mag, ſind glücklich in uns und unſern Kindern, die zwar zum Theil noch arge Schreihälſe und Wütheriche ſind, alle aber das beſte Herz haben und mehr oder weniger glückliche Anlagen verrathen. Ich wollte, ich könnte Ihnen und der Ihrigen einmal unſre drei Jungens und zwei Mädchen präſentiren. Jene nenne ich jetzt nach den drei Saracenenbrüdern in Spenſer's Fairy queen: — Sansfoy, Sansloy und Sansioy. Sansfoy iſt Wolfgang, der geborne Skeptiker, der Nichts glaubt, als was er ſieht und greifen kann; Sansloy Otto, der Alles raubt und tödtet, was ihm in den Weg kommt; Sansioy aber unſer ſüßer (am *künftigen* 7. Auguſt zweijähriger) Percy, auf den der Name freilich nicht

durchaus paßt, da er meiſt vergnügt, ein heiteres, lachendes Blondköpfchen, iſt. Ida nennt ihn deswegen auch lieber: Sansroi. Das aber, ſage ich, ſind wir ja Alle, zudem will es wenig ſagen, da es jetzt ſogar der loyalſte Engländer iſt.

Seit September 1851 wohnen wir unverändert im gleichem Hauſe: 3 Sutton Place, Hackney, London, und werden (ſo ſtabil ſind wir geworden) beim Ablaufen unſrer 3jährigen Miethe im künftigen September wahrſcheinlich wieder den Contract erneuern. Vielleicht iſt es Ihnen aber angenehmer, mir nicht direct unter meinem Namen Briefe zuzuſchicken. In dieſem Fall bitte ich Sie, die Briefe in eine beſondere Enveloppe zu legen und die letztere zu adreſſiren: Mr. Joseph Oxford, 8, Bury Court, St. Mary Axe, London. Ich erhalte dann Alles prompt und ſicher.

Grüßen Sie Tenner und ſeinen Schnurrbart [1]), wenn Sie beiden in den Wurf kommen. Auch Profeſſor Felſing (den Sie zwar nicht erwähnen, mit dem Sie aber doch wohl auf dem alten Fuße ſtehen). — Er iſt mir immer ein lieber, treuer Freund geweſen, und hat mir Anhänglichkeit bewieſen, als mancher Andre meine Schwelle mied. Das ſei anerkannt und bleibe unvergeſſen. — Duller — Nodnagel — — — die Liſte iſt ſehr angeſchwollen in den letzten Jahren! Auch Schnezler, der das Darmſtädter Kleeblatt voll macht! — Sehr geſchmerzt hat mich das Scheiden des guten Guſtav Schwab! — Wehren wir uns, lieber Freund!

NB. Mit Künzel habe ich komiſche Erfahrungen gemacht, als er mit ſeinem Thespiskarren vor 2 Jahren hier war. „Ein andermal von ſeinen Thaten."

* * *

An Theodor Eichmann.

[London] 30. Juni 54.

Lieber Eichmann!

Deine letzten beiden Lebenszeichen habe ich erhalten, freue mich des Wohlbefindens der beiden Marien und danke Dir auf's Herzlichſte für Deine Glückwünſche zu meinem leider nunmehr ſchon vierundvierzigſten Geburtstag! Ich habe den Tag durch das Ziehen einer Monatsbilanz verherrlicht. Vorher aber, in der Frühe, gab es Kinderjubel, Kränze, Kuchen und allerlei Gehäkelte von Ida und Käthe; nachher aber, am Abend, grüne Erbſen und ein Glas Sherry. So waren wir vergnügt in uns und unſerm Gott. Dein Brief und noch ein paar andere fliegende Boten aus Deutſchland trugen das ihrige

[1]) K. E. Tenner hatte ſich auf Freiligraths ſchelmiſchen Rat einen Vollbart wachſen laſſen, ein für einen heſſiſchen Staatsdiener jener Zeit höchſt frevelhaftes Unterfangen.

dazu bei. Sonst hat sich natürlich kein Teufel um mich und die wichtige Festivität gekümmert; nicht einmal die Kanonen auf dem Tower sind gelöst worden.

Ich werde Anfangs nächster Woche auf 14 Tage, also bis Mitte Juli ungefähr, eine kleine Erholungstour antreten. Nach dieser Zeit, bis Ende Juli, wird eine andere Säule des Hauses seewärts sich bewegen. Den ganzen Juli also bin ich theils abwesend, theils sehr in Anspruch genommen, und wenn Du es also einrichten kannst, alter Kerl, so komme nicht vor Anfang August. Dann bin ich wieder hier, verhältnißmäßig frei und Dein ergebner Knecht.

Wohin ich gehe, weiß ich noch nicht. Ich bedarf frische Luft und etwas — oder vielmehr viel Wasser. Das Vernünftigste wär' irgend ein Seebad der Süd- oder Westküste und ich ließe mich daselbst gehörig auswehen und abspülen. Solche Nester mit badendem Philisterium sind aber langweilig. Ich möchte auch gern etwas geistige Anregung haben, und schwanke deswegen noch zwischen Jersey, wo ich Victor Hugo begrüßen und ihm für seine „Châtiments" mit erneuertem Respect die Hand drücken würde, und zwischen den Shetland-Inseln, via Edinburgh, allwo ich den Seehunden einige ihrer bis dato unbekannten Volkslieder (eins hab' ich im vorigen Jahr in Prutzens „Deutschem Museum" bereits mitgetheilt) [1]) abzulauschen wünschte. Ich glaube fast, die Seehunde tragen den Sieg davon über Victor Hugo. Es treibt mich wieder einmal in die Natur, zu Felsen und unwirthbaren Küsten voller Mövengeschreis, wo ich in einfachen Verhältnissen und unter einfachen Menschen aufathmen kann nach allem Sturm und allen Niederlagen der letzten Jahre. Komisch wär's, wenn uns hoch oben in der Nordsee ein um's Nord-Kap herumkommender Russischer Kreuzer begegnete und mich vermittelst einer freundlichen Kanonade dennoch wieder an die lausige Politik des Tages erinnerte.

Dabei fällt mir Deine Amnestie ein. Ach, lieber Freund, wenn ich darauf warten soll, um Dein Töchterlein aus der Taufe zu heben, so hat's gute Wege. Sowohl was das Geben als was das Annehmen betrifft. —

* * *

An Berthold Auerbach.

3 Sutton Place, Hackney,
London, 2. Juli 54.

Lieber Auerbach! — Herzlichen Dank für Deine Bücher und Deinen freundlichen Brief! Jene trafen schon vor ein paar Tagen, dieser — obgleich

[1]) Freiligraths Übersetzung der Shetländischen Volksballade siehe Gesammelte Dichtungen 1877, IV. S. 133.

vom 20. Mai — traf mit der Poſt erſt geſtern bei mir ein. Die Bücher, dachte ich mir gleich, konnten nur von Dir ſelbſt kommen. „Da haſt Du ein Packet vom Auerbach!“ ſagte ich meiner Frau, als ich Abends nach Haus kam, „die ſtereotypirten Dorfgeſchichten; auch den neueſten Band; und drei Exemplare vom Leſſing-Epilog in den Kauf. Den aber ſchickt er nur, daß ich ihn in eine künftige Auflage von „Dichtung und Dichter“ aufnehmen ſoll.“ — Wir haben herzlich lachen müſſen, als Dein Brief alle dieſe Vermuthungen nachträglich bis auf's Tüttelchen beſtätigte.

Bedarf es nun noch erſt der Verſicherung, lieber Freund, daß mir Deine Sendung recht in der Seele wohlgethan hat? Laß Dir warm und treu die Hand dafür drücken! Du biſt wirklich faſt der Einzige noch, der mir in ſolcher Weiſe zeigt, daß ich nicht ganz vergeſſen bin drüben, und glaube mir, daß ich das anzuerkennen weiß. Daß ich Euch nicht vergeſſen habe, daß ich, wie verſchlagen auch von der Heimath und wie fern ab den behaglichen Gleiſen einer rein literariſchen Exiſtenz, dennoch treu gedenkend an der Heimath und den alten, ruhig in ihr gebliebenen Freunden feſthalte; daß ich mir einen freien unbefangenen Blick für die geiſtigen Beſtrebungen des Vaterlandes bewahrt habe; und daß mein Herz, trotz alledem und alledem, unverbittert geblieben iſt — das, glaube ich, habe ich durch meine Anthologie „Dichtung und Dichter“ zur Genüge bewieſen, und es freut mich, daß dafür der Eine oder Andere jetzt wieder zu mir kommt. Auch Du, nehme ich wohl nicht mit Unrecht an, biſt wahrſcheinlich zunächſt durch jenes Buch auf den Gedanken gekommen, Dich mir wieder zu nähern. Wie dem auch ſei — Du biſt jetzt da, und wir ſind uns die Alten!

In den neuen Dorfgeſchichten habe ich bis jetzt nur „Erdmuthe,“ „Ein eigen Haus,“ und „Hopfen und Gerſte“ geleſen. Alle drei ſind trefflich, und gehören zu dem Beſten, was Du geſchrieben haſt. Dieſes prüfende Hinabſteigen in die Tiefen der unverbildeten Menſchenbruſt, dieſe feine, ſichere Seelenmalerei ſollen ſie Dir noch erſt nachmachen. Um von Einzelnem zu reden, ſo hörſt Du vielleicht nicht ungern, daß mich das Sommernachtswerk des Franzſeph (ich las es erſt heute in der Frühe und habe darum noch den friſchen Eindruck) ganz beſonders angemuthet hat. Der Gang durch die Nacht, die Mahd im Mondenſchein, der Seelenzuſtand des Mähenden — das Alles iſt in Deiner glücklichen Weiſe, und das Alles konnteſt nur Du uns geben. Wäre ich ein Maler, ich malte zwei Bilder: Deinen nächtlichen Franzſeph und Uhlands Mähderin Marie! Das gäbe zwei Pendants!

Meine Frau rühmt mir den „Lehnhold“ ſehr. Daran will ich mich heute Abend machen.

Mein Heerd wird jetzt von fünf prächtigen Kindern, zwei Mädchen und

drei Jungen, umtobt, die mit uns deutſch, unter ſich deutſch und engliſch, und mit ihren Spielgenoſſen engliſch ſprechen, d. h. die, die ſprechen können, denn der Jüngſte, Percy, ein liebes, deutſches Milch- und Blutgeſicht, wird nächſten Monat erſt zwei Jahr. Meine Frau iſt mir die Alte; ich kann ſie nicht genug lieben und ehren; was ein Weib iſt und vermag, läßt ſich erſt unter Verhältniſſen und in Zeiten erkennen, wie wir ſie durchgemacht haben. Wohl dem, der im Exil ein liebes Weib und liebe Kinder hat. Er iſt nicht ganz ohne Heimath.

* * *

An Karl Buchner.

L. 22. Juli 1854.

Seit ich Ihnen zuletzt ſchrieb, habe ich eine genußreiche Tour nach Schottland gemacht. Ich bedurfte einer Ausſpannung, nach zwei Jahren ununterbrochenen Pulthockens im Dunſte der City that mir Berg-, Wald- und Seeluft wieder einmal Noth. So wandte ich denn mein Geſicht nach Norden, fuhr mit dem Dampfer die engliſche Oſtküſte hinauf nach Edinburgh, ging von dort in's Hochland (Loch Lomond, Loch Katrine ꝛc. ꝛc.) und pilgerte zuletzt in den Süden von Schottland, nach Ayrſhire, zu den Stätten, die mir Robert Burns durch ſein Leben und durch ſeinen Geſang längſt zu heiligen gemacht hat.

Von da wieder nordwärts nach Glasgow, und dann mit dem Mailtrain zurückgeſauſt nach London, in ſeinen Rauch und Staub und Alltagsplack — aber auch an einen ſtillen friedlichen Heerd, zu meiner Frau und zu meinen Kindern. Die Reiſe hat mir außerordentlich wohlgethan; ich bin geiſtig und leiblich erfriſcht heimgekehrt. Das Wetter war prächtig, und Schottland iſt ein ſchönes, herrliches Land. Dabei kamen mir die Leute freundlich und ſelbſt herzlich entgegen. Denken Sie ſich, ſelbſt eine Schweſter von Robert Burns, die einzige noch überlebende, eine ehrwürdige Greiſin von 83 Jahren, (13 Jahre jünger als der Dichter, der 1859 hundert werden würde), habe ich, durch eine Einführung von Robert Chambers in Edinburgh, kennen gelernt. Sie wohnt in der unmittelbaren Nähe des Geburtshauſes und des Monuments des Dichters, in einer beſcheidenen, von Fruchtbäumen und wilden Roſen umgebenen Hütte, wo, wenn ich nicht irre, die Verehrer ihres Bruders ihr ein behagliches, vor Sorge und vor Entbehrung geſichertes Alter bereitet haben. Da lebt ſie nun mit ihren beiden unverheiratheten Töchtern — lebhaften, geſcheiten alten Mädchen —; körperlich noch durchaus rüſtig und ebenſo auch noch von ſeltener Friſche und Lebendigkeit des Geiſtes. Ihre ſchwarzen Augen, die den Feueraugen Robert's gleichen ſollen, ſind

noch immer klar und leuchtend. Ich habe mit den drei Frauen ein paar Stunden in dem ſtillen traulichen Stübchen genußvoll verplaudert. Die Alte wußte noch viel von Robert zu erzählen — ſie war 24, als er ſtarb, und ſchien ſichtlich erfreut, als ich ihr ſagen konnte, wie Burns auch bei uns gekannt und geliebt ſei. Sie ſchüttelte mir beim Scheiden herzlich die Hand — und ich alter Eſel muß geſtehen, daß mir dabei — überhaupt bei dem ganzen Beſuche — wunderlich zu Muthe war. Als ich nachher den Spuren des Dichters an dem von ihm beſungenen Flüßchen Doon nachging und ſeinem Leben nachdachte, war ich weicher, als man eigentlich ſein ſoll. Doch wer ſoll am Ende für den Dichter fühlen, wenn nicht der Dichter?

Meine Frau konnte mich auf dieſer Tour nicht begleiten, doch denke ich ſie, mit den beiden älteſten Kindern, im Auguſt oder September noch auf einige Wochen an die Südküſte, in irgend eins der dortigen Seebäder, zu bringen. Wir ſind Alle wohl, und ſo, hoffen wir, ſind auch Sie! Die herzlichſten und treuſten Grüße von Haus zu Haus!

* * *

An Marie Melos.

London, 7. Auguſt 1854.

— Meine Tour war prächtig. Ich fuhr mit dem Dampfſchiff an der Oſtküſte von England hinauf nach Edinburgh, dem durch Natur und Kunſt gleich ſchönen und herrlichen. Dort blieb ich vier Tage, ging dann nach Glasgow, und von da in's Hochland. Ich befuhr den Loch Lomond und den Loch Katrine, ſah die dunkelrothe, großglockige Haideblüthe den Ben Lomond färben, durchſtrich die Troſſachs — war eben überall im Lande Rob Roy's und der Lady of the Lake. Dann über Stirling nach Glasgow zurück, und nun in das ſüdliche Schottland, nach Ayrſhire, auf die Felder, die Robert Burns gepflügt und hinter dem Pfluge auf ihnen geſungen hat. Ich war in ſeiner Geburtshütte, ich ging die „banks and braes" ſeines „bonnie Doon" entlang, ich ſtand vor Alloway Kirk und auf Tom o'Shanter's Brücke, ich ſah — in dem Zimmer, welches den Unterbau ſeines Denkmals bildet — die Bibel, die er ſeiner Highland Mary beim Scheiden auf Nimmerwiederſehen (ſie ſtarb, vor der Hochzeit, auf der Rückreiſe von den Hochlanden) als Pfand der Treue am rauſchenden Ayr verehrte. Aber das Alles, wie ſchön und wie anregend auch, war doch nichts dagegen, daß ich noch eine Schweſter des Dichters, das einzige noch überlebende ſeiner Geſchwiſter, jetzt eine ehrwürdige Frau von 83 Jahren, kennen lernte. Robert Chambers in Edinburgh hatte mir eine Zeile an ſie mitgegeben. Und nun war ich in dem patriarchaliſchen Stübchen willkommen und wie ein alter Freund; die

Alte, die eine seltne geistige Frische für ihre Jahre besitzt, wußte mir viel von Robert zu erzählen; ihre Töchter, lebhafte und gescheite alte Mädchen, tischten mir Butterbrod und Himbeeren auf; mir war ganz eigen zu Muthe. Der Handdruck der Alten war mir wie ein Handdruck ihres Bruders — ich fühlte das Wehen seines Geistes. —

* * *

Es sei gestattet, hier ein leider unvollendetes Gedicht einzufügen, welches den Eindrücken jener Fahrt auf den Spuren von Rob. Burns den schönsten poetischen Ausdruck giebt:

Hinauf, hinab den luft'gen Doon,
Hinauf, hinab den Hag,
Den Staub des Ackers auf den Schuh'n,
Den deine Pflugschaar brach;
Ein Gast, o Burns, auf deinen Au'n,
Hinzog ich still den Pfad,
Den du einst zogest, wetterbraun,
Hinaus zu Saat und Mahd!

O, wonnig war die Julifrüh, —
Der Hänfling sang im Dorn,
Die Drossel schlug, der Häher schrie,
Und trotzig stand das Korn;
Ja, trotzig dein Hans Gerstenkorn,
Die Speere vorgekehrt, —
Und trotziger noch, roth wie vor Zorn,
Die Schottendistel werth!

Und, o! wie lieb der Winde Reis
Die Heckenros' umschlang!
Und von Marienblümchen weiß
War Hügel rings und Hang!
Und Glockenblum' und Fingerhut
Entblühten weit und breit,
Und jede Blume süß und gut,
Die einst dein Herz erfreut!

Und lustig fuhr der Morgenwind
Durch Aehren und Geheg;
Und blauen Augs ein barfuß Kind
Sprang lachend über'n Weg;
Und Flußgeräusch und Rieseln dann,
Und Ruf und Roßgewieh'r, —
Die Gegend klang und sah mich an,
Ganz wie ein Lied von Dir!

Kein Rain hier, der von dir nicht ſpricht!
Kein Hügel und kein Hang,
Draus nicht ein freudig Echo bricht
Von deinem Wildgeſang!
— — — — —
Und preßte Stirn und Angeſicht
An eine Birke weiß,
Und ließ mich gehn, und hielt mich nicht,
Und weinte ſtill und heiß!

An Theodor Eichmann.

L. 9. October 1854.

— Vater Oxford genießt noch immer die Frucht des Weinſtocks im erlande. Dabei hat ſich der älteſte Engländer ſeine Ferien genommen d der jüngſte iſt nach Portsmouth gegangen, um in die Flotte einzutreten.) bin ich jetzt allein mit dem andern deutſchen Clerk — bin Buchhalter, ttſcher und franzöſiſcher Correſpondent — nebenbei aber auch Portier, iefcopiſt, Wechſelausträger ꝛc. ꝛc. Eine ſolche Wirthſchaft iſt mir doch in ' meiner Praxis noch nicht vorgekommen! Soll mich der Teufel holen, nn ich nicht Weib und Kind hätte, der Gordiſche Knoten wäre längſt hauen! So aber heißt es Geduld üben, bis etwas Beſſeres ſich findet.

* * *

An Theodor Eichmann.

London, 18. 2. 55.

Alle Deine Briefe ſind mir vor und nach richtig zugekommen, und ich be Dich wegen ihrer verſpäteten Beantwortung freundlich um Entſchuldigung bitten. Ich hatte viel zu thun — ich hatte Pech — ich war verſtimmt - Wölfchen hatte einen böſen Croup: ach, alter Freund, was kommt Einem anchmal nicht Alles dazwiſchen, wenn man eben im Begriff ſteht, Briefe d andre Schulden endlich abzumachen! Habe Nachſicht und zweifle niemals meiner Geſinnung!

Um Dich zuerſt im Allgemeinen wieder au fait über uns zu ſetzen, icke ich voraus, daß wir Gottlob im Augenblick Alle wohl und geſund d. Wölfchen hat ſich von ſeinem Anfall ganz wieder erholt, und heute ittag im prächtigen Winterſonnenſchein die Schlittſchuhläufer auf dem River a mit mir angeſehen. Auch die andern Kinder ſind vergnügt und wohl. äthe geht jetzt ordentlich in die Schule und macht hübſche Fortſchritte, lieſt ch ſchon zu ihrem Amuſement den Wilhelm Tell von Schiller, und iſt erhaupt eine geſcheite Krabbe. Louiſe und Otto kommen auch artig voran. n wahrer Staatskerl iſt aber der Jüngſte, Mr. Baby, der ſich fabelhaft

herausmacht und Otto über den Kopf zu wachsen droht. Deine Kleine wird wirklich mit der Zeit nicht wissen, welchem meiner Jungen sie den Vorzug geben soll. —

Ueber mich selbst habe ich Ungünstiges zu berichten. Oder auch Günstiges, wie man will. Mein Verhältniß in der Lauberhütte neigt sich seinem Ende zu. Ich bat Oxford um eine Gehaltszulage von £ 50. Darauf hat er mich abschlägig beschieden, und zwar in so unfreundlicher und ungerechter Weise, daß mir Nichts überblieb, als um meine Entlassung zu bitten. Denk' Dir: ich bin dem Mann (so schreibt er mir wenigstens — er setzt die Waare herunter, um einen Rabatt zu bekommen!) nicht fleißig genug!! Ich bliebe nicht spät Abends auf dem Comptoir — ich zöge erst jetzt die Bilanz vom vorigen Jahr! Das ist wahr; ich habe erst gestern die Bilanz fertig gekriegt (sie hat aber auch gleich geklappt); aber, frage ich jeden Vernünftigen, in welchem Geschäft von einiger Bedeutung kann die Bilanz füglich eher gezogen werden? Der Befund der hinausgeschickten Contocorrente muß doch erst angezeigt sein ꝛc. ꝛc. Uebrigens würde ich, trotz alledem und alledem, früher fertig gewesen sein, wenn nicht der ewige Personalwechsel im vorigen Jahr, wenn nicht Oxford's eigne häufige Abwesenheit, und ganz zuletzt den ganzen December hindurch ein Umbau des Comptoirs mich in aller Bucharbeit zurückgebracht hätten. Daß ich bei O. gearbeitet habe, und wie ich gearbeitet habe, hast Du selbst voriges Jahr gesehen, und wirst Dir vorstellen können, wie empört ich deshalb bin, und wie ich nicht anders konnte, als zu kündigen. Ich würde mich selbst nicht mehr achten können, wenn ich auf solche Provocation noch länger bliebe.

Im Ganzen ist es gut, daß ich aus der Rotte Korah herauskomme — gewissermaßen par force herauskomme! Es wird sich schon in einiger Zeit etwas Besseres finden.

Glaube nur nicht, lieber Eichmann, daß ich mich übereilt habe! Meine Frau denkt wie ich: lieber hungern, als länger der Sklave dieses Juden sein und seine Insolenzen ertragen! Wir müssen sehen, was werden wird. Ehe ich ausgetreten bin, kann ich mich indeß kaum nach etwas Anderem umsehen.

* * *

Man glaube ja nicht, nach dem Ausbruche des Unmuths in dem vorstehenden Briefe schließen zu müssen, daß Freiligrath ein Judenhasser gewesen. Er war jeder konfessionellen Ausschließlichkeit, wie schon der Brief an A. Schnezler vom 26. Mai 1837 zeigt, durchaus feind; der Freundeskreis, in welchem sich Freiligrath bewegte, war vielfach mit jüdischen Elementen *versetzt*. Nur im täglichen Verkehr mit Oxford und in der untergeordneten

Stellung demſelben gegenüber mochte ſich der Unterſchied zwiſchen der äußerlich ruhigen weſtfäliſchen und der überaus lebhaft geſtikulirenden orientaliſchen Natur unangenehm fühlbar machen. Freiligrath klagte manchmal: Wenn ich nicht bei jedem 2 × 2 iſt vier einen Sprung über Tiſch und Bänke mache, ſo ſagt Oxford, ich zeige kein Intereſſe am Geſchäft. Im übrigen hat Oxford ſein Verhalten Freiligrath gegenüber ſpäter wieder gut gemacht, indem er ihm durch ein glänzendes Zeugnis zur Erlangung der Stelle an der Schweizer Bank zu verhelfen bemüht war.

An Theodor Eichmann.

[London], 13. Mai 1855.

Ich habe lange nichts von mir hören laſſen, weil ich vor lauter Arbeit nicht dazu kommen konnte. Mein Austritt aus der Synagoge, der Ultimo dieſes unwiderruflich vor ſich geht, giebt mir noch mancherlei zu thun, da ich doch Alles ſauber und möglichſt à jour meinem Nachfolger übergeben möchte. Dazu kamen allerlei literariſche Beſchäftigungen, nothwendige Correſpondenzen mit Cotta ꝛc. ꝛc., ſo daß ich oft nicht wußte, wo mir der Kopf ſtand. Deswegen habe ich denn ſo lange geſchwiegen, doch weiß ich ja, und dies muß einverſtanden ſein und bleiben, daß Dich kein Schweigen von meiner Seite irre an mir machen kann.

Koeſter's und Deinem Wunſche um ein Hochzeits-Carmen habe ich heute, an einem ſtillen naßkalten Sonntage, beim traulichen Kaminfeuer entſprochen. D. h. ich habe das Lied gemacht; — hier drucken laſſen und es dann ſchicken kann ich aus verſchiedenen Gründen nicht. Willſt Du nun mit vielleicht noch ein paar Freunden Dich in die Koſten des Druckes theilen, ſo iſt's mir lieb, und ich bitte Dich, voran zu machen. Inliegend das Opus.

Es iſt natürlich wieder eine Hallunkerei, durch die ſich aber doch eine ernſte Ader hindurchzieht. Ton und Sprache — ſo weit die Nachahmung ſich durchführen ließ — ſind die der erſten Hälfte des 17. Jahrhunderts, in specie der erſten ſchleſiſchen Dichterſchule. Opitz und vornehmlich Fleming haben mir zumeiſt vorgeſchwebt. Ich hoffe, der ganze Einfall wird Euch gefallen und Einzelnes Euer Lachen erregen. Ich ſelbſt, während des Schaffens, habe wenigſtens diverſe Male herzlich und ſchallend lachen müſſen. Es iſt nun durchaus nöthig, daß das Aeußere des Carmens mit ſeinem alterthümlichen Ton harmonire. Es wäre deswegen gut, wenn der Drucker eine altmodiſche Type irgendwo auftreiben könnte, in der es zu ſetzen wäre. Am Beſten würde eine Art gothiſcher Lettern ſein, die man noch zu Ende des vorigen und Anfang dieſes Jahrhunderts ſtatt der geſperrten Schrift

anwandte, und die noch jetzt von dieſer oder jener Offizin gebraucht wird. Eine altfränkiſche Vignette am Fuße des Gedichtes — etwa ein Engelchen, das auf der Flöte bläſt, — würde auch gut angebracht und von ergötzlicher Wirkung ſein. Das ganze Gedicht, wenn gedruckt, muß ſich, nach dem Muſter alter Gedichtſammlungen, möglichſt im Zopfſtyl präſentiren.

Auch die alte Orthographie darf beim Drucken ja nicht verändert werden, Alles muß genau ſein, wie ich es geſchrieben habe. Alſo: auff, Thonkunſt, Mäytrank ꝛc. ꝛc.

* * *

An Heinrich Koeſter.

[London], 19. Mai 1855.

Lieber Cuſtos!

Vor allen Dingen rufe ich Dir ein frohes „Glückauf!“ zu Deinem bevorſtehenden Ehrentage zu! Schon als Du mir vor etlichen Jahren Deine Verlobung anzeigteſt, breitete ich meine Hände ſegnend über Euch aus, und wiederhole dieſen Geſtus heute mit verſtärktem Nachdruck! Es gehe Dir, es gehe Euch wohl! Das iſt mein und der Meinen herzlicher Wunſch, und bei der Herzensgüte und Vortrefflichkeit derjenigen, die Du nun bald Dein liebes Weib nennen wirſt, wie bei Deinem eigenen redlichen Wollen und Streben, zweifeln wir auch nicht im Geringſten, daß Alles gut gehn und der alte Heinz endlich den rechten, echten Frieden finden wird. Morgen (den 20. Mai) iſt mein und meiner guten Ida Hochzeitstag! Und zwar der vierzehnte! Das Beſte, was wir Euch wünſchen können, iſt: daß Ihr Euren vierzehnten Hochzeitstag ſeiner Zeit eben ſo froh, eben ſo einig, eben ſo von lieben, geſunden, hoffnungsreichen Kindern umtobt wie wir, feiern mögt! Amen, Sela! Das walte der alte Gott, der ja immer noch lebt!

Ich ſollte Dir nun alle dieſe guten und heilſamen Wünſche eigentlich in einem ſaubern Carmen ausſprechen, aber Du mußt mich wirklich entſchuldigen, lieber Koeſter! Mein Austritt aus der Lauberhütte findet erſt am letzten d. M. ſtatt (nicht am 1., wie Du glaubteſt), und bei aller Arbeit, die ich vorher noch auf die Seite zu ſchaufeln habe, iſt mir die Muſe ſeither fern geweſen. Ich will ſehen, ob ſich am heutigen Sabbath — etwa auf einem einſamen Spaziergang durch das Weichbild unſeres Städtleins — noch etwas ergiebt — in der Abenddämmerſtunde vielleicht — aber ich fürchte faſt, daß es nicht ſo ſein wird. Iſt dem alſo, ſo wirſt Du mir nicht zürnen; im andern Falle jedoch erhältſt Du die Verſe — und wäre es auch nur in der letzten Minute vor der Trauung — noch per Telegraphen: Flehen wir zu *St. Apollo* und den Neunen allen, daß ſie mich erleuchten mögen! —

Meine Stelle (um auch auf dieſen Gegenſtand kurz zurückzukommen) ibe ich nicht in der Hitze, ſondern mit kühlem Vorbedacht, und nach genauer wiſſenhafter Ueberlegung mit meiner lieben Alten, aufgegeben! Man trägt en viel und lange („Und drei Jahr' hat er's getragen" — parodirt Ida), nn ſich aber doch unmöglich Alles gefallen laſſen. Warten, bis ich etwas nderes gefunden, ging auch nicht, denn ſo lange man im Joch iſt, hat an buchſtäblich auch keine Minute Zeit, ſich nach was Anderm umzuſehn. in ich erſt einmal wieder mein eigener Herr, ſo wird ſich ſchon wieder was Anderes, und hoffentlich Beſſeres, ergeben. Einſtweilen hab' ich ſchon e intereſſante Entdeckung gemacht, daß ich ein ganz verzeihliches, druckbares nglisch ſchreibe, und daraufhin angefangen, in einigen der angeſehenſten iteraturblätter über deutſche Literatur zu berichten. Es war mir komiſch, erſchiedenes aus dieſen Berichten in deutſchen Blättern erwähnt und zum heil überſetzt wiederzufinden — eine Sache übrigens, die Du einſtweilen ir Dich behalten willſt, damit mir der Spaß nicht zu früh verdorben werde.

Die armen Marx haben am Charfreitag ihren einzigen Knaben verloren – ein ſo trauriger, entſetzlicher Verluſt, daß ich gar nicht ſagen kann, wie ef der Fall mir an's Herz gegriffen hat. Am Oſtermontag haben wir das ebe Kind begraben — — ach, was für Leid gibt es!! —

Dabei denke ich dann auch an unſere Freunde Sch. und Haas, und ß die nun auch nicht auf Deiner Hochzeit ſind! Denke auch ihrer, der obten, an Deinem Feſte, wie Du meiner, des Fernen, an ihm denkſt! Und ß' uns treu zuſammenhalten, lieber Heinz, ſo lange wir noch können! Früher er ſpäter müſſen wir auch dran (Du freilich, der Hochzeiter, noch lange icht!) und dann bleibt uns Nichts als das ſtumme, verbiſſene Nachſehen d ein treues Gedenken! — Ich bin neulich unſäglich weich geworden im Leſen des Feuilletons in der Cölnerin über Immermann und die hlefeld! — Was für Kerle haben wir ſchon fortgehen laſſen! — Hoch e Lebendigen! Aber hoch auch die Todten!! —

* * *

Im Februar 1855 war Freiligrath des Verhältniſſes zu Oxford umſomehr ündlich müde, als derſelbe ihm eine Gehaltserhöhung weigerte und zwar it einer für unſern Freund entſchieden ehrenrührigen Motivierung. Freiligrath ndigte und trat Ende Mai aus der unerträglich gewordenen Stellung aus, lerdings auf die Gefahr hin, eine neue ſuchen zu müſſen und bis zu deren rringung lediglich vom Ertrage ſeiner ſchriftſtelleriſchen Arbeiten zu leben. ber er war dieſen Schritt ſeiner Ehre ſchuldig; mit wie freudigem Herzen aus der „Lauberhütte", der „Synagoge", der „israelitiſchen Frohnfeſte" ied, beweiſt uns nichts mehr als das gerade im Mai 1855 gedichtete

Hochzeitscarmen für Freund Koeſter, unter den zahlreichen humoriſtiſchen Gelegenheitsgedichten Freiligraths eine wahre Perle, ein wunderſam liebenswürdiges Gemiſch von Scherz und tiefem Ernſt, und zugleich dem Kundigen ein neuer Beweis für die unvergleichliche Beleſenheit Freiligraths in den älteren deutſchen Dichtern, für ſein einziges Geſchick, dieſelben in Gedanken, Wort und Reim nachzubilden.

Einſtweilen half ihm, außer dem Ertrag neuer Auflagen, eigene ſchriftſtelleriſche Arbeit und zwar in Proſa; denn er hatte, wie er an Koeſter ſchreibt, die intereſſante Entdeckung gemacht, daß er „ein ganz verzeihliches druckbares Engliſch ſchreibe", und benutzte dasſelbe, indem er für das Londoner Athenäum Aufſätze über deutſche Literatur und Kunſt ſchrieb; da er ſeinen Namen nicht beifügte, ſo hielt man zu ſeinem Ergötzen dieſe Urteile für ſolche der echten engliſchen Preſſe. Aber dieſe Arbeiten brachten nicht genügenden Ertrag, um einen ausgedehnten Haushalt in dem teuern London zu ernähren. Es war ein Jahr ſchwerer Sorgen für den Dichter. Mehr als einmal war er genötigt, um dem augenblicklichen Bedürfnis zu begegnen, Wechſel auf die Düſſeldorfer Freunde zu ziehen, oder, wie er ſich ſcherzend ausdrückt, „einen Ritt in's alte romantiſche Land zu machen." Freilich geſchah es wohl jetzt, wie ſpäter in den Sorgenjahren 1866 und 1867, daß dieſer Ritt von Vierteljahr zu Vierteljahr wiederholt ward. Ab und zu halfen ihm auch die Görlitzer Verwandten, die Düſſeldorfer, Barmer und andere Freunde durch einen Vorſchuß aus der augenblicklichen Verlegenheit, ſo daß er den letzteren gegenüber im Februar 1866 in den dankbaren Ruf ausbricht: Ihr ſeid die nobelſten Kerle, die die Sonne beſcheint! Das Einzelne mag hier unerwähnt bleiben, wie die darauf bezüglichen Stellen des Briefwechſels bis auf geringe Spuren getilgt ſind; aber die unverſchuldete Bedrängnis des verbannten Dichters in einzelnen Abſchnitten dieſer Londoner Zeit ganz zu verſchweigen liegt kein Grund vor; auch gehörte dies zu dem politiſchen Märtyrertum, welches er freiwillig auf ſich genommen hatte. Er hätte vielleicht durch einige Zugeſtändniſſe ſich die Heimkehr und eine angenehmere geſicherte Stellung erkaufen können; er that es nicht und tröſtete ſich mit einem ohne Bitterkeit geſprochenen: Tu l'as voulu, George Dandin! Glücklicherweiſe gingen dieſe Sorgenjahre raſch vorüber, und es ſtellten ſich beſſere Zeiten ein; ſobald er von dem Druck aufatmet, tilgt er auch wieder alte Verbindlichkeiten. „Aber o weh", ſchreibt er Ende 1862 an Eichmann, „was hab' ich in der Zeitung leſen müſſen! Daß ich ein ehrlicher Mann bin und meine Schulden bezahle! Sacriſti! Dagegen ſollte man ja das Gelübde thun, ſeine Schulden nicht zu bezahlen! In der That, iſt die *Lapperei* denn nur der Rede werth?"

Während all dieſer Drängniſſe war Freiligrath unabläſſig literariſch thätig, nur daß die eigene Dichtung vereinzelte Blüten trieb, dagegen mehr Sammelfleiß und Überſetzungskunſt ſich geltend machten. Im Herbſt 1855 ging Longfellows, des Freiligrath ſeit langen Jahren befreundeten Dichters, Song of Hiawatha hinaus, eine epiſche Bearbeitung des Sagenſchatzes der Ureinwohner von Nordamerika. Die Dichtung fand in ihrer Heimat außerordentlichen Beifall, und Freiligrath faßte alsbald den Gedanken, dieſelbe durch eine Verdeutſchung auch in ſeinem Vaterlande einzubürgern; ſo entſtand vom Herbſt 1855 bis Mai 1856 in ſtrammer Arbeit abermals ein ausgedehntes Werk, ein neuer Beweis ſeiner außerordentlichen Kunſt, fremde Dichtung derart in deutſches Gewand zu kleiden, daß man nicht eine Nachdichtung, ſondern ein Original zu leſen glaubt. Freiligraths Sang von Hiawatha, die dritte in der Reihenfolge der größeren Arbeiten der Londoner Zeit, erſchien im Herbſt 1856 bei Cotta, ohne die gehoffte zweite Auflage zu erleben; daran iſt aber nicht ſowohl Freiligrath als das Gedicht ſelbſt ſchuld, welches dem deutſchen Leſer trotz mannigfacher poetiſcher Schönheiten und einer wunderbaren Meiſterſchaft der Sprache dem Stoffe nach fremd und etwas ſeltſam gegenüberſteht, dabei einer gerundeten künſtleriſchen Entwickelung entbehrt; es fehlt dem Deutſchen jene rege Teilnahme für die poeſiereiche Götterſage der Rothäute, welche der Dichtung in ihrer Heimat ſo günſtig war. Freiligrath ſelbſt freute ſich außerordentlich der Arbeit und hebt bisweilen in ſeinen Briefen, ganz im Gegenſatz zu ſeiner ſonſtigen Weiſe, mit einem berechtigten Selbſtbewußtſein die techniſche Meiſterſchaft derſelben hervor.

Unmittelbar nach dem Abſchluß des Hiawatha, Ende Juni 1856, erfolgte auch ein willkommener Umſchlag in des Dichters äußerem Geſchick, ſeine Wahl zum Leiter der General Bank of Switzerland, eines vom Genfer James Fazy begründeten Unternehmens; jene politiſche Parteifarbe, welche unſerm Dichter, ſo wenig ſie ſich in jenen Jahren überhaupt noch geltend machte, in ſeinem kaufmänniſchen Fortkommen ſo hinderlich war, erſchien ihm diesmal förderlich. Mit welcher Freudigkeit er das Anerbieten ergriff, zeigt der telegraphiſche Dreidraht-Brief vom 29. Juni an Eichmann; auch war der Gehalt, 300 £, erheblich beſſer als der frühere in der „Lauberhütte"; zudem ward derſelbe im Auguſt 1857 noch um 50 Pfund Sperling, wie Freiligrath gern ſcherzend ſchreibt, geſteigert. So tragen denn die meiſten Briefe fortan faſt zehn Jahre lang an der Stirn die Geſchäftsadreſſe General Bank of Switzerland (Crédit international Mobilier et Foncier) London Agency, 2 Royal Exchange Buildings. Die größere Sicherheit des Daſeins ſpricht ſich fortan auch in der befriedigteren Stimmung der Briefe

aus, wie in dem wiederholten Aufenthalte der Gattin und der Kinder an der Seeküste. Aber freilich klingt dazwiſchen auch wieder in den Briefen an die Vertrauteſten der Wehruf des von der Arbeitspflicht gehetzten Mannes: „Nur verteufelt müde bin ich manchmal. London macht müde. Dieſe Diſtanzen, dieſes Treiben, dieſes ewige Aufdermenſurſtehen mit dem Leben!“ Aber er hält das Haupt aufrecht; auch in der hochverantwortlichen Tretmühlenarbeit dieſer Jahre iſt die Familie des Dichters größter Schatz; jeder ſeiner Briefe giebt Zeugnis davon, mit wie inniger Liebe er die Gattin und die Kinder umfaßt, wie er die geiſtigen Fortſchritte der letzteren, ihre aufkeimenden Eigentümlichkeiten verfolgt und den Freunden mitteilt. Auch an freundſchaftlichem Verkehr fehlte es nicht. Gottfried Kinkel, mit welchem Freiligrath in der St. Goarer Zeit in freundſchaftlichem und brieflichem Verkehr geſtanden, lebte zwar in London, aber ſeit 1844 hatte jede Beziehung zwiſchen den beiden Dichtern aufgehört. Nachdem ſie ſich Winter 1855—56 zufällig getroffen, ward das Verhältnis wieder hergeſtellt; aber außer andern Gründen waren die weiten Wege Londons einem näheren und häufigeren Umgange nicht förderlich. Der Tod der trefflichen Johanna Kinkel, Nov. 1858, erſchütterte Freiligrath aufs tiefſte, und er hat ihr ein herrliches Lied nachgeſungen. Auch bei Gottfried Kinkels zweiter Verheiratung 1860 waren Freiligrath und ſeine Gattin zugegen, und unſer Dichter vertrat dabei die Stelle des verſtorbenen Brautvaters, indem er nach engliſcher Sitte die Braut weg gab; Freiligraths Tochter Käthe war mit Kinkels Töchtern Brautführerin. Kinkels Eintritt in den Nationalverein 1861 ward von Freiligrath entſchieden mißbilligt; ein ſcharfer Briefwechſel folgte und hatte eine abermalige vieljährige Entfremdung zur Folge. Dann ging Kinkel nach Zürich und erſt nach Freiligraths Anſiedelung in Stuttgart 1871 trafen daſelbſt zufällig die beiden Dichter wieder zuſammen. Freiligrath war freundlich wie in alten Tagen, lud Kinkel gaſtlich und herzlich zur Maibowle. Das war das letzte Zuſammenſein; ſie ſahen ſich nicht wieder.

Auch mit Karl Marx, dem Genoſſen aus der Kölner Drangzeit, ward das Verhältnis locker; Freiligrath war ebenſowenig in London wie früher in Zürich geneigt, in den endloſen Zänkereien der Flüchtlinge unter ſich Partei zu ergreifen; er ging zwiſchen ihnen ſtill ſeines Weges dahin, gab ſeinen politiſchen Anſchauungen nicht mehr in Gedichten, ſondern nur ab und zu in kurzen brieflichen Worten gegen vertraute Freunde Ausdruck. Mancher derſelben bemühte ſich dem Dichter den Gedanken der Heimkehr ins Vaterland nahe zu legen; aber Freiligrath war zu ſehr eine feſte knorrige Eichennatur, um für ſich als gefeierten Dichter eine Rückſicht zu erbitten, die er als *Politiker* nur als eine Begnadigung anſehen konnte. So ließ er ſich im

November 1858 „in optima forma als Engländer naturaliſieren;“ ebenſo machte er keinen Gebrauch von der nach König Wilhelms Thronbeſteigung unterm 12. Januar 1861 erlaſſenen Amneſtie; durch ein Geſetz, nicht durch Fürſtengnade wollte er ſich ins Vaterland zurückführen laſſen. Während den rechtskräftig Verurteilten die Strafe erlaſſen ward, ſollten „rückſichtlich derjenigen Perſonen, welche ſich der Unterſuchung oder der rechtskräftigen Aburteilung durch die Flucht entzogen haben, wenn dieſelben von der ihnen geſtatteten ungehinderten Rückkehr Gebrauch machen und von den Gerichten verurteilt werden möchten, von amtswegen durch den Miniſter Gnadenanträge geſtellt werden.“ So war alſo Freiligrath die ungehinderte Rückkehr zwar freigeſtellt, aber es blieb den Gerichten anheimgeſtellt, ob ſie die Unterſuchung über die alten Kölner Händel und das Heftchen Gedichte aufnehmen wollten; zwar ſtand alsdann die Begnadigung in Ausſicht, aber es iſt ſehr erklärlich, wenn Freiligrath keine Luſt trug, ſich derartigen Unannehmlichkeiten auszuſetzen; zudem, wenn es ihn auch nach der Heimat zog, im Beſitz einer auskömmlichen Stellung fühlte er ſich keineswegs zur Rückkehr gedrängt.

Freiligraths Häuslichkeit während dieſer guten Jahre des Londoner Aufenthaltes iſt bereits früher geſchildert. Sein ſchönes Familienleben, ſeine Gaſtlichkeit blieben dieſelben, wie die bisweilen in Zeitſchriften veröffentlichten Berichte deutſcher Beſucher beweiſen. Nur eine Beſchreibung des Dichters ſelbſt mag aus einem Aufſatze von Julius Rodenberg, Herbſt 1858, herausgehoben werden: „Eine ſtarke unterſetzte Figur, ein Mann in der Fülle ſeines Lebens und ſeiner Kraft, mit einem Kopf voll Majeſtät und Bedeutung; lange Haare um die Schläfen, eine Stirn wie aus Granit gehauen, aber Augen voll Wärme, voll Glut, dunkle Augen voll Liebe und allem Schönen, was ein Menſchenherz nur beherbergen kann.“

Über Freiligraths literariſche Thätigkeit während der 9½ Jahre ſeiner Thätigkeit als Leiter der Schweizer Bank dürfen wir kurz ſein. Kein Wunder, daß in der Rauchatmoſphäre Londons, unter dem Druck ſchwerer Geſchäftsarbeit, die Muſe nur ab und zu bei ihm einkehrte; ſei es daß ein Familienfeſt Anlaß zu einem heiteren Liede gab, oder daß er einem willkommenen Beſuche ein freundliches Wort ſprach, wie in den anmutigen Gedichten für Julius Rodenberg und Gabriele Dingelſtedt, oder daß der Weheruf tiefſter Herzensteilnahme ihm den Mund öffnete, wie in dem bereits erwähnten Gedichte „Nach Johanna Kinkel's Begräbnis 1858“ und in dem Aufruf für den ſchwerleidenden Julius Moſen 1863, in den ergreifenden Dichtungen „Weſtphäliſches Sommerlied“ und „Für's ſchwarze Land,“ beide 1866. Der ehrenvollen und ſchwierigen Aufgabe, für die Schillerfeiern in London und Amerika am 10. November 1859 die Feſtgedichte zu ſpenden, entſprach er in vollendeter

Weiſe; beſonders das Feſtlied der Deutſchen in London iſt von ergreifender poetiſcher Fülle und Kraft.

Dazu geſellt ſich, wie früher, ſchriftſtelleriſche Thätigkeit. 1861 eröffnete er den Coleridge-Band der Tauchnitz'ſchen Engliſchen Klaſſiker mit einer biographiſchen Skizze; weitere waren beabſichtigt, auch wäre unſer Freund ganz der Mann geweſen, ſeine geliebten und gründlich gekannten engliſchen Poeten in ſolcher Weiſe einzuführen; aber es iſt keine ähnliche Arbeit gefolgt, wohl weil ihm Muße und Sammlung oder bei allem Fleiße die eigentliche ſchriftſtelleriſche Betriebſamkeit abging.

Eine Frucht ſeiner Coleridge-Studien war es, daß es Freiligrath gelang, eine durch Schiller ſelbſt als richtig beurkundete Abſchrift der Piccolomini wie von Wallenſteins Tod zu finden, einen wichtigen Beitrag zur Schiller-Kritik, über welchen man Näheres in Vollmers Schiller und Cotta S. 405 ff. nachleſen kann. Freiligrath veröffentlichte die Ergebniſſe ſeiner Unterſuchungen im Londoner Athenäum; eine Aufzählung indes der verſchiedenen Beiträge Freiligraths zu dem Blatte liegt nicht in dem Plane dieſes Werkes, nur eines Aufſatzes ſei noch gedacht über die Lieblingsſtrophe von Burns, der er auf das glücklichſte bis zu den provençaliſchen Minneſängern nachſpürte. Nach Briefen aus dem Eingang des Jahres 1867 gedachte er ſich auch an der von Bodenſtedt veranſtalteten Geſamtüberſetzung von Shakeſpeare zu beteiligen, wie er denn unter den Mitarbeitern verzeichnet ſteht. Er wollte den Lear, Cymbelin und das Wintermärchen übernehmen, doch hat er, wohl infolge der mannigfachen Unruhe, welche die damals bevorſtehende Rückkehr nach Deutſchland mit ſich brachte, dieſe Abſicht nicht ausgeführt. Nur kurz ſei hier bemerkt, daß im Jahre 1858 die erſte Sammlung der Dichtungen Freiligraths, 6 Bände, bei Gerhardt in New-York erſchien, was die Urſache eines erſt nach Jahren ausgeglichenen Zerwürfniſſes mit Cotta ward.

Die Adreſſaten aus der Zeit, da Freiligrath der Schweizer Bank vorſtand, ſind die bereits bekannten; als neuer tritt in den Kreis Emil Rittershaus, der junge Dichter aus Barmen; derſelbe ſuchte Freiligrath Eingang 1864 in London auf, „ein netter friſcher Kerl". Dem Kreiſe der älteren Barmer Freunde naheſtehend, dem Dichter als Dichter geiſtesverwandt und wert, war Emil Rittershaus bis zu Freiligraths Tode freundſchaftlichſt mit demſelben verbunden, wie ein reger Briefwechſel erweiſt und ſo manches Gedicht, welches von einem Hauſe zum anderen flog, wobei Freiligrath allerdings häufiger der Empfangende als der Spendende war.

An Theodor Eichmann.

London, 4. Juni 1855.

Vorigen Donnerstag Abends 6 Uhr habe ich die Synagoge verlaſſen,

nd bin seitdem wieder, Gott sei gelobt, mein eigener Herr und Hungerleider! Ich hatte, wie sich von selbst versteht, Alles, was mir oblag, auf's Sauberste nd Akkurateste vor meinem Austritt abgewickelt. Das Hauptbuch war bei nd balancirt bis Ende April, das sogenannte Private Ledger, eine Art von Contocorrentbuch, war à jour; das Bankconto ebenfalls stimmend bis auf ie Minute meines Fortgehens, nicht minder sämmtliche Nebenbücher bei und orrect. Wenn ich das Alles bedenke und dazu nehme, daß meine sämmtlichen Bucharbeiten (ungerechnet die ziemlich starke Correspondenz in drei Sprachen) mmer in gleich guter Ordnung waren — daß aber Oxford — als ich ihn m eine Erhöhung von £ 50 bescheiden anging, seinen abschlägigen Bescheid ur durch eine Herabsetzung meiner Arbeit zu motiviren die Stirn hatte, so uft mir die Galle noch über. Doch was ärgere ich mich noch viel! Es t eine Erfahrung mehr, wenn auch nicht die angenehmste. Uebrigens sind ir in aller Höflichkeit von einander geschieden. Gleich als ich ihm kündigte, was er doch nicht erwartet hatte), widerrief er, der Sache nach, seinen Brief, ie Qualität meiner Arbeit sei durchaus über allen und jeden Tadel erhaben, ur in der Quantität hätte ich mehr leisten können. D. h. ich hätte anstatt is 6 oder ½7 Uhr, bis 8 oder 9 täglich ochsen und die Störungen meiner Tages- rbeit, die mir im vorigen Jahr durch seine eigenen ewigen Ausflüge, durch onatelanges Bauen im Comptoir und endlich durch ewigen Wechsel der ngeren Commis erwachsen waren, durch ein totales Aufgehen in seinen ahlen und ein vollständiges Entsagen auf meine Abende mit Weib und ind und Muse wieder einbringen sollen. Und für welches Resultat? Daß ie Jahresbilanz, statt Mitte Februar, wo möglich schon am 2. Januar (dies t wirklich seine lächerliche und unvernünftige Prätension!) gezogen sei! Doch bergenug von dem Dreck! Ich entlasse ihn hiermit feierlichst, ungerührt avon, daß er mich noch beim Weggehen versicherte, er werde mir jederzeit as glänzendste („aber das allerglänzendste") Zeugniß geben und mir gern ine gute, eine sehr gute Stelle wieder verschaffen. Eine Stelle von 3—400 £ önne ich mit dem, was ich zu leisten vermöge, ja jeden Augenblick wieder nden. Er könne mir leicht dazu verhelfen ꝛc. Welche Inconsequenz und elche Prahlerei in einem Athem! —

Ich sitze nun wieder in meiner Studierstube zwischen meinen geliebten Dichtern nd Denkern, und suche meine Seele wieder auf den alten schöpferischen Ton zu immen. Alte Arbeiten sind vorgenommen, frische tauchen in mir auf, neue erbindungen (auch mit den Trägern der englischen Literatur) werden angebahnt nd verfolgt. Blühende Syringen, täglich von den Kindern gewechselt, bringen en späten Frühling auch auf meinen Tisch. Eben pflanzt Wolfgang, der liebe eue Junge, noch einen mächtigen blühenden Weißdornzweig in's übervolle Glas.

An Theodor Eichmann.

3 Sutton Place, Hackney,
13. Sept. 55.

— Mit Ausnahme des Peinlichen, das eine Uebergangsperiode dieser Art immer mit sich bringt, geht es uns leidlich. Meine Frau ist nicht ganz wohl gewesen seither, doch ist es nichts von Bedeutung. Sie gibt noch immer ihre Stunden, ich selbst schreibe englische Artikel und habe noch verschiedene poetische Arbeiten wieder vorgenommen. Das Alles trägt seine Früchte, aber freilich nicht eben jetzt, in dem Augenblick, wo es am nöthigsten wäre. Die Kinder, Gott sei gelobt, sind frisch und munter, und wissen bis jetzt nichts von den Sorgen, die den Alten oft schlaflose Nächte machen. Sie haben im Lauf der letzten 4 Wochen alle fünf ihre Geburtstage froh und glücklich gefeiert. Käthe wurde vorgestern 10 Jahre. Gebe Gott, daß, nachdem ich sie Alle so weit gebracht, es mir auch ferner möglich sein wird, sie zu guten Menschen heranzubilden. Ist es denn nicht eigentlich eine Schande, daß ein Kerl wie ich, der arbeiten kann und arbeiten will, solche rasenden Anstrengungen machen muß, nur um Arbeit zu kriegen?! —

Sebastopol ist genommen! Der Enthusiasmus hier ist groß, und die abendlichen Triumphraketen zischen und knattern allenthalben. Aber mit welchen Opfern ist dieser Sieg erkauft worden! Wird der Vortheil, den die Menschheit, den die Freiheit aus ihm ziehen, alles vergossene Blut aufwiegen? Wird ein Louis Napoleon je ein wahrer Befreier sein können? Einstweilen freuen wir uns der Demüthigung Rußlands und seiner deutschen Vasallen! Und hoffen wir das Beste! Die Welt muß vorwärts. — Und dann gehen wir zurück, nach Deutschland, heißt das! —

* * *

An Theodor Eichmann.

Hackney, 4. Januar 1856.

Prost Neujahr, lieber Eichmann! Dir, Deiner Eichfrau und Deinen Eichkindern! Wir hoffen, daß Ihr gesund und froh in's neue Jahr eingetreten seid, und daß der Herr Sohn nicht zu viel Lärm in der Neujahrsnacht gemacht hat! Bei uns, Gottlob, ist Alles wohl auf dem Strumpf! Mögen wir uns heute über's Jahr ebenso vergnügt die Hand reichen können! Deiner lieben Frau aber wünsche ich, daß der Bestand des kleinen Fußvolks sich bis dahin nicht abermals vermehrt haben möge! Dieses, o Eichmann, beherzige und denke in stillen Augenblicken ernstlich darüber nach!

Daß Du mir den Tag der Taufe nicht eher anzeigtest, ist übrigens eine Unthat, die ich nicht umhin kann, zu rügen. Wie hatte ich mich nicht

den ganzen November hindurch auf ein Glas Warmes gespitzt! Aber immer keine Nachricht und folglich auch keine Berechtigung. Als ich's nun endlich am 9. Dec. erfuhr, war ich inzwischen grimmig geworden, und habe vollends gewartet bis zum Weihnachts heiligen Abend. Da ist denn endlich eine Mischung gemacht worden: 1 Flasche Portwein, ¼ Flasche Rum, 1 Citrone, nebst Zucker und Wasser wie sich's versteht. Ein ganz hübsches Getränke — und Deinem Jungen wird's hoffentlich gut bekommen!

In der Sylvester-Nacht sind wir aber hübsch im Bett gewesen, und haben das neue Jahr nicht um Mitternacht mit Punsch, sondern Morgens um 8 Uhr mit einer excellenten Tasse Kaffee begrüßt. Es wird hier nicht viel Wesens vom Jahreswechsel gemacht.

Hast Du auch Deinen Kindern einen Christbaum gemacht? Wir hatten einen ganz stattlichen Sohn des Waldes acquirirt, den die fünf Kleinen gehörig umjubelt haben. Die Christ- und Neujahrszeit hat ihnen überhaupt viel Spaß gebracht. Sie haben eine Menge kleiner Bekannten (namentlich Käthe und Wolf, seit sie regelmäßig zur Schule gehn), und so waren sie zu einer Menge von Kinderpartien geladen, die jede wieder sich um einen Christbaum (der jetzt in England als eingebürgert betrachtet werden kann) bewegte. Nun hoffe ich aber, hat das Schwärmen bis nächstes Jahr ein Ende!

Koester's Aussichten auf Vaterfreuden sind ja ganz hübsch. Bereite ihn auf ein Gratulationscarmen im Zopfstyl Johann Christian Günther's vor, der sich in seiner Weise ebenso anmuthig macht, als der etwas ältere, in dem, nach Fleming's und Opitzens Vorgange, das Hochzeitscarmen gefertigt worden. Günther hat eben in dieser Art Glückwünsche (bei Kindbetten) besonders Starkes und Nachdrückliches geleistet. —

Etwas Festes habe ich auch jetzt noch nicht gefunden. Man muß hier zuwarten, anders geht's nicht. Doch bin ich für jetzt und die nächste Zukunft lucrativ beschäftigt, habe auch sonst (für frühere Arbeit) einige Einnahme gehabt, so daß für den Augenblick Alles ziemlich glatt ist. Und hoffentlich bleiben, resp. mehr und mehr werden wird. —

* * *

An Karl Buchner.

3 Sutton Place, Hackney,
London, 11. 2. 56.

Herzlieber Freund!

Dieser Brief, um Sie morgen zu überraschen, hätte eigentlich schon vorgestern geschrieben und gepostet werden sollen: es kam aber etwas dazwischen, und so sind Sie denn wohl auch nicht böse, wenn meine herzlichen Freundes-glückwünsche zum 56. Geburtstage ein paar Tage post festum an Ihre

Thür pochen. Es ist lange her, seit ich Ihnen kein Lebenszeichen gegeben habe zum 12. Februar, — doch ist uns der Tag, sammt den andern Festtagen Ihres Hauses, immer unvergessen gewesen, und kein Jahr ist vergangen, wo wir nicht, unter stillen Wünschen, Ihrer und der Ihrigen besonders an demselben gedacht hätten. Möge denn auch endlich wieder einmal der guten alten Sitte des Gratulirens ihr Recht widerfahren! Ich drücke Ihnen recht, recht von Herzen die Hand, und hoffe, daß Sie sich morgen früh, gesund, glücklich im Kreis Ihrer Lieben umschauen mögen! And many happy returns, wie John Bull niemals unterläßt hinzuzufügen.

Ihren lieben Brief vom 27. Juni v. J. habe ich zur Zeit erhalten und mich der guten Nachrichten, die er brachte, aufrichtig gefreut. Seitdem hat sich auch Allerlei mit mir zugetragen, was Sie vielleicht interessirt. Dazu gehört vor allen Dingen, daß ich meiner kaufmännischen Stellung seit Ende Mai freiwillig entsagt habe und seitdem wieder mehr mir selbst und meinen Arbeiten habe leben können. Und das ist auch gut, wenn auch auf der andern Seite die sichere Einnahme eines Gehalts von 200 Pfund eine gute Sache war. Indeß, man schlägt sich schon durch. Das Schlimmste ist nur, daß man gezwungen ist, die schönen Cotta'schen Honorärchen im theuersten Lande Europa's springen zu lassen. Wir haben schon manchmal wieder an die Schweiz gedacht. Es ist da billiger, deutscher, und man hat mehr Luft und Licht und Himmel.

Im Mai bin ich jetzt wieder fünf Jahr in England. Das Resultat ist, daß ich Deutschland lieber habe, als sonst. Ich habe kein weichliches Heimweh und verlange gewiß nicht zurückzukehren, außer wenn es mit Ehren möglich ist, aber das Gefühl in der Fremde zu sein, macht sich mit jedem Jahr fühlbarer. Die Kinder assimiliren sich dem fremden Wesen schon eher, aber das schmerzt mich auch oft. Ihnen hier, im Lande des Geldes und der Protectionen, Bahnen zu eröffnen, wird später auch seine Schwierigkeiten haben. Eine gute Erziehung ist hier zudem theurer als anderswo (Käthe und Wolfgang kosten jetzt vierteljährlich über £ 5 —, sage fl. 60, Schulgeld), und dann macht die englische Schule sie eben ganz zu Engländern. Ich wünschte, ich wär' 1851 gleich wieder nach Zürich gezogen. Aber was hilft das Wünschen!

Einstweilen bin ich, mit all meinem Räsonniren auf England, sogar an's Englisch-Schreiben gekommen. Ich berichte (seit Januar 1855) dem „Athenäum" über deutsche Literatur und Kunst, — meist nur Klatsch, den ich aus den deutschen Blättern excerpire, gelegentlich aber auch Recensionen und selbständige größere Berichte. Die Sache macht mir Spaß, insofern mein sauberes, druckbares Englisch (das ich gar nicht zu besitzen glaubte) mir eine angenehme Entdeckung war, und ich doch auch auf manches Heimathliche aufmerksam machen kann, was hier sonst

durchaus unbekannt bleiben würde. Ich habe auch schon die Satisfaction erlebt, daß die „Allgemeine Zeitung" Recensionen von mir (so namentlich im April vorigen Jahres eine über Paul Heyse) als guten Köder verschluckt und, mich zum Theil in's Deutsche übersetzend, an meiner Angelruthe gezappelt hat. So etwas amüsirt. Ich bitte Sie aber, weiter keinen Gebrauch davon zu machen.

Zu neuen poetischen Schöpfungen bin ich noch nicht gekommen, trage mich aber mit allerlei Stoff, der mir, hoffe ich, nicht verloren gehen wird Vor der Hand habe ich mich an poetische Uebersetzungen gehalten, und bin eben jetzt mit Longfellow's neuem Gedicht „Der Sang von Hiawatha" beschäftigt, dessen Verdeutschung wahrscheinlich Cotta in Verlag nehmen wird. Proben daraus habe ich schon vor Weihnachten an's Morgenblatt geschickt. Sie werden also jetzt wohl drin stehn.

Wahrscheinlich, und hoffentlich, wird auch meine Frau heute noch zu einem Briefchen an die „Geschätzte" Ihrige kommen, und darin Alles, was das Haus angeht, näher zur Sprache bringen. Doch will ich auf alle Fälle hier noch erwähnen, daß unsre Kinder (Gottlob und unberufen) uns viele, viele Freude machen, und sich körperlich und geistig so wacker entwickeln, daß wir wohl Ursache haben, froh und dankbar zu sein. Die beiden Mädchen sind lieb und klug, und die drei Jungen wild und tapfer. Wolfgang, der von Haus aus zarte, wird sichtlich stärker, und Otto und Percy, die beiden Jüngsten, sind wahre Bären und strotzen von Leben und Gesundheit.

In Mitten all' dieses frischen, in die Höhe strebenden Lebens (das Gott ferner schützen wolle) gedenkt man weniger des eigenen Aelterwerdens. Wenn nur nicht rechts und links die Bäume zusammenkrachten! Welche Unzahl von Männern, Freunden und Feinden, alle noch rüstig und stark vor wenig Jahren, zum Theil mit eingreifend in die Geschicke des Vaterlands zur bewegtesten Zeit, hat nicht das letzte Jahr dahingerafft! —

Und nun drücke ich Ihnen nochmals die Hand und sage Ihnen das herzlichste Lebewohl! Wenn Sie Zeit und Stimmung haben, so geben Sie mir bald wieder einmal Nachricht und vergelten mein langes Schweigen nicht mit einem gleich langen! Die allerherzlichsten Grüße der „Geschätzten" und Ihren Kindern! Und nochmals: ein recht froher Geburtstag!

* * *

An Heinrich Koester.

3 Sutton Place, Hackney,
London, 26. März 56.

Lieber alter Koester!

Meine allerherzlichsten Glückwünsche zur jungen Käthe! Und vergieb mir, daß sie etwas verspätet eintreffen!

Wir nehmen alle den innigſten Antheil an Eurem Glücke, und freuen uns, daß die Sache ſo erwünſcht und glücklich von Statten gegangen iſt! Möge auch der weitere Verlauf Euren und unſern Wünſchen entſprechen! Mögen Deine beiden Käthen, wenn dies roſenfarbne Blatt in Deine Hände flattert, friſch und wohlauf ſein, und möge demnächſt der buddhiſtiſch-chriſtliche Beſprengungsakt [1]) unter allſeitigem Gemecker fröhlich vollzogen werden! Daß ich bei dieſer Ceremonie, wenn auch leider nur im Geiſte, als Mitpathe aſſiſtiren ſoll, ehrt und erfreut mich mehr, als ich Dir ſagen kann. Ich nehme Deine Aufforderung mit Dank an, und bitte nur um Leben und Geſundheit, damit ich Dir in Erziehungsangelegenheiten auf die Finger ſehen, und mich der Kleinen als ein rechtſchaffener geiſtlicher Vater bewähren möge! Als eine beſondere Aufmerkſamkeit wirſt Du es erkennen, daß ich gerade als Dein Töchterchen zur Welt kam, Montag, 3. May, Abends 7 Uhr, ein Bowlchen Maitrank vertilgen half, und zwar ein von Kinkel angeſetztes. Es iſt ſeltſam, aber wahr, und mir am Ende gar nicht unlieb, daß ſich ſeit einiger Zeit wieder ein freundliches Verhältniß zwiſchen uns hergeſtellt hat. Wir trafen uns dieſen Winter gelegentlich auf neutralem Boden in Geſellſchaften, — boten uns unbefangen die Hand, — und endlich äußerte er den Wunſch, mich beſuchen zu können, was ſich, wenn er meinen frühern Angriff ignoriren wollte, von ſelbſt verſtand. So war er denn bei mir, und ich bei ihm. Und es iſt ganz gut ſo, denn wenn ich auch über ſeine amerikaniſche Reiſe noch immer ſo urtheile, wie in jenem nieblichen Gedichte, und wenn wir auch in politicis wohl niemals ganz an Einem Strick ziehen (wenn auch vielleicht baumeln) werden, ſo iſt er doch ſonſt ein ordentlicher Kerl, der ſich auch ſein Theil quälen muß, und dem der Bart nicht umſonſt grau geworden iſt. So freut es mich denn herzlich, daß wir wieder zuſammengekommen ſind. Und Deiner Kleinen, der Vorläuferin des Kindes von Frankreich, iſt dieſe Verſöhnung inſofern gleich zu Statten gekommen, als zwei rheiniſche Poeten die Stunde ihrer Geburt in dem edlen vaterländiſchen Trank gefeiert haben.

Ich muß Dir auch noch für den lieben und herzlichen Brief danken, den Du mir gleich nach Deiner Hochzeit ſchriebſt. Mit beſonderer Freude ſah ich daraus, daß die Huldigung des beſcheidenen Mannes Damon, des ſpätgeborenen Jüngers Opitzens und Fleming's, ſich Deines und der Deinigen Beifalls zu erfreuen hatte. Als ich den Tugendreichen jüngſt auf ſeinem bekannten Ruhſitz beſuchte, theilte ich ihm Deine freundlichen Aeußerungen mit, worüber er ſo entzückt war, daß er nun auch ein Tauf-Carmen (aber

[1]) Der Scherz bezieht ſich auf den Namen des Predigers Budde; derſelbe hatte *eine etwas* ſonderbare Stimme.

dies im Kraftstyle Johann Christian Günther's, — nicht mehr im Tone der ersten schlesischen Schule) anzufertigen versprach. Es wird aber wohl bei'm guten Willen bleiben, — denn der Edle hat viel zu schaffen und viel zu sorgen. Auch wird er nachgerade alt, — unanständig alt, — und sogar der Tod wird ihm einmal nicht ausbleiben. Darüber ist er oft traurig und verstimmt.

Soviel von Damon! — Mir und den Meinen geht es gut. Wenigstens sind wir gesund, und haben die Courage nicht verloren. Die Kinder wachsen und gedeihen, und gehen sämmtlich zur Schule. Sogar Percy, der Kleine, Ungetaufte, Viertehalbjahr Alte! Der und der Bilker Otto sind übrigens ein Paar Prachtjungen, — breit, stämmig, immer voll Humor und prügelfertig! Luischen, die liebe sanfte Johannisträßlerin, geht mit ihnen in dieselbe Classe wißbegieriger Hosen—erchen, — während Käthe und Wolfgang, die nunmehr große Söhne sind, schon ein anspruchsvolleres Institut besuchen. Ich wollte, ich könnte sie alle zusammen über den Weg zu Dir schicken! —

Was sagt Ihr denn zu Berlin? Blitze, deren grelles Licht einen Abgrund beleuchtet! Dazu der faule Friede! — Hurrah, die Sturmvögel fliegen! —

* * *

An Theodor Eichmann.

3 Sutton Place,
14. Juni 56.

— Es freut mich sehr, daß die im Morgenblatt mitgetheilten Bruchstücke meiner Hiawatha-Uebersetzung Dir und Deiner lieben Frau gefallen haben. Ich zweifle nun auch nicht, daß das ganze Gedicht Euch anmuthen wird. Es hat, abgesehen von dem Interesse, das es als indianischer Sagenschatz bietet, gewiß auch einen hohen poetischen Werth, — namentlich sind manche der Naturschilderungen unnachahmlich schön. Waldhauch und Walddust strömen wohlthuend durch jeden Gesang. Hier hast Du den Schluß des Gedichts:

Am Gestad stand Hiawatha,
Winkte mit der Hand bei'm Scheiden;
In das klare, lichte Wasser
Ließ sein Bastboot er zum Segeln,
Von des Uferrandes Kieseln
Schob er es hinaus in's Wasser;
Sagt' ihm flüsternd: „Westwärts! westwärts!"
Und in Eile schoß es vorwärts.

Und die Abendsonne, sinkend,
Steckte roth in Brand die Wolken,
Roth den Himmel, wie 'ne Steppe

Zog weit über's flache Waſſer
Eine einz'ge lange Glanzſpur.
Und, wie einen Strom, die Glanzſpur
Niederfuhr mein Hiawatha;
Weſtwärts, weſtwärts, immer weſtwärts,
In den glüh'nden Sonnenhingang,
In die purpurfarbnen Wolken,
In das Graun des Abends fuhr er. —
Alſo ſchied mein Hiawatha,
Hiawatha, der Geliebte,
In des Sonnenhingangs Glorie,
In des Abends Purpurnebeln,
Zu den Gegenden des Heimwinds,
Des Nordweſtes, des Keewaydin,
Zu den Inſeln der Glückſel'gen,
In das Königreich Ponemah,
In das Wohnland des Nachdieſem!

— Iſt das nicht ſchön? Iſt der im Sonnenuntergang verſchwindende Held nicht ein famoſes Bild? Nun, ich hoffe, Du ſollſt das Buch bald haben! Es iſt ſeit 14 Tagen an Cotta abgegangen.

Von meinem „The Rose, Thistle and Shamrock" wird jetzt die zweite Auflage gedruckt, und habe ich ſchon ſieben Bogen revidirt. Trotz alledem kann ich von keiner Verbeſſerung meiner Lage berichten. Deutſche Honorare, die mich im Vaterlande beſcheiden und ſorgenfrei würden leben laſſen, ſchwinden hier wie Schnee in der Sonne. Eine feſte Stellung hat ſich noch nicht wieder erobern laſſen. Erſt jetzt (ſeit vorgeſtern) iſt mir wieder eine Bibliothekarſtelle in Dublin, um die ich mich beworben hatte (£ 200 — und freie Wohnung), zu Waſſer geworden. Es waren gegen 100 Candidaten da! Nicht einmal mit einer guten Comptoirſtelle will es mir gelingen. Die haute volée der deutſchen Kaufmannſchaft iſt eben gegen mich. Ich muß ſehen, was wird. Solange ich geſund bleibe, iſt mir nicht bange, — doch wird der Sorge kein Ende. O England! Schweigen wir davon!

Geſund, Gottlob, ſind wir, — aber matt und erſchöpft von der Londoner Kohlenluft. Namentlich meiner Frau und den Kindern thäte ein Luftwechſel Noth. Ein Aufenthalt an der See u. dgl. — Käme noch unerwartet eine neue Auflage meiner Gedichte, ſo ließe es ſich ſchon machen.

Wirſt Du auch auf Koeſter's Kindtaufe ſein? Mein Jüngſter hat einige Knittelverſe auf die Gelegenheit gemacht!

Leb' wohl denn für heute, o Hiawatha! Grüße Deine Minnehaha und küß' mir Deine lieben Kleinen! Gruß auch allen Freunden! Laß' bald *wieder von* Dir hören!

An Heinrich Koeſter.

3 Sutton Place,
14. Juni 56.

Alſo meinen Geburtstag willſt Du heuer mit einer Kindtaufe celebriren? s iſt eine Gutthat, die mich rührt, und für die ich Dir von Herzen die nd drücke! Ich gebe beim Teufel einen Hefengroſchen drum (auch wohl i), wenn ich, mit den Meinigen, bei Euch ſein und mein Pathchen ſelbſt der Taufe heben könnte! Aber was helfen Wünſche, und was hilft ſſeln mit den Hefengroſchen? Denkt einſtweilen, daß ich im Geiſte bei h bin, und in Liebe und Theilnahme Eures neuen Glückes mich freue! ſe die kleine Katharine Friederike für mich! Da ich, nach den 5564 szeilen des Hiawatha, mich poetiſch etwas abgeſpannt fühle, ſo nimmſt mir nicht übel, daß ich diesmal die Leyer mit ſieben Saiten nicht für feſtliche Veranlaſſung geſtimmt habe! Wenigſtens: nicht ſelbſt geſtimmt e. Was beiliegt, iſt ein Erſtlingsprodukt meines Jüngſten, der ſich meiner rmt und mich aus der Verlegenheit herausgeriſſen hat. Die Verſe, l' ich, leſen ſich noch eben ſo gut, als der jüngſte Blücher-Grolman-eiſenau-Erguß des alten Arndt in der letzten Cölniſchen. Nun hab' aber h ein Einſehen, lieber Freund! Welches Hofpoeten Feder kann am Ende rem Heirathen regiſtrirend folgen? Ihr ſeid leichtſinnig, Herr! Wenn Ihr h die Taufgebühren für Nichts achtet, ſo bedenket wenigſtens Damonis itenſpiel!

Zur Kindtaufe.

17. Juni 1856.

Ich bin meinem Alten ſein jüngſter Sohn,
Und er meint, ich wär' ein Gewaltskerl ſchon,
Denn er ſchickt mich bereits auf die Schulbank, o weh!
Und ich weiß auch ohne Fehler ſchon mein ABC.
Und ich fiel mir erſt geſtern in die Stirn ein Loch,
Und ich mache nur zuweilen — — — noch!

Zwar im Sprechen, da bin ich noch ein kleiner Ochs;
Meine Letterbox, die nenn' ich meine Chatterbox;
Und ein Gentleman, daß ich's frei bekenn',
Iſt mir alleweile nichts als ein Schempelmänn;
Und beſteig' ich meinen Alten und reite Huckepack,
So ſag' ich halt mit Lachen: er trägt mich huppeſack!

Doch ſonſt und im Ganzen („Gottlob und unbeſchrien"
Pflegt der Alte zu ſagen) bin ich trefflich wohlgedieh'n,
Bin von Schultern breit und bin breit von Bruſt,

Und werde vier Jahr' alt im nächſten Auguſt;
Bin feiſt und bin feſt, ſteh' auf Beinen derb und grad,
Und mein Name, daß ihr's wißt, iſt Percy Freiligrath!

Meine Naſe, die iſt ſtumpf, meine Stirn iſt hoch und breit,
Und mein rother, kleiner Mund iſt voll Lachens allezeit,
(Auch voll Butterbrots — nun ja! was wahr iſt, das bleibt wahr!)
Meine Augen ſind ſchön braun, doch licht noch iſt mein Haar;
Am Morgen iſt es glatt, am Abend meiſt zerrauft,
Doch — ja, was wollt' ich ſagen? — ich bin noch nicht getauft!

Als ein Heide, leider Gottes, wuchs ich auf bis heran,
Und bin doch ſchon ein Jüngling, und bin doch bald ein Mann,
Und es möchte mit der Zeit an der Zeit wohl ſein,
Daß ich träte als ein Chriſt in die Chriſtengemein',
Und ich bin es auch gewillt, und ich thu's, ſobald ich kann —
Nur ſäh' ich mir erſt gern einmal das Taufen mit an!

Und ſo ſchickt mich denn mein Alter über's wüſte Meer
Aus England zu dieſer Kindtaufe her;
Und da bin ich denn nun, und da tret' ich vor euch hin:
Guten Tag, Herr Koeſter und Frau Koeſterin,
Und auch Du, mein Koeſter's Entchen, ſo lauſchig und ſtill,
Das durch's Taufwaſſer-Becken mir voranſchwimmen will!

Nun was die Mamſell präſtirt, bring' ich auch noch wohl zurecht,
Ueberhaupt — ſo ein Taufen ſcheint gar nicht ſo ſchlecht!
Auf dem Tiſch dort ſteht Alles, was mundet und behagt,
Und der Koeſter (wie mein Alter es vorausgeſagt),
Ja der Koeſter, der Herr Koeſter, miſcht rothen und weißen Wein —
Sapperlot und alle Welt, das ſoll ſein Schade nicht ſein!

Nun, Herr Koeſter, biet' auch mir einen Humpen an,
Daß auf's Wohl deiner Tochter ich trinken kann!
Mög' die Taufe ſo wohl bekommen ihr,
Wie bis heute, gottlob! die Nichttaufe mir!
Die Frau Koeſter auch ſoll leben! und du ſelbſt! Hurrah,
Und viele, viele Grüße von Papa und Mama!

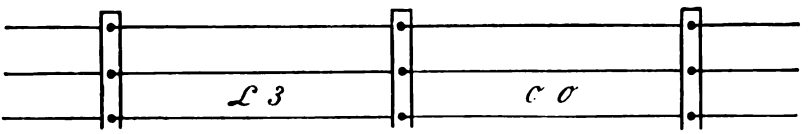
Der Papa ſetzt heut' ſelber noch ein Bowlchen an,
Drum muß ich jetzt nach Hauſe, ſo geſchwind ich nur kann.
Bald, bald komm' ich wieder — Ade für jetzt, habt Dank!
Dann laß ich mich taufen wie Chlodwig der Frank!
Dann ſchreit' ich als Täufling bis an die Knie in den Rhein —
Ihr Damen und ihr Schempelmen, wer will mein Pathe ſein?

In fidem:
Der Alte.

Statt der Unte

* * *

An Theodor Eichmann.



Sonntag, 29. Juni 56.

Vorstehender telegraphischer Dreidraht, lieber Eichmann, soll Dir ein interessantes Ereigniß verkündigen. Ich bin seit gestern Morgen zum Manager der General Bank of Switzerland creirt worden, habe bereits gestern Mittag mehrere Stunden auf dem Office zugebracht, um durch Einsichtnahme der Briefe und übrigen Schriftstücke einen vorläufigen Ueberblick zu gewinnen, und werde morgen früh meine Funktionen förmlich antreten. Die Sache hat sich seit vorigen Mittwoch gleichsam im Fluge gemacht. Ich habe aber auch dabei fliegen müssen, — und noch dazu in dieser gottlosen Hitze, die mich in den drei Tagen wenigstens 3 Pfund gekostet hat, — Gottlob, nicht Sperling, sondern nur Fleisch. Die Sonne hat aber wirklich mit Shylocks Wuth in mich hinein gebrannt, denn vor die Tugend (und gute Stellen) haben die unsterblichen Götter Schweiß gelegt, wie das schon der alte Hesiod empfunden und (Ἔργ. 287 ff.) ausgesprochen hat.

Ich hoffe nun nur, daß mir der liebe Gott zum Amte auch den Verstand geben wird. Doch ist mir nicht bange. Vor allen Dingen ist es gut, daß ich den Posten habe. Ich glaube, er ist nicht schwer und auch sonst angenehm. In pecuniairer Hinsicht, — wenn ich satisfaction gebe, — sogar noch der Verbesserung fähig. Also nimm Dich zusammen, alter Reimschmied! Die Leute, mit denen ich es zu thun habe, scheinen in hohem Grade gut und rund und angenehm.

Ich habe auch sonst manche Erfahrung bei der Gelegenheit gemacht, die mir Freude und Genugthuung gegeben hat. Alle Freunde, die ich anspannen mußte, (sei es um die Zeugnisse, Bearbeiten von einflußreichen Personen, oder was sonst) haben sich mit Aufopferung thätig und freundschaftlich und theilnehmend erwiesen. Namentlich kann ich Freund Gerstenberg nicht genug rühmen! Auch Huths, die mir doch sonst wegen meiner Politik gewiß nicht grün sind, haben bei diesem Anlaß (wo es sich darum handelte, mir eine sichere Existenzbasis auf die Dauer zu geben) ein Uebriges gethan, und einen Brief an's Directorium der Schweizerbank geschrieben, der, als er vorgestern in meiner Gegenwart vom Präsidenten in voller Sitzung vorgelesen wurde,

murmurs of applause rund um den Tisch erregte. Ebenso Oxford. So etwas ist angenehm, selbst wenn es zu Nichts geführt hätte! —

* * *

An Theodor Eichmann.

London, 19. August 1856.

Lieber alter Eichmann!

Deine Glückwünsche zu meinem Geburtstage, Deine freundschaftliche Theilnahme an meinem Schweizerbanks-Succeß, und endlich die Beschreibung Deiner Spritzfahrt in den Odenwald und in's gelobte Land Schwaben hätten schon längst meinen herzlichen Dank erheischt, — aber Du kannst wohl denken, daß mir die neue Stellung viel zu schaffen macht, und daß ich zu thun habe, um mich einzuschießen und den Platz würdig, d. h. nicht nur mit meinem Bauche, sondern auch mit meinem Ingenium auszufüllen. Zugleich wollte ich erst einige Zeit verstreichen lassen, um Dir etwas Genaueres über die Sache mittheilen zu können.

Ich kann Dir nun zu meiner Freude sagen, daß die Situation angenehm und gut, wenn auch für den Anfang nicht ohne ihre Schwierigkeiten ist. Letztere bestehen hauptsächlich darin, daß ich das ganze Geschäft gewissermaßen erst schaffen muß und dabei, abgesehen von der großen Verantwortlichkeit (die mit meinem jetzigen Gehalt eigentlich gar nicht bezahlt ist), noch die ganz besondere Unannehmlichkeit zu überwinden habe, daß ich zwischen einem sehr unternehmungslustigen Direktorium (dem Pariser) und einem eher vorsichtigen und zurückhaltenden (dem Londoner) mitten inne stehe und meinen Cours mit großer Vorsicht steuern muß. Doch wird Alles sich machen. Die Leute, mit denen ich zu thun habe, sind im allerhöchsten Grade ehrenwerth, und die Stellung ist der Art, daß sie sich, wenn man mit mir zufrieden ist, mit jedem Jahre lohnender machen muß. Wir haben heute unser neues Bureau bezogen, für das wir (2 Stuben und ein Souterrain mit feuerfesten Gelassen) £ 600 — jährliche Miethe zahlen müssen. Mit der Zeit, denke ich, muß ich wenigstens eben so viel werth werden, als unser Local.

Du mußt ja eine herrliche Reise gemacht haben, die ich — da ich die ganze Gegend genau kenne (bin ich doch selbst in Michelstadt und Erbach gewesen! —) Dir im Geiste gewissenhaft nachmachen konnte. Ich wollte, ich wäre bei Dir gewesen! Es geht doch kein Land der Welt über Deutschland, trotz alledem und alledem! Mir geht das Herz auf, wenn ich an seine Berge und Ströme denke! Seltsam ist mir, daß ich, auch wenn ich den Tag über ganz andere Dinge im Kopf habe, so häufig von der Heimath träume. Und *mit* einer Lebendigkeit und Treue, daß ich beim Wachwerden selbst überrascht

bin! Gott helfe dem Manager, aber ich kann mir doch kein größeres Glück für meine alten Tage denken, als einmal am Rhein oder Weſer, oder Ruhr oder Lenne, oder Main oder Neckar, ein ſtillbeſchauliches Leben, an der Seite meiner guten alten Ida, umgeben von meinen herangewachſenen Kindern und natürlich auch zwiſchen Blumen und Bäumen und Büchern, führen zu können! Wie wird es in 10, 15, 20 Jahren in der Welt ausſehen? Gewitter drohen allenthalben (zunächſt wohl in Italien und Frankreich) — wird man ſich noch einmal eines traulichen dichteriſchen Stillebens erfreuen können?! Gott weiß es! Hört man von Schandthaten, wie dieſe jüngſt von Oeſterreich verübte (der Mord Ciceruacchio's, ſeiner beiden Jungen, und fünf anderer Perſonen), ſo ſcheint es kaum möglich! Wie könnte man ſich behaglicher Muße ergeben, ſo lange ſolche Greuel einem das Blut kochen machen!

* * *

An Theodor Eichmann.

London, Sept. 15. 1856.

Laß' Dir das Tagewerk eines Greiſes berichten!

Geſtern Morgen 6 Uhr erhob ich mich, — wuſch und raſirte mich, — zog mich an, mahlte und bereitete einen ſchmackhaften Kaffee, und fuhr ſodann mit Frau und fünf unſchuldigen Kindern nach Ramsgate, wo ich meiner luft-wechſelbedürftigen Familie die letzten ſonnigen Herbſttage am ſchönen, herrlichen Meergeſtade gönnen möchte. Als wir aus der Themſe in See kamen, wurden die Kinder ſeekrank: — Wölfchen und Käthchen weniger, und immer dabei auf den Beinen (und lachend, wenn ſie über die Seiten des Schiffes wieder einmal geopfert hatten), die drei Kleinen aber ärger, und ſehr unglücklich. Otto ließ ſich ruhig von der Stewardes beſorgen und hinlegen, Luiſchen und Percy aber wollten von der alten Perſon nichts wiſſen, und wehrten ſie nur ab. So denn (da Ida weder Hand noch Fuß zu rühren wagte, aus Furcht, bei der geringſten Bewegung auch krank zu werden) hatte ich mich der armen Kleinen anzunehmen, und war nicht wenig froh, als wir endlich wieder terra firma unter den Füßen hatten. Am Ufer waren die kleinen Krabben wieder, als ob ihnen nichts gefehlt hätte. Ich ließ ſie am ſandigen Ufer mit ſammt ihrer Mama herumkrabbeln und ſtiefelte dann in's Städtchen, um ein Quartier zu ſuchen. Dies fand ich bald, und holte dann die Familie, um einen triumphirenden Einzug mit ihr zu halten. Nun aber hatte ſich's inzwiſchen gefunden, daß der Koffer bei der Abfahrt in's Margater Boot gekommen war. Ich ſetzte mich alſo auf den Top eines Omnibus, fuhr nach Margate, bemeiſterte mich des Flüchtlings, und brachte ihn, wiederum outside Bus die 14 Meilen nach Ramsgate. Unterdeſſen war

es nahe an 7 Uhr geworden, und der letzte Eisenbahnzug nach London (den ich benutzen mußte, um heute Morgen bei Zeiten auf dem Office zu sein) dampfte gleich ab. So wieder im Trott an's Gestade, wo die Familie wieder Muscheln suchte und Sandbauten aufführte. Abschied genommen und segnende Hände ausgestreckt, und dann beweint und um baldigen Besuch gebeten, fort nach London, wo ich (an London Bridge Station) um ½12 ankam. Dann, da kein Omnibus mehr fuhr und ein Cab Luxus für mich gewesen wäre, noch zu Fuß nach Hackney, wo ich kurz vor Eins anlangte. Und Alles dieses ohne meinen sterblichen Menschen durch ein Mittagessen gestärkt zu haben. Denn auf dem Schiff mußte ich die wohlthuende Table d'hôte der Kleinen wegen (die ich nicht allein lassen konnte) versäumen, und nachher war auch keine Zeit. Ich war doch von Herzen müde, als ich nach Haus kam, las aber doch noch, bei einem Glase Dünnbier und einer Kruste Brod und Käse, Deinen Brief, ging dann zu Bette, und bin heute wieder frisch und auf den Beinen. Was für einen Greis allerdings was sagen will.

Soviel für heute! Nächsten Sonntag bringe ich von früh bis spät bei den Meinen zu, und hole sie dann acht Tage später wieder ab. Ramsgate ist herrlich gelegen, schöne Kreidefelsen, prächtige Sandbucht, weiter Blick auf die See, die hier von Schiffen aller Art wimmelt. Dabei haben wir prächtiges sonniges Wetter jetzt. Ich hoffe, der Aufenthalt thut meinen Lieben wohl. Möge sie mir der alte Gott an seinem Weltmeere schützen! —

* * *

An Heinrich Koester.

[London], 26. Dezember 1856.

Vergnügte Weihnachten und Prost Neujahr! Dir und Deinem Hause! Und mit diesem treu und ehrlich gemeinten Wunsche laß mich die Bitte verbinden, daß Du ohne Groll wider mich (von wegen meiner abermaligen langen Schweigsamkeit) aus dem alten in's neue Jahr hinüberschreiten mögest! Ich war eben wieder einmal faul, — zum Theil auch durch meine neue Situation vielfach in Anspruch genommen. Mit diesem Bekenntniß und der gleichzeitigen Versicherung meiner unveränderten Gesinnung für Dich laß' Dir genügen, und trage keinen Knurr- und Brumm-Saldo auf meine Rechnung zu meinen Lasten vor! Unser Schuldbuch sei vernichtet!

Durch meine Schwägerin und dann und wann auch durch Eichmann habe ich seither gelegentlich von Dir gehört. Jene wird Dir das nützliche Instrument [1]) für Deinen künftigen Schwiegersohn überantwortet haben, und Du wirst Dich befleißigen, es durch frommen Gebrauch blank und im Stande

[1]) Einen Korkzieher.

zu halten. O, ihr Flaschen der Zukunft, die der Eidam der Zukunft einst damit entkorken wird! Wo werden wir dann sein, lieber Koester! Längst unter dem Rasen, und das edle Naß wird nur als nutzlose, wenn auch gutgemeinte, Sprengung zu uns niederträufen. Dein Bildniß aber, durch Caspar Scheuren künstlich gemalt, wird finster auf die zechenden Enkel herabblicken, gleich als zürnt' es! Das wird so ungefähr um's Jahr 1910 sein, — nicht eher! Und wir werden dann doch am Ende froh sein, nicht mehr mit dem lustigen jungen Volke schwärmen zu müssen, sondern langgestreckt ruhn, ruhn, ruhn zu können. Weiß Gott, ich bin manchmal recht müde, und hätte ich nicht Weib und Kinder, die mich an's Leben fesselten, und es mir zur Pflicht machten, zu wirken und zu schanzen, so lange eine Faser noch hält, — wahrhaftig, ich legte mich je zuweilen nicht ungern.

Aber Schwerenoth, in was für ein Geschwätz komm' ich da hinein! Laß' mich Dich lieber fragen, ob Du endlich meinen „Hiawatha" erhalten hast, den ich Cotta bereits vor 6 Wochen auftrug, Dir zu schicken? Und hast Du ihn, so schreib' mir, wie das Buch Dich anspricht, und ob Du meinen Fleiß und meine Kunst loben kannst. Wenn Du Böttger's Uebersetzung zur Hand hättest, so wäre es mir lieb, wenn Du beide Arbeiten, seine und meine, mit einander vergleichen und mir das Ergebniß der Vergleichung melden wolltest.

Wenn Du meine Uebersetzung mit einiger Genauigkeit ansiehst, so wirst Du (ich darf ja wohl diesen einen Punkt eben andeuten) finden, daß ich, dem Original nacheifernd, eine Menge nicht unglücklicher Allitterationen darin losgelassen habe. Für „root and rubbish" z. B. „Wust und Wurzel." Sodann „Span und Splitter," „barsch und brausend," „Rusch und Röhricht," „Moor und Matte," „Marsch und Moorland," u. s. w. Ich möchte wissen, ob Böttger diese Eigenthümlichkeit des Originals wiederzugeben sich bemüht hat.

Und nun genug von „Hiawatha". Amen, Selah! Einen langen Strich dahinter! Jetzt soll was Besseres bald folgen! Ich muß sehen, was ich thun kann! —

* * *

An Theodor Eichmann.

London, 15. Januar 1857.

Ich wollte Dir schon längst auf Deine letzten beiden Briefe antworten, Geschäfte aber und sonstige Abhaltungen haben mich immer nicht dazu kommen lassen. Nochmals, Dir und den lieben Deinigen die herzlichsten Wünsche zum neuen Jahre! Wir freuen uns, daß Ihr mit Euren Kleinen frohe und

zufriedene Weihnachten verlebt habt, und daß der schimmernde Tannenbaum mit Lichtern und Nüssen und Spielzeug vom Grafenberg zu Euch herniedergestiegen ist. Auch wir haben eine stattliche Krone in unserm vordern Parlour prangen lassen, und an Kinderjubel hat es nicht daran gefehlt. Es war am ersten Weihnachtstage Abends. Zwei deutsche Freunde waren bei uns. Eine bescheidene Bowle Punsch (oder vielmehr Cardinal) beschloß den Abend in heiterer Weise. Ja, wenn man bei solchen Gelegenheiten mit Frauen und Kindern bei einander sein könnte!

Daß „Hiawatha" Deiner guten Marie und Dir einige genußreiche Stunden verschafft hat, höre ich mit aufrichtiger Freude. Als ich „die Hungersnoth" zuerst übersetzt hatte, und sie brühwarm aus dem Bleistift-Manuskript meiner Frau vorlas, war auch die ergriffen und hatte ein paar Thränen wegzuwischen. Es ist wirklich wunderbar, mit wie wenig Mitteln der Dichter in diesem Gesange die pathetischste Wirkung hervorzubringen gewußt hat. Einfacher kann doch eigentlich nichts sein. Die Allgemeine Zeitung erwähnte der Uebersetzung neulich beiläufig in einer kurzen Kritik von Bodenstedt's Neuen Gedichten und meinte, daß ich, bei größerer Treue, den Ton des Originals noch glücklicher getroffen hätte, als mein Vorgänger Böttger. Das soll wohl sein, sagt Freiligrath. Ich habe Böttger's Uebersetzung noch immer nicht gelesen, möchte aber darauf schwören, daß er auf so sonderbar schöne Benamsungen, wie „Das Wohnland des Nachdiesem" (für the land of the hereafter) und dgl. nicht verfallen ist.

Wenn Du Auerbachs „Barfüßele" noch nicht gelesen hast mit Deiner Frau, so bitte ich Dich sehr, es ja nicht länger aufschieben zu wollen. Ihr werdet wieder einmal eine Freude an etwas Schönem und Gutem haben! Auch möchte ich Euch empfehlen: Ekkehard, eine Geschichte aus dem 10. Jahrhundert, von J. V. Scheffel, — ebenfalls ein treffliches Buch, der Roman eines Dichters! Und dann: Kennst Du Hermann Lingg's Gedichte! Wenn nicht, so laß' die Thaler springen je eher je lieber! Etwas Großartigeres, als z. B. die Bruchstücke von der Völkerwanderung kannst Du nicht lesen. Lingg ist ein Kerl, — eine Kraft, — eine Natur! Das thut wohl nach all dem süßen, lyrischen Geschleck der letzten Jahre! —

* * *

An Ludwig Merckel.

3 Sutton Place, Hackney,
London, 2. Febr. 1857.

Nach langer Zeit, nach dem Wechsel vieler Monden und Menschen, *reiche ich* Dir wieder einmal die Hand. Es hätte eher geschehen sollen!

Als ich Detmold zuletzt verließ, schriebst Du mir noch einen lieben, herzigen Brief, und forderteſt mich darin zur Aufrechthaltung unſeres neugeknüpften Freundſchaftsbundes auf. Wie feſt nahm ich mir damals vor, Dir bald wieder zu ſchreiben, und den liebſten Genoſſen meiner Knabenjahre ſo bald nicht wieder aus den Augen zu verlieren! Vergieb, lieber Merckel, daß es bei'm bloßen Vorſatz geblieben iſt! Ich will mich nicht entſchuldigen! Aber die Wahrheit iſt, daß ich mich grade zu der Zeit in Lebens- und Entwicklungskriſen befand, die mich ſelbſt andere Pflichten, als die gegen alte liebe Freunde, vernachläſſigen ließen. Und als dieſe Kriſen überſtanden waren, als ich ein Weib gefunden und mir ein häusliches Glück gegründet hatte, das — ich bin ſtolz und dankbar, es ſagen zu können — noch heute den Segen meines Lebens ausmacht, kamen die politiſchen Jahre und brachten neue Erregung, neuen Kampf, neue Unraſt. Und ſo ſind faſt zwei Decennien dahingeflogen, ohne daß ich vor Dich getreten bin und Dir geſagt habe, daß Du noch immer in meinem Herzen lebſt, daß ich Deiner und der guten alten Zeit unverbrüchlich treu gedenke, und daß die Buchen und Eichen unſrer ſchönen Waldheimath, unter denen wir zuſammen den Morgen unſres Lebens ſich röthen ſahen, — o, wie oft noch durch meine Träume wehn! Laß' es mich Dir endlich heute ſagen, und — weiſe meinen Handſchlag nicht zurück, weil er ſo ſpät kommt!

Verlange diesmal nichts Ausführliches! Dieſe Zeilen ſollen nur ein Anerkenntniß meiner Schuld gegen Dich ſein und Dir meinen Wunſch ausdrücken, dieſe Schuld wieder gut zu machen. Alſo nur das Wichtigſte aus meinem äußern Leben, und auch das nur im flüchtigſten Umriſſe! Ich bin verheirathet ſeit 1841. Fünf liebe prächtige Kinder, blühend und begabt, drei Jungen und zwei Mädchen, ſpielen und lernen um mich herum. Ein ſechstes habe ich ſchon vor zehn Jahren, zur Zeit meines erſten Aufenthaltes in England, in die fremde Erde begraben müſſen. Gott ſchütze und erhalte mir die andern! Seit Mai 1851 bin ich wieder in London, — eine Reiſe (im Sommer 1854) nach Edinburgh, den ſchottiſchen Hochlanden und den Stätten, die mir durch Robert Burns geweihte ſind, hat die einzige Abwechſelung in dieſe ſechs Jahre Stillleben gebracht. Sonſt habe ich nur zu arbeiten und zu ringen gehabt, — in der Zeit wie mein ganzes Leben hindurch. Im Augenblick geht's mir gut. Ich bin Geſchäftsführer einer Bank (oder vielmehr der hieſigen Agentur eines der modernen Credit-Inſtitute des Continents), und ſomit einſtweilen mit einer Art von „feſtem Boden unter den Füßen." Dazu geſund und rüſtig, ob ſich auch ſchon Grau in meine Haare miſcht. Und die Muſe, trotz dieſes Grau's und trotz London, Bank and Business, iſt nicht gänzlich von mir gewichen. Ziehe ich die Summe

meines bisherigen Lebens, so habe ich nur Ursache, froh und dankbar und zufrieden zu sein. Wohl ist Alles, was ich bin und habe, wie aus Schiffbrüchen zusammengerettet: — aber ich schätze und preise es vielleicht eben deswegen um so mehr. Zu dem: wie dürfte der Einzelne klagen wollen, wo dem Ganzen so Vieles und so Großes in Trümmer gegangen ist?! —

Und nun, lieber Freund, wie geht es Dir? Dein Leben hat sich in engeren Kreisen bewegt, als das meinige, — einfacher, ruhiger und stiller, aber darum vielleicht auch tiefer, innerlicher und harmonischer. Ich möchte gern von Dir und über Dich hören, — darf ich hoffen, daß ein Gruß aus dem Frieden Deines Pfarrhofs auf meinen lauten, tobenden Markt herüberschallen wird?

Die Ereignisse des letzten Jahrzehnts haben die Gegensätze schärfer hervortreten lassen, und sich sondernd und spaltend in und zwischen Alles hineingedrängt. Wie unsre Wege uns geführt haben, darf ich kaum annehmen, daß wir über dies und das gleicher Meinung sind. In den Hauptsachen jedoch, das weiß ich, sind wir es gewiß. Darum nahe ich Dir auch so zuversichtlich. Möchten wir uns wieder einmal Aug' in Auge begegnen, so bin ich sicher, daß wir uns leicht verständigen würden. Ich bin weder so einseitig noch so schroff, wie Du mich Dir wahrscheinlich vorstellst. Ich halte fest an meinen Ueberzeugungen, und wirke für sie, nach dem Maß meiner Kräfte, wo ich immer kann, aber ich bin kein Fanatiker. Ich bin, eben weil ich die Freiheit will, tolerant. Wer das Gute und Rechte anstrebt, ist mir werth, auch wenn er es nicht auf meine Weise und auf meinem Wege anstrebt.

Dieser Brief kommt Dir durch Karl Weerth zu, der Dir gleichfalls ein Exemplar meines jüngsten Buches überschicken wird. Nimm auch dieses, den „Sang von Hiawatha" als ein freundliches Gedenkzeichen freundlich an.

Leb' wohl denn für heute, mein theurer alter Freund! Mir ist wohl um's Herz, nun da ich mein Unrecht gegen Dich resolut gestanden habe! Noch einmal: Vergieb, und laß' uns wieder die Alten sein! Grüße mir recht herzlich die Deinigen: — Deine guten Eltern, wenn Dir das große Glück beschieden ist, sie noch zu besitzen, und Deine lieben Schwestern und Brüder! Auch die alten Freunde! Wo sind sie? was treiben sie? Und tausend, tausend Grüße den Bergen und Wäldern unserer Jugend, — der Werre, — dem Bruch, — dem Büchenberg, — der Grotenburg, — dem Winfeld, — den Externsteinen!

Gott mit Dir, mein lieber Merckel! Unverändert

Dein alter

F. Freiligrath.

An Theodor Eichmann.

London, 19. Februar 1857.

— Ueber mich und uns kann ich diesmal wenig berichten. Wolf und Otto haben einigemal den Croup gehabt, sind aber jetzt, wie wir übrigen Alle, ganz wieder gesund. Ich selbst bin wohler diesen Winter, als je einen vorher, und gehe oder fahre outside Omnibus nach und von der Stadt in allen Wettern. Nur verteufelt müde bin ich manchmal. London macht müde. Diese Distanzen, dieses Treiben, dieses ewige Auf der Mensur stehn mit dem Leben! But never mind! Bald haben wir wieder Frühjahr, und wenn im Sommer mein Geburtstag kommt, habe ich noch immer weit bis zum halben Jahrhundert. Old, yet firm! Nur immer frisch und muthig! Alles Andere gibt sich!

* * *

An Karl Buchner.

3 Sutton Place, Hackney,
2. August 57.

Herzlieber Freund!

Damit Sie gleich über mein neues Philisterium (von dem Sie durch die Blätter ungenügende Kunde erhielten), in's Klare kommen, sei mit zwei Worten bemerkt, daß meine Stellung die eines „Manager" (i. e. Geschäftsführers oder Bureauchefs, bei Leibe nicht „Direktor") der hiesigen Agentur der von James Fazy zu Genf gegründeten Banque Générale Suisse ist, eines Instituts, das, wie Ihre Darmstädter Bank und die Legion ähnlicher Etablissements auf dem Continent, nach dem Vorgange und Muster des französischen Crédit Mobilier vor stark einem Jahr entstanden ist. Die Stellung ist insofern angenehm, als sie ziemlich unabhängig ist. Dadurch freilich auch verantwortlicher, als jede frühere Stellung, die ich schon bekleidete, — so verantwortlich, daß ich, nur um sie zu bekommen, eine ansehnliche Caution habe beibringen müssen. Das Gehalt, wenn auch nicht glänzend, ist anständig. So schanzt und ackert man denn wieder im Schweiße seines Angesichts, — freut sich, daß man auch eine der Hände ist, die diesen großartigen modernen Hebel in Bewegung setzen, — und lobt Gott (wenn auch nicht mit Saitenspiel), daß man nicht ausschließlich auf Cotta und das übrige Hirnfresserpack angewiesen ist.

Nun zu Ihren oft wiederholten Aufforderungen, eine Rückkehr nach Deutschland anzubahnen. Gott weiß, lieber Freund, wie gern ich wieder in Deutschland wäre! Diese letzten sechs Jahre haben mich recht gelehrt, was

die Heimath mir ist, und was ich, fern von ihr, entbehre! Ich bin so deutsch geworden, daß ich das Exil wirklich nur hier, im germanischen England, möglich und erträglich finde (aber auch nur erträglich) — und dennoch kann ich mich zu Schritten, wie Sie sie anzudeuten scheinen, nicht entschließen. Ich müßte also doch petitioniren, ich müßte also doch wenigstens Versprechungen geben! Das geht nicht! Wie die Regierungen es mit den Flüchtlingen meinen, haben wir zudem bei Gelegenheit der letzten Amnestien gesehen! Ob Preußen demnächst auch eine Amnestie gibt, steht noch sehr dahin. Im besten Fall wird es, wie überall, eine Amnestie mit Ausnahmen sein. Und nun sollte ich betteln, daß man mich nicht ausnehme, — sollte, möglicherweise, den Gegnern den Triumph einer Verweigerung in die Hände spielen, — sollte, im glücklichen Fall, ein lebenslänglich von der Polizei Beaufsichtigter werden?! Nimmermehr! Mich und uns Alle kann nur die Revolution wieder nach Deutschland bringen! Thut sie's nicht, ist sie überhaupt todt, oder erhebt ihr Haupt erst wieder, wenn das unsrige längst unter'm Rasen liegt, so bin ich resignirt, und hoffe die Kraft in mir zu tragen, das Unabänderliche, selbst Heraufbeschworene ausdauern zu können — bis an's Ende!

Ein treues deutsches Herz ist mir immer nahe, das meiner Frau! Das ist ein Glück und ein Segen, und ich danke Gott dafür! Was unsre Kinder angeht, so müssen sie freilich Engländer werden in England. Und das ist, wenn die Sachen bleiben, wie sie sind, auch kein Unglück! Auch hier giebt's der Uebelstände und des Drückenden genug, — aber daneben (oder besser, darüber) die Freiheit und die nationale Größe, und der Einzelne fühlt sich frei und groß als Bestandtheil des großen, freien Ganzen! Mögen sie sich denn ihren Weg hauen als freie Bürger eines freien Landes, und es später — in der Schulstube oder auf dem Comptoir, auf der Locomotive oder im Mastkorb, in Australien oder am Cap oder in Indien — immerhin vergessen, daß ihr Vater ein Stück von einem deutschen Poeten war, und durch sein Entsagen auf die Heimath ihnen eine große neue Heimath gegeben hat. —

Inliegend finden Sie die beiden, mir vor sechs Jahren nachgeschickten Steckbriefe. Der Düsseldorfer fußt auf einem Heftchen Gedichte, der Cölner auf dem angeblichen Becker-Rothjung'schen Schneider-Complott. Keiner von beiden ist zurückgenommen, und eben so wenig bin ich in contumaciam verurtheilt worden. So stehen die Sachen.

Wie dem aber auch sei, und wie mein Schicksal sich auch schließlich entscheiden möge: Ihr Wunsch, mich nach Deutschland zurückkehren zu sehen, und der wahrhaft freundschaftliche Antheil, womit Sie mir den Gegenstand plausibel zu machen suchen, rühren mich tief, und ich danke Ihnen auf's *Treueste* und Herzlichste dafür! Und keinenfalls gebe ich die Hoffnung auf,

Ihnen, trotz alledem und alledem, früher oder ſpäter noch einmal die Hand zu drücken und in's Auge zu ſchauen! Wer weiß, wie Alles kommt!

Alles Gute, was Sie mir über ſich und die Ihrigen mittheilten, haben wir mit der alten Liebe und Theilnahme gehört, und uns herzlich darüber gefreut. Alſo auch Wilhelm hat ſich verlobt; irre ich nicht, ſo habe ich einmal (o, meines ergrauenden Hauptes!) eine angenehme Poſtwagenfahrt mit dem Großvater von Wilhelm's Braut gemacht. Das war Anno 1834, und auf der Route zwiſchen Amſterdam und Crefeld. Ein vergnügter, redſeliger alter Herr ſaß mit mir im Coupé; wir ſchwatzten von Literatur und Stockfiſchen, von Holland und Deutſchland, von Amſterdam und Gera, von Willem dem Erſten (oder Tweeden) und Heinrich dem Ein- oder Zweiundſiebzigſten. Denn der alte Herr, wie er mir gleich anfangs vertrauensvoll geſtand, war allerdings der Hochfürſtlich Reuſſiſche Gymnaſialdirektor Rein aus Gera, hatte ſich Holland und die Univerſität Leyden beſehen, und ging nun, ſeinen Sohn bekneipen, den Rector Rein Junior in Crefeld. Was gilt's, der künftige Schwiegervater Ihres Wilhelm iſt ein andrer Sohn meines vergnügten freundlichen Alten? Es kann nicht anders ſein: Die Rein's ſind eine Rectorenfamilie! Bitte, ſagen Sie mir doch, daß ich Recht habe. Noch muß ich lachen, wenn ich an das komiſche Erſtaunen des alten Philologen denke, als er endlich nach 24ſtündiger Fahrt (ich reiſte damals noch incognito unter meinem eigenen Namen) glücklich aus mir herausbrachte, daß ich eben „nur ein Geiger", nur der Commis eines Amſterdamer Banquiers ſei. Das ſchien ihm fabelhaft, und er trennte ſich von mir halb mißtrauiſch, wenn auch, zu Hörnerklang und Peitſchenknall, mit obligatem Schwenken ſeiner mit Ohrenklappen verſehenen Reiſemütze. Das war die gute, alte Poſtwagenzeit! Des guten Alten aber habe ich nicht wieder gedacht, als bis ich jetzt erfahre, daß er mittlerweile (wahrſcheinlich im Grabe) zum Großſchwiegervater Ihres Sohnes avancirt iſt.

N.B. Ich lege ein paar Gelegenheits-Carmina bei, — Hochzeitslieder für ein paar liebe alte Freunde, die, als alternde Junggeſellen, ſich noch in aller Eile zu verheirathen ſo geſcheit geweſen ſind. Das eine der Lieder regt auch, halb ernſt, halb komiſch, die Exilfrage an, und Sie leſen es drum vielleicht nicht ungern. Zum beſſern Verſtändniß muß ich noch erwähnen, daß der Erſte der jungen Ehemänner Eichmann heißt, mit Mahagoniholz handelt, und in ſeinem Junggeſellenſtande durch wehmüthiges Guitarrenſpiel Ruhm erwarb. In dem andern Liede wird alles verſtändlich ſein. „Anthon der berümbte Schenke" iſt der Bruder der Braut, Advokat Bloem in Düſſeldorf, weiland demokratiſcher Abgeordneter zum Berliner Parlament 1848 und 49. Die Anſpielung auf das ſchöne Lied: „Heinrich ſchlief" erinnert Sie vielleicht

an die Zeit, wo ich eben dieſes Lied, mit etwelchen kühnen Variationen, in Ihrem Kreiſe zu intoniren mir erlaubte. Den engliſchen Maitrank, die edle Mint Sauce, mag die Schwiegertochter Ihnen beſchreiben, oder, beſſer noch, bereiten. Der „Ruhſitz Monrepos“ erregt hoffentlich keinen Anſtoß. In der Schluß-Vignette, glaub' ich, ſehen Sie den beſcheidenen Sänger ſitzend auf ihm dargeſtellt.

So iſt denn auch der gute Vater Béranger geſtorben und — auf Regiments-Unkoſten begraben worden. So escamotirt man die Republikaner noch nach ihrem Tode in's imperialiſtiſche Lager. Die Farce war aber doch gar zu plump.

Es kann doch noch ſchön werden in der Welt. Wetterwolken allenthalben, — und unter dem Boden tönt es hohl, — von der Seine bis nach Indien und China!

Noch eins: Gabriel Rieſſer ſah ich vorigen Sommer und Winter auf ſeiner Reiſe nach, und auf ſeiner Rückkehr von Amerika. Ganz der Alte! Auch Gerſtäcker, Julius von Rodenberg, Marſchner und ſeine liebenswürdige Frau, und noch dieſe und jene ſind mir ohnlängſt in den Londoner Wirbeln begegnet. Da ſchlagen denn die Mythen von dem für mich untergegangenen Deutſchland, wie das Läuten von Uhland's verlorner Kirche, dumpf und ſeltſam an mein Ohr!

* * *

An Theodor Eichmann.

London, 4. März 1858.

— In der Politik iſt es ja kürzlich ziemlich lebhaft geweſen, namentlich hier und in Frankreich. An die Amneſtie, wie Du Dich erinnern wirſt, habe ich nie geglaubt. Uns bringt nur die Revolution wieder nach Deutſchland zurück. Oder wir ſterben im Auslande. Auf alle Fälle laß ich mich jetzt in England naturaliſiren.

Ich wollt', ich hätte 1000 Pfund alle Jahre, und nichts dafür zu thun. Geſchäft und Anſtellung ſind ſehr gut, und ich danke Gott, daß ich ſie habe, und Weib und Kinder mit Ehren durchbringen kann. Aber an's poetiſche Schaffen kommt man wenig. Vieles, was man noch wohl auf dem Herzen hat, bleibt ungeſagt! Auch gut! Die Vögel haben den Schnabel nicht nur zum Singen, ſondern auch zum Freſſen. Mit dieſer wohlfeilen Weisheit will ich heute ſchließen.

Wann wird die Welt wieder einmal in die Fugen kommen? Social, politiſch, geſchäftlich — in jeder Weiſe!

* * *

An Karl Krah.

[London] 19. Mai 1858.

Ich habe mich in dieſen Tagen herzlich gefreut, unſre guten alten Freunde, Joſ. und Mich. Dumont, hier begrüßen zu können und zugleich von ihnen zu hören, daß Du noch im Lichte wandelſt, wohlauf biſt und Dich als Local-Nachrichter der Cölniſchen Zeitung um das Publikum und Dich ſelbſt verdient machſt. Der würdevolle Faltenwurf des Styls der Local-Nachrichten, aus dem dann doch hin und wieder ein ehrbares Schelmengeſicht hervorlauſcht, hatte mich längſt als ein Bekanntes, das ich doch nicht recht zu Hauſe bringen konnte, angemuthet, und ich war d'rum nicht wenig überraſcht und erfreut, als mich unſre Freunde, mit vielen ſich von ſelbſt verſtehenden Lobſprüchen auf den Fleiß und die Gewandtheit Deiner Feder, mit dem Geheimniß Deiner Nachrichterſchaft und dem offenkundigen, nur noch nicht bis zu mir gedrungenen Factum Deines Schriftſtellerruhms bekannt machten. So erleuchte Dich denn der Herr ferner, lieber alter Freund! Möge noch mancher rheiniſche Lenz mit den knospenden Geſcheinen des Weinſtocks in Deine Seele ſtrahlen und Dich über dieſes anmuthigſte aller Naturwunder Deinen und den Verehrern der edeln Rebe berichten laſſen! Amen, ſo ſei es! Wohl dem, der da Weinſtockgeſcheine zu zählen hat, und nicht, wie ich anjetzt, Coupons, Aktien und Obligationen!

Dieſes Blatt, das die Brieftauber Michael und Joſeph unter ihre Flügel nehmen wollen, ſoll nur ein freundlicher Gruß ſein, kein Brief! So ſoll es Dir denn bloß nach ſagen, daß es uns wohl geht, — daß ich, leider, bedeutend dick werde (als Mitglied der hohen Finanz, natürlich!), — daß Ida ſtärker und kräftiger iſt, als früher, — und daß die Kinder (von denen Du unſer Meiſterſtück Percy noch gar nicht kennſt) an Leib und Seele geſund und gut emporblühen. Auch Geſcheine, die man gern betrachtet und Luft und Sonne vom Himmel auf ſie herabfleht! Gott behüte und erhalte ſie uns alle!

Und nun den herzlichſten Händedruck, lieber Krah!

* * *

An Heinrich Koeſter.

16. Nov. 1858.

Ich ſchreibe heute nur zwei Zeilen, um Dir die erſchütternde Nachricht vom Tode der Frau Kinkel mitzutheilen. Derſelbe hat geſtern Nachmittag um 1/2 3 Uhr ſtattgefunden. Wie Alles ſo raſch, ſo furchtbar raſch gekommen iſt, weiß ich noch nicht. Vor ungefähr 14 Tagen ſchrieb mir Kinkel, daß wir, wenn der erſte Sturm der Seaſon vorüber ſei, doch einmal wieder zu

ihnen nach Paddington hinauskommen möchten. Damals ſtand Alles wohl in ſeinem Hauſe! Und heut die Trauerkunde!

Ich theile Dir dieſelbe gleich mit, weil ich weiß, welch innigen Antheil Du an dem Geſchicke Kinkels und der Seinigen nimmſt, — weil ich weiß, wie hoch auch Du die vortreffliche, tapfere Frau gehalten haſt, — und weil wir noch jüngſt bei Deinem Hierſein jenen vergnügten Abend mit Kinkel's zubrachten. Wer hätte damals ahnen können, daß Alles ſo bald anders ſein würde!

Ich muß geſtehen, der Fall hat mich nicht nur erſchüttert, er hat mich betäubt! Kinkel und ſeine Kinder thun mir unendlich wehe. Mehr, als ich ſagen kann!

* * *

An Karl Elze in Edinburg.

5, Upper Homerton, Hackney,
1. Mai 1859.

Beſten Dank, lieber Freund, für Ihr willkommenes Briefchen und die freundliche Nachſicht, mit der Sie das Exemplar meiner (von meinem Verleger ſogenannten) ſämmtlichen Werke bei ſich aufgenommen haben! Zu meiner Freude iſt nun auch geſtern noch der letzte Band von New-York eingetroffen. Sie erhalten ihn gleichzeitig mit dieſen Zeilen.

Aber nun, theurer Freund, die Hand auf's Herz, haben Sie mich ſeither nicht für einen Barbaren und ſchlechten Menſchen gehalten? — Wie ſoll ich mich nur entſchuldigen? Zwei Worte, denk' ich, erklären Alles: London und die ſchwere Noth der Zeit. Sie wiſſen ja: das Leben und die Arbeit abſorbiren hier mehr von den Kräften und der geiſtigen Friſche eines Mannes, als anderswo. Vollends, wenn der Mann anfängt, ein alter Mann zu werden. Wie ſelten komme ich noch einmal zu einem ganzen vollen Aufathmen! So iſt es zugegangen, daß ich faſt alle freundſchaftliche Correſpondenz (nicht bloß die mit Ihnen) vor und nach habe einſchlafen laſſen, ohne doch, wie Sie geglaubt haben, ſchlecht und ein Barbar zu ſein. Man wird eben müde, — bitte, vergeben Sie mir!

Alles dies wollte ich Ihnen eigentlich ſchon heute vor drei Wochen ſagen. Aber da mußt' ich plötzlich nach Paris, und war im Louvre und auf den Boulevards ſtatt am Schreibtiſch in meiner ſtillen Bücherſtube. Und wie hab' ich ſeit meiner Rückkehr in Berufsarbeiten geſteckt!

Daß es Ihnen in Edinburgh wohlgeht und wohlgefällt, höre ich mit großer Freude. Ich hatte es nicht anders erwartet. Aber wirklich, lieber Freund, Sie ſollten über London zurückreiſen! Können Sie's denn nicht

einrichten? Mich verlangt herzlich danach, Ihnen wieder einmal die Hand zu drücken, und über so Manches mit Ihnen zu plaudern, was sich in den engen Pferch eines Billets nicht alles hineinzwängen läßt. Auch sollten Sie billig sehen, welch ein stattlicher Schlingel Ihr Freund Kah-keh-ga-ga-bowh [1]) geworden ist. — Sie riskiren wirklich nichts, lieber Freund! Also noch einmal: kommen Sie! Das Jahr ist gut, braun Bier ist gerathen! Und was den Häringssalat angeht, so macht ihn meine Frau jetzt sogar noch besser, als weiland! Wie wollten wir uns freuen, wenn wir wieder einmal in der alten gemüthlichen Weise um den Kamin (man kann ihn heute, am 1. Mai, noch nicht entbehren!) herumsäßen! — —

Friedrich Bodenstedt ist seit Ostern in London, um im Brit. Museum Studien zu seinem Werke über die Englischen Dramatiker zu machen.

Loch Lomond und Loch Katrine sollten Sie aber doch noch im Fluge mitnehmen. Ich denke noch immer mit Entzücken an den Tag, den ich (im Juli 1854) dort war.

* * *

An Theodor Eichmann.

9. Mai 1859.

Lieber, lieber Eichmann!

Seit lange hat mich und meine Frau nichts so sehr bewegt und erschüttert, als die Trauerbotschaft vom Tode Eures jüngsten Söhnchens! Wir freuten uns so innig Eures elterlichen Glückes und nehmen drum jetzt eben so innigen Antheil an Eurem großen und gerechten Schmerze! O gewiß, es ist entsetzlich, solch ein junges, reines, unschuldiges Leben, das noch nichts kennt als Liebe und Güte, das erst eben die Augen aufthut, um sich groß und froh verwundert in der Welt umzusehen, so plötzlich wieder hingeben zu müssen. Lieber, lieber Eichmann, glaub' es, wir fühlen mit Dir und der armen beraubten Mutter, und wenn Euch unsre Theilnahme ein Trost sein kann, so habt Ihr diesen Trost im allerreichsten Maße. Wir wissen, was es heißt, ein geliebtes Kind sterben zu sehen, helfen zu wollen und nicht zu können, — ach und zuletzt auf die brennenden Lippen, auf die süßen, brechenden Augen den letzten Kuß zu drücken! Das sind Augenblicke, die sich für alle Zeit in's Herz einfressen! Wohl ziehen sie sich später in einen stillen Winkel darin zurück, — wohl rauschen der Tag und das Leben darüber hin, wie das Gras über den kleinen Hügel rauscht, — aber sie sind da, unzerstörbar, unentweichbar, und

[1]) Spitznamen für Freiligraths Sohn Otto, eigentlich Namen der wunderlichen Rothaut, die sich 1848 im Frankfurter Parlament präsentierte, auf der Durchreise in Düsseldorf mit Freiligrath verkehrte und Ottos Pate ward.

glücklich der, dem sie immer und immer wieder einmal die Thränen in's Auge treiben und ihm das Härteste und Herbste, ungesehen, neu durchkosten lassen!

Welch ein Kind, zwischen Käthe und Wolfgang mitten inne, würde jetzt unsere arme kleine Marie sein! Und hab' ich Dir je von meinem Bruder Otto erzählt, dem Lachenden, mit den großen ernsten braunen Augen? Er starb im Sommer 1830, bald nach meinem guten unvergeßlichen Vater, ungefähr eben so alt, wie Dein Ludwig. Der wäre jetzt ein Mann! Mir aber steht er noch immer vor der Seele, als glückliches lachendes Kind, das ich hinaufnahm in meine Kammer, es mit einem Bilderbuche auf den Boden setzte, und das mich dann, irgend ein Bild, das ihm gefiel, hoch emporhaltend, mit Jauchzen von meinem „Alten Matrosen", oder woran ich mich sonst versuchte, zu sich rief! Es ist mir wie gestern! Aber es sind dreißig Jahre her, — der holde Junge ist Asche, — und ich bin grau!

Hören wir nicht auf zu lieben! Die Liebe ist zuletzt auch nur da, um zu bluten, aber ohne sie wäre das Leben vollends elend und inhaltlos!

Lieber Eichmann, wir drücken Dir und Deiner Frau von ganzem Herzen treu die Hände! Findet in Euch und Euern Euch gebliebenen Kleinen den Muth und die Kraft von diesem schweren Schlage Euch emporzurichten. Und wenn Du wieder hinausgehst an den Rhein, auf den stillen grünen Friedhof, der hinabsieht auf den ruhig vorübergleitenden Strom, so sprich auch für mich einen Segen aus über dem schlummernden kleinen Haupte, das ich nie gesehen, auf das ich keine Scholle Heimatherde hinabwerfen gekonnt; das mir aber werth und heilig ist durch Dich, durch Eure Liebe und Eure Trauer!

Lebe wohl, Herzensfreund! Ich schreibe Dir bald wieder! Heute bin ich zu weich geworden (und schäme mich dessen nicht), um noch von andern Dingen zu reden. Mein Haus ist wohlauf und grüßt das Deine herzlich und in Treue.

Ohne Wandel

Dein alter F. Fth.

* * *

An Theodor Eichmann.

London, 12. Juli 1859.

In meinem Hause, Gottlob, steht Alles wohl. Nur ist mein gutes Weib leider nicht so frisch und stark, wie sie sein sollte. Fast immer im schwülen Londoner Sommer fühlt sie sich matt und angegriffen, und diesmal mehr wie sonst. Ich habe sie deswegen schon vor vierzehn Tagen mit den Kindern an die See gebracht (an die Ostküste, nördlich von Harwich, grade

meiner holländiſchen Sandliederküſte gegenüber), und freue mich, daß das Bad und die Luft ihr ſchon jetzt ſehr wohlgethan haben. Ich war ſchon zwei Sonntage dort, und verließ zuletzt geſtern Morgen ſie und die Kleinen. Letztere ſind braun von Wind und Sonne, Wolfgang ſchwimmt in der Brandung wie ein Alter, und die Kleinen plätſchern auch den ganzen Tag im Salzwaſſer. Percy und Otto ſind jetzt ein paar derbe, ſtämmige Bengel, Käthe wird groß und klug, und Luiſchen iſt nach wie vor das kleine Hausmütterchen. Möge Gott ſie Alle zu guten Menſchen heranwachſen laſſen! Vor 25 Jahren ſaß ich, ein einſamer junger Menſch, an der holländiſchen Küſte und ſang vom Meer und den Dünen; jetzt ſteh' ich gegenüber auf der engliſchen, habe meine Ida am Arme, und vor uns, mit nackten Beinen und heiterem Halloh, tummelt ſich unſre rüſtige Jugend, balgt ſich mit der Brandung, ſammelt Muſcheln, Seeſterne und bunte Steine. So erfüllen ſich die Zeiten und die Geſchicke. Noch einmal ein Vierteljahrhundert, und meine Kinder ringen mit andern Wellen als denen des Meeres, — und die Augen, die jetzt warm und liebevoll auf ihr Spiel herabſehen, haben ſich wohl ſchon geſchloſſen. Aber das Meer brauſt immer zu.

Ich danke Dir, lieber Eichmann, für die Liebe und Herzlichkeit, womit Du Dein gerechtes Leid um den Verluſt Eures Kindes vor mir ausſchütteſt. Das Bild des Knaben, wachend und im Traume, wird noch oft und noch lange vor Deine Seele treten, Deine Augen werden noch oft mit plötzlichen Thränen ſich füllen, — ein treues warmes Gemüth, wie das Deine, wird lange, lange an dieſem Schmerze zehren. Tröſte Gott Dich und die arme Mutter! Aber alle Liebe, die Ihr dem Geſtorbenen zutrugt, übertragt jetzt doppelt auf die Euch gebliebenen Kleinen! Seid treu dem Todten, aber umfaßt doppelt innig die Lebendigen! Ich drücke Euch treu und mit warmem Mitgefühle die Hand! —

Ja, in Italien, da iſt jetzt manches junge Menſchenleben, das Vaterſorge und Mutterliebe bisheran liebevoll behütet und aufgezogen hatten, jäh erloſchen. Nun haben wir den Waffenſtillſtand. Wer weiß, was darnach kommen wird. Die Weltlage iſt eine ſeltſame, beſonders für den Demokraten und den Flüchtling. Ich wünſche Italien frei, das ſpricht für ſich, und das Haus Habsburg mag zur Hölle fahren, aber Napoleon, der Mann des 2. Decembers der Mörder Orſini's, der Schlüſſelbewahrer von Cayenne, hat in meinen Augen nicht das Recht, als Befreier aufzutreten. Sollte er, was ich immer noch bezweifle, ſpäter auch gegen Deutſchland kriegen wollen, dann iſt die Lage des Demokraten noch verzwickter. Er wird, als Deutſcher, doppelt ſtark gegen Napoleon fühlen, und dennoch als Demokrat, nicht mit den Dynaſtien gemeinſchaftliche Sache gegen Frankreich machen wollen. Du begreifſt, warum

ich damals Deinen Wunsch wegen eines Liedes nicht erfüllen konnte. Wozu damals überhaupt all die vorzeitige patriotische Singerei?

Gott mit Dir und den Deinigen, mein lieber Eichmann! —

* * *

An Theodor Eichmann.

London, Sept. 21. 1859.

— Wir nehmen den innigsten und herzlichsten Antheil an dem jungen Leben, das wieder bei Euch eingekehrt ist! Kinder sind und bleiben ein Glück und ein Segen von Gott! Das habt Ihr beide jetzt in Freud und Leid erfahren! Möge Euch fortan nur die Freude in Euren Kindern nahe bleiben, und das Leid so fern, wie es das arme, ach nur zu oft blutende Menschenherz wünschen und erflehen kann! Gott mit Euch und Euren Kindern! Und sprich mir von Deinem lieben kleinen Verlorenen nur so oft und so lange, wie Dein Herz Dich treibt! Ich kann Dir weiter keinen Trost geben, aber rede nur: — es erleichtert Dich, und ich höre Dir liebevoll und mit Theilnahme zu!

26. Sept. So weit hatte ich vor einigen Tagen geschrieben, und bin seitdem noch immer nicht dazu gekommen, den Brief fertig zu machen und abzuschicken. —

Gestern hab' ich ein Festlied für die Deutschen in Amerika zu Schiller's hundertjähriger Geburtstagsfeier gemacht. Man hatte mich von Philadelphia aus in sehr artiger und schmeichelhafter Weise dazu aufgefordert, und so hab' ich denn die Geschichte gestern auf Einen raschen Wurf gezeugt und geboren. Das Manuscript geht morgen ab, und wird also ungefähr einen Monat vor dem Feste in Amerika eintreffen. Die Composition (es ist eine Art Cantate) soll ein tüchtiger amerikanischer Tonkünstler besorgen. Dann wird es gedruckt und die Composition an sämmtliche deutsche Gesangvereine in den Staaten geschickt. Es ist im Plane, daß das Eine Gedicht an Einem Tage und zu Einer Stunde von jedem Vereine in Nordamerika zu Ehren Schiller's abgesungen werden soll. Der Gedanke, ich gestehe es, hat mich gehoben, und ich hoffe, daß meine Verse der Gelegenheit entsprechen werden. Auch für Musik, glaub' ich, und glaubt meine Frau, sind verschiedene glückliche Stellen drin. Nun, wir müssen sehn! Ich schicke das Ding, sobald ich gedruckte Exemplare habe. Zu öfterem Abschreiben fehlt mir die Zeit. Auch die Musik sollst Du seiner Zeit haben.

* * *

An Karl Buchner.

London, 30. Novbr. 1859.

Mein theurer Freund!

Erwarten Sie auch heute keinen längern Brief von mir! Ich komme

nicht mehr zu Athem vor allem Geschäftsquark, und meine Freunde müssen Nachsicht haben mit meiner scheinbaren Vergeßlichkeit! Daß ich Ihrer im Herzen treu und liebevoll gedenk bleibe, versteht sich von selbst!

Alle Ihre freundlichen Lebenszeichen der letzten Jahre habe ich erhalten, und bin Ihnen dankbar dafür. Lese ich Ihre Blätter, so ist mir immer, als gingen wir miteinander, wie in der guten alten Zeit, des Weges nach Treysa oder nach der Ludwigshöhe im Schatten Ihrer prächtigen, hessischen Buchen, und ich lauschte wie damals Ihren Worten, — den Worten des freundlichsten aller land- und leutekundigen, ihr Vaterland mit Liebe umfassenden Cicerones! Tempi passati! Während ich dies schreibe, schauen die grauen Steinwände der Londoner Börse starr und hart durch's Fenster auf mich herab, und statt des Rauschens deutscher Bäume dröhnt das Rasseln von Cornhill und Threadneedle Street in mein Ohr.

Trotz alledem hat mich die Muse nicht ganz verlassen. So habe ich kürzlich noch für das hiesige Schillerfest eine Cantate gedichtet, die ich Ihnen damals gleich zuschickte, und die Ihnen als ein Zeichen treuen Gedenkens willkommen gewesen sein möge! Eine andere Cantate, die ich auf Ersuchen des Philadelphia-Festcomite's für die Deutschen in Amerika gemacht, ist mir noch nicht gedruckt von drüben zurückgekommen; Sie werden sie inzwischen vielleicht in deutschen Zeitungen gelesen haben. Dieses Schillerfest war doch wirklich einmal etwas, was Einem das Herz hob und rascher schlagen machte! An dem Tage waren wir doch wahrhaftig einig! Die 20,000 Menschen hier im Krystallpalast, versammelt zu Ehren des Einen großen, guten Mannes, waren auch eine glänzende Kundgebung. Ich war dort mit allen den Meinen — mit Kind und Kegel — auch der Kleinste soll des Tages sich erinnern können, wenn er einmal ein Mann sein wird!

* * *

An Theodor Eichmann.

London, 3. Decbr. 1859.

Seit acht Tagen ist der Wein endlich da, und schon sind vier der schönen langhalsigen Flaschen auf Dein und der Deinen Wohl von uns geleert worden! Ein schönes Gewächs, feurig und milde! Und hat eine verteufelte Anlage, einem durstigen Poeten durch die Gurgel zu gleiten! Aber wir wollen mäßig sein, auf daß wir eine stattliche Taufe feiern mögen, bei der der Täufling selbst einen bescheidenen Humpen auf das Gedeihen seines jungen Christenthums leeren soll! Es war eine Lust anzusehen, wie der kleine Heide beim Aufmachen der Kiste mir behülflich war! Ein Prachtjunge! Liebevoller und liebenswürdiger, als sich beschreiben läßt! Und wächst heran stark und

breitſchultrig wie ein junger Rieſe! Den braven Otto, der in ſeiner Art auch ein Staatsjunge iſt, hat er bald ſchon eingeholt! Alles das Heidenthum! Der alte Gott, der die Welt mit Heiden, Juden, Türken und Chriſten gelaſſen in der Hand trägt, ſchütze mir das liebe Geſindel allezuſammen und laſſe gute Menſchen aus ihnen werden!

Von unſerer Schillerfeier will ich nicht viel mehr reden. Sie war impoſant durch die maſſenhafte Betheiligung des Publikums — davon abgeſehen blieb allerdings noch manches zu wünſchen übrig! An allerlei kleinlichen Intriguen im Schoße des Comités hat's auch nicht gefehlt. —

Nun, lieber Eichmann, das nächſte Glas, das ich wieder fülle, gilt noch einmal dem milden Sender! „Nun ſchick' er auch die Nota bald!" Sonſt könnte man ſpäter allerdings die geiſtreiche Frage aufwerfen: Welche Aehnlichkeit beſteht zwiſchen einer Kiſte 57er Hochheimer und dem Hinterviertel von einem Schwein? und die Antwort darauf geben: Man läßt ſie ſich beide ſchenken. —

* * *

An Karl Weerth.

[London], 10. April 1860.

Inliegend das gewünſchte Verzeichniß der Foſſilien-Abgüſſe des britiſchen Muſeums mit beigeſetzten Preiſen, und ferner die Karte des Hrn. Nicholay und Son, 82., Oxford Street, die mir von competenter Seite als die reellſten und bedeutendſten Händler in Thierbälgen für naturhiſtoriſche Zwecke bezeichnet werden. Der Preis einer zum Ausſtopfen brauchbaren Löwenhaut (männlicher Löwe; Durchſchnittsexemplar; ob ſo ſchön wie jene, welche mein Mohrenfürſt auf der Trommel liegen hatte, kann ich nicht verbürgen) würde ſich auf etwa 12 Guineen ſtellen. Conveniren Euch nun dieſe Preiſe, und entſchließt Ihr Euch zu der einen oder anderen Anſchaffung, ſo bitte ich Dich, mir die Aufträge des naturhiſtoriſchen Vereins ohne Umſtände überſchreiben zu wollen. Sie ſollen aufs Prompteſte und Gewiſſenhafteſte beſorgt werden. Ich würde mich herzlich freuen, Dir bei dieſer Gelegenheit den Beweis liefern zu können, daß ich auch raſch und pünktlich ſein kann.

Meinen ſchönſten Dank für die freundliche Aufnahme meiner Schillerverſe und die mich ſehr intereſſirende Beſchreibung Eurer Feier! Den Toaſt, den Ihr mir mit Grabbe gebracht habt, rechne ich mir zur großen Ehre, und danke Euch, wie ſpät auch, aus vollem Herzen dafür. „Den Dichtern unſers Landes," — ſieh', das hat mich gepackt, lieber Weerth! Ja, ich fühle, daß ich noch immer zu Euch gehöre, wie lange und wie weit ich auch von Euch verſchlagen bin! Eure Berge ſind die meinigen, Eure Buchen und

Eichen ſind die meinigen, — und theure, längſt verſunkene Gräber habe ich auch bei Euch! Grüß' mir die Werre und die Berlebecke, lieber Weerth! Heimathlos wie ich bin (unſern Kindern iſt England eine Heimath, mir und meiner Frau nicht!) hange ich doppelt innig an der erſten Heimath, an der Heimath meiner frohen glücklichen Knabenjahre!

Viele Freude haben mir die Detmolder Anſichten gemacht, die Du Deinem letzten Briefe beilegteſt. Schade nur, daß unſre alte Grotte, irr' ich nicht die Ruine eines abgebrannten Luſthauſes der Rococo-Zeit, in eine Fürſtengruft umgewandelt worden iſt. Es war ſo ſchön drin, — durch die offene Kuppel ſah ſich's ſo prächtig in den grünen Büchenberg hinauf! Und wie unbequem für die weiße Frau, dieſe ſuburbane Fürſtengruft! Das alte „Gewölbe" war ihr commoder! Sehr geſchmerzt hat mich's auch, daß die Baluſtrade vor der lutheriſchen Kirche weggeſchafft worden iſt! Wie oft haben wir in der Zwiſchenzeit darauf geſeſſen, oder auch, wenn alles ſonſt längſt in den Klaſſen war, auf ihrer Zinne des Siebenſchläfers Möbius geharrt, bis er endlich, pruſtend und räuſpernd, aus dem Bogen neben dem Auditorium hervorgeſchoſſen kam. Von dieſer Baluſtrade aus (der ſchnöde abgeriſſenen) wurde gewöhnlich auch der Cantor Puſtkuchen mit kleinen Spiegelſcherben geblendet. Sie hätte ein beſſeres Schickſal verdient. —

* * *

An Karl Weerth.

[London], 2. Juni 1860.

Diesmal hat die Schuld des Verzugs nicht an mir gelegen, ſondern an Signor Domenico Brucciani, jenem kunſtfertigen Italiener in Russell Street, Covent garden, der ſeinem Namen dem zweizungigen Schwanz „Formatore to the British Museum" anzuhängen berechtigt iſt. Es ſcheint, die im Catalog bemerkten Abgüſſe ſind keineswegs immer vorräthig, ſondern werden erſt beim Einlaufen von Beſtellungen angefertigt. Und dazu braucht er Zeit — gut Ding will Weile haben! Inſonderheit, ſagt der Bildner, der Doppeltgeſchwänzte, will das Trocknen nicht übereilt ſein. Hilf Himmel, ehe ſo eine Brucciani'ſche Urbeſtie trocken geworden iſt hinter den Ohren, könnte eine neue Sündfluth hereinbrechen und verlaufen!

Aber nun iſt endlich Alles fertig und unter Dampf. „Mastodon ohioticus, head" iſt bereits am vorigen Mittwoch die Themſe hinab des Wegs nach Bremen geſchwommen, wird von dort, Deiner Anweiſung gemäß, weiter nach Herford ſchnauben, und ſodann Einlaß begehren an der Pforte Eures Lippiſchen Muſeums. Bitte, ſtelle es, — als einen beſcheidenſten, von mir geſtifteten, Beitrag, — unter Euren übrigen Schätzen auf. Ich werde

mich freuen und geehrt fühlen, wenn das Urvieh, als ein Zeichen meiner Theilnahme und meines guten Willens, dem naturwissenschaftlichen Vereine willkommen ist!

Uebrigens ist mir in den letzten Wochen ein wirklicher (nicht bloß in Gyps nachgebildeter) Zahn von Mastodon ohioticus auf curiose Weise zugekommen. Ein mir durchaus unbekannter deutscher Kentuckier hat ihn beim Steinbrechen irgendwo am Ohio aus der Erde gebrochen (Steinbrecher und Zahnbrecher in Einer Person!), hält ihn („dieses Antike") für überaus werthvoll und bittet mich, den er verehrt, und der darum das Glück haben soll, sein Makler zu sein, das Ding hier zu verkaufen, und ihn dadurch zum reichen Manne zu machen. Mr. Waterhouse, Direktor des geologischen (paläontologischen) Departements im britischen Museum, hat auf meinen Wunsch dem Zahn auf den Zahn gefühlt und mir nachstehende Bescheinigung darüber gegeben: — The tooth is a molar (Backenzahn) of the Mastodon Ohioticus, of which an immense number have been found in North America, it is therefore of but little value." Was nun thun? Den Zahn zurückzuschicken würde nur neue Kosten machen; ich will also lieber meinen Verehrer fragen, ob ich ihm die paar Schilling, die das Ding werth ist, anweisen soll; und wenn er damit zufrieden ist, so stift' ich den Molar (versteht sich, mit Deiner Genehmigung, denn vielleicht habt Ihr das Zeugs auch schon genug) ebenfalls noch in Euer Museum. Zur Uebersendung fände sich immer schon eine Gelegenheit, denn Fracht darf „dieses Antike" natürlich weiter nicht veranlassen. Den Brief des Kentuckiers lege ich als Curiosum bei. —

Soviel, in großer Eile, für heute! Vergieb, daß ich diesmal in der tertiären Schicht stecken geblieben bin!

* * *

An Theodor Eichmann.

London, 11. Juli 1860.

Herzlichen Dank für die freundliche Benachrichtigung von Deiner glücklichen Rückkehr in den Schooß Deiner Familie! Es freut uns, daß das Mahagoni-Floß wieder einmal gut gehalten hat. Frau und Kinder werden nicht wenig gejubelt haben, als Du, das betheerte Ruder in der Hand und den Crêpeshawl über der männlichen Schulter, wie ein alter Flußgott vom Ufer herangeschritten kamst, den mächtigen, wenn auch verworrenen Haarwuchs von Schilf und Seewasser säubertest, die Pumphosen sammt den Schifferstiefeln auszogst, und Dich sodann, behaglich entgürtet und umringt von Deinem jauchzenden Stamme, zu einem Oxhoft 57er Mosler auf den

ersten besten Deiner Mahagoniklötze niederließest! Gott verläßt keinen Holzwurm nicht! Willkommen im Grünen, — willkommen bei Deinen heimathlichen Blöcken!

Hier haben wir inzwischen still in der alten Weise fortgelebt. Käthchen ist seit vorgestern von der See zurück, — frisch und genesen, Gott sei gedankt! Sonst nichts Neues! Auch aus Genf noch keine Gewißheit, wenn auch eine leise Andeutung der größeren Wahrscheinlichkeit des Hierbleibens. — —

* * *

An Paul Struve.

London, 2. Aug. 1860.

Lieber Paul,

Ich danke Dir recht herzlich für die Annahme der Gevatterschaft und für den liebevollen Antheil an unserm Täufling, den Du uns so freundlich aussprichst. Die Taufhandlung hat denn am vorigen Sonntag zur vorher bestimmten Zeit richtig stattgefunden, und wir freuen uns, daß Du um dieselbe Stunde, mitten in Deinem Berufe an heiliger Stätte, im Geist und mit dem Herzen auch bei uns gewesen bist. Percy hat sich exemplarisch benommen bei der Gelegenheit. Es war rührend, den Herzensjungen auf dem Kissen vor dem Taufstein knieen, und sein liebes verschämtes Blondköpfchen, mit den gefalteten Händchen vor den Schelmenaugen, auf der Balustrade ruhen zu sehen. Dann und wann, während der Taufrede, lugte er verstohlen aus seinem Versteck hervor, und da, muß ich gestehen, schien es mir fast, als wenn er (der, mußt Du wissen, ein gewaltiger Fliegenjäger vor dem Herrn ist), dann und wann nicht übel Lust gehabt hätte, die verschränkten Finger auseinanderfahren zu lassen und nach den in seiner Nähe herumschwirrenden Kirchenfliegen zu haschen. Die Versuchung (sie kam sicher von Beelzebub, dem Fliegenfürsten, selber), war groß, aber er hat ihr mannhaft widerstanden, und so laß' uns denn hoffen, daß er auch sonst und in alle Zukunft, „dem Teufel und seinen Werken entsagen" wird. Gott segne den braven Jungen, und lasse einen rechtschaffenen Mann aus ihm werden! Du aber, lieber Paul, sei ihm ein guter Freund und Pathe all sein Lebenlang!

* * *

An Karl Weerth.

[London], 21. Decbr. 1860.

Es ist nicht meine Absicht, Dir heute einen längeren Brief zu schreiben, lieber Weerth! Dazu fehlt es mir, in der Unruhe und Arbeit des heranrückenden Jahresschlusses, an Zeit und Sammlung, und ich beschränke mich

drum darauf, Dir in aller Kürze über Deine naturhiſtoriſchen Angelegenheiten zu berichten.

Das Britiſche Muſeum beſitzt bereits verſchiedene Blitzröhren, wenn jedoch die von Dir angebotene beſonders ſchön iſt, ſo ließe ſich dennoch vielleicht ein Tauſch gegen eine Thierhaut (oder auch gegen Mineralien) bewerkſtelligen. Nur wünſcht man zu wiſſen: welchen Werth Du auf die Blitzröhre ſetzeſt; und ferner: was für ein Vieh oder was für Mineralien Du dagegen zu empfangen wünſcheſt. Bitte, laß mich dies bald erfahren; ich hoffe dann glücklich für Dich negociiren zu können.

Ueber die Löwenhaut inliegend ein Originalbillet von Nicholay, woraus hervorgeht, daß er im Augenblick nur eine einzige tadelfreie, zum Ausſtopfen geeignete Haut in London aufzutreiben weiß und dafür £ 18 (= 450 Francs) verlangt. Er hat außerdem drei ſchöne (aber nicht durchaus zum Ausſtopfen taugliche) Häute mit ausgeſtopften Köpfen daran, deren Preis er vorige Woche, als ich perſönlich bei ihm war, mit £ 10½ angab und der Meinung iſt, daß derartige Häute, auch nicht ausgeſtopft, ein Muſeum zieren würden. Entſcheide nun ſelbſt, lieber Weerth! Ich ſehe Deinen Aufträgen eventuell mit Vergnügen entgegen, und bitte Dich, durchaus sans gêne über mich verfügen zu wollen!

Tauchnitz in Leipzig wird Dir zwei Exemplare ſeiner von mir eingeleiteten Ausgabe von Coleridge's Gedichten überſandt haben. Eins davon iſt für Dich, das andere (mit herzlichen Grüßen) für unſern alten Freund Merckel. Ihr müßt mir ſchon vergeben, daß ich Euch mit ſolchen Sendungen behellige Ich meine immer noch, wir gingen mit einander in die Schule und ich müßte Euch meine Exercitien zeigen. Uebrigens werde ich Tauchnitz, auf ſeinen Wunſch, von jetzt an ſämmtliche engliſche Poeten, die er ſeiner bekannten Collection einverleibt, biographiſch-kritiſch bevorworten. Daß Coleridge den Anfang macht, iſt Zufall. —

* * *

An Karl Weerth.

[London], 5. Januar 1861.

Proſt Neujahr, lieber Weerth, und der Löwe macht eben ſeinen Sprung über den Canal.

Auf eine Sendung zur Anſicht wollte Nicholay ſich nicht einlaſſen. Er hatte inzwiſchen eine ſehr ſchöne, ſo gut wie vollſtändige Haut mit bereits ausgeſtopftem Kopfe aufgetrieben, aus der, wie er ſagt, jeder nur einigermaßen geſchickte Arbeiter einen vortrefflichen Löwen wird herſtellen können. So viel ich (der *ich freilich* nicht Kenner bin) beurtheilen kann, hat er Recht. Die Haut iſt

superb: — groß, wohlerhalten, prächtige Mähne, Schweif, Tatzen, Alles daran. Der Kopf, wie bemerkt, bereits ausgestopft, und zwar aufs Trefflichste, vom besten hiesigen Arbeiter, mit Schädel und completem Gebiß. Nicholay versichert, das Ausstopfen des Kopfes allein, so vorzüglich ausgeführt, koste hier £ 5. — Uebrigens ist das Exemplar ein afrikanischer Löwe (mas natürlich!) — und zwar vom Cap, nicht vom Atlas.

Nun aber ist der Preis des Burschen £ 12. — Nicholay wollte sich auch keinen Schilling abdingen lassen, und ich dachte, auf £ 1½ mehr würde es Euch, wenn Ihr etwas so Schönes und Zweckdienliches erhieltet, nicht ankommen. Somit habe ich (angefeuert überdies von meinem Aeltesten, der bei dem Handel zugegen und über all' die schönen Bestien des Magazins ganz in Extase war) ohne Weiteres abgeschlossen, und hoffe, daß Du zufrieden sein wirst.

* * *

An Theodor Eichmann.

28. 2. 61.

Ich war diese ganze Zeit her so beschäftigt, lieber Eichmann, daß ich erst heute eine freie halbe Stunde gewinnen konnte, um meinem Amanuensis die umstehende Uebersetzung Deines klassischen Stahlberichts in die Feder zu dictiren. Möge sie Deinen Zwecken dienen! Ich stehe immer zur Verfügung, — nimmt das Geschäft mit England aber zu, so wird es doch in Deinem Interesse sein, daß einer Deiner Commis so viel Englisch versteht, um zur Noth einen Brief schreiben zu können.

Als Honorar für meine Bemühung beanspruche ich 15 Sgr., für die Du mir bei Schöpping 1 Exemplar der Tauchnitz'schen Ausgabe von Coleridge's Gedichten kaufen willst. Hast Du es gekauft, so überreiche es Dir selbst als ein Geschenk von mir, — und bedanke Dich!

Ich schenke Dir dieses Büchlein hauptsächlich, damit Du die von mir in sauberem Englisch geschriebene (und auch sonst fürtreffliche) Einleitung liesest. An solchen Mustern, mehr noch als an der heutigen Uebersetzung, mußt Du Dich und Deinen englischen Styl heranbilden, o Eichmann!

Ich schreibe für Tauchnitz eine Reihe von solchen biographisch-kritischen Einleitungen zu seinen englischen Poeten, und bin eben jetzt mit Walter Scott beschäftigt. Die Arbeit wird gut bezahlt, und ist auch sonst angenehm. Wenn ich nur mehr Zeit hätte, und mich mehr sammeln könnte!

* * *

An Karl Weerth.

[London], 25. März 1861.

Ich muß wieder einmal an Deine Nachsicht appelliren, lieber Weerth! Es ist ein wahres Leiden, wie einem die Zeit durch die Finger läuft, und

wie man bei'm besten Willen oft nicht dazu kommt, seinen Freunden auch nur den flüchtigsten Gruß zuzurufen. Der Teufel hole die negotia, die den besten Theil des Lebens verschlingen! Business, business, business, einen Tag wie den andern, — und man faulenzte doch endlich so gern! Komm' ich noch dazu, eh' man mich verscharrt (dann ist man freilich procul negotiis), so sollst Du sehen, daß ich auch pünktlich sein kann. Bis dahin, nicht wahr, nimmst du's nicht so genau, und drückst dann und wann ein Auge zu?

Nun zu den einzelnen Punkten Deiner noch unbeantworteten Briefe!

Nicholay ist allerdings nur Pelzhändler und nichts weniger als ein Papageno. Auf Anrathen meines Freundes im Britischen Museum setzte ich mich mit der Natural History Agency, 24 Bloomsbury Street, in Verbindung, mußte dort aber zu meinem Leidwesen in Erfahrung bringen, daß keine Straußenhaut vorräthig ist, und daß der afrikanische Strauß überhaupt eine rara avis auf dem sonst von allen Creaturen Gottes betretenen Londoner Pflaster genannt werden muß. Ich sollte eigentlich sagen: eine rarissima avis, denn weitere Nachforschungen, die ich mit Hülfe jener Agency angestellt habe, machen es fast zur Gewißheit, daß in diesem Augenblick keine zum Ausstopfen taugliche Haut eines afrikanischen Straußes in London sich befindet. Ich bin bei x Papageno's gewesen, aber Alle zucken die Achseln, und einer wie der andere pfeift: rara avis! Alle aber wollen mich's wissen lassen, sobald sie etwas anbieten können. Einer der Wackern (Sowerby im Strand) erwartet sogar schon in 4—6 Wochen eine Kiste Naturalien vom Cap, und es ist eine Möglichkeit, daß ein Strauß dabei ist. Gewiß kann er's freilich nicht sagen.

Der nämliche Sowerby hat eben jetzt einen schönen fix und fertig ausgestopften Emeu oder Emu feil, jenen australischen Struthioniden, den Veillot als Dromaius Ater bezeichnet. Am bekanntesten, irr' ich nicht, ist er unter dem Namen Dromaius Novae Hollandiae. Reflectirt Ihr nicht auch vielleicht auf diesen Würdigen? Das Exemplar, soweit ich beurtheilen kann, ist schön und tadellos, und der Preis 6 Pfund Sperling (so wird der Werth eines Struthioniden nach Spatzen bemessen!), wozu noch die geringen Verpackungskosten kommen. Es wäre schön, wenn sich zu dem Straußenstifter auch noch ein Emeustifter bei Euch aufthäte! Nur, glaube ich, müßte der Auftrag eventuell bald gegeben werden, da etwas Hübsches und Seltenes der Art sich hier niemals lange auf dem Lager hält. Ich stehe jeden Augenblick zu Dienst, und bitte ungenirt über mich verfügen zu wollen.

Unterdessen gehe ich täglich noch auf die Straußenjagd, und werde ein stolzes Jagdgeschrei erheben, sobald ein Afrikaner durch die Londoner Menschen*wüste* dahergeschritten kommt.

Schreibe mir doch, lieber Weerth, was Ihr ſonſt für Geflügel habt — und nicht habt. Vielleicht, wenn ich Euch ſpäter den Straußen ſchicke, bind' ich ihm ein Dutzend Kolibris unter die Flügel; oder wäre ein Ibis wünſchenswerth?

Und jetzt auch noch den treueſten und herzlichſten Dank, Dir und allen Freunden, für Euer liebevolles Gedenken am 22. Januar, Abends 10 Uhr! Unſer Freund Sanitätsrath hat mir geſchrieben, wie warm man Deinen Toaſt aufgenommen hat, und ich brauche Dir wohl nicht zu ſagen, wie ſehr es mich beglückt, in Eurer Erinnerung und in Euren Herzen fort und fort mich heimiſch fühlen zu dürfen! Wie gern drückte ich Euch Allen wieder einmal die Hand, und ließe an Eurer Seite den Waldhauch unſrer Berge mich erfriſchen! Aber daran darf ich noch nicht denken! Die preußiſche „Amneſtie" iſt für mich rein illuſoriſch. Ich müßte mich, jenem „Gnadenerlaß" zufolge, bei meiner Rückkehr erſt noch verurtheilen und ſodann durch den Juſtizminiſter ſpeciell der „Gnade" des Königs empfehlen laſſen. Das kann mir natürlich nicht conveniren, und ſo darf ich denn auch keine Pläne machen, Waldluft bei Euch zu trinken! Hoffentlich kommſt aber Du, und kommt mancher unſrer Freunde, im künftigen Jahr zur Weltausſtellung hierher, und dann ſag' ich Euch Allen von Mund zu Mund, wie dankbar ich Euch bin, und wie werth Ihr mir ſeid!

N.B. Dein Brief vom 20. Jan. kam früh genug, um mich am 22ſten, bald nach 10 Uhr Abends, eine Flaſche Nierſteiner entkorken, und mich odann, mit gehobenem Römer, eine unſichtbare Verſammlung beſcheidentlichſt nreden zu laſſen. Meine Frau und meine Kinder waren nicht wenig ſtaunt, und meinten, der Nierſteiner wäre mir zu Kopf geſtiegen, noch eh' i ihn getrunken.

Für das 500jährige Jubiläum unſrer guten Vaterſtadt hätt' ich gern Lied geſungen, lieber Weerth, aber ich bin, wie ich zu ſo vielem Andern it mehr komme, auch dazu nicht gekommen. London zerſtreut: — Stimmung, nmlung, Einkehr in ſich ſelbſt ſind Dinge hier, faſt eben ſo ſelten, als 'aniſche Straußvögel. Aber feiert Euer Feſt in Glück und Freude; ich Eurer an dem Tage liebend und patriotiſch gedenken.

* * *

An Heinrich Koeſter.

[London], 15. April 1861.

Ich war gerade im Begriff, Dir Deinen vorletzten Brief zu beantworten, ir zu dem jungen Glücke, das er mir ſo heiter ankündigte, aus vollem meine treuen Wünſche zuzurufen, als ich ſoeben Deine Trauerworte , die mir ſagen, daß jenes Glück Dir und Deiner lieben Frau ſo on wieder genommen worden iſt!

Lieber, alter Freund, ich faſſe Deine beiden Hände und kann Dir gar nicht ausſprechen, wie tief die ſchmerzliche Kunde mich betrübt hat. Auch mir wurde einſt ein ſchönes, liebes Kind, wenige Wochen nach der Geburt, entriſſen, und als ich geſtern Nachmittag auf dem Spaziergange mit meinem Knaben an dem kleinen Grabe ſtand, dachte ich mit Thränen in den Augen und bekümmert, als ob wir den Verluſt erſt geſtern gehabt hätten: Jetzt, wenn ſie noch lebte, würde ſie ſchon 14 Jahre alt ſein! Wie wenig ahnte ich da, daß auch Du vor einer Woche erſt ein zartes, junges Leben, einen Theil Deiner ſelbſt, der Erde hatteſt anvertrauen müſſen! Was Du dabei fühlteſt, was Du noch täglich fühlſt, und ach, noch lange, lange fühlen wirſt, — ich weiß es, lieber Koeſter, und ich drücke Dir in alter Liebe und neuem Mitgefühl warm, warm die Hand! Dir und Deiner lieben Frau, — der armen, beraubten Mutter! Ihr Leid iſt wohl das allerſchwerſte! Gott tröſte Euch Beide!

Jawohl, lieber Freund, wenn der Tod nicht wäre! Und doch, würde man wohl ſo an einander hängen, wohl ſo lieb ſich haben, wenn er nicht in jedes Verhältniß ſtündlich hereintreten könnte! „O lieb', ſo lang Du lieben kannſt!" Klammern wir uns feſt an die, welche uns geblieben ſind, und bitten wir Gott (den Alten, der immer noch lebt!), daß er ſie uns und uns ihnen lange, lange noch erhalten möge!

Und das Frühjahr ſoll friſche, ſchöne Blumen auf dem Grab Deines Kindes treiben! Und wir wollen treu an einander halten und uns lieb haben!

Haltet Euch tapfer, Ihr Guten!

* * *

An Karl Weerth.

[London], 29. April 1861.

All right, lieber Weerth! Der Dromaios war zum Glück noch nicht fortgelaufen, als Dein letzter Brief mich zu ſeiner Abfangung autoriſirte. Er hatte allerdings die beſte Luſt durchzubrennen, aber die ſechs goldenen Kugeln Deines Freundes Barkhauſen, die ich ihm noch eben zur rechten Zeit an den Pelz knallte, haben ihn glücklich für uns feſtgehalten. So iſt er denn bereits ſeit vorigem Mittwoch nach Bremen und Herford unterwegs und wird hoffentlich recht bald wohlbehalten bei Euch ankommen, und ſeinen Platz neben der Rhea Americana Eures Muſeums einnehmen. Das Exemplar ſoviel ich als Laie beurtheilen kann, iſt tadellos (der Hals des Emeu immer ſchwächer befiederte Stellen), und ich werde mich freuen, wenn meine gute Meinung von dem Burſchen in Deinem nächſten Briefe beſtätigt *kannſt*. Für gute und ſichere Packung will Sowerby geſorgt haben.

Um den ſchönen leeren Raum um den Läufer herum wenigſtens nicht ganz unbenutzt zu laſſen, bin ich ſo frei geweſen, noch die folgenden Gegenſtände beipacken zu laſſen.:

1. Ein Ei des Emeu;
2. ein ausgeſtopftes Paar (mas et femina) des ſchottiſchen Huhns (Tetrao Scoticus, — red grouse);
3. Ein ausgeſtopftes Exemplar des Schneehuhns (Tetrao lagopus — Ptarmigan;
4. einen perfecten Balg jenes ſonderbaren Landsmannes des Emeu, — des auſtraliſchen Ameiſenfreſſers (Echidna hystrix Cuv. — Echidna setosa s. spinosa ſoll nach neueren Forſchungen das männliche Thier ſein, nur in der Behaarung einer anderen Jahreszeit oder eines anderen Lebensalters), —

— und wünſche von Allem, daß es dem Verein willkommen ſein, und ihm und Dir Freude machen möge. Von Echidna hystrix lege ich eine Zeichnung bei (von der Hand eines meiner Sproſſen, unvollkommen zwar, aus einem zuverläſſigen naturhiſtoriſchen Werke copirt), die Euch, ſollte Dir zufällig eine beſſere Abbildung nicht gleich zur Hand ſein, bei'm Ausſtopfen des Thieres dienlich ſein dürfte. Viel, glaub' ich, kommt auf die richtige Stellung der Füße und des kurzen Halſes an. Sowerby that ſehr rar mit der Creatur und perfecte Bälge ſollen in der That nicht allzu häufig vorkommen.

Kolibris, ſah ich im Catalog, habt Ihr ſelbſt die ſchwere Menge, und unterließ ich drum die Beifügung weiterer Exemplare.

Sowerby hat einen ganz vortrefflichen, großen, durchaus unverletzten Maſtodonzahn (molar nicht tusk) und will denſelben für £ 2. 10 ablaſſen. Auch lenkt er Deine Aufmerkſamkeit auf ein ſuperbes ausgeſtopftes Exemplar von Manis brachyura (s. pentadactyla), den ſchuppigen Ameiſenfreſſer, wofür er £ 4. 10. — verlangt. Haſt Du nicht ſonſt Freunde, bei denen es zuweilen um die 9. Stunde iſt? Dieſer Schuppenkerl iſt wirklich ſchön, und würde Eure Sammlung von Edentaten (Bradypus, Dasypus, Myrmecophaga und Ornithorhynchus habt Ihr ſchon, und Echidna kommt jetzt dazu) ziemlich vollſtändig machen.

Ich möchte Dich wohl einmal bei Sowerby zwiſchen „Thiergeripp und Todtenbein" herumſtöbern ſehn. Immer natürlich mit dem wünſchenswertheſten Gefolge treuer Neuner! Der Mann hat wirklich ſchöne und ſeltne Sachen, und ſeine Verbindungen ſind die ausgedehnteſten. Einer ſeiner Brüder jagt jetzt für ihn in Auſtralien, ein anderer in Natal. Als ich zuletzt bei ihm war, kam eben eine Kiſte mit prächtigen Inſecten von Singapore an.

Aber, lieber Weerth, wie kommen die Saule unter die Propheten? I. e.

was iſt das für ein Syſtem, wonach, wie in Eurem Catalog, Mus musculus, Sus scrofa, Cervus elaphus und Phoca vitulina freundbrüderlich als Glires miteinander des Daſeins ſich freun? Wo ſind denn die Pachydermata, die Ruminantia, die Ungulata, und all die andern ſtolzen Namen geblieben, die ich nun ſchon vier Jahrzehnte in einem feinen ſtillen Herzen mit mir herumtrage? Auch ſämmtliche Edentata rangiren bei Dir unter Glires. Bitte, gönne dem Laien ein Wort der Belehrung! Ich weiß wohl, es kommen immer neue Claſſificationen auf, und nach dieſem Eintheilungsgrund kann man ein Thier hier, und nach jenem dort einreihen, — aber Mus musculus und Cervus elaphus als Syſtem-Nachbarn beunruhigen mich wirklich.

Sehr freu' ich mich, daß Ihr Euer 500jähriges Jubiläum noch um fünf Jahre hinausſchieben wollt. Leb' ich dann noch, und iſt's ſonſt möglich, ſo bin ich dabei! Am wohlſten würde mir aber doch in der Stille Eurer Berge und Wälder ſein!

* * *

An Karl Kraß.

[London], 6. Mai 1861.

Mein theurer alter Freund!

Drei Deiner lieben Briefe harren noch der Beantwortung, — die beiden letzten mit der Anzeige zweier Trauerfälle, deren jeder mich tief erſchüttert hat. Ich wollte Dir längſt ein treues, theilnehmendes Wort zurufen, — wenn es bisher unterblieb, ſo wirſt Du daraus, hoffe ich, nicht auf Gleichgültigkeit geſchloſſen haben. Hätten Deine Nachrichten mich weniger bewegt, ſo wäre wohl ſchon eher ein Brief in Deinen Händen geweſen.

Die Leichenſteine am Wege mehren ſich uns, lieber Kraß! Die Reiſegefährten, mit denen wir längere oder kürzere Strecken gewandert ſind, werden müde und legen ſich hin! Einer nach dem Andern! Bis auch wir uns hinlegen! Es ſind jetzt grade zwanzig Jahre, als ich mit Joſeph Du Mont im Nachen von Unkel nach Rolandseck fuhr. Eine der ſonnigſten Fahrten, die ich je gemacht habe! Ein ſtiller, friſcher Lenztag, meine Hochzeit vor der Thüre, und Niklas Becker und ſein Becher mit uns! Ich erinnere mich, wie ich aufrecht im Nachen ſtand, und das blanke Gefäß mit hochgehobener Hand in der Sonne blitzen ließ. Ich muß es hinabwerfen in den Rhein, rief ich dem erſchrocknen Becker zu; der einzige ſeiner würdige Platz ſei tief dort unten beim Hort der Nibelungen. Wie lachte Joſeph, und wie liebenswürdig heiter war er den ganzen übrigen Tag, als wir am Maitrankufer bei Groyen gelandet waren. Dann kam meine Hochzeit, und wenige Wochen darauf verdankten wir jungen Eheleute Deiner und Deiner Schweſter Gaſt-

freundſchaft jene unvergeßlich ſchönen Tage im grünen Brohlthal! Da, glaub' ich, kam auch zuerſt das Gras auf, das Gott an den hohen Bergen wachſen läßt, und das allerdings auch danach iſt. Damals auch erhob ein feierlicher Beſchluß die Pfannekuchen zuerſt zu Fannykuchen. Waren wir nicht fröhlich, lieber Krah? Es thut meinem Herzen wohl, wenn ich an unſer Lachen in jenen harmloſen, glücklichen Zeiten denke.

Das ſind zwanzig Jahre jetzt! Ach, und auf wie viele liebe Geſichter, die damals mit uns lachten, hat ſich ſeitdem der eiſerne Ernſt des Todes gelegt! Nun auch auf dieſe beiden! Aber ſie ſtehen vor meiner Seele, heiter und lebendig, wie zu jener Zeit, und ſo will ich ihr Bild feſthalten. Treu und liebevoll! Und ihre Gräber ſollen grün ſein und voll Sonnenſcheins! Waren doch auch ihre Herzen freudig und voll Sonnenſcheins, und haben Freude und Sonnenſchein verbreitet, ſo lange ſie's vermochten! Deine Schweſter im engeren, Freund Du Mont im weiteſten Kreiſe! Ich habe Beiden vieles Gute und Freundliche zu danken, und bekenne mich freudig dazu. Die Erde ſei ihnen leicht! Ich vergeſſe ſie nicht!

Wir Ueberlebenden aber wollen um ſo feſter an einander halten, je lichter der Kreis der gleichaltrigen Freunde wird, und je kürzer die Strecken, die wir vorausſichtlich noch zuſammen gehn, oder uns wenigſtens aus der Ferne treu im Auge halten werden! Die Hand darauf, alter Freund! Ich wünſchte nur, wir ſähen uns einmal wieder!

Mir und den Meinigen, Gottlob, geht es wohl. Meine Frau, die den Tod Deiner Schweſter ebenfalls auf's Innigſte beklagt und Dich ihrer warmen Theilnahme verſichern läßt, iſt kräftiger jetzt, als früher. Ich ſelbſt bin geſund und ſehe dem Alter muthig in's Auge. Unſere Kinder machen uns Freude, God bless them! Käthe, jetzt bald 16, iſt ein herziges Mädchen, voll Talent und mancherlei Wiſſen. Louiſe iſt mehr unſre Martha, unſer kleines Hausmütterchen. Wolfgang, ſchwach und kränklich, als wir 1849 in Cöln lebten, iſt ein friſcher geſunder Burſche geworden, klug und verſtändig, aber nicht eben ein Freund der Bücher. Wald und Feld, Fiſchen und Jagen ſind ſeine Freude. Er ſchießt Vögel wie ein Alter, — eine Liebhaberei, die mir oft Sorge macht. Aber man muß die Individualitäten ſich frei entwickeln laſſen. Dann Otto und Percy, — zwei liebere, tollere Jungen gibt es nicht. Staatskerle das, rothe Backen und zerriſſene Hoſen! Ich wollte, ich könnte ſie Dir alle einmal in ihrer Glorie zeigen, und wir kletterten mit den drei Buben im Siebengebirg und in der Ahr und Brohl herum! Dem ſteht aber vor der Hand noch die ſ. g. Amneſtie im Wege!

Schreib' mir doch bald einmal wieder, alter Krah! Oder, ſollteſt Du nicht gleich dazu kommen können, bitte, ſo ſignaliſire mir (nur mir verſtändlich!)

einen Gruß in den Localnachrichten! Du haſt mir ſchon früher einmal auf dieſem Wege verſtohlene Kunde gegeben. Ich leſe die Localnachrichten täglich, und mir iſt immer bei der Lectüre, als plauderten wir miteinander.

* * *

An Karl Weerth.

[London], 30. Mai 1861.

Deinen Brief mit den beigelegten £ 12. — richtig erhalten, und mich aller guten Nachrichten von Herzen gefreut! — Nun zuerſt von „Geſchäften“:

Das Schuppenthier habe ich ſofort acquirirt und zwar, mit Abdingung von 6 Sch., für £ 4. 4. — Es iſt auch ohne Verzug auf dem gewöhnlichen Wege dem Lippiſchen Walde zugelaufen, aber nicht (o ihr Leckermäuler!) in Geſellſchaft einer Ananas! Und dies aus folgendem Grunde. Jetzt ſind nur engliſche (hier in Treibhäuſern gezogene) Ananas auf dem Markte, die zu dem enormen Preiſe von 13 Sch. pr. ℔ verkauft werden, ſo daß, da die kleinſten dieſer hieſigen Früchte wenigſtens auf ein Gewicht von 2 ℔ getrieben werden, die billigſte eben vorräthige 27½ Schilling koſten ſollte. Die meiſten Exemplare waren dreipfündig, und forderte man demnach 39 Schill. dafür. Dies, dachte ich, würde Euch zu theuer ſein, und habe ich darum diesmal die Beifügung einer Frucht um ſo mehr unterlaſſen, als in 4 bis 6 Wochen die gewöhnlichen Jahreszufuhren billiger weſtindiſcher Ananas zu erwarten ſind, die je nach der Größe von 1 bis 3 Schill. pr. Stück verkauft werden. Hoffentlich beauftragſt Du mich bis dahin, Dir wieder die eine oder andere Beſtie zu ſchicken, und dann ſollen die vegetabiliſchen Schuppenthiere nicht fehlen.

Um nun aber, nachdem ich den Ameiſenfreſſer für ſo viel weniger erhandelt und auch für die Kiſte nur 5 Schill. erlegt hatte, den Ueberſchuß der £ 12. — nicht für Dich aufbewahren zu müſſen, ließ ich mich gern durch Sowerby verführen, noch zwei ausgezeichnet ſchöne amerikaniſche Tetraoniden beizufügen, die ich in Deinem Cataloge nicht fand, und die Dir hoffentlich angenehm ſind. Der Hahn, in der Attitude des Balzens lebhaft aufgeſtellt, iſt Bonasia umbellus, the Ruffed Grouse, derſelbe Vogel, den die Yankees Pheaſant und die tſchippewäiſchen Indianer Bena nennen. Zur Balzzeit bringt er mit den herabhangenden Flügeln jenen trommelnden Lärm hervor, deſſen auch Longfellow im Hiawatha erwähnt (S. 66 meiner Ueberſetzung), und den (wie überhaupt den ganzen Vogel und ſeine Gewohnheiten) Alex. Wilſon in ſeiner American Ornithology hübſch beſchrieben hat. — Das andere Exemplar iſt „A Spotted Grouse“ (auch nordamerikaniſch), Sowerby konnte mir aber im Augenblick den wiſſenſchaftlichen Namen nicht geben. Du wirſt keine Mühe haben, es ſelbſt zu beſtimmen.

Aus Deinem Briefe ſah ich zwar zu meiner Freude, daß die vorige

Sendung gut und wohlbehalten angekommen war, — nicht aber, ob in specie der Emeu ſich Deiner vollen Zufriedenheit zu rühmen hatte. Iſt das Exemplar wirklich ſchön und preiswürdig? Bitte, ſag' mir darüber gelegentlich ein Wort zu meiner Beruhigung! Ich muß immer wiederholen, daß ich Laie bin, und darum, wenn ich für Dich kaufe, nicht in allen Fällen mich ganz ſicher fühle.

Herzlich freue ich mich, daß die Kleinigkeiten, die ich der Einen Kiſte beifügte, Dir willkommen geweſen ſind. Ich wollte, ich wäre reich, dann würde ich mich anders loslaſſen!

* * *

An Karl Kraß.

[London], 15. 6. 1861.

Herzlichen Dank, lieber Kraß, für Deinen herzlichen Gruß zum h. Pfingſtfeſte! Wie ſchlau und elegant Du ihn eingeſchmuggelt hatteſt! Doch hatte Käthe (die ſich einer beſondern Spürnaſe für alles Gedruckte erfreut) ihn bereits erwittert und trug mir das Blatt entgegen, als ich Abends, ein ermatteter Greis, nach Haus kam, und mich zu ihr und den Andern sub tegmine fagi im Garten niederließ. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß ich ſelbigen Abend ausnahmsweiſe über die Schnur hieb, und mir, ſtatt meines gewöhnlichen Miſeräbelchens heurigen Pumpenheimers, einen Tummler 57er Nierſteiners zu Gemüth führte. Das Experiment iſt mir ausgezeichnet bekommen, und wir wollen es darum, ſo Du nichts dawider haſt, übermorgen beſcheidentlichſt wiederholen. Alſo am 17., Abends gegen 9 Uhr, erhebe ich mein Glas im häuslichen Kreiſe auf Dein Wohl, und zähle darauf, daß Du gleichzeitig auf das meinige einer Flaſche den Hals brichſt! Einverſtanden!

Gleichzeitig mit dieſem Brieflein ſchicke ich Eurer Redaction die heutige Nummer des Athenäums mit einem Artikel von mir über das hieſige (N. B. durch mich an's Licht gewünſchelruthete) Manuſcript von Schiller's Wallenſtein. Ich wünſchte ſehr, daß die deutſche Preſſe von dieſem Artikel Akt nehme, und werde der Cöln. Ztg. ſehr dankbar ſein, wenn ſie zur Erfüllung dieſes Wunſches freundlich das Ihrige beitragen will. Hätteſt Du wohl die Güte, der Redaction, mit meinen beſten Empfehlungen, die Sache ans Herz zu legen. Ihr ſeht, daß ich auf meinem verlorenen Außenpoſten der Heimath und ihrer Ehren treu gedenk bleibe und, wenn eine Gelegenheit ſich bietet, auf dem Fleck bin und meine Schuldigkeit thue!

Gott mit Dir, alter Freund! Wie hat Dein Leben ſich geſtaltet, ſeit die treue Schweſter Dich verlaſſen? Und wie geht die Zeitung voran, ſeit Joſeph nicht mehr täglich ſorgt? Ach, jede Lücke ſchließt ſich nur zu bald!

An Karl Weerth.

[London], 8. Juli 1861.

Du mußt mir ſchon erlauben, daß ich Dich ausnahmsweiſe einmal zu meinem Spediteur mache. Ich ſandte heut pr. Continental Parcels Express Agency eine kleine Kiſte mit ſechs Stück der eben eingetroffenen Weſtindiſchen Ananas an Deine Adreſſe ab, die der Himmel friſch und heil in Deine Hände gelangen laſſen möge! Von dieſen ſechs Pein-Aepfeln (pine-apples heißen die Dinger hier) ſchicke gütigſt, mit meinen treueſten und herzlichſten Grüßen:

Einen an unſern guten Sanitätsrath;

Einen an unſern alten Freund, den Hauptmann Falkmann;

Einen an das epiſtolariſche Faulthier, Ludwig Merckel, Diener am Worte Gottes.

Die drei übrigen aber, ſei ſo freundlich, ſelbſt zu behalten und etwelche davon bereitete Bowlen mit Deinem Bruder und von Cölln auf das Wohl Eurer guten Mutter zu leeren. Ich will in Gedanken mit Euch anklingen!

Den Whip-poor-Will will ich nicht vergeſſen!

Adieu für heute, lieber Weerth! Guten Appetit zu den Pein-Aepfeln, herzliche Grüße an alle die Deinen, und halte lieb

Deinen alten getreuen
F. Freiligrath.

Apropos, haſt Du geleſen, daß wir nach Hind's, des hieſigen Aſtronomen, Vermuthung geſtern vor acht Tagen im Kometenſchweif geweſen ſein ſollen? Erinnere ich mich recht, ſo glaubt auch Humboldt, im Kosmos, daß die Erde einen Kometenſchweif (oder Kometenſchweifdunſt) öfter paſſirt, als ſie ſelbſt weiß.

* * *

An Marie Melos.

Juli 1861.

Haſt Du auch den ſchönen Kometen bewundert, deſſen Schweif unſre gute alte Erde geſtern vor 14 Tagen umhüllt haben ſoll? Wir haben uns ſeiner ſehr gefreut, und bedauern nur die raſende Geſchwindigkeit, mit der er jetzt, von uns abgewandt, in den Raum zurückkehrt. Wie prachtvoll ſtand der noch nie zuvor Geſehene über den alten ewig unverrückbaren Sternen des Wagens, die auf uns herabſcheinen, wie ſie auf Homer, und den irrenden Odyſſeus, und die Helden von Troja, und die chaldäiſchen Hirten herabgeſchienen haben! Mir ſchlägt das Herz wie einem Kinde, wenn ſo ein *leuchtendes* Fragezeichen plötzlich daſteht am Himmel. Den Kometen Karls V.

von 1556 (der vorher 1264 erschien) haben wir nun noch zu erwarten. Die Welt ist doch schön und wunderbar!

Gott mit Dir und mit uns! —

* * *

An Karl Buchner.

London, 26. Nov. 1861.

Ueber uns und unser Ergehen hat meine Frau berichtet. Die Bilder der Kinder sprechen überdies für sich selbst. So frisch und gut, wie sie auf dem Papier aussehen, haben sie mich noch heute Morgen angeblickt, als sie vom Frühstück aufstanden und mit Sack und Pack zur Schule zogen. Gottlob, sie sind unser Stolz und unsere Freude, wenn sie uns auch manchmal den Kopf etwas warm machen!

An eine Rücksiedelung nach Deutschland denken wir kaum, — die Zustände sind dazu nicht angethan. Eine Sommerreise, der Frau und den Kindern zu lieb, wäre eher möglich. Wir müssen sehn! Kann ich's irgend machen, so benutze ich den „Gnaden-Erlaß" auch nicht einmal temporär.

Daß ich nicht für ein Kleindeutschland mit preußischer Spitze bin, bedarf wohl nicht besonderer Erwähnung. Was das angeht, stehen wir uns also nicht so fern, als Sie andeuten zu wollen scheinen. Ueber die Mittel, ein einiges Großdeutschland herzustellen, dürften unsere Ansichten allerdings von einander abweichen.

Dank für Ihre freundliche Aufnahme meines Coleridge-Aufsatzes! Ich habe seitdem auch die beiden, von Schiller selbst beglaubigten und corrigirten Abschriften von „Wallensteins Tod" und den „Piccolomini" hier entdeckt, nach welchen Coleridge seine berühmte Uebersetzung des Wallenstein gearbeitet hat. Ausführliche Berichte über meine Entdeckung habe ich im Athenäum veröffentlicht, und glaube (gewiß weiß ich es wirklich nicht mehr) Ihnen die betreffenden Nummern unter Kreuzband zugeschickt zu haben.

* * *

An Gottfried Kinkel.

5 Upper Homerton,
19. Januar 1862.

Die herzlichsten Glückwünsche zur Geburt des Jungen, lieber Kinkel! Möge er heranwachsen Euch zur Freude, und möge Deine liebe Frau sich bald wieder erholen! Daß der Knabe Konrad heißen soll, weil, nach dem Sprichwort, „einem armen Manne Konrad zu heißen wohl sich ziemt," ist ganz hübsch. Du hast dabei auch wohl an den armen Konrad des Bauernkriegs gedacht, und willst, in Ihm, das ganze arme unterdrückte

Volk zum Pathen des Kindes machen. Einen beſſeren konnteſt Du ihm nicht finden, — ein ſtolzeres Banner als das mit dem Bundſchuh drauf nicht auf ſeine Wiege legen!

Hoffen wir, daß er es dereinſt auch zum Banner ſeiner Wahl mache! Und zu ihm ſtehe und es beſchirme feſt und unerſchütterlich, treu ſich ſelbſt und treu den Genoſſen, — und auch nicht Einen „Fürſten und Edeln" je anders ſeiner Aufmerkſamkeit werth achtend, als indem er ihn bekämpft!

Meine Frau vereinigt ihre Grüße und Wünſche mit den meinigen!

* * *

An Ernſt Struve.

London, 20. Mai 1862.

Ihr lieben Geſchwiſter,

Wie könnte ich den Jahrestag des 21jährigen Beſtehens meines häuslichen Heerdes beſſer feiern, als indem ich Euch, die Ihr dieſem Heerde ſo bereitwillig Licht und Feuer zugetragen habt, als böſe Zeit über ihn hereingebrochen war, für alle Liebe und Treue erneuert danke, und Euch zugleich wiederum eine kleine Parzelle des geliehenen Brennſtoffes fröhlich zurückerſtatte? — —

Geſtern, mein lieber Lauſitzer Ernſt, war alſo der hundertjährige Jubeltag Deines großen Landsmannes Fichte. Wahrſcheinlich haſt Du ihn mit Aktus, Feſteſſen und andern officiellen Feierlichkeiten ſolenn begangen. Meine Feier des Tages hat darin beſtanden, daß ich mit Andacht in den erſten Band von Fichte's Leben und liter. Briefwechſel, von ſeinem Sohne, mich vertieft habe. Es iſt erfreulich wahrzunehmen, wie die Nation zu ihrer Kräftigung und Erhebung mehr und mehr auf ihre Heroen ſich beſinnt.

Auch, daß man des noch lebenden, fünfundſiebzigjährigen Uhland liebend und ehrend gedacht hat, war ſchön und gut. Inliegend mein beſcheidenes Scherflein zu ſeiner Feier. Es iſt nicht viel, — „kleine Blumen, kleine Blätter!" Was ſollen zuletzt all die großen, volltönenden Worte? Die Apfelbäume in meinem Hausgarten und ringsum in den Gärten der Nachbarn blühten eben herrlich am 26. April. Da trugen ſie mir denn ihren Glückwunſch auf.

* * *

An Wilhelm Ganzhorn.

London, 5. Juni 1862.

Lieber alter Freund!

Du haſt mir im Laufe der letzten Jahre einige gute herzliche Briefe geſchrieben, auf die ich, — Sünder und dick werdender Faullenzer, der ich

bin! — nie geantwortet habe, eine wie große Freude ſie mir auch jederzeit machten. Bitte, vergib mir das, und laß' mich hoffen, daß Du Deinen durch Freund Künzel mir bekannt gewordenen Vorſatz, im Lauf dieſes Sommers wieder einmal nach London zu ſteuern, ohne Fehl ausführen und demnächſt mit dem alten ſtillen Lächeln, das Du will's Gott nicht verlernt haſt, über meine Schwelle treten wirſt! Sei hiermit noch ganz beſonders auf's Inſtändigſte darum gebeten! Ich freue mich von Herzen darauf, Dir wieder in alter Treue die Hand drücken zu können! Wir werden uns viel zu ſagen haben: — wieder ein Jahrzehend dahin, ſeit wir uns zuletzt geſehen! —

Außer mir wirſt Du auch ſonſt alte Freunde aus der dietwaldiſchen Strolchenzeit hier treffen. Der Vocativus Dralle (a nominativo Drallus) lebt ſchon ſeit Jahren in London, und wird ſich, gleich mir, freuen Dich wiederzuſehen. Auch Levin Schücking iſt angekommen, aber nur als Zugvogel, und läßt Dir ſagen, daß der Hochheimer, den er geſtern Abend bei mir trank, ihm allerdings gut zu ſein ſcheint, daß jedoch, um ein ſicheres Urtheil zu fällen, er gern erſt Deine Meinung hören möchte!

Du ſiehſt alſo, daß Du nicht länger warten darfſt! Gürte Dich, Alter, und ziehe wieder einmal nordweſtwärts! Auf, auf! Die Strolchen und Landſtörzer Deines Amts werden Dich mit ihren Segenswünſchen entlaſſen, und wir Andere hier, die wir außerhalb des Geſetzes leben („outlawed"), wollen bei Deinem Eintritt jubeln und rufen: Astraea redux! Hoch der Oberamtsrichter von Sindelfingen! — und das Haus, allda Du Dich entgürten wirſt, ſoll fortan die Herberge der Gerechtigkeit heißen, ſo gut wie weiland die Ebernburg!

Grüße auch „unbekannterweiſe" Deine Frau und Deine Kinder! Du ſollteſt ſie eigentlich alle mitbringen. Aber Du Sueve ſchweifſt lieber einſam, fürcht' ich.

Alſo auf Wiederſehen, lieber Freund!

* * *

An Otto Preuß.

London, 30. Juli 1862.

Lieber alter Freund!

Habe herzlichen Dank für die ehrenvolle Auszeichnung, deren Du mich würdigen willſt! Was könnte mir angenehmer und willkommener ſein, als die erſten Handſchriften einiger meiner Gedichte in der Dir anvertrauten Bibliothek niederlegen zu dürfen, — in derſelben Bibliothek, der ich mit meine früheſten Anregungen verdanke und als „Bibliothekspage" des guten alten Cloſtermeier, auf ihren Leitern hangend, bald in jenes rothgebundene Exemplar

der ersten Ausgabe von Vossens Odyssee (mit dem Autographon des alten Gleim auf dem Vorsatzblatte), bald in die bildervollen Quartanten des Hawkesworth'schen Reisewerkes mich vertiefte, statt die mir zum Aufstellen angewiesenen Bücher von Repositor zu Repositor zu schleppen.

So möge denn der Strom zur Quelle zurückkehren! Mit andern Worten: Ich schicke Dir hiermit durch die Güte Deines freundlichen Boten, des Kammerdirektor C., die nachstehend verzeichneten Manuscripte (sämmtlich aus meiner früheren Zeit 1831—36)

1. Der Blumen Rache,
2. Der Scheik am Sinai,
3. Der Alexandriner,
4. Gesicht des Reisenden,
5. Der Tod des Führers,
6. O säh ich auf der Haide dort, Uebersetzung nach Burns,
7. Das Lever, Uebersetzung nach Alfred v. Musset,
8. Bei Grabbe's Tod.

— Alles, wie Du sehen wirst, Brouillons, erste Niederschriften, die einen mehr, die andern weniger durchcorrigirt, hin und wieder mit Abweichungen von den Drucken; zum Theil von der komisch contrastirenden Folie sonstiger Scripturen sich abhebend (so namentlich das biedere Billet, worauf der Blumen Rache) und dadurch deutlich genug verrathend, daß sie hastig zwischen anderer Arbeit hingeworfen wurden. Du hast hier eben die Werkstatt, Staub und Gehämmer und Hobelspäne! Und ich denke mir, daß es Eurer Theilnahme an den Bestrebungen des Landsmannes und Jugendgenossen vielleicht am liebsten so ist. Jedenfalls wirst Du mir zugeben, daß ich nicht eitel bin. Nicht mancher Poet, glaub' ich, ließe sich bei der Arbeit so belauschen, nicht mancher über die Schulter so auf's Blatt sehen!

Nun, lieber Freund, habe nochmals den herzlichsten Dank für alle Güte und laß' die alten grauen Blätter Deiner Nachsicht empfohlen sein! Ich will nur gestehen, daß ich sie gestern Abend nicht ohne eine gewisse Beklemmung aus uralt vergrabenen Convoluten für Dich hervorgesucht habe. Und jetzt entlasse ich sie mit einer Art von väterlicher Zärtlichkeit, über die mich selbst ein Lächeln anwandelt.

Ich höre mit großer Freude, daß Du schaffst und wirkst und im Kreise der Deinen wohlauf und glücklich bist! Und eben so große Freude macht es mir, Dir bei dieser Gelegenheit wieder einmal die Hand haben schütteln zu können! Bewahre mir ferner ein liebevolles Andenken. Gruß Deinen Brüdern! In alter Freundschaft und Treue

Dein F. Freiligrath.

Die im vorstehenden Briefe erwähnten Gedichte habe ich auf der Detmolder Bibliothek eingesehen, und es ist in der That merkwürdig, welchen Einblick sie in die Gedankenwerkstatt des Dichters gewähren. Der Blumen Rache z. B. ist geschrieben auf die weißen Stellen der Adreßseite eines vom 30. Sept. 1831 datierten Briefes, in welchem Freiligrath um die Besorgung von Büchern gebeten wird; es ist daraus der Schluß gestattet, daß das Gedicht bald nach Empfang dieses Briefes entstand; es ist wunderlich durcheinander in raschen kleinen Zügen, mit fliegendem Bleistift geschrieben, fast ohne Nachbesserung. Auf dem Entwurfe von „Der Alexandriner", ebenfalls einem Folioblatt, stehen auf der Rückseite Rechnungen und kaufmännische Adressen, zwischen denselben die Strophe eines unvollendeten Gedichtes:

Werft ihm um den Hals ein End'
Tau! Zieht an! und es geschah.
Zuckend hing der Delinquent
An des Mittelmastes Raa.

Manches ist sehr fließend geschrieben, fast ohne Nachbesserung, wie Der Blumen Rache, Der Alexandriner, O säh' ich auf der Haide dort, Das Lever; andere wie Der Scheik am Sinai, Auf Grabbe's Tod, Gesicht des Reisenden, Tod des Führers sind an einzelnen Stellen gewaltig durchgearbeitet, ausgestrichen, die neue Fassung über und dazwischen geschrieben. Auf Grabbe's Tod ist mit Tinte geschrieben, das Durchstrichene nicht mehr zu lesen, ein Beweis von der leidenschaftlichen Bewegung, in welcher das Gedicht entstand. Ein Blick auf diese Manuskripte zeigt uns die flüssige Schöpferkraft und zugleich die strenge Gewissenhaftigkeit des Dichters in schlagender Weise, zeigt uns, wie ihn bisweilen der furor poëticus unter der trockensten Arbeit auf dem Kontor erfaßt; eine diplomatisch genaue Darstellung des Wachstums dieser Gedichte, zu welcher leider hier der Raum fehlt, wäre sehr anziehend und lehrreich.

* * *

An Theodor Eichmann.

April 20. 1863.

— Laß' doch ein Dutzend ächter, dunkelgrüner Rheinischer Römer (Trinkgläser) kaufen und sicher verpackt (in besonderem Kistchen) mitbringen! Ich sehne mich nach einem Trunk aus grünem Römer! Herrlichen Rheinwein hab' ich eben, aber er wird mir doppelt gut schmecken, wenn er mir aus dem Römer entgegenduftet!

Sorge, o Eichmann, daß Obiges gut ausgeführt werde! Wie lange leb' ich noch?! Zwanzig — fünfundzwanzig — höchstens dreißig Jahre! Da kannst Du mir wohl noch die Freude mit den Römern gönnen. Ein jedes Thierchen — hat sein Pläsirchen!

An Karl Weerth.

[London], 7. Mai 1863.

Gern, lieber Weerth, benützte ich nun die Gelegenheit, und ſchickte Dir wieder einmal einen kleinen Beitrag für Euer Muſeum, — aber, nach dem von Dir gewünſchten Whip-poor-Will ſpüre ich nun ſchon ſeit Jahren vergebens, und habe mir erſt in den letzten acht Tagen neuerdings ſchier die Beine danach abgelaufen. Der edle Schreihals Caprimulgus vociferus ſcheint aber wenig herübergeſchickt zu werden, — dennoch gebe ich die Hoffnung nicht auf, früher oder ſpäter einem wohlconditionirten Exemplar zu begegnen, dem dann ſofort, in usum Musaei Lippiaci, Salz auf den Schwanz geſtreut werden ſoll. Gieb mir unterdeſſen, ich bitte ſehr, eine kleine Liſte von dem, was Euch fehlt, und was Du vorzugsweiſe gern hätteſt! Ich kann dann eher etwas finden, durch deſſen baldige Sendung ich mich dem Andenken Eures naturhiſtoriſchen Vereins (deſſen nur allzu unwürdiges Ehrenmitglied ich bisher geweſen bin) zu erneuern wagen darf.

O Ihr Männer und Jugendgenoſſen, ich wollte, ich wäre einmal unter Euch, und wir lagerten uns auf der Grotenburg und träumten uns jung zum Rauſchen der Eichen und Buchen unſrer Jugend! Schickt mir derweil Eure Photographien. Ich bitte drum, und ich verlaſſe mich drauf!

* * *

An Gottfried Kinkel.

5 Upper Homerton,
10. Mai 63.

— Nun nachträglich noch meine herzlichen Glückwünſche zu dem Zwillingspaare: Dem leiblichen Sohne Manfred und dem geiſtigen Quintin Meſſys! Daß jener ein wohlgeſchaffener friſcher Burſche iſt, hat meine Frau mir erzählt, — und über dieſen hat Schleſinger, bald nach Deiner Vorleſung des Gedichts, mir beifällig berichtet. Ich freue mich auf das baldige Erſcheinen, und bewundere den Muth und die Elaſticität des Geiſtes, womit Du ein vorlängſt abgebrochenes Thema nach vollen fünfzehn Jahren wieder aufgenommen und glücklich durchgearbeitet haſt.

Dank auch für die nachſichtige Aufnahme meiner Moſen-Verſe! Das beſte dabei iſt, daß ſie in England 300 Subſcribenten geworben, und mir in Deutſchland mannigfache freundliche Bezüge theils aufgefriſcht, theils neu zu wege gebracht haben.

* * *

An Theodor Eichmann.

Oktober 22. 1863.

Wenn Du mir böſe biſt, ſo haſt Du einigen Grund dazu, doch zähle

ich auf Deine erprobte Menſchenfreundlichkeit und Nachſicht, und habe auch wirklich manches zu meiner Entſchuldigung anzuführen. Meine Berufsarbeiten abſorbiren mich nämlich ſeit einiger Zeit gänzlich, und alle Sorge und Verantwortlichkeit, die auf meinen Schultern raſten, laſſen mich kaum noch aufathmen. Auf dem Comptoir komme ich faſt zu keinem freundſchaftlichen Briefe mehr, und wenn ich müde und abgerackert Abends nach Haus komme, bin ich begreiflicherweiſe auch eher zu allem Andern aufgelegt, als zum Correſpondiren. Dazu kam in letzter Zeit noch unſer Umzug mit theilweiſer neuer Einrichtung, wovon ſich auch ein Lied ſingen ließe. Wir kommen nun freilich nachgerade wieder in die Ordnung, aber von eigentlicher Gemüthlichkeit im neuen Hauſe, namentlich in meiner künftigen Studirſtube (wenn ich überhaupt noch zum Studiren, zum ſtillen Sinnen und Träumen komme in dieſem Tretmühlenleben), iſt überall noch nicht die Rede. Meine Bücher und Scripturen liegen chaotiſch auf dem Boden, denn da ich nur die Sonntage zum Ordnen und Aufſtellen benützen kann (und auch dann oft durch Beſuch unterbrochen werde), ſo ſchreite ich natürlich nur langſam vorwärts. Alles in Allem, lieber Freund, ich bin ein vielfach geplagtes Menſchenkind, und Du mußt zuweilen ein Auge zudrücken mit mir! —

Welchen beſondern Freund habe ich denn auf der Redaction der Rheiniſchen Zeitung? Das Blatt thut ja ſein Möglichſtes, meine alten Sünden („1862" und Früheres) an's Licht zu ziehen, grade als wenn ich längſt todt und begraben wäre! Es hat wahrlich kein Recht dazu. Sachen, wie jene Soeſter Jugendeſeleien, die anonym erſchienen und nie von mir anerkannt worden ſind, darf, ſo lange ich lebe, niemand veröffentlichen, als ich ſelbſt.

* * *

An Karl Buchner.

11, Portland Place
Lower Clapton London,
28. Febr. 1864.

Mein lieber theurer Freund!

Die Trauerbotſchaft, die Ihr letzter Brief uns brachte, traf uns wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Wir waren, und ſind noch tief, tief davon erſchüttert, und wenn ich Ihnen unſer Beileid nicht ſchon eher ausgeſprochen habe, ſo hat das rein an äußerlichen Gründen gelegen, und Sie dürfen aus dem Verzuge nicht auf unſer minder warmes und aufrichtiges Mitgefühl ſchließen. Lieber, lieber Freund, ich unterfange mich nicht, Ihnen Troſt bringen zu wollen! Ich weiß, was Sie in Ihrer vortrefflichen Gattin verloren haben, und daß der Schmerz um ihren Verluſt Ihnen ein Schmerz für's

Leben ist. Darum nur ein warmer, inniger Druck der Hand, und die Versicherung, daß die theure Geschiedene auch uns geschieden ist, und daß auch unsre Herzen, treu und gerührt, ihr Andenken für immer fest und werth halten. Die Güte und Freundlichkeit, womit die Verstorbene und Sie uns, das junge Ehepaar, vor jetzt fast einem Vierteljahrhundert an Ihrem bereits gefesteten und von Kindern umspielten Heerde willkommen hießen, — die Liebe und Herzlichkeit, welche die ältere Freundin meiner geliebten Ida entgegentrug, — die frohen und guten Stunden, die wir mit Ihnen zu Haus und im Freien, auf den schönen grünen Waldwegen um Darmstadt und bis in den Odenwald hinein, verleben durften, — das Alles gehört zu unsern liebsten und theuersten Erinnerungen, und soll uns ewig unvergessen sein! Nun ist schon fast ein ganzer, rauher Winter über das theure Grab dahingeschritten, und bald ist das Frühjahr da, und Odenwald und Donnersberg rauschen im frischen Grün ihre Grüße drauf hernieder. Auch die unsrigen schwingen sich hin zu ihm, — oft, oft! Legen Sie, theurer Freund, auch für uns einen Kranz zu den ersten Frühlingskränzen, mit denen Sie und Ihre Kinder die geweihte Stätte schmücken!

Mit dankbarer Rührung lasen wir, was Sie uns über die letzten Tage und Stunden der Verstorbenen mittheilten, und es ist uns eine Art schmerzlicher Genugthuung zu wissen, daß ihr Scheiden sanft und ruhig war, und daß Sie und alle Ihre Kinder ihr letztes Lager umstehen konnten. Grüßen Sie Ihre Kinder auf's Wärmste und Liebevollste von uns, und sagen Sie ihnen, daß und wie sehr wir mit ihnen trauern. Gebe Gott Ihnen Allen Trost und Beruhigung! —

* * *

An Theodor Eichmann.

[London], 7. März 64.

— Die Hauptsache ist, daß es uns bisher, Gottlob, im neuen Hause wohl gegangen ist! Die Kinder wachsen heran, schlank und gut und gesund, und die Alten halten sich leidlich. Wolfgang, der bis jetzt noch zur University School geht, wird im Laufe des Sommers wohl ins praktische Leben treten. Zum Gelehrten und Bücherwurm taugt er nicht, ist aber sonst klug und anstellig, und sehnt sich nach Arbeit und Thaten. Da er nun außerdem bereits im siebzehnten ist, und ein langer hübscher Bursche obendrein, so sehe ich nicht ein, warum er den Schulsack nicht an den Nagel hängen und den Weg einschlagen soll, auf dem man es zum Millionär bringen kann. Ich sehe mich eben jetzt nach einer guten Gelegenheit für ihn um, und hoffe nicht *nur*, daß ich sie finde, sondern auch, daß der Junge mir unter allen Umständen

Ehre und Freude machen wird. Er ist brav und treu, das beste Herz von der Welt, und hat in Realien und modernen Sprachen stets die allerbesten Zeugnisse aufzuweisen. Also voran! So strebt die Jugend empor und wir Alten,

„Dünkt mir gleich, in frischer Luft
„Hätt' ich Manches noch zu schaffen",

treten mälig, mälig in den täglich wachsenden Schatten, bis zuletzt die Nacht ganz hereinbricht. Es ist das allgemeine Loos, und ich für mein Theil will nicht murren, sondern froh und dankbar sein, wenn ich meinen Kindern nur noch erst die Wege zeigen und ebnen kann, die sie einst ohne mich werden gehen müssen. —

* * *

An Karl Weerth.

[London], 20. Juli 1864.

Eure Photographien waren mir eine große Freude. Ihr seid Alle dieselben geblieben, und namentlich Dich finde ich noch ganz so, wie ich Dich zuletzt Anno 1851 hier zu London begrüßte. Alle aber schaut Ihr frisch und rüstig drein, und erklärt dem zweiten halben Jahrhundert tapfer den Krieg. Ich freue mich sehr, Euch Alle so hübsch beisammen zu haben, und thue mir nicht wenig zu Gute auf die stattliche Cherusker-Phalanx, die den Beschauern meines Albums gleich in die Augen fällt.

Ganz besonders dank' ich Dir auch noch für die Beifügung des Bildchens unsres alten Schulhauses! Eine größere Freude hättest Du mir gar nicht machen können! Ganz recht, — das ist der Bogen, durch den wir zu den hinteren Schulgebäuden gingen, und aus dem allmorgendlich Möbius, der Langschläfer, verspätet hervorgepustet kam. Dort oben die Auditoriumfenster mit Erinnerungen an Examina und unendliche Blumen und Guirlanden, — dort das Fenster, hinter dem mein guter Vater unterrichtete, — auch das Thürmchen mit Gerbe's Pengelglocke (sagten wir nicht: „es pengelt?") fehlt nicht, — und Cantor Pustkuchen's Haus und die Henkler'sche Fleischhalle rahmen das Ganze friedlich ein. Ein weiter, weiter Blick nach rückwärts, der auf dieses Bildchen, — aber ein heiterer Blick trotz alles unerbittlichen Niedermähens der Zeit! Das kleine Blatt ist mir über Alles lieb! Ich hab' es zierlich einrahmen lassen, und es hängt mit einer Abbildung von Detmold, mit den Silhouetten meiner Eltern und andern Familienbildern, neben den Photographien Deines Bruders Georg und unsers Freundes Ludwig Merckel über meinem Schreibtisch. Eine rechte Erinnerungswand! Habe nochmals tausend Dank!

Merckel, siehst Du aus dem Vorstehenden, hat mir sein hübsch einge-

rahmtes Bildniß geſchickt, und ſogar dazu geſchrieben. Für das Bild nahm ich mir gleich vor, mich mit meinem Geſicht zu revanchiren, und dann auch ein Exemplar für Dich beizufügen. Am Ende liegt Euch freilich wenig dran, den finſtern Kerl mit Haar und Bart wie Beſenreis an Eure Wände zu hängen. Stellt ihn dann immerhin mit dem Geſicht gegen die Wand, in eine Ecke! Jedenfalls hab' ich mir erlaubt, die beiden Bilder vor einigen Tagen durch einen früheren Schüler von Dir an Dich abgehen zu laſſen, und bitte Dich, wie um freundliche Annahme des einen Exemplars, ſo um Beſorgung des andern an den Paſtor. Grüße den Freund auf's Herzlichſte, und ſag' ihm, daß er eheſtens (aber wirklich eheſtens) auch einen Brief von mir erhält.

Sonſt iſt auch noch in dieſen Tagen ein Körbchen mit den bekannten Südfrüchten an Deine Adreſſe befördert worden. Erfreue Dich ihrer mit den Freunden, und denkt an mich in dieſen heißen Tagen, wenn Ihr den kühlenden Aufguß in Becher füllt!

* * *

An Karl Weerth.

[London], 18. Decbr. 1864.

Fröhliche Weihnachten und Proſt Neujahr, lieber Weerth, und tauſend Dank für die mancherlei Zeichen Deines treuen Gedenkens, deren ich mich in den letzten Monaten wieder zu erfreuen hatte! Die Poſt und der junge K. haben mir Alles richtig gebracht, und wenn ich nicht mit jedem Tage ein ſchlimmerer Procraſtinator würde, ſo wäre, wie es billig geſollt hätte, ſchon längſt wieder ein freundliches Wort zu Dir zurückgeflogen!

Heute nun gibt mir endlich ein früherer Schüler von Dir erwünſchte Veranlaſſung, einen geflügelten Gruß an Dich zu richten. Es iſt der junge Braſilianer, der gegenwärtig auf dem hieſigen King's College ſeinen Studien obliegt, und, zu einer Winterferienreiſe in den beſchneiten Teutoburger Wald ſich anſchickend, zur Ueberbringung von Briefen und Botſchaften in die alte Heimath freundlich ſich erboten hat. Möge er durch die treibenden Flocken wohlbehalten bei Euch anlangen und Dich und Deine Lieben traulich eingewintert unter dem Chriſtbaum finden! Weiß Gott, ich wollte, ich könnte mit ihm ziehen! Ein Lauf mit Dir bei klingendem Froſt unter ſchneebeladenen Buchen und Tannen nach den Hartröhren wäre famos jetzt! Schnepfenſchlucht und Dörenſchlucht, da mag es ſchön ſein heute! Und im Krug zu Hiddeſen gibt es treffliches Eierbier, und eine Regalia aus meinem Etui ſollte gut dazu ſchmecken! Ich weiß nicht, wie es zugeht, aber die eben wild vor meinen Fenſtern dahinſtöbernde Flockenjagd verſetzt mich, da ich gleichzeitig an Dich

ſchreibe, auf einmal in den blitzenden Rauhforſt eines Wintermorgens im lippiſchen Walde, und bringt mir abſonderliche Gelüſte nach zugeſchneiten Schluchten und ſchäumenden Gläſern heißen Eierbiers!

Gern hörte ich, daß mein borſtiges Bild Dir nicht unlieb war, und daß Du ihm ſogar einen Ehrenplatz unter Deinen Wandzierden angewieſen haſt. Dabei intereſſirte es mich, beiläufig zu erfahren, daß Bilder, auf denen Dein Auge täglich ruht, auch an meinen Wänden hangen. So die Steinbrück'ſche Genoveva und Ary Scheffer's beide Mignons. Zwiſchen den letzteren ſiehſt Du bei mir auch noch deſſelben Künſtlers himmliſche (wenn auch im Inferno dahinſchwebende) Francesca-da-Rimini-Gruppe (der ſchöne Stich von Calamatta) und darüber Dante und Beatrice, ebenfalls von Scheffer. Beide ſollteſt Du Dir auch noch anſchaffen, alter Freund! Beſonders die Francesca (Du wirſt ſie ja kennen) iſt herrlich, — gewiß das Schönſte, was Scheffer geſchaffen! Ich kehre immer und immer wieder zu ihr zurück, — „a thing of beauty is a joy for ever."

Inzwiſchen, ſehe ich, hat das Schneegeſtöber aufgehört. Die Sonne bricht mit einem letzten matten Strahl durch das Gewölk, und vergoldet die Bücher und Schiller's und Goethe's eingerahmte Autographa an den Wänden meiner Studirſtube. Die entblätterte Linde vor meinem Fenſter aber ſchwirrt von Spatzen, Rothkehlchen und Buchfinken, die dann und wann, einzeln oder zu zweien, eine Razzia nach dem Fenſterbrett unternehmen und das ausgeſtreute Futter zwitſchernd entführen. Könnte ich nur auch einen caprimulgum vociferum unter den Schreihälſen ſehn!

Jetzt wäre auch hier an meinem flackernden Kamin ein Glas Eierbier nicht übel! Träteſt Du doch herein, und ich reichte Dir eins!

Nochmals: Proſt Neujahr!

* * *

An Karl Elze.

London, 22. October 65.

Mein Leben, in deſſen arbeitvolle Monotonie Ihr Beſuch im vorigen Sommer eine ſo angenehme Abwechslung brachte, hat ſich ſeitdem ruhig ſo fortgeſponnen. Viel Neues läßt ſich nicht davon ſagen. Bald nach Ihrer Abreiſe ging meine Familie auf drei Wochen nach Haſtings, wo ich ſie etliche Male vom Sonnabend bis zum Montag beſuchte, mit meinen Jungens ſeebadete, und (as Tom Campbell has it)

— emporſtieg die Höh'n,
Wo der Normanne ſein Lager entrollt;
Wo zu Panzergedröhn
Er geſchwungen ſein Banner von Gold.

Nachher erfreute mich der Besuch einiger uralter Jugend- (selbst Schulbank-) Genossen aus Westphalen, mit denen nach Hampton Court gepilgert wurde; und zu guter Letzt machte ich vor vier Wochen, zur Begrüßung rheinischer Freunde, eine Spritzfahrt nach Ostende. Auf der Heimfahrt wunderbare Meer- und Sternennacht! Sonst Tag für Tag das Ihnen bekannte Office, und Abends (und dafür sei Gott gedankt!) das Haus und die Studirstube. Ich habe doch in der letzten Zeit allerlei vor mich gebracht.

* * *

An Theodor Eichmann.

London, 9. Nov. 1865.

Lieber Commerzien-Rath,

Das „Daheim", das Du mir unter Kreuzband schicktest, mag Dich nun belehrt haben, welch' einem Esel und Schuft Du bisher Deine Freundschaft geschenkt, und ihm sogar die Ehre erwiesen hast, ihn für einen leiblichen Poeten zu halten. Sic transit gloria mundi! Uebrigens trägt mein Ruhmesfähnlein schon so viele Kugelspuren, daß dieser pietistische Gymnasialdirector (dessen Leben des Wandsbecker Boten ich noch dazu aufrichtig schätze) [1]) nicht noch erst nöthig gehabt hätte, es sich zum Ziele zu nehmen. Unterdessen: je zerschossener, desto besser! Die Leute zeigen jedenfalls, daß sie mich noch nicht für todt halten, und daß ihnen etwas daran liegt, mich à tout prix zu ecrasiren, wenn sie es können. Ich kann zu solchen Angriffen natürlich nur schweigen.

* * *

Zur silbernen Hochzeit der Geschwister Struve.

London, 15. Dezbr. 1865.

Nehmt auch von mir, Ihr theuren Geschwister, die herzlichsten und liebevollsten Glückwünsche zu Eurem Fest- und Ehrentage freundlich an! Er fällt auf denselben Tag, an dem vor 81 Jahren mein guter seliger Vater geboren wurde, und so soll er denn von mir in zwiefacher Hinsicht in ernsten und freudigen Erinnerungen still gefeiert werden, — recht ein Doppelfest der Liebe und des treuen innigen Gedenkens. Gott segne Euch ferner, Ihr Geliebten, wie er Euch bisher gesegnet hat, und wie wir, die Euch in Liebe Verbundenen, ihn alle darum bitten: am fernen Ganges, an der Themse, an Eurem trauten Heerde, und wo sonst so manches treue Herz in Liebe für Euch schlägt! Wenn wir nur bei Euch sein, Euch die Hand drücken und in's Auge sehen könnten!

Von einem Poeten hätte Euch bei diesem frohen Anlasse billig ein

[1]) Dr. Wilh. Herbst hatte damals im Daheim einen für unsern Dichter keineswegs schmeichelhaften Aufsatz abdrucken lassen.

Festlied zufliegen sollen. Vergebt, daß es nicht geschieht, und glaubt, daß meine schlichte Prosa es eben so warm und herzlich meint, als die schönsten Verse es nur sagen könnten! Ich will nicht sagen, daß die Muse von mir gewichen ist, aber sie stellt sich seltener ein als sonst: der Lärm und das Getreibe des Markts machen sie schüchtern. Also noch einmal: Vergebt! Es lastet eben jetzt Viel und Mancherlei auf meinen Schultern, und selbst zu diesem Blättchen muß ich eine Stunde mir nehmen, die sonst nicht meine gewöhnliche Schreibezeit ist. Es ist eben 6 Uhr Morgens, Ida und die Kinder ruhen noch, das letzte Streifchen der abnehmenden Mondsichel schimmert aus röthlichem Gewölk durch meine Scheiben. Guten Morgen!

Ja, Guten Morgen! Jetzt und immer! Bringe jeder Morgen Euch neues Glück und neuen Segen! Einen fröhlichen 18. Dezember, eine fröhliche Weihnacht, ein fröhliches Neujahr! Gott mit Euch und mit uns jetzt und immerdar! Ich umarme Euch und Eure Kinder! Stehn wir immer fest und treu zusammen in derselben Liebe, die uns nun schon ein Vierteljahrhundert miteinander verbindet! Das walte Gott!

* * *

Das Jahr 1865 bringt eine neue und dabei keineswegs erfreuliche Wendung in den Schicksalen unseres Dichters, dem sich während der letzten vierzehn Jahre ein mühevolles, wenn auch nicht freudeleeres Dasein, ein Leben voll Arbeit, Leid und Freud, wie wir es aus den Briefen dieser langen Zeit treu wiedergespiegelt sahen, auf englischem Boden abgesponnen hat. Nun fängt aber der Boden, auf dem er stand, zu wanken an. Die Schweizer Bank ließ Ausgang 1865 ihre Londoner Filiale eingehen, welche Freiligrath während der letzten zehn Jahre wenn auch keine glänzende, so doch eine auskömmliche Stelle gewährt hatte, und von neuem sah sich der alternde Dichter einer ungewissen Zukunft gegenüber. Manches kam noch dazu, seine Lage doppelt unerquicklich zu machen. Ein untreuer Commis hatte Unterschriften gefälscht, Wechsel darauf erhoben und war nach Amerika geflüchtet. Zwar folgte ihm ein Detektive mit dem nächsten Schiffe auf dem Fuße nach und war auch so glücklich, ihn in New-York zu fassen und ihm das Geld wieder abzunehmen, soweit er noch nicht die Zeit gehabt hatte es durchzubringen; aber der Ärger und die Sorge waren doch groß. Auch der Betrieb eines Silberbergwerks im Harze — the New Mansfeld mining Company — bei dessen Gründung Freiligrath vornehmlich beteiligt gewesen war, und welches ihm und den andern Teilhabern anfänglich reichen Gewinn versprach, verursachte große Kosten und Mühen, da das Kapital der Aktiengesellschaft aufgezehrt war, ehe sich ein Vorteil herausstellte. Und so türmten sich von allen Seiten Berge von Sorgen auf, die ihn schier zu erdrücken drohten.

Das Jahr 1866 war eines der ſorgenvollſten in F. Freiligraths vielbewegtem Leben. Allein auch hier hieß es: Wenn die Not am größten, iſt die Hülfe am nächſten; und dieſe Hülfe ſollte dem Dichter von einer Seite kommen, von der ſie am wenigſten erwartet wurde und doch am willkommenſten war, nämlich von ſeinem Volke.

Um jene Zeit wurde der Verkehr mit der deutſchen Heimat ein immer regerer. Schon war die jüngſte Tochter Luiſe eine Zeit lang bei den Verwandten in Soeſt geweſen und daſelbſt konfirmiert worden; nun kam eine herzliche und dringende Aufforderung des treuen Vetters Hermann von der Heydt in Elberfeld, ihm auf ein Jahr einen der Söhne anzuvertrauen. Freudig und dankbar ward das wahrhaft freundſchaftliche Anerbieten angenommen und beſchloſſen, den zweiten Sohn Otto noch im Herbſte des Jahres 1866 hinüber zu bringen. Vorher im Mai feierten die Eltern noch ihre ſilberne Hochzeit. Obgleich das Feſt nur ganz in der Familie begangen werden ſollte, mußte doch etwas davon verlautet haben, denn am Vorabende, den 19. Mai, verſammelte ſich in aller Stille ein Doppelquartett des Liederkranzes im Garten, und unter den Fenſtern erklang plötzlich deutſcher Geſang. Hoch überraſcht und erfreut lud Freiligrath die Sänger ins Haus, obwohl ſie kaum im Wohnzimmer Platz fanden. Der ſchöne ſilberne Becher, den die treuen Freunde in Barmen zum Feſte geſpendet, machte die Runde, und in ihm perlte der edle Rheinwein, den die Kölner Freunde, Claſſen-Kappelmann an der Spitze, dem Jubelpaare geſpendet hatten. Denn auch in der Heimat war der Tag nicht unbemerkt vorübergegangen; von vielen Seiten kamen Glückwünſche und freundliche Spenden. Der Dichter, der ſich halb vergeſſen geglaubt, war tief gerührt von der Liebe, die ſich ſo unerwartet von allen Seiten für ihn kundgab. Seine Briefe aus jener Zeit geben Zeugnis von ſeinem warmen Dankesgefühl.

Der Sommer 1866 mit ſeiner weltgeſchichtlichen Entſcheidung kam. Der Krieg Preußens gegen Öſterreich und die deutſchen Mittelſtaaten erfüllte Freiligrath mit bitterem Groll gegen die, welche damals für die Urheber desſelben galten. Sein Weſtfäliſches Sommerlied giebt beredtes Zeugnis von dieſer Stimmung. Mancher Freund aus der weſtfäliſchen Heimat war in dieſem Sommer in des Dichters Wohnung eingekehrt und hatte erzählt, wie üppig der Roggen im Hellweg ſtehe, und daß der größte Mann ſich leicht darin verbergen könne. Solche Schilderungen gingen aber an unſerm Dichter nie verloren:

Du Hellwegsroggen ſchlank und ſchwank,
Korn ſieben Fuß und drüber lang,
Wie herrlich ſtehſt und reifſt Du!

Und im herbem Gegenſatz dazu:

Wer holt denn nun zum Erntetanz
Die ſchmucken Dirnen heuer?
O weh! wer ſchwingt den Erntekranz
Und pflanzt ihn auf die Scheuer?
Es iſt ein Schnitter, der heißt Tod,
Der mäht dies Jahr mit Kraut und Loth —
Ich weiß, wer ihn gedungen.

Im ſelben Sommer 1866 entſtand das Gedicht „Nadel und Draht. Eine Stimme vom Great Eaſtern". Es giebt der Anſchauungsweiſe des Dichters weiteren Ausdruck. Während der Oſt in roten Kriegesflammen ſteht und ein mächtiger Staatenbau zuſammenbricht, legt das Rieſenſchiff den unterſeeiſchen Draht, welcher zwei Weltteile mit einander verbinden ſoll; dem langwierigen großen Friedenswerke ſteht gegenüber das raſche glänzende Waffenſpiel. Friede! iſt die erſte Botſchaft, die der glücklich gelegte Draht nach Amerika bringt; aber der Dichter hofft, daß die Republik dafür die Freiheit herüber ſenden werde.

Und ferner entſtand Weihnachten 1866 das in Gedanken, Sprache und freibewegtem Versbau ſo eigenartige und herzbewegende Lied „Für's ſchwarze Land," veranlaßt durch ein furchtbares Grubenunglück in einem engliſchen Kohlenbergwerk, und zu Sylveſter jenes prächtige „Allerlei Funken", in welchem der Dichter zuerſt des großen Bruderkriegs, dann des wunderſamen Meteorregens von 1866 gedenkt und mit den begeiſterten Worten ſchließt:

Ihr Funken und ihr Flammen
In Oſt, Weſt, Nord und Süd,
O, flammtet ihr zuſammen,
Die einzeln jetzt ihr ſprüht!
Ihr ernſten und ihr frohen,
O, wann im deutſchen Land,
Ein brüderliches Lohen,
Wehn wir in Einem hohen,
In Einem heil'gen Freiheitsbrand?

Der Sommer 1866 mit ſeinen furchtbaren Gewitterſchlägen war vorübergebrauſt, das ungeſunde Gebilde des deutſchen Bundes zertrümmert, der feſte Unterbau eines künftigen Deutſchen Reiches aufgerichtet, in Preußen der Friede zwiſchen der Regierung und der Volksvertretung hergeſtellt. König Wilhelm erließ am 20. September eine erneute Amneſtie für diejenigen, welche wegen politiſcher oder Preßvergehen zu einer Freiheits- oder Geldſtrafe rechtskräftig verurteilt waren; bei etwaigen ſpäter erfolgenden Verurteilungen wegen

früher begangener strafbarer Handlungen werde der König die Anträge des Justizministers erwarten. Hier war also derselbe störende Umstand: Freiligrath war weder freigesprochen noch verurteilt; seine beiden Prozesse befanden sich seit fünfzehn Jahren in der Schwebe und konnten, wenigstens dem Wortlaute nach, jederzeit wieder aufgenommen werden. Es wäre dem Dichter wohl nicht schwer geworden, durch Vermittelung von Freunden die Zusicherung von Berlin zu erhalten, daß man auch seinen Prozeß als endgültig erledigt betrachte; aber es widersprach seinem Freiheitssinn, sich eine derartige beruhigende Erklärung zu erbitten. Ein zwingender Grund zur Heimkehr lag nicht vor; in Deutschland wie in England mußte er mit der Sorge des Lebens ringen, und wenn das denn sein sollte, so that er es lieber in der Fremde als in der Heimat. Indes liegt es nahe, daß Freiligraths Freunde den Gedanken einer Heimkehr des Dichters um so lebhafter erfaßten; sie durften billig von der Ansicht ausgehen, daß, wenn die Verurteilten unbehelligt zurückkehren dürfen, es wohl auch denen gestattet sei, deren Prozeß überhaupt nicht entschieden worden. Kein Amt hielt den Dichter jenseits des Meeres fest; warum sollte er nicht zurückkehren? Aber wenn er kam, so kam er arm, wie er gegangen, kam er gealtert; und sollte er, der von der Last der Sorgenjahre ergraute Dichter, sich nun abermals auf einen deutschen Kontorstuhl setzen statt auf einen englischen?

Es ist nicht zu verwundern, daß solche Gedanken gegen Ausgang des Jahres 1866 in England wie in Deutschland manchen Freund oder Parteigenossen des Dichters lebhaft beschäftigten; schon im Briefe vom 12. Dez. 1849 an Hoffmann gedenkt Freiligrath des damals in Bingen besprochenen Planes einer Nationalschenkung. Nunmehr ward gleichzeitig in London und in Barmen der Gedanke geboren, daß es Pflicht der deutschen Nation sei, dem alternden Dichter einen friedsamen Lebensabend in der Heimat zu bereiten. Das Londoner Komité, mit H. Juch, Herausgeber der von G. Kinkel begonnenen Zeitschrift Hermann, an der Spitze, scheint über Vorberatungen nicht hinausgekommen zu sein; allerdings nahm es, nachdem von Deutschland der Anstoß gegeben, die Sammlungen in England in die Hand; der vom 26. April datierte Londoner Aufruf ist übrigens von Juch nicht mit unterzeichnet. Thatkräftiger und erfolgreicher wirkten die Barmer Freunde. Den Gedanken, durch eine massenhaft zu vertreibende Gesamtausgabe von Freiligraths Dichtungen zu wirken, etwa wie es im Interesse Jul. Mosens geschehen, wies der Dichter selbst als unausführbar zurück. Parteialmosen schlug er mit derselben Entschiedenheit aus, wie er vormals das „Hausieren mit Beutel und Schwert" mißbilligt hatte; dagegen erklärte er, daß er ein Nationalgeschenk zur Sicherstellung seiner alten Tage dankend annehmen werde. In diesem Sinne

erfaßten nun auch die Barmer Freunde, denen das ausſchließliche Verdienſt der „Freiligrath-Dotation“ gebührt, ihre Aufgabe; waren ſie ſchon glücklich in der Benennung, welche auf die Dotation Bismarcks und der ſieghaften Feldherrn von 1866 anſpielte, ſo gingen ſie zugleich mit jenem praktiſchen Geſchick ans Werk, wie es tüchtigen Geſchäftsleuten eigen iſt; ſie gingen ſelbſt mit dem guten Beiſpiel einer reichen Freigebigkeit voran; Freund Rittershaus gab dem Unternehmen durch ein treffliches Eröffnungsgedicht poetiſche Weihe, wie er denn in der gleichen Angelegenheit damals noch mehrere Gedichte veröffentlichte, darunter eines an die Deutſchen in Amerika. Der erſte poetiſche und entſcheidende Aufruf erfolgte im April 1867 in Nr. 17 der Gartenlaube; derſelbe mag um ſeiner Bedeutſamkeit willen hier Aufnahme finden:

Auch eine Dotation.

An alle Deutſche im Vaterland und in der Ferne.

Ein deutſcher Lenz! Von heller Lerchenweiſe
Vom Schlaf geweckt, ſo ſteigt er neu empor;
Mit gelben Himmelsſchlüſſeln ſchließt er leiſe
Uns auf des Roſenreiches goldnes Thor.
Welch buntes Spiel der Farben und der Lichter!
O, welch ein wonnig Duften dort und hier!
Es iſt der hohe Feſttag für den Dichter,
Der deutſche Lenz in ſeiner Blumenzier!

Ein deutſcher Dichter ſpäht umher vergebens
Nach eines deutſchen Lenzes ſonn'gem Blau'n;
Ein Dichter, nah dem Abend ſeines Lebens,
Darf nicht den Frühling in der Heimat ſchau'n!
Ihm hüllen dumpfen Dampfes dichte Maſſen
Das lichte Blau des Frühlingshimmels ein;
Er ſchafft in Londons rußgeſchwärzten Gaſſen
Vom frühen Morgen bis zum Abendſchein!

Er, der das Lied ſang zarter Blumengeiſter,
Der uns des Südens glühend Reich erſchloß,
Er, den die Welt ehrt als den Sängermeiſter,
Er zäumt nicht mehr ſein ſtolzes Flügelroß!
Er ſieht am Rheinſtrom nicht die Reben blühen,
Sieht nicht Weſtfalens Eichenforſt und Tann;
Er kämpft um Brot, er kämpft mit ſauren Mühen
Bei fremdem Volke, ein verbannter Mann!

Faſt zwanzig Jahr' verbannt vom Heimatherde,
Verbannt in Englands Nebelqualm und Rauch!
Noch grünt dein Saatfeld, liebe deutſche Erde!
Trägſt du nicht Korn für deinen Dichter auch?

Verbannt der Dichter, weil er Wort geliehen
Dem, was tief innen lodernd ihm gebrannt!
Du soll'st ihn liebend an den Busen ziehen
Den deutschen Dichter, deutsches Vaterland!

Er blieb dir treu in jeglichem Gedanken,
Dir schlägt sein Herz, wie es dir immer schlug.
O, hol' ihn heim! Noch wachsen Rebenranken
Und Saaten in dem deutschen Land genug.
Ruf' ihn zurück, der lang an Babels Bächen
In stummem Leid gerungen und geschafft!
Ruf' ihn zurück, eh' ihm die Jahre brechen
Die ungebeugte, frische Manneskraft!

Er hat gebaut dir hohe Liederdome,
Sein ganzes Leben galt dir einzig nur!
O, ruf' ihn heim vom gelben Themsestrome,
Bau' ihm ein Hüttchen auf der deutschen Flur.
Gieb endlich Ruh dem alten Ruhelosen;
Nicht sei sein Grab dereinst am fremden Strand!
O, flicht zum Lorbeer nun des Glückes Rosen
Ums Haupt des Dichters, deutsches Vaterland!

Der daran geknüpfte Aufruf in Prosa darf, als für unsere Zwecke nichts Neues bietend, hier übergangen werden, nicht aber die Namen der Unterzeichner, unter welchen wir auch jenen Männern begegnen, deren vieljährige treue Freundschaft mit dem Dichter auf so manchem Blatte dieses Buches ein Denkmal gefunden hat. Sie sind: F. A. Boelling, Ludwig Elbers, Ernst von Eynern, Reinh. Neuhaus, Emil Rittershaus, Eduard Schink, Karl Siebel; an der Spitze des rheinischen Hauptkomités in Köln stand Johann Classen-Kappelmann.

So war die Angelegenheit rasch im Fluß. In allen Herzen weckte der Aufruf einen freudigen Widerhall; die ganze freisinnige Presse druckte ihn nach, und auch solche Blätter, welche Freiligraths politische Gesinnung nicht teilten, befürworteten denselben, um dem Charakter des Dichters den Zoll ihrer Anerkennung darzubringen. In allen größeren Städten bildeten sich Ausschüsse, um die Sammlungen ins Leben zu rufen; Vorträge wurden von hervorragenden Männern der Literatur, wie B. Auerbach, Gottfr. Kinkel, Rudolf Gottschall u. a. zum Besten der Freiligrath-Dotation gehalten, deklamatorisch-musikalische Abendunterhaltungen gegeben, kurzum es zeigte sich in allen Kreisen eine wahre Begeisterung für die Sache; soweit deutsche Männer wohnten, in Heimat und Fremde, in Glück und Armut, ging eine warme Flutwelle der Dankbarkeit und Verehrung für den Dichter. So auch in England und Nordamerika. Von der bewundernden Anerkennung, welche schon früher dem Dichter der Revolution im fernen Westen von den deutschen

Auswanderern und Flüchtlingen entgegengebracht ward, giebt Fr. Kapp in seinem Werke „Aus und über Amerika“ einen ergötzlichen und zugleich tiefbewegenden Bericht, welcher auch bei Schmidt-Weißenfels S. 90 Aufnahme gefunden hat. Ein paar Exemplare der 1858 in New-York erschienenen sechsbändigen Gesamtausgabe von Freiligraths Gedichten kommt in einer Ansiedelung des fernen Nordwestens zur Versteigerung; der Kreis der Bieter, lauter heimatflüchtige Männer, die der Sturm des Jahres 1848 in diese Wildnis geworfen hat: ein Dr. juris aus Hessen, der jetzt mit einem Joch Ochsen Fuhrmannsdienste thut; ein ehemaliger kurhessischer Justizbeamter; ein vormaliger Arzt in der ungarischen Armee; ein flüchtiger preußischer Offizier, ein pfälzischer Schulmeister, ein paar Hanauer Freischärler, ein Dresdener Schneider und was der wunderlichen Menschenkinder mehr sind, die zusammen keine drei Dollars bares Geld haben. Dafür wird in Naturalien gesteigert; der Darmstädter Doktor ersteht die sechs Bände für eine Last Brennholz, der Offizier bezahlt einen Band mit einem selbstgefertigten Stuhl, ein dritter zahlt in Mehl, ein vierter in Sägeblöcken, bis endlich trotz aller Armut sechs vollständige Exemplare abgesetzt sind. „Laß uns wenigstens die Gedichte kaufen,“ sagt eine verkümmert und verarbeitet aussehende Frau zu ihrem Manne, „wäre es auch nur um das schöne Gedicht: Ehre jeder Stirn voll Schweiß!“ „Der Blick,“ sagt Kapp, „mit welchem die Frau ihren Mann ansah, und die Freude, mit welcher sie das gegen zwei irdene Krüge erhandelte Buch einsteckte, hatten etwas ungemein Rührendes und enthielten eine vollständige Passionsgeschichte.“ — Brauchen wir uns nach dieser Scene aus den letzten und ärmsten Ansiedelungen deutscher Auswanderer zu wundern, daß gerade in Amerika der Aufruf zur Freiligrath-Dotation Tausende bereitwilliger Hörer fand?

Das Ergebnis dieser Bemühungen überstieg ohne Zweifel die Erwartungen der Freunde. Die am 30. Januar 1869 erfolgte, in der Elberfelder und Rheinischen Zeitung veröffentlichte Abrechnung ergab einen Gesamtbetrag von 58444 Thalern, welcher durch den höheren Ertrag von zwei noch ausstehenden Posten sich auf 58631 Thaler steigerte. Eine genauere Mitteilung ist hier unthunlich; es sei nur erwähnt, daß von deutschen Städten besonders Barmen, Berlin, Dresden, Frankfurt a. M., Hamburg, Köln, Leipzig, Stuttgart und Wien, die beträchtlichsten Beiträge aufbrachten, im Auslande London und Bradford, New-York, St. Louis und Chicago mit hohen Zahlen vertreten sind.

So war diese Nationalschenkung an Freiligrath eine Huldigung, welche ihm ebenso gut als Dichter wie als Wortführer der Freiheit dargeboten ward; Ferdinand Freiligrath durfte sie mit freudigem Stolz als eine Gabe seines

Volkes annehmen, als einen glänzenden Beweis der liebevollen Verehrung, deren er genoß weit über die engen Grenzen der Heimat hinaus; und anderseits darf unsere, als so arg materiell gesinnt, vielgescholtene Zeit mit einem gewissen Selbstbewußtsein hinweisen auf diese völlig freiwillig dargebotene Huldigung für den Genius des Dichters, die Charakterstärke des politischen Mannes. Die nahezu 60,000 Thaler des Nationaldankes für Ferdinand Freiligrath sind jedenfalls die reichste, und wohl auch die einzige Gabe, welche jemals das deutsche Volk einem seiner Dichter geboten hat.

Es liegt nahe, daß gleichzeitig mit dieser Nationalgabe auch der Wunsch nach des Dichters Heimkehr vielfach ausgesprochen ward. Er selbst hatte so manchmal in den Briefen seiner Sehnsucht nach einem beruhigten Greisenalter in der Heimat Ausdruck gegeben; freilich meinte er, nur die Revolution werde ihn wieder nach Deutschland zurückführen; nun, da die gewaltige Umgestaltung aller deutschen Verhältnisse ihm die Rückkehr ermöglicht hatte, da ihn das ganze Volk zurückrief, wäre es thöricht gewesen, darauf zu warten, daß ein besonderes Gesetz den deutschen Flüchtlingen ein Thor öffne, das schon weit offen stand. Und so reiste er bereits im Sommer 1867, obwohl anfangs das tiefste Geheimnis bewahrend, über Düsseldorf nach Barmen, die Freunde zu besuchen und mit ihnen die fernere Verwaltung des Nationaldankes zu besprechen, welcher dieselben sich bereitwillig unterzogen. Das Geheimnis ward, wie leicht erklärlich, bald offenkundig; der incognito reisende „Onkel Wechmar" erhielt sogar ein Ständchen von der Barmer Liedertafel, ging dann nach Köln; am 6. August veranstalteten ihm die Freunde auf Rolandseck eine herrliche Feier, und nirgends machte ihm die Polizei die geringste Schwierigkeit. Einer in jenem selben Frühling 1867 unternommenen Reise nach Genf, zum Zweck von Verhandlungen mit der Banque Suisse in Angelegenheiten der Mansfelder Bergbau-Gesellschaft, sei hier nur kurz Erwähnung gethan.

Eine ernste Freude noch ward dem Dichter beschert, ehe er den gastfreien Boden Englands verließ: die älteste Tochter Käthe verlobte sich im August 1867 mit Eduard Kroeker, einem jungen in London ansässigen deutschen Kaufmann. Noch im Dezember desselben Jahres ward die Hochzeit gefeiert; mit welchen Empfindungen Ferdinand Freiligrath die Tochter, an deren regem Geist und treuer Liebe er sich allezeit so herzlich erfreut hatte, dem Gatten übergab, das sagen uns seine Briefe, das sagt uns vor allem das ergreifend schöne Gedicht „An Käthe zu ihrer Vermählung mit Eduard", welches er am Hochzeitsmorgen selbst, 17. Dezember 1867, vollendete. Im Frühling 1868 verlobte sich auch die zweite Tochter Luise, ebenfalls mit einem deutschen *Kaufmann*, Heinrich Wiens. Wegen ihres noch gar jugendlichen Alters

wünſchte Freiligrath Aufſchub; ſie folgte den Eltern noch für ein Jahr nach Deutſchland.

Im Frühling 1868 machte Ferdinand Freiligrath nochmals eine Reiſe nach dem Rheinland, diesmal, um ſich ſeinen zukünftigen Wohnort auszuſuchen.

„Seine erſte Station," berichtet Paul Lindau in Nr. 13 der Gegenwart vom 25. März 1876, „war natürlich Barmen, und dort lernte ich ihn im Hauſe meines Freundes Emil Rittershaus perſönlich kennen. Sein ſchon durch den Ausdruck der Herzensgüte und des Edelſinns hochbedeutender Kopf mit der klaren breiten Stirn, mit den wundervollen, tiefliegenden und tiefſchauenden dunkeln Augen machten auf jeden, der mit ihm zuſammenkam, einen nachhaltigen Eindruck. Das ſchon ſtark ergraute, aber noch reiche, etwas gelockte Haupthaar, der volle krauſe graue Bart bildeten zu der bräunlichen Geſichtsfarbe einen ſchönen Gegenſatz. Der große Kopf ſaß auf einem ſtarken breiten urkräftigen Rumpf. Freiligrath gehörte zu den weſtfäliſchen Eichen, von denen Heine geſungen, — wenn auch nicht gerade zu den ſentimentalen. Ich entſinne mich noch, daß mein liebenswürdiger Elberfelder Verleger, als mich der Hüne Freiligrath eines Tags in Geſellſchaft der beiden Hünen Emil Rittershaus und Becker-Dortmund von der Redaktion der Elberfelder Zeitung zu einem gemeinſamen Schoppen abholten, und die ſchmale und etwas baufällige Treppe, die zur Redaktionsſtube führte, unter der ungewohnten Laſt dieſer drei gefährlichen Konkurrenten von „Jean Lüttgens, Rheinlands Eiche",[1]) ächzte und keuchte, mir ſeine ernſthaften Bedenken über die Gefahren des Einſturzes äußerte und mich erſuchte, es womöglich ſo einzurichten, daß mich immer nur einer von dieſen ſtarken drei Männern auf einmal beſuche."

„Es waren reizende Tage, die wir damals zuſammen verlebten; — bald unter Dach und Fach in der gemütlichen Häuslichkeit unſerer gemeinſamen Freunde, bald unter freiem Himmel auf der Haard, jenem herrlichen, zwiſchen Elberfeld und Barmen auf der Höhe gelegenen Punkt, der gerade wegen dieſer Lage von Wupperthalern gewöhnlich „der neutrale Boden" genannt wird, mit ſeiner wundervollen Fernſicht auf das ganze Wupperthal von den Höhen von Rittershauſen bis nach Sonnborn hinunter, auf die maleriſchen Höhenzüge, die die Stätten des nimmer raſtenden Gewerbfleißes an den Ufern der Wupper eindämmen. Wieviel unvergleichliche Stunden in heiterſter und angeregteſter Geſellſchaft haben wir auf jenem ſchönen Fleckchen Erde verbracht, und wie manches Glas Bowle auf alles Mögliche und ohne beſondere Tendenz geleert! Auch Freiligrath dachte noch oft und gern an

[1]) Ein damals allbekannter Athlet und Ringkämpfer.

ſeinen Aufenthalt im Wupperthal. Noch nach Jahren ſchrieb er mir von Stuttgart aus, im Sommer 1872: „Lieber Freund, ich wollte, wir ſäßen wieder einmal auf dem neutralen Boden zwiſchen Barmen und Elberfeld, und hätten zwiſchen uns und den übrigen Bowlenräthen und Rittern vom heiligen Waldmeiſter eine neutrale Bowle!“

So Paul Lindau von jenen Frühlingstagen 1868. Nun aber die Wohnungsfrage. Sollte Freiligrath am Niederrhein, in Köln oder Düſſeldorf ſich anſiedeln, wo er ſo zahlreiche Freunde beſaß? Oder zu Lorch zwiſchen Rebenbergen und dem Rhein? Es mochte ihm peinlich ſein, zurückzukehren an einen Ort, wo er ſoviel Schmerzliches erlebt; der Zauber des Rheins zog ihn, den Alternden, nicht mehr ſo an, um ihm den Aufenthalt in einem ſchön gelegenen, aber geiſtig toten Städtlein begehrlich zu machen; vor allem aber wollte er nicht das Bewußtſein tragen, nur als Geduldeter, ſtillſchweigend Begnadigter in Preußen zu leben, dieſem Preußen, deſſen kriegeriſche Auseinanderſetzung mit Öſterreich, waffengewaltiger Aufſchwung, ſtraff konzentrierte Monarchie den Anſchauungen des Dichters, welcher die Ideale von 1848 noch immer im Herzen trug, ſo entſchieden widerſprach. So blieb es denn bei dem Entſchluſſe, dem er eigentlich bereits früher ſchon ſich zugeneigt hatte, zunächſt in oder bei Stuttgart ſich niederzulaſſen; die Rückkehr nach ſeiner zweiten Heimat Preußen durfte er ſich dabei immerhin vorbehalten; nur Bedenkzeit wünſchte er. Die Frühlingsmonate jenes Jahres 1868 waren den Vorbereitungen zur Heimkehr nach Deutſchland gewidmet; dann brach der Dichter ſein Zelt ab, um die letzte Wanderfahrt ſeines vielbewegten Lebens zu unternehmen. Zuvor aber mögen die Briefe aus dieſen letzten 2½ Jahren des Londoner Aufenthaltes folgen.

* * *

An Karl Elze.

January 15th 66.

— Rückert, über den ich Ihnen damals beſorgt ſchrieb, ſcheint ſich ja wieder erholt zu haben. Dagegen iſt ſein altes Pflegekind, das Morgenblatt, mit Tod abgegangen. Zu meinem Bedauern. Vor 30 Jahren veröffentlichte ich meine erſten Verſuche, Eigenes und Ueberſetztes (u. A. nach Burns):

„Nun holt mir eine Kanne Wein;“
„O ſäh ich auf der Haide dort“
u. ſ. w.

darin, und habe dem Blatte, in das Schwab mich einführte, immer eine Art von ſentimentaler Anhänglichkeit bewahrt.

* * *

An Theodor Eichmann.

London 4 Great Winchester Street,
Febr. 5. 1866.

„Abwärts rinnen die Ströme in's Meer!“ ſchrieb Friedrich Rückert vor einigen Jahren einem meiner engliſchen Freunde in's Album, wohl im Gefühl ſeiner ſchwindenden Kraft, ſeines mäligen Verrinnens! Nun iſt das Meer von ihm erreicht! Auch Du wirſt mit herzlicher Betrübniß die Nachricht vom Tode des großen und guten Mannes geleſen haben! So gehn ſie, Einer nach dem Andern, Uhland, Rückert — „Abwärts rinnen die Ströme in's Meer!“ —

Ich bin augenblicklich noch mit den letzten Abwicklungen der Banque Suisse beſchäftigt (ekelhafte Arbeit!), hoffe aber bald damit fertig zu ſein. Inzwiſchen ſtehe ich wegen einer andern Agentur bereits in Unterhandlung. Der alte Gott lebt noch, und wird weiter helfen! Dir wie mir! —

* * *

An Ludwig Elbers.

London, 25. 2. 66.

Freund Eichmann wird Dir bereits in meinem Namen gedankt haben für die wahrhaft noble und freundſchaftliche Weiſe, in der Du, ſelbſt ohne von mir direct gebeten worden zu ſein, mir unter die Arme gegriffen haſt. Ich folge jedoch nur einer Regung meines Herzens, wenn ich Dir meinen Dank nun auch von Hand zu Auge ſelbſt auf's Wärmſte und Innigſte wiederhole! Du biſt ein braver Kerl und ein treuer Freund, lieber Elbers, das weiß Gott! Ich drücke Dir die Hand, ſo feſt und herzlich ich ſie drücken kann, und werde Dir dieſen Beweis Deiner Güte und Deines Vertrauens nicht vergeſſen! Man ſollte wirklich nicht murren, wenn man einmal der Hülfe ſeiner Freunde bedarf, — wenn ein ſolcher Fall eben die Veranlaſſung iſt, daß man ſeine Freunde ſo kennen lernt, wie ich, mein lieber alter Laudon, ſo eben Dich wieder einmal in der ganzen Nobleſſe Deines Weſens erkannt habe.

Die Farce in Berlin hat alſo wieder einmal ausgeſpielt. Die freiſinnigen Abgeordneten haben ſich brav und wacker benommen, — aber was nun?

* * *

An Theodor Eichmann.

[London], 16. Mai 1866.

Lieber Alter!

Habe vor allen Dingen herzlichen Dank für Deine Abſicht, den Tag unſrer ſilbernen Hochzeit durch Deine Gegenwart verſchönern zu wollen,

wenn Du es möglich machen kannſt! Es wäre wirklich herrlich, wenn Du Deinen Plan zur Ausführung brächteſt! Wird nur die ſehr große Nähe des Tages nicht hindernd im Wege ſtehn?

Unſer Hochzeitstag iſt nämlich ſchon nächſten Sonntag, am 20. Mai. Wirſt Du Dich bis dahin noch auf die Beine bringen und auf dem berühmten Tritonenfloß hierherſchwimmen können? Es wäre wirklich prächtig! Natürlich, Deine liebe Frau müßteſt Du mitbringen und die Kinder einſtweilen ſicheren Händen übergeben. Und Elbers, — Koeſter —!!? Sapperlot, Kerle, macht einen Genieſtreich, laßt Preußen und Mobiliſirung auf eine Woche im Stich, und feiert meinen Ehrentag mit mir im grünen Alt-England! NB. Einigen Wein könnt Ihr mitbringen. Das Einfachſte wäre, Jeder von Euch ſetzte ſich auf ein Stückfaß und ſchwämme ſolchergeſtalt rheinab und meerüber nach Clapton!

NB. Eine Feier werden wir eigentlich nicht haben. Wir glauben nicht, daß irgend einer unſrer hieſigen Freunde von dem Tage weiß, und haben Niemanden dazu gebeten! Wir möchten gern ſtill mit unſern Kindern ſein, für Feſtivitäten ſind die Zeiten nicht angethan! Aber Dich, Deine Frau, mit Elbers und Koeſter, und ihren Frauen, — natürlich! an dem Tage hier zu haben, das wäre allerdings himmliſch! Nun ſeht zu, — ſchmiert die Waſſerſtiefeln, und zieht ſie an mit Freuden! —

* * *

An die Schwiegermutter.

London, 24. Mai 1866.

Liebe, theure Mama,

Unter den vielen Beweiſen von Liebe und Theilnahme, die mir und Ida zu unſerm Ehrentage entgegengebracht worden ſind, ſteht Dein lieber mütterlicher Glückwunſch oben an, und ich danke Dir aus vollem Herzen dafür. Dein Segen iſt mir jetzt eben ſo werth und theuer, wie vor 25 Jahren, und ich danke Gott, daß es mir möglich geweſen iſt, Dir in dieſer langen Zeit den Beweis zu geben, wie lieb Ida mir iſt, und wie ich immer treu und redlich geſtrebt habe, ſie nach Kräften glücklich zu machen. Gottlob, wir haben uns lieb behalten, und das iſt die Hauptſache. Wo die Liebe waltet, da macht alles Andere ſich von ſelbſt, und auch die Stürme und Wolken, die jedes Leben einmal durchbrauſen und auf jedes Leben ihren Schatten werfen, können das eigentliche, rechte, innere Glück nicht ſtören! Ich habe an Ida eine Frau gefunden, wie Gott ſie denen gibt, die er lieb hat! Gott ſegne ſie für und für, und Gott ſegne Dich, die Du ſie mir gegeben haſt!

Wir haben gewiß Urſache froh und dankbar zu ſein bei dieſem Abſchnitt unſres Lebens. Schätze habe ich nicht ſammeln können für die Meinen, aber ich habe Kraft gehabt für ſie zu arbeiten. Es hat uns nie am Nöthigen gefehlt, die Kinder ſind leiblich und geiſtig zu unſrer Freude herangewachſen, und wir ſelbſt ſind noch friſch und wohlauf, wenn auch natürlich nicht ganz mehr die Springinsfelde wie 1841. Und iſt es nicht auch ein großes und ſeltenes Glück, daß Du, liebe Mama, dieſen frohen Tag noch erlebt haſt? Daß Du Dich unſres Glücks und unſrer Zufriedenheit freuen, und uns für's nächſte Vierteljahrhundert Deinen Segen erneuern kannſt?

Alſo: — „Nun danket Alle Gott!"; das können wir gewiß froh und gerührt ſagen! Gönne er uns auch das Glück, uns noch einmal wieder zu ſehen! Das wäre das Allerſchönſte, und ich verzweifle nicht an der Möglichkeit!

Unterdeſſen, liebe Mama, halte uns ſo lieb, wie wir Dich! Und laß uns bald von Dir hören!

Ohne Wandel
Dein alter Ferdinand
(Jubelgreis.)

* * *

An Theodor Eichmann.

[London], 26. 9. 1866.

— Daß ich, wie Du meinſt, die Meinen dort abholen ſollte,[1]) daran iſt gar nicht zu denken, lieber Freund! Die eben verkündigte Amneſtie iſt nicht für mich, ſchon deßwegen nicht, weil ſie nur auf wirklich Verurtheilte anwendbar iſt. In die Kategorie gehöre ich aber nicht. Ich bin nicht einmal in contumaciam verurtheilt worden, aber ebenſowenig hat man jemals die beiden im Jahre 1851 wider mich erlaſſenen Steckbriefe zurückzunehmen für gut befunden. Der Amneſtie-Erlaß leidet überhaupt an mancherlei Dunkelheiten. Die Herren zu fragen, wie ſie es in Bezug auf mich denn eigentlich meinten, fällt mir natürlich nicht ein.

Aus „Nadel und Draht" haſt Du geſehen, daß mich die Erfolge der preußiſchen Waffen nicht mit fortgeriſſen haben. Ich bewundere die Tapferkeit des Heeres, aber ich perhorreſcire die ſelbſtiſchen Zwecke der Hohenzollern und ihrer Berather. Ich ſehe Cäſarismus und Prätorianismus voraus. Nach außen mögen Beide der Stellung Preußens und Deutſchlands Reſpekt

[1]) Frau Ida machte mit Käthe in jenem Sommer eine Reiſe nach Düſſeldorf, Elberfeld und Soeſt.

verſchaffen, aber nach innen wird noch auf lange hin an keine wahrhaft freiheitliche Entwickelung zu denken ſein. Die Kleinſtaaterei taugte den Teufel nicht, aber der Cäſarismus iſt noch ſchlimmer. —

* * *

An Ludwig Elbers.

[London], 29. 9. 66.

Lieber alter Laudon,

Vergieb und habe Dank! Es drückt mich ſchon lange, daß ich Dir auf zwei ſo liebe warme Briefe (der letzte noch überdies zu meiner Silberhochzeit!) bisher nicht geantwortet, und überhaupt all' den lieben Freunden, die mir und meiner Ida ſo viele Güte und Theilnahme bewieſen, meinen Herzensdank noch nicht ausgeſprochen habe! Ich habe eine bewegte und vielfach ſorgenvolle Zeit gehabt ſeither, — und konnte, während dieſer Zeit, die Stimmung und innere Ruhe zu einem Briefe an Dich, und Euch, nicht finden. Das, wenn ich es überhaupt wagen darf, mich zu entſchuldigen, iſt das Einzige, was ich zu meiner Entſchuldigung ſagen kann. Noch einmal: Vergieb und habe Dank!

Unterdeſſen haſt Du in den letzten Tagen meine Frau und meine Tochter freundlich bei Dir begrüßt, und Beide werden Dir geſagt haben, wie uns Euer Antheil an unſerm Feſte beglückt hat, und wie, trotz meines Schweigens, mein Herz voll Liebe und voll Dankes für Euch iſt! Gott vergelte Euch all' Eure Güte und Freundſchaft! Ihr habt mich mehr erfreut, als ich ſagen kann!

Den Anlaß zu der Reiſe meiner Frau gab, wie ſie Dir erzählt haben wird, die Studienreiſe unſres Otto auf die Elberfelder Realſchule. Wir entſchloſſen uns dazu auf die freundliche Veranlaſſung meines Vetters Hermann v. d. Heydt, in deſſen Hauſe der gute Junge wohlwollende Aufnahme gefunden hat. Ich hoffe, deutſches Leben und deutſche Lehre werden dem Knaben gut thun. Wenn Ihr es erlaubt, wird er auch bei Dir und den übrigen Barmer Freunden von Zeit zu Zeit ſein ehrliches Geſicht leuchten laſſen.

Soll ich auch über Politik ſprechen? Ich weiß nicht, ob auch Du zu denen gehörſt, die der beiſpielloſe Erfolg der preußiſchen Waffen mit fortgeriſſen hat, — quant à moi, ſo bekenne ich offen, daß ich, bei allem großen Reſpekt vor der Tapferkeit des kämpfenden Volkes, dennoch die Reſultate des Kriegs nur mit Mißtrauen anſehe. Die Machtſtellung Preußens (kann man ſagen: Deutſchlands?) nach außen iſt durch den Krieg *ſicherlich* imponirender geworden, — an die verſprochene freiheitliche Entwicke-

lung nach innen glaube ich aber nicht, bis ſie endlich da iſt, — trotz Parlament und alledem! Vor der Hand werden wir den ſchönſten Imperialismus haben.

* * *

An Emil Rittershaus.

[London], Michael-Mas 1866.

Lieber theurer Freund,

Der längſt ſchuldige, mir längſt ſchon auf der Seele laſtende Dankbrief an Dich und Deine zwölf Mit-Eingegrabenen (in das Silber des Hochzeitsbechers nämlich) ſollte, nachdem er ſchon ſo lange auf's Unverantwortlichſte hinausgeſchoben war, jetzt endlich ſicher vor dem Beſuch meiner Frau und meiner Tochter bei Euch ſein, — nun aber höre ich ſoeben von Erſterer, daß ſie ſchon am Montag bei Euch war, und morgen Abend mit Käthe wieder unter Deinem gaſtlichen Dache einkehren wird. So bleibt mir, unter tauſend Sorgen und Abhaltungen und noch dazu am Ende der Woche, wieder nur Zeit, — heißt das: heute! —, Dir ein fliegendes Wort zu ſchicken, Dir und Deiner lieben Frau auf's Herzlichſte für alle Liebe und Güte zu danken, womit Ihr die Meinigen bewillkommnet habt! Es iſt gar lieb und brav von Euch, daß Ihr ſie nicht entgelten laſſet, was ich hartgeſottener Sünder verbrochen habe! Dank, Dank, und aber Dank! Und treuen, warmen, herzlichen Handdruck! Es gilt!

Alſo heute nur dies! Und jener oben erwähnte Brief bald, bald! Meine Frau wird Euch unterdeſſen geſagt haben, wie ſehr Ihr uns erfreut und beglückt habt, und wie voll Dankes, trotz meines Schweigens, mein Herz für Euch ſchlägt! Es hat Alles ſeinen Haken! Unſer Silberhochzeitjahr hat mir mehr Sorgen gebracht, als irgend eins der vorhergehenden fünfundzwanzig, glaub' ich. Wäre ich nicht in andern Dingen voll Unruhe und Ungewißheit geweſen, ſo hättet auch Ihr früher von mir gehört!

* * *

An Karl Krah.

12, 12. 66.
11. Portland Place.
Lower Clapton, London N.E.

Lieber alter Freund,

Indem ich Dir den inliegenden Dankbrief meiner Frau überreiche, ſtatte ich ſelbſt Dir den innigſten und herzlichſten Dank ab für alle Güte und Freundlichkeit, die Du meinen Reiſenden gelegentlich ihrer Anweſenheit in Cöln erwieſen. Unter den mancherlei Begegnungen mit lieben, alten

Freunden, welche die Reiſe ihnen zuwege brachte, ſteht die mit Dir mit obenan, und ich freue mich ihrer aufrichtig und von Herzen. Du biſt mir und uns, nach ſo manchen Jahren und ſo manchen Wechſeln, eben ſo treu derſelbe geblieben, wie wir jederzeit Deiner mit treuer Freundſchaft gedenk geblieben ſind. Das thut dem Herzen wohl, vollends wenn man älter und einſamer wird, und ſo ſoll es ſein und bleiben!

Ida und Käthe haben mir viel von Dir und Deinem Leben im Schatten des Doms erzählt. Wie lange iſt es nun ſchon her, daß auch wir dort hauſten, und ich zuweilen mit Dir, zur Vertilgung eines Miſeräbelchens oder eines ſchäumenden Seidels, in einen kühlen Grund hinabſtieg! Und wie viel ferner noch liegen Brohlthal und Laacher See! Und Unkel und die weinduftende Herberge „zur Frau Möhn"! Vorüber, vorüber! Wie raſch verrauſcht ein Leben!

Ich hatte gehofft, Ida würde durch Dich vielleicht das Eine oder Andere über unſern alten Freund und Kumpan Schlickum gehört haben. Ihr ſcheint aber, bei der Kürze der Zeit, gar nicht auf ihn gekommen zu ſein, und ich bitte Dich drum, mir über ihn, damals in unſerm Bunde der Dritte, gelegentlich mittheilen zu wollen, was Du weißt oder in Erfahrung bringen kannſt. Von Schlickum ſelbſt direct habe ich Nichts gehört noch geſehen, ſeit er im Frühling 1851, bei einer Bowle Maitrank, Abſchied von mir nahm, um nach Bremen, und von da nach Amerika zu gehn. Indirect habe ich von gemeinſchaftlichen in Amerika lebenden Freunden wohl gehört, daß er als Farmer kein Glück gehabt, und ſich nachher, aus der Wildniß in die Städte zurückgekehrt, an verſchiedenen Orten mit ſeiner Kunſt durchzuſchlagen verſucht hat. Seit dem amerikaniſchen Kriege habe ich Nichts, aber auch gar Nichts mehr vernommen, und weiß nicht, ob er und ſeine Familie nicht auch unter jenen Verhältniſſen gelitten haben. Bitte, ſieh doch zu, ob du etwas Sicheres in Erfahrung bringen kannſt. Lebt unſer Freund noch (wie ich das denn von Herzen wünſche und erflehe), und können wir ausfindig machen, wo, ſo ſollten wir wirklich einmal eine gemeinſchaftliche Epiſtel an ihn loslaſſen. Wenn er nur kein knurriger Greis geworden iſt! Jedenfalls wird ihm die Welt nicht mehr ſo „mollig" und ſo „ſaftig" erſcheinen, wie damals am Rhein!

* * *

An Ludwig Elbers.

24. Januar 1867.

— Von Dr. Juch erfahre ich, daß er jüngſt in einer mich betreffenden Angelegenheit an Emil Rittershaus geſchrieben, und daß dieſer Juch's Brief

weiter an Dich, vielleicht auch andere dortige Freunde mitgetheilt hat. Um mögliche Mißverständniſſe zu vermeiden, erlaube ich mir, Dir zu dem Briefe Juch's (den ich nicht geleſen habe, deſſen Inhalt aber, in ſeinen Hauptzügen, ich aus Juch's Mittheilungen kenne) die nachſtehenden Erläuterungen zu geben:

Vor ungefähr einem Monat ließ Juch durch einen gemeinſchaftlichen Freund mir Folgendes ſagen: Es hätten ſich verſchiedene hier angeſeſſene deutſche Männer (Kaufleute) mit der Anfrage an ihn gewandt, ob ich, falls mir von deutſchen Landsleuten, als Zeichen der Achtung und Anerkennung, eine Summe Geldes geſchenkweiſe dargeboten würde, wohl geneigt wäre, ein ſolches Testimonial anzunehmen? Er, Juch, möge das von mir zu erfahren ſuchen. — Ich erwiderte darauf, daß eine derartige, von meiner Seite durchaus unprovocirte Kundgebung mich in hohem Grade erfreuen und ehren würde, wenn ich dieſelbe in der That als einen Ausdruck allgemeiner nationaler Zuſtimmung anſehen dürfe, daß, wenn Deutſchland wirklich groß und frei genug denke, die Opfer und Entſagungen faſt eines Vierteljahrhunderts auf dieſem, auch bei uns bereits (bei Schulze-Delitzſch) ohne Befangenheit adoptirten Wege anerkennen zu wollen, ich gewiß nicht ſo kleinlich ſein werde, ein ehrenvoll Gebotenes auszuſchlagen. Nur verſtehe es ſich von ſelbſt, daß die Sache würdig und tactvoll behandelt werden müſſe.

Hier endet, was ich weiß und wiſſen kann. Juch hat die Sache in die Hand genommen und ſich wegen Bildung eines oder mehrerer Comités mit Freunden hier und auswärts in Verbindung geſetzt. So auch mit Rittershaus. Ich ſelbſt, wie die Sache nicht von mir ausgegangen iſt, kann ſie natürlich nicht betreiben. Mir bleibt nur das ruhige Zuſehen, ob ſie gelingen wird oder nicht. —

* * *

An Theodor Eichmann.

[London], 25. Januar 67.

Die durch Juch bei Rittershaus bevorwortete Sache habe ich in dem anliegenden Briefe an Freund Elbers erörtert. Lies denſelben und befördere ihn dann mit meinen herzlichſten Grüßen an Elbers. Er iſt natürlich ſo gut an Dich geſchrieben, wie an ihn, und ich beſtätige Dir denſelben in jeder Zeile. Wie geſagt, das Ding iſt ohne mein Zuthun an mich gekommen, ohne daß ich im Allerentfernteſten, ohne daß ich auch nur im Traume daran gedacht hätte. Die Sache verhält ſich eben, wie ich an Elbers darüber berichtet. Meine Lage iſt, Gottlob, wenn auch durchaus keine ſorgenfreie, doch nicht eine ſo verzweifelte, daß ich, um nur aus der Noth herauszukommen, für mich ſammeln laſſen ſollte!! Noch einmal:

Nationalbank und Collecte ist zweierlei, und nur jener ist es, an den die hiesigen Freunde gedacht, und den ich (wenn es dazu kommen sollte) gutgeheißen habe.

Dennoch kann ich es Euch lieben Freunden drüben nicht übel nehmen, wenn Ihr Euch die Sache anders vorgestellt habt, als sie ist. Bin ich doch seit einem Jahre ohne feste Stelle. Meine Lage, um mit aller Offenheit zu reden, ist so: Eine Stelle habe ich noch immer nicht wieder gefunden. Die Krise vom vorigen Sommer ist Allem hemmend in den Weg getreten, und außerdem fällt es mit 56 Jahren schwerer, seine Haut zu Markte zu tragen und an den Mann zu bringen, als mit 36 oder 46! Doch habe ich immer gelegentliche Einnahmen gehabt, theils von Commissionen verschiedener Art, theils von literarischen Arbeiten. —

* * *

An Emil Rittershaus.

4, Great Winchester Street,
März 7. 1867.

Lieber, lieber Freund!

Dank und aber Dank! Ich drücke Dir die Hand fest und warm, so fest und warm ich drücken kann!

Dein Gedicht hat mich tief, tief ergriffen! Ich sage nicht mehr, — Du fühlst, was mir in diesem Augenblicke die Brust hebt! Gott segne Dich, lieber, lieber, erst spät gewonnener, aber dafür um so rascher mir werth und theuer gewordener Freund!

Morgen schreibe ich Dir über Deinen Gartenlaubenplan, den ich in alle Wege für zweckdienlich nicht nur, sondern auch für würdig und für alle Betheiligten gleich ehrenvoll halte! Ich würde Dir schon heute unbedingt Ja schreiben, kann es aber nicht, ehe ich mit Juch gesprochen habe, damit ein einiges, gleichzeitiges Handeln gesichert wird. Juch hat seinerseits wieder mit seinen Freunden zu sprechen, und so wird es jedenfalls bis morgen währen, ehe ich Dir definitiv schreiben kann.

Also morgen! Meine Antwort Ja oder Nein ist Sonntag Vormittag in Deinen Händen. Allen den lieben Deinigen, Frau und Kindern, die treuesten und herzlichsten Grüße! Dir aber nochmals Freundeshandschlag, — fürs Leben!

* * *

An Theodor Eichmann.

4, Gt. Winchester Street.
Juni 15. 67.

Deine Briefe habe ich sämmtlich bestens erhalten und danke Dir herz-

lich dafür. Meine Reise nach Genf und unendliche Mühe und Arbeit, die ich in Folge derselben nach meiner Rückkehr hatte, haben mich seitdem in meiner Correspondenz lässiger gemacht, als ich sonst gewesen sein würde. Ich bitte deswegen Dich und alle Freunde, denen ich mich unpünktlich gezeigt habe, um Verzeihung.

Deines Hierseins erinnern wir Alle uns mit herzlichem Vergnügen. Besonders ich auch unsrer Spritzfahrt nach Sheffield und sodann über Warrington und Chester auf den Gipfel des berühmten Berges Penmannmawr! Es war doch schön da, und wenn wir zu dem schönen Waldmeister noch einige Flaschen leichten Mosel gehabt hätten, so wäre das noch besser gewesen.

Grade acht Tage nach dem Sonnabend von Penmannmawr stiefelte ich in Paris herum, und traf am folgenden Tag in Genf ein. Die letzte Strecke der Eisenbahnfahrt, von Macon bis Genf, ist wunderbar schön. Sie führt mitten durch die Berge und Schluchten des Jura. Steile Felsgipfel, Hänge voll Reben, lachende Thäler, stäubende Bäche, hier und da die blaue Rhone, bald um einen Berg hervorschießend, bald wieder hinter Bergen verschwindend. In Genf, im Hôtel du Rhône, hatte ich den wilden, tiefblauen, mit Schaum gekrönten Fluß gerade unter meinem Fenster, wie er aus dem See hervorströmt. Genf und der See sind himmlisch. Ich muß gestehen, das Alles hat mir mehr Freude gemacht, als zu Paris die Ausstellung mit all ihrer Pracht und Großartigkeit. Die Geschichte, trotz dieser Pracht und Großartigkeit, hat doch viel vom Jahrmarkt an sich (mehr als die Londoner Ausstellungen von 51 und 62), besonders bei'm Eintritt in den das Gebäude umgebenden sogenannten Park.

Den Zweck meiner Reise habe ich ziemlich erreicht, indem es mir gelungen ist, sowohl die Banque Suisse (diese unter gewissen, übrigens leicht zu erfüllenden Bedingungen) als auch einige Pariser Aktionäre zu weiterer Betheiligung an der New-Mansfeld-Unternehmung zu veranlassen. Nichts desto weniger sind noch nicht alle Hindernisse des Fortbestandes der Gesellschaft beseitigt, — doch hoffe ich zu Gott, fürs Andere und für mich selbst, daß die Sache noch gerettet wird. —

* * *

An Adolf Glaßbrenner,

den Redakteur der Berliner Montags-Zeitung, erging, auf Anlaß der Freiligrath-Feier im Sommer 1867, folgendes Schreiben:

London, 24. Juni 1867.

Theurer Freund!

Aus voller Seele Dank, Dir und den verbundenen Männern und Freunden, für alle Güte, allen Antheil, alles liebevolle, opferfreudige Han-

deln! Dank auch allen Mitwirkenden bei'm Feſte, — den dichtenden, den redenden, den ſingenden! Sage Allen Alles! Mein Herz iſt bewegt und froh gehoben! Dank auch für Euer Telegramm, das einen heitern und glücklichen Tag mit einem heitern und glücklichen Abend krönte! Es war eine Ueberraſchung, — und ich erkenne mit Rührung die Freundſchaft und das Wohlwollen, die Euch bewogen, ſie mir noch am Feſtabend zu bereiten! Ich kann Dir nicht ſagen, lieber Freund, wie ſehr die vielen Beweiſe treuen Gedenkens, deren das Vaterland mich eben jetzt würdigt, mich ehren und erfreuen! Ich wähnte, vergeſſen zu ſein, — vergeſſen und verſchollen! — und nun kommen die Edelſten und Beſten, nun kommt ein ganzes, großes — ein, will's Gott, bald auch freies und einiges Volk und zeigt mir, daß ich mich geirrt hatte! Es iſt mir wie ein Auferſtehen von den Todten! Bei dieſer ſeltenen Einmüthigkeit der Theilnahme und der Zuſtimmung gewinnt das Perſönliche allerdings eine allgemeine, eine höhere Bedeutung! Und das gerade iſt's, was mich freut und hebt! In dieſem Sinne wage ich es, bei aller Beſcheidenheit, mich ſtolz und glücklich zu fühlen angeſichts dieſer großen nationalen Kundgebung! Ich drücke Dir warm und herzlich die Hand, lieber Glaßbrenner! Drücke Du ſie für mich den Freunden!

* * *

An Heinrich Koeſter.

[London, Sommer 1867.]

Endlich wohl zieh' ich vom Leder,
Endlich wohl greif' ich zur Feder,
Endlich ſchreib' ich an den HEinz,
Der mir freundlich hat geſonden
In dies nebuloſe Londen
Das famoſe goldne Mainz;

Der mir ferner durch mein Maidel
Hat geſandt ein ächtes Seidel,
(Drauf er meinen Namen grub);
Und, zu meinem Heil und Wohle,
Gar ein Blatt, auf dem Napole-
On (der Erſte) Briefe ſchrub!

Alles dies in großer Treuge
Sandt' er mir durch meinen Säuge-
Ling, der Katharina heißt;
Der da warf den Reiſewürfel,
Und mit der Mama nach Dürffel-
Dorf, der ſchönen Stadt gereist;

Wo auf ewig mir erloschen
Mancher blanke Hefengroschen,
Den ich fromm erschreiben that;
Wo mich (Gott sei Dank: lebendig!)
Weiland finge eigenhändig
Ein Gensdarm? — O nein, ein —

So weit hatte ich vor Monaten geschrieben, lieber Koester, und Du siehst daraus, daß ich es, nach langem Schweigen, auf einen poetischen Dank- und Jubelbrief im höheren Chor ernstlich abgesehen hatte. Aber da kam mir irgend etwas dazwischen, die saubern Verse blieben unvollendet liegen, und mit ihnen, da die Stimmung fort war und nicht gleich wieder kommen wollte (zu so erhabenen Flügen sind die Schwingen nicht immer gerüstet), der ganze Brief. Vergieb mir, ich bitte herzlich! Es war nicht recht, Dich so lange warten zu lassen!

Frau und Tochter kamen vorigen Herbst ganz glücklich und aufgekratzt von ihrer rheinisch-westphälischen Tour zurück. Habe auch Du, sammt Deiner Hausehre, nachträglich noch den wärmsten und herzlichsten Dank für den freundlichen Empfang, den Ihr ihnen gegeben habt! Mundtasse, Seidel und Briefbogen haben sie mir richtig abgeliefert (und nicht etwa unterwegs versetzt), und ich danke Dir herzlich für diese sichtbaren (und täglich meine Augen begrüßenden) Zeichen Deines treuen Gedenkens!

Du hast mir übrigens Dein treues Gedenken kürzlich auch noch in andrer Weise bethätigt, als durch Seidel und Mundtasse, lieber alter Freund, und auch dafür komme ich, Dir warm und dankbar die Hand zu drücken! Ich kann Dir nicht sagen, lieber Koester, wie das, was in Deutschland eben für mich geschieht, mich in tiefster Seele packt und bewegt! Die mir von allen Seiten, in Nord und Süd, in Ost und West, gleich herzlich und liebevoll bewiesene Theilnahme dringt, ich kann wohl sagen, erschütternd auf mich ein. Auch Dir, der Du Dich mit den andern dortigen Freunden so treu und so rüstig der Bewegung angeschlossen, Dank, Dank und aber Dank!

Im letzten Frühjahr sind es dreißig Jahre geworden, daß wir einander kennen. Ihr theuren Barmer Freunde laßt unsre Freundschaft ein seltenes und edles Jubelfest feiern!

Und im nächsten Sommer, 1868, werden es dreißig Jahre, daß meine Gedichte bei Cotta erschienen sind! Das war damals auch ein frohes Ereigniß in unserm Barmer Leben! Eben jetzt hat Cotta die 23. Auflage gedruckt; da aber seit der 14ten die meisten Auflagen in doppelter Stärke (2000 Exemplare) abgezogen wurden, so wird man, will man nach der Stärke der früheren Auflagen (1250 Exemplare) rechnen, demnach durch-

ſchnittlich für jedes Jahr eine Auflage herauskriegen. Oder gar mehr. In dem Bande iſt doch ein „Segen“ drin geweſen!

In der letzten Zeit habe ich wenig arbeiten können. Es geht mir ſeit Jahr und Tag zu viel Anderes im Kopf herum, und ich werde wohl erſt wieder zu ſtillem, ruhigen Schaffen kommen, wenn die Aufregung, in die mich die gegenwärtige Agitation verſetzt, mit der Agitation ſelbſt ihr Ende erreicht hat. Dann (zu den eigenen Sachen, die mir die Muſe eines grünen Alters hoffentlich noch zuflüſtern wird) warten meiner Burns, Shakeſpeare und die engliſchen Lyriker des 17ten Jahrhunderts. Wie freue ich mich auf den Augenblick, wo ich, Dank dem deutſchen Volke, in ſtiller Zurückgezogenheit nur der Poeſie und meinen Freunden werde leben können!

Zur Theilnahme an der von Bodenſtedt geleiteten neuen Shakeſpeare-Ueberſetzung habe ich mich nur mit Mühe entſchloſſen. Aber Bodenſtedt und Brockhaus ließen nicht ab, mich zu beſtürmen. Doch hab' ich von vornherein erklärt, daß ich unter keiner Bedingung irgend eins der bereits von Schlegel überſetzten Stücke übernehmen könne! Schlegel's Shakeſpeare iſt zu tief in Saft und Blut des deutſchen Volkes gedrungen, als daß es (obgleich ſich hier und da vielleicht eine Kleinigkeit beſſer machen läßt) nöthig wäre, und gelingen könnte, ihn durch neue Ueberſetzungen (außer der Bodenſtedt'ſchen bei Brockhaus erſcheint nun auch noch die Dingelſtedt'ſche bei Meyer in Hildburghauſen) zu erſetzen. Es iſt ja beinahe, als wollte man Goethe und Schiller umſchreiben. Julie wird Liebe hauchen, Falſtaff und Heinz werden Witze reißen, Hamlet wird grübeln, einzig und allein, und immer und ewig, wie Schlegel ihnen das deutſche Wort auf die Lippen gelegt hat.

Mein Antheil an Bodenſtedt's Unternehmen wird ſich auf Lear, Cymbeline und Wintermährchen beſchränken.

Adieu denn für diesmal, lieber Koeſter! Zürne mir nicht, — und wenn er dennoch räſonniren ſollte, liebe Frau Koeſter, ſo leiden Sie's nicht!

God bless you, old fellow!

* * *

An Theodor Eichmann.

[London], Montag 22. 7. 67.

Tauſend Dank für Deine letzten Nachrichten! Deo volente werde ich übermorgen, Mittwoch Abend, entweder mit dem Zuge um 8 Uhr 8 M. oder mit dem um 8 Uhr 31 M. von Rotterdam dort eintreffen. Kann ich dann bei Dunkelheit und nachtſchlafender Zeit noch nach Barmen kommen, *dann* um ſo beſſer, — wenn nicht, ſo krieche ich für die Nacht bei Dir

unter. Nur darf mich Niemand ſehen, und Niemand darf wiſſen, daß ich dort bin! Strengſtes Incognito iſt nothwendig, und conditio sine qua non! Danach bitte ich freundlich, Dich richten und auch Deine Kinder anweiſen zu wollen.

An Koeſter ſchrieb ich geſtern, erwähnte aber noch nichts von meiner Reiſe.

Alſo nochmals dringende Bitte: Halte reinen Mund, und bereite mir keine Ungelegenheiten! Ich kann und mag und darf Niemanden ſehen, außer einigen wenigen intimſten Freunden!

Du erwarteſt mich wohl auf dem Bahnhof!

Gott mit uns!

* * *

An Theodor Eichmann.

[London], 21. Aug. 1867.

Tags nachdem wir die vortreffliche Reiſe-Atzung bei Dir eingenommen, trafen meine Schweſter und ich wohlbehalten gegen 11 Uhr Abends in dem alten Claptoner Gehäuſe ein. Rotterdam iſt eine ſchöne Stadt, das Bath-Hôtel hat uns viele Güte und Milde erwieſen, und eine fröhlichere Hafen-partie als die alten Boompjes gibt es nirgends mehr. Dazu lächelte Phoebus, und enthielten Aeolus und Neptun ſich aller Unart. So glitten wir denn ſäuberlich über den ſpiegelglatten Ocean der geliebten Inſel wieder zu. Wir hätten keine ſchönere Fahrt haben können!

Das Alles hätte ich Dir nun freilich längſt ſagen ſollen, aber ich fand Arbeit und Aufregung in Menge vor, und komme bei'm beſten Willen erſt heute dazu, Dich meines Wohlſeins zu verſichern, und gleichzeitig Dir und Deiner lieben, trefflichen Frau für alle Güte und Freundlichkeit zu danken, durch die Ihr mir meinen Aufenthalt in Düſſeldorf verſchönert habt! Ich habe mich ſehr glücklich gefühlt unter Eurem Dache, und es war mir eine große, große Freude, Dich einmal an der Seite Deiner Gattin, im Kreiſe Deiner Kinder patriarchaliſch haben walten zu ſehen! Du nimmſt Dich dort noch beſſer aus, als bei Shirtcliffe und Jeſſop, ja ſelbſt als auf dem Gipfel von Pen-mann-mawr, wo allerdings Waldmeiſter wuchs, aber nicht der edle Moſel, mit dem Du in Düſſeldorf die Kehlen Deiner Freunde zu befeuchten pflegſt!

Und nun, zum Dank für alle Deine Wohlthaten, ſchieße ich Dir eine Kugel an den Kopf! Ein Attentat, ſieh' Dich vor! — Feuer: — Käthe iſt verlobt!

Gelt, auf den Schuß warſt Du nicht vorbereitet? Nun, erhole Dich nur, altes Haus!

Die Sache hat ſich raſch gemacht. Die Bekanntſchaft datirt von Weih-

nachten her, Erklärung und förmliche Bewerbung erfolgten heute vor acht Tagen. Uebrigens heißt der Böſewicht Kroeker (mit dem melodiſcheren Vornamen Eduard), iſt aus Danzig zu Hauſe, und ein braver, ſolider, gebildeter, liebenswürdiger junger Mann, ungefähr 10 Jahre älter als Käthe. Seine Stellung iſt diejenige eines Aſſocié's in einem geachteten hieſigen Oſtſeehauſe (Korngeſchäft), und ſomit eine geſicherte und unabhängige. Die Zuneigung der jungen Leute iſt gegenſeitig, — mein und Ida's Ja hat zwei Glückliche gemacht! „O, Papa, ich habe Dich ſo lieb!“ ſchluchzte das gute dumme Ding an meinem Halſe, als ich ihr gerührt meinen Segen gab. So geht's! Man zieht die Kinder mit Angſt und Freuden und Sorgen groß, ſie werden der Sonnenſchein und das Glück des Hauſes (und das iſt meine Käthe ſicherlich!) und dann kommt ſo ein Schlingel und bittet ſie ſich holen zu dürfen! Schöne Wirthſchaft das! Lies doch im Hiawatha (in der trefflichen Ueberſetzung von Freiligrath) den Geſang: Hiawatha's Werben. Da ſiehſt Du, wie es den alten Pfeilemachern geht! „Lieber alter Pfeilemacher!“ nennt mich Käthe jetzt auch. —

Tauſend Grüße Deiner lieben Frau und Dir von mir und uns allen! Auch allen Freunden — — auch dem Dienſtmann, dem alten 48er, der mich wiedererkannte, Salut et fraternité! Laß' ihn Otto's Sack tragen und ſag' ihm, der wäre mein Junge!

* * *

An Emil Rittershaus.

[London], 3. November 1867.

Es iſt ſchlimm, daß alle Berathungen auf dem Wege der Correſpondenz vor ſich gehen müſſen. Dennoch kann und darf ich jetzt noch nicht an eine Ueberſiedlung denken. Ich darf der Dotation gewiſſermaßen nicht entgegen reiſen; ſie muß mich erſt hier gefunden haben.

Iſt das erſt geſchehen, ſo wird ſich alles Andere ſchon von ſelbſt ergeben, u. A. auch das Wo meiner künftigen Niederlaſſung, über das ich, ehrlich geſtanden, augenblicklich ſelbſt noch ganz und gar im Dunkeln bin. Am Beſten wird es ſein, ich packe bald nach dem Neujahr meine Bibliothek und was wir ſonſt mitzunehmen uns entſchließen, ſäuberlich in Kiſten und Kaſten, und ſchicke alles nach Düſſeldorf oder Cöln zur vorläufigen Auflagernahme. Und dann, wenn der Schnee ſchmilzt, und die Schwalben kommen und die Veilchen, komme ich nach mit Weib und Kind, und wir ſehen uns um im Lande, unten am Rhein und oben am Rhein, und wo es am ſchönſten iſt und am billigſten, da ſchlagen wir unſer Zelt auf. — —

Dem frommen Pilger diene zur Nachricht, daß mein Geburtshaus zu

Detmold in der kleinen Straße unter der Wehme (eine Verbindungsgaſſe zwiſchen Bruchſtraße und Krummeſtraße) gelegen iſt. Beſagte Straße „U. d. W." beſteht nur aus Einer Reihe Häuſer, die in den Baumhof der gegenüber liegenden Superintendentur ſchauen. (NB. Eben fällt mir ein, wo der Baumhof aufhört, ſind zwei Reihen Häuſer.) Grade der Pforte des Baumhofs gegenüber ſteht das Haus, das meine Eltern zur Zeit meiner Geburt bewohnten. Es war damals im Beſitz des Poſtmeiſters Kayſer, und dicht daneben ſteht das ehemalige Archivrath Cloſtermeier'ſche Haus — Grabbe's Sterbehaus. Beide Häuſer, hörte ich kürzlich, werden jetzt von Handwerkern oder ſonſt Gewerbetreibenden bewohnt. In dieſem meinem Geburtshauſe hab' ich die erſten 9 bis 10 Jahre meiner Kindheit verlebt, und meine erſten heitern und traurigen Erinnerungen haften an ſeinen ſtillen Räumen. In ihm zündeten treue, o wie lang ſchon erkaltete, Hände meine erſten Weihnachtsbäume an, — in ihm ſtarb mir die Mutter und ſtarben mir zwei Schweſtern.

Später haben wir noch in der Schülerſtraße, am Markt, und in der Bruchſtraße gewohnt. „Unter der Wehme" aber bin ich geboren, und Freiligrath's Geburtshaus und Grabbe's Sterbehaus liegen Wand an Wand nebeneinander.

Wie die Jahre dahin fliegen! Auch Grabbe ſchon 31 Jahre todt!

* * *

An Emil Rittershaus.

[London], Decbr. 7. 1867.

Vieltheurer Freund und College,

So Du denn nun Dein freiwillig gegebenes Wort löſen willſt, — auf, ſo rühre mit dem Plektron die Saiten der harrenden Lyra, und laß erſchallen das ſtürmiſche, das Land und Meer überjubelnde, das Götter und Menſchen erfreuende Epithalam! Am 17. iſt die Hochzeit, und Du haſt alſo eine volle republikaniſche Decade zur Vollendung des Meiſterwerkes vor Dir! Wonach ſich zu richten! Macte virtute diligentiaque, puer!

Uebrigens wird die Hochzeit eine einfache und ruhige Geſchichte ſein. Die Trauung zwiſchen 11 und 12 Uhr, dann ein Frühſtück mit den Brautjungfern und ihren Führern, dann Abreiſe des Brautpaares, und Abends ein kleiner Hops, wozu wir nur junge Leute, die Freunde und Freundinnen der Neuvermählten, bitten werden.

Wenn Du nächſtens nach Worms kommſt, Du raſtlos Wandelnder und Wirkender, und es fügt ſich, daß Du dort mit Mitgliedern der Loge zuſammentriffſt, ſo ſage ihnen, unter herzlicher Entbietung meines brüderlichen

Grußes, wie treu und anhänglich ich des altehrwürdigen Worms, des Ortes, wo ich vor einem Vierteljahrhundert das maureriſche Licht erblickte, gedenk geblieben bin. Ob von dem Kreiſe der Männer, in dem ich damals ſo warm, ſo herzlich willkommen geheißen wurde, noch Mancher im Leben und in den Mauern der Chriemhildenſtadt weilt, und ſich jener Tage erinnert? Allen, Allen meinen Gruß und warmen Druck der Hand!

* * *

An Theodor Eichmann.

[London], 8. Decbr. 1867.

Lieber Commerzienrath,

Zuerſt unſer Aller herzlichſte Glückwünſche zur glücklichen Beendigung der fatalen Perlen-Affaire. Ich kann mir lebhaft denken, was Du bei der Geſchichte gelitten haſt, und was Deine arme Frau gelitten hat. Es iſt nicht damit zu ſpaſſen, und ſo unſcheinbar und unbedeutend ſo eine Sache oft anfängt, ſo bös kann ſie endigen. Gottlob, daß alle Gefahr jetzt vorüber iſt. Uebrigens rufe ich dem Delinquenten zu: Geehrteſter Herr Guſtav, machen Sie doch in Zukunft nicht mehr ſo dumme Streiche! Ein ernſter Mann wie Sie ſoll keine Glasperlen in's Ohr ſtecken, ſondern nur Gedanken-perlen, Lehren des Troſtes und der Warnung (ſolche wie Salomon und Freiligrath, die Weiſen, ſie ertheilt haben und noch ertheilen) ſich hinter's Ohr ſchreiben. Hüten Sie ſich vor Bohnen und Erbſen und Glasperlen! Baſta! Ich hoffe, Sie nehmen täglich zu an Vorſicht und Weisheit! Wie befinden ſich dero Höschen? —

Deinem Wunſche um das Carmen habe ich, da das dunkle Schnee-wetter mich heute gerade ſehr zur Produktion ſtimmte, ſofort entſprochen, und überreiche Dir das Ding inliegend, natürlich nur zur privaten Benutzung. Ich hoffe, es gefällt Dir, und Du kannſt es brauchen. Da Du es ſprechen wirſt, ſo habe ich es in Deinem Geiſte gedichtet, und Du mußt es als Dein Machwerk vortragen, obgleich es ſich von ſelbſt verſteht, daß ein gut Theil meiner eigenen Gefühle für unſeren Laudon, dieſen Treueſten aller Treuen, mit hineingefloſſen iſt. Ich nehme an, Du trägſt es Abends bei Tiſch vor (nachdem Du erſt Nachmittags zu Barmen eingetroffen), und mit dem letzten Worte fallen Piano, Champagnerböller und der Veteranen-Chor: La la la la la la Laudon ꝛc. ꝛc. kräftig ein. Du mußt vorher mit den übrigen Freunden alles arrangiren, ſo daß es hübſch klappt! Nun feiert ein vergnügtes Lebensfeſt unſres Ludwigs! Ich werde im Geiſte bei Euch ſein! Denkt auch ein wenig an mich! —

Wegen meiner Ueberſiedelung ſteht nur feſt, daß ſie im Frühjahr ſtatt-

finden wird. Wohin, das weiß ich selbst noch nicht. Die Leute können nicht neugieriger darauf sein, als ich selbst es bin, by Jove!

* * *

An Emil Rittershaus.

[London], 24. 12. 67.

Endlich, mein theurer Freund, ein Lebenszeichen! Es lag aber diesmal lediglich am Drucker meiner Verse, die erst nach der Hochzeit gedruckt (wenn auch bei der Hochzeit aus dem Brouillon vorgelesen) wurden, und von denen ich doch gern gleich ein Exemplar beilegen wollte. Erst gestern Abend hat P. welche fertig gekriegt.

Habe nun zuerst treusten und innigsten Dank für Dein schönes Gedicht, das, aus warmem Herzen entsprungen, auch zum Herzen gegangen ist. Es kam, sammt Deinem lieben Begleitbriefe, rechtzeitig am Morgen des großen Tages an, wurde nach der Trauung den versammelten Freunden vorgelesen und erntete, sammt der heiter ominösen Titel-Arabeske (schon im vorigen Sommer hat Maleachi-Rittershaus, der Prophet, von Enkeln mir gesungen) allgemeinen Jubel und Beifall. Die Gäste, Männlein und Weiblein, rissen sich um die Exemplare, und die Begeisterung gipfelte in einem Toast auf den liebenswürdigen, warmherzigen, immer sangesbereiten Dichter! Die Ohren müssen Dir gegen 2 Uhr tüchtig geklungen haben.

Käthe, sobald sie zur Ruhe ist, wird Dir sicher noch besonders danken. Augenblicklich schwärmt sie freilich noch mit ihrem Eduard in Paris, und schreibt glückliche Briefe daher. Um Neujahr, denke ich, wird das Pärchen allmählich in sein niedliches Nest einziehen. Wie leer uns unser eigenes Nest vorkommt, seit unsere Lachtaube ausgeflogen ist, und wie sie uns grade zu dieser Weihnachtszeit allerorten im Hause fehlt (es sind die ersten Weihnachten, wo sie nicht bei uns ist), brauche ich Dir nicht zu sagen.

Aber Sapperlot, Euer Telegramm trieb mich um 3 Uhr Morgens aus dem Bett, nachdem ich erst um 1 Uhr hineingekommen war! Aber es war gut so, denn nun blieb ich wach, und machte meine Hochzeitsverse fertig. Als ich aber am folgenden Morgen (Donnerstag den 18.) auch erst um 3 Uhr wieder in's Nest kroch, war ich doch ein wenig zerschlagen.

So rauscht das Leben mit Einem dahin, lieber Freund! Das neue Geschlecht verdrängt leise und sicher das alte. Wir müssen Platz machen. Ihr junges Volk steht im grünen Laube, wir Alten im dürren! Aber darum keine thörichte Trauer! Und wir wollen noch oft heitern Muthes zusammen sein, alter Maleachi!

Dabei fällt mir ein, ich flüstere es Dir leise zu: Nicht Maleachi ist

jetzt mein Prophet, ſondern — erſchrick' nicht — Banting! Ja, lieber Freund, ich takele das Schiff ab, eh' ich in den Hafen einlaufe; ich ſchlage den Bau und den Bauch eines halben Jahrhunderts trotzig in Trümmer! Am 3. Dec. fing das Werk der Zerſtörung an, und am 14. ejusdem hatte ich allbereits ſieben Pfund (nicht Sperling, ſondern Avoir du poids) verloren. „Es flüſtern die Sykomoren: Verloren, verloren!" ſang Ignaz Hub vor 30 Jahren. Claſſens Weihegeſchenk, jene damals ſo knapp anliegenden braunen Tricots, ſchlottern mir jetzt nur ſo um die weiland ſchwellenden Formen. Und Er (nicht Lui in Paris, ſondern Er, deſſen Aufbau der Leipziger Bock ſich zur Lebensaufgabe geſtellt hat) befindet ſich wohl dabei. Nur oft in ſtiller Nacht ziehen innere Stimmen in ihm herum, erhebt er ein Knurren, Gurren, Rumpeln! Das ſind Seine ſchwachen Stunden, die Stunden, wo er zum Elegiker herabſinkt; er wehklagt über ſeinen Verfall! Und nun genug! Ich habe gerade noch Platz für:

A merry Christmas and
a happy Newyear!

und das rufen wir Alle Dir und Deinem ganzen lieben Hauſe auf's Allerherzlichſte zu! Gott mit uns, ſteht zwar auf dem Rande der preußiſchen Thaler, iſt aber doch ein ſchöner Spruch!

* * *

An Auguſt Boelling.

[London], 24. 12. 67.

Das alte Jahr hat Großes an mir gethan: — es hat eine ſchwere Sorgenlaſt von meinen Schultern genommen, es hat mich in den Beſitz eines meine Unabhängigkeit ſichernden kleinen Vermögens gebracht, es hat noch in ſeinen letzten Tagen mein geliebtes älteſtes Kind mit einem braven liebenswerthen Manne verbunden. Mein Herz iſt voll und bewegt von dem Allen, lieber Auguſt, — ich bin in ſtiller Seele tief, tief dankbar. Daß die Sorge nicht mehr auf mir laſtet, und daß ich der Zukunft ruhig entgegenſehen kann, das, Du treuer alter Freund, haſt auch Du mit zuwege gebracht, und ich danke Dir dafür in meinem Herzen, ſo warm man danken kann. Möge das neue Jahr mir bald die Freude gewähren, Dir Auge in Auge gegenüber zu ſtehen und Dir mündlich zu wiederholen, was ſich jetzt auf dem Papier ſteif und dürftig genug ausnimmt. Der Druck meiner Hand wird Dir ſagen, daß ich Dir derſelbe bin, wie vor dreißig Jahren! Möge ich Dir das lange, lange beweiſen können! Ich freue mich unendlich *auf ein* jetzt doch nicht mehr fernes Wiederſehen!

An Theodor Eichmann.

[London], 28. Februar 1868.

— Ueber mich und uns läßt ſich immer noch nicht viel ſagen. Und auch wenn es der Fall wäre, würde ich dennoch, in der Unruhe und Aufregung dieſer letzten Wochen, nicht zu einem längeren Briefe in der Stimmung ſein. Ich habe eben angefangen, meine Bibliothek in Kiſten zu packen; dabei platzen jeden Augenblick Miethluſtige in's Haus, um es in Augenſchein zu nehmen; Tiſche, Stühle und Bänke haben auch die längſte Zeit auf ihrer Stelle geſtanden, und das Schönſte bei alle dem iſt, daß wir noch gar nicht wiſſen, wohin denn eigentlich. Dieſe Ungewißheit iſt übrigens ein ſchlagender Beweis, wie wenig meine Rückkehr nach Deutſchland eine Nothwendigkeit, ein durch tiefere Gründe bedingtes Muß iſt. Vor zwanzig Jahren war das anders! Nun, wir müſſen ſehen!

Du wirſt übrigens (dies muß ich, trotz aller Unruhe, doch noch eben erwähnen) Deine Freude an mir haben bei'm Wiederſehn! Ich brauchte nämlich ſeit Anfang December die Banting-Cur, und habe in dieſen 3 Monaten 40 ℔ (ſage vierzig Pfund!) an Gewicht verloren! Ein vollſtändiger Abfall der Niederlande, — ich bin ordentlich ſchlank geworden. Auch ſonſt bekommt mir die Cur vortrefflich. Ich fühle mich friſcher und munterer, laufe dem Teufel ein Bein ab bei'm Spazierengehen, und orgele vor allen Dingen nicht mehr ſo entſetzlich im Schlafe, wie zu Deinem Schrecken noch voriges Frühjahr zu Sheffield und Cheſter. Ich bin ein total anderer Menſch geworden. —

* * *

An Wilhelm Vollmer.

London, 30. Mai 68.

Ihre gütige Zuſchrift vom 20. April traf mich am Rheine, und die Cotta'ſche Buchhandlung wird Ihnen inzwiſchen, meiner Bitte entſprechend, vorläufig in meinem Namen gedankt haben. Es war mir eine große Freude, meinen Beitrag für die Wochenausgabe der A. A. Ztg. ſo freundlich von Ihnen begrüßt zu ſehen.

Beiliegend ſchicke ich Ihnen nun einige der verſprochenen Ueberſetzungen, — etwas ſpäter zu meinem Bedauern, als ich beabſichtigt hatte. Meine kleine Reiſe damals, und jetzt die Vorbereitungen zu meiner Rückſiedelung nach Deutſchland ſtörten und ſtören mich vielfach. Entſchuldigen Sie, ich bitte ſehr, den Verzug.

Die Ihnen heute zukommenden Gedichte ſind, mit Ausnahme des letzten, ſämmtlich den „Drum-Taps", den auf den Krieg bezüglichen Ge-

dichten Whitman's, entnommen. Ich hielt dieſe Stücke für die zumeiſt geeigneten, eine Bekanntſchaft mit dem Dichter einzuleiten, doch repräſentiren ſie ihn allerdings nur unvollſtändig. Seine Weltanſchauung im Ganzen und Großen hat Whitman in anderen, längeren Stücken niedergelegt, mit deren Uebertragung ich beſchäftigt bin, und Ihnen auch davon gern dies und das beſtimmen werde, wenn ich hoffen darf, daß Sie für dieſe Sachen noch mehr Raum erübrigen können. Was ich Ihnen in dem Fall noch zu ſchicken hätte, würde wenigſtens drei bis vier mal mehr ſein, als die heutige Sendung. Bitte, ſagen Sie mir ohne Rückhalt, ob Ihnen das nicht zu viel iſt. Whitman iſt für mich eine der merkwürdigſten Erſcheinungen in der Literatur, — aber es fragt ſich freilich, ob ſeine Art Jedem behagt (vollends in einer Ueberſetzung) und ob Sie Ihren Leſern nicht Anſprechenderes bieten können. —

* * *

An Wilhelm Vollmer.

London, 12. 6. 68.

In der Unruhe des Abſchiednehmens und Einpackens kann ich Ihnen heute nur in aller Kürze für Ihren freundlichen Brief vom 4. d. M. meinen Dank abſtatten. Ich hörte gern, daß Ihnen die Proben aus W. Whitman für die W.-A. der A. A. Z. paſſend ſchienen, und daß Sie mir erlauben wollen, Ihnen nachträglich noch einiges Andere von meinem wunderlichen Heiligen zu ſenden. Sobald ich die jetzige Tummelei überſtanden und meinen nächſten Beſtimmungsort erreicht habe, ſoll dies alsbald geſchehen.

Unterdeſſen leg' ich Ihnen hier ein paar Gedichte nach meinem alten Burns bei. Meine erſten Uebertragungen nach Burns erſchienen, irr' ich nicht, im Sommer 1835 im „Morgenblatt", — und ich bin noch immer nicht mit ihm fertig! Die hier folgenden beiden Stücke (wie manches Andere von Burns, was ich noch im Pult, d. h. jetzt in der Packkiſte, habe), ſind bis jetzt noch von keiner der vielen Burns-Ueberſetzungen berückſichtigt worden. Und ſie ſind doch ſo characteriſtiſch für den Dichter. Wenn ſie Ihnen paſſen, ſo beſtimme ich ſie mit Vergnügen für die Wochenausgabe.

Auf Ihre freundliche Anfrage erwidere ich, daß ich zunächſt aus Geſundheitsrückſichten für eines meiner Kinder einen kurzen Aufenthalt in irgend einem kleinen Bade der Pfalz oder des Schwarzwaldes (in welchem, ſteht noch nicht ganz feſt) nehme, und mich von dort aus mit Muße nach einer bleibenden Stätte in Süddeutſchland umſehen werde. Ich habe dabei allerdings an die ländliche Umgebung Stuttgarts gedacht, doch iſt noch *nichts* beſtimmt, und ich würde unter Umſtänden (bei'm Finden einer mir

durchaus passenden Wohnung u. s. w.) selbst soweit südlich, wie der Bodensee, gehn. Jedenfalls, mag ich denn zuletzt auch bleiben, wie sich's eben trifft, hoff' ich Sie im nächsten Monate persönlich zu begrüßen. Und darauf freue ich mich herzlich. —

* * *

An Richard Wehn.

Jahrgang 1876, Nr. 16 der Gartenlaube bringt in einem Aufsatze von R. Wehn einige Bruchstücke von Briefen Freiligraths, ohne Angabe des Datums, jedoch jedenfalls aus dieser Zeit. So mögen sie einander in der von Wehn gewählten Ordnung folgen.

Als Resultat der Nachforschungen in Betreff der Detmolder Häuser kann ich melden, daß die mir gewordenen Mittheilungen entschieden zu Gunsten „unter der Wehme" lauten. Meine Autorität ist die allerbeste, die es unter den Umständen geben kann: meine gute zweite Mutter, mit der sich mein seliger Vater, etwas über zwei Jahre nach dem Tode seiner ersten Frau, meiner Mutter, im Jahre 1819 verheirathete, sie als junge Frau in das Haus unter der Wehme führte, und die augenblicklich, hochbejahrt (gegen sechsundsiebenzig) und körperlich leidend, aber geistig noch vollkommen klar und frisch, in Soest lebt. Bei ihr habe ich mich nochmals nach Allem, was ihr vielleicht noch aus den Erzählungen meines Vaters in der Erinnerung sein möchte, erkundigt, und sie sowohl, wie ihre gleichfalls zu Soest lebende jüngere Schwester, behaupten auf's Entschiedenste und ohne alles und jedes Besinnen, ja selbst ohne auch nur die Möglichkeit eines andern Geburtshauses zu unterstellen: daß ich, der öfteren Angabe meines Vaters zufolge, in dem fraglichen Hause unter der Wehme geboren worden bin. — Und selbst das Zimmer des Hauses, dessen Wände ich zuerst beschrieen habe, hat der Vater ihr bezeichnet, eine in's Einzelne gehende Genauigkeit, die uns nicht in Verwunderung zu setzen braucht, wenn wir erwägen, daß mein Vater gewiß bemüht war, seine zweite Frau in dem Stillleben der Wohnung, in der er in Freud' und Leid so mancherlei erfahren, heimisch zu machen und ihr seine geistigen und gemüthlichen Beziehungen zu den Räumen, in die er sie einführte, anzudeuten. Ich war das geliebte, einzig übriggebliebene Kind seiner ersten Ehe; wie natürlich, daß er ihr, die er mir zur zweiten Mutter gab, nun auch sagte: in diesem Hause, in dieser Stube ist der Junge geboren. — Das zarte Knäbchen von damals, um dessen Geburtsstätte es sich handelt, ist ein vierschrötiger alter Kerl mit grauem Kopfe geworden, und es wäre vielleicht besser, man verwahrte die Tafel für sein Grab, statt sie an sein Geburtshaus zu heften. —

Ich wußte, daß das Grab der guten Mutter längſt eingeſunken und nicht mehr aufzufinden iſt. Meinem theuern, unvergeßlichen Vater geſtatteten ſeine Verhältniſſe nicht, die Stätte mit einem Gedenkſteine zu bezeichnen; zehn Jahre nach dem Tode der Mutter verließ er Detmold für immer, — und wieder zwei Jahre ſpäter ſtarb er ſelbſt. Mich aber hat es ſeitdem hin und her getrieben, und ich habe den lieben Eltern, der Mutter wie dem Vater, nur eine gemeinſame und unantaſtbare Ruheſtätte bewahren können — in meinem Herzen. Auch zwei Schweſtern von mir ruhen auf dem Detmolder Kirchhofe, der Hauch des Waldgebirges rauſcht ſchon über ein halbes Jahrhundert durch die Gräſer auf den kleinen Hügeln. — —

Fünftes Buch.

Ruhejahre.

1868—1876.

Elfter Abschnitt.

Stuttgart. Herbst 1868. Canstatt. Sommer 1874—18. März 1876.

So ward denn am 24. Juni 1868 Abschied genommen von dem Lande, welches Freiligrath fast zwanzig Jahre lang ein sicheres Asyl gewährt itte. Das Scheiden wurde ihm nicht leicht, denn Tochter und Schwiegersohn id viele treue Freunde blieben zurück, Freunde, die gerade in der letzten Zeit h recht als solche bewährt hatten. Ein festliches Abschiedsbankett vonseiten r deutschen Gesellschaft Athenäum lehnte der Dichter dankbar ab.

Freiligrath hatte beschlossen, die Reise in die Heimat zu Wasser zu achen, und rheinauf noch einmal durch Holland zu ziehen, für welches h bei ihm im Laufe der Jahre eine Art Heimatgefühl entwickelt hatte. o bestieg er in London mit seiner Familie das Rotterdamer Schiff.

„Nur in aller Eile eine fliegende Zeile, die Dir (und durch Dich Koester id den übrigen Freunden) sagen soll, daß wir heute Morgen hier angemmen sind, und morgen früh um 6 Uhr unsre Reise per Dampfboot nach Mannheim fortsetzen werden. Wir haben aber keine Zeit, in Düsseldorf id Cöln auszusteigen, und müssen also diesmal auch darauf verzichten, die armer Freunde in ihren Heimstätten aufzusuchen. Keiner von Euch darf ir deshalb zürnen, — der Londoner Aufbruch hat uns mehr mitgenommen id mehr Zeit gekostet, als wir erwartet hatten, und jetzt bedürfen wir in der Weise der Ruhe, und Louise muß in's Bad!

Sind wir erst wieder einmal in Deutschland fest gegründet, so sehen ir uns ja manchmal, und werden gewiß nachholen, was wir jetzt versäuen müssen. Der Dampfer kommt gegen 4 Uhr Morgens bei Düsseldorf rbei, am Samstag. Wir werden dann einen fröhlichen Schlummergruß Dir, einer lieben Frau und Euern Kindern hinüberschicken durch's Morgengraun id den Frühnebel des Flusses. Träumt unterdessen das Beste von uns!"

So schreibt F. Freiligrath am 25. Juni 1868 aus dem Bath Hôtel Rotterdam an den treuen Theodor Eichmann. Aber die Düsseldorfer reunde wollten's sich nicht nehmen lassen, den Heimkehrenden auf deutscher

Erde zuerſt zu begrüßen. Freiligraths älteſter Sohn Wolfgang, damals Gerberlehrling in Köln, war nach Düſſeldorf dem Vater entgegengereiſt; mit ihm begrüßten Th. Eichmann und H. Koeſter den Freund in der Morgenfrühe des 27. Juni am Rheinufer. Aber es drängte ihn, rheinauf weiterzufahren. In Köln erwarteten ihn glänzende Huldigungen. Bis Mülheim, ſeiner ſeligen Mutter Geburtsſtadt, fuhren ihm die Freunde auf einem beſonderen Dampfer entgegen, begrüßten ihn mit freudigem Zuruf und beſtürmten ihn mit Bitten, in Köln auszuſteigen und das ihm zu Ehren vorbereitete Empfangsfeſt mitzumachen. So ging es durch den ſonnenhellen Morgen weiter rheinauf dem ſtolzen Köln entgegen. Gegen elf Uhr legte das Dampfboot an; die Schiffe am Rheinufer waren feſtlich beflaggt, eine zahlreiche Schar von Männern und Frauen begrüßte den heimkehrenden Dichter. Am Abend fand im Gürzenich ein Feſtmahl ſtatt, welchem zweihundert Teilnehmer, darunter viele aus der Ferne herbeigeſtrömt, beiwohnten. Emil Rittershaus begrüßte den Freund mit einem ſchwungvollen Gedicht; Claſſen-Kappelmann feierte den Dichter, der neun mal von Land zu Land habe ziehen müſſen, als den wiedergekehrten, dem nun eine bleibende Stätte und Muße für ſeinen ſchöpferiſchen Genius beſchieden ſei, dem das Traumrecht des Dichters fürder nicht mehr verkümmert werde. Ein prächtiger Silberpokal in Römerform, auf dem Deckel eine Germania, ward ihm überreicht, auf welchem ſich Rittershaus' Gedicht eingegraben befand:

Germania, ſie hat entrollt
Des alten Banners Falten!
Sie bietet dir des Weines Gold
Und ſagt: „Ich will den Sänger hold
Nun feſt am Herzen halten!

Die Wunden, die die Zeit Dir ſchlug,
Vergiß beim Saft der Trauben.
Du zogſt umher nun lang genug —
Ich kann fortan den Römerzug, [1])
O Freund, dir nur erlauben.

Ich hab' nicht Kreuz und Stern zum Dank
Für dich, Poet, zu ſpenden!
Nimm hin den Becher ſilberblank!
Des Weines goldnen Feuertrank
Nimm aus des Volkes Händen!

Dazu die Inſchrift: Dem heimkehrenden Dichter F. Freiligrath an der Schwelle des Vaterlandes, Köln, 27. Juni 1868, von ſeinen rheiniſch-weſtfäliſchen Freunden. Des Dichters Herz war übervoll; nur mit Mühe ver-

[1]) Der Becher iſt in Form eines Römers.

mochte er auf die rauſchenden Huldigungen mit ein paar Dankesworten zu erwidern, die er ſich vorher aufgeſchrieben. Er hatte in Ahnung deſſen, was bei dieſer Gelegenheit auf ihn einſtürmen würde, ſchwermütig ſeinen großen, von grauem Haar umwallten Kopf ſchüttelnd, den Vertrauten zu ſeiner Seite zugeflüſtert: Ich wollt', es wäre Schlafenszeit, und alles wär' vorbei! Aber vor Mitternacht wurde er nicht erlöſt; im übrigen verlief das Feſt in heiterſter und erhebendſter Weiſe.

Seines Bleibens war nicht; er ſehnte ſich nach Stille und Einſamkeit. Schon am Morgen des folgenden Tages fuhr er weiter rheinauf, vorbei an den Stellen, wo er jung geweſen, an Drachenfels und Rolandseck, an Unkel, St. Goar und Asmannshauſen; erſt bei Mannheim verließ er den Dampfer; in dem Schwarzwaldbade Rippoldsau verweilte er den Juli. Da über die Frage des zukünftigen Aufenthaltsortes noch immer eine endgültige Entſchließung nicht getroffen war, auch in Stuttgart eine paſſende Wohnung ſich nicht gleich fand, ſo blieb Freiligrath einige Monate lang in dem nahen anmutigen Canſtatt, bis dann Eingang Oktober 1868 in Stuttgart ein geeignetes „Gehäuſe" aufgefunden war, und der Dichter nach London den Auftrag ſenden konnte, ihm ſein dort zurückgelaſſenes geſamtes Hausgerät nachzuſchicken. Im November bezog dann Freiligrath ſeine in Stuttgart Ulrichsſtraße 9 gemietete Wohnung.

So hatte er ſich denn endgültig im ſchönen Schwabenlande niedergelaſſen; aber um ſich auf einem völlig neuen Boden einzuleben, dazu war er eigentlich nicht mehr jung genug. Wohl fand er auch hier manchen warmen Freund. Da war Ludwig Walesrode, der Freiligrath gleichalterige politiſche Schriftſteller und Geſinnungsgenoſſe, Edmund Hoefer, der feinſinnige Romandichter, Georg Scherer, der Lyriker und Blütenleſer, dem er zur Hochzeit 1871 ein anmutig ſcherzendes Gedicht widmete, Wilhelm Vollmer, der Dichter und Literaturforſcher; da war ein Bekannter aus den längſt verklungenen Barmer Tagen, Fr. W. Hackländer, waren Otto Müller, Eduard Paulus, Karl Mayer, J. G. Fiſcher, W. Hemſen; da war — leider etwas abſeits — der Freund aus fröhlichen Jugendtagen, Dietwaldus Ganzhorn, der „Oberamtsſcharfrichter" zu Neckarſulm, der „trinkbare Mann", der Beſitzer eines vortrefflichen „Elfer-Kometenweines", einer weitberühmten „Aufweichungsanſtalt für eingetrocknete Wüſtenpilger", ſowie verſchiedener taufbarer Söhne; die Gedichte, welche Freiligrath ſeinem Dietwaldiſchen Paten und deſſen Bruder widmete, gehören in ihrem wundervollen Humor zu dem Schönſten und Eigenartigſten, das er je ſchuf. Auch J. V. Scheffel, dem Dichter des Ekkehard und des Trompeters von Säckingen, trat Freiligrath bei einem dieſer Ganzhorn'ſchen Tauffeſte nahe.

So fehlt es denn an Dichtungen während dieser Stuttgarter Jahre nicht; Zeuge dafür sind neben den bereits erwähnten u. a. die schönen Lieder bei Moritz Hartmanns Abschied von Schwaben 1868, sowie das Lied zu Karl Mayers 83. Geburtstage 1869. Daß die Übersetzerarbeit, welche bei Ferd. Freiligrath allezeit neben der eigenen Produktion herging, oder wenn gerade eine Anregung zur letzteren fehlte, dieselbe ersetzte, nicht eingestellt ward, lehren uns die um jene Zeit entstandenen vortrefflichen Verdeutschungen nach Gedichten der Nordamerikaner Walt Whitman und Bret Harte, welche er ganz eigentlich in Deutschland erst bekannt machte.

So ging denn die erste Stuttgarter Zeit still dahin. Einen ehrenvollen Ruf, als Redakteur des Feuilletons der Neuen Freien Presse mit einem Gehalte von 6000 Gulden nach Wien zu kommen, lehnte Freiligrath dankend ab; er wollte nicht mehr seine schwer erkämpfte Freiheit opfern. In den Mai des Jahres 1869 fällt die Vermählung von Freiligraths zweiter Tochter Luise mit Heinrich Wiens. Auch ihr hat der Dichter zur Hochzeit ein schönes Lied gesungen und seine herzliche Freude daran gehabt, wie in ihrem Hause ein Enkelknabe nach dem andern erschien; die drei Lieder an seine Enkel Hermann und Siegfried sind von reizender Liebenswürdigkeit. Luise folgte dem Gatten nach England, wo Käthe schon seit einem Jahre hauste; Wolfgang und Percy waren gleichfalls draußen, in Antwerpen, England oder gar jenseits des Weltmeeres; einsam ward des alternden Dichters Haus; nur sein Sohn Otto verweilte noch bei den Eltern.

Als Freiligrath im Sommer 1868 in das Vaterland heimkehrte, fuhr er vorbei an den Stätten seiner fröhlichen und ernsten Jugendjahre, an Barmen und Soest, Detmold und dem Teutoburger Wald. Als nun der demokratische Gesangverein Arion zu Bielefeld im Juli 1869 das Fest seines zehnjährigen Bestehens feierte, lud derselbe den Dichter zur Teilnahme an jener Feier und zum Besuche der lippischen Heimat ein. Freiligrath, der sonst jeder ihm gebrachten Huldigung nach Kräften aus dem Wege ging, sagte zu; daraufhin ließ der Arion zahlreiche Einladungen an freisinnige Dichter und Schriftsteller, sowie an hervorragende Parteigenossen von Rheinland-Westfalen ausgehen; die Jahresfeier des Arion ward damit zu einem politischen Parteifest und vor allem zu einem wirklichen Freiligrathfest erhoben. Ferdinand Freiligrath selbst erschien mit seinem Sohne Wolfgang; es kamen der greise Hoffmann von Fallersleben aus dem benachbarten Corvey, G. Pfarrius und J. Classen-Kappelmann aus Köln, Heinrich Koester aus Düsseldorf, Adolf Strodtmann aus Hamburg, Ludwig Elbers und Emil Rittershaus aus Barmen, Julius Wolff, Albert Träger, alle teilweise seit *langen* Jahren dem Dichter befreundet; nicht zu gedenken der zahlreichen

andern Gäſte, darunter mancher damals und noch jetzt gefeierte Mann. Der Haupttag des Feſtes war der 18. Juli. An das Konzert reihte ſich am Abend ein Bankett, deſſen begeiſtertſte Grüße unſerm Dichter galten; ſo widmete u. a. Hoffmann von Fallersleben dem alten Kampfgenoſſen für die Freiheit den folgenden Spruch:

Heil ihm, der den geraden Pfad
Des Rechts und der Freiheit gewandelt hat,
In edlem Zorneseifer zertrat
Allen Lug und Trug und allen Verrat
Am Vaterland und an Kirch' und Staat,
An der Menſchheit Proletariat!
Heil ihm, der für die Freiheit früh und ſpat
Kämpfte wie ein tapferer Soldat:
Sie bleibt ſeine Braut im Hochzeitsſtaat,
Nie könnt' er werden ein Renegat,
Nie üben an ſeiner Verlobten Verrat.
Und hielt' ihn gefangen Koſak und Kroat,
Und ſäh' er nur Blut- und Thränenbad,
Und würd' er begnadet zu Galgen und Rad,
Er bliebe der Freiheit Advokat
Mit Sang und Wort, mit Rat und That.
Und wenn einſt der Tag der Vergeltung naht,
Wenn gewogen wird Geſinnung und That,
Wenn die Ernte kommt für jede Saat,
Dann wird erkannt, was er iſt, was er that,
Dann ruft mit mir jeder Demokrat:
Hoch lebe mein alter Kriegskamerad!
Hoch Ferdinand Freiligrath!

Freiligrath, dem ſonſt Witz und Humor ſo ſchlagfertig zur Verfügung ſtand, war das flüſſige Wort verſagt, wenn ſein tiefſtes Gefühl angeſchlagen ward; er antwortete auf die ihm geſpendeten Huldigungen durch den Vortrag jenes wundervollen, in dieſen Tagen geſchaffenen Gedichtes „Im Teutoburger Walde“:

Das ſind die alten Berge wieder,
Das iſt das alte Buchengrün;
Das iſt, von Fels und Halde nieder,
Das alte luſt'ge Quellenſprühn.
Das ſind ſie rauſchend alle beide,
Der alte Wald, die alte Haide;
Ich ſeh' auf Wieſ', ich ſeh' auf Weide
Die alten treuen Blumen blühn.

So blühten ſie, als ich in's Leben
Hinauszog von den Hügeln hier;
So ſah ich ſie die Köpfchen heben
Und leiſe bitten: Bleibe hier!
Ich aber ſchwang mich von der Klippe
Hinab die Bergwand durch's Geſtrüppe;
Zum Meere wieſen Ems und Lippe
Mich durch der Senne braun Revier.

So zog ich fort! Ein halb Jahrhundert
Verraun ſeit jenem Tage faſt!
Hier war's! ich ſeh mich um verwundert:
Zu Haus, und dennoch ſchier ein Gaſt!
Der braun als Knabe ausgefahren,
Kehrt heim mit eiſengrauen Haaren,
Und hält mit ſeiner Laſt von Jahren
In ſeinen Heimatwäldern Raſt!

— Nun aber lagr' ich ſtillen Muthes
Im Wald mich auf ein Felſenſtück,
Und träum' und ſinne, was mir Gutes,
Seit ich hier ſchied, zufiel vom Glück.
Die Summe zieh' ich meines Lebens
Am Ausgangsorte meines Strebens,
Und ſag': Ich ſtrebte nicht vergebens,
Und ſegne dankbar mein Geſchick.

Geliebt zu ſein von ſeinem Volke,
O, herrlichſtes Poetenziel!
Loos, das aus dunkler Wetterwolke
Herab auf meine Stirne fiel!
Ob ich's verdient? Ich darf nicht rechten!
Ihr wollt nun einmal Kränze flechten!
Ich halte ſtolz ihn in der Rechten,
Den mir zu flechten euch gefiel.

Wohlan, ich greife froh zum Becher,
Und gieße voll ihn bis zum Rand,
Und heb' ihn, ein bewegter Zecher,
Und halt' ihn hoch mit feſter Hand;
Und ruf' hinaus in alle Gauen,
So weit ich deutſches Land mag ſchauen,
Laut ruf' ich's von des Berges Brauen:
Ich danke Dir, mein Vaterland!

Und wahrlich, nicht ſchöner als mit dieſem einfach-warmen: Ich danke dir, mein Vaterland! konnte Freiligrath antworten auf die liebende *Verehrung*, die allerorten den Heimkehrenden empfing.

„Einen hübſchen Beweis von Freiligraths großer Herzensgüte und Beſcheidenheit," berichtet Julius Wolff, „darf ich hier erzählen. Wir ſaßen einmal in einem öffentlichen Garten, wo eine Kapelle ſpielte, wenn man dieſe „braven Leute und ſchlechten Muſikanten" eine Kapelle nennen durfte. Der Dirigent ſandte dem Dichter ein Programm ſeines Konzertes mit einem durchgeſteckten Lorbeerreis. Kommen Sie, ſagte Freiligrath, der ſonſt alles Aufſehen ſo gern vermied, ich muß mich bei dem Manne bedanken! Wir gingen zur Eſtrade der Muſikanten, und Freiligrath ſtand, den Hut in der Hand, dankend vor dem ſchlichten Manne, der dadurch in die ſichtbarſte Verlegenheit geriet."

An die Feſttage in Bielefeld ſchloß ſich eine Fahrt in größerer Geſellſchaft nach Detmold. „In jedem Dorfe, durch das wir kamen," ſo erzählt Julius Wolff, „wurde Freiligrath mit Rede und Geſang und einem Ehrentrunke begrüßt. Ehrenpforten und Kränze ſpannten ſich über den Weg, alle Häuſer waren geſchmückt, die Straßen mit Blumen beſtreut. Am Grenzſtein mit der Lippe'ſchen Roſe hielten wir Raſt und lagen auf grünem Raſen unter breitäſtigen Eichen. Da war er glücklich in dem kleinen Kreiſe auf heimatlichem Boden, man ſah es ihm an. Die Stadt Detmold hat wohl niemals in ſo glänzendem Feſtgewande, ſo reichem Blumenſchmuck geprangt, wie an jenem Tage." Auch hier feſtliche Anſprachen, Feſtgedichte. Freiligrath ward in das mit Blumen geſchmückte Haus unter der Wehme geführt, wo er ſeine glückliche Jugend verbracht hatte, und dort mit einem Lorbeerkranze gekrönt; er ſtand an Grabbe's neu hergerichteter Gruft; der Mutter Grab war längſt verſchollen. Beim Feſtbankett ſah er die Genoſſen der Jugend in zahlreicher Schar um ſich verſammelt und dankte auch ihnen durch den Vortrag ſeines jüngſten Gedichtes. Das waren freudige tiefbewegte Tage, von welchen Freiligrath wieder in ſein ſchwäbiſches Stilleben heimkehrte. Er hat das freundliche Detmold und die Berge des Teutoburger Waldes nicht wiedergeſehen.

Manches ſchöne Lied bei freudiger und ernſter Gelegenheit hat Ferdinand Freiligrath in dieſen erſten Stuttgarter Jahren gedichtet; da kam plötzlich ein heißer Nachſommer der Poeſie über ihn, als im Juli 1870, einem Blitz aus heiterem Himmel gleich, die franzöſiſche Kriegserklärung gegen Deutſchland durch alle Lande flog. Freiligraths Dichtung war allezeit im beſten Sinne Goethe's Gelegenheitsdichtung; auf Wunſch, ohne den Drang des eigenen Herzens, zu ſchaffen, war ihm unmöglich; griff aber Freud oder Leid oder Zorn oder tiefſte Anteilnahme in ſeine Seele, dann geſtaltete ſich ihm die Herzensregung alsbald zur ſchönſten rundeſten Poeſie. So auch in jenem bangen und zornigen Sommer 1870. Freiligrath hatte der politiſchen Poeſie ſeit Jahren entſagt; nun aber gab ihm ein allmächtiger Zorn gegen das

frevelmütige Frankreich, gegen den „Zuaven im Purpur“ die alte glühende Beredsamkeit; da warf er sein Hurrah, Germania! in das Brausen der Waffenrüstung, sein So wird es geschehen! in den Donner der ersten Schlachten; er gab damit der tiefen sittlichen Entrüstung des Vaterlandes gegen den frechen Friedensbrecher in flammenden Worten Ausdruck; er verkündete mit donnernden Prophetenworten den Zusammenbruch jenes Thrones, auf welchen mehr als auf andere des Dichters Wort paßt: „Blut des Volks muß Kaiserkronen löthen.“ Es waren das Gedichte, welche in zündender Weise dem Gesamtgefühl des deutschen Volkes Ausdruck gaben und darum auch mit wärmster dankbarster Begeisterung aufgenommen wurden; Hurrah Germania! fand wohl ebensoviele Tonsetzer wie weiland Beckers Rheinlied. Und dann sang er seinem Ältesten, der aus dem friedlichen England freiwillig herbeigeeilt war, um Krankenpflegerdienste zu leisten, seinem „Wolfgang im Felde“ jenes ergreifende Lied, da er hinauszog zum Liebeswerke auf die Schlachtfelder an Mosel und Maas; da entstand jenes Kabinetsstück einfachster ergreifendster Balladendichtung, Die Trompete von Gravelotte, da das herrliche „Freiwillige vor!“ ein tiefernstes Gegenstück zu dem vier Jahre früher gedichteten Lied fürs schwarze Land. Wer kann ermessen, wieviel Herzen diese herrlichen Lieder erhoben und zur edelsten Vaterlandsliebe entflammt, wieviel Thränen sie erweckt, wieviel sie getrocknet haben! Wie wundervoll offenbart sich in den Dichtungen dieser späteren Jahre Freiligraths tiefinnige, auch im Kampf der politischen Parteien allezeit wache Liebe zum großen deutschen Vaterlande, sein Ingrimm gegen jede Niedrigkeit, sein warmes Herz für jeden Leidenden und Bekümmerten, jenes tiefe herrliche Gemüt, welches die blöden Augen der Beurteiler in der ersten Sammlung nicht entdeckt hatten! In diesen Liedern kehren die Klänge der besten alten Zeit, der frische Griff ins Leben, die feurigen Bilder, die sprühende Beredsamkeit, die tiefe Empfindung in ergreifendster Weise, in vollster Jugendlichkeit zurück.

Freiligrath sandte diese Gedichte, wohl längst verrauschter Zeiten und Kämpfe gedenkend, Heinrich Bürgers in Köln für die Rheinische Zeitung; als er dann Eingang 1871 den Freund in Köln zum letzten Male wiedersah, sprach er in seiner freundlichmilden Weise: „Nun ist es wieder Zeit zu schweigen.“ Er hat Wort gehalten. Das letzte patriotische Gedicht, welches er überhaupt geschrieben, ist jenes unvergleichliche „An Deutschland“, welches die im Spätjahr 1870 erschienenen sechs Bände seiner gesammelten Dichtungen einleitet, Freiligraths letzte Gabe an sein Volk:

Du trägst, du wägst in Händen
Eine Welt und ihr Geschick —
Was kann ich dir sagen und spenden
In solchem Augenblick?

Ich kann am Weg nur ſtehen,
Von Glück, von Stolz durchbebt,
Daß dieſes Weltſturms Wehen
Auch ich, auch ich erlebt!

Und des zum armen Zeichen
Empor zu deinem Flug
Laß' dieſe Blätter mich reichen,
Meines Lebens Liederbuch!
Manch rund, manch rauhgeſtammelt,
Manch ſtill, manch wild Gedicht:
Längſt lag's für dich geſammelt —
Da iſt's: Verſchmäh' es nicht!

Mit ſechzehn Jahren begann ich,
Mit ſechzig ſing' ich heut:
O lange träumt' ich und ſann ich —
Doch däucht mich kurz die Zeit!
Raſch iſt verrauſcht ein Leben,
Raſch fällt des Alters Schnee —
O könnt' ich dir Beſſ'res geben,
Nun faſt am Ziel ich ſteh'!

Wie arm ſcheint, wie geringe,
Wie wenig deiner werth,
Was zagend ich dir bringe,
Zu ſchmücken deinen Heerd;
Die alten „Liederkerzen",
Wie eigen heut' ihr Strahl!
Wie fremd greift an die Herzen
Manch Lied von dazumal!

Du aber haſt in allen
Die Liebe zu dir erkannt:
Drum haben ſie dir gefallen,
Drum gabſt du mir treu die Hand!
Drum hab' ich ſeit frühen Jahren,
Als Jüngling und als Mann,
Auch Liebe von dir erfahren —
Mehr als ich danken kann!

Es iſt wahrhaft herzerfreuend für den Freund des Dichters, daß derſelbe mit ſolchen Klängen der Verſöhnung, der Vaterlandsliebe von dem deutſchen Volke ſchied; ſo dürfen wir hoffen, daß der Dichter des „Ça ira" auch mit dem Gange, welchen ſeines Volkes Schickſal genommen, verſöhnt geſtorben iſt.

Wir dürfen das Erſcheinen dieſer erſten vollſtändigen Sammlung ſeiner Dichtungen mit Schluß des Jahres 1870 wohl als einen Lebensabſchnitt für Freiligrath betrachten; es war, als wolle er zum Schluſſe ſeiner langen Dichterlauf-

bahn seine Lebensarbeit dem deutschen Volke als Vermächtnis darbringen, seinen Dank zugleich für eine Anerkennung der gesamten Nation, wie sie keinem andern deutschen Dichter zuteil geworden. Auch nachmals hat er noch manches und Schönes geschaffen; wir aber, um nicht eine zu weite Strecke überschauen zu müssen, halten hier abermals an, um die Briefe dieses Zeitraumes einzufügen.

An Theodor Eichmann.

Canstatt, 9. Sept. 1868.

Was meinen letzten Brief an Elbers betrifft, so hattest Du denselben richtiger interpretirt, als Elbers. Er hat in seiner Besorgniß und freundschaftlichen Theilnahme zuviel zwischen den Zeilen gelesen. Es fällt mir nicht ein, nach England zurückkehren zu wollen. Davon kann unter keinen Umständen die Rede sein. Was ich meinte und was Du ganz richtig verstanden hast, war: — daß ich hier im deutschen Süden, wie schön und lieblich auch das Land und wie brav und herzlich auch die Bewohner, mich dennoch nicht so zu Hause fühle, wie ich in Rheinland-Westphalen, bei meinen treuesten und ältesten Freunden, mich fühlen würde, und daß ich mir hier fast ebenso abgeschnitten von Euch vorkomme, wie in England. Daran knüpfte sich dann um so mehr ein gewisses Sehnen und Verlangen nach Euch und der Gegend, die doch vorzugsweise für mich Deutschland ist, als auch sonstige Voraussetzungen, so namentlich die der Billigkeit des hiesigen Lebens, sich nicht als stichhaltig erwiesen, und als besonders auch die Wohnungsfrage allerlei Schwierigkeiten bietet.

Ich dachte also, als an eine Möglichkeit, trotz alledem, an den Rhein, aber gewiß nicht an England.

Unterdeß sind wieder acht Tage vergangen. Ich habe alles nochmals gewissenhaft überlegt und erwogen (auch mit meiner wirklichen Geh. Freiligräthin), und wir sind nun Beide zu einem Entschlusse gekommen, der die Sache vereinfacht, und Euch Freunden das Ueberlegen wesentlich erleichtern wird.

Nämlich: — Ich wünsche allerdings meinen Lebensabend am Rhein in Eurer Nähe zuzubringen, und halte also den Rhein als endliches Ziel für eine hoffentlich nicht allzuferne Zeit im Auge, — fest im Auge. Für jetzt aber, d. h. wahrscheinlich für die nächsten paar Jahre, bleibe ich in Schwaben. Ich bin nun einmal hier, man kommt mir mehr und mehr mit Güte und Freundlichkeit entgegen, ich kann und darf meine neuen und alten Freunde hier durch einen plötzlichen Aufbruch nicht kränken. Findet einmal ein Regierungswechsel in Preußen statt, oder erwirkt die freisinnige Partei ein Gesetz zu Gunsten von Leuten, die sich in meinem Falle befinden, so macht sich alles von selbst. Dann versteht es sich von selbst, daß ich mich

dauernd in Eurer Nähe, an den Ufern unſers geliebten Stromes, anſiedle, und weder bei meinen ſchwäbiſchen Freunden, noch bei mir ſelbſt, wird meine Rückkehr nach Preußen dann einer Rechtfertigung bedürfen. —

* * *

An Wilhelm Ganzhorn.

Stuttgart, 10. 3. 69.

Herzlieber Freund und Gevatter!

Die h. 3 Könige ſind am 1ten hujus allerdings wohlbehalten wieder hier eingetroffen, und gedenken noch allſtündlich (wenigſtens Einer von ihnen) mit Dank und Freude des ſchönen Tauffeſtes in Deinem traulichen Heim. Ich ſah aus Deinem lieben Briefe gern, daß der ſtürmiſche Tag auch Euch gut bekommen iſt, und daß mein liebes Pathchen (Hermann oder Eugen? wie heißt der Junge denn endlich, die familia militans hat ſich doch jetzt wohl darüber geeinigt?) kreuzfidel iſt und Euch durch ſein Wachſen und Gedeihen Freude macht. Ja, lieber Alter, es war ein ſchöner Tag! Wir ſind wieder einmal jung geweſen und haben die ſchöne alte Zeit in alter Treue fröhlich erneuert! Nur trinkt Ihr Männer am Neckar zu ſcharf für einen würdigen Greis und h. 3 König! Ich habe mich anſtrengen müſſen, Schritt mit Euch zu halten! Iſt mir aber dennoch gut bekommen! In ſo edlem reinem Gewächs, wie Du es führſt, darf auch ein Greis bei ſo feſtlichem Anlaß ſchon einmal über die Schnur hauen!

Sehr amüſirt hat mich Deine Mittheilung über das Singen des Trinkſpruchs nach allen möglichen Melodien zu Heilbronn. Ich, wenn es doch einmal geſungen werden ſoll, finde keine andere Weiſe dazu, als (mit genauer Noth) die des alten Feldherrn: Fordre Niemand mein Schickſal zu hören! Aber Ihr Männer ſangt auch wohl „mit feurigen Zungen", da bringt die Begeiſterung und das Denken „an dies und das, was rauſchet und was brauſet", ſchon ſtürmiſche neue Weiſen zu Tage!

Ich drücke Dir von Herzen die Hand!

Immer, wie vor 30 Jahren, Dein Freund, Dietwaldus und eigener Wohlthäter F. Fth.

* * *

An Auguſt Boelling.

Stuttgart, 26. Juni 1869.

Habe herzlichen Dank für Deinen lieben Brief vom 21. d. M. und alle guten und freundlichen Wünſche zu Hochzeit und Geburtstag, die er mir ausſprach! Auch ich habe an Deinem und meinem Geburtstage jener Feier gedacht, die Du uns Anno 1838 im Mühlenweg veranſtalteteſt, und

ich freue mich, daß auch Du Dich ihrer erinnerteſt. Ich kann Dir wohl ſagen, daß all dieſe Zeit her kein Jahr vergangen iſt, wo ich mir jenen Tag und Dich und unſer ganzes fröhliches Zuſammenleben von dazumal nicht vergegenwärtigt habe, auch in Jahren, wo unſer brieflicher Verkehr in's Stocken gerathen war. Und daß er jetzt wieder im Gange iſt, und daß Du, lieber Auguſt, mir nach ſo langer Zeit noch ganz derſelbe treue Freund biſt, als den ich Dich damals erkannte und ohne Wandel, auch wenn ich Dir auf meinen Kreuz- und Querfahrten lange verſtummt war, geſchätzt und geliebt habe, — das betrachte ich auch als einen Gewinn und eine Errungenſchaft dieſer letzten für mich ſo ereignißſchweren Jahre, worauf ich ſtolz bin und mich glücklich ſchätze, daß wir uns wiedergefunden haben. Daß wir inzwiſchen ein gut Stück älter geworden ſind, ſoll uns nicht kümmern. Wir wollen uns, das iſt jetzt feſter Vertrag, ſchon noch ein Vierteljahrhundert fröhlich mit einander durch's Leben ſchlagen. —

Deine Abneigung, nach Bielefeld zu gehen, verſtehe und ehre ich vollkommen. Ich fürchte mich ſelbſt vor dem Trubel und hatte keine Ahnung, daß die Freunde mich in ſolche Wirbel zu reißen beabſichtigten, wie es jetzt allerdings den Anſchein hat, daß ſie mir bevorſtehen. Ich hatte an einen ſtillen gemüthlichen Tag im Teutoburger Wald gedacht, voilà tout! Gott weiß, wie abhold ich allem mich Vordrängen und Zur Schau ſtellen bin, — „ach, ich bin des Treibens müde, ſüßer Friede, ſüßer Friede ꝛc. ꝛc." — Aber dies unter uns, lieber Auguſt! Auf der andern Seite iſt es ja ein großes Glück, daß ſo viele Herzen mir warm und liebevoll entgegenſchlagen, — weit, weit über alles Verdienſt! — und daß wackere deutſche Männer mir die treue Hand entgegenſtrecken! Es würde unrecht ſein, dem ausweichen oder gar darüber murren zu wollen!

* * *

An Emil Rittershaus.

Stuttgart, 26. Juli 1869.

Lieber Emilius,

Geſtern Morgen gegen 3 Uhr bin ich wieder hier angelangt, fand Alles in geſundem Schlafe, und erfreue mich jetzt, nach aller Aufregung der verfloſſenen Woche, der Stille des Hauſes und der Studirſtube. Penelope und die Sproſſen kommen nicht aus dem Erſtaunen heraus über alles, was der alte Odyſſeus ihnen zu erzählen hat. Und in der That, wenn ich's nicht erlebt hätte, ich glaubte es ſelbſt kaum. Womit habe ich denn nur verdient, was man mir in ſo überreichem Maße entgegengetragen hat? Mein Leben iſt durch dieſe weſtphäliſche Reiſe um Erinnerungen reicher geworden, um die *Könige* mich beneiden müſſen!

An Julius Wolff.

Stuttgart, 30. Nov. 1869.

Mein lieber und verehrter Freund,

Heute iſt in Detmold Andreasmeſſe („Up Andres-Miſſe Kümp de Winter gewiſſe," ſagt das Volk) und ich will den Tag, deſſen ich in Erinnerung an die Knabenzeit alljährlich treu gedenke, diesmal noch beſonders feiern, indem ich mich in Gedanken unter die Eichen des Scherenkrugs zurückverſetze und Ihnen für Ihre letzten freundlichen Mittheilungen, geſchriebene und gedruckte, ein Wort des Dankes zurufe.

Das engliſche Gedicht, auf das Sie anſpielen, iſt weder von Tennyſon noch von Longfellow, ſondern von einem in meiner Sammlung zu meinem Bedauern nicht vertretenen amerikaniſchen Dichter Edgar Allan Poe, einem hochbegabten aber leider, ähnlich wie unſer Grabbe, in traurigen Lebenswirren zu Grunde gegangenen Manne. Ich hätte das Gedicht (es heißt The Raven) gern als eine Probe aufgenommen, aber es iſt ſo gar lang, und Hallberger, wie Verleger thun, drängte auf Raum- und Papiererſparung. Sie finden das Gedicht aber, nebſt einer außerordentlich gelungenen Ueberſetzung, in dem trefflichen „Lieder- und Balladenbuch amerikaniſcher und engliſcher Dichter der Gegenwart" unſeres Freundes Adolf Strodtmann. Verſäumen Sie ja nicht, es dort kennen zu lernen! Das Buch bietet auch ſonſt eine Fülle des intereſſanteſten Stoffes, und legt überhaupt ein glänzendes Zeugniß ab für das Talent und das ernſte Streben unſeres Freundes.

Wahrſcheinlich ſind Sie jetzt mit Ihrem Eulenſpiegel in vollem Gange. Ich wünſche Ihnen von Herzen helle, fröhliche Schaffensluſt dazu!

Leben Sie denn für heute recht wohl, lieber Freund! Fröhliche Weihnachten Ihnen und Ihrem Hauſe! An ſchönen Tannenbäumen fehlt es Ihren Kindern nicht im alten Harze!

* * *

An Karl Elze.

Stuttgart, 31. Dec. 1869.

Proſit Neujahr, und inliegend ein wohlconditionirter Plumpudding zur Erinnerung an unſer liebes England und an alte Zeiten! Wie lang iſt's heute, daß ich, die Pudelmütze auf dem Kopf und den Topf mit Häringsſalat unter'm Arme, über's Glatteis zu unſerm Sylveſter-Picknick in — war es nicht Alfredſtreet? geglitten kam?! Zwölf, — dreizehn, — vierzehn Jahre? Ich weiß es wirklich nicht mehr, wie lieb und lebhaft auch der ganze Abend mir noch in der Seele lebt. Damals war unſer trefflicher, zu früh

dahingegangener Siegfried [1]) noch bei uns; auch Lothar Bucher, der Steuerverweigerungs-Hämorrhoidarius, tranſchirte moros ſeine Enten (für die National-Zeitung und für unſere Abendtafel), und war noch nicht Decernent für Lauenburg. Oder was ſonſt er jetzt ſein mag. Was haben wir nicht Alles erlebt und überlebt ſeit der Zeit, — Menſchen und Dinge! Morgen ſchon 1870! Das Jahrhundert wird alt und wir mit ihm! Nun, wir müſſen uns wehren, und wollen vor allen Dingen einander gut und uns ſelbſt treu bleiben. Ich drücke Ihnen von Herzen die Hand. — —

Nun möchte ich gern noch von manchem Andern zu Ihnen reden: — von dem Byron-Scandal der unſeligen Beecher-Stowe, den Sie jetzt auch wohl noch in Ihrer, hoffentlich bald vor's Publikum tretenden Byron-Biographie berühren werden, — von Tennyſon's neuem Gedichtbande „The Holy Grail" (immer wieder die für uns ſo weitab liegende Arthusſage!) — von meinem und unſerm Leben hier, dem ſtillſten und zurückgezogenſten, das man ſich nur denken kann — und mancherlei Anderem, — aber das Papier geht zu Ende, und ich fürchte ohnehin, Sie zu ermüden.

Alſo nur noch, für heute, das herzlichſte Lebewohl und ein treuer Druck der Hand!

* * *

An Berthold Auerbach.

Stuttgart, H. 3 Königstag 1870.

Proſit Neujahr, lieber Auerbach, — und vergieb, daß ich Dir nicht ſchon gleich zu Weihnachten ein herzliches Wort zurückgerufen habe! Die Unruhen der Feſtzeit (auf angenehme Weiſe vermehrt durch den Beſuch unſerer Kinder) muß mich entſchuldigen. Auch hatte ich in den letzten Tagen ein ganz niederträchtiges Reißen in Kopf und Schultern. Jetzt geht's aber wieder beſſer.

Nun ſo danke ich Dir denn recht von Herzen für Deine dreifache Weihnachtsgabe, — Telegramm und Brief und Kreuznacher Barfüßele, [2]) — die, ich kann es wohl ſagen, mir und uns das Feſt wahrhaft geweiht und verklärt hat. Geliebter Freund, welch treues, dankbares Herz biſt Du doch! Was hab' ich denn Großes für Dich gethan? Hab' ich doch nur wieder einmal ausgeſprochen, welch hohe Freude Deine edeln reinen Schöpfungen mir fort und fort bereiten, — hab ich doch nur zu gern die Gelegenheit ergriffen, auch dem Meiſter Vautier meine Verehrung zu bezeigen! Das

[1]) Dr. Rudolf Siegfried, ein junger deutſcher Gelehrter, ſeit 1855 Dozent des *Sanskrit* zu Dublin, wo er 1863 ſtarb.

[2]) Cauers in Kreuznach Statuette des Barfüßele.

Danken ist ganz an mir! Habt Ihr Teufelskerle mich denn nicht zu ein paar frischen, lustigen Versen [1]) begeistert? Dafür drücke ich Euch die Hand!

Nichtsdestoweniger und mit dem innigsten Behagen, laß' ich mir auch Deine Dankesworte gern gefallen. Zeigen sie mir doch, daß es mir geglückt ist, Dir eine Freude zu machen. Was ich nicht gekonnt hätte, wenn Du mir nicht vorher eine Freude gemacht hättest! So ist es ja immer, lieber Auerbach, wir nehmen und wir geben, und wir wissen, was wir an einander haben! Und dabei soll es bleiben!

Nun aber die kleine Kreuznacherin! Sie kam mit ihrer Gans und ihrem Topfe Tags vor Weihnachten rechtzeitig hier an, und stand am Abend, bestrahlt von den Lichtern unseres Bäumchens, mit ihrem reizenden Gesichtchen lächelnd da. Die ist bewundert worden, und wird noch täglich bewundert. Sie sieht aber auch gar zu herzig aus den grünen Blättern und Ranken hervor, in deren Mitte sie auf dem Blumentischchen unseres Salons (sit venia verbo, o Barfüßele!) ihren ständigen Platz gefunden hat und uns nun täglich und stündlich an Dich erinnert. Dank und aber Dank, Herzensfreund!

Diese Cauer sind aber doch auch famose Kerle und Künstler! Wie voll Herz und Poesie jede ihrer Figuren!

* * *

Von einer ganzen Reihe ähnlicher Schreiben, welche vorliegen, sei nur eines hervorgehoben, dasjenige

An Karl Stumpf.

Stuttgart, 25. 1. 70.

— Gestern habe ich einen großen Schmerz erlebt. Der Brief, von dem ich Dir inliegend eine Abschrift gebe, traf spät am Abend bei mir ein, und Du begreifst, wie er mich erschüttern mußte. Irre ich nicht, so hast auch Du, dazumal in der Unkeler Zeit, den armen Schlickum oft und gern bei mir gesehen. Einen treueren, fleißigeren, anspruchsloseren, braveren Menschen gab es nicht. Und nun, nach einem langen arbeitvollen Leben, dem kein Makel anhaftete, dieses Ende!

Es ist nun durchaus nothwendig, daß die alten Freunde etwas für die Hinterbliebenen thun. Ich habe heute bereits an verschiedene aus ihrer Zahl geschrieben, und komme auch zu Dir mit der freundschaftlichen Frage, ob Du in Deinem Kreise für die Sache wirken willst? Schlickum ging nach

[1]) Zu dem Gedicht „Barfüßele."

Amerika infolge seiner Betheiligung an der westphälischen 49er Erhebung (Iserlohn, Hagen ꝛc.) und hat darum auch ein Anrecht auf politische Sympathien. Außerdem muß er uns Westphalen durch seine treuen schönen Bilder zum Mal. und Romantischen Westphalen werth sein. Du siehst, es giebt mehr als Einen Gesichtspunkt, unter welchem Du die Theilnahme für ihn, oder vielmehr für die Seinen, rege machen kannst. Siehe zu, was Dir möglich ist, lieber Stumpf! Das treue Häuflein bei C. trägt gewiß gern etwas bei, wenn Du ihm die Sache in meinem Namen und mit meinem Gruße vorträgst. Ebenso vielleicht die eine oder andere Carnevals-Gesellschaft, — die Freude öffnet ja das Herz für fremde Noth und fremdes Leid. Ich lege Alles in Deine Hände und werde Deine Uebermittelung etwaiger Spenden gern und dankbar besorgen.

Nun, lieber Stumpf, ich überlasse Dir Alles! Vergieb mir, daß ich Dich quäle! In einem so traurigen und dringenden Falle setzt man sich eben über Alles hinweg, selbst auf Gefahr des Lästigwerdens und der Mißdeutung!

* * *

East Saginow, 31. Dec. 1869.

Geehrter Herr Freiligrath!

In der Voraussetzung, daß Sie sich aus den Jahren 1848 und 49 von Düsseldorf und Cöln her meiner noch erinnern, erlaube ich mir, Ihnen ein paar Zeilen zu schreiben. Vielleicht haben Sie bereits die traurige Thatsache erfahren, daß Ihr alter Freund Karl Schlickum sich Anfangs dieses Monats erschossen hat. Die bitterste Noth und Armuth hatten ihn, wie ich höre, zur Verzweiflung getrieben. Ich war nicht persönlich mit ihm bekannt, erfahre jedoch von Bekannten, daß seine Frau und fünf Kinder sich in den armseligsten Verhältnissen befinden; daß sie, so zu sagen, von Allem entblößt sind.

Sollten Sie unter Ihren zahlreichen Freunden etwas für die arme Familie thun können, so sind Sie dringend gebeten, es nicht zu unterlassen. Für das Nothwendigste ist einstweilen seitens der hiesigen deutschen Nachbarn gesorgt worden; wenn sich dort etwas thun läßt, so lassen Sie es mich gütigst wissen.

Mit freundschaftl. Gruß
Ihr E. Annecke.

* * *

An Karl Stumpf.

Stuttgart, 10. 2. 70.

Ich drücke Dir die Hand so warm und so dankbar und so herzlich, *wie ich sie* Dir nur drücken kann! Dein soeben empfangener Brief hat mir recht

in der Seele wohlgethan! Ich freue mich der liebevollen Treue, mit der Du das Andenken unſeres armen Freundes ehrſt, und ich danke Dir aus vollem Herzen für den Eifer und die Opferfreudigkeit, womit Du Dich für die Hinterbliebenen bemüht haſt und ferner bemühen willſt! Das iſt rechte echte Freundſchaft! Ich hatte mich doch nicht in Dir geirrt, als ich, faſt verzagt, mit meiner Bitte bei Dir anklopfte.

Ueber die mir geſandten Thlr. 40 quittire ich hiermit beſtens und werde dieſelben mit anderem Eingegangenen und meinem eigenen Scherflein demnächſt abgehen laſſen.

Danke doch auch allen Freunden, die zu Deiner Sammlung bereitwillig beiſteuerten, auf's Herzlichſte in meinem Namen.

Von Kraß habe ich noch kein Reſultat. Hoffentlich hat er was gethan, und ich höre bald von ihm. Auch von Schücking habe ich noch nichts gehört. Nun, er wird ja noch in dieſen Tagen ſchreiben. Sehr warm und freundſchaftlich hat ſich der treffliche alte Simrock gezeigt. Auch Berthold Auerbach.

Ich leide ſeit einigen Wochen an furchtbaren rheumatiſchen Genickſchmerzen, doch geht es jetzo wieder etwas beſſer.

* * *

An Berthold Auerbach.

Stuttgart, 11. 2. 70.

Habe Dank, mein lieber Auerbach, für Deinen guten und freundlichen Brief! Er iſt mir, in Tagen der Abſpannung und der Bedrücktheit, ein rechter Troſt geweſen!

Wohl haſt Du recht: Es iſt eine ſchlechte Einrichtung in der Welt, daß die, die zuſammen gehören, nicht auch immer räumlich einander nahe ſein können. Es iſt eben eine ſchlechte Einrichtung von den vielen! Auch der Rheumatismus iſt eine! Und das Altwerden! Und der Tod! Aber die Welt und das Leben ſind darum doch ſchön und herrlich, und wir wollen den Kopf hoch halten, ſo lange es geht.

Der Rheumatismus iſt auch ſchon auf dem Rückzuge begriffen. Und trotz der Flocken, die wieder draußen wirbeln, ſeh' ich im Geiſt auch ſchon den Winter abziehen und wittere bereits den jungen Lenz. Der nächſte Thauwind muß ihn bringen.

Nach dem Lenz aber kommt der Sommer, und dann ſehen wir uns wieder. Aber hoffentlich doch am Bodenſee oder im Schwarzwald, am Waſſer oder unter Bäumen, und nicht in den ſtaubigen Straßen Stuttgarts oder Canſtatts?

Unterdeſſen Dank auch für Deine Theilnahme an dem traurigen Schickſal

des alten Unkeler Freundes Schlickum! Ich bin allerdings darüber aus, dieſen und jenen der alten Genoſſen für die Hinterbliebenen zu intereſſiren, und hoffe ſchon in nächſter Woche eine erſte Sendung von gegen 80 Thalern abgehen laſſen zu können. So habe ich mich denn auch Deines freundlich verſprochenen Beitrags von Herzen gefreut, und denſelben dankbar für Dich gezeichnet. Auch unſer guter alter Simrock iſt bei dieſem Anlaß treu gedenk aus ſeinen altdeutſchen Wäldern hervorgekommen. Ich rief freundlich in den Wald hinein, und er rief freundlich wieder heraus! Das freut doch! Seit einem Vierteljahrhundert hatten wir uns gegenſeitig kein Lebenszeichen mehr gegeben! Solch eine gemeinſame Trauer bindet raſch wieder, was gelöſt ſchien!

Und ſomit denn auch Ade, Old Berthold! Die herzlichſten Grüße von Haus zu Haus!

* * *

An Frau Dr. Lewald.

Stuttgart, 17. 2. 70.

Hochverehrte Freundin,

Haben Sie warmen Dank für Ihren lieben und willkommenen Brief! Und inliegend, von Herzen gern, das Gewünſchte! [1])

Ich ſage: von Herzen gern! Und dennoch iſt mir nicht ganz wohl bei der Sache. Stoffe dieſer Art, wie anziehend und herzergreifend auch für die Menſchen, haben für den Dichter immerhin ihr Bedenkliches. Wie das hundert und tauſend Mal Geſagte neu faſſen? Wie längſt Dageweſenes wiederholen, ohne gemeinplätzig zu werden, oder in ein hohles rhetoriſches Pathos zu fallen? Möchten Sie finden, daß es mir leidlich gelungen iſt, den ſchlimmſten Klippen aus dem Wege zu gehen! Wenn nicht, ſo muß mich der Gedanke tröſten, daß es die Armen ſind, für die ich mich blamire. Sie haben mich wirklich arg auf's Eis geführt, verehrte Freundin!

Es iſt mir aus Ihrem Briefe nicht ganz klar geworden, was Sie eigentlich mit der Handſchrift bezwecken? Blos deren Verkauf zum Beſten des Bazars oder auch eine Veröffentlichung behufs der Agitation für Ihre edle Sache? Im letzteren Fall möchte ich vorzuſchlagen mir erlauben, daß Sie die Verſe, elegant und mit kleiner Schrift, auf einen Streifen Schreibpapier drucken und einige hundert Exemplare von dem Blatte abziehen ließen. Sie könnten mir dieſelben raſch ſenden, ich würde jedes Exemplar eigenhändig unterſchreiben und Ihnen Alles mit Wendung der Poſt zurückſchicken.

[1]) Dieſer Brief, gleich dem folgenden, bezieht ſich auf die Entſtehung des ſchönen Gedichtes „Februar 1870," verfaßt für den Bazar zum Beſten des Berliner Aſylvereins für Obdachloſe.

Sie hätten dann, ſtatt Eines, eine ganze Anzahl Autographen von mir, welche möglicherweiſe, bei mäßigem Preiſe, nutzenbringenden Abſatz fänden,

Schenkten Sie dieſem Plane Ihren Beifall, ſo würde es, glaub' ich, im Intereſſe der Sache ſein, das Gedicht vorläufig noch nicht in Zeitungen zu veröffentlichen, und ich würde mir den Abdruck, in einem mir angenehmen Blatte, für eine Ihnen paſſend ſcheinende Zeit (etwa gleich nach Eröffnung des Bazars) vorbehalten.

An Walesrode hab' ich Ihre Grüße und Ihre botaniſche Notiz beſtens ausgerichtet. Er erwidert jene dankbar und fügt ſich in dieſe. Nicht zwar ohne Murren und Kopfſchütteln. Wenn es dann auch Platanen wären, ruppig wären ſie doch gewiß. Ich denke dabei an jenen zerſtreuten Küſter, der, als der Paſtor den Vers des Pſalms citirte: Du läſſeſt Gras wachſen auf den hohen Bergen, — plötzlich durch die Kirche krähte: Aber es iſt auch danach! So läßt der liebe Gott auch Platanen wachſen zu Berlin, — aber ſie ſind auch danach! —

* * *

An Frau Dr. Lewald.

Stuttgart, 4. 3. 70.

Aber das war eine Arbeit, verehrte Freundin und Landsmännin! Faſt hätte ich den Schreibkrampf gekriegt, und wäre mir nicht noch von London her, durch maſſenhaftes Contraſigniren von Aktien ꝛc. ꝛc., eine gewiſſe Fertigkeit geblieben, meinen nur gar zu länglichen Namen raſch hinzukritzeln, bei Gott, ich wäre nicht durchgekommen! Nun, ich war denn doch nach anderthalb Stunden zu Rande, und konnte Ihnen noch geſtern, am Tage ſeines Empfangs, Ihr Packet zurück ſchicken. Die Exemplare werden nun hoffentlich morgen, zwei Tage vor Eröffnung des Bazars, wieder in Ihren Händen ſein.

Auf eins der Exemplare, werden Sie finden, iſt meiner Feder, in der Haſt des Unterſchreibens, ein biederer Autoklecks entfallen. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß der Käufer extra dafür bezahlen muß.

So wünſche ich denn dem Blatte und dem Bazar von ganzem Herzen den ſchönſten Erfolg. Ich freue mich und ich ſpreche Ihnen wiederholt meinen Dank dafür aus, daß Sie mir Gelegenheit gaben, für Ihre edlen Zwecke mitzuwirken. Und grüßen Sie mir doch auch all' Ihre anmuthigen jungen Verkäuferinnen auf's Schönſte und Dankbarſte!

* * *

An Karl Simrock.

Stuttgart 8. 3. 70.

Deine Sendung iſt mit dem andern bis damals zuſammengekommenen

(gegen 120 Gulden) am 21. Febr. in einem Wechsel auf Newyork an Frau Schlickum abgegangen und wird also wohl eben jetzt, oder doch in diesen Tagen, in ihre Hände kommen. Hoffentlich werde ich bis Ende dieses Monats noch eine ähnliche Summe folgen lassen können.

Herzlichen Dank auch für Deine Photographie, auf der ich den alten Freund unschwer wiedererkenne. Dein Gesicht scheint etwas in die Breite gegangen, aber sonst bist Du ganz der alte (heißt das der junge Karl Simrock) und besonders Dein Haar hat sich prächtig dunkel gehalten. Ich dagegen werde nachgerade so weiß wie eine Taube. Oder wie Hans Sachs, bei Adam Puschmann.

Der Einladung zur Menzenberger Weinlese soll, wenn es irgend geht, pünktlich Folge geleistet werden. Den Frühherbst werde ich wahrscheinlich in England zubringen und vorher ein paar Monate am Bodensee.

Der Incubus hat sich Gottlob schon seit einigen Wochen verzogen, doch komm' ich leider immer nicht so oft und so regelmäßig zum Schreiben an meine fernen Freunde, als ich wünsche und es mir vornehme. Meist nur dann, wenn irgend ein bestimmter Fall (wie jetzt z. B. der Schlickum'sche) das Schreiben unumgänglich nothwendig macht.

Kürzlich war Wilhelm Jordan hier, der ci-devant Marinerath und jetzige Rhapsode. Was sagst Du nur zu dessen um- und neugedichteten Nibelungen, die er selbst von Stadt zu Stadt recitirt? Der Incubus verhinderte mich, Jordan's öffentlicher Vorlesung beizuwohnen, doch war der Rhapsode so freundlich, mich hernach in meiner Höhle eine Probe seiner Dichterweise hören zu lassen. Phantasie, Wissen, Formtalent, Beherrschung der Sprache — alles das und vieles andere Löbliche soll gewiß nicht in Abrede gestellt werden, aber wozu denn nur, möchte ich fragen, eine solche Ilias post Homerum? Wir haben unser altes herrliches Nibelungenlied, — wozu nun ein neues, erweitertes dichten? Es ist ein eigenes Gefühl, das Einem bei diesen Sachen überkömmt. Auf der einen Seite die uralte Form, Langzeilen und Stabreim, auf der andern nicht selten moderne und modernste Anschauungen, Gefühlsweisen, Stimmungen und Redensarten. Was kann da anders herauskommen, als eine seltsam schillernde Zwitterbildung? Hier und da mitten zwischen dem deutschen Gehämmer der Stabreime bin ich sogar durch ein Fremdwort erschreckt worden. So durch Trombe. Warum sagt er nicht Wettersäule, wenn ihm Wasserhose zu schneiderhaft schien? Das Wort war mir wirklich wie eine Ohrfeige.

Mir und den Meinigen geht es wohl, Gottlob! Meine jüngste Tochter, seit Mai v. J. glückliche junge Frau, wird uns noch im Laufe dieses Monats zu Großeltern machen. Die ältere etwas länger gleich glücklich

verheirathet, iſt noch nicht ſo weit, doch hat ſie kürzlich einen literariſchen Erſtling in die Welt geſetzt, den ich beizulegen mir erlaube. Sie iſt ein äußerſt begabtes Weſen, und dabei liebenswürdig und natürlich. Nicht im Entfernteſten Blauſtrumpf! Auch unſere Jungen machen uns Freude. Der Aelteſte lernt jetzt bei einem tüchtigen und wackern Meiſter die Lohgerberei, und zwar in Deiner Nähe, zu Cöln; der zweite iſt als angehender Kaufmann in London, und der Jüngſte, ſechs Fuß lange, noch bei uns im Elternhauſe. Alle brav und gut bis jetzt, und nicht auf den Kopf gefallen. Gelehrte freilich nicht! Wenn Du mir wieder ſchreibſt, ſo laß' mich doch auch über Deine Familie etwas erfahren. Was machen die lieben Töchter? Was der Knabe Caſpar, den meine Frau grade vor 25 Jahren um dieſe Zeit in den Windeln bewunderte?

Wirſt Du nicht am 20. März zu Hölderlin's 100jährigem Geburtstag nach Lauffen herüberkommen? Ich glaube zwar, es wird mehr ein ſchwäbiſches Familienfeſt werden, als eine Nationalfeier. Trotz des Herrlichen, was Hölderlin geſchaffen, — wie Viele oder wie Wenige kennen ihn?

Der alte Karl Mayer iſt nun auch den Bundesbrüdern Uhland und Kerner und Schwab nachgefolgt; auch dieſer Kreis iſt nun ein Geweſener!

Nun muß ich aber ein Ende machen! Viele herzliche Grüße den lieben Deinigen! Auch Herrn Profeſſor Böcking (den es vielleicht intereſſirt zu hören, daß ſeine Ausgabe der Epistolae obscurorum virorum mir ſeit Jahren ein liebes luſtiges Hausbuch iſt) das Ehrerbietigſte und Freundlichſte!

Und nun ſchick' mir bald wieder einen Haufen Geld!

* * *

An Auguſt Boelling.

Stuttgart, 10. 3. 70.

Im vorigen Jahr um dieſe Zeit ſchickte ich Dir meinen Geburtstagsgruß an den guten alten Karl Mayer. Ich hatte gehofft, ihm auch heuer zum 22. März ein Lied ſingen zu können: er iſt aber, wie Du geleſen haben wirſt, vor wenigen Wochen geſtorben, der Letzte aus dem Uhland'ſchen Kreiſe. Er iſt faſt 84 Jahre alt geworden, und wenn ſein Tod in dem Freundes- und Dichterkreiſe auch immer eine Lücke reißt, ſo mußte man doch darauf gefaßt ſein. Statt eines Mayer-Liedes lege ich Dir nun ein Lied für die Berliner Aſyle bei, zu dem ich von Berlin aus veranlaßt wurde. Ich habe 300 Exemplare eigenhändig unterſchrieben, und dieſelben werden jetzt als Autographen im Aſyl-Bazar verkauft. Das Gedicht, ſcheint es, läuft durch alle Zeitungen. Ich habe es heute ſchon in 7 verſchiedenen Blättern vor mir liegen, und zwar in jedem mit neuen Druckfehlern. Der

heiterſte davon iſt in der 4ten Strophe, wo es in der National-Zeitung und in der Sonntagsbeilage zur Berl. Börſenzeitung prophetiſch heißt: „Und nächſtens (ſtatt nächtens) ruhig brennt Und blitzt das Firmament.“ — Das ſind ſo die kleinen Leiden (und Freuden) des Schriftſtellerlebens, und man kann Gott danken, wenn es nicht ſchlimmer kommt. Was iſt einmal meinem guten Freunde und Nachbar Edmund Hoefer begegnet? Der ſchrieb in einer ſeiner Novellen: „In der Ecke des Kirchhofs hatte ein uralter Hollunder ſeine zahlloſen Schößlinge getrieben,“ — wie aber war dieſe Stelle gedruckt in der Stuttgarter Frauenzeitung zu leſen? — „In der Ecke des Kirchhofs hatte ein uralter Holländer ſeine zahlloſen Schößlinge getrieben.“ — Und in einem Buche von Gerſtäcker heißt es buchſtäblich: „Ein kalter Schneider (ſtatt Schauder) lief ihm den Rücken hinab.“ — Ich ſelbſt las einmal in meinen Gedichten: „Um das Feuer auf der Erde — vor den Haufen (ſtatt Hufen) ſeiner Pferde,“ — doch war es zum Glück auf einem Reviſionsbogen, und ich konnte den Fehler noch verbeſſern. Ebenſo ein andermal „Auf dem Deckel der Gabarre.“

Das Lachen thut Einem wirklich manchmal noth bei allem Traurigen, was ſo oft an Einen herantritt. Wir wollen es ja nicht verlernen! —

* * *

An Theodor Eichmann.

Stuttgart, 17. 4. 70.

Ich denke jetzt auch allmählich an eine deutſche Geſammt-Ausgabe meiner poetiſchen Schriften. Die amerikaniſche darf nicht in Deutſchland verkauft werden, und iſt überdies zu theuer. Zehn Thlr. iſt zu viel für die ſechs Bände! Eine vollſtändige billige Ausgabe dagegen, zum Preiſe von 2½ bis 3 Thlr., würde, denke ich, wohl auf Abſatz rechnen können? Gelingt es mir, mich wegen einer ſolchen mit meinem Buchhändler zu einigen, ſo möchte ich auch den beſſern meiner Gelegenheitsgedichte eine Stelle darin anweiſen, u. A. auch dem Hochzeitsgedichte, das ich Dir einſt widmete. Würdeſt Du etwas dagegen haben, wenn ich es aufnähme? Ich bitte Dich, mir offen Deine Meinung darüber zu äußern.

Mein Gedicht zur Hölderlin-Feier wirſt Du inzwiſchen in der Rheiniſchen Zeitung, die es, durch einen Druckfehler verſchönert, aus der Augsburger Allgemeinen aufgenommen hat, geleſen haben. Es war eine ſchöne, ſinnige Feier. —

* * *

An Theodor Eichmann.

Stuttgart, 23. 7. 70.

Es ſind allerdings böſe Zeiten, und man hat Mühe, den Kopf oben

zu halten. Du haſt vorgeſtern den 17ten Jahrestag Deiner Vermählung gewiß ernſter und in weniger gehobener Stimmung begangen, als man ſolche Tage feiern ſoll. Nachträglich die herzlichſten Glückwünſche!

Ida und ich ſind wohlauf, und ein Theil unſerer Sorgen iſt uns dadurch abgenommen, daß wir all' unſere Kinder ſicher und ungefährdet in England wiſſen. Otto hatte uns drei Wochen hier und am Bodenſee beſucht, und als er am 9. Juli nach London zurückkehrte (6 Tage vor der Kriegserklärung), ſchloß ſich Wolfgang ihm an, um in England, oder vielleicht in Amerika, nach Arbeit ſich umzuſehen. Percy, wie Du wiſſen wirſt, hat ſchon ſeit Ende April Stelle in Bury bei Mancheſter. So ſind ſie denn alle fünf wieder auf ihrer ſichern Inſel, und das Drückende und Gefahrvolle der Situation laſtet ausſchließlich auf uns Alten.

Ich hoffe und erflehe Sieg für Deutſchland, — dennoch muß man auf Alles gefaßt ſein. Ich packe eben ſchon meine Bibliothek, um ſie auf Lager bringen zu laſſen.

Was nun ein Kampf- und Siegeslied betrifft, ſo weiß ich noch nicht, ob der Himmel mir eines beſcheeren wird. Im Augenblick iſt meine Unruhe und Aufregung zu groß, als daß ich an poetiſche Produktion denken könnte. Auch meine ich, zum Kampfe rufen ſoll nur, wer ſelbſt mitziehen kann. Ich bin aber nicht mehr Combattant.

Aber wir wollen ſehen! Daß ich mit jeder Faſer meines Herzens Deutſch bin und mich in aller Sorge ſtolz und gehoben fühle durch das einige, einheitliche Vorgehen Deutſchlands, brauche ich Dir nicht zu ſagen. Es iſt eine ſchwere, aber auch eine große Zeit, und ich hoffe zu Gott, daß Deutſchland größer, ſtärker, herrlicher aus dem Kampfe hervorgehen wird, als es je zuvor geweſen!

Gott mit uns! Nur Courage! Immer Kopf oben! Gieb bald einmal wieder Nachricht! —

* * *

An Auguſt Boelling.

Stuttgart, 19. 8. 70.

Ich danke Dir herzlich für die freundlichen und beruhigenden Worte, die Du mir mit Deinem lieben Brief vom 22. v. M. zuriefſt, und wenn ich Dir nicht gleich darauf geantwortet habe, ſo willſt Du dies, ich bitte, mit aller Aufregung und Bewegung entſchuldigen, die ich, wie alle Welt, ſeitdem durchgemacht habe. In der erſten Zeit nach der Kriegserklärung, ehe wir wußten, daß die Franzoſen in der That noch gar nicht fertig waren, herrſchte hier eine durchaus nicht unbegründete Furcht vor einem Handſtreich vom Elſaß aus, der u. A. auch dem geſegneten und durch ſeinen Anſchluß an

Preußen verhaßt gewordenen Schwabenlande einen Besuch der afrikanischen Horden gebracht haben würde, die wir jetzt, Gottlob, nur als Gefangene hier gesehen haben. Wir saßen hier in einer garstig exponirten Ecke, und so traf mich denn Dein Brief, als ich eben meine Bibliothek, Silberzeug und andere werthvolle Sachen für alle Fälle einpackte und auf möglichst sicheres Lager außerhalb meiner Wohnung brachte. Es war das eine Beschäftigung, die mich über die Tage athemloser Spannung bis zum Eintreffen der Siegesnachrichten von Weißenburg und Wörth glücklich hindurchbrachte. Ich möchte solch eine Zeit nicht noch einmal durchmachen, obgleich ich zu meiner Ehre bekennen muß, daß ich, aller bangen Schwüle zum Trotz, niemals an unserm Siege, d. h. unserm endlichen Siege, gezweifelt habe.

Mit Weißenburg, Wörth und Spichern kriegten wir dann Luft und konnten, mit ganz Deutschland, wieder frei aufathmen. Und nun, wenn auch mit entsetzlichen Blutopfern, geht Alles seinen Gang, wie die Weltgeschichte ihn haben will. Ich denke, in 14 Tagen sind wir vor, vielleicht in Paris.

Nun ist mir aber eine große persönliche Sorge gekommen. Wolfgang ist aus England zurückgekehrt, und hat sich in Cöln als Freiwilliger gemeldet. Da er in England geboren, also englischer Bürger ist, so wies man ihn erst zurück. Nachher wurde er dennoch acceptirt, würde aber, da man complet ist, erst nach einiger Zeit, vielleicht gar nicht, als Combattant eingereiht worden sein. Das ertrug er nicht, der brave Junge, und schloß sich alsbald, mit noch einigen Freunden, dem Bonner Freiwilligen-Corps zur Labung der Verwundeten und Sterbenden auf dem Schlachtfelde an. Eine edle, eine heilige Mission! Ich kann den Entschluß des wackern Knaben nur billigen und segnen, und doch kannst Du Dir denken, was wir Eltern empfinden, wenn wir ihn uns in der Ausübung seines ernsten, schweren und trotz des rothen Kreuzes nicht ungefährlichen Berufes denken. Gott schütze und segne ihn, und bringe ihn uns gesund mit der siegreichen Armee zurück! Einem Liede an Wolfgang (das ich drucken ließ, weil es der guten Sache vielleicht noch Freiwillige zuführt) begegnest Du vielleicht bald in den Blättern. —

Die Opferfreudigkeit Deutschlands in diesem Kriege, die sich auch bei Euch in Barmen so glänzend bewährt hat, ist groß und herrlich, und macht Einen stolz darauf, ein Deutscher zu sein. So Etwas ist noch nicht dagewesen!

* * *

An Heinrich Koester.

Stuttgart, 7. 9. 70.

Lieber Heinz und liebe Frau Heinz,

Herzlichen Dank für freundliches Gedenken und liebe Briefe! Eine

Reiſe nach Düſſeldorf iſt mir im Augenblick unmöglich (keine Redensart!). Tauſch bitte ich freundlich von mir zu grüßen. Zugleich aber muß ich ſeinen mich ehrenden Wunſch um eine „Siegeshymne" dankbar ablehnen. Du weißt ja wohl, lieber Koeſter, daß ich nichts auf Beſtellung machen kann. Zudem ſind wir noch lange nicht am Ende. Ich hoffe das Beſte, aber es können noch dumme Verwicklungen eintreten.

Nun eine Bitte. Meine längſt beabſichtigte und vorbereitete Geſammtausgabe ſollte ſchon im Juli im Druck begonnen werden. Da, grade als ich den erſten Bogen revidirte, kam der Kriegslärm, und die Sache mußte geſtundet werden. Jetzt aber, nach Sedan, hat der Verleger wieder Muth, und der Druck hat neuerdings begonnen. Im 4ten Bande kommt auch allerlei Neueres und Neueſtes, darunter die Gelegenheitsgedichte. Hat nun das verehrte Ehepaar Koeſter etwas dawider, daß ich das ihm vor Jahren geſungene ſchöne Epithalam (worin der berühmte Ruhſitz) mit in die Sammlung aufnehme? Es wolle ſich bald darüber vernehmen laſſen, —. wo nicht, ſo nehme ich die Verſe auch ohne ſeine Erlaubniß auf! Wonach ſich zu achten!

Wir ſind jetzt ſehr einſam, und leben faſt nur noch im Gedanken an die Fernen und in der Sorge um ſie. Gottlob ſind die Nachrichten bis jetzt immer gut geweſen. Auch der kleine Enkelſohn gedeiht prächtig. Wolfgang ſchreibt liebe, höchſt intereſſante Briefe (die letzten, aus Pont-à-Mousson, reichten bis zum 2. Sept.), und wird jetzt mit auf dem Marſch nach Paris ſein. In der blutigen Affaire von Gravelotte war er mitten drin und hat verbunden, erquickt und getröſtet, während rechts und links die Kanonenkugeln einſchlugen und die Bomben über ihm platzten. Beim Wiederſehen Alles näher. Er iſt ein prächtiger, tapfrer Menſch. Gott ſchütze ihn ferner!

* * *

An Karl Simrock.

Stuttgart, den 18. Okt. 70.

Habe Dank für Deine freundliche Einladung! Wie gern folgte ich derſelben! Aber es geht nicht. Wolfgang iſt nach acht Wochen treuer Arbeit bei Metz, Gravelotte, Sedan ꝛc. fieberkrank aus Chateau-Thierry heimgekehrt, und wenn ſein Zuſtand auch nicht gefährlich iſt (ein längerer Aufenthalt in der Ruhr- und Typhus-Atmoſphäre des Heeres hätte ihn ſicher gefährlich gemacht), ſo mag ich den braven Jungen doch jetzt nicht verlaſſen. Er iſt uns nach aller Sorge, die wir um ihn ausgeſtanden, wirklich wie neugeboren. Dazu kommt, daß mich auch die Reviſion meiner Omnia (das dumme Zeug war nachgerade ſehr in die Breite gegangen, und wollte eingefriedigt ſein)

nicht losläßt. Die sechs Bände sollen bis Weihnachten bei Göschen erscheinen, und es wird forsch daran gedruckt.

Also nicht wahr, Du vergiebst? Ein anderes Jahr darf ich vielleicht nachholen, was ich jetzt versäume. Der Krieg hat durch manche Rechnung einen Strich gemacht. Meine Reise zu den Kindern nach England habe ich auch verschieben müssen. Vielleicht machen wir sie noch im Winter und begrüßen Dich dann auf der Durchfahrt. Ein Glück, daß wir noch den Juni in ländlicher Stille am Bodensee zubringen konnten, wo unser zweiter Sohn Otto uns Gesellschaft leistete. Wir waren in Bregenz als Standquartier und machten von dort Ausflüge auf und ab den See und in den Bregenzer Wald.

Frau Schlickum ist das Geld gut zu Statten gekommen. Ich höre von amerikanischen Freunden, daß es der Familie wieder leidlich geht. Die Farm ist ihnen geblieben, und der älteste Sohn, der sie bewirthschaftet, ist brav und fleißig.

Und nun vergnügte Lese, und möchten wir nach der Weinlese bald das Friedensfest begehen können!

* * *

An Berthold Auerbach.

Stuttgart, 14. 11. 70.

Wo in aller Welt steckst Du denn, alter Ueberall und Nirgends? Eben erhalte ich, von Deiner Hand überschrieben, den Heidelberger Theaterzettel von heute, und danke Dir herzlich für die Freude, die Dein treues Gedenken mir dadurch bereitet hat. [1])

Aber nun sag' mir auch, wo Du bist, und wohin ich sicher adressiren kann, wenn ich Dir einmal ein Wort zurufen möchte. So drängte es mich neulich, Dir meine freudige Zustimmung zu Deinem excellenten Briefe an Victor Hugo auszusprechen; ebenso Dir nochmals warm die Hand zu drücken für Deine Darmstädter Rede, die ich, durch die Sammlung meiner armen Omnia zu allerlei Rückblicken veranlaßt, kürzlich wieder las, — — aber man weiß Dich ja nirgends zu finden und zu fassen. Auch dieses Blatt laß ich nur auf gut Glück nach Heidelberg fliegen.

„Mumienweizen" mit Interesse zu lesen begonnen. Ich habe noch ein altes Gedicht mit derselben Ueberschrift liegen, hab' es aber leider, da es in irgend einer meiner vorsündfluthlichen Kisten steckt, nicht für die Gesammtausgabe auffinden können.

---

[1]) Dieser Theaterzettel bringt die Anzeige eines Vortrags von „Hurrah, Germania!"

Dagegen iſt das Barfüßele-Gedicht gewiſſenhaft drin eingeheimſt worden. Das ältere Gedicht natürlich auch.

Nun ade, lieber Freund!

Wären wir nur erſt in Paris! Ich fühle und denke ſo deutſch, wie nur je zuvor, — dieſe Zerrüttung eines trotz alledem nobeln, tapfern und klugen Volks; dieſes unſägliche Elend, welches (wenn auch durch eigene Schuld) über Frankreich hereingebrochen iſt, frißt mir dennoch faſt das Herz ab. „Gott mit uns!", wie es auf den preußiſchen Thalern heißt.

* * *

An Theodor Eichmann.

Stuttgart, 2. 12. 70.

Daß „An Wolfgang im Felde" und „Die Trompete von Gravelotte" Dir und Deiner lieben Frau zum Herzen geſprochen haben, freut mich recht. Blicket d'rum auch mit erneuter Nachſicht auf die beiliegende neueſte Auflage Eures Hochzeitsgedichts, das ſoeben, in dieſer Geſtalt, in diverſen Tauſenden von Exemplaren in die Welt geht und Euren Ruhm verkündet. Daß Du Eichmann heißeſt und Inhaber einer namhaften Holzhandlung biſt, mußte ich der Nachwelt natürlich (wenn auch nur in einer Anmerkung) verrathen, da die „Mahagoniblöcke" und der „Eichenmann" des Liedes ſonſt unverſtändlich geweſen wären.

Wolfgang, nachdem er acht Wochen treu und unerſchrocken ſeinem ſchönen Berufe im Felde obgelegen, kam fieberkrank aus Chateau-Thierry zu uns heim. Er war ganz abgemagert und hatte die erſten 14 Tage, fiebernd und erſchöpft, Bett und Zimmer zu hüten. Dann erholte er ſich aber raſch wieder, und hatte vor wieder zu ſeinem Corps zu ſtoßen, als wir erfuhren, daß daſſelbe ſeine Thätigkeit eingeſtellt habe und zurückgekehrt ſei. Bald darauf erhielt Wolfgang auch vom Bonner Comité ſeinen, in den anerkennendſten und ehrenvollſten Ausdrücken abgefaßten Abſchied.

Und nun wird er nach Weihnachten nach Amerika gehn. Es iſt mir gelungen, ihm bei einem großen Gerbereibeſitzer in Buffalo eine gute Stelle auszumachen, und ich hoffe zu Gott, daß der muthige Schritt in's Leben hinein dem braven Jungen zum Heile gereichen wird. Augenblicklich iſt er bereits auf dem Wege nach England, in 14 Tagen bis 3 Wochen hoffen wir ihn in Foreſthill zu treffen, um mit all' unſern Kindern ein ſtilles frohes Weihnachtsfeſt zu feiern. Wir wollten dieſe engliſche Reiſe eigentlich ſchon im Sommer machen, da kam aber der Krieg dazwiſchen. Möge es uns nun gelingen, ſie zur Ausführung zu bringen! Wir ſehnen uns ſehr nach den Kindern und möchten doch auch gern den kleinen Enkel kennen

lernen, der ein Prachtkerl ſein ſoll. Uebrigens die beſten Nachrichten von allen Seiten in England; daß Otto durch eigene Energie und Unermüdlichkeit eine gute Stelle in Liverpool gefunden hat, weißt Du, glaub' ich, auch noch nicht. Percy ſchanzt ruhig drauf los in Bury bei Mancheſter.

Wenn der Krieg nur erſt zu Ende wäre! Die Geſchichte wird mir jedem Tage unerquicklicher. Die letzten Ausfälle aus Paris ſind mörderiſch geweſen, und beſonders die Würtemberger ſind arg mitgenommen worden. Hier herrſcht deswegen ſeit geſtern große Conſternation. Ja, „die Todten, die Todten!"

— Eben noch ſehr bedenkliche Neuigkeiten aus Frankreich. Ein Gerücht durchfliegt die Stadt, daß es den Pariſer Truppen gelungen iſt, unſere Cernirungsarmee zu durchbrechen. Große Beſtürzung. Näheres weiß ich noch nicht. (Scheint Alles ungewiß und übertrieben!)

* * *

An Marianne Wolff, verwittwete Immermann.

Stuttgart, 9. Decbr. 1870.

Hochverehrte Frau!

Das wohlwollende Andenken, das Sie mir bewahrt haben, rührt und erfreut mich mehr, als ich Ihnen ſagen kann. Haben Sie Herzensdank für all Ihre guten und freundlichen Worte! Ihr Brief überraſchte mich, wie ein lieber Ton aus jener unvergeſſenen ſchönen Zeit, wo es mir vergönnt war, zu Immermann's Füßen zu ſitzen.

Ich hätte Ihnen nun, beſonders beim immer näheren Heranrücken des Beethoven-Tages, meinen Dank und meine Freude allerdings ſchon eher ausſprechen ſollen. Aber mit Beſchämung muß ich's geſtehn: ich bin mit den Jahren, was Briefeſchreiben angeht, leider mehr und mehr ein unberechenbarer Menſch geworden. Das ſoll natürlich keine Entſchuldigung ſein. Zu meiner Entſchuldigung darf ich aber vielleicht anführen, daß wir, meine Frau und ich, ſchon ſeit Wochen tief in Reiſevorbereitungen ſtecken (wir wollen, wenn nichts mehr dazwiſchen kommt, die Weihnachten mit unſern Kindern in England verleben); daß wir gleichzeitig unſern älteſten Sohn zu ſeiner bevorſtehenden Fahrt nach Amerika ausrüſten, und daß zu alledem ich, wie meine leiblichen Kinder ſich in alle Welt zerſtreuen, mit dem Sammeln und Einpferchen meiner Geiſteskinder beſchäftigt bin, und ſeit Wochen ſchon kaum noch aufathmen kann, ſo ſehr bedrängen mich (die ſechs Bändchen müſſen noch vor meiner Abreiſe fertig gedruckt ſein) Redactions- und Correctur-Nöthe. Nicht wahr, ich darf ein wenig auf Ihre Nachſicht rechnen? Ver*geben* Sie mir, ich bitte herzlich.

Nun zu Ihrem und des philharmoniſchen Comités mich in hohem Grade ehrenden Wunſche! Zu meinem großen und aufrichtigen Bedauern kann ich demſelben nicht entſprechen. Ich meinte erſt, es werde mir vielleicht möglich ſein, und habe der Sache mit Ernſt und gutem Willen nachgedacht (auch das hat meine Antwort mit verzögert): ſchließlich bin ich aber dennoch zu dem Reſultate gelangt, daß es in allewege beſſer iſt, wenn ich mich nicht unterfange, einen Flug für Beethoven zu wagen. Daß ich Beethoven liebe und verehre, brauche ich gewiß nicht zu verſichern (Sie finden es ausgeſprochen auf S. 194 meiner in Ihrem Briefe erwähnten „Zeitgedichte"), aber ich bin zu ſehr Laie in der Muſik, bin namentlich zu wenig eingedrungen in die Tiefen von Beethoven's Genius, als daß ich mir zutrauen dürfte, etwas ſeiner Würdiges, etwas über die bloße Phraſe ſich Erhebendes für ſeine Säcularfeier zu ſchaffen. Die Eigenartigkeit meines Talents iſt zudem zu realiſtiſch, um ſich einem ſo Unfaßbaren, wie die Muſik es iſt, gewachſen zu fühlen. Sonſt hätten die von Ihnen ſinnig angedeuteten Bezüge, die einige Werke des Meiſters zu unſerer kriegeriſch bewegten Gegenwart haben, gewiß ihr ſehr Verlockendes für mich gehabt. Wenn Einer unſerer Componiſten, ſo iſt gewiß Beethoven der Held der deutſchen Tonkunſt.

Laſſen Sie mich hoffen, daß Sie und die Ihnen in Beethoven Verbundenen mein offenes, vor allen Dingen auf Erkenntniß deſſen, was ich vermag und nicht vermag, ſich gründendes Nein mit Nachſicht aufnehmen werden.

Das von Putlitz beſorgte Leben Immermann's hab' ich im vorigen Sommer ernſtfreudig genoſſen und mich wahrhaft daran auferbaut. Ein treffliches Buch, das man nicht genug leſen und wieder leſen kann! Wie hat es die alte Zeit, wie den alten Freund mir friſch wieder vor die Seele geſtellt! Daß auch mein eigenes junges Geſicht mir plötzlich daraus entgegenſchaute, war mir nur eine angenehme Ueberraſchung. Ich freue mich herzlich der naiven Begeiſterung, mit der ich den Münchhauſen bei ſeinem Erſcheinen begrüßt habe. —

Und nun das treueſte, das herzlichſte Lebewohl, hochverehrte Frau! Nochmals Dank und aber Dank für die große, große Freude, die Sie mir durch Ihren Brief bereitet haben! Bewahren Sie mir auch ferner ein freundliches Andenken! Ich werde gewiß nie aufhören, die alte Düſſeldorfer Zeit und unſern geliebten großen Todten treu im Herzen zu tragen.

* * *

An Auguſt Boelling.

Stuttgart, 13. Dec. 1870.

Ich hätte Dir für Deinen lieben Brief vom 22. Aug. längſt, längſt danken ſollen: aber die Zeit, die wir ſeitdem durchgemacht haben, muß mich

entſchuldigen. Freude und Stolz über unſre Siege, Schmerz und Bekümmerniß um die ſelbſt zur Stunde noch nicht abzuſehende Verlängerung des Kampfes und die grauenvolle Menge theurer Opfer, die er noch täglich in Anſpruch nimmt; dazu, Monate hindurch, die Sorge um Wolfgang, — ja, lieber Freund, es waren und ſind böſe gute Zeiten, und man hat Mühe gehabt den Kopf oben zu halten. Und in all dem Wirrwarr mußte ich mich, von meinem Verleger gedrängt, noch zur Beſorgung meiner Geſammtausgabe entſchließen, und bin ſeit Monaten nicht aus Redactions- und Reviſionsmühen herausgekommen. Jetzt neigt ſich die Arbeit ihrem Ende zu, und ich hoffe, daß ſie, trotz Krieg und allgemeiner Geldklemme, eine lohnende ſein wird. Die Göſchen'ſche Buchhandlung iſt bis jetzt ganz zufrieden.

Wolfgang, an deſſen Ergehen Du ſo freundlich Theil nimmſt, hat zwei Monate hindurch treu und unerſchrocken auf den Schlachtfeldern gedient. Er war bei den Kämpfen um Metz, und hat namentlich am 18. Aug. bei Gravelotte mitten im Kugelregen verbunden und gepflegt, war auch am Abend des nämlichen Tages Einer von denjenigen Braven der Bonner Sanitätscolonne, die, unter der Führung ihres Hauptmanns von Stülpnagel, und unter den Augen des heranreitenden Kriegsherrn, den in wilder Flucht retirirenden Train zum Stehen brachten. Stülpnagel mit gezücktem Degen, die Sanitäter mit vorgehaltenen Revolvern, — ſo iſt es ihnen gelungen, den Rummel in die Richte zu bringen. Stülpnagel wurde gleich am Morgen des 19ten zum König beſchieden, und kehrte als Major zum Corps zurück, letzteres erhielt eine beſondere königliche Belobung. Nachher war Wolfgang noch in und bei Sedan, darauf in Belgien auf dem alten Schloſſe Gottfried's von Bouillon, und Tag für Tag mit dem Evacuiren von Verwundeten nach Libramont, Station der belg. Eiſenbahn, beſchäftigt. Von da ging's weiter vor in der Richtung auf Paris. In den Weinbergen der Champagne großes Trauben-eſſen, und in Rheims luſtige Kneiperei, wobei Stülpnagel, hochbegeiſtert, ſogar einen Toaſt auf mich ausgebracht hat. Dann weiter nach Chateau-Thierry, — dort aber, in einer böſen Ruhr- und Typhusatmoſphäre, wurde auch Wolfgang fieberkrank, und kehrte Anfangs Oktober zu uns zurück. Seit einem Monat ungefähr hat ſich die Colonne gänzlich aufgelöſt. So denkt denn Wolfgang, der jetzt Gottlob ganz wieder geneſen iſt, nicht mehr an einen abermaligen Feldzug, ſondern wird wahrſcheinlich bald nach Weihnachten oder Neujahr ſeine längſt beabſichtigte Fahrt nach Amerika antreten.

* * *

Die erſten Monate des Jahres 1871 verbrachte Freiligrath bei den Kindern in England. Er fand bei der Heimkehr eine ſolch überwältigende *Laſt* von Briefſchulden vor, daß er ſich notgedrungen Bogen mit gedrucktem

Kopf anfertigen ließ, in welchem er um Nachsicht bat. Der Dichter, welchem ja das Briefschreiben überhaupt vornehmlich Gemütssache war, seufzte unter der Fülle dieses Briefwechsels; die Klage darüber kehrt häufig wieder, auch in jener Zeit, als ihn keine Berufspflicht mehr band.

Die nächsten Jahre brachten dem Dichter manches und dabei recht schweres Leid. Im Januar 1872 starb zu Soest im 80. Lebensjahr Freiligraths treffliche Stiefmutter; es ist ein Zeugnis seiner tiefen dankbaren Anhänglichkeit an dieselbe, daß der alternde Mann in beschwerlicher Winterzeit die weite Reise nach Soest zur Beerdigung unternahm; es war das letzte Mal, daß er den Boden Westfalens betrat. Bei diesem Besuche in Soest sah er auch Lina Schwollmann wieder, mehr denn dreißig Jahre nach der Lösung des Verhältnisses, das ihnen soviel Glück und Leid gebracht. Nun fügte es der Zufall, daß sie einen Augenblick allein zusammentrafen. Lina, ich danke Dir! sprach der Dichter zur Freundin seiner Jugend, der treuen Pflegerin seiner sterbenden Mutter, und bot ihr die Hand. Und so hatte auch dieses Verhältnis einen versöhnenden Ausklang gefunden.

In den Sommer 1872 fiel eine erquickliche Schweizerreise mit der Gattin, den beiden Töchtern und dem Schwiegersohn Kroeker. Der Bodensee von Konstanz bis Bregenz, Zürich, Chur bis zur Via mala, Luzern mit dem Vierwaldstätterse und dem Rigi waren die Hauptziele des vierzehntägigen Ausfluges. Viel Schönes und Gutes erlebte Freiligrath auf der kleinen Reise; mit zu dem Erfreulichsten gehörte die Wahrnehmung, daß er auch in den Herzen der Schweizer lebte und der Gegenstand ungesuchter Huldigungen wurde. Überall war der nach den Photographien,[1]) besonders nach dem guten Holzschnitt in der Gartenlaube, erkannt und angeredet. Der Kapitän des Bodenseedampfers begrüßte ihn mit einer feierlichen kleinen Ansprache; dasselbe wiederholte sich auf dem Vierwaldstätterse, und auf dem Seelisberg reichte ihm eine fremde Dame aus der zahlreichen Tischgesellschaft die Hand mit den Worten: Grüßen Sie Wolfgang im Felde! Auch nicht ganz ohne poetische Ausbeute blieb die Reise, auf welcher die pietätvollen Strophen „Aus Graubündten" zum Gedächtnis an den Dichter Salis entstanden. Noch ein anderes Gedicht fällt in den Schluß des Jahres 1872; die schreckliche Überschwemmung der Ostseeküste durch ungewöhnliche Sturmfluten hatte von allen Seiten lebendigste Teilnahme und thatkräftigste Hülfeleistung wachgerufen. Auch Freiligrath, dessen Muse sich jetzt fast nur noch im Dienste der Menschenliebe und Pietät gefiel, erhob einen poetischen Hülferuf und legte ihn dem Dichter der Ostseesage in den Mund: Wilhelm Müller, eine Geisterstimme.

[1]) Das Titelbild des 2. Bandes ist nach einer Stuttgarter Photographie aus dem Spätjahr 1868 oder dem folgenden Winter gefertigt.

Im Anfang des Jahres 1873 dichtete Freiligrath auf den Wunsch des Vorstandes des Kölner Karneval-Komités den „Goethegruß zum Kölner Karneval." In diesem Liede führt er den Altmeister von Weimar redend ein, und wunderbar trifft er den Ton und die Ausdrucksweise Goethes, wie er vor Jahren in dem Hochzeitsgedicht an Koester den Stil der ersten Schlesischen Schule in unnachahmlicher Weise nachgebildet hatte. Das Schellengeläut der Narrenkappe, die ihm mit dem Dank des Komités zugeschickt wurde, fiel aber in eine Zeit der tiefsten Trauer und des bittersten Schmerzes für den Dichter; Februar und März 1873 brachte Freiligrath wohl das schwerste Leid seines Lebens; sein zweiter Sohn Otto starb am 1. März am Scharlachfieber, ein liebenswürdiger und begabter Jüngling, der eben sein Dienstjahr vollenden sollte. Es war ein furchtbarer Schlag für den Dichter, welcher an allen seinen Kindern mit rührender Liebe hing; der tiefste Seelenschmerz spricht sich in den Briefen aus jener Zeit aus; das Leid war um so bitterer, weil die übrigen Kinder in weiter Ferne, jenseits des Kanals und des Oceans weilten; das Gedicht „Rothkäppchen", März 1873, giebt dem herben Schmerz poetischen Ausdruck:

O Jammer, aus der Welt, so schön,
Ein junges Leben scheiden sehn!
O Jammer, wenn ein Auge, licht
Und jugendfroh, im Tode bricht!
Wenn junger Leib, vom Tod besiegt,
Heilig und still in Blumen liegt!
Nun sagt, ist wo ein Jägersmann,
Der uns den Wolf erlegen kann?
— Wir aber müssen daneben stehn,
Und, wie er wüthet, still ansehn;
Müssen senken in Weh das graue Haupt,
Zum braunen, das er uns geraubt;
Können, ach! nur mit den Rothbrüstlein
Blätter auf unser Liebstes streu'n.

Ein Sommeraufenthalt in Foresthill bei den Töchtern war dem gebeugten Manne der beste Trost in seiner Vereinsamung. Wolfgang kam damals aus Amerika und ward am 5. Juni 1873 mit Mary Eastman verbunden; es entstand bei dieser Gelegenheit das tiefergreifende Gedicht „Otto zu Wolfgang's Hochzeit"; es ist mit Thränen geschrieben.

In das Spätjahr 1873 fällt die Wiedererweckung eines seit langen Jahren entschlafenen freundschaftlichen Verhältnisses, desjenigen zu Emanuel Geibel. Bei dessen Scheiden von St. Goar, Herbst 1843, hatten sich die beiden Dichter zuletzt gesehen; „vom Beginn des Jahres 1846 an," schreibt mir E. Geibel, „tauschten wir keine Briefe mehr aus, da unsere politischen

Anſchauungen immer widerſpruchsvoller auseinander gingen. Aber wie verſchieden auch die Wege und Ziele ſein mochten, die wir im damaligen Kampfe der Parteien verfolgten, eine perſönliche Verbitterung und Entfremdung iſt niemals zwiſchen uns eingetreten, da jeder von uns von der redlichen Meinung des andern überzeugt ſein durfte. Als Freiligrath ſpäter in England lebte, wurde zwar die unterbrochene Korreſpondenz nicht wieder aufgenommen, allein wir ſandten uns durch gemeinſchaftliche Bekannte, welche herüber und hinüber reiſten, häufig Grüße und mündliche Nachrichten über unſer Ergehen. Nur einmal um den Anfang der ſechziger Jahre, als ich durch einen Münchener Korreſpondenten im Athenäum heftig angegriffen worden war, ſetzte mich Freiligrath brieflich hiervon in Kenntnis und erwies mir dann durch die Überſetzung meiner Entgegnung ins Engliſche den dankeswerteſten Liebesdienſt. Darauf verſtrich wiederum ein Zeitraum von elf Jahren, während deſſen wir nur auf die vorhin erwähnte Weiſe oder durch Zuſendung von Büchern und einzelnen Gedichten in Verbindung blieben. Im Herbſt 1873 aber erhielt ich von dem alten Freunde zu meinem Geburtstage ein überaus herzliches Schreiben, das ich ſofort ausführlich beantwortete.“ Dasſelbe wird ſeine Stelle in dieſer Sammlung finden. Die folgenden Briefe beſchäftigen ſich hauptſächlich mit dem holländiſchen Nachdrucke deutſcher Dichtungen; Freiligrath verfolgte dieſe Angelegenheit mit Feuereifer, und ſeinen und der mit ihm vereinigten deutſchen Schriftſteller Bemühungen gelang es, eine Vereinbarung zwiſchen dem Deutſchen Reich und Holland zu erzielen, infolge deren fortan die Piraterie der holländiſchen Nachdrucker aufhörte.

Das Jahr 1874 brachte den letzten Umzug in dem vielbewegten Leben unſeres Freundes. So herzliches Entgegenkommen er in Stuttgart gefunden, völlig heimiſch fühlte er ſich, der Sohn Norddeutſchlands und des Rheines, doch niemals dort; mancherlei örtliche Unannehmlichkeiten, die Sommerhitze des engen Thales, die Mietenſteigerung beſtärkten Freiligrath in dem Vorſatz, Stuttgart ganz zu verlaſſen! Er ſah ſich mit Frau Ida die Umgegend an bis hinüber zum Schwarzwald, dehnte ſeine Entdeckungsreiſe ſogar bis Boppard am Rhein aus; da ſich aber nirgends eine ganz paſſende Behauſung fand, ſo kehrte er in das Schwabenland zurück, eigentlich ganz zufrieden mit dem Mißerfolg der Reiſe und mit der Ausſicht, im Lande zu bleiben, beſonders da ſich in dem nahen Canſtatt, wo er die erſten Monate ſeines Aufenthaltes im Schwabenlande verweilt hatte, 1874 eine bequeme Wohnung mit hinlänglichem Platz für die Bibliothek bot. Es war der erſte Stock in einem der erſten Häuſer am linken Neckarufer, unweit der Brücke, in dem Hauſe, welches nach der darin betriebenen ſtillen Schenkwirtſchaft „Zum alten

Haſen" genannt wird. Kein Wunder, daß es ihm da gefiel; nur durch die Landſtraße getrennt, rauſcht der Neckar ſchäumend über das Wehr und haucht erquickende Kühle; jenſeits liegt die ſtille Badeſtadt, und zur Rechten ſchaut über die Rotkaſtanien der Straße aus grüner Umrahmung der Roſenſtein; die Pferdebahn nach Stuttgart hält vor der Thür; es iſt eine anmutige Verbindung von Einſamkeit und regem Leben, von ſtädtiſchem Verkehr und ländlicher Baumpracht; ein paar Schritte davon iſt der Eingang zur Wilhelma, dem märchenhaften Parkparadies, welches ihm, einem der wenigen Begünſtigten Canſtatts, Freund Hackländers Fürſprache eröffnete; unter ihren herrlichen Bäumen hat er manche liebe Stunde wandelnd, ſchauend, leſend verbracht. In dem idylliſchen „alten Haſen", einer rechten Ruheſtatt für ſolche, die müde ſind des Wanderns, aber nicht müde ſich der ſchönen Welt zu erfreuen, hat Freiligrath die letzten anderthalb Jahre ſeines Lebens gewohnt; hier iſt er geſtorben.

Nachdem der Umzug glücklich überſtanden war, freute ſich unſer Dichter der neuen angenehmen Wohnung, die auch gleich durch den Beſuch der Kinder eingeweiht wurde. Mancher liebe alte Freund kehrte im Laufe des Herbſtes und des nächſten Frühlings in der neuen Wohnung ein, und die Stuttgarter Freunde, Walesrode und Hemſen, Vollmer und Scherer, erſchienen häufig als Gäſte. Auch an Arbeit fehlte es nicht; Korrekturen wollten beſorgt ſein; einer großen Korreſpondenz ſollte ſoweit wie möglich genüge geſchehen; auch Berge von Manuſkriptſendungen konnten nicht immer beiſeite gelegt werden und entrangen dem Dichter manchen Seufzer. Freiligrath war nie müßig, ließ ſeine poetiſche Thätigkeit nie ſchlummern, wenn er auch der Meinung war, daß der lyriſchen Produktion durch das Alter eine Grenze geſteckt ſei. Wenn alſo auch von Eigenem nur dann und wann ein Gelegenheitsgedicht entſtand, ſo pflegte er doch unabläſſig ſeine meiſterhafte Überſetzungskunſt und ward nicht müde, Schönes und Neues auf dem Gebiete der engliſchen Poeſie ins Deutſche zu übertragen. Bret Harte beſchäftigte ihn ſehr; es reizte ihn hier auch die große Schwierigkeit, welche die knappe, kurz abgeriſſene Ausdrucksweiſe des Kalifornierś dem Überſetzer in den Weg legt. Ferner einige Gedichte nach Th. B. Aldrich und Freund Longfellow. Auch einem älteren engliſchen Dichter, Robert Herrick, einem bis dahin in Deutſchland ganz unbekannt gebliebenen Zeitgenoſſen Shakeſpeares und Miltons, wandte er ſich mit Fleiß zu und fand ſo großen Gefallen an dem derben Humor dieſes letzten Vertreters des luſtigen Altenglands, daß er beabſichtigte, ein ganzes Bändchen Gedichte nach ihm herauszugeben. Es kam nicht dazu, und es iſt bei den 20 Gedichten geblieben, die zum Teil in die Geſammelten *Dichtungen* aufgenommen, zum Teil erſt nach ſeinem Tode veröffentlicht

worden ſind. Auch die Überſetzung des Grabliedes aus Cymbeline entſtand um dieſe Zeit, ſowie die Glocken von Shandon nach Frank Mahony's berühmtem Tongemälde.

Das Jahr 1875 begann mit einem neuen literariſchen Unternehmen, für welches E. Hallberger unſern Dichter gewonnen hatte. Es war ein halbmonatlich erſcheinendes Heft in engliſcher Sprache, welchem Freiligrath den Titel Hallberger's Illustrated English Magazine gab, den es noch heute führt. War dasſelbe auch nicht das, was Freiligrath im Jahre 1841 mit der verunglückten Britannia bezweckte, ſo war es jenem Projekt doch verwandt und bot dem Dichter willkommene Gelegenheit, fortwährend das Neueſte in engliſcher und amerikaniſcher Literatur, Poeſie wie Proſa, vor Augen zu haben. Aus dieſem wählte er das Beſte und Paſſendſte für das Hallberger'ſche Magazin aus und fand viel Vergnügen an der Arbeit, wenn dieſelbe auch ſeine Zeit ſehr in Anſpruch nahm.

Freiligrath beſaß im Grunde eine ſehr rüſtige Geſundheit und rechnete ſelbſt, wie manche ſcherzhafte Stelle ſeiner Briefe zeigt, auf ein leidlich hohes Alter. Berichtet er bisweilen von vorübergehenden Leiden, beſonders Huſten und Rheumatismus, ſo hielt er ſich doch im ganzen ſtraff aufrecht; ſeine zunehmende Leibesfülle, ein Erbteil vom Vater, bekämpfte er in der Londoner Zeit durch eine ſehr kräftig durchgeführte Banting-Kur, welche ſich indes nicht nachhaltig wirkſam erwies. Der Anſtoß zu ſeinem letzten Leiden war im Grunde ein rein äußerlicher. Das Engliſche Magazin veranlaßte ihn häufig die Pferdeeiſenbahn zu benutzen, um mit E. Hallberger dies und jenes zu beſprechen. Bei einer dieſer Fahrten, im Frühjahr 1875, verſuchte Freiligrath in den rollenden Wagen einzuſteigen und verletzte ſich dabei am Schienbein. Andern Tages war der Fuß dick angeſchwollen; der Arzt Dr. Ernſt Veiel verordnete horizontale Lage und kalte Umſchläge. Freiligrath war ſonſt wohl, empfing ſeine Freunde liegend, ſcherzte mit ihnen über ſeine „Leidenſchaft am Bein", diktierte ſeiner Gattin, und niemand befürchtete etwas Schlimmes; doch fing der umſichtige Arzt ſchon jetzt an, das Herz des Kranken öfter zu behorchen und ſtärkende Arzneien zu verſchreiben. Der Fuß beſſerte ſich zwar und Freiligrath durfte wieder gehen, allein auch der andere Fuß begann zu ſchwellen, und dem Arzt war ſchon damals die Gefahr des Zuſtandes bekannt. Er ſchickte ſeinen Kranken zur Luftkur nach Kloſters im Prättigau. Freiligrath konnte ſich anfangs nur ſchwer dazu entſchließen; aber er reiſte Ende Juli in Begleitung ſeiner Gattin und ſeiner älteſten Tochter von Canſtatt ab und fand im Silvretta-Hôtel zu Kloſters bequeme Unterkunft. Die herrliche Gegend, die kräftige Bergluft und die liebenswürdige Geſellſchaft wirkten anregend und erheiternd auf ihn. Freiligrath

war fast immer in freier Luft; des Morgens saß er mit einem Buche im Schatten des prächtigen Waldes, den nur eine sonnige Wiese von der brausenden Landquart trennt; des Nachmittags wurde gewöhnlich ein Spaziergang unternommen, und wenn Freiligrath auch nicht so weit gehen konnte, wie mancher andere, so hat er doch die benachbarten Dörfer und Thäler ohne allzugroße Anstrengung zu Fuße besucht. Er war der Gegenstand vieler zarten Aufmerksamkeiten von Seiten der übrigen Gäste, und häufig fand er schon früh auf seiner Thürschwelle ein thaufrisches Sträußlein von Bergnelken, Enzian und Kornblumen. So verflossen rasch vier schöne Wochen. Es kam der Schwiegersohn Kroeker, um seine Frau zu holen; es war, ihnen selbst unbewußt, der letzte Abschied zwischen Vater und Tochter.

Dann trat Regenwetter ein, und die Gäste waren aufs Haus beschränkt; Freiligrath sehnte sich heim und reiste Anfang September ab. In Zürich wurde kurze Rast gemacht und der Uetliberg mit der Eisenbahn besucht. Auf der Spitze desselben verweilte der Dichter ein paar Stunden und schaute noch einmal mit Entzücken auf das großartige Bild der Alpenkette, das sich in leuchtender Klarheit vor seinen Blicken ausbreitete, auf die Stadt und den schönen See, an dessen Ufern er ja auch ein paar glückliche Jahre verlebt hatte. Er mochte sich wohl sagen, daß er diese Erdenherrlichkeit zum letzten Mal in seine Seele aufnehme.

Während Freiligrath zu Klosters verweilte, fand die Enthüllung des Hermann-Denkmales in der lippischen Heimat statt, zu welcher auch an ihn mehrfache dringende Einladungen ergangen waren; er mußte sie mit Rücksicht auf seine Erkrankung ablehnen. Doch schrieb er auf den Wunsch der Meyer'schen Verlagsbuchhandlung für das gelegentlich der Enthüllung veröffentlichte Prachtwerk das schöne Gedicht „Lang, lang ist's her", welches eine so anmutige Beschreibung der Gegend und ein köstliches Stückchen Selbstbiographie enthält und schließlich dem Andenken des väterlichen Freundes Clostermeier pietätvoll einen Tribut der Dankbarkeit zollt.

Ehe wir zur Darstellung von des Dichters Scheiden übergehen, mögen einige der vom Frühling 1871 bis Herbst 1875 geschriebenen Briefe uns Näheres über diese letzten fünf Jahre seines Lebens berichten.

* * *

An Karl Elze.

3 Sunderland Villas,
Foresthill, 10. 1. 71.

Ich habe hier stille und doch auch frohbewegte Tage erlebt. „The Gathering of the Clan" hat auf Weihnachten richtig stattgefunden. Alle Kinder um uns und den Weihnachtsbaum versammelt, und der prächtige

kleine Enkelmenſch Cockalorum (eigentlich heißt er Hermann) obendrein. Am 25ten Januar, grade einen Monat ſpäter, war ich dann in Liverpool, und begleitete Wolfgang an Bord der „Italy", die ihn, will's Gott, geſtern oder heute glücklich in New-York hat landen laſſen. Otto, der in Liverpool Stelle hat, war mit mir an Bord, in order to see Wolfgang off; Percy konnte leider, einer Erkältung wegen, nicht von Bury herüberkommen, doch ſah ich ihn bald darauf, friſch und munter, zwiſchen ſeinen Oefen und Maſchinen in Lancaſhire. Stattliche brave Burſchen, die drei! Wie die Zeit fliegt! Erinnern Sie ſich noch der Weihnacht in Nr. 3 Sutton Place, wo u. A. Schwab's Geſchichten aus dem griechiſchen Alterthum unter dem Weihnachtsbaum lagen? Jetzt fährt und kämpft und ſchafft und abenteuert das ſelbſt, wie nur je ein griechiſcher Held! Was hat nicht Wolfgang im letzten halben Jahre Alles erlebt! Und hatte nicht Percy jüngſt die ſtolze Idee, to try the diamond-fields in South Africa! Man hat nur immer zu dämpfen und zu beſchwichtigen! Alle trachten ſie nach dem goldenen Vließ, ſo gut wie weiland Jaſon! Die Töchter dagegen, Gottlob, leben ſtill und glücklich in traut umfriedeter Häuslichkeit, und unſereins, wenn er nur ein Walter Scott wäre, könnte mit jedem Tage mehr ſich hinſetzen und Tales of a Grandfather ſchreiben.

London, lieber Freund, würden Sie ſtellenweis nicht wiedererkennen. Holborn Viaduct, Thames Embankment, ſonſt neu durch das Häuſerchaos geriſſene Straßen, — man hört nicht auf, die Augen verwundert aufzuthun.

John Bull in ſeiner Sympathie für Frankreich iſt augenblicklich nicht eben erbaulich anzuſehn. Es iſt nicht zu ſagen, welchen Blödſinn man pariren muß. Gottlob, daß der Friede endlich dämmert.

* * *

An Auguſt Boelling.

Stuttgart, 18. 4. 71.

— Habe vor allen Dingen Dank für die theilnehmenden Worte, die Du mir bei der Gelegenheit von Wolfgang's Verlobung zurufſt! Sie haben meinem Herzen wohlgethan, und ich hoffe zu Gott, daß Deine guten Wünſche für den braven Jungen in Erfüllung gehn. Wolfgang's Briefe, die jetzt immer in regelmäßiger Folge bei uns eintreffen, ſind fortwährend voll der beſten Nachrichten und zeigen uns ſeine Zufriedenheit mit der Gegenwart wie ſein Vertrauen in die Zukunft. Es ſcheint doch wirklich, als ob der Wille und die Fähigkeit zu arbeiten drüben in Amerika ein weiteres und leichter zu bebauendes Feld finden, als hier in der alten Welt.

Dennoch hab' ich in dieſen letzten Tagen meinem Otto von Amerika

abgerathen. Er wollte, veranlaßt durch eine Bekanntſchaft, die er in Liverpool gemacht hatte, nach Montreal in Canada. Wohlverſtanden: auf gut Glück, ohne vorher ausgemachte Stelle u. ſ. w. Das ging natürlich nicht, vollends bei der gutmüthigen Unerfahrenheit des lieben Bengels, und ich habe ihm darum, milde aber beſtimmt, geſchrieben, daß weder mein Herz noch mein Beutel mir geſtatteten, zwei Söhne in einem Jahre über den Ocean zu entſenden. Er iſt erſt zwanzig Jahre alt, und kann einſtweilen in Liverpool noch genug lernen. Wir haben ihn da doch näher. Ach, lieber Auguſt, bei aller Freude, die Einem das rüſtige Voranſtreben der Burſchen macht, es iſt für die Eltern doch hart, ſie ſo weit in aller Ferne zu haben. Es vergeht keine Nacht, wo ich nicht von ihnen träume. Der Tag mit ſeinen Anforderungen und Beſchäftigungen übertäubt vieles: die Nacht und der Traum ſetzen das Herz wieder in ſeine Rechte ein, und da wandle ich denn herum mit den Jungen, und umarme ſie, und küſſe ſie auf die Stirn, und erwache dann oft mit naſſen Augen und liege ſchlaflos bis zum Morgen. Es iſt eigen: ich habe die beiden Töchter gewiß eben ſo lieb wie die Söhne, aber ich träume weit ſeltener von ihnen, und dann niemals mit der ängſtlichen Zärtlichkeit, wie von den Jungen. Es kommt wohl daher, weil ich ſie in der treuen Obhut ihrer braven Männer weiß, während die Jungen ſich erſt ihr Leben zimmern müſſen und die Mühen und Kämpfe und Verſuchungen des Lebens alle noch vor ſich haben. Führe Gott ſie glücklich hindurch! Sie ſind tapfer und brav, das iſt mein Troſt. —

* * *

An Karl Stumpf.

[Erſter Teil des Briefes gedruckt.]

Stuttgart, Mitte März 1871.

P. P.

Von einer mehrmonatlichen Reiſe ſoeben heimgekehrt, finde ich auf meinem Schreibtiſche eine ſolche Menge während meiner Abweſenheit eingelaufener Briefe und anderer Zeichen freundlichen Gedenkens vor, daß es mir bei'm beſten Willen unmöglich iſt, Alles ſo raſch und ſo ausführlich zu erledigen, als es mir ſonſt angenehme Pflicht ſein würde. Ich muß darum meine Freunde, auch ſolche, denen ich noch aus früherer Zeit Briefe ſchulde (namentlich in der Aufregung der Kriegsmonate iſt manches an mich gerichtete wohlwollende Wort unerwidert geblieben), für mein ſeitheriges Schweigen nicht nur, ſondern auch für die durch die Umſtände gebotene Kürze meiner endlichen Antwort angelegentlich und vertrauensvoll um Nachſicht bitten.

Ferdinand Freiligrath.

Lieber Freund,

24. 4. 71.

Endlich komme ich auch dazu, Dir mein Verſprechen zu löſen und Dir beikommend ein Exemplar meiner „Geſammelten Dichtungen“ zu überreichen. Nimm die Bücher freundlich an, und laß' Dich gern an alte Zeiten durch ſie erinnern. Ich freue mich, daß ich jetzt ſo ziemlich Alles unter Dach und Fach habe. Viel, was überhaupt verdiente erhalten zu werden, wird jetzt nicht fehlen. Du meinteſt zwar, im Soeſter Wochenblatt von Anno 30, und um die Zeit, ſtände noch das Eine oder Andere, ich denke aber doch, daß das erſt noch auf eine ſtrenge Prüfung ankäme. Die meiſten der Sachen werden auch nur ein lokales Intereſſe haben. Doch wird's mich freuen, ſie gelegentlich einmal durchſehen zu können.

* * *

An Auguſt Boelling.

Stuttgart, 10. Juni 1871.

Vor allen Dingen meine herzlichſten Glückwünſche zu Deinem morgenden Geburtstage! Ich hoffe, Du verlebſt ihn, trotz Regen, Froſt und alledem, geſund und vergnügt im Kreiſe Deiner Verwandten und Freunde an den ſchönen Ufern der Ahr. Und möge er Dir noch oft wiederkehren, — möge Dir die Sonne noch oft hell und heiter an ihm aufgehen, ſei es über dem Kegel der Landskrone oder zu Haus über den lieben Bergen unſrer alten Wupper! Wie die Zeit fliegt! Es ſind jetzt ſchon zwei- oder dreiunddreißig Jahre, daß wir den Tag damals ſo luſtig in Deinem Hauſe feierten! Dreiunddreißig Jahre! Viel, viel hat ſich ſeitdem begeben, — für uns perſönlich, und für die Welt! Gottlob, daß wir den Kopf noch immer hochhalten, wie grau er auch (wenigſtens der meinige) geworden iſt! Und daß wir uns dieſelben geblieben ſind, die wir uns damals waren! Dabei ſoll es bleiben! Glückauf! Nur unerſchrocken weiter hinein in die Jahrzehnte! Was gilt's, wir bringen es noch fertig, den Antritt des neuen Jahrhunderts mit einander zu feiern! —

Das Hurrah Germania! iſt wirklich zum geflügelten Worte geworden. Componirt worden iſt das Lied, ſo viel ich weiß, an die 30 bis 40 mal, (erſt kürzlich wurde mir eine Compoſition, natürlich von einem deutſchen Künſtler herrührend, aus San Jago in Chili eingeſandt), — in Frankfurt iſt ein ſchönes Kunſtblatt danach erſchienen, und als ich jüngſt hier über den Jahrmarkt ging, hingen in x Buden baumwollene Taſchentücher mit „Hurrah Germania“ und einer darunter gedruckten kriegeriſchen Gruppe flatternd im Winde. Deſſelbigen gleichen hab' ich die Worte in Schaufenſtern auf Stickereien geſehen u. ſ. w. u. ſ. w. — Es macht Einem doch Freude. —

An Theodor Eichmann.

Stuttgart, 20. Juni 1871.

Herzlichſten Dank für Deine und der lieben Deinigen treue Glückwünſche zu meinem Geburtstage! Wir tragen nachgerade eine ſchöne Laſt von Jahren auf dem Buckel, lieber Freund, und müſſen uns zuſammennehmen, daß wir an unſern Geburtstagen nicht eher melancholiſch werden, als uns freuen. Nun, die alten Knochen werden ja wohl noch eine Zeitlang zuſammenhalten, Dir wie mir! Mit Auguſt Boelling, dem ich kürzlich zum 11. Juni nach Neuenahr gratulirte, hab' ich ausgemacht, daß wir noch den Antritt des 20ten Jahrhunderts mit einander erleben wollen, — wozu ich nunmehr auch Dich und Koeſter freundlich einlade. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß uns die Barmer Concordia bei der Gelegenheit ein Feſteſſen gibt, bei dem natürlich als jüngſter Altersgenoſſe unſer Laudon den Vorſitz haben wird, während ſolche, dann 70 und 80jährige, Knäbchen wie z. E. Rittershaus uns beſcheidentlich aufwarten und auf der Schalmei etwas vorblaſen müſſen. Es wird ein heiterer Tag werden, auf den wir uns ſchon jetzt freuen wollen.

Die Feier meines Geburtstages war übrigens, wie immer, ſo auch dies Jahr, eine ganz ſtille im Kreiſe der Familie. Die Anweſenheit Percy's und Maria's erhöhten die Feſtfreude natürlich ſehr. Nachmittags fuhren wir durch den Wildpark auf die Solitüde, und genoſſen dort Bergluft, Kaffee, und ſchöne Ausſicht in vollen Zügen.

Geſtern Abend empfing ich nun auch noch Deinen Brief vom 18. mit heitern Erinnerungen an unſere Spritzfahrt vor vier Jahren nach Sheffield, Cheſter und Penman Mawr! Gewiß war es ſchön da, und ich möchte wohl einmal wieder von jenen Hängen mit Dir auf die See herabſchauen! Ich würde die Sache jetzt beſſer genießen als damals. Denn ich bin friſcher und kräftiger, als zu jener Zeit, wo das vieljährige Sitzleben mich etwas kletterfaul gemacht hatte. Jetzt geht das Alles beſſer. Ich war im vorigen Jahre an Einem Tage auf dem Hohenſtaufen und dem Hohenrechberg, und marſchirte dann, von Göppingen zu Fuß gekommen, noch weiter zu Fuß bis Gmünd. Du ſollteſt eigentlich auch nach Herrenalb kommen und Dich im Bergſteigen mit mir verſuchen. „Der Schwarzwald ſteht voll finſtrer Tannen" (ſagt Freiligrath), und es iſt auch ſonſt ſchön und lieblich da. Alſo, Freund und Greis und demnächſt Hundertjähriger, ſchnüre Dein Bündel und trabe rheinaufwärts!

* * *

An Wilhelm Vollmer.

Herrenalb, 8. Juli 1871.

Habe herzlichen Dank für Dein willkommenes Briefchen. Du biſt

freilich ein fauler Beſucher und läſſeſt Dich nur gar zu ſelten bei uns ſehen. Doch ſoll Dir vergeben ſein, wenn Du Dich nächſtens Walesrode anſchließen und in ſeiner Geſellſchaft gen Herrenalb pilgern willſt. Ich will nicht ſagen, daß Du es barfuß oder (wenn in Schuhen) mit Erbſen darin thun ſollſt (obſchon das nur recht und billig wäre!), aber barhäuptig, in der Julihitze, und bepackt mit einigen Centnern Wurſt und neuſter, belletriſtiſcher Makulatur, dürfteſt Du den Weg als frommer Büßer immerhin ſchon zurücklegen. Dazu ſei hiemit freundlich, aber ernſt, angehalten! Ich hoffe Dich eheſtens den Weg von Frauenalb herankeuchen zu ſehn!

Und nun auch noch ſchönſten Dank für Deine gütige Bereitwilligkeit, Dich des „Waldheiligthums“ ſchützend annehmen zu wollen! Eigentlich war nur von einer empfehlenden Buchhändleranzeige die Rede; wenn Du, außer einer ſolchen, Dich aber auch zu einer Beſprechung (etwa in der Allgemeinen Zeitung) veranlaßt finden könnteſt, ſo würden wir Dir natürlich doppelt verbunden ſein. Für dieſe Beſprechung würde ich Dir freilich die gewünſchten literarhiſtoriſchen Notizen erſt nach meiner Rückkehr (in einigen Wochen) geben können: — für die Annonce dagegen genügt wohl ſchon eine kurze Hinweiſung, daß die Dichterin (1835 in einem Alter von ungefähr 40 Jahren geſtorben) auch heute noch für eine der erſten Poetinnen Englands gilt, — daß ſie, zu einer Zeit, als Byron, Scott und Moore den britiſchen Parnaß beherrſchten, ſich eine glänzende Stellung zweiten Ranges zu erobern verſtand, — daß das „Wald-Heiligthum“ (The Forest Sanctuary) für eine ihrer vollendetſten Schöpfungen gehalten wird, — und daß Bulwer, im „Pelham“, ſich begeiſtert zum Lobe des Gedichts vernehmen läßt. Auch dürfte zu erwähnen ſein, daß Johannes Scherr, in ſeiner Geſchichte der engliſchen Literatur ſowohl, wie in ſeiner allgemeinen Literaturgeſchichte, das „Waldheiligthum“ eine Perle der engliſchen Dichtung nennt.

Meine Ueberſetzung datirt aus den erſten vierziger Jahren, und ich bin der Cotta'ſchen Buchhandlung ſehr dankbar, daß ſie eine Miniaturausgabe davon freundlich hat veranſtalten wollen. Die Ueberſetzung erſchien zuerſt im Jahr 1846 in den von Cotta verlegten „Gedichten aus dem Engliſchen von F. F.“ Sehr würde mich's freuen, wenn Du, und wenn andre competente Kunſtrichter dieſen Verſuch der Neubelebung einer zur Zeit ihres erſten Erſcheinens ziemlich unbeachtet gebliebenen Arbeit gerechtfertigt finden würden.

NB. (für Dich, nicht für's Publikum): — bei allem Reſpekt vor den liebenswürdigen Eigenſchaften der Dichterin, iſt mir die Poeſie der Hemans gegenwärtig doch ein wenig gar zu weich und weiblich. Dazumal hab' ich ihre Verſe gern verdollmetſcht: jetzt, als gehärteter Greis, würde ich mich ſchwerlich dazu haben entſchließen können. Es hat eben alles ſeine Zeit. —

An Julius Wolff.

Stuttgart, 22. Nov. 1871.

Mein lieber und verehrter Freund,

Vergeben Sie mir, ich bitte herzlich, die unfreiwillige Verspätung meiner Antwort auf Ihren lieben und willkommenen Brief vom vorigen Monat! Eine Menge verschiedener Störungen und Abhaltungen, die letzte ein Umzug mit all seiner Unruhe, Unordnung und Verwirrung, hat mich eben in meiner Correspondenz sehr zurückgebracht, und ich muß, wie an die Nachsicht vieler anderer Freunde, so auch an die Ihrige appelliren.

Zuerst denn meine herzlichsten Glückwünsche zu Krieg und Sieg, und ruhmgekrönter Heimkehr mit dem eisernen Kreuze! Ich bin Ihnen auf Ihren Zügen, soweit mir dieselben durch Ihre Gedichte in „Schutz und Trutz" und durch jenen Brief aus Montereau noch während des Krieges bekannt wurden, mit liebevoller Theilnahme gefolgt und freue mich, Sie jetzt Ihrer Familie und einer Ihren Wünschen entsprechenden bürgerlichen Stellung wiedergegeben zu sehen.

Richtig bei mir angekommen, und zwar zu Herrenalb im schönen Schwarzwald, ist Ihre schöne Sendung: „Aus dem Felde". Das frische kleine Buch hat mir große Freude gemacht, und ich sage Ihnen von Herzen Dank dafür. Ihre Lieder sind erlebt, sind aus eigener Anschauung und eigenem Antheil an den Ereignissen des gewaltigen Jahres 70 hervorgegangen, und das ist's, was ihnen in dem Schwall von Kriegsliedern der jüngsten Zeit eine eigenthümliche Stellung und einen eigenthümlichen Werth giebt, abgesehen von dem poetischen Hauche, der sie durchweht, und ihrer sonstigen Liebenswürdigkeit. Nur Eins der Gedichte wünschte ich nicht in dem Büchlein, wie schon früher in „Schutz und Trutz", gefunden zu haben: das „Im Walde von Fontainebleau". Ich begreife wirklich nicht, wie Sie humaner Mensch und Dichter zu dem Liede oder eigentlich zu seinem (ich rede offen heraus!) widerlichen und abscheulichen Schlusse gekommen sind. Das Gedicht fängt so hübsch an; der Postillon, der durch den französischen Wald fährt und bläst, als wär' er daheim im Thüringer Walde, ist so keck und wacker auf's Papier geworfen; dann der Ueberfall, die Plünderung, die Ankunft der rächenden Deutschen, — das Alles ist so hübsch und lebendig und anmuthig, daß es Einem in der Seele weh thut, so frische Bilder durch ein Hängen en masse zum Abschluß gebracht zu sehen. Sie werden mir entgegenhalten, ich Stubenhocker verstände den Teufel davon, à la guerre comme à la guerre, mit Francstireurs ließe sich nur vermittelst des Stranges fertig werden. Mag Alles sein, ich will darüber nicht mit Ihnen streiten, (*Schill* und Lützow und Andreas Hofer und die spanischen Guerrillas waren

freilich eben auch nur „Francstireurs"), — aber den Strang und die Nothwendigkeit zugegeben, daß „unsere Jungens" die Henker machen mußten, — zum Gegenstand eines frohlockenden Gedichtes soll eine solche entsetzliche Nothwendigkeit nicht gemacht werden. Der Poet soll sich nicht schmunzelnd dazu die Hände reiben, soll die armen Gerichteten (Jeder der Sohn einer Mutter!) nicht seelenvergnügt mit Krammetsvögeln in der Schlinge vergleichen! Bitter, bitter beklagen soll er die durch den Krieg gebotene Grausamkeit und, wenn er nicht ganz und gar schweigen will, nur in solchem Sinne seine Stimme erheben „im Walde von Fontainebleau!" Ueber den Patriotismus die Menschlichkeit! Bitte, ändern Sie für künftige Auflagen den Schluß des Gedichts, oder unterdrücken Sie's ganz! Sie sind ja ein lieber guter Mensch und haben ja selbst beim Requiriren dann und wann eine Kuh sich losreißen und in's Dorf zurücktraben lassen. Der Teufel hat Sie geritten, daß Sie, und mit Behagen, uns die armen Gehenkten zeigen mußten! Nun, nichts für ungut! Wenn ich Sie nicht gern hätte, läse ich Ihnen nicht den Text.

Und nun schönsten Dank für Ihr schönes Bild, welches mir zu meiner Freude zeigt, daß Sie frisch und heil und freudig dreinschauend „in's Leben, in die Menschlichkeit" heimgekehrt sind.

Von mir kann ich Ihnen nicht viel berichten. Ich lebe mit meiner Frau still vor mich hin, dann und wann kommt das eine oder andere unserer Kinder zu längerem oder kürzerem Besuch (eben jetzt ist mein zweiter Sohn Otto bei uns) und nachdem ich voriges Jahr meine Verse in einer 6bändigen Gesammtausgabe zusammengestellt habe (die, beiläufig, trotz des Krieges ihren Weg gemacht hat, und bereits vor 4 bis 6 Wochen in starker zweiter Stereotypauflage versandt wurde), denke ich jetzt daran, meine Lebenserinnerungen niederzuschreiben. Ich muß sehen, ob ich die Ruhe und Sammlung, die dazu nöthig sind, gewinnen werde. Von dem englischen Freiligrath meiner Tochter ist soeben auch eine zweite, mit meinen 70er Kriegsliedern vermehrte Auflage bei Tauchnitz erschienen. — —

Wenn Sie wieder nach Corvey schreiben, so richten Sie, bitte, einen freundlichen Gruß von mir aus.

Mit treuem Handschlag herzlich ergeben der Ihrige

F. Freiligrath.

P. S. Noch Eins: Der Magistrat in Detmold hat mir kürzlich offiziell mitgetheilt, daß eine neue Detmolder-Straße mit dem Namen „Freiligrathstraße" belegt worden ist. Die Sache macht mir wirklich große Freude und wird auch Sie, der Sie damals (via Scheerenkrug) mit in Detmold waren, interessiren.

An Karl Buchners Kinder.

Stuttgart, 26. April 1872.

Liebe Kinder meines verewigten Freundes,

Soeben empfange ich Ihre Trauerbotschaft. Sie erschüttert mich tief, tief! Ich drücke Ihnen Allen treu und warm die Hand und spreche Ihnen, für mich und für meine Frau, aus vollem Herzen die wärmste und freundschaftlichste Theilnahme an Ihrem unersetzlichen Verluste aus.

Mein Schmerz um Ihren guten Vater ist ein tiefer und großer. Und er ist um so bitterer, als sich ihm ein Vorwurf beimischt. Seit Monaten liegt der letzte Brief des Geschiedenen, vom 5. Febr. 1871, neben mir auf dem Schreibtische. Ich wollte ihn täglich beantworten, ich las ihn erst ganz vor Kurzem zu dem Ende wieder durch, — aber ich bin, o wie lange schon, der trägste und unregelmäßigste aller Briefschreiber, und nun ist der geliebte Freund dahingegangen, ohne daß ich ihm noch ein letztes, treues Wort zugerufen habe. Ich dachte nicht an die Möglichkeit eines so nahen Scheidens, — und trage nun doppelt Leid!

Wenn Sie den theuren Vater, heut Nachmittag oder morgen in der Frühe, dem Schooße der Frühlingserde anvertrauen, so glauben Sie, daß auch ich im Geiste neben Ihnen stehe und einen Segen und ein stilles Fahrwohl in die Gruft hinabrufe. Ich werde nie aufhören, Ihres Vaters in Liebe und Treue zu gedenken. Wie oft erinnern wir uns, meine Frau und ich, jener schönen Zeit vor dreißig Jahren, als Sie alle noch klein, und wir durch die Güte Ihrer Eltern so oft Zeugen des häuslichen Glückes der Familie Buchner waren. Das ist und bleibt unvergessen!

Gott mit Ihnen, liebe Kinder unsrer theuren Freunde Buchner!
Trost und Friede und Beruhigung Ihrem gerechten Schmerze!

Für immer in treuer Freundschaft

von Herzen der Ihrige
F. Freiligrath.

* * *

An Ignaz Hub.

Stuttgart, 20. Sept. 72.

Lieber alter Freund,

Was ist denn aus Dir geworden? Du ließest mich vor einigen Monaten hoffen, daß ein Ausflug in den Schwarzwald Dich auch nach Stuttgart führen würde, und nun „ziehn die Schwalben heimwärts", und Du bist und bleibst stumm und unsichtbar. Ist denn jetzt vielleicht noch Aussicht, Dich *hier* zu begrüßen? Laß' mich doch mit einer Zeile wissen, wie Du's den

Sommer hindurch getrieben haſt, und was für Plane Du für den Reſt der Jahreszeit, für die „ſanften Tage", hegſt?

Der Sommer iſt für mich ein ziemlich bewegter geweſen. Ich war zweimal am Rheine (einmal bis Wiesbaden, das anderemal bis Coblenz), und ließ mich hernach durch meine Töchter und meinen Schwiegerſohn Kroeker ſogar zu einer kleinen Schweizerreiſe verführen. Hoffentlich haſt Du nicht vergebens an meine Thüre geklopft, während ich die Via mala mit dem Schweiße meines Angeſichts beträufelte, oder vom Grütli aus den See „lächeln" und „zum Bade laden" ſah.

Nach der Schweizerreiſe blieben die Kinder, zu unſerer großen Freude und Erquickung, noch einige Wochen bei uns, — es waren froh bewegte Tage. Jetzt ſind wir beiden Alten wieder einſam für uns. Nur unſer zweiter Sohn Otto, zur Zeit Einjährig-Freiwilliger im hieſigen Garde-Grenadier-Regiment, wird den Winter über noch bei uns ſein. Es iſt der Einzige meiner Söhne, der in Deutſchland geboren iſt, und da er geſund und kräftig iſt, ſo ließ ſich, nachdem ich jetzt ſchon wieder 4 Jahre in Deutſchland geweilt habe, ſeine Heerpflichtigkeit leider nicht umgehen.

Wolfgang, mein Aelteſter, weilt jetzt im fernen amerikaniſchen Weſten, im Staate Minneſota, und treibt ſich mit Hund und Pferd und Revolver auf der Prairie herum. Er hat ſich eben als Pelz- und Häutehändler in der Anſiedelung St. Peter etablirt, und hofft im nächſten Jahre ſeine Verlobte aus England nachzuholen.

Percy, unſer eben 20 gewordenes Neſthäkchen (beiläufig ein langer Menſch von ſechs Fuß engliſch) war dieſen Sommer auch in Amerika und hat den älteren Bruder, der damals noch in den öſtlichen Staaten ſich aufhielt, zu New-York begrüßt. Er hatte nicht die Abſicht, in Amerika zu bleiben, ſondern war nur mit einer ſpeciellen Miſſion ſeines Hauſes (er hat eine kaufmänniſche Stellung zu Antwerpen) hinübergeſchickt worden. Trotz ſeiner großen Jugend! Er iſt eben ein ſehr tüchtiger, braver und dabei gewandter Menſch. Jetzt iſt er, nach ſeinem jüngſten Briefe, wohl ſchon auf der Rückreiſe. Er hat auch Longfellow mit meinen Grüßen beſucht.

Gott führe und ſchütze mir die Buben ferner! Wie oft, Nachts und am Tage, fliegen meine Gedanken und Wünſche zu ihnen hinüber in die Prairie und den Urwald und auf's Meer! —

* * *

An Karl Stumpf.

Stuttgart, 30. Sept. 72.

— Daß meine gute zweite Mutter im Januar d. J. geſtorben iſt, haſt Du vielleicht erfahren. Ich war zu ihrem Begräbniß nach Soeſt, habe

mich aber auf der Hinreiſe nur eine Nacht, und auf der Rückreiſe gar nicht in Cöln aufgehalten. Ich war, nach allen empfangenen traurigen Eindrücken, nicht in der Stimmung dazu.

So gehn die Menſchen und ſo geht das Leben dahin. Nachgerade tritt das Alter auch an uns heran, lieber Stumpf. Wir wollen uns aber wehren, ſo lange es geht. Meine Schweſtern (jetzt beide in Soeſt) ſind ſeit einiger Zeit leider auch ſehr kränklich. Der Tod der Mutter und deren vorausgehende lange Krankheit hat auch die Geſundheit ihrer treuen Pflegerinnen arg erſchüttert.

* * *

An Hermann Kindt.

[Stuttgart, Anfang October 1872.]

— Herzlich freut es mich, daß Sie fortfahren, an meinem Bret Harte theilzunehmen. Ich ſage „meinem", denn ich nehme wirklich das Verdienſt in Anſpruch, den originellen Mann bei uns eingeführt, und die Augen des Publikums auf ihn und ſeine Dichtung gelenkt zu haben. Die Rheiniſche Zeitung brachte unlängſt zwei ſeiner Proſaſkizzen in nur mittelmäßiger Ueberſetzung, und jetzt kündigt auch Tauchnitz im Buchhändler-Börſenblatte an, daß er dieſen „jetzt populärſten amerikaniſchen Dichter" ſeiner Collection einverleiben werde. Beides Reſultate, wenn mich nicht alles täuſcht, meines dreiſten Vorgehens! Denn Bret Harte iſt bei uns „nicht jedwedem genießbar"; er iſt zu eigenthümlich, um allen gefallen zu können, und es gehört darum ſchon eine Art von Kühnheit dazu, als ſein Apoſtel aufzutreten. Allein ſeine in raſcher Folge uns gegebenen Skizzen, Erzählungen, Gedichte ſind bald durch kecken Humor unwiderſtehlich hinreißende, bald durch einfaches aber nicht minder wirkſames Pathos tief ergreifende Schöpfungen; Seelengemälde von überraſchender Feinheit und Schärfe; Charakterbilder, wie nur ein Dichter ſie zu entwerfen im Stande iſt. Ich arbeite nun in der Stille weiter und hoffe zunächſt mit einer Auswahl Bret Harte'ſcher Gedichte in einem beſondern Bändchen hervorzutreten. Meine Ueberſetzung von „Dickens in Camp", deren Verluſt Sie beklagen, erfolgt hiebei. Die dieſes Gedicht betreffende Stelle in Forſter's Life of Dickens iſt mir ebenfalls nicht entgangen, und ich las ſie mit doppeltem Vergnügen, als ich erſt darauf ſtieß, nachdem ich die herzigen Strophen Bret Harte's überſetzt hatte. Die Stelle war mir eine willkommene Beſtätigung meines eigenen Urtheils. Wie ich aus Ihrem Briefe zu ſchließen glaube, leſen Sie die „Gegenwart" nicht regelmäßig, und mein Verſuch einer Charakteriſtik des „Goldgräbers" iſt *Ihnen* vielleicht fremd geblieben. Ich möchte aber gern, daß Sie ſie kennten,

und ſchicke Ihnen darum heute die betreffende Nummer, mit noch ein paar andern Blättern, unter beſonderem Kreuzband. Dank auch für Ihre Notizen über Bret Harte, die mir freilich nicht alle neu waren, da ich kürzlich durch eine junge Dame aus Boſton, Miß Charlotte Dana, Tochter des Verfaſſers von Two Years before te Mast, Enkelin des Dichters von The Dying Raven, mancherlei über Bret Harte und ſeine Ueberſiedelung in die öſtlichen Staaten gehört hatte. Die Revue des deux Mondes ſehe ich nur ab und zu, und der von Ihnen erwähnte Artikel darin über Walt Whitman iſt mir entgangen. Man ſagte mir jüngſt auch, daß ein Artikel über Bret Harte darin geſtanden habe. Iſt dem wirklich ſo, oder hat mein Berichterſtatter die beiden Poeten mit einander verwechſelt?

Joaquin Miller war mir durch ſeine „Songs of the Sierras“ bereits bekannt. Er iſt ein großes Talent. Gluthvolle farbenſprühende Bilder wildbewegten Abenteurerlebens in Urwald und Steppen, — darin iſt er ſtark, das iſt ſeine Specialität. Wilde Fahrten und wilde Herzen, er verſteht ſie beide zu ſchildern. Iſt übrigens nicht ſelten kraß und outrirt, wo er einfach powerful ſein könnte. Aber, wie geſagt, ein großes Talent, vor dem man Reſpect haben muß! Eine Buchhandlung forderte mich jüngſt auf, die Songs of the Sierras für ſie zu überſetzen; ich habe aber abgelehnt, weil ich ohnehin, mit Bret Harte und anderem beſchäftigt, nicht ganz und gar in Überſetzen aufgehen mag und vor allen Dingen, weil ich dergleichen nicht auf Beſtellung machen kann. —

* * *

An Hermann Kindt.

[Spätjahr 1872.]

— Joaquin Miller iſt gewiß ein höchſt talentvoller Dichter, das beweiſen wieder die vom Overland Monthly mitgetheilten Proben aus „the Isles of the Amazons.“ Daß dennoch etwas Ungeſundes in ſeinem Weſen iſt, beweiſt der Bericht über die gar wunderliche Vorleſung ſeiner von ihm verlaſſenen Frau. Welche Thorheit, welche Unnatur — in ihm wie in ihr! Genialität à tout prix! Als ob die größte Genialität nicht mit der größten Einfachheit und dem ſchlichteſten Lebenswandel Hand in Hand gehen könnte! Nicht jeder geniale Dichter braucht im Leben ein Lord Byron zu ſein! Es iſt in der That mehr zum Weinen als zum Lachen, wenn man dieſe arme Mrs. Minnie Miller über ihr durch den genialen Herrn Gemahl zerſtörtes Lebensglück auf öffentlicher Platform peroriren und den Mann noch dazu rechtfertigen ſieht. „Joaquin Miller is not my property; he belongs to the world of poetry and letters!“ — All very well, aber er könnte

der Welt gehören und ihr dazu! Es gibt ein Ding, das Pflicht heißt, — auch für den Genius! Bret Harte, höre ich, hat ein ganzes Neſt voll kleiner Kinder, and works hard for them! So iſt's recht! Der Genius vergeſſe nie den Menſchen! —

* * *

An Heinrich Koeſter.

[Stuttgart], 25. 11. 72.

„Mit Briefantworten muß man nolens volens Bankerott machen, und nur unter der Hand dieſen oder jenen Creditor befriedigen," — lautet ein Spruch Goethe's (in ſeinen „Unterhaltungen mit dem Kanzler von Müller"), und ich glaube, daß wir Beide wohl thun, lieber Koeſter, wenn wir uns das weiſe Wort merken, und es unſern Widerſachern und Tablern bei Gelegenheit als demantenen Schild entgegenhalten! Auf Goethe's Autorität uns ſtützend, dürfen wir dann und wann auch ſchon ein wenig drauf los ſchweigen. Wenn ich heute endlich mein längeres Schweigen, Dir gegenüber, breche (einen Brief freilich bin ich Dir gar nicht ſchuldig, aber alte Freunde ſollen einander doch auch ſonſt zuweilen Nachricht geben), ſo veranlaßt mich dazu die Anlage: der über Alles witzige, luſtige, tolle, in jeder Beziehung fürtreffliche dritte Theil des „Fauſt" von unſerm Aeſthetiker Viſcher. Ich beſitze das Büchlein, wie ich jüngſt entdeckte, in zwei Exemplaren, und meine, daß ich mit einem derſelben Niemanden eine größere Freude machen kann, als Dir. Alſo nimm es als freundlichen Gruß freundlich an, und laß' mich nur hoffen, daß Du das heitre Ding noch nicht kennſt! Ich möchte gern der Erſte ſein, der Dich damit bekannt macht. Wer, wenn er's zuerſt lieſt, nicht vor Lachen vom Stuhl fällt, der iſt, mit Saraſtro zu reden, nicht werth ein Menſch zu ſein!

Alſo lies, lache, fall' vom Stuhle, und ſei werth ein Menſch zu ſein, lieber Cuſtos! Und geſtehe, daß Dir eine geiſtreichere Verſpottung der Fauſt-Commentatoren noch nicht vorgekommen iſt! Hier und da kriegt freilich auch der alte Herr ſelbſt einen Hieb! Aber immer mit Reſpect und Liebe! Wie ſein eigenes Schlußwort das bezeugt. —

Zuletzt, lieber Heinz, haben wir uns im letzten Januar bei Eichmann geſehen. Und konnten uns damals alle Beide nicht auf den Urheber des geflügelten Wortes vom „getheilten Schmerz" und der „getheilten Freude" beſinnen! O, wir Literaturkenner! Kaum hatte ich, nach Stuttgart zurückgekehrt, meiner Alten von unſern gelehrten Zweifeln erzählt, als ſie mit hellem Lachen ausrief: „Tiedge! Urania!", und ich beſchämt daſtand, wie ein begoſſener Pudel. Wie konnten wir auch nur ſo vernagelt ſein?!

An jenem Abend bei Eichmann bateſt Du mich auch für den jungen

Janſſen (Dorus' Sohn) um etwas, — war es eine Handſchrift, ein Buch, oder was ſonſt, ich erinnere mich nicht mehr, bin aber natürlich gern bereit, dem trefflichen jungen Meiſter mein Wort zu halten, wenn ich nur erſt wieder weiß, worum es ſich handelt. Laß mich dies alſo gelegentlich wiſſen, lieber Koeſter! Es iſt mir nachträglich auf's Herz gefallen, daß Janſſen's Varus (in ſeiner Hermannsſchlacht für das Crefelder Stadthaus) ſich hoch zu Roß den freiwilligen Tod giebt. Oder ſollte mein Gedächtniß mich täuſchen und ich's mir nur einbilden? Möglich! Jedenfalls ſtürzten die Alten ſich als Infanteriſten in ihr Schwert. Was ja auch praktiſcher und bequemer war!

* * *

An Theodor Eichmann.

Stuttgart, 23. 2. 73.

Otto's heftige Erkältung, wovon ich Dir am 17. ſchrieb, ſtellte ſich am folgenden Tage als ein bösartiges Scharlachfieber von entſetzlicher Heftigkeit heraus. Was dagegen geſchehen konnte, iſt geſchehen, — aber mit naſſen Augen muß ich Dir ſchreiben, daß wir kaum noch einen Funken von Hoffnung haben. Ich ſage nicht mehr, aber Du wirſt unſern Jammer ermeſſen. So ein guter, braver, treuer Menſch! Die reinſte, ſeltenſte Herzensgüte! Und erſt 22 Jahr! Das Herz blutet mir, wie ich's ſchreibe.

Ich glaube nicht, daß er uns erhalten bleibt. Es ſteht alles bei Gott, aber ich gebe mich keinen Hoffnungen mehr hin.

Von Deiner und der Theilnahme Deiner lieben Frau halten wir uns überzeugt. Theile doch auch Koeſter mein Leid mit. Ebenſo Elbers und den andern Barmer Freunden, die den Herzensjungen ja alle kannten und liebten.

Ich drücke Dir die Hand, lieber Eichmann! Möge es Dir und den Deinen wohl gehen!

* * *

An Emil Rittershaus.

Stuttgart, 30. März 1873.

Lieber, theurer Freund!

„Sei ſtark", — haſt Du mir in Deinem ſchönen, warmen, tiefempfundenen Troſtliede zugeſungen, aber ich ringe noch immer vergebens nach Faſſung. Der Schlag war ein zu entſetzlicher; weder ich noch meine arme Frau können uns in den Verluſt finden! Der ſchöne, ſchlanke, blühende, und vor Allem der gute, gute, gute Menſch! Dies treue, liebevolle, dankbare Herz! Dies Herz wie Gold und ohne Falſch! Das Muſter eines Sohnes und Bruders und Freundes! Und nun ruht er ſchon vier Wochen in der Frühlingserde,

und morgen ist der 31., wo sein Dienstjahr zu Ende gewesen wäre! Wie hatte er sich auf den Tag gefreut, hatte ihn sogar in seinem Kalender zum voraus mit einem groß geschriebenen „Hurrah!!" freudig angemerkt. Ach, sein Dienstjahr sollte schon eher zu Ende gehn! Er hat einen langen Urlaub erhalten; auf dem Posten, den er draußen im Grünen bezogen hat, wird er nicht abgelöst werden!

An Dir und Deinem Hause hat er sehr gehangen, lieber Rittershaus! Er war so dankbar, jede ihm gewordene Freundlichkeit lebte ihm noch nach Jahren in seinem treuen, kindlichen Herzen. Noch in seinen letzten Tagen nannte er Dich einmal. Der Arzt, um ihn aus seinem steten Deliriren zu wecken, fragte ihn: „Wer bin ich denn? kennen Sie mich nicht?" Darauf gab er zur Antwort: „Sie sind Rittershaus!" fügte dann aber, wie sich besinnend, hinzu! „Sie sehen ihm ähnlich!" Ach, dies ewige, dies entsetzliche Deliriren! Es hat, fast ohne Unterbrechung, die ganzen 14 Tage seines Krankseins gewährt. Dennoch, in all seinen Phantasien, hatte er das Gefühl, daß wir, seine Mutter und ich, ihm liebend nahe waren. Noch wenige Stunden vor seinem Tode rief er mich auf englisch an: „Pa, kiss me!", umarmte und küßte mich dann — o wie innig und herzlich! Dann auf deutsch: „Nun auch die Mama!", und als die ihn nun auch umarmt hatte, rief er laut, ein Lächeln im Blick und mit verklärten Zügen: „Wir sind eine so glückliche Familie!"

Ach, lieber Freund, es bricht mir fast das Herz, Dir diese Erinnerungen niederzuschreiben! Und doch sind sie uns Eltern, bei allem Schmerzlichen, ewig theuer! Und auch ein Trost! Aber froh können wir nicht mehr werden im Leben! Der Riß durch unsre Herzen ist ein zu tiefer!

Eingeschlafen ist er sanft und friedlich. Die letzten Stunden waren ruhig. Und so ruht er denn nun für immer, der liebe, liebe Knabe! Hier habt Ihr sein letztes Bild, lieber Rittershaus und liebe Frau Hedwig! Er hat es noch die Woche vor seiner Erkrankung machen lassen, um uns zum 31. März damit zu überraschen. Wir erfuhren das erst nach seinem Tode. So war er immer bemüht, uns Freude zu machen. Gott segne Dich, Du gutes, reines, frommes Herz!

Ich lege auch eine Gedächtnißkarte bei, wie Käthchen sie, nach englischer Sitte, an seine und unsre englischen Freunde vertheilt hat. „Bright, generous! guileless and affectionate",[1]) — ja, das war er ganz und gar; die trauernde Schwester hätte ihn nicht besser charakterisiren können, als mit den Worten.

Ich hätte Dir noch Viel, Viel zu schreiben, lieber Rittershaus, aber ich

[1]) Fröhlich, edel, ohne Falsch, liebevoll!

fühle mich nicht im Stande dazu. Alſo nur noch meinen und meiner armen Ida herzlichen, innigen Dank für Dein liebes, Dir warm aus dem Herzen gekommenes Trauerlied! Es hat uns tief, tief gerührt und ergriffen, und würde uns für immer zu Deinen treueſten Freunden gemacht haben, wenn wir es nicht ſchon längſt geweſen wären! Ich hatte gehofft, Deinem Gedicht vielleicht auch gedruckt irgendwo zu begegnen, bis jetzt jedoch vergebens.

Die Woche vor Otto's Tode und bis nach dem Begräbniß war unſer lieber Percy, von Antwerpen raſch herübergeeilt, unſre treue Stütze, doch hat ihn Otto leider nicht mehr ſehen dürfen, da der Arzt der Meinung war, die Aufregung des Wiederſehens könne ihm ſchaden. Jetzt iſt unſer liebes Käthchen ſeit 14 Tagen bei uns, und wir gedenken ſie Anfangs nächſter Woche nach England zurückzubegleiten, um uns bei den Kindern und Enkeln ein wenig zu erholen. Beſonders meiner armen Frau thut eine Veränderung ſehr Noth.

Wolfgang, der erſt in den letzten Tagen die Trauerkunde erhalten haben wird (ein Brief nach Minneſota nimmt volle drei Wochen in Anſpruch, beſonders in dieſem härteſten aller amerikaniſchen Winter), will im Mai nach England kommen und Hochzeit machen. Wie hatte Otto ſich auf die Hochzeit gefreut! Und wie ſtill und ernſt wird ſie jetzt gefeiert werden!

Nun Ade, lieber Emil! Der Brief hat mich viele Thränen gekoſtet! Nochmals Dank, Dank, Dank! Wir grüßen und umarmen Dich und Frau Hedwig und die lieben Kinder von ganzem Herzen!

In Loving Remembrance of

OTTO FREILIGRATH,

(Second Son of Ferdinand and Ida Freiligrath),

Who Died at Stuttgart, 1st March, 1873.

Bright, Generous, Guileless, and Affectionate.

Aged 22.

„Fear no more the heat o'the sun,
Nor the furious winter's rages,
Thou thy worldly task hast done,
Home art gone, and ta'en thy wages!"

An Karl Elze.

3, Sunderland Villas,
Foresthill, 30. Juni 73.

Sie müſſen mir vergeben, mein theurer und verehrter Freund, daß ich Ihre lieben Zeilen vom 13. April erſt heute beantworte. Dieſelben fanden mich richtig hier in Käthchens Hauſe: — längeres Unwohlſein jedoch und mancherlei Aufregung ließen und laſſen mich zu nichts Rechtem kommen. Alſo Vergebung, ich bitte herzlich.

Und zugleich die Mittheilung, daß wir vorausſichtlich noch einige Wochen hier bleiben werden und uns ſehr darauf freuen, Sie nach ſo vielen Jahren, und noch dazu auf engliſchem Boden, wiederzuſehen. Zunächſt bleiben wir jedenfalls noch hier; auch nachher wohl noch einige Zeit (wahrſcheinlich in einem Badeort auf der benachbarten Südküſte), obwohl es mich, trotz aller Liebe, die uns tröſtend hier umgiebt, auch wieder ſtark zu meinen Büchern und meinem Arbeitstiſche zurückzieht. Ich komme hier eben zu keiner geregelten Thätigkeit, ich entbehre meinen „Hermeshausrath" und möchte endlich gern wieder Manches aufnehmen, was zunächſt ſo grauſam durch Otto's Krankheit und Tod, und dann, mildernd aber zerſtreuend, durch unſre Reiſe unterbrochen wurde.

* * *

An Marie Melos.

London, Foresthill, 15. Juli 1873.

— Hier haſt Du nun auch mein Gedicht: „Otto zu Wolfgang's Hochzeit". Ich konnte mich lange nicht überwinden, es dem jungen Paare zu geben, und ſie haben es auch wirklich erſt zwei Tage vor ihrer Abreiſe von mir erhalten. Und zwar mit dem Verſprechen, daß ich, wenn Gott uns Allen Leben und Geſundheit ſchenkt, auch noch einmal eine frohere Weiſe für ſie anſtimmen will.

Auch noch ein anderes Gedicht „Rothkäppchen" lege ich bei. Es iſt zu einem der ſchwarzen Blätter von Paul Konewka. Eine Buchhandlung in München giebt eine Sammlung derſelben mit begleitenden Textesworten von Hermann Lingg u. A. heraus, und bat auch mich, eins oder einige der Blätter erläutern zu wollen. Ich ſagte zu, und hatte mir grade vorgenommen, mein Verſprechen zu erfüllen, als unſer armer Otto krank wurde und ſtarb. Nun ſchrieb ich (Ende März) an die Buchhandlung, daß ſie mich von meinem Verſprechen entbinden möge, — ich könne jetzt nicht. Nachdem der Brief fort war, ſah ich mir die geſandten Blätter doch noch einmal an, — und da, bei'm Betrachten eines derſelben: „Rothkäppchen", kamen mir plötzlich,

ungesucht und wie vom Himmel herab, die beiliegenden Verse, die ich der Buchhandlung dann gleich noch zuschickte, und die jetzt wahrscheinlich schon in einer neuen Lieferung des Werks gestanden haben.

* * *

An Karl Elze.

Walton on the Naze, 8. 8. 73.

Lieber Freund,

Wiederholt den herzlichsten Dank! Die von Moore selbst, in der Longman'schen Gesammtausgabe von 1840, gegebene Fassung ist jedenfalls die richtige und vom Uebersetzer einzig zu berücksichtigende. Die Frage ist nur: soll ich den früher durch Zufall ausgefallenen Vers[1]) jetzt noch, nach gewonnener besserer Einsicht, in meine Uebersetzung hineinflicken? Cotta druckt eben wieder, in verschiedenen Ausgaben, 4000 Exemplare meiner „Gedichte", und da hätte ich ja gleich Gelegenheit, den Flüchtling endlich einzufangen. Wichtig ist die Sache freilich nicht, und mich dünkt fast: hat der Vers bis jetzt in 41,000 Abdrücken meiner Uebersetzung gefehlt, so mag er in Gottes Namen auch noch in 4000 weiteren fehlen. Was hältst Du davon? — —

Eben erhalte ich wieder einen Stoß Revisionsbogen von Cotta. Auf den ersten Blick fällt mir ein hübscher Druckfehler in die Augen. Statt:

„Zuerst ein Neger mit gestickter Fahn',"

steht da:

„Zuerst ein Neger mit geflickter Fahn'!"

Auch nicht übel![2])

* * *

An Wilhelm Vollmer.

Grosvenor House,
Walton on the Naze, Essex,
Aug. 19. 1873.

Verehrter theurer Freund,

Dein lieber, herzlicher, ausführlicher Brief vom 1. Juli hat mir eine größere Freude gemacht, als ich Dir sagen kann. Und dennoch habe ich Dir

[1]) Durch einen Fehler in der von ihm benutzten Ausgabe der Gedichte Th. Moore's hatte Freiligrath in der Übersetzung von: Hark, the vesper hymn is stealing die vierte Zeile der ersten Strophe ausgelassen.

[2]) Aus der Landrinette. Ein anderer Druckfehler, der dem gewissenhaften Dichter damals schweren Kummer machte, befindet sich in Miss Thackeray's Old Kensington 1873, wo das Motto zu Kapitel VIII. lautet:

Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Wo du am Graben stehst und klagst.

noch nicht dafür gedankt! Das liegt eben nur daran, daß ich seit Monaten eigentlich nur noch „Schlafgänger" bin, und nirgendwo eine rechte Schreibstätte habe. Dazu kommt hier am äußersten Meere auch noch der Dintenjammer (nur für die Sandler ist durch den „Sand am Meere" gesorgt) und die Beredsamkeit und das Schnarchen der Nebenmenschen in den anstoßenden Räumen der leicht gebauten Caravanserai. Es ist wirklich oft zum Verzweifeln, und ich will Gott danken, wenn ich erst wieder an meinem Schreibtische in der Ulrichstraße sitze. Einstweilen aber, nicht wahr, vergiebst Du der Verspätung dieses Briefchens nicht nur, sondern übst auch Nachsicht, wenn es kürzer ausfallen sollte als billig.

Habe nun vor allen Dingen den herzlichsten Dank für Deine verschiedenen freundlichen und launigen Mittheilungen, die sämmtlich von großem Interesse für mich waren, und die, zum Theil im Familienkreise vorgelesen, ringsum mit Jubel begrüßt wurden.

Auerbach, — „Mannesseele", — Wolff, — Eulenspiegel, — Hartmann's Werke, — Stuttgarter Hitze, — Uhlandsfeier: Alles dankbar mir bemerkt, resp. genossen!

Nun ist denn der Sommer bald zu Ende, und mit ihm wird die ärgste Stuttgarter Hitze vor und nach verbrodelt sein. So denken denn auch wir endlich allen Ernstes an unsere Rückkehr nach Schwaben, und hoffen in ungefähr 14 Tagen, in der ersten Septemberwoche, wieder dort einzutreffen. Die letzten 5 Wochen haben wir hier zu Walton verlebt, einem ruhigen kleinen Seebade unfern Harwich, wo wir, von Töchtern und Enkeln umgeben, See und Sand und Sonne in reichem Maße genossen haben. So ein Bad im Meere, Welle auf Welle Dir über den Kopf schießend, ist doch etwas Herrliches. Wie oft habe ich Dich, den enthusiastischen Wasserfreund, hergewünscht in die Brandung. Meine beiden Enkel plätschern halb nackt den ganzen Tag drin herum. Besonders der Jüngste, Siegfried, ist die geborene Wasserratte. Nichts am Leibe als ein wollenes bis an die Knie reichendes Hemdchen, sein Eimerchen in der Hand, jagt er sich mit den Wellen herum. Es ist eine Freude, den Burschen anzusehen. Uebermorgen gehn wir nun von hier fort. Dann noch eine Woche in London, und dann zurück nach Stuttgart. Ich freue mich recht darauf, Dich und Euch Alle wiederzusehen. Möge ich Euch frisch und heitern Muthes begrüßen!

Und nun auch herzinnigen Dank, lieber Freund, für Dein warmes Wort über mein Gedicht! Ich freue mich, daß es Dir zum Herzen gesprochen hat. Aber ich kann nicht darüber reden. Vorgestern vor 8 Tagen, am 10. August, würde Otto 23 Jahre alt geworden sein! —

* * *

An Emanuel Geibel.

Stuttgart, 17. Oct. 73.

Erſchrick nicht, lieber alter Emanuel! „Briefliche Herzensergießungen" ſind auch meine Sache nicht, aber einen kurzen, warmen Gruß darf ich, und wirſt Du mir ja wohl geſtatten. Es drängt mich längſt, Dir wieder einmal ein treues Wort zuzurufen. Möge es ſich denn endlich heute aufmachen, um morgen in den allgemeinen frohen Chor mit einzuſtimmen, der Dich umjubeln wird. Glück auf zum 18. October, mein Emanuel! „Many happy returns of the day!" wie man's ſich in England mit ſchlichten Worten zuwünſcht, — und ein heiterer ſonniger Lebensabend! — und noch mancher friſche Lorbeerkranz zu den wohl erworbenen alten! Alles, Alles ſei Dir in vollem Maße beſchieden!

Ich wollte, wir könnten eine Stunde Auge in Auge mit einander plaudern, lieber Freund! Wir würden uns viel zu ſagen haben! Die Welt iſt eine andere geworden, und wir ſelbſt, — o, wie viel Leid und Freud iſt über uns hingegangen, ſeit wir zuletzt von einander hörten!

Du lebſt, wie man mir ſagte, einſam und zurückgezogen, aber von Liebe und Freundſchaft traut umgeben, in Deinem alten Lübeck. Deine Tochter iſt glücklich verheirathet, — vielleicht wiegſt Du ſchon ein Enkelchen auf den Knien. Kannſt Du's nicht über Dich gewinnen, mir gelegentlich das Eine oder Andere über Dich und Dein Leben mitzutheilen? Ich würde Dir recht von Herzen dankbar dafür ſein.

Mir und meiner armen Frau hat Gott Schweres auferlegt in unſern alten Tagen. Wir können den Tod unſres geliebten Otto nicht verſchmerzen, wir weinen noch täglich die bitterſten Thränen um ihn. Wir waren, um Troſt und Faſſung zu ſuchen, das Frühjahr und den Sommer hindurch bei unſern Kindern und Enkeln in England; während der Zeit kam auch Wolfgang aus Amerika herüber, um mit der ihm verlobten jungen Engländerin Hochzeit zu machen; auch Percy, unſer Jüngſter, kam ab und zu nach London. Die letzten 5 Wochen brachten wir in einem kleinen Seebade unweit Harwich zu. Da lagerten wir uns, von früh bis ſpät, in den Sand am Meere, und freuten uns der Beherztheit, mit der die Enkelbuben in der Brandung herumtanzten. Seit Anfang September's ſind wir wieder hier. Einſam, einſam, einſam in den Räumen, in denen ſo unſägliches Weh über uns kommen mußte. —

Aber ich gerathe, trotz aller guten Vorſätze, in's Plaudern! Vergieb, lieber Emanuel! Ich drücke Dir die Hand ebenſo warm und ſo innig, wie zuletzt vor dreißig Jahren!

* * *

An Jakob Felsing.

Stuttgart, 9. Jan. 74.

Lieber alter Freund,

Täglich habe ich Deinen hochwillkommnen Brief vom 16. Nov. v. J. beantworten wollen, und doch geschieht es erst heute! Vergieb, ich bitte herzlich, meinem langen Säumen! Ich habe mancherlei Störungen und Abhaltungen gehabt, und bin zudem, daß ich's ehrlich gestehe, nicht mehr so rasch und so rührig wie sonst, und muß namentlich im Punkte der Briefwechselei nur zu häufig auf die Nachsicht meiner Freunde mich verlassen. Geh' auch Du nicht zu strenge mit mir in's Gericht, theurer Freund Felsing!

Und nun danke ich Dir recht von Herzen für die große Freude, die Du mir mit Deinem Schreiben gemacht hast. Dein treues Gedenken hat mir in der Seele wohlgethan. Sei versichert, daß auch ich Deiner und der alten Zeiten nicht vergessen habe. Eines Deiner Meisterwerke, die Steinbrück'sche Genoveva, Dein liebes und werthgehaltenes Geschenk, begleitet mich jetzt seit 32 Jahren (Deine mit Bleistift geschriebenen Widmungsworte sind vom Januar 1842) auf allen meinen Zügen, und schmückt mein Zimmer hier am Nekar, wie früher am Rhein, am Züricher-see und an der Themse. Ich trete oft in stiller Betrachtung vor das schöne Bild hin, und denke dann des lieben Freundes und großen Künstlers, dem ich es verdanke. Auch das Album meiner Frau, in welches Du Dich damals zu London mit Dr. Löwe aus Stettin, dem Balladen-Löwe, einschriebst, ruft Dich mir häufig zurück. So, lieber Freund, siehst Du, daß Du mir, und uns, immer gegenwärtig bist. Ich halte fest an der alten Zeit und den alten Freunden! Darauf die Hand auch Dir! — —

Künzel's Tod hab' ich mit herzlichem Antheil erfahren. Er war ein guter Mensch, dem ich allezeit ein treues Gedenken bewahren werde. Ebenso, wie dem trefflichen Karl Buchner, und der guten Frau von Ploennies. Und Duller und Tenner und Rodnagel! Wie die Alle schon längst den dunkeln Weg gegangen sind, den wir Alle gehen müssen!

Halten wir den Kopf oben, so lange wir können, lieber Felsing!

* * *

An Karl Elze.

Stuttgart, 14. 2. 74.

Hoffmann's Tod geht mir allerdings nahe, doch wollen wir nicht allzu sehr um ihn klagen. Er hatte sein Leben reichlich ausgelebt, und ist schmerzlos hinübergegangen. Ich verlange kein besseres Loos, — glaube aber kaum, daß ich Hoffmann's Alter erreichen werde. Hast Du Paul Lindau's „Erinnerung"

an ihn in Nr. 5 der „Gegenwart" geleſen? Ganz vortrefflich! So, — heiter und mit lachendem Munde! — ſoll man des heitern, lachenden Alten, des ewigen Jünglings und allzeit „trinkbaren" Mannes gedenk ſein! —

* * *

An Julius Wolff.

Stuttgart, 25. 2. 74.

Mein lieber und verehrter Freund,

Das vorige Jahr hat mich ärger mitgenommen, als Sie zu ahnen ſcheinen. Ich bin nicht mehr, der ich war, und komme in allen Stücken nicht mehr ſo fort, wie vordem. Auch nicht in der Correſpondenz. Ich muß mich auf das durchaus Nothwendigſte beſchränken und meine Freunde bitten, daß ſie Nachſicht üben und überzeugt ſein wollen, daß ich ihrer treu gedenke, auch wenn ich ihnen weniger ſchreibe. Darum bitte ich auch Sie, lieber Freund! — —

Die Redaction der Frauenzeitung haben Sie alſo wieder niedergelegt. Herr Lipperheide hat die Güte, mir das Blatt regelmäßig zukommen zu laſſen, doch geſtehe ich offen, daß ich es, wenn auch mit Dank, doch nicht ohne Gewiſſensſcrupel empfange. Denn ich bin nicht in der Lage, ſeinem Wunſche um Beiträge zu entſprechen. Mein älterer kleiner Vorrath iſt längſt erſchöpft, und Neueres iſt nicht entſtanden. Ueberhaupt ſoll man einmal aufzuhören wiſſen. Auch unſer geſchiedener Freund Hoffmann hätte das beherzigen ſollen; es würde ſeinem Poetenrufe nicht geſchadet haben.

Ihr warmes und würdiges Feuilleton über Hoffmann habe ich mit Freude und Antheil geleſen, und danke Ihnen herzlich für die Zuſendung. Wir wollen den wackern Freund, den Jüngling mit grauen Haaren, der ein reiches Leben ganz und voll ausgelebt hatte, nicht vergeſſen, wollen ihn aber nicht durch Klagen, ſondern durch ein heiteres Gedenken ehren! „Hier liegt ein Spielmann begraben", ſollte man auf ſeinen Grabſtein hauen.

* * *

An Ignaz Hub.

Stuttgart, 31. 3. 74.

— An eine Herausgabe von Briefen, welche hervorragende Zeitgenoſſen an mich gerichtet haben, denke ich nicht, lieber Freund! Komme ich noch dazu, meine Lebens-Erinnerungen aufzuzeichnen, ſo werde ich hier und dort, aber immer mit Pietät (und der den etwa noch Lebenden ſchuldigen Rückſicht) allerdings auch die einen oder andern ſolcher Briefe mit einflechten (und ſogar einflechten müſſen): — eine Publikation jedoch, wie Du ſie im Auge haſt, d. h. ein Verkauf jener Briefe an einen Verleger, zum Behuf der Herausgabe in autographiſcher Nachbildung, kommt mir nicht in den Sinn. Möge,

was ich von Schätzen der Art besitze, nach meinem Tode noch meinen Kindern und Enkeln zur Freude gereichen! —

* * *

An Heinrich Koester.

Stuttgart, 3. 4. 74.

Du schicktest mir zu Weihnachten durch meinen braven Percy Dein schönes wohlgetroffenes Bild. Ich wollte Dir längst dafür danken, nicht minder wie für die freundliche Aufnahme, die das Haus Koester meinem Jungen gewährt hat. Aber es ist bisher immer bei'm Vorsatz geblieben. Der Schlag, der mich vor einem Jahre getroffen, hat mich zu einem andern Menschen gemacht. Mein alter Frohmuth ist gewichen, und auch körperlich bin ich nicht mehr derselbe. Bis das Unglück über uns hereinbrach, war ich ein junger Mann von zweiundsechzig, jetzt bin ich ein alter Mann von dreiundsechzig Jahren. Auch das Schreiben fällt mir schwer. Drum übe Nachsicht, lieber Freund, und laß' Dir heute auch meinen verspäteten Dank noch gefallen. Das Bild ist vortrefflich, und Du hast mir eine große Freude damit gemacht. —

Hast Du Auerbach's neuen Roman „Waldfried" schon gelesen? Ich lese ihn jetzt Abends meiner Frau vor, und finde, daß das Buch, trotz vieler Schönheiten im Einzelnen (treffender Bemerkungen, überraschender Einfälle und Gedanken, goldener Worte), als Ganzes weniger befriedigt. Die Tagebuchform ist keine glücklich gewählte. Doch will ich noch kein Endurtheil fällen, bis ich die drei Bände ganz durchgenossen habe.

Nun denn zum Schluß: Fröhliche Ostern! Nun sprießt es auch schon auf dem Hügel über unserm alten Hoffmann! Bald wohl auch auf dem meinigen!

Wie lange ist es nun schon her, alter Heinz, daß wir die Glocken um Mitternacht haben spielen hören? —

* * *

An Berthold Auerbach.

Stuttgart, 8. April 1874.

Du bist eine ungeduldige Seele, lieber Auerbach! Was redest Du denn von meiner „jetzigen Zurückhaltung", die obendrein durch „die besondere Schattirung innerhalb der freigesinnten Partei" veranlaßt sein soll?

Wenn ich Dir den Empfang Deines „Waldfried" (der jetzt etwas länger als 14 Tage in meinen Händen ist), nicht sofort dankend angezeigt habe, so kann das doch auch aus andern Ursachen herrühren, als aus jener von Dir als einzig wahrscheinlich angenommenen. Kann ich denn nicht *krank*, kann ich nicht verreist, kann ich nicht sehr beschäftigt gewesen sein,

können nicht ſonſt frohe oder traurige Ereigniſſe mich abgehalten haben? Iſt mir denn in dieſen zwei Wochen nichts Anderes durch den Kopf gegangen, als „Waldfried", und würde ich, „wie es Brauch und Recht iſt", Dir nicht ohnehin bald ein Wort über das Buch zugerufen haben, auch ohne Deine Mahnung?

Doch genug! Ich will nicht auch empfindlich ſein!

Sondern will Dir lieber aus vollem Herzen für das ſchöne Werk danken, und Dir ſagen, wie ſehr es mich und meine Frau (der ich die drei Bände in ſtillen Abendſtunden vorgeleſen habe), befriedigt hat. Wir finden, daß Du Dein Beſtes und Eigenſtes in das Buch hineingelegt haſt; ein reines, auf die edelſten Ziele gerichtetes Wollen weht uns wohlthuend aus ihm entgegen; der eng umrahmte Spiegel, den Du das Bild einer großen Zeit auffangen und zurückwerfen läßeſt, iſt ſo blank und ſo fleckenlos, daß es eine Luſt iſt, in ihn hineinzuſchauen, und an Deiner Hand jene Tage voll Fürchtens und Hoffens und Jubelns noch einmal in der Erinnerung durchzuleben.

Dennoch bin ich, was die politiſche Seite des Buches betrifft, nicht durchaus mit Dir einverſtanden, und ich ſage Dir das offen und ohne „Zurückhaltung". Du (ich identifizire Dich natürlich mit Heinrich Waldfried) gehſt mir zu weit in Deiner Einheitsfreude. Ich brauche Dich nicht daran zu erinnern, wie ich in den Tagen der Gefahr mich rückhaltlos auf die nationale Seite geſtellt habe. Daß ich darum aber das „Reich", wie es aus dem Kampfe hervorgegangen iſt, für das Höchſte halten ſollte, für das Ideal, nach dem wir Alle geſtrebt, für das wir Kerker und Exil nicht geſcheut haben: das, lieber Heinrich Waldfried, fällt mir nicht ein. Ich acceptire die Dinge, wie ſie ſind, als eine zeitweilige Nothwendigkeit, aber ich begeiſtere mich nicht dafür. Ich ehre Deine Anſicht, weil ich weiß, daß ſie auf Wahrhaftigkeit und ehrlicher Ueberzeugung beruht, aber ich theile ſie nicht. Sie unbedingt theilen, hieße ein politiſches Programm unterſchreiben, hieße mich zum Mitglied einer Partei machen. Das aber liegt mir fern. Ich bin froh, daß ich keiner Partei mehr angehöre (alſo auch keiner „beſondern Schattirung" innerhalb einer Partei), — daß ich, jetzt ſchon ſeit Jahren, wieder auf jener „höhern Warte" ſtehe, von welcher ich einſt geſungen. Meinen Idealen, meinen Ueberzeugungen bleibe ich treu, aber mit Programmen und Manifeſten bleibt mir vom Leibe.

Ich möchte mir auch ein Wort über die Form Deiner Hiſtorie erlauben. Dieſe, die des Tagebuchs, ſcheint mir theils ein Vorzug des Werkes, theils ein Nachtheil für daſſelbe. Ein Vorzug, indem ſie durch die ihr geſtattete Erwähnung des Kleinſten und Nebenſächlichſten die Fiction mit einem Scheine der unmittelbaren Wirklichkeit, des faktiſch Erlebten umkleidet, wie er ſonſt

schwerlich herzustellen gewesen wäre; ein Nachtheil aber, weil Aufzeichnungen der Art, trotz aller Ausführlichkeit, dennoch immer etwas Fragmentarisches an sich tragen. Dazu etwas Quirlendes, Unruhiges, Hin- und Herspringendes, was ein gewisses Durcheinander der Erzählung und selbst gelegentliche Wiederholungen mit sich bringt. Dem entspricht der Styl, diese kurzen, gehackten, epigrammatisch zugespitzten Sätze, die mich, in diesem deutschesten der Bücher, in der That nicht selten an die neufranzösische, namentlich an die Darstellungsweise Deines guten Freundes Victor Hugo erinnerten!

Von den Characteren hat uns der des armen Ernst am meisten angezogen. Am Wenigsten (was Dich wundern wird) Martella. Widrig berührte mich auch, daß Du das wilde Waldkind zur Tochter einer Tänzerin machst, die mit einem Kerl „mit Wickeln in den Haaren" nach Amerika durchbrennt. Die Schlacht, mit Ernst's und Martella's Tode, ist herrlich und ergreifend geschildert. Auch Gustavens Tod und Anderes hat uns tief bewegt. Ich kann aber nicht auf Alles eingehen. Es wimmelt ja von Menschen und von Ereignissen in dem Buche. Nur noch eine persönliche Bemerkung gestatte ich mir: die nämlich, daß es mich herzlich gefreut hat, auch einem „Wolfgang im Felde" bei Dir zu begegnen, der, gerade wie ich es meinem Jungen vorausgesagt, als Mann, — nicht mehr, wie er auszog, als Knabe, — aus dem Kriege heimkehrt. Sonst noch einiges Einzelne, pêle mêle, wie mir's eben einfällt: — Ludwig sagt irgendwo, die Amerikaner verständen mit ihrem vielen Gelde nur Kirchen zu bauen. Dem ist nicht so! Haben nicht Astor, Peabody und Andere, mit einem Aufwande von Hunderttausenden, Volksbibliotheken und Lesehallen gestiftet? Haben nicht Peabody und Grinnell Nordpol-Expeditionen ausgerüstet? Hat die amerikanische Regierung nicht jüngst wieder 2 Millionen Dollars für eine neue Polar-Expedition bestimmt? Hat nicht soeben Sumner sein halbes Vermögen, seine Bronzen ꝛc. ꝛc. der Harvard-Universität vermacht? So ließen sich Hunderte von Beispielen anführen (wenn man sich die Mühe des Suchens machen wollte), die Ludwig's Behauptung entkräfteten. Die Amerikaner haben mehr Gemeingeist, als wir, und er äußert sich keineswegs einzig im Erbauen von Kirchen!

Dann: — Deine Menschen bekomplimentiren sich zu viel, wenn sie etwas Gutes oder Gescheidtes gesagt haben! Ist das ein verständnißinniges Anblicken, ist das ein Umarmen, ein Küssen und Händedrücken nach jedem bedeutenden Worte! Und Heinrich der Alte nimmt von allem treulich Akt. Meinem Gefühl widerstrebt das.

Dann: — An Ikwarte habe ich auszusetzen, daß die Anekdote, welcher er seinen Namen verdankt, aus Hebel's Schatzkästlein oder gar aus dem Meidinger stammt.

Dann: — Warum nennſt Du die Turcos immer „Aſiaten?“

Dann: — Du citirſt das Wort des Greiner's in Schiller's Faſſung („Mein Sohn iſt wie ein andrer Mann“), gibſt aber zu verſtehen, als finde es ſich ſo bei Uhland. Bei Uhland lautet das Wort aber: „Der gefallen, iſt wie ein andrer Mann!“

U. ſ. w. U. ſ. w. — wozu noch länger Sylben ſtechen? Das Ende von allem iſt trotz allem, daß Du ein treffliches Buch geſchrieben, und in Deinen Ruhmeskranz ein friſches Blatt geflochten haſt, das ſobald nicht verwelken wird. Und dazu gratulire ich Dir von ganzem Herzen. Und danke Dir nochmals. Und halte mich zu Deiner Freundſchaft und Deiner Wahrheitsliebe verſichert, daß Du auch das Wenige von Nichtbeiſtimmung, was ich, wollte ich aufrichtig ſein, nicht unterdrücken konnte, freundlich und ohne Empfindlichkeit aufnehmen wirſt.

Soeben trifft die Nachricht von Kaulbach's Tode hier ein. Geſtern Abend, an der Cholera! Welch ein Verluſt! Wo ſolche Stämme fallen, da wird der Wald licht!

* * *

An Emanuel Geibel.

Bleiſtift-Poſtkarte. [St. Goar, 21. 5. 1874).

Einen herzlichen Gruß aus unſerem alten St. Goar, lieber Emanuel! Von mir und von meiner Frau, die mich begleitet. Auch die alten Nußbäume grüßen. Bald mehr aus Stuttgart. Dein treuer

Freiligrath.

Eben wird geſchoſſen. Das alte Echo lebt noch.

* * *

An Ludwig Merckel.

Stuttgart, 27. Juni 1874.

Lieber Freund und Paſtor,

Seit ich Dir am 5. v. M. zuletzt ſchrieb, war ich mit meiner Frau am Rhein, im Schwarzwald, am Bodenſee u. ſ. w., aber leider ohne unſerm in Ausſicht genommenen Ziele näher zu kommen. Wir haben keine für uns paſſende Wohnung in paſſender Lage gefunden, und ſind unverrichteter Sache hierher zurückgekehrt. Mein jetziges Logis muß ich nun aber bis zum 25. k. M. verlaſſen, und ich habe drum, kurz reſolvirt, im nahen Canſtatt eine hübſche Beletage gemiethet (die mich, beiläufig, weniger koſtet, als mein hieſiger, himmelhoher 3. Stock). Wir ſtehen alſo jetzt in nächſter Nähe vor dem leidigen Exodus, der beſonders des Einpackens und Wiederaufſtellens meiner Bibliothek wegen ſein Unangenehmes hat. Ich gürte mich nicht ohne

Seufzen zum Aufbruch. Wahrſcheinlich werden wir denſelben um die Mitte Juli's bewerkſtelligen, und bis Mitte Auguſt's uns wieder in einiger Behaglichkeit fühlen. Ob wir alsdann zu unſerer Erholung noch einen kleinen Landaufenthalt irgendwo in der Nähe machen werden, ſteht dahin.

So, lieber Freund, hier haſt Du mein Programm für die nächſten beiden Monate, ſo genau ich's aufſtellen kann. Laß nun auch Du mich wiſſen, was Du vor haſt, und ob wir uns demnächſt einmal wiederſehen werden. Ich möchte doch nicht gern, wie voriges, ſo auch dieſes Jahr um Deinen Beſuch kommen.

Lieber Gott, denkſt Du noch wohl an unſere Privatſtunden bei Siebert? Wie wir da, über Schneider's griechiſches Lexikon gebückt, gelegentlich unſere gottſeligen Nebengedanken hatten (beſonders einmal, als „Georg Rauſchmayer" ſich orgelnd auf der Straße vernehmen ließ), und wir dann, vor Lachen uns krümmend, vor dem ernſten Profeſſor ſtanden, der uns verwundert anſah und wahrſcheinlich meinte, wir wären verrückt geworden?

Was ſagſt Du zu Blumenthal's Grabbe? Ich meine, das Einſchieben aller, von Gr. ſelbſt verworfenen Zoten (zum Theile ſelbſt ganz grauenhafte Schweinereien) hätte der neue Herausgeber beſſer unterlaſſen! Auf dem Büchertiſch eines Familienzimmers kann die Ausgabe ſich nicht ſehen laſſen. Welcher Grabbe-Verehrer wird ſie ſeiner Braut, welcher Vater ſeinem heranwachſenden Sohne ſchenken mögen? Es iſt ſchade, da Blumenthal ſonſt mit erſtaunlichem Fleiße und großer Hingabe ſich ſeiner Aufgabe angenommen hat. Beſonders die Mittheilung des Briefwechſels iſt von hohem Intereſſe.

Ad vocem: Briefwechſel. Haſt Du denn die eben herausgegebenen 4 Bände von Bürger's Briefen (von und an Bürger) ſchon geſehen? Darin iſt auch ein Erkleckliches in biderber Natürlichkeit geleiſtet. Jeden Augenblick zeigen einem dieſe theuerwerthen Reliquien den — (Du ſiehſt, das böſe Beiſpiel ſteckt an); und was ſonſt für Kraftgenialität vor hundert Jahren gang und gäbe war bei Dichtern und ihren Geſellen, magſt Du ſelbſt an Ort und Stelle nachleſen. Doch ſind all dieſe Derbheiten rein gar nichts, gegen die von Blumenthal „geretteten" Cochonnerien Grabbe's gehalten!

* * *

An Julius Wolff.

Canſtatt, 29. Juli 1874.

Lieber theurer Freund!

Ja und Amen! Von Herzen gern und von ganzer Seele dankbar! Ich werde mich der Widmung Ihres Buches [1]) aufrichtig freuen, und es bedarf nicht der Verſicherung, wie geehrt ich mich durch dieſelbe fühle!

[1]) Till Eulenſpiegel redivivus.

Für heute aber nur dies Eine Wort! Wir ſind eben aus Stuttgart in die friſchere Neckarluft von Canſtatt herübergeſiedelt, und ich ſitze, von der Hitze und dem Trubel zerſchlagen und marode, zwiſchen den auf dem Boden herumliegenden tauſend und ein Bänden meiner leidigen Bücherei, wie Jeremias auf den Trümmern. Da läßt ſich ſchlecht ſchreiben, und wenn nicht vor meinen Fenſtern das Wehr lieblich in allen Wuſt und Staub hierinnen hineinrauſchte, ſo wäre das Ding geradezu troſtlos.

* * *

An Julius Wolff.

Canſtatt, 3. 9. 74.

Die Frauen ſind immer klüger als wir, theuerſter Freund, das iſt eine alte Wahrheit, und Ihre liebe Frau hat ſie mir neuerdings beſtätigt. Welch geſcheidter Einfall von ihr, Ihnen die vorläufige Entſendung eines Till-Exemplars unter den Fuß zu geben! Der gute Freund iſt geſtern Nachmittag richtig bei mir angekommen, hat ſein Widmungsſprüchlein (ganz einverſtanden! wie könnte ich's treuer und einfachherzlicher wünſchen?) friſchweg aufgeſagt, und iſt es jetzt lachend zufrieden, daß ich ihn mit dem Papiermeſſer kitzle. Hat er ausgelacht, und bin ich mit dem Kitzeln fertig, ſo geht's an eine ernſtere Unterhaltung mit dem Schlingel, deren Reſultat ich Ihnen dann gleich melde. Soviel ich ihm vorläufig abgelauſcht habe, iſt er ein durchweg friſcher und freudiger Geſell, voll Luſt am Leben und an der ſchönen Welt, voll Güte und Menſchenliebe, ein Herz lauter und ohne Falſch. Dabei ein flotter Reimer, dem die Verſe nur ſo fließen. An dem zweiten Abſchnitt, den ich ganz geleſen, hab' ich ſchon meine rechte Freude gehabt. —

* * *

An Ludwig Merckel.

Canſtatt, 20. Sept. 1874.

Deinen willkommenen Brief vom 5. Aug. habe ich dankbarlichſt empfangen. Ich will Dir in aller Kürze melden, daß unſer Umzug nach Canſtatt in der zweiten Hälfte des Juli glücklich von ſtatten gegangen iſt, und daß wir jetzt, in nächſter Nähe der Wilhelma und des Roſenſteins und den rauſchenden Neckar vor der Thür, aus hohen Fenſtern in die lachende Landſchaft hinausſchauen. Die Ueberſiedelung, in den heißeſten Tagen des Kometenſommers, war kein kleines Stück Arbeit und hat nicht nur meine arme Frau, ſondern auch mich alten Knorz arg mitgenommen. Doch haben wir uns jetzt allmählich wieder aufgerappelt, und freuen uns des Wechſels,

nachdem er überſtanden und die alte Ordnung ſo ziemlich hergeſtellt iſt. Nur in meiner Arbeitsſtube ſieht's noch wüſt aus. Ein Theil meiner Bibliothek bekleidet freilich ſchon wieder die Wände, doch liegt daneben noch immer ein namhafter Stapel von Büchern auf dem Boden, alſo und dergeſtalt, daß ich meine Höhle nicht betrete, ohne in die Worte des Wächters auf dem Thurm zu Jeſreel auszubrechen, wie Du ſelbige aufgezeichnet findeſt im 2. Buche der Könige, und daſelbſt im 9. Kapitel, im 17. Verſe [1]).

Du haſt alſo für dieſes Jahr auf Deine althergebrachte Badereiſe Verzicht geleiſtet, was ich einerſeits zwar bedaure, Dir aber andererſeits von Herzen Glück wünſche zu dem, was Dich zu Hauſe bleiben ließ, — zu der Erweiterung und Abrundung Deines Grundbeſitzes nämlich! Mögeſt Du Dich des baum- und ährenumrauſchten Heimes in der lieben alten Heimath noch manches Früh- und manches Spätjahr in Friſche und Rüſtigkeit erfreuen! Es muß doch etwas Schönes ſein um ein eigen Haus und ein eigen Stückchen Grund und ſelbſtgepflanzte Bäume! Ich alter Nomade bin nie dazu gekommen, — und jetzt iſt's kaum noch der Mühe werth!

* * *

An Emil Rittershaus.

Canſtatt, 21. Dec. 1874.

Daß ich Dir heute ſchreibe, daran, lieber Emilius, iſt zwar auch eine Kunſt Schuld, aber weder die Dicht-, noch die Malerkunſt, ſondern — die Kochkunſt! Eigentlich alſo die Hauptkunſt, die Kunſt aller Künſte, auf deren Baſis, nach Moleſchott, Vogt und tutti quanti, die übrigen (brodloſen) Künſte ſich erſt zu etabliren im Stande ſind. Es handelt ſich nämlich um den — oder heißt es das? — Pud-Ding, ſo Dein Töchterlein ſo freundlich war, von Käthchen für uns mitzunehmen, und welchem wir, nach Käthchens Ankündigung, jetzt ſeit länger als einer Woche von Eurer gütigen Sendung entgegenſehen. Wie iſt es denn nur damit? Hat Aennchen das Kunſtwerk unterwegs zu ihrer Stärkung vertilgt, oder haſt Du, zu weiterer Ausfüllung Deines innern Menſchen, das Ding in Dich aufgenommen (zu dieſer Annahme iſt meine mißtrauiſche Frau geneigt), oder aber (dritter möglicher Fall, den ich unterſtelle) iſt die Sendung zwiſchen Barmen und Canſtatt irgendwo und irgendwie abhanden gekommen? Wie dem auch ſein möge: auf alle Fälle will ich Dich hiermit benachrichtigen, daß das Ding noch nicht angelangt iſt; daß wir uns ſehr danach ſehnen; daß wir, ſollte es noch länger ungenoſſen

[1]) „Der Wächter aber, der auf dem Turm zu Jeſreel ſtund, ſahe den Haufen Jehu kommen und ſprach: Ich ſehe einen Haufen."

bleiben, befürchten, es könne verderben; und daß wir Dich, für den von mir angenommenen Fall, freundlich bitten, einen Laufzettel nachzuschicken. Amen, Selah! Du siehst nun, was für Genußmenschen wir sind, und wie wir, um mit Käthchens Schweizer Amme (Anno 1846) zu reden, auf dem Pudding zittern! „Sie zittert auf dem Gemüs!" oder: „sie zittert auf dem Brei!" sagte jenes Frauenzimmer, wenn Käthchen, die allzeit Hungrige, in ihrem „Freßmänteli" dasaß und die ihr zugedachte Nahrung, zitternd vor Begier, kaum erwarten konnte. So zittern nun auch wir auf dem Pudding.

* * *

An Ludwig Walesrode.

C. 29. Dec. 74.

Wir gedenken zwar nicht die Mitternachtsstunde heranzuwachen übermorgen Abend, werden aber doch dem scheidenden Jahre zu Ehren ein Bowlchen brauen und würden uns freuen, wenn Du uns dasselbe schlückern helfen wolltest. Hast Du also nichts Anderes und nichts Besseres vor, so komm' Donnerstag Abend zur gewohnten Sonntagsstunde in den Alten Hasen heraus. Willst Du durchaus schwärmen, so kannst Du ja von uns aus immer noch auf einen Sylvesterball oder sonst eine Nachtfeier dampfen. Bitte, laß' mich mit einer Zeile wissen, ob wir Dich erwarten dürfen. Es wäre sehr liebenswürdig von Dir, wenn Du uns die Brücke aus 1874 in 75 wolltest schlagen helfen. Sei recht freundlich darum gebeten.

Ich war heute zum ersten Mal wieder aus. Für einen Greis fand ich die Straßen ziemlich glitschig.

* * *

Der nachfolgende Brief an Wilhelm Rauschenbusch, bedeutsam durch Freiligraths Urteil über den sauerländischen Dialektdichter Grimme, ist bereits in der Gegenwart vom 29. Juli 1876 abgedruckt.

Canstatt, 30. Dec. 74.

Prost Neujahr, lieber alter Freund, und vergieb, daß ich Dir auf so manches Zeichen Deines freundlichen Gedenkens Antwort und Dank bisher schuldig geblieben bin! Ich komme bei'm besten Willen nicht mehr so recht voran mit meiner Correspondenz (die freilich auch zu Centnern auf meinen alten Schultern lastet), und muß mich, wie in vielen andern Stücken, so auch in diesem auf die Nachsicht meiner Freunde verlassen. Geh' denn auch nicht zu streng in's Gericht mit mir, Rath des Gerichts und der Gerechtigkeit!

Und nun habe vor Allem herzlichen Dank für die große Freude, die Du mir mit dem urkomischen Hengstenberg und dem trefflichen Humoristen Grimme bereitet hast! Die Bekanntschaft mit Jenem, der mich schon in meinen Knabenjahren ergötzte, hab' ich unter vielem Lachen erneuert, und

mich nicht minder gern, natürlich in anderer Art, auch an dem längſt von mir verehrten Grimme wieder einmal auferbaut. Die Heftchen, welche Du die Güte hatteſt mir zu ſchicken, waren mir durchaus neu (nur die früheren Sachen: „Grain Tuig“ und „Sprickeln und Spöne“ kannte ich ſchon in London), und ich kann Dir gar nicht ſagen, welch' heiteren Genuß ſie mir gewährt, und wie lebhaft ſie Menſchen und Zuſtände der alten Heimath in mir aufgefriſcht haben. Welch' gemüthliche luſtige Sorte (jetzt, fürcht' ich, unter Bismarck's Eiſentritt auch wohl bald das Zeitliche ſegnend), ſind doch z. B. dieſe geiſtlichen Saufauſe, dieſe katholiſchen Dorfpfaffen des Sauerlandes, wo einer dem andern die Taufthaler aus der Hoſentaſche ſtiehlt, und damit der Köchin den Wein bezahlt, den ſie, ohne die Liſt des Schlaumeyers zu ahnen, aus dem Keller des Beſtohlenen (der unterdeſſen ſchon ruhig ſchnarcht), zu ſpäter Stunde noch heraufholen muß. Es iſt wieder eine ganz andere Welt, es ſind wieder ganz andere Menſchen und Lebenskreiſe, als die von Reuter geſchilderten, und dadurch ſind Grimme's Sittenbilder, abgeſehen von dem ſprachlichen Intereſſe, neben den Reuter'ſchen auch von ſpecifiſcher, culturhiſtoriſcher Bedeutung. Wie wunderbar verſchieden zeigen ſich doch das deutſche Gemüth und der deutſche Humor, je nach der Landſchaft, worin ſie zum Ausdruck gelangen! Groth, Reuter, Hebel, Grimme, — überall daſſelbe ehrliche, treue Volksgeſicht, und dennoch wie anders Blick und Geberde! Wie verſchieden der in ſeine engen Flußthäler eingekeilte Katholik des Sauerlandes von dem proteſtantiſchen Flachländer Mecklenburgs! Es wirken da eine Menge von Factoren! Grimme hat trefflich im Volke herumgelauſcht, ſeine Bilder haben die Treue von Photographien. In den kleinen, mehr anekdotenartigen Geſchichten, die er uns gegeben hat, iſt er Reuter in der That ebenbürtig, — es fragt ſich nur, ob ſeine Begabung auch für größere Schöpfungen ausreicht. Ich möchte daran zweifeln, doch ſoll mein Zweifel keinen Tadel ausſprechen. Jeder giebt, was er hat und geben kann, und iſt das etwas Gutes, ſo ſollen wir ihm dankbar und mit dem Gegebenen zufrieden ſein. Ein Humor, wie Grimme ihn beſitzt, iſt etwas Herrliches und Koſtbares! Möge er uns noch oft und lange damit erfreuen!

Grimme und das Sauerland bringen mich auf Immermann und den Münchhauſen. Zu meinem herzlichen Bedauern, lieber Rauſchenbuſch, kann ich Herrn Müller's bezüglichen Antrag, wie ſehr mich derſelbe auch ehrt, und wie warm Du ihn auch befürworteſt, nicht annehmen, und ich muß Herrn Müller (dem ich in dieſen Tagen auch noch ſchreiben werde) wie Dich freundlich bitten, mich entſchuldigen zu wollen. Die Arbeit könnte mir allerdings Freude machen, aber einestheils liebe ich es nicht mich zu binden, und anderntheils

bin ich mit Allem, was Immermann von Thorheiten und Verkehrtheiten jener Zeit in den Münchhausen hineingeheimnißt hat, viel zu wenig vertraut, als daß ich es unternehmen möchte, mich zum Commentator des Buches aufzuwerfen. Eine Menge von Anspielungen sind mir bis auf den heutigen Tag dunkel geblieben (sie waren es schon, als der Roman erschien) und Immermann um die Deutung anzugehn, ist mir nie eingefallen. Vielleicht, wäre er uns nicht so plötzlich weggestorben, hätte ich es doch bei guter Gelegenheit noch einmal gethan. Jetzt hab' ich nur zu beklagen, daß es unterblieben ist, und daß ich, zum größten Theil deßwegen, außer Stande bin, auf Euern Vorschlag einzugehen. Von zu großer Bescheidenheit meinerseits kann dabei keine Rede sein. Wie ich höre, hat Putlitz in die (im Auftrage der Wittwe, jetzigen Frau Wolff in Hamburg) von ihm herausgegebenen Erinnerungen und Briefe Immermann's auch einen Brief von mir aufgenommen, den ich, in der ersten hellen Freude über den ersten Band des Münchhausen, von Barmen aus an Immermann gerichtet hatte.

Also, lieber Freund: Münchhausen wird mich nicht nach Westphalen führen, doch gebe ich die Hoffnung nicht auf, die alte Heimath noch einmal an Deiner Seite zu durchschweifen. Im Voraus Dank für alle so freundlich gebotene Güte und Gastlichkeit!

Deine Einleitung zu Chamisso (Grote hat mir die schöne stattliche Ausgabe in diesen Tagen gesandt) habe ich mit vieler Freude und herzlicher Zustimmung gelesen. Wenn mich die schöne und gewissenhafte Arbeit noch etwas wünschen ließe, so wäre es ein kurzes Verweilen auf Deinen persönlichen Beziehungen zu Chamisso: neben dem Bilde des Dichters auch ein Bild des Menschen, wie er Dir freundlich und fördernd entgegenkam. Hitzig hat das freilich in der Gesammtausgabe nach Deinen Mittheilungen Alles schon erzählt, aber die Gesammtausgabe ist nicht in Jedermanns Händen, und mich dünkt, daß gerade hier der Ort gewesen wäre, Dich mit einem treuen, pietätvollen Worte selbst vernehmen zu lassen. — —

Nun aber in der That: claudite rivos! Es wäre wohl noch mancherlei zu plaudern, aber man muß doch auch ein Ende zu finden wissen.

Also die alte „Gunloda" hast Du in der Sonne aufgestöbert? Die darin zuerst abgedruckte „Tanne" muß dort etliche Strophen mehr haben, als die später in den Band meiner Gedichte aufgenommene Fassung.

* * *

An Ludwig Walesrode.

Im Alten Hasen, 12. 1. 75.

Lieber Senior,

Ich bin beauftragt worden, die vertrauliche Anfrage an Dich zu richten,

ob Du eine Decoration, welche Dir, in Anbetracht Deiner Verdienſte um die höhere Kafébereitung, gern in's Knopfloch fliegen möchte, auch annehmen würdeſt? Und ob in dieſem Falle der Haſenorden pour le mérite de cuisine Dir ebenſo willkommen wäre, als der goldene Kaféma[ſ]chinen-Orden erſter Klaſſe mit Löffeln und Flanellappen? Reſpective, welchen der beiden hohen Orden Du vorziehen würdeſt?

Freundliche Antwort morgen, Mittwoch, zur gewohnten Theeſtunde wird verpflichten Deinen

allezeit treu ergebenen
Junior.

* * *

An Theodor Eichmann.

Canſtatt, den 13. Mai 75.

Du erhältſt heute nur ein kurzes Briefchen von mir, und auch dieſes ſchreibe ich nicht mit eigner Hand, ſondern dictire es der Gattin in die Feder. Die Urſache davon iſt, daß ich mit einer „Leidenſchaft am Bein" zu Bett liege, zwar nicht durch Gicht oder Podagra, ſondern durch eine äußere Verletzung. Beim Einſteigen in einen im Fahren begriffnen Omnibus erhielt ich einen Stoß am Schienbein, der eine Sprengung eines Blutgefäßes und dadurch eine Blutſickerung in den Fuß nach ſich zog, ſo daß letzterer die anmuthige Form und Rundung einer coloſſalen Blutwurſt annahm, bei den Engländern black pudding benamst. Die Sache iſt Gottlob nicht gefährlich, aber ſehr langweilig und eine wahre Geduldsprobe für einen thätigen Greis. Eis, Bleiwaſſer, Bandage, Salbe, das ſind jetzt meine Freuden. Hoffentlich bin ich wieder auf dem Strumpf, wenn Du Ende des Monats mit Mariechen hier eintriffſt. Wir freuen uns ſehr auf Dein Kommen, und Alles iſt zu Deiner Aufnahme bereit. —

* * *

An Karl Elze.

Canſtatt, 8. Juli 1875.

Theurer Freund,

Nicht das Illustrated Magazine iſt Schuld an meinem langen Schweigen und der Verzögerung meines Dankes für Deine verſchiedenen hochwillkommenen Lebenszeichen. Was mich abhielt, war ernſtliches längeres Unwohlſein in Folge einer äußern Verletzung. Das Ende vom Liede iſt geweſen, daß ich faſt den ganzen ſchönen Mai zu Bett habe liegen müſſen, dann eine Zeitlang auf Stühlen und Sofas mich möglichſt wagerecht verhalten mußte, und

gegenwärtig in der niederträchtigen Kneifmaſchine eines Gummiſtrumpfes herumhumple, recht wie ein hinkender Bote und gelähmter Kranich. Aber ſchlimmer als das Hinkebein iſt der Umſtand, daß das lange Zubettliegen ꝛc. ꝛc. mich auch ſonſt heruntergebracht hat. Ich fühle mich, wie kaum je zuvor, angegriffen und abgeſpannt, muß Chinin und Chinawein ſchlucken, und der Arzt will mich zu einer Luftkur in's Prättigau ſchicken.

Es iſt ein Glück, daß ich das Magazine, über welches ich mich vor meinem Unfall mit Hallberger geeinigt hatte, blos leſend und mit Rothſtift anſtreichend vom Bett aus redigiren konnte, es hätte ſonſt ſchlimm damit ausgeſehen.

* * *

An Karl Weerth.

Canſtatt, 3. Aug. 1875.

Mein geliebter alter Freund,

Habe aus vollem Herzen Dank für Deinen lieben Brief und Deine warme freundſchaftliche Einladung! Leider kann ich die letztere nicht annehmen! Seit einem Vierteljahr an den Folgen einer Verletzung des rechten Fußes leidend, bin ich eben im Begriff, mich der Anordnung des Arztes zu fügen und zur Wiederbelebung der durch Zimmerluft und wochenlanges Zubettliegen herabgekommenen Lebensgeiſter in die Gletſcheratmoſphäre Graubündtens abzureiſen. Hoffentlich hat die Luftkur den gewünſchten Erfolg! Zunächſt freilich verhindert ſie mich, mit Dir und mit Euch andern lieben Freunden aus der frohen Jugendzeit den Ehrentag unſres alten Teutoburger Waldes zu begehen, und das beklage ich von ganzem Herzen. Wie hängt doch mein Herz an den lieben Heimathbergen und an Euch, ihr alten Genoſſen, die Ihr nun auch ganz ſachte Grauköpfe geworden ſeid, ſo gut, wie ich ſelber. Glaubt nur, daß ich am Hermannstage im Geiſte bei Euch bin und mit Euch juble! Denkt dann auch meiner ein wenig!

Einige Verſe, die ich Herrn Klingenberg ohnlängſt ſchickte (er wollte durchaus etwas von mir für ſein Album haben), werden Dir zeigen, lieber Weerth, wie lebendig das Bild der alten Zeit und der alten Stätten mir noch vor der Seele ſteht. Meines alten väterlichen Freundes Cloſtermeier, dem Euer Land es doch zumeiſt verdankt, daß man es endlich als Schauplatz der Hermannsſchlacht gelten läßt, mußte bei dieſem Anlaſſe doch auch ehrend gedacht werden![1])

Wie ſchön wäre es, wenn Du Dich von den Strapatzen des Feſtes

[1]) Es iſt das in Menke's Hermannsalbum, Detmold 1875, abgedruckte Gedicht „Lang, lang iſt's her."

auch in der Schweiz zu erholen kämſt! Du findeſt mich bis Anfang September im Hôtel Silvretta zu Kloſters im Prättigau. Das wäre ja herrlich, lieber Alter, wenn Du plötzlich von Landquart heraufgefahren kämſt, und mich bei Gemsbraten und Valtelliner überraſchteſt! Meine Frau und meine älteſte Tochter (Frau Kroeker) ſind auch mit mir in den Bergen, und würden ſich herzlich freuen, den alten Freund ihres Alten im Anhauch der Gletſcher zu begrüßen. Oder kämſt Du nicht im Herbſt einmal zur Weinleſe in's Würtemberger Ländle?

Doch ich muß ſchließen, theurer, alter Freund! Es giebt noch viel bis morgen früh zu thun, — Packen, Briefe ſchreiben, was weiß ich Alles! Man wird eben nie fertig! Es iſt ein Elend!

* * *

An Ludwig Walesrode.

[Poſtſtempel Kloſters, 1. IX. (1875)].

In der Noth frißt der Teufel Fliegen, und bei Regenwetter ſchreibt ſelbſt Φειλιγραδ Briefe oder wenigſtens Poſtkarten! Alſo eine Poſtkarte, lieber Freund und Senior, und durch ſie, meinem Herzen und Deinem hierher mitgenommenen Encrier magique entſtrömend, die treueſten Grüße und warmen Dank für Deinen lieben und liebenswürdigen Brief vom — ich erſchrecke — 6. v. M.! Geh' nicht mit mir in's Gericht! Man kommt hier eben nicht zum Schreiben!

Sonſt geht mir's leidlich, die Luft bekommt mir, auch der Veltliner, und die „Leidenſchaft am Bein" zieht mälig ab. Käthchen und ihr Mann ſind leider ſchon ſeit vorgeſtern fort, und wir hoffen, zu Anfang nächſter Woche auch in Canſtatt zu ſein. Dann ein frohes Wiederſehen und das von Dir bedungene Opfer! Unterdeſſen die herzlichſten Grüße von mir und meiner Frau, wie nicht minder von Eduard und Käthchen, die mich noch bei'm Scheiden damit beauftragten.

Nochmals: Vergieb! Man iſt hier ſo gar nicht in Working order, ſonſt hätte ich Dir längſt geſchrieben und würde auch jetzt mehr ſchreiben. Von Herzen Dein Freund und Junior.

* * *

An Ludwig Walesrode.

[Canſtatt], 7. 9. 75.

„Ich komme vom Gebirge her,"

ſingt der verlorene Sohn bei ſeiner endlichen Heimkehr und ſchwingt dazu ſeinen Alpenſtock, den er auch als Hirtenſtab zu benutzen Gelegenheit fand, *nach* Noten. Uebrigens hat er diesmal nicht die Schweine gehütet, ſondern

ſich als Kuh- und Ziegenhirt (im gleichen als Melkbube und Käsmacher) ehrbar, wenn auch dürftig, das Leben gefriſtet. Als Kuhhirte war er denn auch im Stande, das zur Feier ſeiner Rückkehr zu opfernde Kalb gleich ſelbſt von der Alm heimzutreiben. Morgen, Mittwoch Abend, ſoll die ſolenne Abſchlachtung vor ſich gehen, und biſt Du, o Freund und Senior, hiemit freundlich gebeten, derſelben als Zuſchauer und Mitwirkender beizuwohnen. Auch ein guter Trunk (aus naturwüchſigem Schlauche) ſoll bei dem patriarchaliſchen Feſte nicht fehlen.

Alſo auf Wiederſehen morgen Abend.

Bukolos.

* * *

An Karl Heuberger.

Canſtatt, 27. 10. 75.

Lieber und verehrter Freund,

Die allerherzlichſten Glückwünſche zum morgenden Geburtstage! Möge er Ihnen noch oft wiederkehren, und Sie immer ſo friſch und ſo heiter finden, wie ich hoffe (und nach Ihrer freundlichen Feſtkarte annehmen darf), daß Sie Ihr Lebensfeſt morgen begehen werden!

Mir geht es leider nicht beſonders. Ich leide trotz einer Luftkur in Graubündten, die mir der Arzt für den letzten Monat Auguſt verordnete, noch immer an den übeln Folgen eines Unfalls, der mir Anfang Mai's auf der Stuttgart-Canſtätter Pferdebahn zuſtieß. Mai und Juni habe ich im Bette verliegen müſſen, jetzt hinke ich als gelähmter Kranich dem Winter entgegen! In ſolcher Verfaſſung denkt man nicht an's Kaufen von „Landgütchen". Haben Sie aber nichtsdeſtoweniger Dank für die gütige Mittheilung der Annonce!

Das Hermannsfeſt hat mir trotz alledem einige Verſe eingegeben. Sie finden dieſelben inliegend. Nur eine perſönliche dankbare Erinnerung an einen Freund und Beſchützer meiner Teutoburger Knabenzeit. Ohne meinen unvergeßlichen alten Cloſtermeier und ſeine Forſchungen würde man das Feſt kaum haben feiern können. Er war es, der, wie Schloſſer, Ukert und andere competente Hiſtoriker und Geographen anerkannt haben, dem lippiſchen Ländchen Ort und Stelle der Schlacht überzeugend vindicirt hat. Es war mir Herzensbedürfniß, den Dank, den ich dem edeln, längſt Geſchiedenen ſchulde, bei dieſer Gelegenheit öffentlich auszuſprechen.

Von Longfellow hatte ich kürzlich Nachricht. Er iſt allezeit thätig und hat eben wieder ein Bändchen Gedichte in die Welt geſchickt. Uebrigens iſt ſeine Geſundheit leidend. Neuralgie! Wir armen Teufel conſerviren uns

eben nicht so famos, wie unser alter Freund, Rheinfels der Landmann, — dieser andere Chidher, der ewig Junge!

Gott mit Ihnen, mein verehrter alter Freund! Ich drücke Ihnen warm und innig die Hand! Noch einmal:

Hoch der Landmann!

* * *

An Karl Elze.

C., 1. 1. 76.

Prosit Neujahr, lieber Freund, und herzlichen Dank für Brief und Bücher! Ich brauche Dir nicht zu sagen, wie sehr Alles, was mir von Dir zukommt, mich erfreut und interessirt. Mit dieser Versicherung mußt Du eben heute vorlieb nehmen. Ich kann mich auf Einzelnes nicht einlassen. Denn ich bin krank, recht krank, war schon seit Wochen nicht mehr vor der Thür, schleiche elend von Zimmer zu Zimmer, und bin froh, wenn ich täglich nur das Allernothwendigste (Lesen und Rothstifteln für's Magazin) zu Stande bringe. Das ist's auch, was mich so lange abhielt, Dir zu schreiben. Und was mich heute nur zu einem Worte und einem Handdruck kommen läßt. Klosters, das mir erst so trefflich bekam, hat leider nicht lange vorgehalten. Ich muß auf's Frühjahr hoffen, sagt der Arzt.

So, lieber alter Freund, das ist Alles, was ich heute leisten kann! Das bischen Schreiben macht mich gleich müde, und der Arzt hat mir's eigentlich verboten. Es ist ein Elend!

Wolfgang und Percy waren hier. Percy, der beinahe im Begriff stand, eine gute Stelle in Ceylon anzunehmen, hat uns vorgestern wieder verlassen. Die Nähe des frischen braven Jungen war mir eine Freude und eine Erquickung. Aus London gute Nachrichten!

Also nochmals: Prosit Neujahr, Dir und Deiner lieben Tochter von uns Allen!

Gott mit uns im Neuen Jahre!

Kennst Du Longfellow's nobles Gedicht „Morituri salutamus", welches er vorigen Sommer seinen 1825er Classengenossen im Bowdoin College widmete? Du findest es in dem eben erschienenen jüngsten Bändchen Longfellow'scher Gedichte: The Masque of Pandora and other Poems.

„Morituri salutamus!" Ein wehmüthiger, aber doch tapferer Zug des Scheidens und Abschiednehmens geht auch durch viele der „andern" Gedichte. Dear, dear Longfellow!

Auch meine edle Freundin Adelheid von Stolterfoth ist kurz vor Weihnachten heimgegangen!

* * *

Der Aufenthalt zu Klosters hatte dem Dichter keine Genesung gebracht; rl Elze, welcher dort zufällig mit dem Freunde zusammentraf und acht ge bei ihm verweilte, fand ihn recht leidend; Freiligrath war, wie er ber sagte, „müde", angegriffen und sehr schwerfällig. Der Herbst brachte s gesteigerte Leiden: die Krankheit, eine Verfettung des Herzens, welche asserſucht im Gefolge hatte, schritt unaufhaltsam fort. Das Schreiben rd ihm unbequem, und vor dem Diktieren scheute er sich, so daß er es r im dringenden Notfalle über sich brachte. Den für die alten Tage aßten Plan, seine Denkwürdigkeiten niederzuschreiben, mußte er aufgeben d sich beschränken auf die Auswahl des Stoffes für Hallbergers Magazin. d da ihm sein Zustand dies nicht untersagte, war er thätig bis zum ten Augenblicke. Sogar der Dichtung sagte Freiligrath in diesen Leidens= nden nicht völlig Lebewohl; das letzte Gedicht, zu Viktor Scheffels fünf= stem Geburtstage, ward abgefaßt am 16. Februar 1876, vier Wochen vor eiligraths Heimgang. Es ist ein wehmütiger Abschied des schwerkranken chters von dem in rüstiger Manneskraft stehenden und schließt mit den ben Worten:

Gern wär' ich heut' selbst deines Reigens
Ein Zeuge flott und frank,
Doch meine Reime zeigen's:
Der sie schickt, ist leider krank.

Hab' Nachsicht drum mit dem Zittrer!
Sein Glas tönt voll und rein,
Ist auch sein Wein ein bittrer,
Ist's auch nur Chinawein!

Kurz nach Freiligraths Rückkehr nach Canstatt traf sein ältester Sohn olfgang mit seiner Frau bei ihm ein. Die Gesundheit der letzteren war rch das Klima von Nordamerika, durch die tropischen Sommer und sibi= chen Winter des Landes tief erschüttert worden; Wolfgang hatte sein Geschäft fgeben müssen und führte die Gattin in die Heimat zurück, wo sie unter : Hand geschickter Ärzte wieder genas. Das junge Paar blieb einstweilen . den Eltern; der Sohn half in der Pflege des geliebten Vaters, und die hwiegertochter mit ihrem feinen Sinn und Verständnis für englische eratur erwies sich als schätzbare Stütze bei der Redaktion des Illustrirten agazins. So verging der Winter im trauten Kreise der Familie und ber Freunde; war der Zustand des Kranken auch nicht ohne Beschwerde, n Geist blieb frei und thätig bis zum Ende. Im Januar brachten hrere Zeitungen bedenkliche Nachrichten über Freiligraths Gesundheitszustand, : ihm sehr mißfielen, und die er selbst, ohne seinen Namen zu nennen,

durch eine günstiger lautende Notiz in der A. Allg. Zeitung zu berichtigen dachte. Darauf beziehen sich die beiden Briefchen an W. Vollmer.

An Wilhelm Vollmer.

C. 31. 1. 76.

Lieber Freund,

Hättest Du wohl die große Güte, die inliegende kleine Correspondenz (natürlich: als von Dir herrührend) der Allgem. Zeitung für ihr „Verschiedenes" zu übermitteln, ehe sie mich selbst als „verschieden" darin abmeldet?

Ich würde mich Dir sehr verpflichtet dafür fühlen, und danke herzlich im Voraus.

Es geht mir noch immer schlecht genug, — doch ich hoffe ja!

* * *

An Wilhelm Vollmer.

9. 2. 76.

Herzlichen Dank, mein sehr lieber und verehrter Freund! Hätte ich ahnen können, daß Du selbst leidend bist, so hätte ich Dich sicher nicht mit meinem Anliegen beunruhigt.

Ich wünsche Dir nun von ganzem Herzen gute Besserung, und — Moriturus Saluto!

Dein
F. Freiligrath.

* * *

Wohl spricht aus diesen Briefen das Bewußtsein schwerer Erkrankung, aber ein tapferes Herz giebt die Hoffnung nicht so leicht auf. Freiligrath machte schon Pläne, wohin er sich in der kommenden besseren Jahreszeit zum stärkenden Landaufenthalt wenden wolle, und hatte sich die Solitude bei Stuttgart dazu ausersehen, die als hochgelegen und von würzigem Tannenduft erfüllt, auch von dem Arzte als am zweckmäßigsten gebilligt wurde. Es sollte nicht mehr dazu kommen. An schönen Tagen im Februar ging Freiligrath wohl noch vor dem Hause auf und ab, aber bald wurden auch diese kurzen Spaziergänge eingestellt. Das Gehen fiel ihm zu schwer; die geistige Regsamkeit, gemütvolle Teilnahme und den guten Humor bewahrte er sich bis zum Ende, wie sein Gedicht zu Scheffels 50. Geburtstage beweist, welches zu jener Zeit entstand, das letzte Gedicht Freiligraths. Ludwig Walesrode, welcher in seinem trefflichen Aufsatze „F. Freiligrath, ein Cha-

rakterkopf" (Gartenlaube 1876, Nr. 45) Freiligraths Moosthee mit dem Gedicht an Scheffel zusammenstellt, bemerkt dazu: „Zwischen „Moosthee" und „Chinawein" liegt, zum Glück für die vaterländische Literaturgeschichte, der Zeitraum eines vollen halben Jahrhunderts, von 1826 bis 1876. Der Trank vom Hekla und vom Geiser hat an dem sechszehnjährigen Jüngling die wunderbare Heilkraft bewährt, die der Chinawein dem an einem unheilbaren Herzleiden erkrankten greisen Dichter leider versagte. Der sterbende Poet, der mit wehmütig heitern Versen den gefeierten Kollegen vom deutschen Parnaß zum fünfzigsten Geburtstag glückwünschend grüßte, war selbst ein Jubilar in weit eminenterer Bedeutung. Sein Todesjahr war das Ehren-Jubeljahr des Dichters, das fünfzigste, seitdem er mit jenem „Moosthee"-Gedichte vor seine Nation getreten!

Sechszehn Jahr — und wie ein greiser
Alter sitz' ich matt und krank,
Sieh, da sandten mir der Geiser
Und der Hekla diesen Trank.

Aber der Jubelgreis ist nicht wie, oder jetzt richtiger als ein greiser Alter gestorben, matt und krank. Der hellenische Ausspruch, daß die Götter den Menschen, den sie lieben, zu sich rufen, bevor er seine goldene Jugend ausgelebt, hat sich an Freiligrath glücklich erfüllt. Sein Genius hat sich die goldene Jugendfrische gewahrt; sein Herz war nur pathologisch erkrankt. Es hat bis zum letzten Schlage voll und warm geschlagen für alles Schöne, Gute, Hohe, für seine Ideale und seine Menschen. Und wie alle seine menschlich guten Eigenschaften ist ihm sein liebenswürdiger Humor treu geblieben bis zum letzten Athemzuge."

So Walesrode, Freiligraths vieljähriger Freund und täglicher Besucher, welchem die schmerzliche Aufgabe zugefallen war, den Kranken, selbst blutenden Herzens, durch Scherze und Erzählungen aufzuheitern. Hin und wider überkamen den schwer leidenden Mann wohl Todesgedanken; er vollzog seinen letzten Willen; das Ende selbst mochte er nicht so nahe wähnen. Wenige Tage vor seinem Tode sprach er noch zu einer befreundeten Dame: „Ich stehe wie ein Student auf der Mensur, und mein Gegner ist der Tod. Aber ich habe noch stählerne Arme, und wenn auch der Kampf ein heißer, so bezwinge ich den Gegner doch." In den letzten Tagen beschäftigte ihn der Gedanke einer baldigen Reise nach England zu seinen Kindern und Enkeln; er sollte sie nicht wiedersehen. Der nachfolgende Brief, der letzte, welcher dem Berichterstatter vorliegt, giebt uns einen Einblick in jene bangen erwartungsschweren Tage.

An Theodor Eichmann.

Canſtatt, den 2. März 76.

Ihr guten Freunde draußen in der Welt habt keinen Begriff davon, wie krank ich bin. Ich ſchleppe mich elend und mühſam von Tag zu Tage hin, und von freundſchaftlicher Correſpondenz, wie ich ſie früher ſo gern führte, kann nicht die Rede ſein. Auch zu dieſem Briefe, wie Du ſiehſt, muß ich mich der Hand meiner Frau bedienen. Und auch ſo wird's nicht viel werden, denn alles ermüdet mich und greift mich an, ſogar das Dictiren. Habe nun Dank für Alle Deine freundlichen Mittheilungen, aus welchen wir vor allen Dingen mit Vergnügen ſahen, daß es Dir und den lieben Deinigen wohl geht, und daß Du ſogar auf Deine alten Tage die Schlittſchuhe angeſchnallt haſt; dazu kann man Dir wohl gratuliren. Gott erhalte Dich noch lange lange ſo friſch und ſo rüſtig.

Dies ſei genug für heute, lieber Eichmann. Gebe Gott, daß es mir bald beſſer gehe. Grüße Frau und Kinder und Freunde, und behalte lieb Deinen alten

(gez.) F. Freiligrath.

P. S. Es iſt ſchlimm Secretär zu ſein, wenn man ſo traurige Sachen dictirt bekommt. Aber es iſt nur zu wahr, mein guter Mann iſt ſehr, ſehr leidend. Wenn man nur helfen könnte! Sobald ſchöne Frühlingstage eintreten, werden wir wohl eine Luftveränderungsreiſe antreten müſſen. Wohin, wiſſen wir noch nicht; nach England reichen die Kräfte ſchwerlich aus. Gott wolle helfen!

J. F.

* * *

Bettlägerig iſt Freiligrath nicht geworden. Noch am 16. März ging er rüſtig durch ſeine Zimmer, einige Bücher unterm Arm. Am 17. März blieb er zu Bett, aber ohne eigentliche Nothwendigkeit; „ich wollte einmal ein bischen faulenzen", erklärte er ſeinem Arzte. Er ließ ſich die eingelaufenen Briefe bringen und diktierte auch einiges. Unter dieſen Briefen machte ihm einer von Volckmar aus Leipzig noch eine beſondere Freude. Derſelbe hatte die Doré'ſchen Zeichnungen zu Coleridge's Altem Matroſen und Freiligraths deutſchen Text des Gedichtes erworben und ſchickte nun das Honorar. „Da habe ich," ſprach er vergnügt, „als blutjunger Menſch den Alten Matroſen überſetzt; wie oft iſt er nun ſchon gedruckt worden, und nun erſcheint er noch gar in einem Prachtwerke mit ſchönen Illuſtrationen." Seine Schwägerin Maria Melos war vor wenigen Tagen aus Schleſien eingetroffen, worüber er ſich auch herzlich freute. Er bat ſeine beiden Pflegerinnen, ihn keinen

Augenblick allein zu laſſen, und dankte ihnen wiederholt mit der liebevollen Äußerung: Ihr ſeid ein paar gute Schweſtern. Er diktierte der Gattin einen kurzen Gruß nach Soeſt, einen Geburtstagsgruß für Gisberta: Meinen geliebten Schweſtern mit den allerherzlichſten Glückwünſchen zum 19. März 1876. God bless you! God bless you. Ferdinand.

Er unterſchrieb das Blatt noch mit leſerlicher, aber anſcheinend ſehr zitternder Hand; es war das letzte Mal, daß er die Feder faßte.

Der grüne Lehnſeſſel, in welchem Goethe ſtarb, gehörte zu den Hausgeräten, welche ein paar Jahre nach Profeſſor Melos' Tode, als deſſen Witwe von Weimar wegzog, verſteigert wurden; Ottilie von Goethe erſtand den bequemen Seſſel für das Schlafgemach des Schwiegervaters, und in dieſem vormals Melos'ſchen Familienſtück iſt Goethe entſchlafen. Wenn das Geſpräch auf dieſen Umſtand kam, ſagte Freiligrath ſtets zu ſeiner Gattin: Ich bin kein Goethe und will ihn gewiß nicht kopieren, aber in einem Seſſel ſterbe ich auch einmal, Du ſollſt ſehen! Und ſo geſchah es.

Die letzte Nacht brach an. Obwohl ſchon den ganzen Winter hindurch die Nächte vielfach geſtört und der Schlaf häufig unterbrochen geweſen, ſo verlief doch keine ſo unruhig wie die vom 17. auf den 18. März. Der Kranke verlangte vom Bett in den Armſeſſel, und von dieſem wieder ins Bett. Das Atmen wurde ihm ſchwer. Außer der Medizin ward von Zeit zu Zeit ein Schluck ſtarken Weines gereicht; der treue Freund Ganzhorn hatte für einen Vorrat des ſo ſchön beſungenen Kometenweines geſorgt, und dieſer abwechſelnd mit Champagner und Xeres hielten die ſinkenden Kräfte aufrecht. Gegen Morgen verlangte Freiligrath wieder in den Seſſel; die Gattin redete ihm zu, liegen zu bleiben, bis das Feuer wieder angezündet ſei; Du ſiehſt ſo recht behaglich aus! ſprach ſie. Er antwortete ſeufzend: Ach, behaglich! Ich habe keinen Atem! Im Schlafrock, mit Decken und Kiſſen umſteckt, ward er bequem in den Lehnſtuhl geſetzt; ein tiefes Atemholen gewährte ihm augenſcheinlich Erleichterung. Mit tiefen Zügen trank er ein Glas Waſſer. Ich bin durſtig! ſagte er. Gleich darauf ward ſeine Gattin durch ein eigentümlich gurgelndes Geräuſch in ſeiner Kehle erſchreckt; eilends ſandte ſie nach dem Sohn und der Schweſter. Freiligrath ſaß im Lehnſtuhl, den Kopf vornüber geneigt, immer ſchwächer atmend. Als wenige Augenblicke darnach Wolfgang und Maria eintraten, war ſchon das Leben entflohen; der Todeskampf hatte keine zehn Minuten gedauert.

So entſchlief ſchmerzlos Ferdinand Freiligrath Samstag den 18. März 1876 gegen ſechs Uhr in der Frühe; ſein Schlafzimmer hatte wie das Bibliothekzimmer den Ausblick auf den rauſchenden Fluß und die Morgenröte. Die aufgehende Sonne leuchtete dem edeln Toten nicht mehr. Man ließ ihn

im Seſſel ſitzen; in dieſer Stellung ward er photographiert [1]). Es ſind die früheren Züge, wohl ſchlaffer geworden, aber keine Spur ſchweren Siechtumes verratend; das vormals dunkle Haar iſt greis geworden, aber noch immer voll; es iſt nicht ein Toter, den wir ſehen, es iſt das ſchöne friedenvolle Bild eines vor Ermüdung Entſchlafenen.

Ein tiefes Weh durchzuckte viel Tauſende deutſcher Herzen, als am 18. März 1876 die Kunde von Ferdinand Freiligraths Scheiden durch den Telegraphen allerorten verkündet ward. Von nah und fern kamen Beweiſe der innigſten Trauer und Verehrung. Freiligraths Sterbezimmer glich einem Hain von Lorbeeren, Myrten, Roſen, Cypreſſen; Hunderte von Kränzen, Lorbeer- und Palmzweigen, Berge von Briefen und Depeſchen lagen aufgehäuft. Der Dichter ruhte in einem eichenen Sarge unter Veilchen und Camellien; auch die Stadt Canſtatt überreichte durch eine Deputation einen prachtvollen Kranz. Am 21. März, dem Tage des Frühlingsanfangs, ward die entſeelte Hülle zur letzten Ruheſtätte gebracht. Die Freunde in Detmold hatten den Wunſch ausgeſprochen, daß des Dichters Vaterſtadt auch ſein Grab beſitze, wie er vor langen Jahren in ſeinem Ausgewanderten Dichter geſungen:

Ich lag heut' Nacht in ſüßen ſtillen Träumen
Von meiner Heimat und von meinen Lieben.
Ich wandelte bei meiner Kindheit Bäumen,
Wo ich wohl wünſchte, daß ſie mich begrüben.

Dagegen ſtand die entſchiedene Abneigung der Familie, durch eine feierliche, Aufſehen erregende Überführung nach der Grotenburg dem ſchlichten tiefbeſcheidenen Sinne des Entſchlafenen zu widerſprechen, zumal da ſofort nach des Dichters Tode die Stadtbehörde von Canſtatt eine würdige Grabſtätte freiwillig zur Verfügung geſtellt hatte.

Auf dem Canſtatter Gottesacker erhebt ſich die Uffkirche, eine der älteſten Kirchen des württembergiſchen Landes; das kleine Gotteshaus mit der beſcheidenen Turmſpitze war die Mutterkirche der ganzen Thalgegend und des nachgeborenen Stuttgart; jetzt wird dieſelbe nur noch gelegentlich als Kapelle für einen Trauergottesdienſt benutzt. Nahe der Uffkirche, an die Mauer des Friedhofes gelehnt, ſchon von weitem ſichtbar, liegt Ferdinand Freiligraths letzte Ruheſtätte. Eine ungeheure Menſchenmenge bildete das Grabgeleite, nicht aus den benachbarten Städten bloß, aus Canſtatt und Stuttgart, nicht nur Freunde und Bekannte des Dichters, deutſche Schriftſteller, ſondern es waren Leidtragende aus allen Gauen von Deutſchland herzugeſtrömt, der ernſten Feier beizuwohnen, auf das Grab Kranz oder Palmzweig oder Blumen niederzulegen; ſo Vertreter der Augsb. Allgemeinen

[1]) Siehe Gartenlaube 1876. Nr. 16. S. 270.

Zeitung, der Frankfurter Zeitung, der Gartenlaube, des Frankfurter Journalistenvereins, der Wiener Concordia und zahlreiche andere Abordnungen aus Frankfurt, Soest, Berlin, Bielefeld ꝛc. Der Stuttgarter Liederkranz und die Canstatter Gesangvereine eröffneten und schlossen die Feier mit Gesang; die kirchliche Grabrede und das Gebet hielt, anknüpfend an das Lied „O lieb', so lang du lieben kannst", Diakonus Härle; Ludwig Walesrode rief dem Freunde ein Lebewohl nach; Karl Mayer hielt im Namen der Volkspartei eine schwungvolle Denkrede. Zahlreiche Kränze mit schwarzrotgoldenen Schleifen wurden auf das Grab niedergelegt.

Und so nicht allein an der Stätte seines Todes. Monatelang noch brachte die Presse Nachrufe, Erinnerungen, Gedichte zu Ehren des Heimgegangenen; würdige Totenfeiern wurden in vielen Städten abgehalten. Nicht nur im Vaterland erscholl die Klage um den geliebten Toten; englische, französische, spanische, italienische, holländische, dänische und schwedische Blätter brachten eingehende Lebensbilder Freiligraths, aus Melbourne und vom Kap hallte die Klage zurück: vor allem waren es die Vereinigten Staaten von Nordamerika, die ihrer Teilnahme in der deutschen wie in der englischen Presse lauten Ausdruck gaben. Von diesen zahlreichen Kundgebungen lebendigster Anteilnahme war für die Hinterbliebenen besonders rührend ein Schreiben aus Neu-York, dessen Stempel „Freiligrath" nicht wenig überraschte. Schon im Jahre 1868 hatte sich daselbst unter den Arbeitern ein Krankenunterstützungsverein gebildet, welcher Freiligrath zu seinem „Patron" erwählt und den Namen des Dichters in Stempel und Unterschrift führte. Dieser selbst hatte nichts davon gewußt; die Familie vernahm es erst, als der Verein ihr seine Trauer über des Dichters Tod aussprach.

Es lag nahe, daß die Freunde des Dichters Ruhestätte in würdiger und monumentaler Weise zu bezeichnen beschlossen. Es bildete sich ein Ausschuß, welcher am 10. April 1876 zu Beiträgen für Ferdinand Freiligraths Grabdenkmal aufforderte. Unter den Unterzeichnern finden wir die Namen des Ministers Golther als Vorsitzenden, von J. G. Fischer, W. Ganzhorn, Wilh. Hemsen, Edmund Hoefer, Wilh. Lübke, Karl Mayer, Wilh. Vollmer, Ludw. Walesrode. Die Aufgabe, des Dichters Büste herzustellen, übernahm in der uneigennützigsten Weise Professor Donndorf in Stuttgart. Sommer 1878 war das Grabdenkmal vollendet.

Gegen Abend des 24. Juni versammelten sich die zahlreichen Teilnehmer der Feier im Canstatter Kursaal zum Zuge nach dem Gottesacker. Professor Julius Klaiber hielt die Denkrede in warmen schwungvollen Worten, indem er Freiligrath als den Vertreter deutschen Geistes, als den Dichter der Freiheit feierte. Zwei Enkel des Dichters und ein Söhnchen Donndorfs zogen die

bergende Hülle hinweg. Da erschien, sich abhebend von einer Rückwand in schönen griechischen Formen, auf granitnem Sockel, das goldglänzende löwengewaltige Haupt des Dichters, von J. G. Fischer mit einem Gedichte begrüßt. Der Gesang der Canstatter Sängervereine schloß die Feier, wie er sie eröffnet hatte. Der Grabstein ward mit Rosen und Blumenkränzen geschmückt. Von den Angehörigen des Dichters wohnten die Witwe, die jüngste Tochter, die zwei ältesten Enkel und die Schwägerin der Enthüllung bei. An dieselbe schloß sich ein Festmahl, in dessen Reden, Liedern und Gedichten die ernste Feier würdig und schön ausklang.

Ferdinand Freiligraths Geburtshaus zu Detmold ist noch bei seinen Lebzeiten mit einer Denktafel geziert, eine der neuen Straßen Freiligrathsstraße benannt worden, zu großer Freude unseres Freundes. Wo er weiterhin auf seinem vielverschlungenen Lebenswege gerastet, das ist an den Stätten, auf deutscher Erde wenigstens, wo er längere Zeit verweilte, in diesem Werke mitgeteilt, damit des Dichters Gedächtnis nicht verloren gehe, wenn ein nachlebendes Geschlecht die Pflicht erkennen sollte, seine Wohnstätte zu bezeichnen, nicht ihm, sondern der Stadt zur Ehre, die ihn behauste. Unter den Fenstern jenes Eckzimmers im Alten Hasen, in welchem der Dichter seinen letzten Atemzug aushauchte, sagt uns eine schwarze Marmortafel mit Goldschrift: Hier starb Ferdinand Freiligrath; eine anmutige Stelle in den Kursaalanlagen zu Canstatt, an welcher der Blick von der Höhe weithin neckarauf schweift, ist bezeichnet als Freiligrath-Blick; unweit davon bewahrt der Uffkirchhof des Dichters Grab. Die er liebte, sind weithin zerstreut; die eine noch überlebende Schwester, Gisberta, weilt in Soest, die beiden Töchter, glücklich vermählt, Luise Mutter von fünf Kindern, in England; die beiden Söhne, auf die des Vaters unbefriedigter Drang in die Weite übergegangen, suchten sich im fernen Westen von Nordamerika, im Lande Hiawathas, eine neue Heimat zu erobern; an der Küste Kaliforniens weilt Wolfgang und der einzige Enkel, der Ferdinand Freiligraths Namen trägt. Frau Ida ist Herbst 1881 in das altvertraute Düsseldorf übergesiedelt, ihrem heimgekehrten jüngsten Sohne Percy, den weite Geschäftsreisen durch Europa führen, ein gastliches Haus zu bereiten. Aber sicher behütet durch seines Volkes Liebe ruht des Dichters Grab, für welches auch das schöne Wort gilt, das Freiligrath Immermann nachrief:

Den Todten Ehre, sei ihr Schlummer lind,
Die Rath und Stab noch den Lebend'gen sind;
Die ew'gen Lichtes vorglühn unsrer Bahn;
An deren Gruft, wenn wir ihr zitternd nahn,
Um leise weinend ein Gebet zu stammeln,
Wir frischen Muth und neue Thatkraft sammeln!

Zwölfter Abſchnitt. Überſchau.

Das Leben des Dichters, ein echtes volles Menſchenleben, iſt vor uns vorübergerauſcht mit ſeinen großen Schmerzen und ſeinen großen Freuden, ſeinem Wirken abwechſelnd im engen und im weiteſten Kreiſe, ſeinen ruheloſen Wanderfahrten, bis endlich der Sohn Weſtfalens in ſchwäbiſcher Erde ſeine letzte Ruheſtatt fand. So ſei denn hier zum Schluſſe ein geiſtiges Geſamtbild des Mannes vor unſer Auge geſtellt, des äußeren Menſchen ſowohl wie des inneren; zu dem letzteren werden uns Freiligraths tiefſte Kundgebungen, ſeine Gedichte und die Fülle ſeiner Briefe die reichſten Farben darbieten.

Ferdinand Freiligraths äußere Erſcheinung iſt im Laufe unſerer Erzählung bisweilen kurz betrachtet worden. Im allgemeinen möchte ich meinen, es ſei keines der Bilder aus jüngeren Jahren beſonders treffend. Daran mochte wohl die Eigentümlichkeit Freiligraths Schuld ſein, die auch dem tüchtigſten Künſtler eine ſchwierige Aufgabe bot; wohl waren die äußeren Formen, das volle Geſicht, das runde Kinn, leicht wiederzugeben, aber je nachdem den Dichter ein Gedanke, eine Empfindung beherrſchte, war auch der Ausdruck ungemein wechſelnd, und ſo erklärt ſich die verſchiedene Auffaſſung der Künſtler. Die Zeichnung von Karl Hübner, jenes ſchwärmeriſch zum Himmel aufblickende Mulattengeſicht, welches neuerdings in einem vielgeprieſenen literarhiſtoriſchen Bilderbuch eine noch weit häßlichere Erneuerung erfahren hat, zeigt uns die Erſcheinung des jugendlichen Dichters in ebenſo mangelhafter Geſtalt, wie das Bild von Schramm mit der darin ausgeſprochenen vollbäckigen Bonhommie; des etwas albernen Bildes von Walther, der wenig bedeutenden, nicht veröffentlichten Zeichnung von Jakob Becker, der Medaillons von Schink und Graß, ſowie der beſten aller künſtleriſchen Darſtellungen Freiligraths, des trefflichen Ölbildes von Haſenclever, iſt ſeiner Zeit gedacht worden; auch das Bild von Hartmann aus der erſten Londoner Zeit giebt viel mehr den wohlmeinenden dickbäckigen Papa als den genialen Dichter wieder. Ein Ölgemälde von Maler Löwenthal ward Sommer

1866 zu London ausgeführt, und zwar im Auftrage des gegenwärtigen Besitzers, des Bankiers Moritz Erlanger zu Frankfurt a. M. Die bessern Lichtbilder aus späteren Jahren geben das Wesen des Mannes bei weitem treffender wieder, als das von jenen älteren Bildern gesagt werden kann, bei denen gemeiniglich der Meister dasjenige, was im Angesichte lag, nicht zu finden wußte, und dafür Fremdartiges hineinlegte. So aus der Londoner Zeit 1862 mehrere verschiedene Aufnahmen von Silvy, stehend und sitzend; 1867 ward zu Barmen eine vortreffliche Photographie gefertigt, welche den ersten Band der Gesammelten Dichtungen von 1877 ziert. Während des Stuttgarter Aufenthaltes entstanden Photographien von Buchner und Brandseph, die nichts zu wünschen übrig lassen und vielverbreitet sind.

Freiligraths Erscheinung trug einen ausgeprägt germanischen Typus; das weiche leichtgewellte Haar dunkelbraun und gemeiniglich etwas lang getragen; die tiefliegenden Augen braun mit grauem Rande, aber völlig beherrscht durch den blitzenden dunkeln Augenstern; die Stirne schön gewölbt; das Gesicht breit, von bräunlicher Farbe mit gesundem Rot; die stumpfe Nase ein Erbteil von der Mutter; der dunkle Bart umrahmte das ganze nicht regelmäßig oder klassisch gebildete, aber charaktervolle kräftig ausgeprägte Angesicht, dem der Künstler mit etwas Stilisierung leicht etwas Löwenartiges geben konnte. Aber das war im Grunde doch nicht der eigentliche Freiligrath; dieser kam erst zum Vorschein in jenem „unbeschreiblichen Augenaufschlag", von welchem Freund Zulauff spricht, in jenem tiefgeistigen Blick, welcher abwechselnd so gütig und so zürnend, so ernst und so schalkhaft sein konnte, aber doch zumeist freundlich heiter unter den buschigen Brauen hervorleuchtete. Diese Denkerstirn, dieser beherrschende Blick, diese gewinnende Freundlichkeit, dieser in dem starken Kinn ausgesprochene feste Wille bildeten des Dichters durchschlagenden Seelenausdruck, auch nachdem in späteren Jahren das Haar greis, die Züge des Angesichts voller und verschwommener geworden waren. Dieses gebietende Haupt saß auf einem gedrungenen breitschulterigen Körper, dem Erbteil vom Vater her; die Gliedmaßen waren voll und stark, der ganze Mann ein Bild der Gesundheit und Lebenskraft.

Ein köstliches Gut besaß Freiligrath in dem unserem vielleseuden Geschlecht so selten beschiedenen Falkenblick. Er durfte sich einer Sehkraft rühmen, wie sie nur wenigen Glücklichen zuteil wird, und sie blieb ihm ungeschwächt bis an sein Ende. Einer Brille hat er nie bedurft; er konnte in der Nähe die feinste Perlschrift sogar bei Lampenlicht lesen; in die Ferne sah er so scharf, daß er von seinem Balkon in St. Goar die auf dem Dampfer vorüberfahrenden Freunde erkannte und noch in seinen letzten Lebensjahren die Sichelgestalt der Venus und die Jupitersmonde mit bloßen Augen sah.

Dazu besaß Freiligrath eine wohlklingende, weiche und volle Stimme; er sang gern und korrekt, ohne eine eigentlich musikalische Bildung genossen zu haben; ein flottes Zeichentalent tritt hin und wider sogar in den Briefen zutage. Freiligrath äußerte öfters, er würde gern Maler geworden sein; und in der That bekundete sein richtiger Blick und sein treffendes Urteil über Kunstwerke eine große natürliche Begabung. Eine vor allem köstliche Gabe aber war ein wahrhaft erstaunliches Gedächtnis, welches das rasch Erfaßte lebenslang festhielt; ihm dankte er jene überwältigende Fülle geographischen, naturwissenschaftlichen, vornehmlich auch literarhistorischen Wissens, wie es in seinen Briefen vielfach zutage kommt; auf dem weiten Felde der französischen, englischen, der ältern und neuern deutschen Literatur war er in wunderbarer Weise zu Hause, beherrschte dieses umfassende Wissen auch des anscheinend Entlegenen mit völliger Sicherheit. Sein in der Weise Opitzens gedichtetes Hochzeitslied für Koester, seine Blumenlese „Dichtung und Dichter" sind ein Beweis dieser umfassenden Belesenheit auf dem Gebiete deutscher Dichtung; aber besonders auch in der schönwissenschaftlichen englischen und nordamerikanischen Literatur bis auf die Gegenwart herab hatte er alles Wichtige gelesen, verfolgte er bis an sein Ende die neuesten Erscheinungen. Mit diesem allbeherrschenden Gedächtnis, dieser ehernen Lesefähigkeit war zugleich verbunden eine eifrige, ohne Zweifel schon in der Kindheit durch den Verkehr mit Clostermeier geweckte Sammellust auf seinem Lieblingsgebiete, der deutschen und englischen Literaturgeschichte. Von Ort zu Ort getrieben, nahm er immer sein liebstes Rüstzeug, seine Bücher mit, erwarb neues, den einzigen Luxus, den er sich erlaubte, wußte mit merkwürdigem Glück alte und seltene Dinge aufzutreiben; für den ersten Druck einer Dichtung von Goethe oder Schiller war ihm kein Preis zu hoch; anderes wieder wußte er bei den Londoner Bücherhändlern aufzustöbern; so gelang es ihm, nach und nach eine Bibliothek von mehr als 8000 Bänden zusammenzubringen, die der Stolz und die Freude seiner alten Tage war. Nach des Dichters Tode sollte dieselbe im Juni 1878 unter den Hammer kommen, ward aber noch vorher ungeteilt von einem reichen Amerikaner, Mr. J. M. Sears zu Boston, erworben.

In seiner Lebensweise war Ferdinand Freiligrath, abgesehen von der kurzen übermütigen Brausezeit zu Barmen und Unkel, die Mäßigkeit und Einfachheit selbst; den Champagnerschaum vom Glase zu blasen, untersagte ihm von dem Ende der Junggesellenzeit ab, wenn wir etwa einen raschen Trunk mit Hoffmann ausnehmen wollen, schon das Gebot hausväterlicher Sparsamkeit; aber ein gutes Glas Rheinwein oder noch besser ein gutes Glas Maitrank war ihm allezeit eine herzliche Labe. Von lebhaftem Drang

nach Geselligkeit, war der Dichter doch nicht der Mann großer Gesellschaften; er fühlte sich da bedrückt; das Gefühl, als Mittelpunkt eines weiten Kreises zu gelten, seine Worte wägen zu müssen, war ihm lästig. Aber im Zwiegespräch oder im engeren Kreise der Freunde war er die Liebenswürdigkeit und Offenherzigkeit selbst, von sprudelndem, zu Zeiten etwas derbem aber allezeit gutartigem Witz, schlagfertig und zum Scherz aufgelegt, mit einer beneidenswerten Gabe des herzlichsten Lachens; in der zweiten Londoner und der Stuttgarter Zeit freilich war der vormals so lebensfreudige Mann stiller und ernster geworden. Diese aus einer seelenguten Gemütsart hervorblühende Liebenswürdigkeit Freiligraths äußert sich aber besonders lebhaft in seinen Briefen, die allezeit ein getreuer Abdruck seiner Stimmung sind; meines Erachtens gehören viele Briefe Freiligraths zu den anmutigsten erfreuendsten Dichterbriefen, die unsere Literatur überhaupt besitzt; nirgends blasse Reflexion, trockene Gelehrsamkeit, nüchterne Alltäglichkeit, Sentimentalität, geziertes Witzspiel, sondern stets wahrhaftige freundschaftliche Ergießung, lebendigste Teilnahme, schriftliches Gespräch; es sind wirkliche Briefe, nicht druckfertige Schriftstücke; es spricht aus ihnen ein Herz ohne Falsch, ein offenes, ein freudiges und starkes Herz. Freilich konnte er auch im Antworten nicht selten recht säumig sein; die zahlreichen entschuldigenden Anfänge seiner Briefe seien allen, die an gleicher Krankheit leiden, bestens empfohlen.

Ferdinand Wolff, welcher zu diesem Werke bereits eine willkommene Mitteilung über Freiligraths Stellung gegenüber den politischen Parteien im Exil beigesteuert hat, spricht sich auch schön und treffend über Freiligraths Briefe aus: „Le style c'est l'homme. Was Freiligraths Stil so sehr charakterisiert, das ist die männliche, unumwundene Offenheit und Offenherzigkeit. Das Gefühlte, das Gedachte fällt mit dem Ausdrucke völlig zusammen; daher kein Ausstreichen, kein Verbessern, kein Zurückhalten. Es giebt kein wahres Genie ohne Männlichkeit und keine Männlichkeit ohne irgend eine geistige Begabung, sowie es überhaupt keine wahre Schönheit ohne Kraft geben kann. Selbst unter dem Anschein von Delikatesse kann eine Kraft verborgen sein, welche der oberflächlichen Beobachtung entgeht. Nur so kann man sich erklären, wie ein Mann, der uns bloß als einer der genialsten Dichter Deutschlands bekannt ist, in den gewöhnlichsten Briefen geschäftlicher Art eine Kunst entwickeln konnte, die ihn weit über gefeierte Prosaisten heutigen Tages erhebt. In diesen Briefen spricht sich eine Männlichkeit aus, die sich beständig in Thaten bewährt, die immer mit Erfolg in die Schicksale anderer eingreift, immer bereit ist, sich für andere zu verwenden, und wo das Wort so zu sagen zur That geworden, die vollbrachte That in die schönste, einfachste, naivste Prosa gehüllt ist. Dabei ist die Sprache so

klar, ſo einfach, ſo durchſichtig, daß ſich in ihr wie in einem Kryſtalle die leiſeſten Seelenbewegungen abſpiegeln. Und woher kommt dieſe Durchſichtigkeit? Gerade von jener männlichen Offenheit, der jeder Hintergedanke, jede Fineſſe, alles Zurückhalten fremd iſt; wenn man nach Jahren dieſe Briefe wieder lieſt, bringen ſie denſelben Eindruck hervor wie vormals. Wie alltäglich auch das Mitzuteilende ſein mag, die Sprache iſt immer neu, friſch, belebend, frei von allen frivolen und abgenutzten Redensarten und dabei wieder voll von neuen, originellen, überraſchenden Wendungen. Es giebt eine gewiſſe Glätte des Stils, die beinahe wie Flüſſigkeit ausſieht; man ſtößt nirgends an, aber man verweilt auch nirgends mit einigem Wohlgefallen; nichts fällt einem auf, aber auch nichts hält einen feſt; und wenn man zu Ende iſt, ſo iſt man ebenſo weich, ebenſo hart wie zuvor. Von einer ſolchen Glätte und glatten Kälte findet ſich nirgends die geringſte Spur in Freiligraths Briefen; flüſſig ſind ſie allerdings, aber dieſe Flüſſigkeit iſt wie das Dahinflüſtern des heimatlichen Rheines; wie oft man dieſelben überlieſt, man weidet ſich ordentlich an der ſtillen, tröſtenden, beruhigenden Muſik und folgt mit Entzücken den feinen eleganten Wendungen der Phraſe. Jeder Brief, jedes Billet iſt ein in ſich abgeſchloſſenes Ganzes; nirgends ein haſtiges übereiltes Schreiben, als wenn er bloß ſchriebe, um des Schreibens oder der Perſon, an die er ſich wendet, ledig zu werden; nirgends iſt der Schluß des Briefes übers Knie gebrochen; jeder Brief iſt ein perfektes Werk, welches den Stempel des Schreibers trägt. Man kann unmöglich irgend einen Satz unrichtig leſen oder falſch betonen, nicht weil die Schrift ſo leſerlich und klar iſt — und ich kenne keine Schrift, die klarer und leſerlicher ſein kann — oder weil die Züge ſelbſt ſo elegant und voll ſind; nein, der Gedanke und das Gedachte ſpricht und leuchtet ſo zu ſagen mit allen ſeinen Schattierungen und Betonungen aus dem Briefe hervor. Jeder Hauch der Seele iſt gleichſam durch den Druck der Hand dem geſchriebenen Worte mitgeteilt und phonographiſch darin verkörpert, ſowie das Licht ſeiner klaren Seele denſelben Zügen photographiſch einverleibt iſt.“

Noch ein trefflicher Zug in unſers Dichters Seelenart ſoll hier nicht übergangen werden, ſeine Ordnungsliebe, ſeine Pünktlichkeit und Gewiſſenhaftigkeit in allem was er that. Sie offenbart ſich in der Sauberkeit und muſterhaften Haltung ſeiner Knabenhefte, in der gleichmäßig ſchönen Schrift ſeiner Briefe, in der Freude an einer allezeit wohlgeordneten, behaglichen, künſtleriſch gezierten Umgebung, in der peinlichen Sorgfalt, mit welcher er geſchäftliche Verbindlichkeiten erledigt, ſeine Korrekturen ſelbſt lieſt, ſo daß ein unverſchuldeter Druckfehler ihm ſchwere Kümmernis macht, in der Sorgſamkeit, mit welcher er die empfangenen Briefe aufbewahrt und ſie durch alle

Mühen und Nöten seines vielverschlungenen Lebensganges mit sich führt. In solchen Dingen kommt bei dem Dichter der wohlgeschulte Kaufmann zum Vorschein, und wahrlich nicht zu seinem Nachteil.

„Kaufmännische Pünktlichkeit," sagt Jul. Wolff in seinem schönen Nachruf in der Nationalzeitung, „hat Freiligrath in allen Dingen bis an sein Lebensende bewahrt. So führte er z. B. ein Journal über seine Korrespondenz, in dem ein Soll für die eingegangenen und ein Haben für die abgegangenen Briefe figuriert. Wenn der Postbote die Briefe brachte, so durfte niemand, auch seine Gattin nicht, dieselben anrühren. Erst wurden sie ins Journal eingetragen, bisweilen mit Bemerkungen wie „Brief von N. N. (Autographenbettler)" oder „Brief und Packet von X. X. (Manuskript; o du grundgütiger Gott!!!)". So lange er gehen konnte, trug er seine Briefe selbst zur Post. Diese waren meist sehr ausführlich und eingehend, nie gekünstelt, doch trefflich stilisiert. Er hielt mit seiner Meinung niemals hinter dem Berge; seine Herzensgüte und sein Humor sprachen aus jeder Zeile. Er konnte einem über irgend eine literarische Sünde derb die Wahrheit sagen, doch gleich hinter der ernsten Predigt lachte der gutmütige Schalk. Man fühlte, wie gut und ehrlich er alles meinte und war ihm von Herzen dankbar. Niemals hat er sich in ein literarisches Geklatsch eingelassen; aber galt es, einen Freund oder eine Sache zu verteidigen, so war er da und zog blank."

Und noch ein prächtiger Zug in unseres Freundes Seelenbild war sein unverwüstlicher Humor, nicht der Lust und Schmerz, Himmel und Erde verknüpfende Humor eines Jean Paul, sondern die vergnügliche Schalkhaftigkeit, mit welcher er, von einzelnen trüben Stunden der Jugendjahre abgesehen, das Leben nahm, wie es sich bot, mit einer harmlosen Lust an allerlei Wortspielen, Spitznamen, Scherzgeschichten und anderen Neckereien, die seine Briefe bisweilen so unglaublich anziehend machen; manches freilich mußte der Rücksicht auf Lebende oder Tote geopfert werden, obgleich Freiligraths Witz und Scherz wohl zuweilen kräftig, aber nie verletzend oder scharf ist. Auch in manchem ursprünglich nicht für die Öffentlichkeit bestimmten Gelegenheitsgedicht für Freunde spricht sich diese humoristische Ader in köstlichster Weise aus.

Steigen wir aber auf den Grund dieser Seelenzüge, so finden wir als Kern derselben ein tiefes Gemüt, einen unbeugsamen Willen. Als Freiligrath seine Gedichte zuerst ausgehen ließ, hatten die Kritiker in ihrer großen Mehrzahl nur Augen für die in diesen blendenden Schöpfungen sich aussprechende Phantasie; andere freilich auch für die Verwogenheiten des Bildes, der Sprache, des Reimes. Es machte dem Dichter selbst den tiefsten Kummer, daß auch die freundlichsten Beurteiler über den bei allem Glanz mehr äußer-

lichen Schönheiten den warmen Herzschlag nicht vernahmen, welcher aus ihnen hervorklingt. Denn wahrlich, Freiligrath hat wie wenige mit dem Herzen gedichtet. Wetterleuchten in der Pfingstnacht, die Auswanderer, der Tod des Führers, der ausgewanderte Dichter, die Sandlieder, der Reiter, die Schreinergesellen, die Bilderbibel, O lieb', so lang Du lieben kannst, Leviathan, Landrinette, Roland, Bannerspruch und so manche andere, sind sie nicht mit Herzblut geschrieben? Tönt nicht aus einer ganzen Zahl von ihnen das Mitgefühl für die Verfolgten und Heimatlosen, für die Nothaut und den zerschossenen Neger, die irische Witwe und die deutschen Auswanderer? Und Freiligraths gesamte politische Dichtung, ist sie nicht ein wenn auch bisweilen in rauhen Klängen losbrechender Zornerguß des tiefsten sittlichen Gefühls, ein Kampf für die Geknechteten, ein Wehruf des Proletariers des Geistes für den Proletarier mit der schwieligen Hand? Wir mögen Freiligraths politische Dichtung anschauen wie wir wollen, als Gesinnungsgenossen oder als Gegner, wir mögen sie vom Gesichtspunkte des Ästhetikers aus erheben oder verurteilen, wer aber hört nicht auch aus diesen zornflammenden Liedern den Herzschlag des Dichters heraus?

Wer aber hier den Herzschlag nicht hört, aus Freiligraths Briefen muß er ihn deutlich vernehmen. Mit welcher rührenden Liebe umfaßt der Dichter seine Nächsten, die treue Stiefmutter, die Geschwister! Wie innig und dankbar gedenkt er der längstgestorbenen Eltern! Wie tief bekümmert ihn jede Krankheit des Bruders oder der Schwestern, wie schlägt ihn Karls Tod darnieder! Und wiederum, wie glücklich ist er im Besitz der Gattin, wie freudig berichtet er über der Kinder leibliches und geistiges Wachstum, wie ist der Tod der kleinen Marie oder gar Ottos dem wetterharten Mann ein Schlag ins tiefste Herz! Und wenn er im Tretrad der täglichen Arbeit seufzt, wenn er in trüber Zeit an der Zukunft des Vaterlandes verzweifeln will, der Hinblick auf die Seinen giebt ihm Trost und Kraft auszuharren bis ans Ende.

Aber auch den Freunden schlug sein Herz; selten hat ein überlegener Geist so sehr das tiefste Bedürfnis der Freundschaft empfunden wie Freiligrath. Ein kindlich harmloses Gemüt, that er, in jungen Jahren wenigstens, die Pforten seines Herzens weit auf für jeden, der ihm mit Versicherungen der Freundschaft nahe trat; so kam er denn freilich in Beziehung zu manchen Dichtern und Nichtdichtern teilweise sehr fragwürdiger Bedeutung, „gute Leute und schlechte Musikanten", die ihr kleines Ruderboot an sein mächtiges Meerschiff anhingen und im Handumdrehen mit dem wenig weltkundigen Dichter auf Du und Du standen. Dann kam die bittere Täuschung nach, und Freiligrath wettert über seine thörichte Gutherzigkeit. Andere Freundschaften

wieder erloſchen raſch oder allgemach an Altersſchwäche, an der Verſchiedenheit der Intereſſen, dem Zwieſpalt der Anſichten, wie denn in jedem dieſer Verhältniſſe bisweilen lange Pauſen erſcheinen. Verfolgen wir dagegen Freiligraths Briefe z. B. an L. Merckel, H. Jerrentrup, K. Krah, H. Koeſter, L. Schücking, K. Buchner, Th. Eichmann und A., ſo enthüllen dieſelben uns in der Seele des Dichters eine herrliche Freundſchaftsfähigkeit, ein rührendes Vertrauen, eine allbereite Gefälligkeit und Opferwilligkeit, eine Anhänglichkeit, die weder die Zeit noch die Entfernung zu ſchwächen vermag. Es quoll eben in Freiligraths Seele ein unerſchöpflicher Liebesborn; wer ihm nahe trat, gewann ihn lieb, vergaß über ſeiner rein menſchlichen Liebenswürdigkeit völlig den Dichter, an welchen Freiligrath ſelbſt gewiß niemals erinnerte, denn von ſeinen Gedichten zu ſprechen, eines derſelben vorzutragen war ihm ein Greuel. So gewann er uns Knaben, ſo gewann er die Älteren, und ſo manchem ſeiner Freunde, mit dem ich zuſammengetroffen, vergoldet die Erinnerung an die mit Freiligrath verlebten Jugendjahre die freudenarmen Tage des Alters.

Und wie den Seinen und den Freunden, ſo ſchlug des Dichters Herz dem Vaterland, der geſamten Menſchheit. Ihm, der ſo in allen Faſern ſeines Herzens ein Deutſcher war, war es beſtimmt, lange Jahre in der Fremde zu verweilen, gerade deshalb weil er den Schmerzen und dem Zorn ſeines Vaterlandes Ausdruck gegeben hatte; es war eine bittere Ironie des Schickſals, daß der bedeutendſte deutſche Dichter der Zeit während ſeiner beſten Mannesjahre auf dem Boden Alt-Englands über oſtindiſche Foulards korreſpondieren und die Wechſel der Schweizer Bank unterſchreiben mußte. Wie zog es ihn an den Rhein, nicht bloß um ſeinetwillen, ſondern vornehmlich wegen der Kinder, welche ſo dem deutſchen Weſen entwuchſen! Wie ſehnt er ſich in den Briefen an die Jugendfreunde nach den lippiſchen Wäldern! Wie hofft er auf den Tag, da er mit Ehren wiederkehren kann in ein freies Vaterland! Anders freilich, als erwartet, waren die Umſtände, welche ihm die Heimkehr ermöglichten; nicht die Revolution rief ihn zurück, aber die liebende Verehrung des ganzen deutſchen Volkes, und in der Stunde der Gefahr ſtrömte er nochmals all ſeine Dichterkraft in feurigen Liedern zu des Vaterlandes Ehre aus.

Dieſe tiefe warme Natur war durchtränkt von der herzlichſten Menſchenliebe. Freiligrath war grundgut; ein ſchlichtes Wort, aber für ihn vollbezeichnend; er war „ein künſtlicher reiner Mann", wie Albrecht Dürer ſo herrlich ſchön ſeinen Vater nennt. Die Harmloſigkeit, die Freundlichkeit ſelbſt gegen jedermann; jeder Niedrigkeit, jeder Unwahrheit feind; in jungen Jahren von einer wahrhaft rührenden Beſcheidenheit, aber auch auf der Höhe ſeines

Ruhmes allezeit einfach, ohne eine Spur von Eitelkeit oder gemachtem Weſen, allezeit voll herzlicher Anerkennung für jede glückliche dichteriſche Leiſtung, aber auch treu und offenherzig in der Verurteilung deſſen, was ihm gemacht oder unſchön erſchien, ein Feind alles literariſchen und politiſchen Koterieweſens und Parteigezänkes. Sein ganzes Leben lang folgen ſich in Dichtungen und Briefen die warmen Anerkennungen fremden Verdienſtes; er feiert Karl Beck und Uhland, Grabbe und Platen, Immermann und Auerbach, Schiller und Moſen und Hölderlin und ſo manchen anderen. Es iſt dieſe Pietät gegen fremdes Verdienſt, welche ſich in jungen Jahren ſogar bisweilen in wirklicher Unvorſichtigkeit in der Wahl ſeiner Vertrauten äußerte, eine der ſchönſten Seiten von Freiligraths Charakter. Dieſe Eigenſchaften des Dichters hatten ihre Wurzel in einer unvergleichlichen Weltfreudigkeit, um ſo das klangloſe Wort Optimismus zu verdolmetſchen, in der köſtlichen Fähigkeit, alles von der guten Seite zu nehmen, bei jedem, mit dem er verkehrte, mehr das Gute als das Unvorteilhafte zu erkennen, auch in der Trübſal frohen Mutes zu bleiben, kurz in jener glücklichen Heiterkeit, welche das Geſchick nur ſeinen Auserwählten darbietet, und die im Grunde auf einer tiefinnen wurzelnden Religioſität ruht. Dieſes Wort mag demjenigen verwunderlich klingen, der an „der Kirche ſcheinheilige Jacht" in „Vor der Fahrt", an die kecken Scherze über Taufe und Trauung in einigen Briefen an Koeſter denkt, oder daran, daß der kleine Percy ein paar Jahre lang ungetauft umherſprang. Und „trotz alledem und alledem" halte ich das Wort aufrecht; der Dichter war ſeit Jahren, vielleicht ſchon ſeitdem er Palmſonntag 1832, am Einſegnungstage ſeiner ihm noch unbekannten, im fernen Thüringen weilenden Ida, ſein wunderſchönes Lied „In einer engliſchen Kirche" dichtete, dem kirchlichen Leben fremd geworden; und dennoch ging lebenslang durch ſeine Seele der Nachklang jener tiefen chriſtlichen Frömmigkeit, welche die dürftigen Wände des väterlichen Hauſes vergoldet hatte, die im Nebo, der Bilderbibel ꝛc. die ſchönſten Dichterblüten getrieben hat und ihm im Glaubensbekenntnis die herrlichen Worte auf die Lippen legt:

Der du die Blumen auseinanderfalteſt ꝛc.

Wer auf leiſen Sohlen unſerm Freunde nachgehen will, der wird bis in die letzten Dichtungen Freiligraths, beiſpielsweiſe in „Otto's Gruß zu Wolfgang's Hochzeit", wird in gar manchen vom tiefſten Gemüt durchwärmten Briefſtellen die deutlichen Spuren jener tiefgegründeten Religioſität finden, aus deren Boden allein jene getroſte ernſte Weltfreudigkeit erwächſt, welche Freiligraths beſter Seelenſchatz war. So hat denn auch Freiligrath etwas erreicht, von dem Goethe klagt, daß er es nicht dazu gebracht; er

ſteht nämlich mit ſeinem „O lieb', ſo lang du lieben kannſt" im Geſangbuch der Kantone Glarus, Graubündten, St. Gallen und Thurgau.

Zum Schluß ſei in unſeres Freundes Seele noch eine Seite betrachtet, die der Schmied ſeines oft ſo ernſten Schickſals war, ſein eiſenfeſter Wille, ſeine Überzeugungstreue; wir müſſen dieſelben hochachten, mögen wir ſonſt Freiligraths Anſichten teilen oder nicht. Es liegt darin, daß er, einmal eingetreten in die Laufbahn der politiſchen Dichtung, um ſeiner Überzeugung willen auf eine ſichere ſchöne Stellung, ſogar auf das Vaterland verzichtete, daß er ſeinem innerſten Lebensbedürfnis, der Dichtung, um der Seinen willen entſagt und wiederholt auf den gehaßten Kontorſtuhl zurückkehrt, ein wahrer Heldenmut. Es wäre dem gefeierten Dichter, der ohnehin in der Verbannung jedem politiſchen Parteitreiben entſagt hatte, nicht ſchwer geweſen, durch das Zugeſtändnis vielleicht nicht einmal einer Bitte, ſondern nur einer Anfrage die Rückkehr in das Vaterland zu erkaufen; er verzichtet lieber; mit herbem Trotz ißt er das Brot der Verbannung weiter; keine Klage läßt er laut werden als etwa diejenige über die laſtende, jede Poeſie ertötende Arbeit, über das ruheloſe Leben der Weltſtadt, oder darüber, daß er der Seinen nur am frühen Morgen und am ſpäten Abend froh werde. Derſelbe blieb er auch nach der Heimkehr, nicht mehr Rufer im Streit, aber ebenſowenig fürſtlicher Gunſt begehrend. Nach dem Erſcheinen ſeiner ſo machtvoll wirkenden patriotiſchen Kriegslieder von 1870 wurde ihm von Mecklenburg auf telegraphiſchem Wege ein Orden angeboten; er ließ den Funken ſogleich mit einem verneinenden Danke zurückfliegen. Nach Fritz Reuters Tode trug man ihm von München deſſen erledigten und weſentlich als künſtleriſche Auszeichnung geltenden Maximiliansorden an; auch dieſen lehnte er ohne Beſinnen ab. So war in des Dichters Seele Kinderſinn mit Mannesmut und Mannesfeſtigkeit gepaart; Freiligrath war allezeit ſtark und unbeugſam wie die Eichen des lippiſchen Waldes, zwiſchen denen er als Knabe gewandelt. Auerbach in ſeiner ſchönen Denkrede auf Freiligrath vergleicht die drei bedeutendſten Lyriker unſeres Jahrhunderts mit einander und nennt als bezeichnende Eigenſchaft für Heine den Übermut, für Lenau die Schwermut und für unſern Freund den Heldenmut. Das Wort iſt nicht bloß geiſtreich, es iſt auch treffend.

Über Ferdinand Freiligraths Dichtungen iſt bereits gelegentlich kurz geſprochen worden, aber eine Überſchau iſt hier wohl angezeigt. Was zunächſt auffällt, iſt die wohl mehr inſtinktive Sicherheit, mit welcher der Dichter von ſeinem eigentlichen Gebiete, demjenigen der reinen oder der epiſchen Lyrik, im ganzen Gange ſeiner fünfzigjährigen Dichterlaufbahn nicht ablenkt. So manchesmal legten ihm wohlmeinende Freunde oder eigene Schöpferluſt oder

auch Buchhändlerſpekulation nahe, ein Nachbargebiet zu betreten; er hat es nur einmal und nicht wieder gethan in ſeiner grünen Jugend, als er die Novelle „Die Externſteine“ ſchrieb; die Bemühung Eliſens von Hohenhauſen, ihn auf dieſer Bahn weiterzuführen, lehnte er entſchieden ab. Andere Freunde wieder, Immermann und Schücking, ſuchten ſeine Kraft auf das Gebiet des Epos zu leiten, und er ſelbſt dachte zu Zeiten an dieſen oder jenen epiſchen Cyklus; der Plan, eine Reihenfolge von Bildern wandernder Poeten hinzuſtellen, kam nicht über Verſuche hinaus. Kinkel ſuchte ihn auf die Bahn des Dramas zu führen; er ſelbſt ſann im Beginn der St. Goarer Zeit nach über eine Tragödie Dante, über ein Luſtſpiel, deſſen Stoff dem Simpliciſſimus entnommen werden ſollte; nicht einmal einen Verſuch der Durchführung hat er gemacht. Und ebenſo ward er ſofort der Unmöglichkeit bewußt, ein halb geſchichtliches halb beſchreibendes Werk, wie das maleriſche und romantiſche Weſtfalen werden ſollte, weiterzuführen; als Journaliſt hat er nur ein halbes Jahr lang, und zwar lediglich aus Parteidisciplin, gewirkt. Freiligrath erkannte eben mit richtigem Gefühl die enge Begrenzung ſeines Talents, wenn er gleich auf ſeinem eigentlichen Gebiete Meiſter war; er hielt ſich jede Anmutung, aus dieſen Grenzen herauszugehen, vom Leibe. Und da dem Lyriker, wenn er nicht in Rückert'ſche Zerfloſſenheit und Vielſchreiberei verfallen will, nur ab und zu eine Stunde voller Weihe gegeben iſt, ſo füllte Freiligrath dieſe an eigenen Produktionen ärmeren Zeiträume aus bald durch Arbeiten kompilatoriſcher Art, wie es ſein Rolandsalbum, ſein Immermann, ſeine „Dichtung und Dichter“, ſeine engliſche Blütenleſe ſind, oder er überſetzte und hielt ſich damit ſein poetiſches Rüſtzeug blank, oder er gab einzelne Leſefrüchte ſeiner raſtloſen literarhiſtoriſchen Studien an den Tag, wie während der zweiten Londoner Zeit im Vorwort zu Coleridge, in den Aufſätzen über Coleridges Wallenſtein-Exemplar, über das den finniſchen Kalewala entlehnte Versmaß des Hiawatha, über den Urſprung von Burns' Lieblingsſtrophe, und zwar alles das in muſtergültiger engliſcher Sprache. So ſtellt uns Freiligrath, wie kaum ein anderer Dichter, das Bild eines reinen vollentwickelten Lyrikers dar, nicht entſtellt durch ſchwächliche Verſuche, auf einem Gebiete zu glänzen, das er als ſeinem Genius fremd erkannte.

Auf ſeinem eigentlichen Gebiete, dem der reinen und epiſchen Lyrik, war Freiligrath von einer muſtergültigen Gewiſſenhaftigkeit; nicht bloß, wie bereits früher hervorgehoben ward, in der eiſernen Strenge der Auswahl, ſo daß er manches wertvolle Jugendprodukt zum Untergang verurteilte, ſondern auch im Feilen jedes einzelnen Gedichtes. Im großen und ganzen produzierte Freiligrath raſch und änderte wenig, manche Gedichte harrten jahre-

und jahrzehntelang auf ihre Ausführung, ehe sie sich in des Dichters Haupte abgerundet hatten, wie O lieb', so lang du lieben kannst, Die Kreuzigung, Ihr kennt die Sitte wohl der Schotten ꝛc.; andere, wie Die Steppe, ließ er lieber unvollendet, als daß er etwas darbot, was ihn selbst nicht befriedigte, wie so manches in diesem Buche mitgeteilte wunderschöne Bruchstück zeigt. Dann freilich, wenn der Geist über ihn kommt, wird wieder ein Gedicht mit fliegender Feder hingeworfen, auf dem Kontor, in der Schenke, in den Nebenräumen einer lauten Gesellschaft, oder es erwächst, wie die Mirage, während einer schlaflosen Nacht in des Dichters wundersamem Gedächtnis. Doch auch das in solcher Weise, wie in wachem Traum Entstandene erfuhr nachmals die strengste Feile, wie das die in Detmold aufbewahrten Entwürfe beweisen. So geschieht es, daß fast alles, was wir von Freiligrath besitzen, den Stempel der inneren Reife, der äußeren Vollendung trägt; bisweilen freilich, auf der Höhe der politischen Lyrik, muß die Wärme der politischen Überzeugung für das Unbefriedigende des künstlerischen Eindruckes Ersatz leisten. Und wenn in den Hervorbringungen der dritten Periode nicht alles auf der gleichen Höhe steht, warum sollen wir zu dem vielen Schönen nicht ein paar minder bedeutende liebenswürdige Gelegenheitsgedichte in den Kauf nehmen?

Scharfaugige Leute haben Freiligrath einen Autodidakten genannt, vielleicht weil sie meinten, ein Kaufmann könne nicht die allgemeine Bildung besitzen, deren der große Dichter bedürfe. Daß Freiligrath in der That eine sehr achtungswerte klassische, eine sehr tüchtige allgemeine Bildung besaß, mehr als Tausende, die sich drei Jahre lang Studierens halber auf hohen Schulen aufgehalten, daß er mit den sogenannten Naturdichtern, deren Talent mit dem Pflug oder dem Werktisch, hinter dem sie gehen und arbeiten, im Gegensatz zu stehen scheint, ganz und gar nichts gemein hatte, ist genugsam erwiesen. Freiligrath war insofern Naturdichter im höchsten Maße, als er in ausgeprägter Weise geborener, originaler Dichter war; und auch den Autodidakten mögen wir insofern gelten lassen, als Freiligrath durch strenge Arbeit, durch eiserne Selbstzucht seine angeborene Dichtergabe künstlerisch reifte; will man aber mit dem Worte Autodidakt einen Dichter bezeichnen, der nicht auf der Höhe der Bildung seiner Zeit steht, so ist dasselbe auf Freiligrath in keiner Weise anwendbar.

Drei Perioden lassen sich in Ferdinand Freiligraths Dichtung scheiden, wenn dieselben auch selbstverständlich unmerklich die eine in die andere übergehen. Eine präzise Bezeichnung der charakteristischen Eigentümlichkeit der ersten Periode, welche in der Sammlung von 1838 ihren Ausdruck und Abschluß findet, ist nicht leicht zu geben. Einer unserer bedeutendsten Kritiker nennt sie die reflektierende, ein Ausdruck, der mir wenig zutreffend erscheint;

denn, wenn dieſe Bezeichnung auch für die erſte Abteilung, die Tagebuchblätter, gelten mag, in einem ſehr beträchtlichen und gerade dem blendendſten Teile dieſer Gedichte, den Balladen und Romanzen, iſt von Reflexion keine Spur zu finden. Man hat darauf hingewieſen, daß in den Dichtungen dieſer Zeit des Dichters Subjektivität völlig zurücktrete hinter der objektiven, greifbar plaſtiſchen, farbig maleriſchen Darſtellung der gewählten Stoffe. Es mag das gelten für einen beträchtlichen, wohl auch für den am meiſten bewunderten Teil dieſer Dichtungen; wir dürfen aber nicht überſehen, daß eine ganze Reihe gleichzeitiger Dichtungen von hohem Werte durchaus ſubjektiv gefärbt iſt. Es geht eben mit dieſen Dichtungen wie mit ſo manchem andern poetiſchen Produkt, ſie ſind ſo mannigfaltig und eigenartig, daß ſie ſich in eine der landläufigen Rubriken nicht einordnen laſſen; ſo weiß ich denn dieſen Zeitraum nicht ſowohl nach dem Inhalt der Gedichte, als lediglich nach ihrer Form zu bezeichnen als die Periode der epiſchen Lyrik. Über die Stoffe dieſer Dichtungen, welche dem Leben des Meeres und des Urwaldes, der Wüſte und des Eispols entnommen ſind, in denen der Dichter in der Oaſe Ammon und am Hekla, am einſamen Dünenſtrande der Süderſee und an dem geräuſchvollen Hafen von Amſterdam wandelt, iſt genugſam geſprochen; die Hauptſache iſt, daß mit ihnen Freiligrath gegenüber der phantaſtiſchen Romantik, der weichmütigen Sentimentalität, der weltſchmerzlichen Zerriſſenheit der hervorragendſten, wie gegenüber der farbloſen Alltäglichkeit der minder bedeutenden Zeitgenoſſen völlig neue Stoffe und zugleich eine völlig neue Weiſe der poetiſchen Darſtellung findet; wenn er in einzelnen ſeiner Lieder gleichfalls weltſchmerzlich angekränkelt erſcheint, ſo wiſſen wir jetzt, daß ſein Leid bittere Wahrheit war, daß Heimweh und Einſamkeit, das Bewußtſein nicht verſtanden zu ſein, einer hoffnungsloſen dunkeln Zukunft gegenüberzuſtehen, daß die Qual einer verhaßten Brotarbeit ihm dieſe Schmerzensrufe auf die Lippen drängten. Solche Klänge aber überhörte der ſtaunende Chor der Zeitgenoſſen; ihm fiel es vor allem auf, daß dieſes neue Phänomen kein Liebeslied, kein Weinlied brachte, dieſe Kinderpfennige in der Sparbüchſe anderer jungen Poeten; ihnen blitzten vor allen Dingen die neuen Stoffe, die neuen Formen, die neuen Reime in die Augen, ein Überſchwang des äußerlich Wirkſamen, Imponierenden, Fortreißenden, welchen G. Kinkel in ſeiner vortrefflichen Denkrede 1867 überaus treffend mit Rubens' mächtiger Fülle, Großartigkeit und Farbenpracht vergleicht. Einige der gleichzeitigen Beurteiler haben ihm die Gabe plaſtiſcher Geſtaltung zuerkannt, andere wieder haben ihn einen Maler genannt. Es iſt beides in ſeiner Weiſe richtig, inſofern Freiligrath — und wir müſſen vor allen Dingen feſthalten, daß all dieſes inſtinktiv, ohne eine Spur von Reflexion oder von Studium des

Laokoon, lediglich weil er ein voller Dichter ist, geschieht — niemals die bloße Schilderung, die bloße Erzählung, sondern stets das volle Leben, bewegte Gestalten darbietet; mit einer wahrhaft wunderbaren Kunst weiß Freiligrath die Schilderung in die lebendigste Handlung umzusetzen; es sind dramatische Vorgänge im engen lyrischen Rahmen vor dem Hintergrund einer fremdartigen Scenerie, und dabei versteht es der Dichter, sich so völlig in die dargestellte Situation hineinzudenken, durchtränkt sie dergestalt mit seinem Herzblut, daß der Vorgang ein völliges Leben gewinnt. Gegenüber dieser packenden Originalität, dieser durch alle ihre Gebilde hindurchleuchtenden machtvollen Dichterpersönlichkeit, dieser imponierenden schöpferischen Sprachgewalt versinken alle die technischen Kritteleien über gesuchte oder bedeutungslose Reime, mangelhafte Bilder, kleine Unregelmäßigkeiten des Versbaues in nichts; es wäre Thorheit sie zu leugnen, es ist noch größere Thorheit, in ihnen mehr als kleine technische Sorglosigkeiten eines genialen Meisters zu sehen. Kein Wort gilt überhaupt weniger von unserm Dichter als das Wort „gesucht"; er hat nie gesucht, er hat allezeit gefunden.

Freiligraths erste Periode schließt im Grunde ab mit der Übersiedelung nach Barmen, Frühling 1837; die an jene Zeit erinnernden Gedichte der Sammlung Zwischen den Garben sind ohne Zweifel alle vor jenem Zeitpunkte entstanden und später vollendet oder abgedruckt. Die Barmer Jahre sind arm an Dichtungen; wieder ins volle Leben der Heimat eingetreten, fühlte sich unser Freund seinen bisherigen Stoffen entfremdet, ohne doch alsbald Ersatz zu finden. Schon die beiden Gedichte für den Phönix 1836 und 1837 hatten, wenn auch in ganz allgemein gehaltener Weise, den Übergang zur Zeitdichtung gebildet; das Eingangsgedicht zum malerischen und romantischen Westfalen ist ein neuer Schritt in das Leben des Jahrhunderts; dann bricht in den Liedern aus der Unkeler Zeit Liebesleid und Liebesglück in vollen Klängen hervor. Während des Darmstädter und des ersten St. Goarer Jahres entstehen einige Gedichte, welche sich auf Zeitereignisse beziehen, aber sie tragen noch keine Parteifarbe, mit dem „Flecken am Rhein", Herbst 1842, nimmt er wehmütigen Abschied von der Romantik. Erst Eingang 1843, mit dem Brief an Herwegh, vornehmlich aber seit dem Herbst 1843, lenkt Freiligrath ganz entschieden in die Bahn ein, welche er von da ab bis 1852 verfolgt, die Bahn der Zeitdichtung, zeitlich der zuletzt auftretende, dafür aber der bedeutendste und ausdauerndste, allerdings auch vorgeschrittenste der politischen Lyriker jenes stürmischen Jahrzehntes. Auch hier bleibt er in einem großen Teile seiner Poesien durchaus Dichter; auch hier weiß er, abgesehen von einzelnem, was als Programmpoesie zu bezeichnen wäre, *seinen* lyrischen und episch-lyrischen Gedichten ein kräftig pulsierendes dramatisches

Leben einzuflößen; Gedichte wie Am Baum der Menschheit, Im Himmel, Feldmusik, Vom Harze, Hohes Wasser, Aus dem schlesischen Gebirge, Eispalast, Von unten auf, Leipzigs Todten, Requiescat, Die Todten an die Lebenden, Am Birkenbaum u. a. werden allezeit Meisterwerke poetischer Gestaltungskraft sein und bleiben. Auch hier tritt als treibende Kraft in Freiligraths politischer Dichtung die sittliche Erbitterung hervor über die Willkürlichkeiten der Regierungen, über Versprechen und Nichthalten, auch hier und bis in die düstersten Gedichte hinein die warmherzige Teilnahme für die Leiden des armen Mannes, für den hungernden schlesischen Weber, für den aus Not wildernden Bauer, für den rechtlosen unter der Last der Arbeit seufzenden Proletarier. Wenn nebenher des Dichters Sang auch ab und zu durch persönliche Beziehungen, wie in den Dorfgeschichten, bei Immermanns Tod, dem Weihnachtslied für meine Kinder ꝛc. geweckt wird, so deuten diese in der Sammlung von 1838 noch kaum vertretenen höheren Gelegenheitsgedichte bereits voraus auf die folgende Phase von Freiligraths poetischer Entwickelung.

Mit der letzten Übersiedelung nach England 1851, oder genauer, mit den beiden grollenden poetischen Episteln Eingang 1852, hat Freiligrath seine zweite Periode, diejenige der Zeitdichtung, beschlossen. Er verstummt fortan nicht, aber die angestrengteste kaufmännische Thätigkeit, die Abkehr von praktischer politischer Wirksamkeit, wohl auch das allgemach herannahende Alter lassen ihm Zeit und Stimmung mehr zu kompilatorischen, literargeschichtlichen oder Übersetzerarbeiten als zu eigener Produktion; wenn er dichtet, so weckt nicht mehr das Schicksal des Vaterlandes, sondern Leid und Freud der Freunde wie des eigenen Hauses, oder was sonst in den Ereignissen der Zeit an sein Herz schlug, seine Dichtung. Man kann demnach diese dritte und letzte Periode als diejenige der höheren Gelegenheitsdichtung bezeichnen; es sind Klänge vom Augenblick geweckt, aber die Weihe des Stoffs oder der Stimmung vermag auch ihnen reiches poetisches Leben zu geben. So dürfen wir die Gedichte aus dem Jahre 1870 als Zeitgedichte im besten Sinne bezeichnen, so als Gelegenheitsgedichte in des Wortes allerbester und höchster Bedeutung die herrlichen Lieder Nach Johanna Kinkels Begräbnis, die Lieder zur Schillerfeier, die Hochzeitslieder für die Töchter, Otto zu Wolfgangs Hochzeit, Im Teutoburger Walde, An Deutschland, Fürs schwarze Land und so manches andere herrliche Lied, mit welchem er, selbst allezeit zum Geben bereit, milde Herzen zu erwecken bemüht war. Bewegen uns diese Gedichte in tiefster Seele, so sind wieder andere, Hochzeits-, Tauf- u. a. Scherzlieder von einer herzgewinnenden Heiterkeit und Liebenswürdigkeit, so daß wir den phantastischen Dichter von Derr Blumen Rache, den zürnenden Titanen der politischen Lyrik gar nicht wieder

erkennen. Nicht alles ist von gleicher Bedeutung; manches, was der vierte Band der gesammelten Dichtungen unter der Überschrift Scherzhaftes bringt, ist mehr Eintagsarbeit, ward wohl kaum vom Dichter zur Veröffentlichung bestimmt; aber anmutig und liebenswürdig ist alles.

So besitzen wir in Freiligrath einen Dichter von zwar beschränktem Gebiete, aber auf diesem Gebiete hat sein reicher Geist das Schönste, Eigenartigste, Mannigfaltigste hervorgebracht. Und wenn er in trüber Stunde sprach:

— — — durch die Mitwelt geht
Einsam mit flammender Stirne der Poet;
Das Mal der Dichtung ist ein Kainsstempel!
Es flieht und richtet nüchtern ihn die Welt!

so hat er selbst die Wahrheit dieses herben Wortes nie erfahren. Der Dichtung Flamme war ihm kein Fluch, wenngleich ihr glühes Auflodern ihn bisweilen in scharfen Zusammenstoß mit der ihn umgebenden Welt brachte; sie war ihm eine Befreiung, ein Segen; sie hat ihn und die zahlreichen Verehrer seiner Dichtung glücklich gemacht.

Noch ein zusammenfassendes Wort ist zu sagen über Ferdinand Freiligraths reiche Übersetzerthätigkeit, welcher er fast 50 Jahre lang, von 1829 bis zu seinem Tode, getreu blieb. War ihm das Übersetzen zuerst eine treffliche Schule des dichterischen Ausdruckes, so überwältigte er durch eiserne Beharrlichkeit die anfänglichen Schwierigkeiten in wunderbarer Weise, bis er schließlich völlige Meisterschaft gewann; Freiligrath ist als Übersetzer einer unserer ersten Künstler, würdig neben einem J. H. Voß und A. W. v. Schlegel zu stehen, nur daß, was er übertrug, eben minder bedeutend war als Homer und Shakespeare. Er wäre der Mann gewesen Byron zu übertragen; den Mazeppa hat er schon als Neunzehnjähriger ganz fertig übersetzt; einzelne Teile, namentlich der wilde Ritt, sind sehr gelungen, weshalb auch wohl die Feile der jugendlichen Arbeit ihn noch in den letzten Lebensjahren beschäftigte; er konnte sie leider nicht vollenden. Es ist dabei auf eine Eigentümlichkeit Freiligraths hinzuweisen. Wohl wäre er der Mann dazu gewesen, Byron zu übersetzen; aber Byron war schon oft übersetzt, seine Werke waren allbekannt. Wie Freiligrath der Poesie in seinen eigenen Dichtungen ein neues Gebiet erschlossen hatte, so drängte es ihn, auch in Übersetzungen nur Neues zu bringen. Burns war allerdings schon früher übertragen worden, aber mangelhaft, und darum unbekannt geblieben. Ihn, Coleridge, Fel. Hemans, Longfellow, Tennyson u. a. hat er durch seine meisterlichen Übersetzungen eigentlich erst in unsere Literatur eingeführt, wie später die Amerikaner Bret Harte und Walt Whitman, und den Altengländer Herrick. Lesen wir Freiligraths Übersetzungen, so machen sie uns den Eindruck von Originaldichtungen, ja

sie sind teilweise wohl noch schöner als dieselben; Freiligraths Meisterschaft über die Sprache zeigt sich nicht wie bei Rückert im Künstlichen, sondern gerade in der einfachen Wahrheit und kraftvollen Natürlichkeit des Ausdrucks, die immer ungesucht das bezeichnendste Wort greift. Dabei beherrscht Freiligrath in erstaunlicher Weise die mannigfaltigsten Arten des Ausdrucks, so daß er Viktor Hugos dröhnende Wucht und Alfred de Mussets zierliche und sinnliche Pikanterie, Coleridges düstere Schwermut, Thomas Moores milde Sinnigkeit und Rob. Burns' naive Einfachheit, Shakespeares volltönige Stanzen und Macaulays volksmäßige Strophen, der Felicia Hemans weibliche Anmut wie Bret Hartes und Whitmans geniale Formlosigkeit gleich meisterlich nachzubilden vermag. Er vor zahlreichen anderen hat mächtig dazu beigetragen, uns die moderne Dichtung der Engländer und Nordamerikaner näher zu rücken.

Doch — sat prata biberunt! wie er so manchesmal seine Briefe abbricht. Wir haben Freiligrath den Dichter, den Menschen kennen gelernt; wir scheiden von dem vielgeprüften, aber doch glücklich zu preisenden, weil vielgeliebten Manne mit den schönen Worten seines Roland:

Des Lebens Drang — es ist ein grimmer Riese!
Dem Ernsten Ehre, der ihn treu bestand!

Anhang.

I. Verzeichnis

der Empfänger und Schreiber von mitgeteilten Briefen, nebst kurzen biographischen Notizen.

NB. Die nicht von F. Freiligrath geschriebenen Briefe sind mit * bezeichnet.

1. Arndt, Ernst Moritz, geb. 26. Dez. 1769 zu Schoritz auf Rügen, 1818 Prof. zu Bonn, gest. das. 29. Januar 1860.
   I. 225.*
2. Auerbach, Berthold, geb. 28. Februar 1812 zu Nordstetten, gefeierter Romanschriftsteller (Dorfgeschichten 1843, Waldfried 1874), lebt in Berlin.
   II. 91. 206. 282. 400. 403. 412. 444.
3. Boelling, Friedrich August, geb. 11. Juni 1810 zu Lintorf, Kaufmann zu Barmen.
   I. 244. 245. 266 269 (2). 271. 280. 309. 319. 326. 350.
   II. 52. 380. 397. 407. 409. 415. 423. 425.
4. Brentano, Clemens, geb. zu Frankfurt 9. Sept. 1778, gest. zu Aschaffenburg 28. Juli 1842, gefeierter Lyriker und Novellendichter der Romantik.
   I. 356.*
5. Brockhaus, F. A. Verlagsbuchhandlung zu Leipzig.
   II. 260.
6. Buchner, Karl, geb. 12. Februar 1800 zu Darmstadt, Rechtsanwalt, gest. das. 24. April 1872. Publizistischer Schriftsteller.
   I. 43. 413 (2). 421. 423.
   II. 14. 16. 18. 23. 24. 27. 32. 35. 40. 46. 47. 48. 59. 65. 66. 69. 73. 75. 80. 88. 94. 95. 98. 102. 109 (2). 127. 141. 156. 161. 166. 169. 171. 178. 188. 192. 197. 201. 204. 279. 284. 299. 315. 324. 341. 347. 430.
7. Carriere, Moritz, geb. 5. März 1817 zu Griedel in Oberhessen, 1842 Docent, 1849 Prof. der Philosophie zu Gießen, seit 1853 zu München.
   I. 293. 295.* 310. 355.*
   II. 31.
8. Chamisso, Adelbert von, geb. Ende (30.?) Januar 1781 auf Schloß Boncourt in der Champagne, durch die Revolution nach Preußen vertrieben, Offizier

1815—18 Reise um die Welt, 1819 Direktor des Berliner Pflanzengartens, gest. das. 21. August 1838.
I. 141. 143. 143.* 145. 182. 185.* 186. 187.* 188.*

9. Clostermeier, Christian Gottlieb, geb. 17. Juni 1752 in Regensburg, seit 1781 in f. lippischen Diensten, Archivrat und Landesbibliothekar zu Detmold, Historiker, besonders über die Geschichte des lippischen Landes. Gest. zu Detmold 10. Sept. 1829.
I. 34.

10. Clostermeier, Christiane Luise, geb. 15. August 1791 zu Detmold, 1833 vereh. mit Christian Dietrich Grabbe, gest. 17. Okt. 1848 zu Detmold.
I. 80. 81. 82. 83. 85. 85.* 87.* 99. 103.
II. 267. 273. 412.

11. Diefenbach, Lorenz, geb. 29. Juli 1806 zu Ostheim in Oberhessen, Pfarrer und Bibliothekar zu Laubach, lebte als Sprachforscher und Belletrist zu Steinheim, Stadtbibliothekar zu Frankfurt. Seit 1875 im Ruhestand zu Darmstadt. Sprachforscher und Ethnolog.
II. 85. 101. 110. 139.

12. Eckermann, Johann Peter, geb. 1792 zu Winsen in Hannover, seit 1823 Goethes Sekretär, gest. als Hofrat zu Weimar 1854.
II. 13.* 61. 111.

13. Eichhorn, Joh. Albr. Friedrich, 1779—1856, 1840—48 preußischer Staatsminister.
II. 125.

14. Eichmann, Theodor, geb. 15. November 1804 zu Barmen, seit 1839 Kaufmann zu Düsseldorf.
II. 227. 250. 252. 254. 255. 258. 264. 266. 267 (2). 269. 270. 271. 272. 274. 276. 278. 281. 287 (2). 289. 292. 296. 298 (2). 303. 307. 308. 309 311. 315. 318. 321. 322. 324. 325. 328. 331. 345. 346. 348. 352. 363. (2). 365. 369. 370. 374. 375. 378. 381. 387. 396. 408 (2). 413. 426. 435. 454. 462.

15. Elbers, Ludwig, geb. 12. Dezember 1812 zu Barmen, Kaufmann daselbst.
II. 253. 363. 366. 368.

16. Elze, Friedrich Karl, geb. 22. Mai 1821 zu Dessau, seit 1875 Prof. der englischen Sprache und Literatur zu Halle. Engl. Liederschatz, Biographien von W. Scott, Byron, Shakespeare ꝛc. Gedichte.
II. 276. 320. 351. 362. 399. 422. 439. 442. 454. 458.

17. Felsing, Jakob, geb. 1802 zu Darmstadt, lebt daselbst, Professor, bedeutender Kupferstecher.
II. 55. 442.

18. Freiligrath, Wilhelm, geb. Kettwig 18. Dez. 1784, 1806—24 Lehrer zu Detmold, gest. zu Soest 23. Nov. 1829.
I. 4.* 10.* 11.* 25.* 28.* 36.*

19. Freiligrath, Luise, geb. Tops, geb. Mülheim am Rhein 31. August 1783, gest. zu Detmold 24. Januar 1817.
I. 6.* 8.* 9.* 10.*

20. Freiligrath, Wilhelmine, geb. Schwollmann, geb. zu Aplerbeck 11. Januar 1793, gest. zu Soest 23. Januar 1872.
I. 35. 95. 109. 119. 123. 247. 250. 256. 282.
II. 173. 190. 195.

21. Freiligrath, Geſchwiſter. I. 102. 118. 119. 121. 131. 134. 137. 138. II. 173. 190. 195. 463.

22. Freiligrath, Ida, geb. Melos, geb. Weimar 20. Dez. 1817, vereh. 20. Mai 1841, lebt ſeit Ausgang 1881 zu Düſſeldorf. I. 40. 367. 368. 369. 371—77. 385. II. 145 (2). 223.

23. Ganzhorn, Wilhelm, geb. 14. Januar 1818, Oberamtsrichter zu Neckarſulm, dann zu Canſtatt, geſt. daſ. 9. Sept. 1880. I. 350. 354. 432. II. 131. 140. 144. 147. 162. 165. 342. 397.

24. Geibel, Emanuel, geb. Lübeck 18. Oktober 1815, ſeit dem Erſcheinen ſeiner Gedichte 1840 gefeierter Lyriker, 1843 St. Goar, 1852 Prof. zu München, lebt ſeit 1868 in Lübeck. II. 51. 63. 77. 93. 99. 168. 441. 447.

25. Glaßbrenner, Adolf, geb. 27. März 1810 zu Berlin, humoriſt. und ſatir. Schriftſteller, geſt. daſ. 25. Sept. 1876. II. 371.

26. Heinzen, Karl, geb. 22. Febr. 1809 zu Grevenbroich, polit. Schriftſteller, flüchtete nach Belgien, der Schweiz, 1850 nach Nordamerika, ſeit 1859 Redakteur des Pionier zu Boſton, † daſ. 12. Nov. 1880. II. 187. 188.

27. Herwegh, Georg, geb. 31. Mai 1817 zu Stuttgart, Flüchtling in Zürich, ſeit 1841 als Dichter hochgefeiert, 1842 aus Preußen ausgewieſen, lebte ſeitdem in der Schweiz und Paris, geſt. 7. April 1875 zu Baden-Baden. I. 427.*

28. Heuberger, Karl, geb. 28. Oktober 1790, Landrat zu St. Goar, lebt ſeit 1848 im Ruheſtand zu Neuwied. II. 105. 106. 107. 124. 129. 132. 138. 157. 164. 177. 186. 457.

29. Von der Heydt, Hermann, geb. 27. April 1804 zu Elberfeld, Kaufmann, geſt. daſ. 17. März 1880. I. 132. 136. 139. 238. 331.

30. Hoffmann von Fallersleben, Auguſt Heinrich, geb. 2. April 1798 zu Fallersleben, Profeſſor der deutſchen Sprache zu Breslau, 1843 entlaſſen, nach wechſelndem Wohnſitz 1851 Bibliothekar zu Corvei, geſt. daſ. 20. Januar 1874, Lyriker und Sprachforſcher. II. 228. 230. 232.

31. Hub, Ignaz, geb. 1. Februar 1810 zu Würzburg, Schriftſteller mit wechſelndem Wohnort, zuletzt bis Ende 1879 Redakteur der N. Würzburger Zeitung, geſt. zu Würzburg im März 1880. Lyriker und Antholog. I. 303. II. 430. 443.

32. Jerrentrup, Heinrich, geb. 16. Sept. 1808 zu Werther in Weſtfalen, beſuchte das Seminar und lehrte an der Töchterſchule zu Soeſt, ſtudierte Mathematik, Naturwiſſenſchaften und neuere Sprachen zu Berlin, verweilte einige Zeit in Frankreich, dann Lehrer zu Soeſt und Herford. Bruſtkrank ſtarb er 17. Oktober 1839 in Minden. I. 122. 123. 125. 126. 249 (2). 250. 302. 306.

33. Immermann, Karl Lebrecht, geb. 24. April 1796 zu Magdeburg, 1827

Landgerichtsrat zu Düſſeldorf, geſt. daſ. 25. Auguſt 1840. Dramen. Romane.
I. 205.* 206. 207.* 210. 212.* 215. 217. 219.* 219. 221.* 223. 224.
II. 7.*

34. Kapp, Alexander, geb. 1800 zu Ludwigſtadt in Oberfranken, Prof. am Gymnaſium zu Soeſt, geſt. zu Zürich 1869.
II. 100.

35. Kapp, Ernſt, geb. 1808 zu Ludwigſtadt, 1830—49 Profeſſor am Gymnaſium zu Minden, nach Amerika ausgewandert, lebt nun zu Düſſeldorf. Vergleichende allgem. Erdkunde.
I. 273. 274. 275.

36. Keller, Gottfried, geb. zu Zürich 19. Juli 1819, Maler, Schriftſteller, 1861—76 Staatsſchreiber daſelbſt. Lyriker, Roman- und Novellendichter.
II. 229.

37. Kindt, Hermann, lebt zu Neuſtrelitz.
II. 432. 433.

38. Kinkel, Gottfried, geb. 11. Auguſt 1815 zu Oberkaſſel bei Bonn, 1836 Docent der Theologie, 1846 Prof. der Kunſtgeſchichte zu Bonn, Kunſtforſcher, lyr., epiſcher und dramat. Dichter. 1849 nahm er am badiſchen Aufſtande teil, ward gefangen, 1850 befreit. Lebte in London, ſeit 1866 Prof. am Polytechnikum zu Zürich.
II. 15. 17. 25. 44. 64. 111. 341. 346.

39. Koeſter, Heinrich, geb. 11. März 1807 zu Wernigerode, Reallehrer zu Barmen, ſeit 1838 Töchterlehrer zu Düſſeldorf, dann Inhaber einer Privatanſtalt, geſt. zu Düſſeldorf 17. April 1881. Vf. verſchiedener anthologiſcher Schriften über deutſche Literatur.
I. 260. 261 (2). 269. 280. 305.
II. 203. 205. 231. 268. 290. 301. 305. 310. 319. 333. 372. 410. 434. 444.

40. Krah, Karl, geb. 7. Sept. 1803, um 1839 Bürgermeiſter zu Brohl, 1843 Kreisſekretär in Vogelſang bei Köln, ſchließlich Lokalberichterſtatter der Köln. Zeitung. Starb zu Köln 15. Sept. 1873.
I. 393. 401. 415. 420. 432.
II. 26. 43. 137. 319. 336. 339. 367.

41. Künzel, Heinrich, geb. 26. Dezember 1810 zu Darmſtadt, Reallehrer daſelbſt, geſt. 11. Novbr. 1873. Lyriker, Überſetzer aus dem Engliſchen.
I. 287. 290. 298. 388. 391. II. 83. 257 (2). 258.

42. Lewald, Frau Dr., in Berlin, Gattin des Rechtsanwalts Lewald.
II. 404. 405.

43. Lindau, Paul, geb. 3. Juni 1839 zu Magdeburg, 1866—69 Journaliſt in Elberfeld, lebt ſeit 1871 in Berlin. Kritiſcher und dramat. Schriftſteller.
II. 362.

44. Malkaſten, Künſtlerverein zu Düſſeldorf.
II. 219.

45. Matzerath, Chriſtian Joſeph, geb. 18. Januar 1815 zu Linnich, Referendar zu Köln, 1847 Reg.-Rat zu Aachen, 1856 Gh. Rat zu Köln; geſt. daſ. 24. März 1876. Lyriker.
I. 343. 348. 423.

46. Melos, Ulrica Juſtine Wilhelmine, geb. Baumann, geb. Hamburg 21. Januar 1780, geſt. zu Weimar 9. Oktober 1866.
II. 364.

47. Melos, Maria, geb. Weimar 19. Juli 1820, lebt zu Düſſeldorf.
II. 285. 340.

48. Merckel, Johann Friedrich, geb. 16. April 1772 zu Detmold, Stadtrichter daſelbſt, geſt. 11. Januar 1851.
I. 79. 87.

49. Merckel, Ludwig Adolf, geb. 8. Oktober 1810 zu Detmold, ſeit 1837 Pfarrer zu Örlinghauſen, 1842 zu Elbrinxen, 1845—70 zu Varenholz, ſeitdem Gutsbeſitzer zu Humfeld bei Barntrup im Fürſtentum Lippe.
I. 43. 75. 76. 77. 95. 104. 111. 127. 139. 270.
II. 312. 447. 449.

50. Molenaar, Iſaak, geb. 23. Oktober 1812 zu Zaandam, stud. theol. zu Amſterdam, 1837 Pfarrer zu Irnſum in Friesland, ſeit 1878 emeritiert zu Zwolle.
I. 226. 232. 251.

51. Müller von Königswinter, Wolfgang, geb. 5. März 1816, 1835 stud. med. in Bonn, Arzt in Düſſeldorf, dann Köln, geſt. 29. Juni 1873 zu Neuenahr. Lyriſcher und epiſcher Dichter.
I. 257. 265. 272. 277. 279. 284 (2). 290. 295. 296. 297. 300. 305. 332. 343. 348. 391.
II. 272. 273.

52. Neumann, Hermann Kunibert, geb. 12. Nov. 1808 zu Marienwerder, um 1839 Lieutenant zu Weſel, geſt. 8. Nov. 1875 als Garniſons-Verwaltungsdirektor zu Neiſſe. Näheres bei Strodtmann, deutſche Revue II. 1878. Lyriker.
I. 237. 243. 246. 252. 264. 292.

53. Nodnagel, Auguſt, geb. 17. Mai 1803 zu Darmſtadt, Gymnaſiallehrer daſelbſt, geſt. zu Beſſungen 29. Januar 1853. Antholog in deutſcher Literatur.
I. 405.

54. Preuß, Otto, geb. 16. Juni 1816 zu Detmold, Vorſtand der Landesbibliothek und Gh. Juſtizrat daſelbſt, ſeit Herbſt 1879 im Ruheſtand. Die baulichen Altertümer des lippiſchen Landes. 1873.
II. 343.

55. Rauſchenbuſch, Wilhelm, geb. 26. April 1817 zu Altena, ſeit 1861 Rechtsanwalt und Juſtizrat zu Hamm, † zu Homburg 3. Sept. 1881.
I. 190.** 191.* II. 451.

56. Riemer, Friedrich Wilhelm, geb. 19. April 1774 zu Glatz, Lehrer bei Goethes Sohne, Prof. am Gymnaſium, dann Oberbibliothekar zu Weimar, geſt. daſ. 19. Dez. 1845.
II. 84.

57. Rittershaus, Friedrich Emil, geb. 3. April 1834 zu Barmen, Kaufmann daſelbſt. Lyriker.
II. 367. 370. 376. 377. 379. 398. 435 450.

58. Schnezler, Auguſt Ferdinand Alexander, geb. 4. Auguſt 1809 zu Freiburg i. Br., Poſtbeamter, dann mit wechſelndem Wohnſitz Literat, geſt. zu München 1853. Lyriker.

I. 231 (2). 236. 239 (2). 240 (2). 241. 242. 247. 281. 301.

59. Schücking, Christoph Bernhard Levin, geb. 6. September 1814 zu Clemenswerth in Westfalen, Referendar zu Münster, Publizist in Augsburg und Köln, lebt seit 1852 als Schriftsteller zu Sassenberg bei Warendorf. Malerisches und romant. Westfalen 1842. Zahlr. Romane.
I. 321. 324. 326. 329. 341. 346. 348. 349. 352. 382. 404. 408. 409. 412. 419. 422. 430.
II. 28. 50. 68. 69. 70. 82. 96. 133. 135. 167. 179. 190. 193. 200.

60. Schwab, Gustav, geb. 19. Juni 1792 zu Stuttgart, Professor daselbst, 1837 Pfarrer zu Gomaringen, 1851 Stadtpfarrer zu Stuttgart, starb daselbst 4. November 1850. Lyrischer und Balladendichter, mit Chamisso Hg. des Musenalmanachs.
I. 146. 146.* 147. 148. 151.* 152. 154.* 155. 156.* 157. 158. 160. 162. 163. 164. 167. 167.* 168. 192.* 192. 194.* 195. 198. 199. 201.

61. Schwollmann, Lina, geb. 15. März 1800 zu Aplerbeck, gest. zu Soest 19. Dezbr. 1878.
I. 36. 102. 103. 108. 117. 118. 126. 127. 135. 252. 262. 263. 308. 327. 329.

62. Simrock, Karl Joseph, geb. 28. August 1802 zu Bonn, 1850 Prof. daselbst, gest. 18. Juli 1876, trefflicher Forscher und Übersetzer auf dem Gebiet der älteren deutschen Dichtung, lyr. und Balladendichter.
I. 392. 417.
II. 38. 126. 142. 160. 405. 411.

63. Stolterfoth, Adelheid von, geb. 11. Sept. 1800 zu Eisenach, lebte zu Geisenheim, vereh. 1844 mit ihrem Oheim, Baron v. Zwierlein, gest. zu Wiesbaden 17. Dezbr. 1875. Lyrische und Balladen-Dichterin.
I. 329. 390. 402. 416. 417. 429 (2). 431.
II. 33. 37. 54. 67. 74. 87.

64. Struve, Ernst Emil, Dr. phil., Professor am Gymnasium zu Görlitz, geb. das. 18. März 1802, vereh. 18. Dez. 1840 mit Luise Melos, gest. 10. Mai 1878.
I. 387.
II. 58. 342. 352.

65. Struve, Paul, Sohn von Ernst, geb. zu Görlitz 23. Okt. 1834. Theolog, gest. als Missionar in Indien, 20. Aug. 1866. II. 329.

66. Stumpf, Karl, geb. 13. Sept. 1817 zu Soest, Lehrer zu Remagen, seit 1847 Korrespondent der Colonia zu Köln.
I. 55. 56.
II. 233. 401. 402. 424. 431.

67. Tops, Anna Katharina, geb. Stürmer, gest. 17. Dez. 1819 zu Elberfeld.
I. 8.* 9.* 12.* 12. 13.

68. Tops, Hermann, geb. 2. März 1780 zu Mülheim, gest. zu Brüssel nach Febr. 1837.
I. 24.*

69. Vollmer, Wilhelm, geb. 26. Febr. 1828 in Horb, 1846 stud. theol. in Tübingen, 1853—67 Redakteur des Korrespondenten von und für Deutschland zu Nürnberg, lebt seitdem, mit literar. Arbeiten für die Cotta'sche Buchhandlung beschäftigt, zu Stuttgart. Schiller und Cotta 1876.
II. 381. 382. 426. 439. 460 (2).

70. Walesrode, Ludwig, geb. Altona 14. April 1810, Publicist und Kritiker, Dichter, lebt zu Stuttgart.
II. 451. 453. 456 (2).

71. Weerth, Karl, geb. 13. Januar 1812 zu Detmold, Prof. am Gymnasium daselbst.
II. 326. 327. 329. 330. 331. 334. 338. 340. 346. 349. 350. 455.

72. Wehn, Richard, Kaufmann, † 37 J. alt 9. Febr. 1877 zu Melle in Westfalen.
II. 383.

73. Weidmann'sche Buchhandlung zu Berlin und Leipzig.
I. 165. 167. II. 226.

74. Wolff, Julius, geb. 16. Sept. 1834 zu Quedlinburg, lebt als Schriftsteller zu Berlin. Verf. humoristisch-epischer Dichtungen: Till Eulenspiegel, Rattenfänger v. Hameln, Tannhäuser ꝛc.
II. 399. 428. 443. 448. 449.

75. Wolff, Oskar Ludwig Bernhard, geb. 26. Juli 1799 zu Altona, 1830 Professor zu Jena, gest. das. 16. Sept. 1851. Fleißiger Novellist, Übersetzer, Anthолog.
I. 229. 235. 253.

76. Marianne Wolff, verwitwete Immermann, in Hamburg.
II. 414.

77. Zulauff, Heinrich, geb. 4. März 1810 zu Barmen, 1825—49 Kaufmann, 1849 ausgewandert, lebt als Landwirt zu Industry, Austin Co. Texas.
I. 263. 283. 330.
II. 224 (2). 225 (2).

II. Namensverzeichnis.

Ahlefeld, Charlotte von I. 385.
Althaus, Gbr. II. 223. 245.
Amor, Tanzmeiſter I. 48. 122.
Anderſen, Hans Chriſtian II. 4. 67. 68. 76. 83. 106. 108.
Andree, Karl II. 90. 95.
Arndt, Ernſt Moritz I. 225. 277.
Arnim, Bettine von I. 355. 361. 362. II. 33.
Auerbach, Berthold I. 340. 372. 398.
II. 4. 83. 88. 90. 91. 95. 96. 358. 403. 476.
Bachmann, Moritz I. 104. 107.
Baedeker, Buchhändler II. 71. 129.
Beck, Karl I. 266. 271. 276. 305.
Becker, Maler Ernſt II. 85. 87. 134.
Becker, Maler Jakob I. 287. 297. 332. 353. 371. 372. 373. 375. II 87.
Becker, Hermann II. 235. 361.
Becker, Nikolaus I. 340. II. 336.
Begemann, Lehrer I. 8. 9. 19. 116.
Beta, Heinrich I. 191.
Binzer, Auguſt und Frau I. 286. 333. 372. 373. II. 20.
Blind, Karl II. 244.
Blum, Robert II. 223.
Boas, Eduard I. 144. 160. 161.
Bodenſtedt, Friedrich II. 245. 321.
Boelling, Auguſt I. 177. 305. II. 260. 271. 358. 426.
Boelte, Amely II. 198.
Braunfels II. 97. 110.
Brentano, Clemens I. 355. 363. 420.
Bucher, Lothar II. 400.
Buchheim, Profeſſor II. 245.
Buchner, Karl I. 396. 397. 404. 409. 420.
II. 28. 109. 223. 258. 430. 442.
Bulwer-Lytton, Edward II. 194.
Bunſen, Chriſt. Karl Joſias II. 195.
Bürgers, Heinrich II. 120. 235. 394.
Carriere, Moritz I. 191. 292. 293. 355. 361. 398. 420.
II. 4. 65.

Chamisso, Adelbert von I. 123. 141 — 146. 151. 152. 155. 165. 168. 182 — 92. 284. 292. 294. 295.
II. 261. 453.
Claſſen-Kappelmann, Johannes II. 354. 358. 380. 388. 390.
Cloſtermeier, Rat I. 10. 12. 15. 19. 29 — 32. 80. 148. 267. 405.
II. 261. 343. 377. 455. 457. 469.
Cloſtermeier, Luiſe I. 9. 33. 406. 407. 420.
Coremans II. 128.
Cornwall, Barry II. 194.
Cotta, Georg v. I. 160. 164. 196. 200. 384.
II. 52. 63.
Cruikſhank, Zeichner I. 114. 115. 184.
Deutſch, Emanuel II. 245.
Diefenbach, Lorenz I. 420. II. 85.
Dingelſtedt, Franz I. 203. 263. 270. 296. 297. 306. 345. 378. 383. 384. 420 423. 425. 427.
II. 94. 182.
Dingelſtedt, Gabriele II. 295.
Donndorf, Karl Adolf II. 465.
Dowiat, deutſch-katholiſcher Prediger II. 171.
Dralle, Fr. Wilh. I. 333. 334. 342. 346. 350. 353. 372. 374. 376. II. 333.
Draexler-Manfred, Karl Ferd. II. 83.
Droſte-Hülshof, Annette Eliſabeth I. 385. 405. 420. 423. 430.
II. 130. 135.
Duller, Eduard I. 87. 95. 126. 268. 340. 398. 403. 409. 420.
II. 35. 95. 103. 275. 281. 442.
Du Mont, Joſeph I. 221. 222. 224. 342. 432.
II. 90. 110. 319. 336. 337. 339.
Eckermann, Joh. Peter I. 269. 407.
Eichmann, Theodor I. 177.
II. 208. 222. 233. 245. 246. 388.
Elbers, Ludwig I. 177.
II. 222. 358. 369. 378. 390. 396. 426. 435.
Elze, Karl II. 275. 459.
v. Eynern in Barmen I. 176. 308. 322.
II. 358.
Falkmann, Rat I. 16. 20. 26. 27. 76. 77. 98. 148. 406.
II. 261.
Felſing, Jakob I. 398. 409. 414.
II. 223. 258. 281.
Feuerbach, Ludwig Andreas II. 223.
Fiſcher, J. G. II. 389. 465. 466.
Follen, Adolf II. 151. 170. 172. 230.
Freiligrath, Johann Peter I. 3. 8.
Freiligrath, Johann Wilhelm I. 3. 4. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 14. 17. 18. 19. 40. 41. 81. 148. 405.
II. 178. 261. 349. 383.

Freiligrath, Luise, geb. Tops I. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. II. 383.
Freiligrath, Wilhelmine geb. Schwollmann I. 14. 94. II. 44. 124. 137. 138. 383. 417. 431.

Freiligrath, Ferdinand.

a. Leben.

A. Detmold. 1810 — 1825. I. 1 — 33.

Großeltern und Eltern, I. 3. Geburtshaus 8. II. 383. Kinderjahre 8. Mitteilungen von Doris Sagel 15. von L. Merckel 16. Schuljahre 16. II. 327. 349. 350. Erste dichterische Versuche 20. 23. Onkel Hermann zu Edinburg 24. Rat Clostermeier 29. Abgang vom Gymnasium 33.

B. Soest I. 1825 — 1832. I. 34 — 88.

Lehrlingszeit I. 34. Handschrift 37. Studium der neueren Sprachen 38. Brustleiden 40. Übersiedelung des Vaters nach Soest 41. Des Vaters und des kleinen Bruders Tod 41. Dichtungen 43 — 46. Reiter und Jäger 46. Erste Veröffentlichungen. Soester Wochenblatt 49 — 59. Mindener Sonntagsblatt 59 — 68. Verschollenes Blatt 68 — 72. Verlobung mit Lina Schwollmann 72 — 74. Freundschaft mit H. Jerrentrup 74. Briefe 74 — 88.

C. Amsterdam. 1832 — 1836. I. 91 — 173.

Einsamkeit und Heimweh. I. 91. 279. 285. Das Haus Joh. Müller 92. Mitteilungen von Frederik Müller 93. Briefwechsel mit dem Haus und den Freunden 94 — 141. Briefwechsel mit Chamisso 141 — 145. Mit G. Schwab 146 — 169. Dichterthätigkeit in Amsterdam 169. Zeugnis von J. Sigrist 173.

D. Soest II.-Barmen 1836 — 1839. I. 174 — 323.

Stilleben und literarische Arbeiten in Soest. I. 174. Übersiedelung nach Barmen 176. Freundschaft mit Boelling, Elbers, Koester ꝛc. 177. Mitteilungen von Zulauff 178. Bekanntschaften am Rhein 179. Briefwechsel mit Chamisso 182 — 192. Mit Schwab 192 — 204. Mit Immermann 204 — 225. Mit dem Haus und den Freunden 225 — 311. Gedichte 312. Das malerische und romantische Westfalen 318. Wanderung durch Westfalen 318. Freundschaft mit L. Schücking 320. Die Detmolder Bibliothekarstelle 321. Abschied von Barmen 322.

E. Unkel. 1839 — 1841. I. 324 — 395.

Wanderfahrt nach Unkel I. 324. Herbst 1839. 325 — 334. Rheinisches Jahrbuch, I. Bd. 325. Das malerische und romantische Westfalen 336. Rolandsalbum 336. Rheinisches Jahrbuch, II. Bd. 339. Zahlreicher Besuch 340. Briefe an die Freunde 341. Brief von Cl. Brentano 355. Liebesfrühling am Rhein 363. Ida Melos 364. Ferdinand und Ida 367. Brieftagebuch 371. Reise

nach Weinsberg und Stuttgart. Winteridyll in Monra 382. Aufenthalt in Weimar 385. Zukunftspläne 386. Die Britannia 387. Rückkehr nach Unkel 389. Briefe an die Freunde 390 — 395. Verheiratung 395.

F. Darmstadt. 1841 — 1842. I. 396 — 433.

Verhältnis zu K. Buchner u. a. Freunden I. 396. Literarische Arbeiten 398. Das preußische Jahrgeld 399. Freimaurerei 400. Briefe 401 ff. Dichterfehde mit Herwegh 425. Rückkehr an den Rhein 433.

G. St. Goar. 1842 — 1844. II. 1 — 112.

Leben und Gesellschaft II. 3. Geibel und Longfellow 5. Buch über Immermann 6. Übergang zur politischen Dichtung 7. Anerbietungen von Weimar 13. Briefe an die Freunde 13. ff. Huhn und Nachtigall 42. Bekanntschaft mit Hoffmann v. Fallersleben 71. Sommermonate 1844 in Asmannshausen und Kronthal 103. Abschied von Deutschland 112.

H. Belgien, die Schweiz, London I. 1844 — 1848. II. 113 — 207.

Glaubensbekenntnis II. 113 — 119. Ostende und Brüssel 119. Bericht von H. Bürgers 120. Briefe 124. Reise nach der Schweiz 145.
Sommer 1845 in Meyenberg 148. Käthes Geburt. Überzug nach Zürich 149. Gedichte 151. Ça ira 153. Übersetzungen 155. Abreise von Zürich 156. Briefe 156 — 183.
Rückkehr zur Kaufmannschaft 178. Häusliches Leben in England 185. Briefe 186 — 202. Die Revolution von 1848. Dichtungen 202. Briefe 203 — 207.

I. Düsseldorf, Köln, Bilk. 1848 — 1851. II. 208 — 237.

Heimkehr nach Deutschland und Ansiedelung zu Düsseldorf II. 208. Die Todten an die Lebenden 208. Verhaftung und Freisprechung 210. Bericht von Strodtmann 211.
Übersiedelung nach Köln 213. Dichtungen 213. Entweichung nach Holland 215. Trübe Zeit. Bericht von Strodtmann 217.
Rückkehr nach Düsseldorf 219. Bildnisse 220. Poesien 220. Das Haus 222. Briefe 222 — 233. Entweichung nach England 233. Politische Prozesse 234 — 237.

K. London II. 1851 — 1868. II. 239 — 384.

Zweiter Aufenthalt in London II. 241. Freundschaftlicher Verkehr 244. Das Haus 246. Stellung zu den deutschen Flüchtlingen 247.
Commis bei Oxford 249. Literarische Arbeiten 249. Briefe 250 — 291.
Kündigung bei Oxford 291. Sorgenjahr. Sang von Hiawatha 293. Freiligrath wird Sommer 1856 Manager bei der Schweizer Bank 293. Verhältnis zu Kinkel und Marx 294. Schriftstellerische Thätigkeit 295. Briefe 296 — 353.
Ende 1865 Erlöschen der Schweizer Bank 353. Sorgenzeit. Silberne Hochzeit 354. Freiligrath-Dotation 356. Verlobung der Töchter 360. Reisen 1867 und 1868 nach Deutschland 360. Briefe 362 — 384.

L. Stuttgart und Canſtatt. 1868 — 1876. S. 385 — 466.

Heimkehr. Fahrt rheinauf II. 387. Feſt in Köln 388. Stuttgart 389. Feſtliche Tage 1869 in Bielefeld und Detmold 390. Kriegslyrik 1870. 393. Geſammelte Dichtungen 394. Briefe 396 — 416.
Letzte Lebensjahre 416. Ottos Tod 418. Überſiedelung nach Canſtatt 419. Verletzung am Bein 421. Schweizerreiſe. Briefe 422 — 458. Letzte Krankheit 459. Freiligraths Tod 463. Grabdenkmal 465.

b. Erſcheinung und Weſen.

I. 15. 16. 26. 92. 93. 178. 179. 236.
II. 121. 122. 123. 187. 295. 361. 467 — 476.
Bildniſſe I. 319. 331. 332. 385.
II. 85. 87. 220. 417. 467. 468.

c. Werke.

NB. Das Durchſchoſſene iſt ganz oder teilweiſe abgedruckt.

A. Detmold. 1810 — 1825.

Transparent I. 20. Lobgedicht auf den Hund Schweizer 21. Stegevirias 21. 130. Urian 23. 269. Geburtstagswünſche 24. Ovidiſche Reimereien 268.

B. Soeſt I. 1825 — 1832. Im allg. II. 347.

a. Vereinzelte: Auf Cloſtermeiers Tod I. 30. O lieb', ſo lang du lieben kannſt 42. 281. 283. Bei Ottos Tode 43. Moosthee I. 45. 48. 142. II. 461. Barbaroſſas Erwachen 46. 48. 86. 104. Heiligenſchrein, Vögel und Wandersmann 48. 117. Flaſchenkrieg 48. Zauberſpiegel 73. Zerſtörung von Perſepolis 78. Bernhard zur Lippe 82. Johanniskuchenlied 83. 84. Luftballonführer 86. 268. Wintermärchen 86. Wahrſcheinlich: Der Tod, Das kranke Kind, Die Blüthe I. 104 in der Gunloda.

b. Aus dem Soeſter Wochenblatt: Todes Wiegenlied I. 50. Der große Teich in Soeſt 51. 80. Ballade 52. Wall-Rondel 52. Thomas-Turm 5., Mauerturm auf dem Ulrichswall 52. Nöttenthor 53. 80. Sommerlied 53. Marcus Curtius 54. Blüchers Handſchuh 54. Weihnachtslieder 55. 59. Adler und Schlüſſel 55. 83. 217.

c. Aus dem Mindener Sonntagsblatt: Das arabiſche Roß in der Fremde I. 60. Nordlicht 60. Der Blumen Rache I. 61. 214. 216. II. 345. Die Schreinergeſellen 61. Die Leiche 61. 101. Schneeball und Froſtblumen 61. 97. Der Eggeſterſtein, Erzählung 64. 107.

d. Aus einer unbekannten Zeitſchrift: Fragment I. 68.

e. Überſetzungen: Walter Scott u. a. I. 39. 40. 48. 53. 78. 149. Coleridges Ancient mariner u. a. 60. 61. II. 322. 462. Donald Dhus Kriegsgeſang 64. Byrons Mazeppa 47. 98. 228. II. 482. Giaour 98.

C. Amſterdam. 1832 — 1836.

Aus dem Mindener Sonntagsblatt 1832. 1833. I. 64. Mohrenfürſt 64. Bilder-

bibel 42. 48. 64. Wetterleuchten in der Pfingſtnacht 48. 64. Vier Roßſchweife 64. Nebo 48. 64. Auswanderer 64. 104.
Tiger und Wärter 65.

b. Aus Bachmanns Gunloda 1833. I. 104. Im Walde. Tanne II. 453. Amphitrite. Falk. Auswanderer. Schwalbenmärchen. Prinz Eugen. Piratenromanze. An Afrika. Hafengang.

c. Aus Bachmanns Kränzen 1834. I. 104. Der ſchlittſchuhlaufende Neger. Zwei Feldherrngräber. Florida of Boston. Schwertfeger von Damaskus. Scheik am Sinai I. 59. 115. II. 345. Meerfabel. Audubon. Griechin auf der Meſſe. Divan der Ereigniſſe.

d. Aus Langewieſches Lies mich 1834. I. 117. Afrikaniſche Huldigung. Die Toten im Meere. Der Wecker in der Wüſte. Der Mann im Walde. Des Räubers Begräbnis.

e. Aus dem Lippiſchen Magazin 1835. Heinrich der Seefahrer I. 130. 140.

f. Aus dem Schiller-Album 1835. I. 146. 147. 164.

g. Aus dem Muſenalmanach für 1835. I. 133. 140. 142. 161. Scipio 140. 142. Löwenritt 142. Moosthee 45. 48. 142. Anno Domini 142.

h. Aus dem Muſenalmanach für 1836. I. 146. Am Kongo 146. Geſicht des Reiſenden. I. 146. II. 345. Fieber 146. 187. Tod des Führers. I. 127. 146. 152. II. 345. Der Waſſergeiſt 144. 146. 155. 161. 193.

i. Aus dem Muſenalmanach für 1837. I. 146. Nebel 146. Leviathan 146. Odyſſeus 146. Henry 145. 146. Flüchtling 146. Vorgefühl 146. 189.

k. Aus dem Morgenblatt 1835. I. 150. An das Meer 150. 152. Die iriſche Witwe 145. 150. 153. 155. Geiſterſchau 150. 156. Drei Lieder nach Burns ſ. u. Sandlieder 150. 157. 158. 193. 358. 362. Einem Ziehenden 150. 193. 195. Der Alexandriner I. 150. II. 345. Geiſterwacht 150. 158.

l. Aus dem Morgenblatt 1836. I. 164. In Schillers Album ſ. o. f. Wär' ich im Bann von Mekka's Thoren 164. Der Ausgewanderte Dichter 164. 175. 188. 191. 264. Der Reiter 46. 164. 171. 175. 185.

m. Rheiniſches Odeon I. 141. 163. 169. 175. 228. 230. 231. 233. 238. 241. 253. 264. II. 68.
Bd. I. 1836. I. 175. Reiter 175. Ausgewanderte Dichter 175.
Bd. II. 1838. I. 175. Ausgewanderte Dichter 175. Leben des Negers 168. 175. 264. Memnon 175.

n. Phönix I. 135. 159. 164. 186. 228. Schahingirai 185. 186.

o. Deutſches Album I. 140.

p. Beabſichtigtes: Reiſende Dichter I. 145. Polenlieder 151. Gedichte über Zeitereigniſſe 154. Mumienweizen II. 412.

q. Vereinzeltes: Nachtfahrt I. 91. Landrinette 91. Unter den Palmen 185. 186. Die Nacht im Hafen 177.

r. Überſetzungen: Im Mindener Sonntagsblatt I. 65. 68.
Nach Viktor Hugo I. 94. 126. 127. 128. 130. 133. 135. 137. 139 — 141. 159 bis 161. 172.
Nach Muſſet I. 130. 162. II. 345.
Im Literariſchen Ausland I. 140. 162. 229. 234. 236.
Nach Burns I. 150. 155. 156. 158. 160. 187. II. 345. 362.
Nach Coleridge I. 160.

D. Soeſt II.-Barmen. 1836 — 1839.

a. Gedichte: Im Herbſte I. 174. Mirage 174. 205. 243. 255. Die Schiffe 243. Auf Grabbes Tod I. 169. 174. 185. 192. 234. 235. 262. 358. II. 345. Das Hoſpitalſchiff 206 — 212. 270. Die Steppe 212. 266. Die Wieſenkirche 229. Memnon 175 239. 264. Ihr kennt die Sitte wohl der Schotten 279. Kreuzigung 293. 294. Gedichte für den Phönix 317. Roland 320. 329. 330. Freiſtuhl zu Dortmund 320.

b. Gedichte, 1. Sammlung: I. 84. 89 — 95. 195. 198. 199. 201. 227. 228. 232. 233. 264. 273. 312.

c. Unvollendetes: Die Flaſche I. 183. 185 — 187. Walther von der Vogelweide 241 — 243. Cyklus „Dichter" 259. 260. Die Stirn umglüht 276. 279. Ein ſchwüler Sommertag 279. Grablied für L. Landon 299.

d. Überſetzungen: Nach Viktor Hugo I. 174. 193. 198. 216. 228. 231. 233. 234. 238. 239. 254. 255. 312. 406.
Venus und Adonis I. 225. 330. 333 — 335. 392. 413. 414.
Nach Engländern I. 288. 289. 299. 301. 306. II. 439.
Nach Reboul I. 59. 234. 235. Niſa 219.
Nach Bilderdyk I. 229.

e. Rheiniſches Jahrbuch I. 221 — 23. 257. 258. 284. 290. 295. 300. 305. 329. 335. 339. 342. 350. 424. II. 68.

f. Maleriſches und romantiſches Weſtfalen I. 220. 225. 304. 318. 330. 333. 334. 336. 407.

E. Unkel. 1839 — 1841.

a. Rolandsalbum I. 336 — 339. 343. 363. 407.

b. Gedichte: Auf dem Drachenfels I. 324. 363. 375. Die Roſe 326. 340. 347. 349. Liebeslieder 339. 368 — 370. Carnevalslied 345. 347.

c. Unvollendetes: Roſenlied I. 369. Deutſcher Childe-Harold 384. 410.

d. Überſetzungen aus dem Engliſchen I. 344.

F. Darmſtadt. 1841 — 1842.

a. Gedichte: Aus Spanien I. 398. 413. 415. Ein Denkmal I. 398. 432. II. 21. Rheinſage I. 399. 419 — 421. 427. 428. 431. 432. II. 29. **1862.** I. 399. 432. II. 21. 347. An Karl Buchner II. 421.

b. Unvollendetes: Domalbum I. 403. 416. Domlied 421. Laacher See 415. 421. 432. Antwort an Herwegh 423. 425. 426. 431.

c. Überſetzungen I. 402. 417. 419.

d. Britannia I. 387 — 389. 399. 403. 412. 415. 416. 419.

G. St. Goar. 1842 — 1844.

a. K. Immermann I. 377. 384. II. 6. 7. 15. 21. 25. 29.

b. Politiſche Dichtung II. 7 — 12. 48. 70. 71. 74. 97. 98.

Patriotiſche Phantaſien II. 73 — 76. 81. 84. 97.

Glaubensbekenntnis II. 99. 101 — 104. 110. 111. 113 — 119. 126. 128. 130. 131 — 135. 139. 140. 261.

Einzelne Gedichte: Ein Flecken am Rheine I. 363. II. 8. 26. 30. 40. 49. Ein Brief II. 9. 46. 49. 50. 54. 60. 62. Mit raſchen Pferden II. 50. Prinz

Ludwig von Preußen II. 79. 81. 83. 84. 127. Königſtuhl bei Rhenſe II. 81. 83. 84. 90. Dorfgeſchichten II. 91. 413. Trotz alledem II. 96. 115. Die Freiheit! Das Recht II. 92. 95. 115. Am Baum der Menſchheit II. 100. Im Himmel II. 98. 99. Die weiße Frau II. 99. Wann? II. 101. Auch ein Walpurgisnachtstraum II. 108. Das Fenſterkreuz II. 108. 109. An Hoffmann v. Fallersleben II. 264.
Viſion II. 8. Gedicht auf die Gebrüder Grimm (Ein Kindermährchen) II. 95. 98. 103.

c. Unpolitiſches: Huhn und Nachtigall II. 42. 43. 47. An Riemer II. 84.

d. Überſetzungen aus dem Engliſchen II. 7. 34. 38. 40. 58. 74. 84. 89. 93. 95. 97. 136. 427.

e. Beabſichtigtes: Drama Dante II. 58. Luſtſpiel nach dem Simpliciſſimus II. 58. Lurlei, Jahrbuch für Poeſie II. 34. 38.

II. Belgien, die Schweiz, London I. 1844 — 1848.

a. Unpolitiſche Dichtungen: Meiner Frau zum Geburtstage II. 119. Requiescat II. 152. Nach England II. 184. 262.

b. Politiſche Dichtungen: Leipzigs Todten II. 152. 166. 261. Vor der Fahrt 153. Eispalaſt 153. Wie man's macht 153. Freie Preſſe 153. Von unten auf 154. Ça ira 153. 154. 171. 189. 261.
Irland II. 186. 262. Im Hochland fiel der erſte Schuß II. 203. Die Republik 203. Schwarz-Rot-Gold 203. Berlin 203. Lied vom Tode 203.

c. Überſetzungen: Victor Hugo II. 155. 165. 171. 261. Engliſche Lyrik II. 155. 163. 165. 171. 261. Lied vom Hemde II. 186. 262.

I. Düſſeldorf, Köln, Bilk. 1848–1851.

a. Politiſches: Trotz alledem II. 208. Die Todten an die Lebenden II. 208. 209. 262. Wien 213. Blum 213. Ungarn 213. Reveille 214. Abſchiedswort der N. Rhein. Zeitung 214. 262. Am Birkenbaum 221. Kalifornien 221. Die Revolution 221. Neuere politiſche und ſoziale Gedichte 221. 233. 236. 262. 263.

b. Unpolitiſches: Zwiſchen den Garben II. 216. 222. 225. 227. 262. Weihnachtslied für meine Kinder 220.

c. Überſetztes: 24. Juni bis 24. November II. 214. Venus und Adonis II. 214. 216. 225. 227. 228. 262.

K. London II. 1851—1868.

a. Lyriſches: An der Weltſtadt nördlichem Saum II. 242. Zwei Epiſteln an Weydemeyer 243. 249. Robert Burns 286. Auf Eichmanns Hochzeit 271. 317. 408. 413. Auf Koeſters Hochzeit 289. 292. 302. 317. 411. Auf Joh. Kinkels Tod 294. 295. In Jul. Rodenbergs Album 295. An Gabriele Dingelſtedt 295. Für Julius Moſen 295. 346. Fürs ſchwarze Land 295. 355. Zur Schillerfeier. Zwei Feſtlieder 295. 296. 324. 325. Auf Koeſters Kindtaufe 304. 305. Aus der engliſchen Apfelblüte 342. Weſtfäliſches. Sommerlied 354. Nadel und Draht 354. 365. Allerlei Funken 355. An Käthe zu ihrer Vermählung mit Eduard 360. 379. An Landon 378.

b. Überſetztes: Sang von Hiawatha II. 293. 301. 303. 311. 312. Nach Whitman 381. 382. Nach Burns 382.

c. Geſammeltes, deutſch: Dichtung und Dichter II. 250. 272. 273. 274. 276. 277. 280.

d. Geſammeltes, engliſch: Rose, Thistle and Shamrock II. 242. 250. 255. 258. 267. 304.
e. Wiſſenſchaftliches, engliſch: Aufſätze im Athenäum II. 291. 292. 296. 300. 339. Über Wallenſtein 296. 339. 341. Vorwort zu Coleridge II. 296. 330. 331-341. Studien über die ältere engliſche Poeſie 250. 258. 269. 374.
f. Beabſichtigtes: Aufſätze für Tauchnitz II. 330. 331. Überſetzungen nach Shakeſpeare 374.
L. Stuttgart und Canſtatt. 1868—1876.
a. Lyriſches: Bei M. Hartmanns Abſchied II. 390. Zu K. Mayers 83. Geburtstag 390. 407. Zu Luiſens Hochzeit 390. Lieder an die Enkel 390. Im Teutoburger Walde 391. Hurrah Germania 394. 425. So wird es geſchehen 394. An Wolfgang im Felde 394. 410. 413. Trompete von Gravelotte 394. 413. Freiwillige vor! 394. An Deutſchland 394. Geſammelte Dichtungen 394. 395. 408. 411. 425. 429. Tauflied für Ganzhorn 397. Barfüßele 400. 413. Februar 1870. 404. 405. 407. Zu Hölderlins 100jährigem Geburtstage 408. Aus Graubündten 417. Wilhelm Müller. Eine Geiſterſtimme 417. Goethes Gruß zum Kölner Mummenſchanz 417. Rotkäppchen 418. 438. Otto zu Wolfgangs Hochzeit 418. 438. Lang, lang iſt's her I. 30. II. 422. 455. 457. Hebel und Scheffel II. 459. 460. 461.
b. Überſetztes: Nach engliſchen und nordamerikaniſchen Dichtern II. 390. 420. 432. 433. 434.
c. Hallbergers Illustrated English Magazine II. 421. 454. 459.

Freiligrath, Karl I. 35. 94. 123. 125.
II. 124. 137. 138. 167. 173—178. 183. 192. 196.
Freiligrath, Otto I. 43. 81. II. 27. 178. 322.
Freiligrath, Lina I. 94. 95. II. 124. 137. 138. 167. 432. 507.
Freiligrath, Gisberta I. 94. 95. II. 124. 137. 138. 432. 466.

Freiligrath, Ida I. 349. 353. 364 — 370. 383. 396. 466.
II. 204. 261. 284. 313. 364.

Freiligrath, Käthe II. 149. 166—170. 173. 174. 176. 188. 194. 197. 204. 233. 253. 303. 323. 337. 339. 360. 379. 380. 406. 407. 437. 466.
Freiligrath, Marie II. 185. 188. 190—192. 196. 204. 334.
Freiligrath, Wolfgang II. 185. 197. 200. 204. 253. 256. 280. 303. 323. 337. 348. 388. 390. 407. 410. 411. 413. 416. 418. 423. 431. 437. 459. 466.
Freiligrath, Luiſe II. 222. 225. 303. 323. 337. 354. 360. 390. 406. 466.
Freiligrath, Otto II. 222. 233. 253. 280. 303. 321. 323. 326. 337. 354. 366. 407. 418. 423. 431. 435. 436. 437. 438. 441.
Freiligrath, Percy II. 246. 266. 280. 303. 305. 306. 325. 326. 329. 337. 407. 437. 441. 458. 466. 423. 431.

Friedrich Wilhelm IV. v. Preußen I. 320. 399. 400. 418. 429.
II. 9. 11. 26. 29. 30. 125.
Gagern, Hans Chriſtoph v. I. 420.
Gall, Luiſe von I. 398. 414. 420.
II. 4. 5. 25. 28. 39. 42. 43. 45. 54. 67. 79. 83. 87.
Ganzhorn, Wilhelm I. 341. 372. II. 3. 14. 389. 463. 465.

Gaudy, Franz v. I. 189.
Gauwerky, Dr. I. 40.
Geibel, Emanuel II. 5. 6. 54. 55. 62. 65. 66. 67. 70. 75. 76. 78. 80. 81. 83. 87. 90. 97. 98. 103. 106. 125. 134. 135. 165. 274. 418. 419.
Genaſt, Schauſpieler I. 385.
Gerſtenberg, Kaufmann II. 245. 307.
Glaßbrenner, Adolf I. 340.
Goethe, Joh. Wolfgang v. I. 364—366.
Goethe, Wolfgang v. I. 334. 340. 342. 350. 354. 364. 365. 367. II. 186. 199.
Goethe, Walther v. I. 364. 365.
Golther, Miniſter II. 465.
Gottſchall, Rudolf II. 358.
Grabbe, Dietrich Chriſtian I. 8. 81. 82. 85. 86. 87. 100. 104. 116. 141. 163. 230. 237. 252. 262. 264. 268. 406. II. 70. 326. 377. 448.
Graß, Bildhauer II. 220.
Grimme, Dialektdichter II. 451. 452.
Grün, Karl II. 142.
Grüneiſen, Karl II. 382.
Gruppe, Otto Friedrich I. 344. II. 226.
Gutzkow, Karl I. 133. 164. 197. 233. 240. 304. 333. 343. 420. II. 19. 90. 93. 94. 95. 96. 97. 98. 104. 135.

Hackländer, Fr. Wilh. I. 177. 331. 340. 398. 407. II. 28. 389. 420.
Hallwachs, Gh. Rat I. 398. 409.
Häring, Wilhelm (Willibald Alexis) II. 78. 83.
Hartmann, Maler II. 220.
Haſenclever, Joh. Peter II. 220. 231. 275. 277. 291.
van Haſſelt II. 119.
Heinzen, Karl II. 48. 91. 119. 122. 123. 124. 137. 142. 146. 147. 151. 157. 160. 162. 165. 170.
Heller, Stephen II. 245.
Hemſen, Wilhelm II. 389. 420. 465.
Herwegh, Georg I. 411. 423. 425. 426. 427. 430. II. 6. 9. 10. 11. 37. 41. 46. 47. 48. 49. 50. 54. 59. 62. 69. 70. 96. 98. 113.
Heß, Dr. II. 245.
Heuberger, Karl II. 4. 43. 45. 78. 92. 93. 94. 95. 103. 125. 134. 137. 169.
Heydt, Abraham Wilhelm v. d. I. 5. 8.
Heydt, Eliſe v. d. I. 5.
Heydt, Hermann v. d. I. 95. II. 354. 366.
Hildebrandt, Theodor I. 203. 297.
Hiller, Ferdinand II. 4. 83. 104.
Hoefer, Edmund II. 389. 465.
Höpfner, O.-App.-G.-R. I. 398. II. 167.
Hoffmann von Fallersleben, Heinrich I., 157. 194. 423. 427.

II. 4. 11. 50. 71. 72. 73. 75. 83. 103. 104. 108. 109. 134. 263. 264. 274. 390. 391. 442. 443. 444.
Hohenhauſen, Eliſe v. I. 103. 107.
Howitt, Ehepaar II. 38. 65. 83. 185.
Hub, Ignaz I. 163. 175. 230. 231. 233. 236. 237. 248. 253. II. 380.
Hübner, Karl I. 180. 331. 332. 347. 353. 371. 373. II. 124.
Humboldt, Alexander v. I. 387. 400. 418. 429. II. 29. 142. 261.
Huth u. Comp. II. 187. 198. 199. 307.
v. Jan I. 106. 109. 110. 157.
Janſſen, Theodor, Kupferſtecher I. 180. II. 275.
Janſſen, Maler II. 435.
Jaup, Gh. Staatsrat I. 398. 409.
Jerrentrup, Heinrich I. 74. 142. 143. 235. 308.
Immermann, Karl I. 179. 180. 202. 204. 205. 225. 252. 255. 268. 273. 278. 286. 304. 305. 314. 354. 373. II. 261. 452. 453.
Joachim, Muſiker II. 245.
Johann, Erzherzog von Öſterreich II. 30. 31.
Johnſon, Andrew II. 241. 242. 253.
Jordan, Wilhelm II. 406.
Juch, H. II. 356. 368. 369. 370.
Kakegagabowh II. 321.
v. Kampen, Profeſſor I. 162. 229.
Kapp, Alexander II. 100.
Kapp, Ernſt I. 273. II. 100.
Kaulbach, Wilh. v. II. 447.
Keller, Gottfried II. 156. 231.
Kerner, Juſtinus I. 363. 378. 383. 384. II. 4. 73. 75. 76. 77. 78. 79. 83. 94.
Kerner, Theobald I. 378. II. 77.
Kinkel, Gottfried I. 180. 286. 335. II. 4. 67. 83. 93. 244. 245. 294. 302. 319. 320. 358.
Klaiber, Julius II. 465.
Kleinenbroich, Maler II. 218.
Klemmen-Fritze I. 116.
Kobbe, Theodor v. II. 83.
Koenig, Heinrich I. 398.
Koeſter, Heinrich I. 177. 178. 179. 260. II. 208. 223. 233. 245. 255. 271. 289. 299. 387. 388. 390. 426. 435.
Koeſtlin, Reinhold I. 384.
Krah, Karl I. 401. 411. 430. II. 23. 24. 28. 403.
Kroeker, Eduard II. 360. 376.
Künzel, Heinrich I. 287. 387. 398. 400. 409. 420. II. 245. 250. 281. 442.

Kurz, Hermann I. 382.
Langewiesche, Wilhelm I. 179. 220. 250. 306. 318. 319. 336. 353.
La Roche, Schauspieler I. 366. II. 83.
Lassalle, Ferdinand II. 233.
Laßberg, Joseph v. I. 419. 420. 423.
Laube, Heinrich I. 224. II. 97.
Lenau, Nikolaus I. 109. II. 130. 137.
Lessing, Karl Friedrich II. 65. 124.
Lewald, August I. 382. 383. 384.
Lippe, Fürstin Pauline zur I. 6. 7. 14.
Liszt, Franz I. 378. II. 149.
Longfellow, Henry Wadsworth II. 5. 20. 23. 24. 25. 28. 34. 45. 54. 67. 201. 202. 457. 458.
Löwe, Joh. Karl Gottfried I. 293. 311. II. 442.
Lübke, Wilhelm II. 465.
Marianne, Prinzessin von Preußen I. 338. 339. 343. 346. 399. 418. II. 13. 60.
Marx, Karl II. 88. 119. 120. 122. 123. 143. 213. 214. 215. 234 244. 262. 272. 291. 294.
Matzerath, Christian Joseph I. 180. 203. 221. 223. 257. 277. 278. 282. 284. 286. 295. 296. 297. 300. 301. 302. 305. 327. 334. 335. 393.
Mayer, Karl, Dichter II. 389. 407.
Mayer, Karl, Politiker II. 465.
Melos, Professor I. 364. II. 463.
Melos, Maria II. 5. 57. 77. 103. 106. 120. 140.
Mendelssohn-Bartholdy, Felix II. 104. 108. 109.
Menzel, Wolfgang I. 86. 117. 133. 149. 169. 228. 233. 382. 384.
Merckel, Ludwig I. 16. 87. 88. II. 245. 330. 340. 349.
Milnes, Monckton II. 194.
Möbius, Professor I. 20. 33. 148. 411. II. 327. 349.
Molenaar, Isaak I. 92.
Mühl, Gustav II. 144. 147. 148.
v. Müller, Kanzler I. 385. 400. 429. II. 61. 83. 261.
Müller, Frederik I. 92. 93. II. 31.
Müller, Johannes I. 92. 93. 127. 131. 194. 229. 232. 234. II. 151.
Müller, Niclas I. 195. 196. 200. 203.
Müller, Otto I. 398. II. 389.
Müller, Wolfgang I. 177. 180. 257. 302. 335. 344. 345. 371. II. 208. 213. 232. 266.
Münch, Ernst I. 382. 384.
Muquardt, Buchhändler II. 120. 128.
Neuhaus, Reinhard II. 358.
Neumann, Hermann I. 175. 342.
Noback, Karl I. 386. 387. 418. 429.
Nodnagel, August I. 142. 301. 302. 398. 407. 409. 420. II. 24. 68. 258. 281. 442.
Nothjung, Schneider II. 234. 235. 267.

Oken, Lorenz II. 155.
Oxford, Mr. II. 244. 259. 260. 287. 288. 289. 297. 308.
Paulus, Eduard II. 389.
Pfarrius, Guſtav I. 180. 272. 340. 345. II. 390.
Pfizer, Guſtav I. 140. 141. 162. 169. 201. 210. 260. 288. 290. 299. 382. 384. II. 94.
Ploennies, Luiſe von I. 398. II. 83. 119. 442.
Preuß, Rat I. 20. 26.
Preuß, Otto I. 321.
Pringle, Thomas I. 142.
Prutz, Robert I. 424. 425.
Puſtkuchen, Kantor I. 18. II. 327. 349.
Püttmann, Hermann II. 49. 95.
Radowitz, Joſeph v. I. 418. II. 30. 56. 60. 61.
Raſch, Guſtav II. 243.
Rauſchenbuſch, Wilh. I. 190.
Reinbeck, Hofrat I. 380. 381. 382.
Reinick, Robert I. 180. 202. 258. 261. 272. 278. 348.
Rieſſer, Gabriel II. 149. 318.
Rittershaus, Emil II. 245. 296. 357. 358. 361. 368. 369. 388. 390. 426
Rodenberg, Julius II. 243. 245. 295.
Rohdewald, Profeſſor I. 20. 77. 406.
Ronge, Johannes II. 171. 223.
Roſt, Alexander I. 385.
Rouſſeau, Joh. Baptiſt I. 264.
Rückert, Friedrich II. 362. 363.
Ruge, Arnold II. 142. 151. 157. 162. 165. 170. 171. 223.
Sagel, Doris I. 15.
Saphir, Moritz II. 4. 73. 80. 83.
Schadow, Wilhelm v. II. 219.
Schauenburg, Eduard II. 233.
Scheffel, Joſ. Viktor II. 389.
Scheller, Buchhändler II. 222. 236. 237. 251. 254. 271.
Scherer, Georg II. 389. 420.
Schierenberg, Profeſſor I. 20.
Schink, Eduard I. 307. 319. 326. 332. 350. 351. 358.
Schirmer, Joh. Wilhelm I. 297. II. 56.
Schleſinger, Max II. 245. 346.
Schlickum, Karl I. 220. 283. 318. 319. 325. 336. 353. 394. 402. 404. 411. II. 16. 18. 20. 23. 24. 25. 28. 40. 44. 65. 105. 126. 159. 163. 166. 180. 368. 401. 402. 404. 412.
Schlöffel, Parlamentsmitglied II. 223.
Schnaaſe, Karl I. 305. 344. 348. 209.
Schnezler, Auguſt I. 23. 163. 175. 230. 233. II. 275. 281.
Schramm, Julius I. 332. 385. 403. 407. II. 45.
Schroedter, Adolf I. 180. 183. 203. 261. 297. II. 65. 124.
Schücking, Levin I. 311. 320. 321. 325. 336. 340. 376. 377. 398. 401. 407. 419. II. 5. 18. 52. 54. 65. 67. 79. 80. 83. 87. 103. 165. 171. 274. 343. 403.

Schulz, Wilhelm II. 151. 155. 156. 157. 162. 164. 170. 172. 199. 223. 229.
Schurz, Karl II. 248. 249.
Schwab, Guſtav I. 123. 125. 126. 129. 145. 204. 382. 384.
II. 94. 261. 281. 362.
Schwenck, Konrad I. 424. 425.
Schwollmann, Onkel Moritz I. 14. 22. 27. 33. 35. 37. 39. 80. 91. 227. 228. 406.
Schwollmann, Onkel Chriſtian, I. 39.
Schwollmann, Lina I. 14. 36. 72. 123. 124. 249. 368.
II. 177. 383. 417.
Siebert, Profeſſor I. 20. 26. II. 448.
Siegfried, Rudolf II. 400.
Simrock, Karl I. 180. 221. 223. 257. 258. 277. 284. 295. 301. 326. 334. 335. 339. 340. 342. 344. 346. 348. 350. 391. 392. 406. 411. 424. 432.
II. 4. 16. 23. 24. 25. 28. 34. 92. 111. 130. 131. 159. 163. 166. 167. 274. 403. 404.
Smets, Wilhelm II. 83.
Sohn, Karl I. 203.
Sonderland, Johann Baptiſt I. 180. 203. 261. 272.
Spohr, Louis I. 125.
Sprüngli, Pfarrer II. 165.
Steifenſand, Kupferſtecher I. 180. 261.
v. Steinäcker, I. 328. 348. 364. 367.
Sternberg, Auguſt von I. 385.
Stieglitz, Heinrich II. 149.
Stilke, Hermann I. 188. 203. 261.
v. Stolterfoth, Adelheid I. 329. 377.
II. 20. 25. 28. 75. 189. 458.
Strodtmann, Adolf II. 149. 211. 217. 390. 399.
Strolch der Hund I. 322. 325. 334. 340. 346. 376. 397. 402.
II. 3. 14. 16. 17. 18. 24. 65. 166.
Struve, Ernſt I. 386.
Stumpf, Karl I. 38. 49. II. 223.
v. Suckow, Frau (Pſeud. Emma Niendorf) I. 382. 385.
II. 79. 94. 243.

Tauſch, Kapellmeiſter in Düſſeldorf II. 411.
Taylor, Bayard II. 149. 245.
Tenner, K. C. I. 398. 404. 409. 420.
II. 258. 281. 442.
Tennyſon, Alfred II. 194.
Tops, Joh. Hermann I. 4. 5.
Tops, Anna Katharina I. 4. 8. 9. 11. 12. 28.
Tops, Hermann I. 5. 21. 24. 28. 29. 35. 148. 149.
Tops, Wilhelm I. 5. 29.
Träger, Albert II. 390.

Uechtritz, Friedrich v. I. 179. 202. 286. 344.

Uhland, Ludwig I. 125. 126. 129. 145. 156. 157. 158. 159. 165. 166. 194. 201 382. 384. II. 24. 342. 363.
v. Valentini, Hofmaler I. 28.
Varnhagen v. Enſe, Karl Auguſt I. 293. 295. II. 104. 108. 109. 135.
v. Vitzthum, II. 4. 107. 159.
Vollmer, Wilhelm II. 389. 420. 465.
v. Wächter, Kanzler Karl Gg. I. 382.
Wackernagel, Wilhelm II. 160. 460. 461.
Walesrode, Ludwig II. 73. 80. 83. 389. 405. 420. 427. 465.
Walther, Maler I. 332. 347.
Weerth, Ferdinand I. 4. 6. 8. 14. 18. 28. 33.
Weerth, Karl I. 23. 98. II. 245. 314.
Weimar, Maria Paulowna v. I. 386.
Weimar, Karl Alexander v. II. 13.
Wenzel, Cenſor II. 90. 95. 96. 99.
Wiens, Heinrich II. 360. 390.
Winterberger, Schauſpieler I. 385.
Wolff, Ferdinand II. 247. 470.
Wolff, Julius II. 390. 393. 472.
Wolff, O. L. B. I. 95. 157. 174. 176. 385.
Würtemberg, Alexander v. I. 380. 381. 382.
Zedlitz, Joſeph Chriſtian I. 340. 372. 373. 420. 368. II. 4. 24. 30.
Zulauff, Heinrich I. 177. 178. 283. 305. II. 223. 468.
Zwirner, Ernſt Friedrich I. 338.

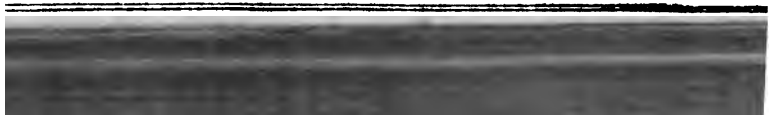
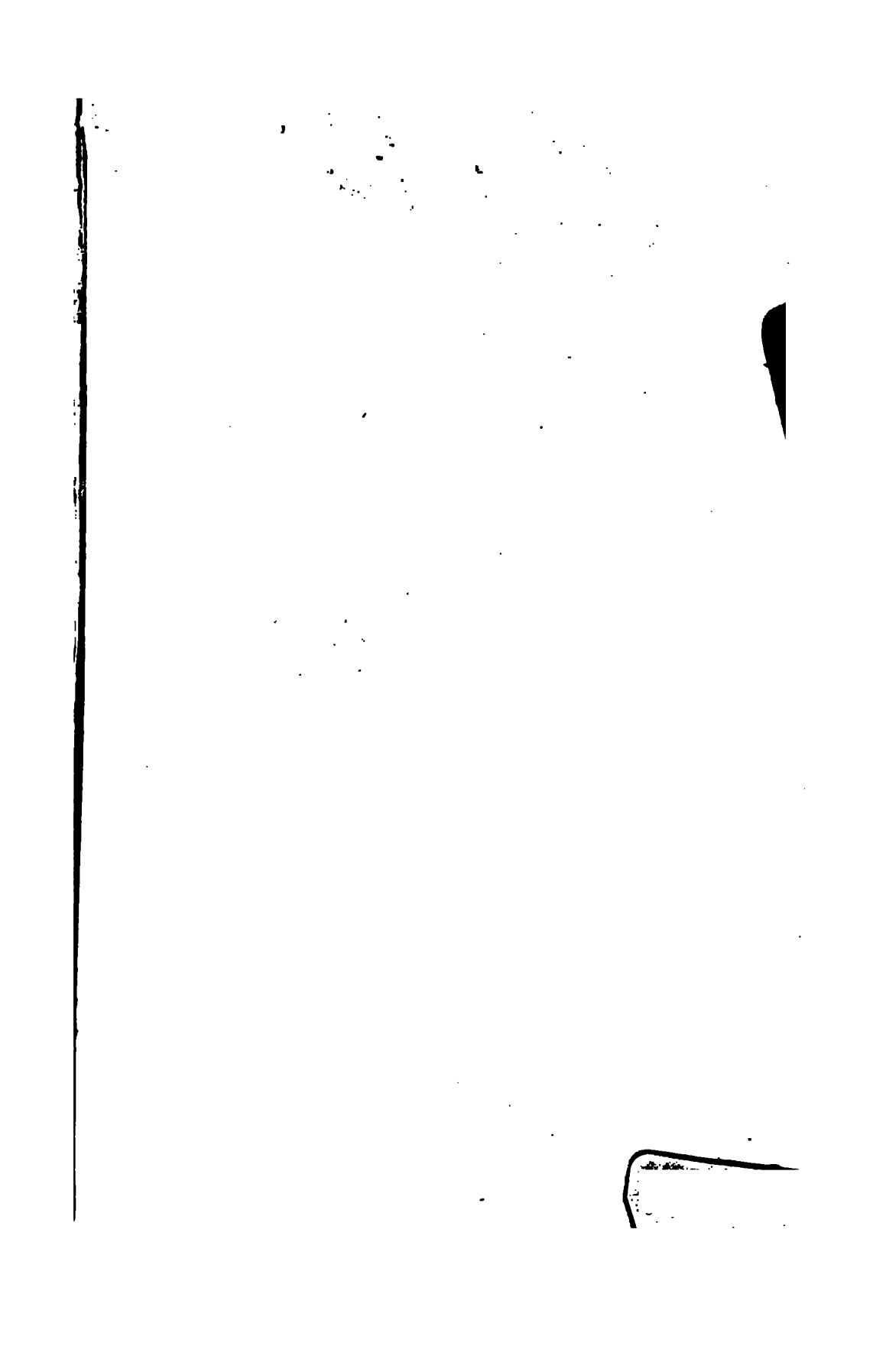
Berichtigungen.

I. S. 95. Lina Freiligrath ist am 13. November 1881 zu Soest gestorben.

I. S. 180. Z. 5. v. o. lies: Die Kupferstecher Janssen und Steifensand.

II. S. 5. Z. 2. v. o. ist Schückings Hochzeitstag unrichtig angegeben; derselbe war nach II. S. 82. nicht am 6. sondern am 7. Oktober.

II. S. 79. Z. 14. v. o. lies: Möge es ihnen wohl ergehen!

II. S. 214. ist gesagt, Freiligrath habe Venus und Adonis in Unkel begonnen; jedenfalls gedenkt er in dieser Zeit zuerst brieflich der ihn daselbst beschäftigenden Arbeit. Die Anfänge derselben fallen indes nach II. S. 262. bereits in die Amsterdamer Zeit.

Kleine Druckfehler möge man dem Verfasser gütig nachsehen.